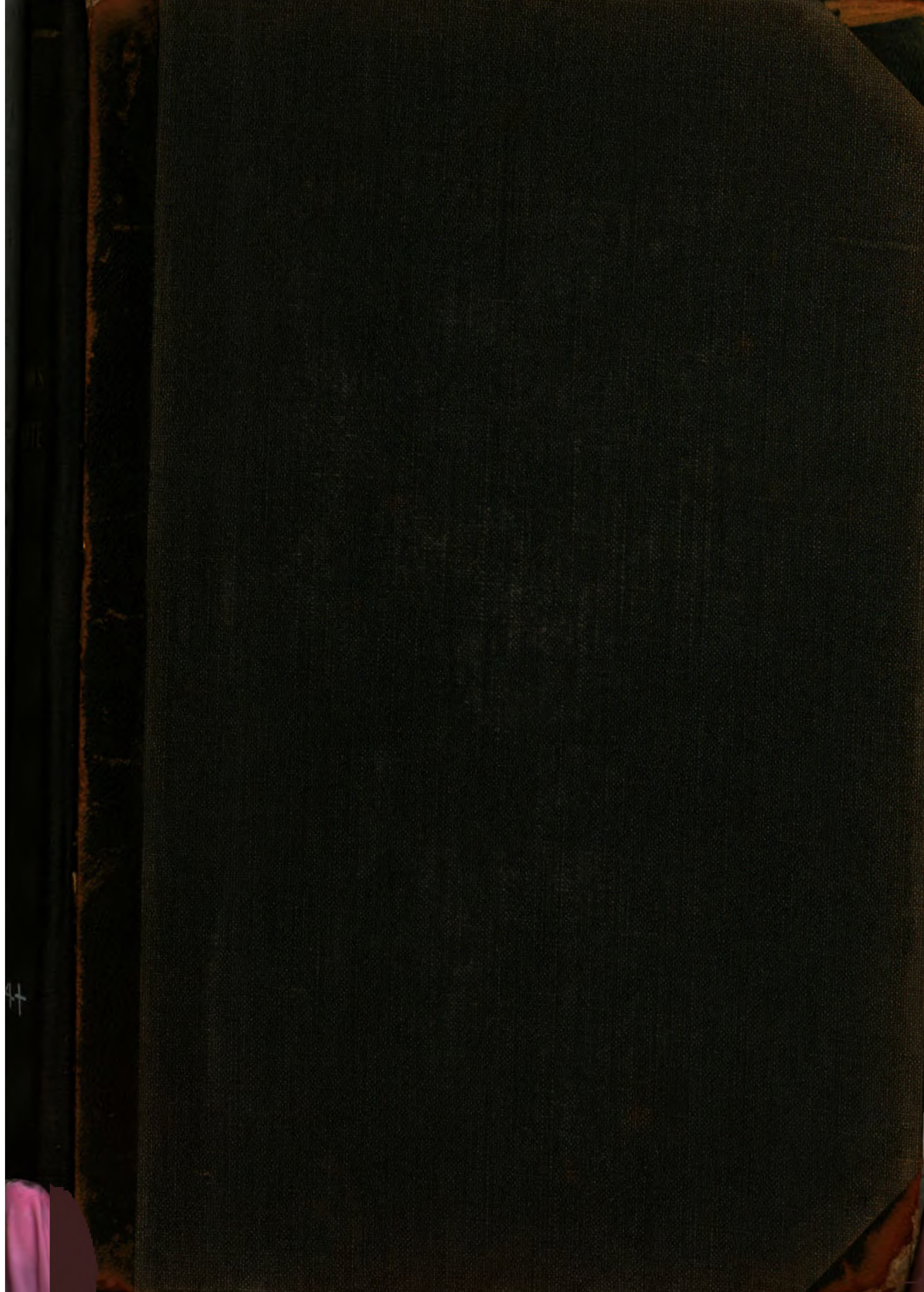



CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 503 778

Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Herausgegeben von Friedrich Spielhagen.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Neunundvierzigster Band.

Der vierten Folge fünfter Band.

October 1880 bis März 1881.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1881.


49. Band.
von
Octbr.
1880
bis
März
1881
Westermann's
illustrirte deutsche
Monats=Hefte
herausgegeben
von
Friedrich Spielhagen.
Braunschweig
Druck und Verlag von George Westermann.

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

neunundvierzigsten (der vierten Folge fünften) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

zum neunundvierzigsten (der vierten Folge fünften) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum neunundvierzigsten (der vierten Folge fünften) Bande.



Die Rache der Vizgräfin.

Novelle

von

Paul Heyse.

Unter den vornehmen Häusern der Provence, welche die Pflege der höfischen Dichtkunst und ihrer Sänger sich angelegen sein ließen, wurde um das Jahr 1180 keines so laut und oft genannt wie das Schloß des Vizgrafen Heraclius von Polignac, eines der reichsten und angesehensten Barone des Landes und des unbestritten eifrigsten Gönners und Förderers aller Dichter und ihrer Gesellen, obwohl er selbst niemals zwei klingende Zeilen zusammengefügt oder auch nur Regel und Brauch der Verskunst begriffen hatte.

Auch war dies nicht wohl von ihm zu verlangen, da er in seinen jungen Jahren, wo der Geist noch ein weiches Wachs ist, das sich in die künstlichsten Formen schmiegt, ganz andere Schulen durchlaufen und anderen Ehrgeiz in seiner breiten Brust genährt hatte. Als ein fehdelustiger Ritter war er überall auf seinem guten Roß erschienen, wo es einen Strauß auszufechten gab zwischen spanischen und französischen Fürsten und großen Herren, und hatte manche Beute davongetragen wie auch manche ehrenvolle Wunde. Und selbst da er in reifere Jahre kam, hätte er dies unstäte, rauhe Leben wahrlich nicht mit einem seßhafteren und sanfteren vertauscht, wenn nicht ein Lanzenstich, den ein catalonischer Bandenführer ihm im Schenkel beigebracht, durch einen unwissenden Feldscherer so schlimm behandelt worden wäre, daß der treffliche Vizgraf nicht ohne große Schmerzen und Beschwerden ein Pferd besteigen oder gar einen halben Tag im Sattel verharren konnte. Er sah sich demnach wohl oder übel gezwungen, dem reisigen Beruf zu entsagen und sich in sein väterliches Schloß unweit Puy zurückzu-

ziehen, mit manchem grimmigen Fluch, daß er bei noch rüstigen Kräften dazu verdammt sei, als eine unnütze Last der Erde herumzuwanken und wie ein altes Schlachtroß die Ohren zu schütteln, wenn der Schall von fernem Waffenspiel zu ihm herüberdrang.

Doch fand er es zu Hause anders, als er es in junger Zeit verlassen hatte, oder vielmehr er hatte nun Muße, auf Mancherlei zu achten und zu horchen, was ihm dazumal als ein schnöder Tand und eines thatenfrohen Mannes unwerth gedünkt hatte. Die zarte Blume des höfischen Gesanges war während der letzten Jahrzehnte üppig in Flor gekommen, und wie die Mücken zur Sommerszeit schwärmten jetzt Sänger und Spielleute durch die blauen Lüfte der Provence. Zunächst fand unser Vizgraf Gefallen an den streitbaren Sirventesen des großen Bertran von Born, in denen es von Schwerthieben auf blanken Schilden klirrt und von hochgeschwungenen Bannern rauscht. Dann gingen ihm auch die zarteren Weisen der Liebeslieder nach und nach zu Gemüthe, und da er an ein geschäftiges Treiben gewöhnt war, dauerte es nicht lange, so nahm er an den unblutigen Streithändeln der Troubadoure einen so regen Antheil, als hätte er zeitlebens statt Schwertklingen Verse geschliffen und statt der Lanzen auf mannhafte Brustharnische zierliche Liedespfeile auf das unbewehrte Herz schöner Frauen abgedrückt. Er setzte nun seinen Stolz darein, die berühmtesten der zeitgenössischen Sänger in Person kennen zu lernen und die Kampfesregeln ihrer klingenden und singenden Turniere sich einzuprägen, was ihm aber, da sein Kopf unter der Sturmhaube hart geworden war, trotz des redlichsten Fleißes bis an sein Ende nicht gelang. Er konnte, so ernstlich er den Tact an seinen zehn Fingern abzählte, die Tonart der Verse nicht sicher unterscheiden, und vollends die künstlichen Strophengebäude mit eigensinnig verschlungenen Reimen blieben ihm ein Labyrinth, durch das kein zuverlässiger Faden ihn leiten wollte.

Einer seiner poetischen Freunde, dem er in einer vom Wein mittheilsam gemachten Stunde seine Noth klagte, rieth ihm, sich einer Lehrmeisterin zu überliefern, die selbst das schwerfälligste Gehirn zu diesen munteren Künsten anzufeuern vermöge, der Liebe nämlich, die er ohnehin bisher nur vom Hörensagen gekannt, die aber einem echten und gerechten Dichter nöthiger sei als das Oel in seiner Lampe und der schwarze Saft in seinem Federkiel. Sei er doch noch in den besten Jahren und verpflichtet, den Stamm seiner Väter nicht mit sich verdorren zu lassen. Ueberdies werde eine schöne Vizgräfin das alte Schloß derer von Polignac erst recht zu einem Wallfahrtsort aller dichtenden Geister der ganzen Provence machen, mehr als alle Gunst und Gaben, die dort bisher mit freigebigen Händen ausgetheilt worden seien.

Der treffliche Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, und nicht drei Monden waren ins Land gegangen, so hatte er eine schöne und vornehme Braut heimgeführt, keine Geringere als die einzige Schwester des Delphins von Auvergne, die edle Assalide von Claustra, die unter den vornehmen Damen jener Zeit um ihrer Tugenden und Anmuth willen wohl den Preis davontragen mochte. Es erregte nicht geringe Verwunderung, daß diese fürstliche Schönheit, nachdem sie manchem jüngeren und glänzenderen Bewerber ihre Hand versagt, sich nicht weigerte, die Gattin des wackeren, aber schon angejahrten und von allerlei Kriegsungewittern zerzausten Vizgrafen zu werden, da sie an Geschlecht und Vermögen ihm überlegen war. Mancher kecke Frauenjäger rechnete im Stillen, nun werde auch die bisher Unnahbare eine leichte Beute

werden, und vor Allem rüsteten sich die ritterlichen Sänger zu einem klingenden Wettlauf um die Gunst der schönen Herrin von Polignac. Doch sollten sich Alle verrechnet haben. Denn Assalide trug in ihrer Brust ein ernstes und einfaches Herz und hatte dasselbe gerade darum dem wunden Ritter Heraclius ergeben, weil sie ihn ungeschickt fand in höfischen Zierlichkeiten und er die Sprache der Courtoisie, die nur allzu oft ein falsches Gemüth zu verschleiern dient, nur stammelnd zu radebrechen wußte. Daß er den Sängern gewogen, war ihr freilich bekannt, da er nicht gesäumt hatte, auch ihr gegenüber sich damit schön zu machen. Aber sie schob dies auf die Herzensleere und überflüssige Muße seines einsamen Lebens und dachte ihm die harmlose Narrheit wohl noch abzugewöhnen, da sie selbst die meisten dieser Gesänge für nicht mehr achtete als tönendes Erz und klingende Schellen, denen es, so viel sie von Liebe läuteten, an der wahren und treuen Herzensminne gebrach.

So ließ sie es auch mit ernstem und zerstreutem Lächeln hingehen, daß ihre Vermählung durch ein großes poetisches Turnier festlich begangen wurde, bei welchem ihr Gatte selbst die spitzfindigsten und absonderlichsten Themata zu den Tenzonen gab und seine junge Gemahlin sich bequemen mußte, den Schiedsspruch zu fällen und den Sieger zu bekränzen. Es waren ausbündig schwere und gewichtige Streitfragen, um welche die Kämpfenden ihr Flügelroß tummelten, als zum Exempel: was vorzuziehen sei, von der Geliebten die Erlaubniß zu erhalten, ihr das Haar statt eines Kammerfräuleins zu flechten und aufzustecken, oder ihr die Schuhe anzuziehen; oder wer von Dreien beglückter sei: der, dem eine Frau einen Liebesblick schenke, der, dem sie verstohlen die Hand drücke, oder der, auf dessen Fuß sie den ihren stelle. Denn je weniger der Vizgraf von dem eigentlichen Werth und Wesen der Dichtkunst begriff, desto eifriger warf er sich auf diese Scholastik des Minnegesanges, deren müßig schwärmende Witzesfunken in seinem nicht allzu klaren Haupt eine angenehm wetterleuchtende Vorstellung von etwas ungemein Feinem und Erhabenem hervorbrachten.

Demgemäß schwamm er in stolzer Wonne, als er seinen Plan so herrlich geglückt und seine junge Frau wie einen Stern von schillernden Meteoren und Irrwischen umschwärmt sah. Die schöne Vizgräfin aber, als das eitle Feuerwerk, das sie weder erleuchtete noch erwärmte, nicht enden wollte und ihr nun die Augen darüber aufgingen, wie wenig ihr Gemahl auf ihr wahres Glück bedacht und wie unausrottbar seine fast kindische Neigung zu diesem Tande sei, verfiel nach und nach in immer ödere Schwermuth, da sie sich sagen mußte, daß sie ihr Herz unter seinem Werthe weggegeben und die Hoffnung auf ein ruhiges, doch genügliches Eheglück verscherzt habe. Denn sie war viel zu redlichen Sinnes, um, wie sie nah und fern so Manche thun sah, die angelobte Treue auf die leichte Achsel zu nehmen und sich nach einem Tröster ihres ungestillten Herzens umzuschauen. Von all' den fahrenden Sängern, so viele von schöner Gestalt und einnehmendem Betragen sich eifrig um sie bemühten, zeichnete sie weder laut noch im Stillen auch nur einen einzigen aus, was der biedere Vizgraf ihr nicht einmal zu sonderlichem Ruhme anrechnete, da er ein freundliches Eingehen auf das Spiel der Courtoisie, natürlich unbeschadet der eheherrlichen Würde, als eine Pflicht adeliger Frauen zu betrachten sich gewöhnt hatte.

Zu allem Unglück blieb auch die Ehe kinderlos, so daß die edle Assalide der besten Herzensfreude entbehren mußte, die ihr für manchen irdischen Kummer ein himmlischer Ersatz gewesen wäre.

Fünf Jahre hatten sie so hingelebt, der Ritter, je mehr ihm die Haare ergrauten, immer jugendlicher in seine Thorheit verrannt, seine Hausfrau immer stiller und entsagender ihr Gemüth auf geistliche Uebungen und milde Werke richtend, da geschah es, daß eines Tages ein weitberühmter ritterlicher Sänger, Herr Guillem von Saint-Didier, über die Zugbrücke des Schlosses von Polignac ritt und die erlauchten Wirthe zu begrüßen verlangte. Die Burg Saint-Didier (von Anderen Saint-Leidier genannt) lag nördlich vom Schlosse des Vizgrafen Heraclius, nicht über einen Morgenritt entfernt, und Herr Guillem hätte unfehlbar längst die werthen Nachbarn heimgesucht, wenn ihn nicht sein schweifendes Leben und mannigfache Liebesabenteuer in anderen Gegenden der Provence Jahre lang festgehalten hätten, zu seinem nicht geringen Ruhme, da seine Lieder inzwischen bis in seine Heimath drangen und aus der Ferne die meisten seiner dichtenden Collegen verdunkelten.

So kam es, daß der Schloßherr, sobald er seinen Namen erfuhr, ihn mit offenen Armen aufnahm und ihn alsbald auch zu seiner Gattin führte, nicht ohne ihn mit verlegenem Bedauern darauf vorzubereiten, daß er an dieser kein sehr geneigtes Publikum finden werde, da sie trotz ihrer hohen Geburt sich gegen die edle Kunst des Gesanges spröde verhalte und einen einfältigen lateinischen Chorgesang ungebildeter Nonnen den zierlichsten und auserlesensten Canzonen, Coblas, Retroensas und Tageliedern vorziehe.

Herr Guillem von Saint-Didier, der sich bewußt war, daß er mit seinem unwiderstehlichen Singen so manche festverriegelte Pforte sich geöffnet und das härteste Eis um stolze Frauenbusen zum Schmelzen gebracht hatte, kräuselte, ohne ein Wort zu erwidern, den Bart und gedachte hier einen Hauptsieg davonzutragen. Als er aber vor Assalide stand und in dies ruhige, fast überirdisch blickende Auge schaute, entsank ihm der verwegene Muth, und er neigte sich in glühender Verwirrung vor der schönen Gestalt, ohne auch nur die Gunst zu erbitten, ihre Hand ehrerbietig mit den Lippen berühren zu dürfen. Die Frau ihrerseits, die seinen leichten Ruf wohl kannte, ward angenehm überrascht, statt des kecken Verführers einen bescheidenen, sittsamen und wortkargen Mann vor sich zu sehen, der auch, da sein Wirth ihn aufforderte, gleich zum Willkommen eine seiner berühmten Canzonen durch den Spielmann vortragen zu lassen, sich entschuldigte, er habe nichts gedichtet, was solcher Hörerin würdig sei. Auch erzählte er nichts von den Höfen und Grafenschlössern, wo er Frauengunst und Herrendank genossen, dagegen pries er die Lieblichkeit seiner eigenen Heimath, die es ihm nach so langer Entfremdung mit neuem Zauber angethan habe, und gab seinen Entschluß zu erkennen, hinfort auf Saint-Didier zu hausen und sich vorzubereiten auf den Zug nach dem gelobten Lande, da er Willens sei, zur Buße seiner jugendlichen Verirrungen das Kreuz zu nehmen und zur Ehre des Erlösers sich mit den Ungläubigen zu messen.

Das Alles mehrte die gute Meinung, die Frau Assalide von ihrem Gast empfing, und während sie schweigsam zuhörte, wie die Männer beim Becher plauderten, konnte sie nicht umhin, Herrn Guillem's schönes junges Antlitz, das krause schwarze Haar und die feurigen und zugleich sanften Augen zu betrachten, dazu die schlanken Glieder, deren Kraft und Geschmeidigkeit freilich erst voll zu Tage kamen, wenn sie ein Pferd zu bändigen hatten. Sie hatte aber ihres Wohlgefallens an der neuen Erscheinung kein Arg und überließ sich der ungewohnten Empfindung unbedenklich, indem sie mehr

und mehr aufthaute und zumal an dem Gespräch über die Kreuzfahrt einen sinnigen Antheil nahm.

Nur eine Nacht und einen Tag blieb der Gast auf dem Schlosse, während deren es stiller dort zuging, als sonst bei Besuchen gefeierter Dichter zu geschehen pflegte. Denn das übrige poetische Hausgesinde des Vizgrafen, drei oder vier hungrige Poeten und etliche Spielleute in schäbigen Gewändern, die sich an diesem gastlichen Herde seit Wochen und Monden gütlich thaten, waren durch den großen Ruf des Herrn von Saint-Didier dermaßen eingeschüchtert, daß sie sich mit ihrem Singen und Klimpern nicht hervorwagten, so wenig wie Mäuse, die sich sorgenlos im Speck einer sicheren Rauchkammer gepflegt, in ihren Löchern zu pfeifen wagen, wenn plötzlich eine große Katze hineingewandelt kommt.

All' dies Gelichter athmete auf, als der stattliche Troubadour am Abend des nächsten Tages wieder davonritt. Sein biederer Wirth wunderte sich im Stillen, daß er ihm so wohl gefallen habe, obgleich er von Versen und Reimen keine Silbe gesprochen, desto mehr von kriegerischen Lustbarkeiten und ernsten Fehden, nach denen immer noch ein verstohlenes Heimweh in des Vizgrafen Seele fortglimmte. Er hatte den Troubadour gebeten, ihm seine Trutz- und Rügelieder zu schicken, die eine waffenklirrende Chronik der Zeitläufte enthielten. „Und mir sendet von Euren Minneliedern,“ hatte Frau Assalide mit einem sanften Lächeln hinzugefügt. Worauf Herr Guillem sich stumm verneigt und die Augen zu Boden gesenkt hatte.

Es verging aber fast eine Woche, ehe er sein Wort löste, und wunderlich war's, wie lang der edlen Frau diese sechs Tage dünkten. Als sie endlich den Spielmann Guillem's in den Schloßhof einreiten sah, stand ihr Herz einen Augenblick still, um im nächsten desto rascher zu hüpfen und zu schlagen. Sie erschrak sehr darüber, daß sie so erschrecken konnte bei dem bloßen Anblick eines Dieners jenes fremden Mannes. Noch aber hatte sie kein Arg über den wahren Grund dieser Bewegung, und erst als der Bote, nachdem er seiner Sendung an den Vizgrafen sich entledigt, auch bei ihr eintrat und ausrichtete, was sein Herr ihm aufgetragen, fiel es ihr wie eine Binde von den Augen, und sie erkannte den Abgrund, an dessen Rand sie hingeschritten war.

Jener Spielmann war etwas Besseres als einer der gewöhnlichen Jongleurs, die mit den ritterlichen Sängern zogen und zur Viola oder Laute die Lieder derselben sangen, dem Range nach nicht höher als die Knappen, die ihre Pferde striegelten. Er war im Schlosse Saint-Didier als der Milchbruder des Junkers aufgewachsen, hatte alle Wissenschaften und Künste mit diesem gemeinsam erlernt, und eine fast brüderliche Freundschaft schloß die beiden Knaben an einander, die auch in die männlichen Jahre sich erhielt, so daß Herr Guillem sich nie von seinem Hugo Marschall trennte, obwohl der letztere Name ihn als den Sohn des Stallmeisters vom Vater seines Freundes zu erkennen gab. Auf all' seinen Fahrten hatte er den treuen, klugen und bescheidenen Gesellen an seiner Seite gehabt, und wenn Hugo hätte erzählen wollen, wäre die ganze Reihe verwegener und verliebter Abenteuer, die Herr Guillem bestanden, von ihm zu erfragen gewesen.

Nun trat er mit ehrerbietigem Anstande vor Frau Assalide und entschuldigte seinen Herrn und Freund, daß er sein Versprechen nicht halten und eine Auswahl seiner alten Canzonen ihr senden könne. Er habe diese Zeugnisse früherer Thorheiten und Verirrungen, sobald er nach Hause gekommen, den Flammen überliefert, da er sich geschämt, aus ihnen zu sehen, an wie Geringes er bisher

sein Sinnen und Dichten vergeudet, nur entschuldbar mit der Unkenntniß des Besseren und Besten, die erst so spät von ihm fallen und einem reinen Streben nach dem höchsten Gute weichen sollte. Und nun bat der getreue Bote um die Erlaubniß, eine Canzone vortragen zu dürfen, die in diesen letzten Tagen gedichtet worden war, was Frau Assalide, mit tiefem Roth übergossen, durch ein leises Neigen des Hauptes gewährte. Die Verse begannen scheu und dunkelsinnig, und dem Inhalt angemessen sang sie der gute Freund mit halber Stimme, bis die schüchtern schwärmenden Funken zu einer schönen Flamme sich vereinigten und nun das Bekenntniß einer starken Leidenschaft zu der edelsten und stolzesten Frau der Welt hervorloderte, deren Namen zu nennen gefährlich sei, denn sie werde den Sänger ohne Zweifel für immer von ihrem Angesicht verbannen, wenn er ihr sein Herz offen anzutragen wage. Doch süßer sei es, sie hoffnungslos zu lieben, als von einer Anderen mit allen Gaben der Huld verschwenderisch überschüttet zu werden. Und so stelle er seine Sache der himmlischen Jungfrau anheim und danke ihr, daß sie ihn den Weg zu diesem glücklichen Unglück geführt, bei dem all' seine Gedanken weilen würden, auch wenn sein Leib fern im Morgenlande für den Herrn der Welt kämpfen und verbluten müßte.

Als der Gesang zu Ende war, hatte die schöne Hörerin sich so weit gefaßt, daß sie mit etlichen feinen und ruhigen Worten dem Boten wie dem Dichter ihren Dank sagen konnte, als wäre ihr nichts Verfängliches zu Ohren gekommen. Sie bat sich eine Abschrift des Liedes aus und trug dem Freunde einen huldvollen Gruß an Herrn Guillem auf, der hoffentlich, ehe er zum Kreuzzug aufbräche, noch hin und wieder sich erinnern würde, daß er auf Schloß Polignac ein gern gesehener Gast sei.

Hugo Marschall trug diese Botschaft pünktlich nach Hause; er war aber in seinem Herzen betrübt, denn ihm selbst hatte es die hohe Schönheit und Güte dieses edlen Weibes so seltsam angethan, daß er zum ersten Mal seinem Jugendfreunde einen Sieg nicht gönnte und seine niedere Geburt beklagte, die es ihm verwehrte, selbst um den hohen Preis einer solchen Himmelsgunst zu werben. Sein Mund floß gegen den Freund vom Lobe der Vizgräfin so unerschöpflich über, wie er sonst von keiner Frau gesprochen. Und nicht zum Wenigsten trug dieses ungewohnte Feuer des Boten dazu bei, auch in Guillem eine wahre und tiefe Neigung zu entflammen, also daß er nicht viel Tage vergehen ließ, bis er wieder den Ritt nach dem nachbarlichen Hause machte, um diesmal länger dort zu bleiben und in immer kürzeren Zeiträumen wiederzukehren.

Dem Herrn von Polignac war das eben recht, und daß nach und nach die übrigen Dichterlinge sich von seinem Tische verzogen wie die Spatzen, wenn ein Falke sich blicken läßt, machte ihm wenig Kummer, da er dafür den Ruhm eintauschte, einen so gefeierten und verwöhnten Poeten an sein Haus zu fesseln. Ja, er hätte sich dieses Besitzes noch mehr gefreut, wenn Guillem sich nach der Weise anderer Hofdichter herbeigelassen hätte, die Hausfrau in Liedern zu preisen. Dies aber ließ immer noch auf sich warten, und mehr als einmal hielt der kurzsichtige Biedermann es seinem edlen Weibe vor, welch eine herrliche Gelegenheit, gefeiert zu werden, sie durch ihre offenbare Abneigung gegen die „fröhliche Kunst“ sich verscherzt habe.

Frau Assalide schwieg mit leisem Erröthen, denn sie wußte es freilich besser, — oder schlimmer. Nie empfing sie Guillem's Besuch, ohne daß in einer unbewachten Stunde der treue Hugo Marschall

ihr ein neues Lied sang, das immer unverhüllter ihr Herz umwarb und ihre Sinne umschmeichelte, während der Dichter nur durch die stumme Sprache seiner braunen Augen bei ihr anfragte, ob sie in Wahrheit sein Verderben und seinen Tod wünsche oder mit einem Tropfen Hoffnung seine Flamme zu kühlen sich herablassen wolle.

Sie fühlte, daß sie verloren war, wenn sie diesem unterirdischen Strome, der ihr gefestetes Gemüth untergrub, keinen Damm entgegensetzte. Und nachdem sie eines Tages zu ihrer Schutzheiligen gefleht, daß sie ihr die rechten Worte auf die Zunge legen möge, suchte sie mit entschlossener Seele den Ritter im Garten auf, wo er trübsinnig auf einem Bänklein neben einem Myrtenbusch vor sich hinträumte und mit dem Schwert ihren Namenszug in den Kies grub. Sie winkte dem hastig Aufspringenden, ihr in einen einsamen Baumgang zu folgen, und begann alsbald, noch ehe er ein Wort hatte vorbringen können, eifrig und tapfer das Sprüchlein aufzusagen, das sie in mancher schlaflosen Nacht unter Thränen und Seufzen sich ersonnen hatte.

„Herr Guillem,“ sagte sie, „Ihr habt es mir mit vielen schönen Worten in Euren Liedern bekannt und mit noch beredteren Blicken und Geberden bestätigt, daß Ihr eine thörichte und verwegene Neigung zu mir gefaßt und Euch der Hoffnung hingegeben habt, ich würde Euch zu meinem Ritter annehmen und Eure Liebe erwidern. Nun dünkt es mich unrecht und einer ehrbaren Frau nicht geziemend, durch ihr Schweigen einen Mann zu ermuntern, der ihr zu einem müßigen Spiel, wie es freilich an den Höfen unseres Landes nur allzu sehr im Schwange ist, zu gut dünkt; im Ernst aber Euch mein Herz zuzuwenden, verbietet mir die meinem Gemahl vor Gott angelobte Treue, die ich ihm zu halten gedenke, ob ich auch nah und fern gar Viele meines Geschlechtes sehe, die es nicht schwerer damit nehmen als mit einem lästigen Gewande, das sie in der Zeit der Sommerschwüle abwerfen, um an irgend einer heimlichen Stelle sich in einen kühlen See zu tauchen, dessen Fluthen ihnen überm Haupt zusammenschlagen. Ich dagegen hoffe mit der Hülfe der Jungfrau und meiner Schutzheiligen den festen Grund der Treue nie unter meinen Füßen zu verlieren, und so erkläre ich Euch gerade heraus, daß ich Euren Bitten und Wünschen nie Gehör leihen werde, so lange ich meines Verstandes mächtig bin, und nie einem fremden Manne das geringste Recht über mein Herz oder meine Person einräumen werde, wenn nicht ein Wunder geschieht, das mich zu einer Anderen macht, als ich bin, ja wenn nicht mein eigener Gemahl mir gebietet, von ihm zu lassen und dem anzugehören, der ihm seine Ehre zu rauben trachtet.“

Nachdem sie diese kluge und herzhafte Rede, freilich mit etwas bebender Stimme, doch ohne Anstoß, zu Ende gebracht hatte, schwieg sie athemlos und erwartete, was für Künste der redegewaltige Mann anwenden würde, um ihren Entschluß zum Wanken zu bringen. Denn auch das hatte sie sich zum Voraus überlegt und mäßige und standhafte Antworten vorbereitet. Herr Guillem aber, nachdem er gesenkten Hauptes eine Weile neben ihr hingeschritten war, ein Myrtenzweiglein mit den Händen in kleine Trümmer zerrupfend, stand plötzlich still, warf einen langen traurigen Blick auf sie und erwiderte: „Wollt Ihr mir schwören, bei Eurem ewigen Heil, mir nicht länger Eure Liebe zu weigern und mit Eurem Herzen und Eurer ganzen Person mir anzugehören, wenn das Wunder dennoch geschieht und Euer Gatte selbst Euch auffordert, ja Euch gebietet, meiner Qual ein Ende zu machen?“

Sie hielt seinen Blick nicht aus, sondern in der Verwirrung über die seltsame Frage, auf die sie keine Antwort in Bereitschaft hatte, stammelte sie: „Wenn das geschieht, so werde ich mich der beschworenen Treue für entbunden achten, und dann mag geschehen, was der Himmel oder die Hölle über mich verhängt haben. Das aber ist unmöglich, wie Ihr selber wißt, und Ihr solltet solchen eitlen Grillen nicht nachhängen."

„Ihr habt geschworen!" sagte er hastig und verneigte sich, ohne eine Miene zu verändern, vor der geliebten Frau, indem er den herabhängenden Aermel ihres Ueberkleides an seine Lippen drückte. Im nächsten Augenblick schritt er durch die Schatten des Gartens davon, und als Frau Assalide, aus der wunderlichsten Bewegung sich aufraffend, nur wenig später ins Schloß zurückkehrte, hörte sie, daß ihr Gast unter einem Vorwande sich rasch von dem Schloßherrn beurlaubt habe und sammt seinem Freunde und Diener davongesprengt sei.

Sie wußte nicht recht, ob sie sich dieses unerwarteten Ausgangs des gefährlichen Abenteuers freuen oder darüber kränken sollte, denn sie fühlte sich schon zu tief in das holde Spiel verstrickt, um es ohne Kummer gänzlich entbehren zu können, da ihr doch nicht im Traum die Möglichkeit vorschwebte, daß sie im Ernst daran gemahnt werden könne, das ihr entrissene Gelübde zu halten. Sie war in den nächsten Tagen noch stiller und versonnener als sonst, blätterte hinter ihrer verriegelten Thür immer wieder in den Liedern, die der Feind ihrer Ruhe ihr hinterlassen, und ihre Frauen flüsterten unter einander, daß sie keine Stunde an der gewohnten Arbeit ausdaure und die Hände im Schoß am Stickrahmen oder Spinnrad sitze, ihr Herz mit keinem Wort, nur mit häufigen Seufzern erleichternd. Nur ihr eigener Gemahl achtete auf diese Verwandlung ihres Wesens nicht, da er den Kopf voll hatte von einer schwierigen Tenzone, die ihm drei seiner Hof- und Hausdichter vorgelegt hatten, damit er entscheide, wer den Sieg davongetragen: der, dem seine Dame eine Locke von ihrem Haupt geschenkt, der, dem sie gestattet, ihre Wange zu küssen, oder der, in dessen Hand sie ihren kleinen Fuß gesetzt, um sich von ihm auf das Pferd heben zu lassen.

Am Morgen des dritten Tages aber, als Assalide kaum aus einem schweren Traum aufgewacht war, in welchem die Augen ihres fernen Freundes sie so drohend angeblickt hatten, daß sie in Thränen ausbrach, trat Herr Heraclius mit fröhlichem Ungestüm bei ihr ein, ein beschriebenes Blatt in der Hand und einen Brief, den er soeben durch einen reitenden Boten erhalten hatte.

„Liebe Frau," sagte er, „da bringe ich dir eine wundersame Mähre. Unser Freund von Saint-Didier schreibt mir, daß er selbst zu kommen verhindert sei, aber meinen Rath und Urtheil zu vernehmen wünsche in einem schwierigen Fall, wo die bisher üblichen Bräuche der Kunst nicht zuträfen. Nun will er von mir wissen, ob er sich gut und schicklich aus dem Handel gezogen habe. Ich gestehe dir offen, Sail" — so pflegte er den Namen seiner Frau abzukürzen, wenn er guter Laune war —, „daß ich Herrn Guillem bisher im Verdacht hatte, er schätze mich mehr als Kriegsmann denn als Freund und Kenner der Dichtkunst. Du wirst selbst dich gewundert haben, daß er die Rede selten auf poetische Dinge brachte. Nun sehe ich — und muß sagen, es thut mir gar sanft, zumal von einem solchen Meister, — daß ich mich geirrt habe. Wie würde er sonst mein Urtheil anrufen, zumal in einer Sache, die ein Geheimniß umhüllen soll. Und darum bitte ich auch dich, Niemand zu sagen,

um was es sich hier handelt. Du aber hast, obwohl du dich auf Verse nicht verstehst, einen feinen Sinn und wirst mir helfen, das Rechte zu finden."

„Was betrifft es?" sagte die Frau mit stockender Stimme, während sie sich im Bett aufstützte und das Gesicht ein wenig nach der Wand kehrte, ihre glühende Bestürzung zu verbergen. Denn ihr ahnte wohl, was sie nun hören sollte.

„Der sonderbarste Handel, den je ein Troubadour erlebt," lachte der Vizgraf, indem er das Wamms am Halse losknöpfte, da er ein wenig an Athemnoth litt und sich nun anschickte, den Inhalt des Blattes vorzutragen. „Eine schöne Dame, der er den Hof macht — ihren Namen hat er verschwiegen, aber ich glaube auf der rechten Spur zu sein, da er kürzlich zweimal und das dritte Mal, als er vorgestern in solcher Eile von uns Abschied nahm, der Gräfin Laura von Saint-Jorlan seinen Besuch gemacht hat — diese nun hat ihm erklärt, sie werde ihn nicht eher erhören, als bis ihr eigener Gatte es ihr zur Pflicht mache. Nun hat er eine Canzone gedichtet im Namen des Ehemannes, der sinnreiche Verführer, und fragt mich in dem Briefe hier, ob ich wohl glaube, es seien darin alle die Gründe aufgezählt, die ein Ehemann, der selbst den Mittler mache, seiner Frau anführen müsse, um ihr Herz dem Dichter zuzuwenden. In der That, Sail, so viel ich verstehe vom Minnegesang, eine keckere und curiosere Canzone ist nie gedichtet worden, und wie mir scheint, wird Graf Aimeric, wenn er sie der schönen Laura vorträgt, kein Wort hinzuzufügen haben, um unserem Freunde Thor und Thür zu öffnen. Wie er es dahin bringen soll, den guten Tropf zum Vortrag dieses lustigen Kupplerliedchens zu bewegen, das freilich wird noch Künste kosten. Was aber ist einem Kopf, wie der unseres Freundes, zu fein oder zu schwer, und wer verdient mehr als er, daß vor der Zauberkraft seines Wortes die festesten Schlösser aufspringen? Höre nur selbst, was er den gefälligen Ehemann sagen läßt!"

Und nun begann er, während Assalide, den Kopf in beide Hände gestützt, auf ihrem Lager saß, die folgenden Verse zu lesen:

Als Bote, Frau, bin ich gesandt,
Von Wem, verräth Euch wohl mein Lied.
Es grüßt Euch Der, der von Euch schied
Und doch bei Euch nur Freude fand.
Treu walt' ich meiner Botenpflicht,
Der ich mich redlich unterwand
Für ihn, der singend zu Euch spricht.

So sehr nach Euch steht all' sein Sinn,
Er meidet jede andre Lust;
Nur Euer Bild füllt seine Brust,
Und selbst die Qual däucht ihn Gewinn.
Hört, wie er stöhnt in Liebesnoth:
Weh', daß ich so gefangen bin,
Verschmachtend in lebend'gem Tod! —

Verachtet böser Zungen Spiel,
Die süßer Minne neidig sind!
Gönnt ihm, daß er den Lohn gewinnt,
Der einzig seiner Wünsche Ziel,
Und da Euch hoher Sinn verliehn,
Ein Herz, dem Edles nur gefiel,
Seid treu und wahr auch gegen ihn!

Frau, jedes andern Ritters Flehn
Sollt Ihr verweigern immerdar.
Nur ihn erhört, denn er fürwahr
Wird Euren Ruhm und Preis erhöhn.
Ihm weigert nicht, was er begehrt;
Denn welche Frau ihn will verschmähn,
Ist keiner Lieb' und Treue werth.

Sein Name werde nicht genannt,
Ihr aber kennt ihn gar genau.
Habt Ihr ihm je gezürnet, Frau,
So reicht ihm mir zu Lieb' die Hand.
Ich, dem Ihr allzeit folgen sollt,
Befehl' Euch: Lindert seinen Brand
Und seid dem Freund in Treuen hold!

Diese Verse hatte der wackere Herr mit den schmelzendsten Tönen, deren seine im Schlachtgetümmel rauh gewordene Stimme fähig war, stehenden Fußes recitirt und schöpfte nun Athem, die Meinung seiner lieben Frau darüber zu vernehmen. Als diese aber unverändert in ihrer zusammengekauerten Stellung verharrte und keinen Laut von sich gab, sagte er auf-

lachend: „Ich glaube gar, du schläfst. Die Verse haben dich eingewiegt, Sail."

„Schlafen!" brach von den Lippen des unseligen Weibes, während ein Schauer ihre Glieder durchrieselte; denn sie wußte, daß nun das Los über ihr Leben geworfen war, und ihre Seele sträubte sich noch gegen das Netz, das sie umstrickt hatte, wie ein Vogel gegen die Schlinge.

„Nun dann," fuhr der Ritter fort, „was hältst du von diesem Liede, und wird, der es gedichtet, sein Ziel damit erreichen?"

Sie schwieg und sann vor sich hin.

„Das Lied ist schön und glatt wie die Schlange im Paradiese," kam es dann von ihren Lippen. „Das Weib zu bethören, möchte ihm wohl glücken. Nur daß er auch den Mann finden sollte, der seiner List und Kunst sich willig zum Werkzeug leiht —"

„Das ist Herrn Guillem's Sache," unterbrach sie der Arglose, indem er das Blatt zusammenfaltete. „Aber wahrlich, auch das wird ihm nicht fehlschlagen, klug und beredt, wie er ist; denn ich kenne Niemand, der ihm widerstehen könnte."

„Niemand?" fragte die Frau und hob zum ersten Mal ihr großes Auge zu ihres Eheherrn breitem, gutmüthig lächelndem Antlitz empor. „Niemand? Und wenn er dich nun um solch frevelhaften Dienst anginge bei deinem eigenen Weibe, würdest auch du kein Bedenken tragen, ihm zu willfahren?"

Der Ritter wandte sich verlegentlich von ihr ab und spähte durchs Fenster. „Du fragst wunderlich, Sail. Daß um deine Lieb' und Gunst Niemand in Canzonen werben wird, da dein Sinn dieser edlen Kunst abgeneigt ist, weiß Jedermann. Indessen, wenn es geschähe, würde ich es dir und mir nicht zur Unehre rechnen. Denn ein gottbegnadeter Sänger ist wie ein Vogel in der Luft, den sein Flügelpaar hierhin und dorthin trägt, wo Anderen, die nur auf ihren Füßen wandeln, der Zutritt versperrt ist, und wenn jener aus dem Speicher des Reichen sich sein Futter holt, darf man ihn darum nicht gemeinen Raubes zeihen wie den, der Schloß und Riegel aufbrechen muß, um zu fremdem Gut zu gelangen. Sieh', da hätt' ich wahrlich einen poetischen Gedanken gehabt, der in einer Cobla sich trefflich ausnehmen würde. Ich will ihn Herrn Guillem mittheilen, vielleicht fügt er ihn seinem Liede noch hinzu. Meinst du nicht, daß es ihm dann nur um so besser glücken wird?"

Er lachte sehr vergnügt über seinen Einfall. Assalide aber sah ihn mit einem tiefgerötheten ernsthaften Gesichte nach, wie er jetzt aus der Thür schritt.

„Gott helfe mir! Ich meine es auch!" sagte sie vor sich hin.

Von Stund' an fühlte sie sich innerlich so ganz von ihrem Gatten geschieden und freigegeben, als hätte sie ihm nie angehört. Sie stand auf, kleidete sich in tiefen Gedanken an, ohne nur einmal in den Spiegel zu blicken, und rief dann ihre Dienerin Huguette, der sie auftrug, droben in ihrem Erkergemach ihr ein Lager aufzuschlagen, sie wolle allein ruhen und über Nacht die Fenster offen lassen, es ersticke sie die Schwüle unten in der dumpfen Schlafkammer. Ihrem Herrn sagte sie Abends das Gleiche. So verbrachte sie die nächsten Nächte und Tage, immer versenkt in den einen Gedanken, daß sie nun nicht mehr die Herrin ihrer selbst sei, sondern in der Gewalt des Einzigen, den sie je gefürchtet und geliebt hatte.

Als am dritten oder vierten Tage Herr Guillem erschien, ließ sie ihn erst mit ihrem Gatten allein, wo es ein langes Bereden und Berathen des spitz-

findigen Problema's gab, zu welchem der Dichter aus Höflichkeit still hielt, da ihm freilich, seit Herr Heraclius ihm lachend erzählt, er habe seine Frau zur Schiedsrichterin gemacht, an seinen Versen nicht das Geringste mehr gelegen war. Unter dem Vorwande, die ungünstige Meinung zu zerstreuen, die Frau Assalide von ihm gefaßt haben müsse, beurlaubte er sich endlich, um die Herrin des Hauses aufzusuchen. Er traf sie im Garten auf jener Myrtenbank, und sie erhob sich ruhig und trat ihm ohne jegliche Verwirrung entgegen, wie ein stolzes Gemüth sein Schicksal kommen sieht.

„Ihr habt gesiegt, Herr Guillem," sagte sie. „Ich bin zu einfach und redlich, um Ausflüchte zu ersinnen, zumal ich Euch jetzt sagen darf, daß ich seit unserem ersten Begegnen gefürchtet habe, aller Schutz und Schirm der Heiligen möchte mich nicht davor bewahren, auf diese oder eine andere Art Eurer Macht anheimzufallen. Nie habe ich einen Mann geliebt, ehe ich Euch erblickte, und wahrlich, auch wenn mein Gelöbniß mich nicht bände, würde ich doch jedes andere Band gelöst erachten, da der, dem ich meine Jugend und Ehr' und Treue ergeben, ihrer so wenig achtet, daß er mir fast darum grollt, sie selber bisher so thöricht gehütet zu haben. Nun aber hört auch Ihr," fuhr sie fort, indem sie vor seinen sehnsüchtig ausgebreiteten Armen einen Schritt zurücktrat, „wie ich es mit unserer Liebe zu halten entschlossen bin. Ihr seid ein wankelmüthiger Mann, durch Frauengunst verwöhnt, und so viel Ihr betheuern mögt, daß Ihr erst durch mich die wahre Liebe hättet kennen lernen, die so wenig von Verrath und Abfall weiß, wie der Christgläubige zu einem fremden Gotte sich bekehren mag, so darf ich doch nicht zu leichtfertig Euren Worten trauen. Denn Untreue zu erleben, bräche mir das Herz. Ihr werdet Euch deshalb eine Probezeit gefallen lassen von einem ganzen Jahr, und wenn ich Euch in dieser langen — und doch so kurzen — Zeit als einen Liebenden erkannt habe, wie ich zu lieben mir bewußt bin, will ich mein Gelübde redlich halten, und keines Mannes Mund soll bis dahin meine Lippen berühren, als wäre ich eine Novize, die sich vorbereitete, in einen höheren Bund einzutreten, ach, keinen vom Himmel eingesetzten, und doch voll überschwänglicher Wonne, stark wie der Tod und unüberwindlich wie die Pforten der Hölle."

Damit reichte sie ihre beiden weißen Hände dem tiefbestürzten Ritter hin, der sie zaudernd ergriff; da er aber ihren Ernst sah und im Stillen vielleicht hoffte, auch diesen Vorsatz der wunderlichen Liebsten zu Fall zu bringen, wehrte er sich nicht gegen den langwierigen Pact, und sie verbrachten eine Stunde zusammen unter lieblichen Reden, wie sie ein eben verlobtes Paar zu tauschen pflegt, worauf zum Abschied der glückliche Sieger nur eine der weißen Hände zu küssen bekam, aber eine noch tiefere und ungeduldigere Leidenschaft davontrug.

Dies geschah im Herbst, und der lange Winter ward den beiden Einverstandenen verkürzt durch häufiges Wiedersehen und noch häufigere Botschaften. Nicht zwei Tage vergingen, ohne daß Hugo Marschall auf Schloß Polignac sich blicken ließ, meist mit einem Anliegen an den Schloßherrn in schwierigen Fragen der Kunst, worauf er dann zu Frau Assalide ging, ihr einen Gruß und Auftrag Herrn Guillem's auszurichten oder ihr das neueste Lied vorzusingen, das der Sehnsüchtige gedichtet. Niemals verrieth der treue Mann weder mit Blicken noch mit Seufzern, wie schwer ihm diese seine Pflicht zu üben ward, da er mehr und mehr sein Herz am Licht dieser Anmuth und Holdseligkeit versengte, aber die kluge

Frau ward es endlich inne, da er einmal auf die Frage, warum er so blaß sei und ob er sich unpaß fühle, in heftiger Bestürzung erröthet und wie ein Schlafwandler die Antwort schuldig geblieben war. Sie warnte bei ihrem nächsten Wiedersehen den Dichter, ihr nicht mehr diesen Boten zu schicken, und gestand ihm den Grund. Herr Guillem aber lachte mit dem selbstischen Uebermuth des Glücklichen und beschwichtigte sie damit, sein Hugo Marschall sei ihm nicht minder treu als ihr, und wenn er heimliche Liebe zu ihr hege, möge sie des ersten Liedes gedenken, das er ihr in seinem Auftrage gesungen, wonach es mehr beglücke, sie hoffnungslos zu lieben, als von einer Anderen mit der höchsten Gunst und Huld überschüttet zu werden.

Darüber war das neue Jahr herangekommen, und dem müßig Dahinlebenden schien die Zeit der Prüfung von Woche zu Woche unabsehlicher sich zu dehnen, je freundlicher sich ihm die geliebte Frau bezeigte. Mehr als einmal, mündlich und in seinen Liedern, drang er in sie, das Probejahr abzukürzen, da es Verrath an der Liebe sei, noch jetzt ihren Wankelmuth zu fürchten. Mochten seine klugen und glühenden Worte endlich sie erschüttert haben oder ihr eigenes Herz des Harrens überdrüssig werden, genug, an einem Tage im Hornung, da sie neben einander am Erkerfenster standen und in den stäubenden und wirbelnden Schnee hinausschauten, er aber sein Dringen mit neuen Gründen wiederholte, sagte sie plötzlich: „So mag's drum sein, Guillem. Ich verspreche Euch, zu glauben und zu vertrauen; denn wahrlich, Ihr wäret der niedrigste der Männer, wenn Ihr dies arme Weib täuschen könntet, das Euch sein Alles opfern will. Nur noch eine kurze Frist, mein Liebster, und ich will thun, was du begehrst. Sobald statt der eisigen Flocken draußen die ersten Blüthenflocken auf die Erde niederwehen, will ich vorgeben, eine Wallfahrt antreten zu müssen nach der Kirche Saint-Antoine im Viennesischen, dort ein Gelübde zu lösen. Mein Herr wird mich allein reisen lassen, da er es meiden muß, ein Pferd zu besteigen. Der Weg, wie du weißt, führt an deiner Burg vorüber, und ich werde es zu machen wissen, daß wir sie erst mit der sinkenden Sonne erreichen; dann werde ich Euch, Herr Guillem, um Herberg bitten, und wenn Ihr sie mir nicht verweigert, die Nacht in Eurem Hause zubringen."

Niemand war froher als der Poet, da er das Ziel seiner Wünsche sich auf einmal so nahe gerückt sah. Denn er hatte in der That eine tiefe und überschwängliche Liebe zu dieser Frau gefaßt, freilich nicht ohne seinen eitlen Sinn an dem Gedanken zu weiden, daß auch ein so hochsinniges Weib von unsträflichem Wandel ihm nicht zu widerstehen vermocht habe. Nun aber machte die Gewißheit des Glückes sein Herz wieder übermüthig und leichtsinnig, so daß er in eine Falle ging, die ein mit reinem Gemüth Liebender leicht vermieden hätte.

Es lebte nämlich dazumal im Viennesischen, wie die Chronik berichtet, eine schöne und artige Frau, eine Gräfin von Roussillon. Sie war nicht aus vornehmem Geschlecht, sondern die Tochter eines geringen Mannes, aber ihre Schönheit und ihr behender Verstand, mit dem sie Jeden, der sie anredete, zu ergötzen wußte, hatten die Augen der Nachbarn frühzeitig auf sie gelenkt und den Grafen, dessen Güter einige Meilen südwärts von Vienne lagen, bewogen, sie zu seiner Gattin zu erwählen. Als solche hatte sie fortgefahren, einen großen Schwarm von Bewunderern und Anbetern um sich zu versammeln, ohne dabei sonderlich ihres Rufes zu achten. Denn sie war eine fröhliche Phantastin, der Alles nach ihrem

Kopfe gehen mußte, ohne daß sie viel fragte, ob Anderen damit wohl oder wehe geschähe, so daß es für den edlen Grafen vielleicht noch übel ausgegangen wäre, wenn ein früher Tod ihn nicht abgerufen hätte. Jetzt in ihrer Wittwenschaft legte sie ihren Launen vollends weder Zaum noch Zügel an, gestand es offen, daß sie keinen größeren Wunsch hege, als sich eilig wieder zu vermählen, aber nur um einen Diener mehr zu haben, der ihr nicht davonlaufen könne, wenn sie ihn heute streichele und morgen plage. So Viele sich um diesen nicht ganz sorgenfreien Posten beworben, Hohe und Geringe, Alte und Junge, und so willig sie Alle sich mißhandeln ließen, schon durch ein geringes Streicheln sich hoch belohnt dünkend, — es war doch Keiner darunter, der die reizende Wittwe länger als eine Woche sich geneigt glauben durfte. Keiner aber gab die Hoffnung darum auf, und so tollte Tag für Tag ein Freierschwarm durch die Gemächer und den Park von Roussillon, nicht viel bescheidener noch geringer an Zahl als jener altberühmte im Hause der Penelope.

Diese wunderliche Schönheit nun fing eines Abends, da man eben müde von einer Jagd nach Hause gekommen war und bei Tische saß, so ganz aus dem Blauen an, einen der Gäste, der erst seit Kurzem ihr seinen Hof machte, zu fragen, warum Herr Guillem von Saint-Didier, mit dem er doch befreundet sei, noch keinen Fuß über ihre Schwelle gesetzt habe. Es würde nicht mehr als schuldige Höflichkeit sein, wenn er ihr als seiner Nachbarin einen Besuch abstattete. Aber freilich, man wisse wohl, daß er der tugendsamen Vizgräfin von Polignac ins Garn gegangen sei, und so wenig Süßes die gestrenge Frau den gefangenen Vogel möge kosten lassen, sie habe ihm sicher die Flügel gestutzt, daß er, auch wenn er wollte, nicht mehr ins Freie zurückkönne. Das Singen habe er ja auch verlernt; wenigstens sei vom Tage seiner Heimkehr an kein neues Lied von ihm bekannt geworden.

Diese Rede, auf welche der Freund zunächst nicht viel zu sagen wußte, hinterbrachte derselbe schon anderen Tages Herrn Guillem, den sie mächtig verdroß. Es dünkte ihn schimpflich, einer solchen Herausforderung nicht Folge zu leisten, und zugleich traf der Spott ihn um so tiefer, da er allerdings eine geheime Furcht hatte, sein Besuch bei der übermüthigen Dame möchte ihm von seiner Liebsten verdacht werden. Doch regte sich zu gewaltig das alte verwegene Blut in ihm, als daß er nicht auf alle Gefahr das Abenteuer hätte bestehen wollen. Er trat deshalb schon des nächsten Mittags, da die Gräfin eben ein fröhliches Mahl veranstaltet hatte und der Saal vom Lachen über ihre Scherze widerhallte, mitten in die Gesellschaft hinein und betrug sich so artig und ungezwungen, daß die Wirthin ein großes Gefallen an ihm fand, ihn an ihrer Seite niedersitzen ließ und aus ihrem eigenen Becher ihm zutrank. Sie wußte auch mit all' ihren Sirenenkünsten ihn so zu fesseln, zumal er nach der strengen Probezeit bei Frau Assalide des freien Tones ein wenig entwöhnt und vom süßen Weine zärtlicher Blicke und Worte leicht zu berauschen war, daß er auch die folgenden Tage wiederkam und sich sogar verführen ließ, die gefährliche Frau in einer schönen langen Canzone zu feiern.

Sie war kaum im Besitz dieses Blattes, so ließ sie das Lied, obwohl sie dem Dichter hoch gelobt, es für sich zu behalten, an ihrer Tafel durch einen ihrer untergebenen Sänger vortragen, sich nicht wenig berühmend, daß sie es gewesen, welche die verschüttete Liederquelle Herrn Guillem's endlich wieder ans Licht gezaubert habe.

Am nächsten Tage saß der Dichter

ahnungslos in Schloß Polignac bei seiner wahren Geliebten und spielte mit ihr Schach, wobei er wenig Sorge trug, zu gewinnen, da es ihm nur ein Vorwand war, seiner Dame nahe zu sein, als Herr Heraclius mit lachendem Gesicht hereintrat, den Freund des Hauses mit der großen Neuigkeit zu überraschen: man wisse jetzt, wer die Dame seines Herzens sei; und da Frau Assalide, sich verfärbend, den Tisch zwischen ihnen zurückstieß und einen Augenblick dachte, ihr thörichter Gatte habe ihr eigenes Geheimniß erspäht und sie werde ihren Namen von seinen Lippen hören, fuhr der graue Kindskopf fort, dem Hocherstaunten Glück zu wünschen zu dieser Eroberung, die sich mehr der Mühe verlohne als Gräfin Laura von Saint-Jorlan, obwohl die Mühe geringer gewesen sei, da es hier nicht gegolten habe, den eigenen Mann zum Boten zu werben. Hierauf las er das Lied an die Gräfin von Roussillon, das ihm einer seiner überall herumlungernden Hausdichter soeben zugesteckt hatte, vor und fügte alsbald eine verworrene und mit Kunstworten reichlich durchflochtene Kritik der Canzone hinzu, während der Troubadour kaum eines Wortes mächtig im Stillen sann, wie er sich gegen eine ganz andere Richterin vertheidigen sollte.

Doch ließ ihn sein schlagfertiger Geist nicht im Stich, zumal er im Grunde nichts Unverzeihliches verbrochen hatte. Als er seiner völlig verstummten Freundin wieder allein gegenübersaß, bekannte er sich offen zu seinen Besuchen bei der Gräfin und der Canzone zu ihrem Preise, doch habe er einzig und allein die Absicht dabei gehabt, die Späher und Spürer, die seiner Leidenschaft für Assalide auf der Fährte seien, auf eine falsche Spur abzulenken und die Kläffer zum Schweigen zu bringen, von denen ihrem heimlichen Glück Gefahr und Verderben drohe.

„Ich will Euch glauben,“ antwortete seine Geliebte, nachdem sie lange still und traurig vor sich hingesonnen. „Es wäre ein zu grausamer Verrath, wenn Ihr jetzt, da Euch nur noch kurze Wochen vom Lohn der Treue trennen, mich hintergehen und eine Andere lieben könntet. Und doch — lieber heute als später, wenn Ihr Eures Herzens nicht sicher seid. Noch ist nichts geschehen, was nicht zu sühnen und zu verschmerzen wäre, — so hoff' ich wenigstens, obwohl ich weiß, es wird lange währen, bis mein Herz sich wieder an seine Einsamkeit gewöhnt. Jene Frau soll munteren Geistes und von reizender Schalkheit sein; ich bin einfach und ernst und habe gedacht, nur das Glück könne mich hell und lachlustig machen. Wenn Ihr aber daran zweifelt und es nicht abwarten wollt —“

Hier ließ er sie nicht ausreden, sondern betheuerte, zu ihren Füßen hingestürzt, mit so heftiger, bald schmeichelnder, bald entrüsteter Rede, daß sie ihm das Herz spalte mit diesem Argwohn, bis sie sich, nur zu gern, von ihm überreden ließ und der Friede geschlossen wurde, der auch ihre Strenge schmolz und zum ersten Male sie hinriß, seine Lippen auf den ihren zu dulden.

Nach diesem Auftritt vergingen aber nicht viele Tage, da kam eines Morgens Huguette, die Kammerzofe, zu ihrer Herrin gelaufen, um ihr mit verschmitzter Miene wiederzuerzählen, was sie soeben in der Halle unten am Herd von einem Knechtlein des Herrn Guillem gehört, einem ganz zuverlässigen Menschen, der das Abenteuer selbst miterlebt habe. In der vorvergangenen Nacht sei sein Herr mit dem Freunde Hugo Marschall nach der Burg der Gräfin von Roussillon geritten, selbdritt, da auch er den Herren habe nachfolgen müssen; es sei Abend gewesen, und die anderen Gäste der Burg, die sich schon von ihr beurlaubt, hätten, ihnen begegnend, mit neckenden Reden ge-

fragt, was für ein eiliges Gewerbe ihn noch so spät zu der schönen Frau rufe. Herr Guillem aber sei mit düsterer Stirn im Sattel gesessen und, die Faust gegen den Schenkel gestemmt, ohne Antwort vorbeigesprengt. Vor der Burg sei er allein abgesessen und habe Einlaß begehrt, sie aber hätten draußen vor Thor und Brücke zu Pferde seiner Rückkehr harren müssen. Herr Hugo habe ihm, dem Knecht, gesagt, der Ritter werde nicht über zehn Minuten verziehen. Es sei aber Stunde um Stunde verronnen, und zuletzt hätten sie ihre Pferde an den Brückenpfosten gebunden und sich am Wege niedergestreckt, so kühl die Märznacht gewesen sei. In der ersten Frühe aber habe sie Jemand wachgerüttelt, das sei Herr Guillem selbst gewesen, der habe mit einem seltsamen Gesicht, wie ein Gespenst, das sich über die Geisterstunde hinaus verspätet, sie angeblickt und ihnen mit stummer Geberde bedeutet, wieder aufzusitzen und ihm zu folgen. Dann sei er nach Hause gesprengt, als ob er das gute Roß hätte zu Tode spornen wollen, und über den ganzen Tag habe ihn Keiner im Schlosse, selbst Herr Hugo nicht, zu Gesicht bekommen.

Als Huguette mit ihrem Bericht zu Ende war, erstaunte sie, von ihrer Herrin nicht ein Wort darüber zu vernehmen. Die Vizgräfin saß mit abgewandtem Gesicht regungslos wie ein Steinbild, und nur ein leises Zittern ihrer Kniee verrieth, daß nicht alles Leben aus ihr entflohen war. „Um Gott, Frau!“ rief das Mädchen, „verzeihet, daß ich Euch mit meinem Geschwätz zu unrechter Zeit gekommen bin. Ihr seid blaß wie eine erloschene Kerze; ich will laufen, den Arzt zu holen oder Euren Gemahl —“

„Still!“ unterbrach sie Assalide mit einem seltsam rauhen und herben Ton, daß es klang, als spräche ein Anderer aus ihr. „Es ist nichts — ich bin nicht krank — du sollst Niemand rufen — gehe du selbst — ich will nichts hören — was gehen mich fremde Abenteuer an? Ich hatte nur einen bösen Traum — der will noch nicht weichen — aber Geduld! Geduld! Ich zwinge ihn wohl noch nieder!“

Sie machte eine Bewegung, um aufzustehen, aber ihre Glieder schienen wie gelähmt. Das Mädchen wollte hinzutreten, sie zu unterstützen, sie schüttelte aber heftig den Kopf und wies mit der Hand nach der Thür. Da schlich das junge Ding erschrocken hinaus, und obwohl ihr der Handel zwischen Herrn Guillem und ihrer Herrin bisher verborgen geblieben war, konnte sie sich doch des heimlichen Argwohns nicht erwehren, daß sie selbst mit ihrer wundersamen Neuigkeit schuld gewesen sei an der tödtlichen Erstarrung und dem heftigen Auffahren ihrer sonst so milden und gütigen Frau.

Die aber saß, nachdem die Zofe gegangen, wohl noch eine Stunde lang auf derselben Stelle, und nur die großen Tropfen, die langsam über ihre verfärbten Wangen rollten, zeigten an, daß das Herz in ihrer Brust noch zuckte und wüthende Schmerzen litt. Als sie dann ein Pferd in den Hof sprengen hörte, riß sie sich mit gewaltsamem Entschluß in die Höhe und spähte hinaus. Es war aber nicht der Gast, vor dem allein sie sich gefürchtet hatte. Nur der getreue Bote stieg unten aus dem Sattel und trat ins Haus. Da strich die blasse Frau droben im Thurm die Haare von der Stirn und warf das Haupt zurück. Eine wilde Flamme fuhr aus ihren Augen, und ihre Lippen verzogen sich zu einem unheimlichen Lächeln, das gleich wieder verschwand. Es war, als hätte ein fremder Geist von ihrem Wesen Besitz genommen und alle weibliche Milde darin erstickt. „Das das Ende!“ sagte sie mit bitterem Hohn vor sich hin. „So bald! So grausam! Aber so wahr ein Gott lebt und ein Teufel in der Hölle —“

Sie vollendete die Rede nicht, denn eben trat Herr Hugo Marschall herein und verneigte sich ehrerbietig an der Schwelle. Als er die Augen zu ihr aufhob, erstaunte auch er nicht wenig, so verwandelt stand die hohe Frau, die er bisher als ein überirdisches Gnadenbild verehrt, ihm gegenüber. Auch blieb sie stumm und schien jedes gütige Wort, mit dem sie ihn sonst bewillkommnete, vergessen zu haben. Mit stockender Rede fing er endlich an, seine Botschaft auszurichten. Herr Guillem sei unpäßlich und könne heut' nicht, wie er versprochen, herüberreiten. Doch sende er statt seiner ein Lied, das er in der letzten Nacht gedichtet. Ob die Frau es jetzt von ihm singen hören oder für sich allein lesen wolle, da ihre Farbe zeige, daß auch ihr nicht eben wohl sei.

„Ich dank' Euch, Hugo," erwiderte Assalide mit großer Anstrengung. „In der That, mir steht der Sinn nicht nach schönen Worten, zumal wenn sie todte Liebe und Treue zudecken sollen wie Blumen einen Leichnam. Wonach ich hungere und dürste wie ein Verschmachtender nach Brot und Wein, das ist Wahrheit, und daran hab' ich bitteren Mangel und bettele darum bei dem Einzigen, der sie mir spenden kann, und der seid Ihr."

„Herrin," sagte der treue Mann, indem er in großer Verwirrung zu Boden sah, „was ich hab' und bin, gehört Euch. Wenn ich Schätze besäße, sie sollten Euch gehören. Doch ich versteh' Euch nicht."

„Ihr versteht mich ganz wohl, Hugo Marschall," erwiderte sie, „und ich versteh' Euch auch und weiß seit lange, was Ihr mir mit keinem Wort habt vertrauen wollen. Wenn Ihr jetzt zaudert, mir zu geben, wonach ich verlange, so geschieht es, weil Ihr Treue halten wollt auch dem, der Untreue übt. Aber so entscheidet Euch nun, wessen Dienst und Lohn Euch mehr gilt und bei wem Ihr ausharren wollt: bei der ärmsten Frau, die keinen Freund auf Erden hat, wenn Ihr nicht zu ihr steht, oder bei dem wankelmüthigsten Manne, der jemals mit schönen Lügen häßliche Thaten bemäntelt hat. Redet!"

Er stand eine kleine Weile in heftigem Kampf. Dann sank er vor ihr auf die Kniee.

„Ich bin Euer!" sagte er. „Ihr wißt es. Vater und Bruder würde ich verlassen um einen Blick aus Euren Augen."

Sie neigte sich zu ihm herab und hob ihn auf. „Du sollst mir nicht ohne Lohn dienen," sagte sie, „wenn du es redlich meinst. Jetzt aber sage nur das Eine: ist es wahr, daß du die Nachtwache gehalten hast vor Schloß Roussillon?"

„O meine Gebieterin," rief er in schmerzlicher Bewegung, „denkt nicht schlimmer von ihm, als er es verdient! Er war hingeritten, ihr abzusagen für alle Zeit. Nur ihre falschen Künste, ihre Schlangentücke, mit der sie ihm das Lied abgelistet, um damit zu prahlen und Euch zu kränken, die wollte er ihr ins Gesicht werfen. Er war so voll Grimm und Wuth gegen den schönen Teufel, daß ich selbst ihm zuredete, Schwert und Dolch abzulegen, eh' er zu Pferde stieg. Wie sie es angefangen, ihn zu umstricken, — die Hölle mag es wissen. Aber wenn Ihr seine Reue und Zerknirschung sähet —"

„Es ist genug," unterbrach sie ihn scharf, und ihre Augen leuchteten mit einem fahlen Schein. „Ich danke dir, mein treuer Mann. Und nun befehle ich dir, so lieb dir meine Huld und dein Lohn ist, daß du zurückreitest zu ihm und mit keinem Wort oder Geberde verräthst, was hier gesprochen worden. Auch ich sei krank, sag' ihm; aber das Frühjahr lasse sich lieblich an, und es brauche nur ein paar Sonnentage, so werde der Mandelbaum unter meinem Fenster in Blüthe stehen. Was ich ihm verheißen habe,

sobald es Blüthen schneit, deß wird er wohl eingedenk sein. Bis dahin soll er mich nicht aufsuchen, hörst du wohl? Wenn es aber Zeit ist, werde ich es ihn wissen lassen, dann soll er sich rüsten auf meinen Besuch und seine Burg festlich schmücken, da ich darin herbergen will. Ihm aber soll werden nach seinem Verdienst, und müßte mir selbst darüber das Herz in Stücke springen!"

Sie wandte sich ab, da die Stimme ihr versagte, und bedeutete mit winkender Hand dem rathlosen, tiefbestürzten Boten, daß er sie verlassen solle. Dann verbrachte sie die folgenden Tage in großer Stille, ließ sich auch vor ihrem Gatten nur selten blicken und ging jeden Morgen einsam in den Garten hinab, um nachzuschauen, ob die Blüthezeit noch nicht angebrochen sei.

Und wie sie eines Tages in der Frühe die Erde unter dem Mandelbaum mit weißen und röthlichen Flocken überstreut fand, da in der Nacht ein Gewittersturm gewüthet hatte, suchte sie Herrn Heraclius auf und bat um Urlaub, eine Wallfahrt nach der Kirche von Saint-Antoine zu thun, die sie schon im Herbst gelobt habe. Der alte Herr billigte ihr Vorhaben gar sehr. Er habe wohl bemerkt, daß sie über den Winter ein stilles Leiden mit sich herumgetragen; nun hoffe er, die kleine Reise in milder Luft und das Gebet zu dem Heiligen werde sie stärken, daß sie ihm mit rötheren Wangen zurückkehre. Er indessen werde fleißig an seinem großen Werke sein, einer Sammlung aller Tenzonen und Wettgesänge, die über Fragen der Minne und bei dichterischen Ringelrennen seit zwanzig Jahren verfaßt worden seien. Und so schieden sie von einander, nachdem er ihrer Bitte, wenn sie ihn je gekränkt, ihr zu verzeihen, mit fröhlichem Lachen gewillfahrt hatte: Ob sie denn ihrem letzten Stündlein entgegenreise, daß sie so feierlichen Abschied nehme?

Huguette begleitete sie und ein kleiner Troß von Knappen und Knechten, wie ihn eine Frau ihres Standes selbst auf eine Wallfahrt mitzunehmen pflegte. Sie hatte sich aufs schönste geschmückt und ihr langes braunes Haar mit Perlenschnüren durchflochten, daß Alles am Wege stillstand, das herrliche Bild zu bewundern. Damals war sie noch nicht dreißig Jahre alt, in der Sommerblüthe ihrer Schönheit. Aber sie neigte nur ernst und zerstreut ihre Stirn, wenn die Landleute und begegnende Reisige sie ehrerbietig begrüßten, und so auch trat kein Lächeln auf ihren Mund, als am Abend, da sie über die Zugbrücke von Saint-Didier ritt, Herr Guillem ihr aus dem Thore entgegentrat, sie mit inniger Freude aus dem Sattel hob und ihr heimliche Worte, die eine stolze, trunkene Wonne verriethen, zuflüsterte. Während des Mahls in der Halle, die einem Blumengarten glich und von hundert Fackeln schimmerte, verrieth sie mit keinem Wort, was in ihr vorging. Sie antwortete mit gelassener Anmuth auf alle Fragen ihres Wirths, der ihr in sich gekehrtes Wesen auf die bräutliche Befangenheit eines edlen Weibes schob, das bald auf all' seinen Stolz verzichten soll, und sorgte dafür, daß es dennoch nicht allzu gedämpft und unfestlich still blieb, indem er einen Spielmann bestellt hatte, der gar künstlich auf der Geige zu spielen wußte und zum Schluß eine neue Canzone sang, erst kürzlich zum Lob Assalidens von ihrem glückseligen Wirthe gedichtet. Hugo selbst hatte sich entschuldigt, daß er wegen eines Schmerzes im Halse nicht singen könne. Er saß zur anderen Seite der Vizgräfin, stumm wie eines der Bilder auf den Teppichen, mit denen die Wände behangen waren. Auch Assalide richtete das Wort nicht an ihn, außer ein einziges Mal gegen Ende der Tafel. Was sie ihm da zuraunte, mußte besonderen Sinn haben, denn der treue

Mann wechselte die Farbe vom tiefsten Blaß zum glühendsten Roth, und Mancher bemerkte es mit Befremden. Aber der Hausherr stand eilig auf, führte seinen schönen Gast hinaus, während die Knechte Fackeln vorantrugen, und geleitete die Schweigsame die Treppe hinauf in das obere Geschoß, dessen Gemächer sie an seiner Hand durchwandelte. Im letzten Zimmer stand ein Bett mit reichem, silberdurchwirktem Umhang, und der Raum duftete von Veilchen, und Kerzen brannten auf silbernen Leuchtern. „Hier werdet Ihr ruhen, edle Frau," sagte er laut. „Ihr müßt vorlieb nehmen mit der Schlafkammer eines einsamen Ritters, der so hohen Besuchs nicht gewärtig war." Und leise fügte er hinzu: „Darf ich um Mitternacht anklopfen und fragen, ob Ihr schon entschlummert seid?"

Sie nickte zweimal vor sich hin, ohne ihn anzusehen. „Ihr dürft!" sagte sie mit kaum hörbarem Ton.

Dann entließ sie ihn und alles Gefolge und schickte auch Huguette hinweg, da sie sich allein entkleiden wolle, nachdem sie erst ihre Gebete gesprochen.

Alsbald ward Alles still im Schloß. Herr Guillem hatte befohlen, daß sein ganzes Gesinde und auch die Begleiter der Vizgräfin sich zur Ruhe begeben und die Lichter auslöschen sollten, um die vom langen Ritt ermüdete Herrin nicht durch Lärmen zu stören. Und so geschah es; und als der Wächter am Thurm um Mitternacht seinen Hornruf erschallen ließ, vernahmen ihn im ganzen Hause nur drei Menschen, die noch keinen Schlaf gefunden hatten.

Da kam ein leiser Schritt die Stufen herauf und schlich die engen Gänge entlang und hielt ein paar Mal still, wie aus Furcht, von einem lauschenden Ohre vernommen zu werden, und blieb endlich an der Schwelle des Gemaches stehen, in welchem die schöne Frau ruhte. Es war so dunkel ringsum, daß nur ein Wohleingeweihter sich in den nächtlichen Räumen zurechtfinden mochte. Und wieder blieb der Schleicher vor der Thür athem- und lautlos und schien hineinzuhorchen, ob nicht der Riegel zurückgeschoben würde. Als aber nichts sich regte, pochte er behutsam an und stand dann wieder und harrte. Und zum zweiten Mal berührte er das Schloß mit seinem Finger und wagte es nun, einen Namen zu flüstern. Als aber noch immer keine Antwort kam, klopfte er ungeduldiger und stampfte dazu leise mit dem Fuß. „Schlaft Ihr, Assalide?" rief er, seine Stimme dämpfend. „Ich bin es, derselbe, dem Ihr gelobt habt, wenn es Blüthen schneie, solle die Probezeit zu Ende sein. Um Euer ewiges Heil und das meine, erlöset mich aus dem Fegefeuer dieses Harrens!"

Da antwortete eine Stimme aus dem Inneren des Gemaches, aber keine Frauenstimme:

„Euer Gast läßt Euch eine gute Nacht wünschen, Guillem, und gute Träume, bessere, als Ihr in Roussillon geträumt. Und nun möchtet Ihr von dieser Schwelle weichen und ihren Schlaf nicht länger stören. Sie sei wohl aufgehoben und von einem treuen Wächter bewacht, auch fehle es ihr nicht am Ruhekissen eines guten Gewissens, da sie ihr Gelübde, in Eurem Hause zu übernachten, vollauf gelöst habe."

Der Unglückselige war zurückgetaumelt, sobald er die Stimme des Freundes erkannt hatte, und wohl vernahm er aus dem unsicheren Ton, mit dem ihm dies sein Urtheil verkündet wurde, daß es den Wächter da drinnen hart ankam, ihm selbst dies böse Tagelied singen zu müssen. Als er aber schwieg, überfiel es den tödtlich Getroffenen wie ein Schwindel, er mußte sich am Thürgriff halten, der dumpf erklirrte, ohne doch der rüttelnden Hand nachzugeben. Es fuhr ihm durch den Sinn, daß dies Alles ein alberner

Spuk sei, mit dem ein Geist der Mitternacht ihn ängstigen und narren wolle. Als aber auf sein lauteres Pochen und heftigeres Beschwören Alles still blieb, er nur den Schein der Kerzen aus den Ritzen vorglimmen sah und den Veilchenduft durch das Schlüsselloch athmete, schlug ihn Scham und Gram wie mit Fäusten zu Boden, und sein Schluchzen und Stöhnen kaum verbeißend, lag er wohl eine Stunde lang im dunklen Gang unweit der hochzeitlichen Kammer, von der er sich selber ausgeschlossen hatte, bis ein Geräusch im Hause ihn aufschreckte und ihm zur Besinnung brachte, daß er seine Schmach nicht dürfe ruchbar werden lassen. Da raffte er sich empor und schleppte sich wie ein gebrochener Mann auf sein Lager, in dumpfem Wüthen den Tag heranzuwachen.

*   *
*

Als am anderen Morgen Frau Assalide unten in die Halle trat, wo die Tafel mit dem Frühmahl bereitet stand, fand sie dort statt des Hausherrn nur den alten Castellan, der im Namen Herrn Guillem's diesen entschuldigte, daß er seinem Gast nicht den Morgengruß entgegenbringen könne. Er sei vor Thau und Tage durch einen eiligen Boten abgerufen worden, da ein Freund auf einem nahen Schlosse in der Nacht zum Tode erkrankt sei und ihn vor seinem Ende zu sprechen begehrt habe. Er hoffe, um die Mittagszeit zurück zu sein; falls aber die Vizgräfin ihn nicht zu erwarten gedenke, übertrage er Herrn Hugo Marschall die Pflicht, ihr bis ans Ziel ihrer Fahrt oder so weit es ihr gefallen möge das Geleit zu geben.

Hierauf erwiderte die Frau nur mit einem langsamen Nicken des Hauptes. Ihr Gesicht war bleich wie ein Blatt der Wasserrose, doch hingen keine Tropfen daran; ihr Auge, halb von der Lider verschlossen, blickte starr und erloschen vor sich hin, als sähe sie von den Dingen umher nur die trüben Umrisse, ohne zu wissen, was sie sah. Sie weigerte sich mit einer leisen Geberde, das Mahl zu berühren, und verlangte, daß man sofort aufbrechen und die Reise fortsetzen solle. Wie sie dann im Sattel saß, schien nichts an ihr lebendig als der Schleier, der im Morgenwind ihr nachflatterte. Herr Hugo, der als der Nächste im Zuge hinter ihr ritt, konnte den Blick nicht von ihrer Gestalt loslösen. Er fragte sich in den langen Stunden, wo kein Wort von ihren Lippen kam und kein Blitz aus dem erstorbenen Auge ihn traf, ob dies dieselbe Frau sei, die er in seinen Armen gehalten. Auch ihm war, trotz der überschwänglichen Erinnerung, unfroh zu Sinn. Er mußte an den Verrath der Freundschaft denken und die tödtliche Wunde, die er seinem alten Freunde und Jugendgefährten geschlagen. Und zuweilen stieg ein schauderndes Gefühl in ihm auf, wie wenn man süße Früchte essend ein widriges Insect zerbeißt, das sich hineinverkrochen, wenn er erwog, daß er zum Werkzeug einer schnöden Rache gedient und sein traumhaftes Glück nicht der freien Hingabe eines zärtlichen Herzens gedankt habe. Solcher Spuk verflog aber bald, wenn er die herrliche Frau vor sich auf dem langsam hinschreitenden Pferde betrachtete und sich sagte: was auch dahinter liege, nun habe er sie gewonnen, und im Grunde sei dem Anderen nur Recht geschehen, daß sie ihn verschmäht und verstoßen habe.

Wie der Frau zu Muthe war, erfuhr Niemand. Sie ließ nach einigen Stunden in einem Dorfe halten, den am Morgen verschmähten Imbiß nachzuholen, genoß aber selbst nur ein paar Bissen Brot und einen Trunk Wein. Hugo's Anwesenheit schien sie kaum zu bemerken. Ihr schönes weiches Gesicht hatte einen strengen, scharfen Zug bekommen, wie eine kaum von

schwerer Krankheit Genesene, die zum ersten Mal wieder ins Freie hinausgeführt wird und noch halb von den fliehenden Schatten des Todes verdunkelt wird. Und so vollendeten sie die Fahrt, ohne daß ein Wort gewechselt wurde, und kamen bei sinkender Nacht in dem Wallfahrtsorte an, wo die Vizgräfin mit ihrem Gefolge eine Reihe von Kammern in einer Herberge bezog, sich dann aber gleich in ihr eigenes Gemach zurückzog und auf das Nachtmahl verzichtete.

Auch that sie nicht wie andere Wallerinnen, deren erster Gang in die Kirche war. Sie hatte in der letzten Capelle, eine kurze Strecke vor dem Ort, wo man schon die Kirche und auf dem Hügel dahinter das Kloster der unbeschuhten Karmeliterinnen sehen konnte, sich aus dem Sattel geschwungen — mit Hülfe ihres Knappen, Herrn Hugo's Beistand mit leisem Kopfschütteln ablehnend — und dort ganz allein, während ihr Gefolge draußen im Bügel ihrer wartete, lange Zeit, auf den Knieen hingesunken, sich mit ihrem Gott berathen. Nun schien es, daß sie von dem langen Ritt ermüdet sei und vor Allem des Schlafes bedürfe.

Doch konnte Herr Hugo sein Herz nicht bezähmen und selbst sein Lager suchen, eh' er noch einmal ihre Stimme gehört und von ihr erforscht hatte, wie sie zu ihm gesinnt sei. Seine Leidenschaft war selbst durch ihr steinernes Gebahren nicht gekühlt, und sie schien ihm mehr als je das begehrenswertheste Weib der Welt und er sich selber ein seliger Mann, den alle reichen und mächtigen Fürsten der Erde beneiden müßten. Als daher in der Herberge nichts Lebendiges mehr sich regte, faßte er sich ein Herz, öffnete leise seine Kammer und schlich durch das Haus nach ihrer Thür, die er sich wohl gemerkt hatte. Mit bebendem Finger pochte er verstohlen an, aber sofort ging die Thür auf und die geliebte Frau stand vor ihm.

Sie nickte ihm zu und deutete ihm an, daß er die Schwelle überschreiten solle, die Thür aber ließ sie offen.

„Ich habe Euch erwartet, Hugo," sagte sie, und ihre Stimme klang ruhig und tief. „Ihr seid der einzige Freund, der mir geblieben ist, und ich brauche Eure Hülfe zu meinem Vorhaben. Seht, hier habe ich einen Brief geschrieben, den sollt Ihr meinem Gemahl einhändigen. Ich bitte darin um seine Erlaubniß, die er mir nicht weigern wird, daß ich in das Kloster der Karmeliterinnen eintrete, und nehme Abschied von ihm für dieses Leben. Und hier — sie deutete auf etwas Dunkles, das zusammengerollt auf dem von einer einzigen Kerze erhellten Tische lag — hier ist mein Haar, das ich abgeschnitten habe zum Zeichen meines unwiderruflichen Entschlusses. Das sollt Ihr an Herrn Guillem bringen, als das Einzige, was ich von mir in der Welt zurücklasse. Denn auch mein Herz, das ich ihm gelobt, gehört nicht mehr mein, ich habe es meinem Gott und Richter geweiht, daß er es läutern wolle von all' seinen Flecken. Und grüßet ihn und sagt ihm, daß ich erst wisse, wie sehr ich ihn geliebt, seit ich ihm diese bittere Schmach angethan, die er nie verwinden wird."

Sie wandte sich ab, und er sah nun erst, daß das schöne Haupt, von dem der Schleier zurücksank, seiner Locken beraubt war. „Assalide!" rief er außer sich. „Ist es möglich? Ihr könnt die Welt verlassen, die nichts Köstlicheres hat als Euch, und mich — mich Aermsten — den Ihr eben so reich gemacht habt —"

„Schweigt!" fiel sie ihm herbe ins Wort. „Ihr wißt nicht, was Ihr redet. Die Welt ist ein Vorhof der Hölle. Untreue regiert allerwegen; mein Gatte ist von mir abgefallen, um kindischen Ehren nachzujagen, Euer Freund hat mich verrathen, Ihr Euren Freund und ich mein Herz, das von Euch nichts wußte, als ich

Euch meine Ehre und Pflicht ausgeliefert habe wie eine Wahnwitzige, die ich war. Als ich aber erfuhr, in wessen Macht ich mein Herz und meine Ehre hatte geben wollen und wie schnöden Dank das schwerste Opfer, das ich gelobt, erfahren sollte, hat ein Dämon sich in meine Brust geschlichen und mich so traurig berathen, daß ich mein Bild im Spiegel hinfort nicht betrachten kann, ohne vor mir selbst zu erschrecken. Ich weiß nun wohl, daß Ihr sagen wollt, Ihr würdet mich nie verrathen und Eure Treue solle mir Ersatz sein für Alles, was ich verloren. Nur schade, daß uns Treue werthlos ist, wo wir nicht lieben, und ich habe nie einen Mann geliebt als den Einen, der mich so tief hat kränken können. So will ich mich zu Dem flüchten, der keiner armen Seele, die auf ihn blickt und hofft, je untreu geworden ist. Und wenn Euer Freund darob gar zu verzweifelt sich geberden sollte, gebt ihm den Trost, der einem eitlen Manne der süßeste sein wird, daß ich das Klostergitter zwischen mich und ihn habe bringen müssen, um mich vor ihm zu schützen und nicht der noch größeren Schmach anheimzufallen: daß ich nach Allem, was geschehen, noch einmal mir selbst und meinem Stolze untreu würde und zurückeilte in die Welt, um mich auf Gnad' und Ungnade in seine Arme zu stürzen."

Sie zog den Schleier über ihr Gesicht, daß er die Thränen nicht sehen sollte, die ihr aus den Augen quollen. Dann winkte sie ihm, ihr zu folgen, und verließ das Haus, um geradenwegs den Hügel hinaufzuschreiten, nicht rastend, bis sie selbst den Klopfer an der Klosterpforte ergriff und mit drei lauten Schlägen ihren Einlaß begehrte. Es dauerte eine Weile, bis die Schwester Pförtnerin aus dem Schlaf auffuhr und das Thor öffnete. Dann reichte die Scheidende ihrem Begleiter zum letzten Lebewohl ihre kalte Hand, die er mit heißen Thränen benetzte, und das Thor schloß sich hinter ihr für immer. — —

Als der Vizgraf von Polignac den Brief gelesen, soll er eine Weile wie toll und thöricht geschrieen und getobt, sich dann aber bald beruhigt haben. Auch führte er sein altes Leben nach kurzer Trauerzeit fort, als wenn nie eine Schloßherrin neben ihm gewaltet hätte, und an einem der Tenzonentage hatten seine Hausdichter die Frage zu verhandeln, ob es besser sei, seine Geliebte im Himmel zu wissen oder in den Armen eines Rivalen, oder lebend und treu, aber in einer Klosterzelle.

Herr Guillem wartete das Jahr des Noviziates ab, da er immer noch eine leise Hoffnung nährte, die geliebte Frau werde zu ihm und der Welt den Rückweg finden. Als er hörte, daß sie unter dem Namen Sor Beata Profeß gethan und ihm für immer verloren sei, nahm er in tiefem Gram das Kreuz, und die Chronik meldet, daß er tapfer fechtend vor Edessa gefallen sei.





Das Horn von Wanza.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.



Den Possenthurm bei Sondershausen in weiter Ferne vor Augen, wanderte der Student auf der Landstraße dahin. Auf einem der Berggipfel des südlichen Abhanges des Harzes hatte man ihm gesagt: „In der Richtung liegt die Ortschaft; aber zu sehen ist sie von hier nicht. Na, Sie werden schon hinkommen, wenn Sie sich so in der Mitte zwischen der goldenen Aue und dem Eichsfelde halten und dann und wann unterwegs nachfragen. Da unten im Lande sind sie ganz bekannt damit. Glückliche Reise.“

„Wie die alte Tante ausfallen wird, soll mich wundern. An mir soll's nicht liegen, wenn sie mich nicht zum Haupterben einsetzt oder doch ein angenehmes Codicill an ihr Testament meinetwegen hängt,“ sagte der Student. „Was aber das ‚alte Haus‘ sagen wird, darauf bin ich wirklich gespannt. Wenn sie den alten Knaben auch dort den weisen Seneca nennen und ihn seiner Weisheit wegen bei sich zum Bürgermeister gemacht haben, so ist das in der Idylle dort die einzige Philisterbande, die jemals eine vernünftige Idee gehabt und sie in die Erscheinung geführt hat. Ganz riesig ist's aber unter allen Umständen von ihr.“

Damit war er abwärts gesprungen vom Rabenskopfe durch den Tannenwald und den frischen, sonnigen Septembermorgen, dem ihm augenblicklich noch so wenig bekannten Ziel seiner Wanderschaft entgegen. Es ist aber jedenfalls immer sehr hübsch und herzerfreuend, wenn Einem ein solches Ziel so — bald nach Sonnenaufgang — in einer so bunten, flimmernden, schimmernden, thaublitzenden Ferne gezeigt wird und noch dazu mit dem Wort:

„Sie werden einen schönen Tag behalten, Herr Student."

Es war ein erkleckliches Stück weiter gegen Norden hin, wo dieser Studiosus der Philologie, Herr Bernhard Grünhage, zu Hause war. Zum ersten Mal hatte er am gestrigen Abend von den südlichen Harzbergen in die Gegend zwischen dem Kyffhäuser und der Porta Eichsfeldica hinausgesehen, und wie es eigentlich kam, daß er heute diese Gegend nunmehr durchwanderte, das muß vor allen Dingen erzählt werden. Die alte Tante läuft weder dem Studenten noch uns weg. Es ist eine seßhafte alte Tante, die schon fast an die siebzig Jahre durch die Dinge hat an sich herankommen lassen und — wie wir finden werden — noch lange nicht die Absicht hat, ihnen auszuweichen. Sophie Grünhage hieß sie mit Vor- und Hausnamen, und „Frau Rittmeistern" wurde sie titulirt, und dies war eigentlich Alles, was die Familie in Gifhorn an der Aller von ihr wußte. Im Familieninteresse befand sich der Student auf dem Wege zu ihr, und das war das Lange und das Kurze von der Sache. Daß er das ‚alte Haus', den weisen Seneca, dort gleichfalls seßhaft wußte, war ihm ein Trost.

Der junge Philologe war der Zweite in einer Reihe von Fünfen, doch nicht lauter Philologen. Die Uebrigen allesammt waren Mädchen, und die Mutter war todt, und die vier Mädchen führten dem Papa den Haushalt; der Papa aber ging mit diesem Haushalt, wie Friedrich Hölderlin sich ausdrückt: „auf schmaler Erde seinen Gang".

Der Vater Grünhage war ein Landarzt in einer sehr gesunden Gegend der norddeutschen Ebene, und wie sie in seinem Hause „anständig durchkamen", wußten sie manchmal eigentlich selber nicht ganz genau anzugeben. Doch sie kamen lustig durch, und das ist immer die Hauptsache. Recepte gegen ihre irdischen Bedrängnisse und Beschwerden brauchten sie sich nicht von irgend einem Philosophen verschreiben zu lassen, bis jetzt hatten da immer noch die allergewöhnlichsten Hausmittel ihre Wirkung gethan.

„Kinder, macht mir den Kopf nicht warm," pflegte der alte Doctor bei außergewöhnlich andringlichen Gelegenheiten zu sagen. „Hippokrates ist ein großer Mann, aber hiervon schreibt er nichts. Seht zu, wie ihr fertig werdet; aber das bitte ich mir aus, hippokratische Gesichter will ich heute Abend an euch vier Gänsen nicht sehen, wenn ich von der Praxis komme und vom Gaule steige. Wer zieht ihn mir heute in den Stall? Immer die Fidelste! Nun, an welcher ist denn diesmal die Reihe?"

Das fröhliche Gesichtchen, das sich dann stets aus der Schar der Grazien dieses Doctorhauses vordrängte und: „An mir! an mir, mir!" rief, genügte schon allein, um dem zu Klepper steigenden Pater familias des schmalen Haushaltes und der vielköpfigen Familie die berechtigtste Anwartschaft auf einen verdrießlichen, seufzer- und sorgenvollen Abend in die nebelweiteste Ferne zurückzudrängen.

Nun war aber in den letzten Zeiten und vorzüglich im letztvergangenen Winter, wenn nach einer mühseligen Tagfahrt der Gaul von einem der Mägdelein in den Stall gezogen worden war, mehr als einmal die Rede auf „die Tante in der güldenen Aue" gekommen, und so mitten in der Torf- und Haidegegend hatte das Wort stets einen ungemeinen Wohllaut an sich gehabt. Doch allerlei Bedenklichkeiten knüpften sich gleichfalls daran, und davon trug wohl der selige Herr Rittmeister Grünhage die meiste Schuld, doch nicht alle. Vom Hörensagen kannten alle vier Mädchen im Doctorhause den Onkel Rittmeister und wußten, was für ein

„gefährlicher Mensch“ er gewesen war, und der Doctor selber hatte nur zu oft gesagt: „Kinder, seid mir nur still von ihm; ich habe das Vergnügen, ihn persönlich gekannt zu haben, meinen Herrn Bruder.“ — Aber die Tante! Die hatte der Papa nur ein einziges Mal und zwar auf ihrer Hochzeit Anno Achtzehnhundertneunzehn in Halle an der Saale zu Gesicht bekommen, und er kratzte sich jedesmal, wenn die Rede darauf kam, hinterm Ohr, und das war fast noch unheimlicher.

„Ja, gerade fünfzig Jahre müssen es her sein heute, als der Bruder Hochzeit mit ihr machte,“ sagte der Doctor. „Na, hoffentlich werden sie besser zu einander gepaßt haben, als es sich an jenem vergnügten Abend anließ. Sie war aber um ein Ziemliches jünger als der Bruder Dietrich, und an ihrem Hochzeitstage schien sie wirklich selber noch nicht recht zu wissen, wie sie eigentlich zu dem Pläsir kam, von dem tollen exwestfälischen Kürassier auf den Sattel genommen zu werden. Uebrigens, was geht uns hier das Alles eigentlich an? Es ist immer Käthe, welche alle Augenblick die Unterhaltung darauf bringt. Hat das Mädchen mehr Familiensinn als wir Anderen, oder will das gute Kind erben? Was meint ihr, Gesindel, sollen wir unsere Alte einmal von wegen der letzteren angenehmen Phantasie auf die Post setzen und nach Wanza an der Wipper schicken, mit Vollmacht, Alles zu nehmen, was man ihr geben will?“

Nun war „unsere Alte“, das gute Mädchen, die Käthe, in der That die Aelteste von den Fünfen, und die Verständigste war sie unbedingt auch. Sie allein wußte ganz genau, was der Haushalt heute kostete, gestern gekostet hatte und morgen kosten werde, und den größten Familiensinn in der Familie hatte sie gleichfalls. Es war eben nur „eine von des Vaters gewöhnlichen Redensarten“, wenn er sie damit aufzog.

„Lacht nur,“ sagte sie, „das Vergnügen habt ihr wenigstens billig, und so gönne ich es euch von Herzen. Wenn ich übrigens unser Bernhard wäre, so probirte ich es doch einmal und wendete einen Theil meiner Ferien dazu an, um mich zu erkundigen, ob die Grünhages dort hinter den Bergen dem lieben Gott als ebenso curioses Volk wie wir hier aus der Kiepe gehüppt sind. Ist es keine Sünde, ein Gericht Kohl aufzuwärmen, so kann es auch keine Sünde sein, eine entfernte Verwandtschaft wieder aufzufrischen. Und was nun die gegenseitige mögliche Beerbung anbetrifft, so hat es doch Keiner von uns hier schriftlich, ob die Tante sich nicht da gleichfalls ihre Illusionen in Betreff Unserer macht und wir ihr nicht auch manchmal in ihren angenehmsten und liebsten Träumen vorkommen.“

Allgemeiner Jubel hatte diese letzte „großartige Wendung“ des guten Mädchens begleitet. Halb und halb hatte man sie immer im Verdacht, daß sie die Capitalistin in der Familie sei und bei ihrer Haushaltsführung stets ein Erkleckliches in der mysteriösesten Weise „auf die Kante legte“.

Dem sei nun, wie ihm wolle, auf ein unfruchtbar Feld fielen die Worte der Alten selten. Da schlug Manches im Frühjahr Wurzeln, was im Sommer in die Blätter schoß und im Herbste Frucht trug.

„Kinder, an mir soll es nicht liegen, wenn ich unserer Alten die alte Schachtel in der güldenen Aue nicht in den Haushalt schlachte!“ rief der Student. „Schon seit einem Jahre ist unsere Couleur in Göttingen darüber aus Rand und Band: sie haben das ‚alte Haus‘, den weisen Seneca, unseren Exsenior, richtig bei sich zu Hause zum Bürgermeister gemacht,

nachdem er durch jedes andere Examen gefallen war, und die Regierung hat ihn wahrhaftig auf seinem curulischen Stuhl bestätigt, nachdem sie sich freilich eine erkleckliche Weile darob bedacht hat. Es ist zu gottvoll! Und — kaum glaublich, daß er selber daran glaubt! Ich aber muß das sehen!... Morgen bin ich auf dem Wege zum weisen Seneca; die Tante Grünhage nehmen wir mit, wie sie sich giebt. Hurrah!"

„Ja wohl, hurrah," brummte der Doctor und Hausvater. „Gefragt werde ich bei der Sache natürlich mal wieder gar nicht, aber — dagegen habe ich nichts, würde ja auch doch nur überschrien. Na, die Tante! Uh, die Tante Sophie! Auf das Nachhausekommen des Jungen freue ich mich ausbündig, wenn auch auf nichts Weiteres!"

„Auf den weisen Seneca freue ich mich ausbündig," lachte der Student. „Das wäre ein Mann für unsere Alte! Zumal jetzt, wo er Bürgermeister geworden ist und eine Frau ernähren kann. Welche von euch Mädchen will mir sonst noch ihre Photographie für ihn mitgeben?"

„Dummes Zeug!" sprach das gesammte Vierkleeblatt bis zur neunzehnjährigen Martha herunter wie aus einem Munde. „An unsere Tante Sophie Grünhage in der goldenen Aue, aber nicht an deinen abgeschmackten dummen weisen Seneca wirst du expedirt. Schade, daß Keine von uns gehen kann."

„I, seht mal!" grinste der liebe Bruder.

* *
*

O schöne Zeit, wo der Mensch dem falschen Pathos weder im Leben noch in der Literatur aus dem Wege geht, wundervolle Zeit, wo er, der Mensch, nicht einmal eine Ahnung davon hat, daß etwas, was er selber später falsches Pathos nennen wird (dies Thier war noch nicht unter denen, welchen Adam einst Namen gab), überhaupt in der Welt existirt!

O bittere Zeit, wo der Mensch auf der abwärtssteigenden Bahn seines Lebens ganz genau anzugeben weiß, wo in ihm und um ihn das falsche Pathos anfängt!

Bittere Zeit? Wohl, dann und wann recht bitter oder zum wenigsten sehr sauersüß! Aber doch auch nicht ohne ihre Vorzüge der anderen gegenüber — sagt der weise Seneca — der Lucius Annäus aus Corduba nämlich — der uns aber an dieser Stelle nicht das Geringste kümmert und der sich dazu sein falsches Pathos seinerzeit ebenfalls recht wohl hat bekommen lassen.

Wir steigen mit dem Studenten durch die schöne Natur seinem weisen Seneca zu. Der alte Senior der Caninefatia imponirt ihm mit vollem Recht immer noch richtig, wenn auch mehr aus den Erzählungen der ältesten Leute in der Verbindung als eigenem längeren Verkehr mit ihm. Persönlich wirft die einstige große Leuchte der Caninefaten ihr Licht nur in sein erstes Fuchssemester; aber die alte Tante läuft nichtsdestoweniger wirklich nur beiläufig so mit in seinen Gedanken, wie das in dieser Welt mit den besten Dingen leider so häufig der Fall ist.

Am Nachmittage des anderen Tages, nachdem er von den hercynischen Bergen niedergestiegen war, stiegen die Thürme seines Wanderzieles vor ihm empor. In der That, das Städtchen richtete mehr als eine Nase zum Himmel auf. Sein Kirchenthurm war nicht die einzige. Eine mittelalterliche Warte hatte sich wohl erhalten durch die Jahrhunderte. Ein stattlich Amtsgebäude zeigte desgleichen einen hochragenden, schiefergedeckten Uhrthurm. Manche große Stadt hätte viel darum geben können, wenn sie eben solch ein Gesicht aufzuweisen gehabt hätte, wie es die winzige ackerbürgerliche Schwester

dem Wanderer von ferne her über das Hügelland, die Wiesen und Ackerfelder und dann und wann auch über den Wald zeigte oder besser emporhob.

Es war ein heißer, wolkenloser Spätsommernachmittag. Eine gute Meile Weges lag noch unbedingt zwischen Wanza, dem gegenwärtig in Wanza regierenden Bürgermeister, der Tante Sophie Grünhage und dem Studenten der Philologie Bernhard Grünhage. Und ein Dorf lag gleichfalls noch zwischen ihnen und ihm. Der Weg des Studenten führte aber nicht etwa vorsichtig um dieses Dorf herum, sondern gerade durch. Der Bauernkrug aber war am äußersten Ende des Dorfes gelegen und zwar der Stadt zu, — anlockend daneben ein Bauerngarten voll Stockrosen und Sonnenblumen; Tisch und Bank unter dichtbelaubtem Baume vor der Pforte und über der Pforte die angenehme Inschrift:

Wittwe Wetterkopf.
Ausspann, Restauration und Speisewirthschaft!

„Was sieht mein Auge?" sprach dumpf nicht etwa von der Bank in dem wohligen Lindenschatten aus, sondern hervor aus dem emporgeschobenen Fenster der Schenkstube eine Stimme, die den Studenten zum augenblicklichsten Anhalten im Marschschritte brachte. „Täuscht mich ein Traum oder sehe ich recht durch des Philisteriums öden Nebel? ... Die alten Farben! ... Wohin wandert dieser Knabe aufs Gerathewohl? ... Hierher, junger Mensch!"

„Dorsten?!" rief der Student, und aus der Gaststube des Bauernkruges scholl es zurück:

„Ja, Dorsten! Ganz derselbige! Nun, bei dem Buche de tranquillitate animi — über die Gemüthlichkeit —, wenn das nicht gemüthlich ist! ... Tritt heran! Reiche deine Rechte. Beim Zeus, das Phantom löst sich nicht auf im Dunste der Heerstraße. Es hat Fleisch und Knochen. Alle Teufel, nicht so innig, Sohn der nahrhaften Erde! und vor allen Dingen komm jetzt mal 'rein in die Bude, nenne mir deinen Namen und laß dich genauer besehen."

Mit beiden Händen hatte der Student die ihm aus dem Fenster dargereichte weichliche Hand des einstigen Seniors der Caninefaten und jetzigen Bürgermeisters von — von — nun, den Namen des Nestes haben wir doch schon einige Male hingeschrieben — von Wanza an der Wipper gefaßt:

„Dorsten! Ist das wirklich Ihr — dein Name?" rief er noch einmal, und der Andere sprach:

„Das ist unbedingt mein Name. Wie gesagt, komm herein, fabelhaftes Landstraßenphänomen, und erhole dich lieber hier in der Kühle von deinem nicht ungerechtfertigten Erstaunen."

Rückwärts in die Stube gewendet, rief er:

„Junge Frau, es kommt wahrhaftig noch ein Mensch!"

„Ach Herrje, Herr Burgemeister, nun reden Sie doch nur nicht so! So schlimm bestellt ist das doch nicht mit dem Verkehr bei der Wittwe Wetterkopf, wie Sie auch wohl recht gut wissen, Herr Burgemeister."

„Quellnymphe, kippen Sie gefälligst mal Ihre Urne um, das heißt junge Frau, stellen Sie diesem Jüngling einen Frischen hin und — mir auch. Du aber, mein Sohn, komm noch einmal und zwar jetzt ganz in meine Arme und sodann auf die Bank hier mir gegenüber. Menschenkind, das ist ja ein ganz verrückter, ein ganz glorreicher Einfall von dir, da auf der Chaussee so mir nichts dir nichts mit den alten Farben daherzuwandeln. Steigt dir ein Halber, und nun — wie kommst du denn eigentlich auf diese wahnsinnige Idee und, noch einmal, wer bist du eigentlich, enthusiastische jugendliche Creatur?"

„Man hat mich geschickt, und da ich dich hier sitzend wußte, so bin ich halb und halb von selber gekommen. Sonst aber falle ich leider nur in dein letztes Semester, und mein Name ist Grünhage."

„Dafür kommt dir der Rest," sprach der weise Seneca würdig-gerührt. „Wittwe, legen Sie Ihren Strickstrumpf noch einmal für einen Moment nieder."

Die Wittwe that das, ohne daß die Aufforderung im Grunde nöthig gewesen wäre. Als sie mit den beiden gefüllten Krügen wiederkam, seufzte der Bürgermeister von Wanza:

„Ein wenig lak; aber doch von zarter Hand credenzt." Und zu dem Commilitonen hinüberblinzelnd, citirte er:

„Du bist das schönste Weib auf dieser Erde."

Aergerlich lachend aber versetzte die Wittwe:

„Herr Burgemeister, das hat mir noch kein Mensche gesagt! Sie aber, junger Herr, wenn Ihnen der Herr Burgemeister wirklich schon von länger her bekannt ist, so wissen Sie auch wohl, wie man sich mit ihm in Acht nehmen und mit ihm Geduld haben muß."

„Geduld, Geduld! wer sollte sie nicht haben?
Hat doch der Himmel selbst Geduld!"

citirte der Weise von Neuem, wenn auch das Seinige hinzugebend. „Uebrigens, liebliche Wittib, kannst du itzo für einen gewissen unbestimmten Ausschnitt der Ewigkeit deinen Strumpf dreist wieder aufnehmen und noch dreister hier auf der Bank näher rücken; wir reden jetzt nur von Familiengeschichten. Und nun rücke auch du heraus, heiterer Knabe, und theile uns mit, wie du gerade heute auf den corrupten Einfall fällst, zu Fuß deinen Leichnam durch den Sonnenbrand gen Wanza zu tragen. Wahrlich, du dämmerst mir von Moment zu Moment mehr aus dem Sonnenuntergangsroth meiner besseren Tage auf! Ohne Flausen, Grünhage! du pilgerst daher, und ich wünsche nunmehr Verstand in diese deine Pilgerschaft zu bringen."

Die Wittwe Wetterkopf rückte mit ihrem Strickzeug („Geben Sie dreist um die Wade noch einige Maschen zu!" sagte der Bürgermeister) wirklich näher; doch setzte sie sich jetzt lieber auf die Bank des Studenten, als daß sie auf der des Bürgermeisters von Wanza an der Wipper mit Platz genommen hätte. Der Philologe aber hatte vor Keinem von den Beiden Geheimnisse. Er erzählte einfach, wie sich die Sache gemacht habe, gab ziemlich ausführlichen Bericht über seine Zustände zu Hause, und als er geendet hatte, bemerkte der weise Seneca ebenso einfach:

„Einen gloriosen Einfall nenne ich dieses also nicht mehr, wohl aber eine höchst behagliche Verkettung der menschlichen Schicksale. Würde die Wittwe mitreiben, so würde ich dir den Vorschlag machen, sofort einen Salamander auf deinen Alten, deine vier Schwestern und vor Allem auf jene unter ihnen, die du Katharina nennst und nicht ohne Grund zu loben scheinst, zu reiben. So aber trinke ich nur andächtig einen Ganzen auf ihr Wohl. Ländliche Schöne, lege das für deine verführerischen musculi peronei bestimmte Gespinnste noch einmal hin —"

„Wenn Sie noch einen Schoppen haben wollen, bitte, so sagen Sie es Deutsch!" sagte die Wirthin ein wenig sehr spitzig.

„Denn auf deine Tante Sophie trinke ich speciell noch einen Halben!" brachte der Herr Bürgermeister seine Rede zu Ende, ohne sich stören zu lassen.

„Du kennst sie also, lieber Dorsten?" fragte der Student.

„Kennen? Noch lange nicht genug! Aber jedenfalls habe ich sie im gegründetsten Verdachte, daß sie mich ganz genau kennt und — weiß, was Wanza an mir haben konnte und — jetzo wirklich

hat. Wenn Einer was dazu gethan hat, daß ich das Consulat dort, die Lictoren und Fasces erlangte, so ist's die Frau Rittmeistern. ‚Jetzt blamire du mich nur nicht zu arg, lieber Ludewig,‘ hat sie mir wenigstens oft genug vorgehalten, mich, nachdem die Regierung meine Wahl bestätigt hatte, am Ohr nehmend. ‚Hätte deine selige Mutter dich mir nicht so sehr auf die Seele gebunden, so hätte ich mir doch vielleicht einen noch etwas mehr zur Vernunft gekommenen und zu sonst nichts zu gebrauchenden Auscultator ausgesucht.‘ Ja, ja; außer mir ist sie, deine brave Tante Grünhage nämlich, die einzige anständige Person in dem Neste dort."

„Dies hätte nun mal wieder unsere Kegelgesellschaft vernehmen sollen, Herr Burgemeister!" lachte die Wittwe Wetterkopf.

„Siehst du, Bruder," seufzte der weise Seneca. „So weiß selbst dieses einfache Weib in der hiesigen Welt- und Culturgeschichte Bescheid! Aber die Sonne sinket, Neffe Grünhage; wie ist's, sollen wir den Mondenaufgang abwarten oder der Hähne widerwärtig Gekrähe wie — schon sonst mehrere Male? Oder sollen wir gehen? Willst du im röthlichen Abendgold Arm in Arm mit mir in Wanza einwandern, oder wünschest du dich lieber allein einzuschleichen, sowohl in die Stadt wie auch in der Tante Testament? Vier Schwestern! reizende Wesen selbstverständlich allesammt; aber auch allesammt mit einem unergründlichen Backfischappetit begabt und auch sonst etwas kostspielig zu erhalten für einen weißhaarigen Erzeuger! Als mein Alter mich in die Welt gesetzt hatte, muß ich wohl alle seine Wünsche in dieser Hinsicht befriedigt haben. Jedenfalls hat der verdrießliche alte Hahn an mir vollkommen genug gehabt, und ich bin — unser Einzigstes geblieben. Dessen ohngeachtet aber kann ich mich vollständig in deine Situation hineinversetzen, Knabe. Vier Schwestern! So ungleich vertheilt das Glück seine Gaben. Ich habe Augenblicke, wo ich viel für eine Einzige von so Vielen geben würde."

„Holen Sie sich doch Eine davon!" sprach die Wittwe Wetterkopf. „Uebrigens, junger Herr, habe ich es schon gesagt, Sie kennen den Herrn Burgemeister; aber glauben Sie nur ja nicht, daß er immer so ist und spricht wie hier bei mir, wenn er so einmal einen Nachmittag bei mir allein sitzt. Und was die Frau Rittmeistern betrifft, so läßt Keiner in Wanza und Umgegend was auf sie kommen."

„Mach' deine Rechnung mit — dem Consul von Wanza, Wirthin!" brummte der Bürgermeister von Wanza. „Und du, Grüner, zahle auch und leihe mir deinen Arm. Wir wandern leise, bedachtsam und langsam durch jene Pappelallee unserem ferneren Geschicke entgegen. Bist ein famoser Kerl geworden, Grüner, und jetzt erinnere ich mich deutlich daran, daß ein sympathisches Etwas mich durch alle Biernebel einer schöneren Vergangenheit zu dir hinzog und mir ins Ohr raunte: dies Kind wird noch einmal dein Trost in einer Zeit, von der du heute Abend und hier auf der Kneipe noch nicht die blassete Ahnung hast, liebster Ludwig!"

* *
*

Dies thaten sie nun, das heißt sie wandelten Arm in Arm Wanza-wärts und zwar durch die vorhin bereits angedeutete Pappelallee; und wie die Pappeln warfen sie länger und immer länger werdende Schatten über die abgeernteten Felder zu ihrer Rechten.

„Und dessen ungeachtet wird er mir immer kürzer!" seufzte der Bürgermeister von Wanza mit einem Blicke zur Seite.

„Wie sagst du?.. Wie so, Dorsten?.. Was sagst du da?“ fragte der Student.

„Von meinem Schatten rede ich natürlich zu dir, naiver Knabe,“ erfolgte düster die Antwort. „Ich glaube es auch gar nicht, Grüner, daß der arabische Wunsch lautet: ‚Möge dein Schatten nie länger werden!‘ — Möge dein Schatten nie kürzer werden, heißt's, oder ich lasse mich hängen. — Grünhage, meiner wird kürzer! So lang er da auch mit sinkender Sonne neben mir herlaufen mag — laß dich durch das Phänomen nicht täuschen; — er nimmt ab. Noch im vergangenen Jahre auf diesem Pfade zu dieser Stunde und bei diesem Stande der Sonne warf ich einen längeren. Ich habe mich grimmig genug gegen die bittere Ueberzeugung gewehrt, auf Ehre; aber seit den letzten Hundstagen hat das ein Ende. Ich schrumpfe ein, Grünhage; ich krieche zusammen (guck nur nicht so, — mein Bauch thut nichts zur Sache!), vor einem Jahre noch glitt ich einen guten Zoll länger über die Stoppeln dort. Du betrachtest mich lächelnd. Auf der Weender Straße würde ich mich vielleicht etwas näher nach der Bedeutung dieses frivolen Lächelns erkundigt haben; aber als Bürgermeister von Wanza sage ich nur einfach: Lache nicht, junger Mensch; auch du wirst mal ein recht altes Haus geworden sein und in cadente domo wird auch dein Gestirn stehen!“

„Na, Dorsten!“ sagte der Student.

„Ja, — Dorsten! ... Hättest du mich eben den weisen Seneca genannt, so hätte das vielleicht zum ersten Mal, seit ich mit dem Biernamen auf dem Hardenberge getauft wurde, einen gewissen Sinn gehabt. Ich rede die Wahrheit; — klägliche, katerhafte, melancholische Wahrheit! Und du sagst natürlich: Na, Dorsten! und weiter nichts. Knabe, man ist nicht ungestraft Bürgermeister von Wanza an der Wipper.“

„Aber bester, weisester Seneca, lieber alter Freund, verzeihe mir, wenn ich dir —“

„Verzeihe mir, mein Junge, wenn ich dich auf den siebenundzwanzigsten Brief an den Lucilius und auf einen gewissen wohlbegüterten, wahrscheinlich auch mit einer angehenden Glatze und einem angegangenen Bäuchlein begabten Freigelassenen, mit Namen Calvisius, hinweise. Der soi-disant Stoiker moquirt sich über ihn natürlich, und natürlich nur aus reinem blassen Neide; ich aber, wenn ich je mich in die Haut eines anderen Menschenkindes hineingedacht und hineingewünscht habe, so ist's dieses beneidenswerthe Individuum. Uh, der hatte es gut! Ein Freigelassener war er, ich aber bin das Gegentheil. Geld hatte er, ich aber habe höchstens ein Schock mit auf meinen Gehalt angewiesene Gläubiger. Calvus bin ich, der Teufel weiß es, so ziemlich; aber Calvisius möchte ich mit Wonne gänzlich sein. Das war mein Mann! von sämmtlichen Heroen der Vorzeit dieser allein!“

„Und was that er, um dich zu diesem Enthusiasmus für ihn von deiner Bude abzuholen? Entschuldige, wenn ich nicht denselben Biernamen wie du bekam und also noch dann und wann eine kindlich simple Frage stelle.“

„Er blieb ruhig auf seinem Sopha liegen und hielt sich für Alles (nur Einiges ausgenommen) einen Sclaven.“

„Freilich famos!“ rief der Student, den Hut abnehmend und sich den Schweiß abtrocknend.

„Nun, siehst du wohl! ... Studire du nur ruhig auch den Seneca. Wie gesagt: im siebenundzwanzigsten Briefe stößt du auf den Calvisius Sabinus, von dem der stoische Narr sagt: ‚Nie sah ich einen Menschen mit seinem Wohlstande so wenig Würde verbinden!‘ — Nämlich dieser in Wirklichkeit und Wahrheit Freigelassene hatte natürlich auch ein Gedächtniß, in

dem nichts hängen blieb. Eigentlich war es eine Dummheit von ihm; aber für das sogar hielt er sich 'nen Anderen! Heute entfiel ihm der Name des Ulysses, morgen der des Achilles, übermorgen Priamos seiner. Und so, gerade so, bei jedem Geschäfte geht es mir dort in Wanza. Liebster Himmel, die Commune da und die Kerle dort, und die Geschäfte, die sie bei mir haben! ... so aber, der Calvisius kaufte sich für Alles einen Sclaven. — Ich citire wörtlich, Grüner: einer derselben mußte den Homer inne haben, ein anderer den Hesiodus; an neun andere wurden die neun Lyriker vertheilt; — ah, schönen guten Abend, Herr Tresewitz!"

Es war zu drollig, der Abfall aus dem classischen Alterthum in die unmittelbarste Gegenwart, aus den Episteln des Lucius Annäus Seneca in die freundschaftliche Begrüßung mit dem Seifenfabrikanten und Lichtzieher Herrn Johann Tresewitz dicht vor dem Thore von Wanza an der Wipper. Auch der jüngere Studiengenosse hob höflich den Hut, und, wir müssen es ihm zur Ehre seiner Auffassungsgabe anrechnen, er wußte auf einmal ganz genau Bescheid in den Zuständen seines Wanzaer einstigen Verbindungsbruders.

„Was wäre das nun der Sache angemessen, wenn ich dem öden Philister durch einen Anderen den von ihm beanspruchten guten Abend hätte wünschen lassen können," seufzte der Bürgermeister. „Sieh', Grüner, das ist gerade das Scheußliche an diesen Classikern: von Weisheit quillen sie über, die wunderbarsten, praktischsten Rathschläge geben sie Einem — aber gebrauchen kann man nichts davon. Es ist zu lange Zeit her, seit sie verständige Menschen waren; und wir — wir sind vermittelst unserer höheren Bildung, Tugend, Sitte und gottverdammten verfluchten modernen Feinfühligkeit allzu sehr in das ausgeartet, was sie mit dem Sammelwort: Pecus bezeichneten."

„Du siehst die Sache doch wohl etwas schroff an und bist vielleicht auch noch nicht lange oberste Magistratsperson am hiesigen Ort —"

„Sieh' dir den Biedermann an, wie er mit seinem Regenschirm unterm Arm durch den Abendsonnenschein und in dem Gefühl, mich mit gewählt zu haben, dahinzieht, und — wandele mal in seinem Schatten! bei fünfhundert Thaler Gehalt, ohne Aussicht auf Verbesserung, in seinem Schatten ungestraft — unter Palmen. Er ist Mitglied der Stadtverordneten, sogar Bürgervorsteher, Vicepräsident des Bürgervereins, einer der festesten Stämme im hiesigen Palmenhaine, und nicht umsonst Lichtzieher und Seifenfabrikant. Datteln trägt er aber nicht und am wenigsten für mich. Ich sage dir, man muß vom ersten Chargirten der Caninefaten zum in Wahrheit ersten Chargirten in Wanza herabgekommen sein, um zu erfahren, daß es wirklich eine ewige Gerechtigkeit giebt. Knabe, Knabe, hier wandele ich, dir zum warnenden Exempel; denn dieser eine Philister rächt täglich vollkommen sämmtliche Sünden, die ich vordem an Seinesgleichen begangen habe!"

„Großer Gott, alter guter Kerl!" stammelte der junge Freund, wahrhaftig ganz überwältigt durch das innigste Verständniß für die Zustände seines Führers.

Sie näherten sich jetzt allmälig der Stadt. Gartenmauern, Gartenhecken und Gartenhäuschen traten an die Stelle der Ackerflächen; und mit dem Bürgermeister ging etwas Merkwürdiges vor. Er wurde von Schritt zu Schritt mehr ein ganz Anderer! Mit immer wachsendem Erstaunen beobachtete der jüngere Studiengenosse stumm das sich entwickelnde Phänomen. Der weise Seneca fing an, mit

steifen Schritten seinen nicht wegzuleugnenden Bauch vorwärtszutragen. Er rückte seinen Halskragen zurecht, er schlug sich mit dem Taschentuch den Staub von den Stiefeln, er stieß den Stock gravitätisch auf, und das Drolligste war, daß er sich des erstaunlichen Eindrucks, den er auf den jüngeren Commilitonen machte, bis ins Innerste seines Gemüthes bewußt war und — gar keine Freude daran hatte.

Aeußerlich mit würdigster Miene, wimmerte er leise zur Seite hin:

„Anständig, Grünhage! Es ist schauderhaft, aber — ich sitze ja doch nun mal drin. Grüner, bleib' du so lange als möglich draußen; aber betrage dich jetzo auch — so anständig als möglich — uhhh!"

Ein alter Thorbogen warf nun seinen Schatten auf die beiden Wanderer. In diesem Schatten packte der Bürgermeister von Wanza noch einmal den Arm seines Begleiters und flüsterte weinerlich:

„Ohne die Wittwe Wetterkopf lebte ich gar nicht mehr! Das Weibsbild mit seiner einsamen Kneipe ist mein einziger Trost — bei Tage. Bei Nacht gehen wir in den ‚großen Bären'; — na, du wirst schon sehen, Grüner; thu' mir aber den einzigen Gefallen und betrage dich jetzt anständig: hier sind wir denn in Wanza, und — mich haben sie zu ihrem Bürgermeister gemacht — uh! O Calvisius!"

Sie waren in Wanza, und der frühere Senior der Caninefatia war augenblicklich nichts weiter als Bürgermeister von Wanza. Man grüßte ihn als solchen von den Fenstern und Hausthüren aus, und er grüßte mit Grabesernst wieder.

„Sie hatte meiner seligen Mutter versprochen, mit für mich zu sorgen," seufzte er noch einmal. „Und siehst du, sie hat ihr Wort gehalten, und so hat sie mich besorgt! Deine Tante Grünhage nämlich. Und so wird sie dich möglicherweise ebenfalls versorgen! Uh—u—h! Ich gratulire, — uh!"

* *
*

„Wie willst du's nun machen?" fragte der Bürgermeister. „Willst du ihr sofort ins Haus fallen und es darauf ankommen lassen, ob sie dich auf der Stelle wieder hinauswirft oder dir um den Hals fällt und dich augenblicklich zu ihrem Universalerben einsetzt? Oder wünschest du ihr lieber leiser auf den Leib zu rücken, von hinten herum an sie heranzuschleichen und dich mehr diplomatisch einzuschmeicheln. Ihre Nücken und Tücken hat sie, und wenn ich sie auch so ziemlich kenne, so habe ich sie doch noch nie ganz kennen gelernt. Und solche versunkenen Familienbezüglichkeiten wie hier in diesem Falle zwischen euch und ihr sind immer eine heikle Sache. Dazu wenigstens habe ich genug Jus von der Universität mit nach Wanza gebracht, um zu wissen, daß Alles, was ins Erbrecht und die Verwandtenliebe schlägt, von jedwedem nicht dazu Gehörigen mit verdammt spitzen Fingern anzufassen ist. Also mach' es ganz, wie du willst, Grünhage. Bist du überzeugt, daß die erstere Art, dich vorzustellen, vorzuziehen ist, so rathe ich dir dazu, mein Sohn. Gegentheils schlage ich dir vor, diese Nacht hindurch in meinem stillen Heim, auf meinem Sopha über dich und die Tante noch einmal nachzudenken und sodann morgen früh zur anständigsten Wanzaer Visitenzeit, wohl ausgeschlafen habend, mit der heiteren Greisin deine Klinge zu binden, und meinetwegen drauf los bis zur Abfuhr! Dieses hier ist übrigens die Wipper, und hier stehen wir vor meinem friedlichen Hause. Komm unter allen Umständen jedenfalls noch 'nen Moment mit 'rauf."

Die Wipper, ein munteres Flüßchen, wurde dem jungen Fremdling nicht ohne einige Ursache hier zum ersten Mal vor-

gestellt. Sie kam unbefangen mitten durch die Gasse daher, und ihr Rauschen hatte vor jedem Hause etwas Anheimelndes. Eine Menge häuslich-abendlicher Geschäfte wurde eben, so weit der Blick reichte, an ihr vorgenommen. Und die Akazienbäume, die hier und da an ihr gepflanzt waren, gehörten auch zu ihr, gerade wie die langen blauen Laken, die der Färber gegenüber dem „friedlichen Heim" des weisen Seneca an langen Stangen aus seinem Dachgiebel heraushing. Gänsegeschrei und Entengeschnatter mangelte nicht. Ein alter Hut kam eben geschwommen, von Niemand beachtet; aber hinter ihm drein eine Schülermütze, am Ufer begleitet von einer hell durch einander kreischenden Jungen- und Mädchenschar.

„Dies Alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Aegyptens König,"

citirte der Bürgermeister von Wanza. „Macht nicht solchen heillosen Randal, Krabben! — Nun, bist du zu einem Entschlusse gekommen, Grünhage?"

Der Student blickte an dem ganz stattlichen Hause, vor welchem sie standen und in das Dämmerungstreiben der Stadt hineinsahen, empor und mit steigender Rathlosigkeit auf den gemüthlichen Freund und städtischen Würdenträger.

„Ja, Dorsten, es ist wahr — es ist wahrhaftig wahr, daß es mir bis jetzt noch nicht eingefallen ist, was ich eigentlich thun soll und — was ich im Grunde, außer um dich zu bekneipen, hier zu thun habe! Da stehe ich freilich, und der Weg bis hierher war auch ganz nett; aber jetzt wollte ich doch, daß die Alte zu Hause, statt da zu Hause zu sitzen, hier das Weitere zu besorgen hätte. Das Mädchen kriegt Alles fertig!"

„Heute Abend im ‚Bären' trinke ich einen Ganzen auf ihr Wohl —"

„Aber sicherlich, Dorsten — wenn mir jetzt die alte Person, die alte Tante, hier bei einbrechender Dunkelheit ohne Licht heimleuchtete?! Du kennst unsere Alte zu Hause nicht, sonst — na, das Vergnügen, die — Heiterkeit in dem Nest voll Frauenzimmer zu Hause! Und dann der Alte selber mit seinem grinsenden: ‚Na, habe ich es nicht gesagt? Einen Besseren als dich, Junge, konnten wir natürlich nicht schicken, um abgerissene Familienbande wieder anzuknüpfen!' — Dorsten, ich steige unbedingt erst morgen früh bei passenderer Zeit los, um diese verhuzzelte Hagebutte und olim selbstverständlich auch Prinzessin Dornröschen, deine jetzige Frau Rittmeistern Grünhage, zu entzaubern."

„Knabe, hier höre ich mich selber sprechen!" rief der Wanzaer Bürgermeister mit würdigster Selbstbefriedigtheit. „Die letzten Worte hättest du nicht geredet, ohne zu meinen Füßen gesessen zu haben! Halte dich fernerhin an gute Muster, junger Mensch. Bedenke, wie oft der Lucius Annäus den Epicur als das seinige citirt. Ueberlege, wie es immer der Gipfel der Weisheit gewesen ist, seinen Stoikermantel mit dem fröhlichen Purpur des Vergnügens an der Welt zu färben, und vor allen Dingen nimm jetzt diese etwas steile Treppe die Versicherung mit hinauf, daß es mir von Stufe zu Stufe immer klarer wird, daß du mir als eine wahre Erquickung hierher nach Wanza gerathen bist. Alter Junge, da hat man als hiesiger Bürgermeister endlich mal wieder was, woran man Antheil nehmen kann, ohne den Wunsch zu äußern, sich einen Sclaven für die Langweilerei halten zu können! — Siehst du, da stehst du in meiner stillen Clause; — fall' mir nicht über den Actenhaufen! Jetzt bist du in der That in Wanza an der Wipper, und die Götter mögen deinen Eingang und Ausgang segnen. Hier nebenan ist die Stätte meiner nächtlichen Ruhe; du schläfst natürlich auf dem Sopha; und — dies hier ist Fräulein Mathilde, die Tochter

meiner Hauswirthin! Mathilde, sehen Sie sich diesen Jüngling recht genau an; er verdient es. Er ist fünf Jahre jünger als ich und betrachtet mich seit undenklichen Zeiten als seinen — Onkel. Außerdem ist er der Neffe der Frau Rittmeistern, und —"

Fräulein Mathilde hatte längst den Kopf aus der Thürspalte zurückgezogen und die Pforte mit einiger Gewalt zugeschlagen. Der Bürgermeister sagte etwas betreten:

„Ohne Spaß, Grüner; nur die Tochter meiner Phileuse und ein ungeheuer anständiges Mädchen, eine geborene Thürschlager. Würdest du mir länger das Vergnügen deines Besuches schenken, so würde es meine Pflicht sein, dich vor ihr zu warnen. Neunundzwanzig und ein halb nach dem Kirchenbuche! Ich habe selber nachgeschlagen. Heirathet Jeden! Hätte sich wahrscheinlich schon längst zur Bürgermeisterin von Wanza gemacht, wenn ich dann und wann — na, Grüner — mich nur um eine Nüance grüner ihr gegenüber gemacht hätte. Sei aber nur ganz ruhig, Grünhage; diese Nacht soll sie dir noch nichts thun. Sie und ich stehen noch immer auf dem Standpunkte gegenseitiger inniger Neigung zu einander, und so agire ich für diesmal noch die spanische Wand zwischen ihr und dir!"

„Weshalb schlug sie denn aber die Thür so?"

„Das kann sie nicht anders!" sprach Dorsten gravitätisch. „Ja, ja, es ist ein wahres Glück, daß der Mensch dann und wann mehr Glück als Verstand hat. Ich habe Nerven, junger Mensch, und die sind bis jetzt immer noch mein Schutz und Schirm gewesen. Mein Herz und meinen Verstand hätte sie schon längst untergekriegt und wäre längst schon, wie gesagt, Bürgermeisterin von Wanza an der Wipper. Meine Nerven aber sind diesmal mein Glück."

Grinsend in all' seiner Breitschulterigkeit und dazu bereits hemdärmelig hielt der Consul den fragenden Blick des jüngeren Freundes aus.

„Solltest du vielleicht sogar auch das Bedürfniß haben, dich nach dem Wege zu waschen, so verfüge dich ins Nebengemach und zeuch den neben dem Ofen befindlichen Glockenstrang. Vielleicht kommt Jemand. Es giebt nämlich noch etwas mehr Weiblichkeit im Hause, die dann und wann auf ein recht intensives Sturmgeschell hört, wenn sie bei guter Laune ist oder sonst nichts Besseres vor hat."

Unachtend des leisen Zweifels an seinem Reinlichkeitsbedürfniß, trat der Student sofort in das „Nebengemach" und sagte nach der ersten Umschau nichts weiter als:

„Ganz Göttingen!"...

Nach fernerer weiblicher Beihülfe klingelte er nicht. Er begnügte sich lieber mit dem Minimum von Brunnenwasser und Wasser aus der Wipper, das er vorfand, und mit dem Handtuch, welches an dem Nagel hinter der Thür ein zum Glück für ihn noch ziemlich ungetrübtes Dasein führte. Als er dann, freilich nur um ein Weniges erfrischt, wieder hervortrat, fand er nur, was er erwarten konnte, nämlich daß sich der Weise bereits eine lange Pfeife gestopft, sie angebrannt und mit ihr in das Fenster hinein und die liebliche Kühle des Abends hinaus gelegt hatte.

Ohne sich nach dem Gastfreund umzuwenden, sprach der sonderbare Stoiker:

„Der Pfeifenständer im Ofenwinkel. Cigarren überall. Bediene dich, Grüner, hänge dich hier mit mir in die Dämmerung und besieh dir noch einige Augenblicke Wanza aus der Vogelperspective. Sonstige Erfrischungen habe ich dir leider innerhalb meiner anachoretischen vier Pfähle nicht anzubieten. Gegen halb neun Uhr aber sind wir im ‚Bären' und

essen daselbst zu Abend; daß du mein Gast bist, versteht sich von selber."

„Du bist sehr gütig, Dorsten."

„Halt's Maul!" schnarrte der Bürgermeister von Wanza. „Dasselbige behaupteten sie schon mehrmals in der Magistratssitzung nach jedem Jahrmarkt, wenn ich ihrer Meinung nach allzu vielen Drehorgeln, Linienfliegern und sonstiger Künstlerschaft und Vagabondage die Concession gegeben hatte, uns des Daseins Oede am hiesigen Orte zu beleben."

„Und deine vorhin angeführten Nerven, lieber Freund?"

„Die erlaubten mir das," erwiderte der weise Seneca. „Mathilden wurde es freilich dann und wann auch zu arg," fügte er mit unverantwortlichem Behagen an der Thatsache hinzu.

Sie sahen nunmehr bis zum Einbruch der völligen Dunkelheit rauchend aus dem Fenster auf Wanza hin, und es ging Mancherlei an ihnen vorbei, was dem Bürgermeister der Stadt interessant genug erschien, um es dem jüngeren Gastfreunde näher zu deuten. Der letztere lernte in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit Vieles, was ihm in den nächsten Tagen und Wochen von großem Nutzen war. Vor allen Dingen gewann er schon jetzt eine nicht unbedeutende Personalkenntniß in dem kleinen Gemeinwesen, und das ist immer viel werth auf jedem Boden, wo man coram publico zu eigenem Nutzen oder zu dem Vergnügen Anderer einen Tanz aufzuführen hat.

„Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin,"

citirte von Neuem das wunderbare Oberhaupt des idyllischen Abenddämmerungslebens. „Ist es nicht riesig? — Und du bist der erste anständige Aegypter, der da eine Reise thut, um mich in meiner Pracht und Gloria zu bestaunen. Und auch dir habe ich doch eigentlich nur zufällig auf dem Wege zu der famosen alten Schachtel, deiner Frau Tante, gelegen! Na, zu grämen brauchst du dich dieses Vorwurfes wegen nicht, Jüngling; — dies klebt der Menschheit an, und so bist du entschuldigt! ... Ja, ja, man muß eben Bürgermeister von Wanza geworden sein, um zum Nachdenken über sich, die Menschheit und wieder sich als Anhängsel der Menschheit Zeit zu finden."

„Aber du füllst deine jetzige erhabene Stellung nur um so besser aus, nicht wahr, Dorsten?"

„Und ob!! ... So breit hat sich ihnen noch kein Anderer hingesetzt und ihnen — imponirt! Wie wir uns einander grüßen, hast du auf dem Wege hierher gesehen. Heimtückisches Mißtrauen in meine Solidität herrscht nur noch bei einigen öden Winkelkäuzen beiderlei Geschlechts vor. Ich verachte sie in dem Bewußtsein, den Besten zu genügen. Uh, und diese Besten! ... sie haben noch nie einen besser für sie passenden Alcalden gehabt, und nur ganz zuweilen kommt es mir noch einmal ungemein curios vor in meinen nächtlichen Träumen, daß sie gerade auf mich fallen mußten; oder daß das Schicksal und die Tante Grünhage mich gerade — in sie fallen ließen. Ob ich mich selbst einmal zu etwas Höherem bestimmt habe, weiß ich wirklich selber nicht mehr, und es kann mir nur unglaublich vorkommen; denn daß ich der riesenhafteste Praefectus urbis, Oberschulze und Urbürgermeister bin, den Wanza an der Wipper je sah oder sehen wird, das glaube ich mit bodenloser Gewißheit."

„Davon bin ich fest überzeugt, wenn du mir gleich vorhin unter dem Thor deiner urbs einige Zweifel daran zu erwecken suchtest!" sprach der Student, auf die Fensterbank geneigt, mit großer Ruhe und tiefem Ernst in der Stimme. Ob er das zu dieser Stimme passende Gesicht machte, ließ die Dämmerung nicht mehr genau erkennen. Es schien nicht ganz so.

„Du grinsest, Grünhage? . . . Na, einerlei! Jedenfalls erscheint es mir itzo dunkel genug geworden zu sein, auf daß wir nach dem ‚großen Bären‘ steigen können. Der weise Seneca ging auch immer um diese nämliche Stunde.“

„Und kam stets solide um zehn Uhr wieder heim?!“

„Natürlich! Ausgenommen, wenn er einen seiner weisen Briefe an seinen Freund Lucilius geschrieben hatte. Nachher mußte er sich selbstverständlich stärken auf die Strapazen.“

„Oder wenn ihn einmal einer seiner besten Freunde besuchte?“

„Dann blieb er freilich mit demselbigen ein wenig über die — gewöhnliche Zeit aus.“

„Und — und Mathilde?! Was sagte Fräulein Mathilde dann dazu?“

„Jüngling, schwatze kein Blech!“ sprach der Bürgermeister von Wanza. „Höre es lieber an im ‚Bären‘. Das ist würdiger.“

* * *

Mannigfacher Lichtschein fiel aus den Fenstern der kleinen Stadt auf die zwei Freunde, und der Vater dieser Stadt hielt im Vorbeischreiten nicht selten an, um durch eine unverhüllte Scheibe oder durch einen Spalt im Fensterladen einen theilnehmenden Blick in das Privatleben seiner — Familie zu werfen.

„Sie sitzen gottlob Alle beim Essen, Grünhage,“ seufzte er dann mit einer so unendlich wohlwollenden Befriedigung, als ob er ganz allein schuld daran sei. „Ein Huhn habe ich Jedem noch nicht in den Topf zaubern können; aber — Kartoffeln haben sie Alle und, rieche nur, auch Zwiebeln und Speck! Guck', hier hat Jedes sogar seinen Häring am Schwanz; — ganz wie Göttingen — am Morgen! — Die Hautevolée hat natürlich Eierkuchen gebacken; aber hier giebt's ebenso natürlich wieder Kartoffelsuppe! . . . Unter Anderem hat uns die Natur den Vorzug verliehen, daß sie die Nothwendigkeit vom Ekel befreit hat, sagt Seneca der Weise und zwar vollständig fälschlich: nämlich — sieh dir nur durch diese Ritze diese sechs verzogenen Kindermäuler an! Hafergrütze ist da das Motto, und dabei kriegte auch ich in meiner zarten Jugend regelmäßig meine Prügel, bis ich mein Quantum heruntergewürgt hatte.“

„Es ist eigentlich zu urgemüthlich, wie ich hier mit dir gehe und dich so reden höre, Dorsten. Aber — eine Ahnung habe ich immer gehabt und an manchem fidelen Abend aus dem Munde unserer älteren Leute die Versicherung auf Ehre erhalten, daß auch dergleichen in dir stecke.“

„Hast du?“ seufzte der Stadtvater. „Uh! ja wohl, wie sagt der weise Seneca? Von Manchem, den du gestern gesehen hast, kann mit Recht gesagt werden: wer ist dies? sagt er, und darin hat er ganz Recht. O Knabe, wir hängen keine Fensterläden mehr zusammen aus! Fuimus Troes! Hast du auch davon eine Ahnung gehabt, daß du je mit mir durch die Gassen von Wanza an der Wipper schreiten würdest, um ohne Erstaunen von dem uns begegnenden Nachtrath das Wort zu vernehmen: Guten Abend, Herr Bürgermeister!? Junger Mensch, auch das kann uns auf dem Heimwege passiren! Auszudenken ist es so leicht nicht; aber an meiner Wiege muß mir doch wohl davon gesungen sein.“

„Heule nur nicht!“ meinte der Student lachend. „Es würde Mancher von uns viel drum geben, wenn er die Aussicht hätte, vom Schicksal ebenso warm wie du hier in Wanza hingesetzt zu werden —“

„Um nach inwendig zu verbluten!“ stöhnte der Bürgermeister dumpf, um in demselben Augenblick sehr frisch und hell hinzuzusetzen: „Dafür konnte ich nichts, Grüner! Für das Pflaster von Wanza

bin ich bis dato noch nicht verantwortlich; — beinahe hättest du auf der Nase gelegen! Ich kenne dieses Loch schon seit einiger Zeit. — Na, halte dich nur recht fest an mich; hier geht's über die Brücke. Hin schaffe ich dich schon glücklich, und über die Heimkehr werden ja wohl wie sonst die Götter gütigst wachen. Dies hier ist der Marktplatz, und drüben hinter den beiden erleuchteten Fenstern sitzt im stolzesten Hause der Stadt deine Tante ohne eine Ahnung davon, wer hier im Dunkeln herumschleicht. Sollen wir ihr wirklich nicht schon jetzo näher gehen?... Lieber nicht? Gut, dann wandeln wir still vorbei! Das hier nennt sich die Schwarzburgerstraße, — der Prado, der Corso, die Linden, der Jungfernstieg und Boulevard des Italiens von Wanza. Dort bemerkst du den großen Bären am dunkeln Himmelsgezelt, und dies hier ist der Wanzaer ‚große Bär'. Tritt ein und sei nochmals willkommen in Wanza! Setzt dich sonderbarerweise die Tante nicht zu ihrem Erben ein, so thue ich es zum Danke für die göttliche Idee — mich hier zu besuchen."

Am „großen Bär" (nicht dem am blauschwarzen Himmelsgewölbe!) waren die Läden ebenfalls bereits geschlossen, und nur durch die herzförmigen Ausschnitte in denselben fiel ein anlockender Lichtschimmer in die Schwarzburgerstraße hinaus. Aber weit geöffnet stand die große Einfahrtspforte, und ein Tritt zur Rechten führte aus der weiten, zugigen Halle zu der Thür des Gastzimmers.

„Fasse dich; es sind auch nur Menschen!" sprach der Exsenior der Caninefatia ermuthigend über die Schulter zu dem Freunde hinter ihm, und — „Guten Abend, Herr Bürgermeister!... Guten Abend, Bürgermeister!... Guten Abend, Dorsten!" sagten sie Alle in dem Tabaksqualm rund um den runden Tisch herum; er aber erwiderte bieder:

„Guten Abend, meine Herren!" und fügte mit merkwürdiger Sonorität hinzu: „Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hiermit den Herrn Studiosus philologiae Grünhage, meinen Neffen — nein, den Neffen der Frau Rittmeisterin Grünhage vorstelle." Mit einem Ellenbogenstoß in die Seite des Freundes flüsterte er: „So bedanke dich doch für das Aufsehen, welches du erregst!"...

Daß der Name und die dazu gehörige verwandtschaftliche Beziehung des jungen Fremdlings einige Aufregung in der Gesellschaft an dem runden Tische im Separatzimmer des „großen Bären" hervorriefen, ließ sich nicht leugnen. Eine Verpflichtung aber, sich sofort außergewöhnlich dankbar zu erzeigen, fand der Student gerade nicht hierin. Er grüßte höflich und wurde in verschiedener Weise wieder gegrüßt; die Tante aber nahm allgemach wahrhaft unheimliche Dimensionen in seiner Phantasie an. Was mußte das für ein Weib sein, das ein ganzes Gemeinwesen mit solchem Respect erfüllte, demselbigen in Freund Dorsten einen Bürgermeister gegeben hatte und bei dessen Erwähnung ein Jeglicher im „großen Bären" sich räusperte, die Cravatte zurechtrückte und heftiger an der Pfeife zu saugen anfing, um sodann ein beträchtlich Quantum Tabacksqualm so dünn als möglich gegen die trübe Hängelampe über dem Tische hinzublasen?!

Uebrigens waren sie an diesem Tische Alle vorhanden, die zu dieser Stunde sich auf germanischem Boden zusammenzufinden pflegen, um nach des Tages Geschäften mehr oder weniger ihr Pläsir mit einander und an einander zu haben. Und der weise Seneca stellte sie dem Freunde der Reihe nach vor, und der Freund kannte sie sämmtlich schon längst aus seinem eigenen Bekanntenkreise oder vielmehr dem seines Herrn Vaters. Namen sollen sie lieber nicht nennen, wenn das

im Laufe dieses Berichtes nicht unumgänglich nöthig werden wird. Sie selbst nannten sich am liebsten bei ihren Titeln, und sie besaßen Gott sei Dank beinahe Alle einen. Und ein Jeglicher von ihnen hatte zwei Geschichten; erstens seine eigene (inclusive die seiner Familie) und zweitens diejenige, welche er mit Vorliebe aus eigener Anregung oder auf mehr oder weniger allgemeines Verlangen zum Besten gab. Die erstere war jedem Anderen im Kreise so ziemlich bekannt, die zweite ganz genau.

„Das wäre ja das Ende alles Behagens, wenn Jeder alle Abend was Neues aufs Tapet zu bringen hätte," grinste Seneca der Weise in seiner Weisheit. „Ne, ne; wie wir sind, so sind wir, und wozu hat man sein Gemüth, als um sich dessen zu erfreuen? Na, und dann unser Geist! Wie soll ihn denn Einer mal aufgeben im Ganzen, wenn er ihn im Laufe der Jahre seiner irdischen Laufbahn schon im Einzelnen losgeworden ist? Der Mensch täusche sich nicht: Sparsamkeit, Selbstgenügsamkeit und Ueberlegung halten allein ihn mit Seinesgleichen warm unter einer Decke. Warm zudecken! Alle unter ein Deckbett! Uh, Grünhage, man muß aber doch Bürgermeister von Wanza geworden sein, um es ganz genau zu wissen, wie mörderisch der Dunst, die Wärme und — kurz, das Behagen drunter manchmal sind!"

Sehr interessant war's jedenfalls an diesem Abend im „großen Bären" zu Wanza an der Wipper, und vor allen Dingen bekam der Gastfreund ein ausgezeichnetes Abendessen. Ob es nun aber der lange Marsch durch den Herbsttag, der letzte feuchte Aufenthalt bei der Wittwe Wetterkopf, der wackere Excommilitone, die Tante oder die Honoratiorenschaft des Ortes und ihre Unterhaltung war: der Student sah Alles nur wie durch einen Nebel, lachte nur wie durch einen Nebel und erzählte seinerseits gleichfalls eine Geschichte, die er für ungemein neu hielt und die ebenfalls wie durch einen Nebel belacht wurde. Aber — „ein Stein macht das Gewölbe; jener nämlich, der die zugerneigten Seiten zusammenkeilt und durch sein Dazwischentreten bindet," sagt Lucius Annäus, und:

„Wahrhaftig, da ist Marten schon!" sprach Einer in dem vergnügten Kreise.

Ein langgedehntes schrilles Pfeifen und:

„Die Glokke hat Zehn geschlagen! Zehn ist die Glokk!" klang's draußen dicht vor dem Fensterladen, und rund um den Tisch herum erhob sich die Patricierschaft von Wanza, griff nach dem Hut an der Wand und dem Stock im Winkel und wünschte sich gegenseitig wohl zu schlafen.

„Sie bleiben wohl noch ein wenig, Herr Bürgermeister?" fragte Jemand.

„Nur noch einen Augenblick, Herr Kämmerer."

„Dann wünsche ich auch Ihnen recht wohl zu ruhen," sprach Jener, und öde war's rings umher.

„Um elf Uhr gehen wir auch, wenn es dir recht ist, Knabe?"

„Unbedingt, Dorsten! Weshalb aber nicht lieber gleich?"

„Weil das doch zu scheußlich wäre!" stöhnte der weiland Senior der Caninefaten, und das Haupt zwischen beide Fäuste nehmend, ächzte er: „Großer Gott, Mensch, stellst du dich nur so oder hast du in der That noch keinen Begriff davon gekriegt, wie schauderhaft langweilig es in Wanza ist?! — — — Calvisius, Calvisius, o Calvisius Sabinus, Einzigster — Glückseligster aller Freigelassenen, dich hätte ich als Bürgermeister von Wanza an der Wipper sehen mögen!" ...

* *
*

„Dieses ist ja aber wirklich mal merkwürdig, Marten!" sagte die Frau Rittmeisterin.

„Nicht wahr?... Ja wohl!... Ich habe es mir aber auch gleich gedacht, daß es Sie ein Bischen verinteressiren würde, Frau Rittmeistern," sprach der Nachtwächter von Wanza, die Mütze zwischen den Händen drehend.

Kopfschüttelnd setzte sich die alte Dame gerade auf in ihrem Lehnstuhl.

„So gegen Mitternacht?"

„Nun, vielleicht auch wohl um Einiges später, Frau Rittmeistern. Es wehte wohl schon ein Bischen kühl so um den Morgen herum. Ja, ja, die Zwölfe hatte ich ihnen schon durch die Spalte im Laden in den ‚Bären' 'neingerufen; aber da saßen die beiden Herren noch feste drinnen am Tisch. Also, wir wollen mal sagen, so gegen ein Uhr hin mochte es sein, als ich ihnen mit meiner Laterne an der Wipperbrücke an Augustin's Ecke begegnete und der Herr Burgemeister mich stellte und uns mit einander bekannt machte, und ich —"

„Und Sie ihnen nach Hause leuchteten und ihnen wohl gar das Schlüsselloch mit suchen halfen? Den Musjeh Dorsten sehe ich natürlich ganz genau vor Augen, und der Andere — mein Herr Neffe, wie Sie behaupten, Marten — ohne allen Zweifel gleichfalls auch so Einer, selbst bei diesen kühlen Nächten mit offener Weste und einem heißen Kopf! Und mit einem bunten Bande über der Brust und um die Mütze: Einer von unserer Couleur, wie der — Herr Bürgermeister sicherlich gesagt hat. Liesle!"

„Frau Rittmeistern?" fragte ein ganz nettes Dienstmädchen, den Kopf ins Zimmer steckend.

„Also verlassen kann ich mich drauf, daß er mir eine Visite für heute Morgen zugedacht hat, Marten?"

„Hm, die Absicht hatte er ganz gewiß noch so gegen ein Uhr; aber —"

„Nun, dann soll er uns in dieser Stimmung wenigstens sofort von der richtigen Seite kennen lernen und seinen Häring bereit finden. Lauf' mal rasch 'nüber um ein paar einmarinirte, Liesle! Nicht wahr, das können wir brauchen, Marten? Noch so'n Pathenkind auf die Arme wie Euern Freund Dorsten, meinen Herrn Bürgermeister von Wanza an der Wipper! Ne, ne, den Posten in meiner Zuneigung und hiesigem Gemeinwesen hatte ich doch nur einmal zu vergeben. Zweimal kommt das nicht vor! Uebrigens aber weiter im Texte; also, Marten, also Sie schlossen diesen beiden nächtlichen Menschenkindern die Hausthür auf und leuchteten ihnen auf der Treppe?"

„Ei nein," sprach der Nachtwächter von Wanza, „ich habe den Herrn Burgemeister zwar seit lange nicht so vergnügt gesehen, aber sehr ruhig war er doch dabei; und — denken Sie mal, Frau Rittmeistern — wissen Sie, was ich habe thun müssen?"

Die alte Dame schüttelte mit unbestreitbarer Spannung den Kopf.

„Ich wollte anfangs natürlich nicht recht dran, aber Hülfe war da nicht. Müssen mußte ich; der Herr Burgemeister waren zu eindringlich, und anderthalb Stunden lang habe ich noch dem Herrn Nevöh Wanza bei meiner Laterne zeigen müssen."

„I du meine Güte!" rief die Frau Rittmeisterin, ihr Strickzeug im Schoße zusammenfassend.

„Ja wohl, das konnte 'nem Menschen wohl als ganz was Neues vorkommen, nicht wahr? Ich, der ich nächster Tage doch nun schon fünfzig Jahre drin herumgehe und die Zeit abrufe, habe wahrhaftig gemeint, daß ich Wanza kenne; aber bis zu voriger Nacht ist das mir wirklich nur so vorgekommen. Ja, ja, der Mensche lernt nie aus; und, wissen Sie, Eines nur wollte ich, nämlich daß Sie dabei gewesen wären, Frau Rittmeistern. Da wäre dann freilich das Vierkleeblatt

voll gewesen, um Wanza bei meiner Laterne zu besehen: Sie und der Herr Burgemeister, der Herr Nevöh und ich! Aber Sie schliefen gottlob sanfte, und dasmal war es eigentlich schade darum!"

„Davon bin ich fest überzeugt," sprach die alte Dame lachend. „Nun gehen Sie aber dem curiosen Dinge doch mal ein Bischen näher. Was haben Ihnen denn die Zwei — na, ich will nichts sagen! — gezeigt in Wanza an der Wipper, was Sie noch nicht kannten, Marten?"

Der Nachtwächter sah seine Gönnerin auf diese Frage hin mit emporgezogenen Augenbrauen an, hustete hinter der vorgehaltenen Hand, trat einen Schritt vor, zog sich wieder einige Schritte rückwärts, rieb sich den ziemlich kahlen Schädel, ließ seine Mütze fallen, hob sie auf, sah von Neuem die Frau Rittmeisterin an, aber diesmal von der Seite, und sagte:

„Auf meine Ehre und Gewissen, so wahr ich lebe und selig werden will, ich habe Manchem vom ‚Bären' aus nach Hause geleuchtet, aber mit solchem Nutzen für meine Erfahrung noch Keinem wie diesen beiden Herren in der vergangenen Nacht! Dazu waren der Herr Burgemeister recht gerührt und weich und sprachen an jedweder Ecke noch mehr wie gewöhnlich in Versen aus Dichterbüchern. Ohne den Herrn Nevöh hätte ich zuletzt gar nicht mehr gewußt, welche Stunde am Tage es eigentlich war, was doch viel sagen will. An jedes Haus, wo Einer vom Magistrat wohnt, habe ich mit der Laterne hinleuchten müssen; und jedes Mal hat der Herr Burgemeister eine Geschichte zum Besten gegeben, und wir haben unsere liebe Noth gehabt, daß er uns bei dieser nachtschlafenden Zeit nicht zu laut wurde. Ums Spritzenhaus, 's Rathhaus, die zwei Pastorenhäuser, dann um die Marienkirche und Sanct Cyprian sind wir mit der Laterne herum gewesen, und da wurden der Herr Burgemeister recht gelehrt und sprachen von der Erbauung der Stadt Rom und der Gründung von Wanza, und man konnte viel lernen; und mich betitulirten beide Herren immerfort nur Herr Nachtrath, und der Herr Nevöh, der Gott sei Dank gar nicht melancholisch geworden war, sondern ganz vergnügt und pläsirlich, sagte: ‚Recht haben Sie, Herr Nachtrath, eine erbauliche Geschichte ist es, aber — erzählen Sie nur meiner Tante Grünhage nichts davon!' Und das habe ich ihm denn natürlich auch fest versprochen; denn, Frau Rittmeistern, was konnte ich unter solchen Umständen Anderes thun?"

„Verlassen Sie sich drauf, Marten, es ist mir nun doch schon ganz genau so, als ob ich ganz persönlich dabei gewesen und mit euch gegangen wäre. Jetzt aber sagen Sie mir nur noch ein Wort: wie sah er denn selber aus bei dem Scheine Ihrer Laterne?"

„Ihren Herrn Nevöh meinen Sie? O, ein ganz netter, stiller junger Mensch, Frau Rittmeistern! Unseren seligen Herrn, den Herrn Rittmeister, kennen wir Beide, so war es mir denn merkwürdig, auch diesem aus der Familie aus dem ‚Bären' heimzuleuchten; aber mit Erlaubniß, die richtige Familienähnlichkeit habe ich bei so kurzer Bekanntschaft noch nicht herausgefunden."

„Hm," sagte die alte Dame, „meinen verstorbenen Mann konntet Ihr eigentlich in Frieden lassen. Irgendwo muß der Spaß doch einmal aufhören —"

„Und das haben Sie wieder mal viel besser ausgedrückt, als es sonst irgend ein Mensch hier in Wanza kann, Frau Rittmeistern!" rief der Nachtwächter von Wanza; „und ich habe ganz und gar dasselbe gesagt, und der Herr Burgemeister wahrscheinlich item, als er mich zum Beschlusse bei Sanct Cyprian durch das Kirchhofsgitter leuchten ließ und den Herrn Nevöh mit dem Kopfe gegen das

Stacket drückte und lateinisch sprach, was ich natürlich nicht verstand."

„Lateinisch werde ich nicht mit ihm sprechen; aber sprechen werde ich mit dem Mann und zwar sobald als möglich, und verstehen soll er mich dann, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, Marten!" brummte die alte Dame.

„Nun, machen Sie es nur nicht zu arg, Frau Rittmeistern. Wir sind ja Alle mal jung gewesen, und Sie wissen, wie wir es stellenweise trieben hier in Wanza so vor fünfzig Jahren, als wir noch nicht so dicht wie heute vor unserem fünfzigjährigen Jubiläum standen."

„Hm!" sprach noch einmal die Frau Rittmeisterin Sophie Grünhage und versank in ein tiefes Nachdenken, das heißt sie legte eine ihrer Stricknadeln an die Nase und fing an, angestrengt im Kopfe zu rechnen und Tage und Jahre zusammenzuzählen. Der Meister Marten stand militärisch gerade vor ihr aufgerichtet und wartete schweigend das Facit ab; wir aber benutzen die Gelegenheit, um uns um- und die beiden Leutchen ein wenig genauer anzusehen. Es war ungefähr zehn Uhr Morgens; die helle Herbstmorgensonne lag freundlich auf den Fenstern der Tante Sophie; Alles stand, hing und lag reinlich und zierlich an seiner Stelle im Zimmer, und das Reinlichste und Zierlichste war die alte Frau in ihrem Lehnstuhl in der Sonne am Fenster. Das Einzige, was nicht in den Raum und zu allem Uebrigen passen wollte, war der selige Herr Rittmeister Grünhage, der fast in Lebensgröße in Oel gemalt von der Wand hinter dem Sopha heruntersah und unbedingt dem Künstler, was die Aehnlichkeit anbetraf, alle Ehre machte. So mußte der Mann vor vierzig Jahren ausgesehen haben, als ihn, wahrscheinlich auch im „Bären", der nach Brot gehende wandernde Künstler unbegreiflicherweise daran gekriegt hatte, „ihm einige Stunden zu schenken." Und glatt hatte er ihn hingetüpfelt auf die Leinewand in seiner aus dem Schranke geholten Uniform, mit dem Harnisch auf der Brust und dem Roßschweifhelm des zweiten westfälischen Kürassierregiments im Arme. Merkwürdig getroffen, sagte heute noch seine Wittwe, und (wir können uns leider nicht helfen!) „stinkend ähnlich", sprachen alle jene Wanzaer, die den „Wütherich" noch persönlich gekannt hatten.

Da hing er gut lackirt und gottlob jetzt gänzlich unschädlich an der Wand und stierte geradeaus und weg über den weißen Fußboden, der bei seinen Lebzeiten wahrlich nie so aussehen konnte wie heute. Wir aber werden ihn leider doch wohl noch einige Male von dem Kirchhofe bei Sanct Cyprian her citiren müssen. Er spielt eben noch mit in der Geschichte, und nicht bloß als schauderhaft ähnliches „Porträt" an der Sophawand; und der weise Seneca und Bürgermeister von Wanza hat seinen jüngeren Freund, den Neffen der Frau Rittmeisterin, nicht ganz ohne Grund mit der Stirn an das Gitter der Friedhofspforte bei Sanct Cyprian gedrückt und den Meister Marten, den Nachtwächter von Wanza an der Wipper, dazu leuchten lassen.

„Leuchtet das?" fragen unsere Kinder auf einem vergnüglichen Waldwege und halten uns ein Stück von einer halb vermoderten Baumwurzel hin.

„Nehmt es mit nach Haus. Wir wollen's heute Abend versuchen," lautet dann die Antwort. Wo aber würde alle Geschichts- und Geschichtenerzählung auf dieser Erde bleiben, wenn alles Vergangene nur glatt lackirt und chinesisch treu getüpfelt an der Wand hinge und nicht auch von Sanct Cyprian her durch das eiserne Gitter glimmerte?! . . .

Doch wir haben uns für jetzt schon zu lange bei dem rothgesichtigen, blau und roth uniformirten grauen Söldner an der

Wand aufgehalten. Ein zierlichstes Persönchen, silberweiß in ihrem silbergrauen Kleide, sitzt, Gott sei Dank, die Frau Rittmeisterin noch da und sieht nicht von der Wand auf uns herab. In ihrem hohen Alter wie ein jung Mädchen schüttelt sie den Kopf mit den Schultern zugleich, lächelt und lacht und verhandelt munter mit ihrem besten Freunde in Wanza an der Wipper, mit dem Nachtwächter Meister Martin Marten.

Ein altes, wie unter einer Glasglocke conservirtes Wachspüppchen und ein alter an jedes Wetter bei Tage und bei Nacht gewöhnter Alraun, und Beide doch wie aus einer Wurzel gewachsen; heraus aus diesem wunderlich fruchtbaren Erdboden — zwei beste Freunde! Zwei Leute, die sich unter dem übrigen vielnamigen, vielgestaltigen Kraut, Raps und Rübsen, Baum- und Buschwerk gefunden hatten und zusammenhielten in ihrem Dasein in Wanza seit fünfzig Jahren! — Es stimmt ausnehmend! lautet die Redensart des heutigen Tages: seit fünfzig Jahren war die alte Frau die „Frau Rittmeistern“, und seit fünfzig Jahren war der alte Mann Nachtwächter in Wanza. Achtzehn Jahre alt war die junge Frau, als sie mit dem Herrn Rittmeister in der Stadt anlangte, und jetzt ist sie achtundsechzig. Vierundzwanzig Jahre zählte Marten Marten, als er zum ersten Mal vor dem Hause des damals regierenden Bürgermeisters in das Horn seines Vorgängers stieß und die zehnte Abendstunde abrief, und er ist heute volle vierundsiebzig alt: unser guter Freund, der pro tempore regierende Bürgermeister, hat das ganz genau in seinen Acten.

„Ich habe es ja selber nicht gewußt, und es ist der Herr Burgemeister gewesen, der mich drauf stieß und, als ich gestern Nacht zwischen den zwei Herren mitging, sich drüber ausließ. In den Papieren auf dem Rathhause muß es ja wirklich wohl zu finden sein; aber was für ein Spaß gerade für den Herrn Burgemeister dabei war, das weiß ich doch eigentlich nicht. Es machte ihm aber Vergnügen, als er drauf kam, und dem Herrn Nevöh auch. Sie hielten mich Beide, Jeder an einem Arm, daß ich wirklich bei ihrem Vergnügen darüber Noth hatte mit meiner Laterne und jeder meiner Vorgänger auf Sanct Cypriani Friedhofe, wenn er gerade jetzt wieder aufgestanden wäre, ganz gewiß nicht gewußt hätte, was er sich eigentlich dabei denken sollte. ‚Das Jubiläum feiern wir, Marten!‘ sagte der Herr Burgemeister, und dann sagte er wieder was in fremden Sprachen zu dem Herrn Nevöh, und der lachte auch ganz unbändig, und dabei kamen wir gerade bei Sanct Cyprian an, und, wie ich schon erzählte, die Herren kamen auf etwas Anderes.“

„Aber ich nicht, Marten!“ sagte die alte Dame, aus ihrem Sessel aufstehend. „In den Papieren habe ich sie nicht, aber im Gedächtniß, die Nacht vor fünfzig Jahren. Ich feiere sie mit!“

* * *

„Und Sie sind also mein Neffe? Grünhage heißen Sie — Bernhard Grünhage? Ihr Vater ist der jüngere Bruder meines verstorbenen Mannes? Philologie studiren Sie und vertreten sich jetzt nach dem langen Sitzen in der Schulstube bei Ihren Herren Professoren die Beine auf den Landstraßen? Und da haben wir gegenseitig eine dunkle Ahnung von einander gehabt, Ihre liebe Familie und ich! Und nun schenken Sie denn der alten Tante in Wanza die Ehre und kommen freundlich, alte Familienbezüge wieder aufzufrischen? Nehmen Sie doch Platz, Herr Neveu — setzen Sie sich wenigstens ein wenig — wirklich, Marten, unser Nachtwächter in Wanza, hat mir schon recht viel Gutes von Ihnen erzählt.“

Der Student ließ die buntberänderte Mütze, die er bis jetzt in den Händen gedreht hatte, wie vorhin der Meister Marten seine Pelzkappe zu Boden fallen, bückte sich nach ihr und sah hochroth der alten freundlichen Dame ins Gesicht — „O, Frau Rittmeisterin."

„Jawohl, dieses ist mein Titel in der Stadt seit fünfzig Jahren; aber dir sehe ich es jetzt schon nach den ersten fünf Minuten unserer Bekanntschaft an der Nase an, daß man dich, seit die weise Frau dich zum ersten Mal wusch, nur den Grünspecht in eurer Familie genannt hat. Mache mir da nichts Anderes weiß! Deine Mutter ist todt; dein Vater, meines verstorbenen Mannes jüngerer Bruder (ja, ich erinnere mich, er muß um ein Erkleckliches jünger sein), lebt noch. Er war ein junger Mensch von vierzehn Jahren auf meiner Hochzeit und trat mir die Schleppe vom Kleide, und mein verstorbener Mann behandelte ihn nicht ganz höflich — ich sehe den armen Jungen heute noch wie mit verhaltenen Thränen in der Ecke stehen, und nachher übernahm er sich ein wenig im Wein. Da wurde er wieder ziemlich grob gegen meinen Mann. Es waren noch zwei Brüder auf der Hochzeit —"

„Die sind auch gestorben," wagte der Student nur mit leisester Stimme einzuwerfen. „Der eine in Amerika, der andere in unserem Hause. Sie haben Beide nicht viel Glück in der Welt gehabt."

„Wer hat viel Glück in der Welt, du Grünspecht? Was verstehst du denn davon, mein Junge?" fragte die Frau Rittmeisterin Grünhage mit solcher Schärfe in der Stimme, daß der Neffe, der bis jetzt bescheiden auf dem Rande seines Stuhles gesessen hatte, unwillkürlich sich so fest als möglich auf denselben setzte. Doch die alte Frau fuhr glücklicherweise augenblicklich wieder in ihrem alten Tone fort, indem sie dazu mit der Stricknadel den jungen Verwandten auf das Knie tupfte:

„Da siehst du, Kind, was sofort daraus folgt, wenn man so an der Landstraße vorspricht, um alte Familienbande wieder anzuknüpfen. Wovon schwatzen wir denn eigentlich? Was geht es dich Grünspecht an, ob man bei meiner Hochzeit mehr geweint oder gelacht und wer darauf getanzt hat und wer nicht? Also dein Papa hat gesagt: ‚Nun, Junge, denn lauf' zu, und kommst du durch Wanza und hast Lust dazu, so erkundige dich meinetwegen, ob die Schwägerin noch am Leben ist und wie sie sich durch die letzten fünfzig Jahre durchgefressen hat?'"

„Der Alte war's wohl eigentlich nicht," sagte der Student schüchtern. „Die Alte brachte den Vater, das ganze Haus und zuletzt auch mich auf die Idee."

„Die Alte?" fragte die Frau Rittmeisterin ein wenig verwundert. „Sagtest du nicht, daß deine Mutter schon vor Jahren gestorben sei?"

„Unsere Alte meine ich auch nur. Unsere älteste Schwester nennen wir zu Hause so."

„Und wie viel seid ihr Eurer eigentlich zu Hause? Geschwister meine ich."

„Mich mit gerechnet fünf. Vier Mädchen und ein — dummer Junge, der augenblicklich im sechsten Semester Philologie in Göttingen studirt und dem hiesigen alten Hause der Verbindung, dem Bürgermeister von Wanza, auf die Bude gestiegen ist."

„Hm, und wie nennt sich — eure Alte sonst noch?"

„Käthe."

„Und wie heißen die Anderen?"

„Anna, Marie und Martha."

„Hm, alles ganz anständige Namen. Wie alt ist eure Aelteste?"

„Sechsundzwanzig."

„Also, wie ich es mir gleich dachte, wirklich in den Jahren, wo uns Frauenzimmern der Verstand kommt. Bei euch dauert das etwas länger, mein Sohn.

Weshalb aber ist das Mädchen denn nicht lieber selber gekommen, sondern hat dich geschickt?"

„Sie hat noch nie seit unserer Mutter Tode einen Tag lang vom Hause abkommen können. Uebrigens, Frau Tante, lagen Sie ihr ja auch ganz und gar nicht auf dem Wege. Unseren Exsenior, den weisen Seneca, kennt sie höchstens nur vom Hörensagen und meinem Hausrenommiren. Wie sollte es ihr einfallen, auf dem Wege nach dem Inselsberge den Bürgermeister Dorsten in Wanza an der Wipper zu bekneipen?" sprach der Neffe mit einem Ton, der auf immer wachsendes Unbehagen deutete.

„Hm," sagte die Tante Grünhage in Wanza an der Wipper, „und auf wie lange Zeit hast du dich denn wohl mit deinem Besuch und Aufenthalt in hiesiger Stadt bei deinem Hanswurst von Freunde und unserem Herrn Bürgermeister eingerichtet, mein Sohn? Wann gehst du wieder?"

Da war nun die Frage, die dem Neffen der Frau Rittmeisterin doch ganz und gar, wie das immer im Leben geschieht, als eine Ueberraschung kam. Und wie das ziemlich häufig im Leben passirt, so geschah's auch diesmal. Wo der Mensch die größte Neigung hat, ins Stottern zu gerathen, fährt ihm das Wort kurz, rasch und bündig heraus und läßt sich nur sehr selten wieder zurücknehmen. Alle Tage, allstündlich, im Großen wie im Kleinen wird dergestalt manch ein Schicksal endgültig contrasignirt, besiegelt und zu den übrigen Acten der Menschheit gelegt.

„Morgen früh," sprach der Knabe, sich bei dem Worte zugleich von seinem Stuhle erhebend und nach der Thür, durch die er gekommen war, umsehend.

„Schön!" sagte die gute Tante. „So haben wir ja wenigstens noch den heutigen Abend für uns, wenn der Herr Neffe es nicht wiederum vorzieht, sich Wanza bei der Nachtwächterlaterne zu besehen. Der Andere, der dich vorhin bis an meine Hausthür brachte, dich hineinschob und sich um die Ecke drückte (na, wegschleichen sah ich ihn), kann auch mitkommen, wenn er es sich getraut. Punkto sieben Uhr. Alte Frauen gehen früh zu Bett, wenn sie ihren Thee getrunken haben. Punkto zehn Uhr pfeift Marten unterm Fenster und leuchtet den Herren noch einmal nach Hause."

Die alte Dame klingelte, und Louise steckte wiederum den Kopf in die Thür.

„Räume ab, Mädchen. Mein Herr Neffe — Studiosus Grünhage — hatte bereits gefrühstückt!"

Der Herr Neffe und Studiosus der Philologie Grünhage aus Göttingen und der Lüneburger Haide stand vor der Thür seiner Frau Tante, ohne eigentlich recht zu wissen, wie er so rasch dahingekommen war. Ob er sehr höflich Abschied genommen hatte, konnte er durchaus nicht fest sagen, wohl aber daß das kleine, kläräugige, weiße alte Weibchen ihm einen Knix hingesetzt hatte, mit dem sie wahrscheinlich nicht zum ersten Male kühl von einem freundschaftlichen Besuch „abgekommen" war und welchen der Jüngling ruhig seinen sämmtlichen Schwestern für ähnliche Gelegenheiten anempfehlen durfte.

Natürlich blickte er noch einmal zu den Fenstern dieser „verteufelten Alten" empor, aber ein wenig unstät und, um es höflich auszudrücken, dumm. Es war nicht allein die helle Sonne auf dem Marktplatz von Wanza, die ihn mit den Augen zwinkern ließ; und nachher war seine Ortskenntniß in Wanza noch nicht derart, daß er ganz genau wußte, ob er sich rechts oder links zu halten habe, um den Freund oder doch die Wohnung des Freundes so rasch als möglich wieder zu erreichen. So lief er aufs Gerathewohl, bog um die nächste Ecke und wurde zu

seiner großen Erleichterung sofort an der Schulter gepackt und aus seiner Verblüffung herausgeschüttelt.

„Da bist du schon wieder? Nun, wie ist es gegangen. Kurz war der Schmerz —"

„Und ewig ist die Freude, sagt der weise Seneca," rief der Student, sich die Mütze abreißend und damit die Haare aus der Stirn zurückstreichend.

„Der sagt das diesmal gerade nicht," rief der gute Freund, „aber — begucken laß dich doch vor allen Dingen mal — zerdrück' die Thräne nicht in deinem Auge — so erzähle doch, Menschenkind! die Geschichte interessirt mich zu enorm! — gerade so wie du eben kam ich mehrmals um dieselbige Ecke und jedesmal auch — von ihr. Nicht wahr, sie schlägt ihre Klinge mit ziemlich impertinenter Gelassenheit? Und hübsch ist sie mit ihren siebenzig Jahren und erinnert Einen immer so curios an seine eigene Mutter, ohne Rücksicht auf die Jahre, wenn die Einen am Ohr nahm oder — ironisch that. Heraus damit, Grüner; was hat sie gesagt?"

„Alte Damen gehen zur rechten Zeit zu Bett; — zum Thee hat sie uns eingeladen. Punkt sieben Uhr. Dich mit, Dorsten!"

„Wundervoll!" rief der Bürgermeister.

„Mich jedoch nur unter der fröhlichen und tröstlichen Voraussetzung, daß ich mich nach stattgehabter Anknüpfung der Bekanntschaft augenblicklich wieder aus dem Neste, eurem heiteren Wanza, heraus und zum Teufel schere. Ganz genau hat sie sich erkundigt, um welche Stunde du mich morgen früh auf den Weg nach Sachsen-Koburg-Gotha — Weimar-Eisenach oder dergleichen zu bringen gedächtest."

„Famos! ... Sie hat sich wirklich danach erkundigt, Grüner? ... Dann giebt sie dir unbedingt eine Düte voll Zuckerwerk oder sonst Genießbarem mit auf die Reise. Ich kenne sie, Grüner!"

„Ich auch — wenigstens so ziemlich schon! Einen Grünspecht hat sie mich auch geheißen; und fürs Erste hatte sie mir weniger aus allgemeiner Menschenliebe als aus ganz specieller verwandtschaftlicher Bosheit einen Frühstückstisch decken und einen einmarinirten Häring vorsetzen lassen."

„Dann hat Marten geschwatzt!" rief der weise Seneca mit der volltönigen Ueberzeugung eines Mannes, der das Rechte trifft. „Vorauszusehen war das eigentlich wohl. Und du, lieber Junge, hast dir einzig und allein selbst diesen himmlischen Hohn der Norne von Wanza an der Wipper zuzuschreiben. Es ist unbezahlbar! ... ein saurer Häring mit einem Kranz von Immortellen um den Teller. Was sagte denn der Alte an der Wand, ich meine der Rittmeister, zu dieser reizenden Idee? Siehst du, blonder Knabe, nur dein frivoler Wunsch, nach unserem harmlosen Zusammensein im ‚Bären' Wanza noch ein Bischen genauer kennen zu lernen, ist schuld an diesem göttlichen Abgeführtwordensein!"

„Aber Dorsten?!" sprach der geärgerte Philologe melancholisch-vorwurfsvoll. Doch aus der Melancholie heraus und mit beiden Füßen zugleich grimmig in die ganze Lächerlichkeit der Situation hineinspringend, rief er:

„Uh, die Alte! ... Unsere meine ich, Dorsten! Die soll mir noch einmal wiederkommen mit solch einem Abstecher von einer Feriensuite; und wenn zehntausendmal mein bester Freund am Pfade sitzt. Na, die Bierzeitung zu Hause! ... Aber unsere Alte geht sicherlich das nächste Mal selber auf die Tantensuche."

„Schicke du sie nur ganz dreist nach Wanza," sagte der Bürgermeister von Wanza treuherzig. „Doch jetzo folge mir nach Möglichkeit ruhig zu meiner stillen Clause. Man wird schon allzu aufmerksam auf uns. Sieh' nur die Fenster! Wanza kennt dich bereits als den

Neffen der Frau Rittmeisterin, oder ich müßte die Kerle, die dich gestern Abend im ‚Bären‘ kennen lernten, nicht auswendig wissen. Du interessirst Wanza riesig, mein Sohn, und wenn das Einer der Ansiedelung nicht verdenkt, so bin ich es; denn du weißt, mich interessirst du auch und zwar bodenlos und mit Allem, was zu dir gehört — deiner ganzen stirps!“

„Daß ich dir und — euch Allen ungeheuer verpflichtet und dankbar bin, kannst du mir, der liebe Gott weiß es, glauben; aber in zehn Minuten bin ich unterwegs nach der Wartburg. Ich bin es eigentlich jetzt schon und hole eben nur meine Tasche und meinen Stock bei dir ab.“

„Und blamirst dich sträflich nicht nur vor der Welt, Wanza an der Wipper, seinem Bürgermeister, dir selber und dem gescheidtesten, liebenswürdigsten, angenehmsten alten Weibe in Wanza, sondern auch vor eurer Alten, die mir wirklich ein riesig nettes Frauenzimmer zu sein scheint und unbedingt mehr als eine Ader von unserer Alten da am Markt hat. Käthchen heißt das Kind! Wie könnte das liebe Mädchen sonst heißen? Unbedingt sind wir heute Abend Punkt sieben Uhr bei der Tante. Um zehn Uhr geht sie zu Bett, und wir haben also bis dahin vollauf Zeit, Wunder an ihr zu erleben und vor allen Dingen Thee zu trinken auf das Wohl von Fräulein Käthchen Grünhage, die dich nach Wanza schickte und also sicherlich eine Ahnung davon hatte, wie der weise Seneca bei der Wittwe Wetterkopf trocken saß und weder mit seiner Weisheit noch mit seinem Gemüthe irgend wohin wußte, ausgenommen dann und wann zur alten Rittmeisterin Grünhage am Markte zu Wanza!“

* *
*

Es war Abend geworden, und der Jüngling aus der Haide, wie Dorsten sagte, hatte verständigem Zureden Raum gegeben. Er hatte mit dem Freunde am Wirthstische im ‚Bären‘ zu Mittag gegessen und wiederum allerlei Leute kennen gelernt, die er eigentlich schon kannte. Nachher hatte ihn der regierende Bürgermeister von Wanza mit ins Rathhaus in seine recht gemüthliche Amtsstube genommen, ihm eine lange Pfeife verabreicht und seinen curulischen Stuhl zur Nachmittagsruhe überlassen, und sich selber seufzend in den Hundesteueretat des laufenden Jahres vertieft.

„Ja, es ist ein schweres Dasein! Dir darf ich wohl auch nichts von der großen Hundsleiche vorerzählen? Aber das will ich dich versichern: Carmina giebt's auch hier die schwere Meng' um den Hund; und Magistrat und Bürgerschaft ‚düsseln‘ auch manchmal Rache, aber mehr gegen einander als mit einander,“ hatte der Regierende geseufzt. „Zu Siebzehnhundert ziehen sie hier auch dann und wann heraus; aber — mort de ma vie! Respect wie eine Garnison in einer eroberten Festung habe leider nur immer ich allein; denn gegen mich allein laufen alle die verfluchten Molesten am letzten Ende doch aus! Du erinnerst dich des braven Pudels, meines Ponto von Bovenden? Wo ist die Zeit, wo er so wenig als ich wußte, auf der Weender Straße, was uns an unseren Wiegen gesungen worden war? Nämlich daß ich ihn hier an diesem Tische in diese Liste einzutragen hatte! ... O alte Burschenherrlichkeit, wie rasch warst du vergangen! ... Drei Thaler jährlich war die freie canine Seele durch öffentlichen Magistratsbeschluß taxirt. Ich habe Mathilde's Mama im Verdacht, daß sie es war, die mich schon nach einem halben Jahr von dem vectigal oder tributum befreite. Sie behauptete freilich, nur den Ratten im Hofe Gift gelegt zu haben; ich aber hätte ihn in jeglicher Beziehung lieber euch in Göttingen belassen sollen. Es war übergenug

schon, daß sein Herr nach Wanza ins Philisterium herein mußte."

Es war, wie gesagt, Abend geworden, und ein schlechtes Talglicht glimmte in der Wohnung des Bürgermeisters Dorsten auf dem Schreibtische. Mit einem anderen in der Hand trat der weise Seneca aus seiner Kammer und rief:

„Jetzt, Grüner, fidel wie zwei aufgewickelte Igel auf der Mäusejagd! Wir lassen es pure darauf ankommen, wie ihr Befinden ist. Faucht sie uns an wie eine Katze, was sie, beiläufig, dann und wann freilich auch gediegen leistet, so rollen wir uns ruhig zusammen, schieben uns und verbringen den Rest des Abends im ‚Bären' —"

„Dorsten?!" stammelte einfach der Neffe der Frau Rittmeisterin und setzte sich auf den nächsten Stuhl; er hatte aber die volle Berechtigung zu seinem Erstaunen, denn so war ihm der Freund noch nimmer gekommen. Er hatte große Toilette in seiner Kammer gemacht, trat im Frack herfür und ruhig und groß vor den zwischen den Fenstern hängenden Spiegel. Ohne auf das Erstarren des jungen Gastfreundes zu achten, fuhr er fort:

„Halte mir 'nen Augenblick mal das Licht!"

Und der Freund that's, im vollen Sinne des Wortes, mechanisch. Der Andere aber zog die Manschetten aus den Aermeln, rückte den Halskragen zurecht, reckte die beiden derben Schultern in dem sterilen schwarzen Feierkleide, daß die Nähte krachten, nahm den hohen schwarzen Hut in den Arm und sprach mit ruhiger Melancholie:

„Deinetwegen, Grüner! ... Ich imponire auch ihr am meisten — so! Der Eindruck wird jedenfalls den Abend über ausreichen, wie ich hoffe; und auch mich hält das festlich-schäbige Gewand der Erinnerungen wegen, die sich daran knüpfen, in angemessener Stimmung. Zweimal fiel ich in ihm durchs Examen, und Bürgermeister von Wanza bin ich auch in ihm geworden."

„Ich hätte das nie für möglich gehalten!" stotterte der Student.

„Siehst du, das ist im Grunde auch ihre Meinung. Ein Anderer würde sich auch einfach lächerlich in dem lächerlichen Futteral vorkommen; ich dagegen habe meine höchsten tragischen Anwandlungen drin; und, auf Ehre, mein Junge, ich spendire den Effect nicht für Jedermann und jede Gelegenheit. Ich erwarte und trage in demselbigen nur die Krisen des Lebens und brauche mir also, was die Abnutzung betrifft, fürs Erste noch lange kein neues bauen zu lassen. Dir, Knabe, nützt es heute Abend nur, daß du ganz und gar wiederkommst, wie du heute Morgen gingest. Gehen wir?"

Es war, da die Frau Rittmeisterin auf Pünktlichkeit hielt, in der That die höchste Zeit geworden; und zehn Minuten später vernahm der Student zum anderen Mal den schrillen Klang der Thürglocke des Hauses am Markte über seinem Kopfe.

„Was kann mir denn eigentlich passiren?" fragte er sich. „Spitziger als heute Morgen kann die hübsche alte Hexe doch nicht werden. Höchstens bringe ich den Mädchen eine Schnurre mehr mit nach Hause."

„Jeses, Herr Bürgermeister!" rief das hübsche junge Dienstmädchen, das wir schon zweimal den Kopf in die Thür stecken sahen.

„Mathilde schlug einfach die Thür zu, nachdem sie als kluge Jungfrau uns auf dem Treppenabsatz mit ihrem Lämpchen beleuchtet hatte," grinste der Bürgermeister. „Ich habe schaudernd sie im Verdacht, daß sie mich schon seit geraumer Zeit so spanisch um elf Uhr Morgens erwartet. Dann würde sie mir wahrscheinlich nicht die Pforte vor der Nase zuklappen; aber — Jüngling, Jüngling,

ich benutze die Gelegenheit hier auf der Treppe, dir zu rathen. Sollte man auch dir einmal täglich mit der Mahnung im Ohr liegen, dir einen eigenen Hausstand zu gründen, da du so gestellt seist, so sieh dich unbedingt nach einer von den Thörichten in diesem Erdenthale um. Ich mache es auch so."

„Da sind die Herren, Frau Rittmeistern," sagte das Liesle, und von ihrem Sopha aus, hinter ihrer Lampe und Theemaschine weg, erwiderte die Tante Grünhage:

„Schön! nur heran! Wenigstens so ziemlich zur richtigen Zeit."

Mit der Hand über den Augen, ihr Strickzeug im Schoße, besah sie einen Augenblick lang um die Lampe herum ihre jungen Gäste, hob ein wenig die Augenbrauen und sagte ruhig:

„Es freut mich, dich zu sehen, Bernhard; der — Andere aber geht sofort noch einmal nach Hause und zieht einen ordentlichen Rock an; Komödie werden wir heute Abend nicht spielen, obgleich du dir wahrscheinlich nach gewohnter Art deine Rolle drin zurecht gemacht hattest, mein Sohn Ludwig."

„Ich versichere —"

„Leuchte dem Herrn Bürgermeister auf der Treppe, Liesle, daß er wenigstens in unserem Bereiche nicht den Hals bricht über seine Narrenzipfel."

„Auf Ehre, hochverehrte —"

„Du setze dich, Neffe Grünhage, und nimm vorlieb. Alles, was es giebt, steht auf dem Tische; jeder von den zwei Herren bekommt eine Flasche Rothwein; eine Cigarre ein Jeder beim Abschied auf den Weg. Bleibe nicht zu lange aus, Dorsten; ich hatte wirklich Lust, heute Abend wieder einmal ein verständiges Wort mit der Menschheit zu reden."

„In fünf Minuten bin ich als vernünftiger Mensch wieder zurück!" rief der Bürgermeister aufgeregt, entzückt. „O Mama, der Herr segne Sie! ich habe es ja dem Burschen hier gleich gesagt, daß Sie es gemüthlich mit uns im Sinne hätten. Hurrah!"

Sie hörten ihn die Treppe hinunterspringen und aus dem Hause stürzen; und während einer Viertelstunde waren Neffe und Tante nun zum zweiten Mal mit einander allein, und in dieser kurzen Zeit schon erfuhr der Neffe so Vieles mehr von der Tante, daß er sich noch viel weniger als am Morgen sofort darin zurechtfinden konnte. Aber Eines wurde ihm von Augenblick zu Augenblick klarer und stand bald unerschütterlich fest; der weise Seneca hatte vollkommen Recht und durfte es dreist in den schnurrigsten oder pathetischsten Redensarten der Welt versichern:

Die Alte war wahrhaftig gar so übel nicht! ...

„Ich will es nur gestehen," sagte sie lächelnd, „den ganzen Tag über bin ich dich närrischen Jungen nicht aus dem Sinn losgeworden. Ich bin mir so lange Jahre durch die Einzige meines Namens gewesen, und ich habe freilich den Marten zuerst eine Weile groß darauf angesehen, als er mir heute Morgen von seinen nächtlichen Begegnungen Meldung that."

„Ich versichere —" stotterte der Student, ungefähr so wie vorhin sein guter Freund, doch die Greisin unterbrach ihn sofort:

„Da gieb dir nur keine Mühe; das ist mir jetzt, als wäre ich ganz und gar persönlich bei dem Wanzaer Nachtwandeln mitgegangen und hätte auch noch mal einen jungen Narren bei des Alten Laterne aus mir gemacht, um meine Naseweisheit an der Welt, das Kirchhofsgitter von St. Cyprian nicht ausgeschlossen, zu reiben. Wenn man mit der Nase erst mal im Ernst an das letztere gedrückt ist, so — nun, ich will mir meine Tasse Thee nicht darüber kalt werden lassen, dahin-

gegen dir einigen anderen guten Rath für unseren ferneren angenehmen Verkehr nicht vorenthalten. Nämlich vor allen Dingen merke dir mein Sohn, Brillen lasse ich mir von Anderen womöglich nicht aufsetzen, sondern gucke am liebsten durch die meinige, wenn ich mir nicht dann und wann Martin Marten seine borge. Alles Andere lieber, als sich gutwillig übertölpeln lassen durch Wehmuth, Rührung oder Unverschämtheit! Und wenn ich mir selber nach Möglichkeit klar geworden bin, so fahren gewöhnlich auch die Uebrigen nicht am schlechtesten bei diesen kühlen Grundsätzen. Da war zum Exempel — sieh, bist du schon wieder da, lieber Ludwig? — dieser jetzt hier in Wanza so zu sagen den Pfropfen auf der Flasche spielende Burgemeister Dorsten, — na, bleib' nur hier und setze dich! — seine Großmutter war eine geborene Tewes, und sie und ich wir stammen Beide von der Universität Halle an der Saale. Von seinem Urgroßvater, der auch seinerzeit ein berühmter Professor an der Universität da gewesen ist, hat der närrische Bursch sicherlich das dumme Citiren aus den alten Römern und das lange Sitzen im ‚Bären'; aber von seiner Mutter, die ihn auf ihrem Sterbebett hier in Wanza mir auf die Arme gelegt hat, die absolute Unfähigkeit, zu begreifen, daß bis zum jüngsten Tage allhier auf dieser Erde zwei mal zwei niemals drei oder fünf, sondern immer nur vier machen, bis — ich mich seiner annahm, wie ich es versprochen hatte."

„Das verhält sich so, Grünhage," sprach der Regierende mit ruhiger Gravität.

„Freilich verhält sich das so, Neffe Grünhage," fuhr die Tante mit dem gleichen Ernste fort; „aber daß auch er bei seiner Heimkunft als überzählig Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu mir kam mit einem ganzen Kasten voll Brillen, die er mir aufzuprobiren gedachte, das — hält er heute eigentlich selber nicht mehr für möglich."

„Merke dir jedes Wort deiner Frau Tante, Neffe Grünhage; — der weise Seneca —"

„Hätte den durchs Examen gefallenen Herrn Studiosus juris Dorsten sicherlich nicht auf seine noch mögliche Brauchbarkeit im menschlichen Leben studirt, sondern sich höchstens bis an die Grenzen der Möglichkeit von ihm anpumpen lassen und ihn sodann seinem weiteren Schicksal überlassen, mein Sohn. Was aber that die Rittmeisterin Grünhage?"

„Sie nahm ihn, duckte ihn, beschränkte ihn eine geraume Zeit auf das Allernothwendigste, wies ihm ein Gemach hier im Hause nach hinten hinaus an, verweigerte ihm meistens den Hausschlüssel und machte ihn fürs Erste zum Registrator bei seinem Vorgänger auf dieser Sella curulis. Grüner, ich sage dir, es war ein schauderhafter Durchgang, und ohne den Meister Marten hätte ich es auch nicht ausgehalten."

„Gerade wie ich zu meiner jungen Zeit hier in Wanza, nur in anderer Weise!" rief die alte Dame mit wahrhaft kindlich glücklichem Lachen. „Es hat noch kein Mensch allein dem anderen zu seinem Wesen und Behaben in dieser Welt verholfen. Die Verantwortlichkeit wäre auch wirklich wohl ein Bischen zu groß! Ja, ja, Neffe Bernhard, der Alte, der Nachtwächter von Wanza, der euch in letzter Nacht zu eurem Kinderspaß durch Wanza bis an die Kirchhofsmauer mit seiner Laterne leuchtete und dem närrischen Menschen da mit zu hiesigem Bürgermeisterposten geholfen, hat auch mir zu meinem Posten im hiesigen Gemeinwesen verholfen und es möglich gemacht, daß ich den beschwerlichen Durchgang überlebte. Er ist hier von der Wipper, du, mein Kind, kommst von der Aller, ich und des Burgemeisters Großmutter sind von der Saale her und des Burge-

meisters Urvater, von dem er das Citiren hat, soll von der Weser gewesen sein; und wie alles Wasser in einander läuft, so sitzen wir Drei jetzt hier um diesen runden Tisch. Daß wir Alle bergunter gelaufen sind und weiter laufen, davon habt ihr jungen Männer wohl noch keinen Begriff; mir aber ist es ziemlich behaglich so in diesem Augenblick; und nun, Neffe Grünhage, erzähle uns ein wenig mehr von — euch zu Hause."

Und der Student hatte bis zu diesem Moment nimmer eine Ahnung davon gehabt, was Alles sich von der Lüneburger Haide in Wanza an der Wipper berichten ließ, und wie interessant im Fluß der Erzählung und unter dem Nicken und aufmunterndem Lächeln der Tante Grünhage sein Vaterhaus ihm selber werden könne.

„Nur weiter," sagte die Tante hinter ihrem Strickzeuge und hatte gewöhnlich hinzuzufügen: „Und du halte gefälligst den Schnabel, Dorsten." Und jedesmal hatte dann der Regierende eine Bemerkung gemacht, die ihm ganz und gar zur Sache zu gehören schien. Schade war es auch, daß der alte Physikus und die vier Mädchen nicht dabei waren, um es mit staunenden Ohren zu vernehmen, wie sie zum ersten Mal in ihrem Leben von dem „albernen Bengel", ihrem Sohn und Bruder, reineswegs ins Poetische gezogen wurden. O, „unsere Alte" hätte wenigstens neben der Wanzaer Tante im Sopha sitzen sollen, um zu erfahren, wie sich zwischen dem Eichsfelde und der goldenen Aue der Giffhorner Torf wieder in die blühendste Erika verwandeln konnte! Was da an der Aller ganz brüderlich und schwesterlich und vor allen Dingen ganz naturgeschichtlich auf dem Kriegsfuße, wenn auch dem vergnüglichsten und neckischsten, verkehrte, das wurde jetzo ganz unmenschlich idyllisch heraufbeschworen, wie sich Dorsten ausdrückte, um sofort wieder zur Ruhe verwiesen zu werden. Und das Merkwürdigste war, daß die liebliche Schilderung im Großen und Ganzen doch der Wahrheit ziemlich nahe kam. Es war ein gutes Haus, das des Doctors Grünhage in der Lüneburger Haide, und es konnte des Guten nicht zu viel davon gesagt werden; auch nicht einmal von dem Sohne des Hauses.

„Die Mädchen müssen wirklich ganz nette Bälger sein," brummte der Bürgermeister von Wanza, und die Frau Rittmeisterin sprach:

„Ich spendire noch eine Flasche, wenn ich dir dadurch den Mund stopfen kann, Dorsten. Uebrigens guck' einmal aus dem Fenster und sieh' zu, was es eigentlich für Wetter ist. Mir scheint, es hat sich seit einer Stunde geändert."

„Bewölkt und windig, Frau Tante," sagte der Bürgermeister, die Gardine zur Seite schiebend.

„Auf meinen Rheumatismus kann ich mich immer verlassen," meinte die Tante. „Nun, es war eine recht hübsche Reihe angenehmer Herbsttage, und wir wollen dem lieben Gott für Alles dankbar sein. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß es sich zwischen heute und morgen ins Regnen giebt; und was willst du da in dem feuchten Thüringerwalde, Neffe Bernhard? Was meinst du, wenn du dafür ein paar Tage länger, als du dir vorgenommen hattest, hier fest in Wanza klebst und dir den Ort unter meiner Führung und bei meiner Laterne ein wenig bei Tage besiehst? Kommst du dann wieder nach Hause, so würdest du vielleicht eher wahrheitsgetreu erzählen können, wie du die alte Frau an der Wipper gefunden hast. Und die Mädchen zu Hause werden sich auch freuen, wenn sie hören, daß die Tante Sophie keine Grünhagen frißt, wenn sie gleich in ihrer grünen Jugend nur mit knapper Noth und mit Beihülfe des Nachtwächters von Wanza dem Schicksale entging, von Einem aus der Familie gefressen zu werden."

„O!" riefen sowohl der Student wie der Bürgermeister.

„Entschuldigt mich für einen Moment, liebe Jungen," sprach die Frau Rittmeisterin sodann, erhob sich, humpelte zur Thür hinaus und kam erst nach einigen Minuten zurück, nahm ihren Platz auf dem Sopha wieder ein und ihr Strickzeug wieder auf.

„Ich habe Louise hingeschickt, deine Siebensachen von dem närrischen Kerl da abzuholen. Schon des Anstandes wegen halte ich es für besser, daß du für die paar Tage mein Gast bist, mein Sohn."

„O!" stotterte der Stammhalter der Familie Grünhage; doch die Tante fuhr, mit der Hand über den Augen, fort:

„Du hast in diesem Augenblick eine gewisse Aehnlichkeit mit deinem Herrn Vater, wie er vor fünfzig Jahren in Halle im Winkel stand und seine Thränen verschluckte. Morgen früh schreibst du an ihn und theilst ihm mit, daß du das fünfzigjährige Jubiläum meiner Ankunft in Wanza mitfeiern würdest. Wundern wird er sich wohl ein wenig, wenn ihn dein Brief auf das Datum bringt. Und außerdem schreibst du ihm, daß er mir seine Photographie und die deiner Schwestern schicke. Ja, ja, junge Leute, so wächst aus dem Spaß der Ernst heraus, und der Grünspecht hier wird nicht bloß deshalb nach Wanza gekommen sein, um sammt dem Bürgermeister des Ortes seinen Spaß in einer lustigen Nacht mit dem Nachtwächter der Stadt getrieben zu haben, sondern er wird in ernste Erfahrung bringen, wie es vor einem halben Jahrhundert den verwandten Menschenkindern ging, die damals jung waren und vielleicht auf einen Augenblick lang geglaubt hatten, diese Erde sei nur ein Vergnügensgarten zum Lustwandeln. Jetzt aber, Meister Ludwig, sollst du dir weiter keinen Zwang mehr anthun. Räsonnire dreist drauf los; ich habe so wie so mit dir noch genauer zu berathschlagen, was wir in der Nacht vom achtundzwanzigsten auf den neunundzwanzigsten dieses Monats auch von Stadtwegen mit dem Meister Marten Marten anfangen, um ihm und uns einen Spaß zu machen."

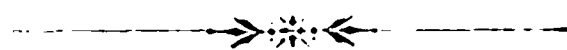
„Eben ruft er draußen, Mama!" stöhnte der regierende Bürgermeister heimtückisch-kläglich. „Programmmäßig wäre die Sitzung vollständig zu Ende, Frau Rittmeistern! Alte Leute gehen pünktlich zu Bette, und auch jungen ist das sehr dienlich. Zehn Uhr, Tante Grünhage!"

„Dummes Zeug!" rief die alte Dame ärgerlich; Freund Dorsten aber stieß den Studenten unterm Tische mit dem Knie an, was nur heißen konnte:

„Nun, wie findest du sie bei genauerer Bekanntschaft?"

Die Greisin aber hatte ihr Strickzeug in den Schoß fallen lassen und das Kinn auf die Hand gestützt. So blickte sie weg über ihren Theetisch und die zwei jungen Leute wie in weite Ferne. Es sah ihr wahrlich Niemand an, daß sie sich eben in der Erinnerung in die trostloseste Epoche ihres Lebens zurückversetzte. Der selige Rittmeister hinter und über ihr an der Wand blickte aus seinem Rahmen ebenfalls wie in eine weite Ferne hinein. „Schändlich commun, aber das Werk eines bedeutenden Künstlers. Der Mann ist auch vordem nicht ohne die bestimmtesten Gründe seines Schöpfers in die Welt gesetzt; herausgefunden hat sie aber noch Keiner!" pflegte Dorsten über die Visage in Oel grinsend hinter vorgehaltener Hand zu flüstern. Und — schändlich commun sah der Verewigte aus, was aber, wie so häufig in der Welt, ihm nur zu gute kam und es unbedingt nur beförderte, daß er eine Hauptperson in der ferneren Unterhaltung des Abends war und das überhaupt in dieser Geschichte bleibt.

(Fortsetzung folgt.)





Aus der Schule der Dichtkunst.

Andeutungen

von

Berthold Auerbach.

Aus der Schule der Dichtkunst? Es läßt sich da nicht viel ausplaudern, denn streng genommen giebt es eine solche Schule nicht. Was man Dichterschulen nennt, wie z. B. die romantische, war ein Zusammenthun in sich fertiger Männer mit einer gemeinsamen Neigung zu bestimmten Stoffgebieten und zu ähnlicher Behandlungsweise. Gelernt und gelehrt, erzogen und gebildet wurde da nicht.

Alle Dichter sind in ihrer Berufserfüllung wesentlich Autodidakten.

Das Bruchstück der Poetik, das uns von Aristoteles überkommen ist, enthält einige technische Grundlehren; im Ganzen aber hält sich die Theorie von Aristoteles bis heute in dem Nachweis, wie die wirkungsreichen und in Wirkung bleibenden Dichterwerke aufgebaut sind. Aehnlich wie die Naturgesetze der Natur abzufragen sind, sind auch die Werke der Kunst — als zweiter Natur — die Quellen für die Gesetze der Kunst.

Seit Aristoteles hat sich das Stoffgebiet der Poesie unermeßbar erweitert, und wie alles Leben und das Leben Abspiegelnde hat auch Begriff und Vorstellung dessen, was schön und künstlerisch wirksam ist, sich fortgebildet. Aber so wenig das Gesetz der Schwere in der physikalischen Welt, so wenig wird sich das Gesetz des Ebenmaßes in der ethischen Welt der Kunst je alteriren.

Das, was in jedem Kunstwerk als das Wunder erscheint oder, wenn das besser klingt, als das Phänomenale bezeichnet werden kann, entzieht sich, weil es an sich außerhalb der logischen Abstraction, eben auch der Begriffsbestimmung und nun gar einer festen Didaktik.

Der Künstler ist aber darum nicht da, um das Gesetz aufzuheben, sondern das in ihm ruhende durch Gebilde zu erfüllen.

Der Mensch allein hat die Kunst und — das Feuer. Die Vergleichung beider ist ergiebig. Durch die Herrschaft über das Feuer macht der Mensch die materielle Welt zu einer anderen, so auch ideell durch die Kunst. Das Feuer ist das fürchterlichste und das wohlthätigste Element, so auch die Phantasie, die Wahnvorstellung, die Traumbildung, die künstlerische und zunächst die dichterische Operation. Sind die Vorstellungen der Phantasie nicht mehr beherrscht und durch maßvollen Verstand geregelt, so tritt der Wahnsinn ein.

Vollkommen deckend sagt Shakespeare: „Wenn des Dichters Aug' in schönem Wahnsinn rollt." Dichten ist schöner Wahnsinn, ein Leben in fremdem Dasein. Alle Schönheit ist die Erlösung vom Grobstofflichen, das Durchleuchten der

reinen Erscheinung, die Herrschaft der Harmonie, die sich aus allem Gegensatz und krausem Wirrwarr hindurcharbeitet. Man hat der Dichtung Flamme einen Fluch genannt, weil der Dichter die Schmerzen der Welt auf sich nehmen muß und sein Leben oft ein Martyrium ist; aber in der reinen Idee und ihrer freien Beherrschung gefaßt, ist der Dichtung Flamme ein Segen. Das Wangenglühen, das Aufbrennen der ganzen Persönlichkeit im Vollgefühl des Schaffens und Bildens ist erhöhte reine Daseinslust. Man könnte jenes wunderbare Offenbarungsbild der Bibel darauf anwenden: Der Dornbusch brennt und verbrennt nicht.

* *
*

Jeder redlich Schaffende findet allmälig Gesetze oder vielmehr erkennt solche, wie sie die ewig geltenden Meister in ihren Schöpfungen inne gehalten; im Verlaufe der eigenen Arbeit stellen sich ihm nicht etwa neue Gesetze, sondern neue Arten ihrer Bethätigung heraus.

Ich bin weit entfernt, irgend Maßgebendes hier bieten zu wollen, ich will nur — weitere Ausführungen vorbehaltend — Einiges darlegen, was sich mir gelegentlich bei Vornahme abgeschlossener Arbeiten herausstellte.

Wer sich bereits längere Zeit im Gebiete der Poesie bethätigt, erhält von Strebenden beiderlei Geschlechts sehr häufig Zusendungen mit der dringenden Bitte um ein Urtheil über Befähigung, um Förderung zum Druck u. s. w. Es ist eine große Summe von Gedanken, Anschauungen und Ausdrucksweisen in unseren Tagen allgemein verbreitet, so daß deren Besitz und Verwendung leicht über individuelle Begabung täuschen kann. Oft erhält man nur Anfänge, erste Acte von Dramen, die ersten Capitel von Erzählungen. Was soll man darauf sagen? Man kann antworten: in der Kunst ist aller Anfang leicht, denn Probleme aufwerfen, Conflicte anlegen, das ist nicht schwer; aber beantworten, lösen, schlichten, das ist die Hauptsache. Und vor Allem gehört zur Dichtkunst nicht nur Tact — der das Gesetzmäßige in der Folgenreihe und das Gebührende in den Situationen dargiebt —, sondern auch Selbstvertrauen. Wer nicht der Ueberzeugung ist, daß er etwas zu sagen hat, was wahr ist und neu, wenigstens in der Verbindung, die er ihm giebt, wie soll ein solcher gestärkt und gefestigt werden?

Das Selbstvertrauen kann zu Ueberhebung, zu Uebermuth werden, der sich allem Gegebenen kühnlich entgegenstellt und sich als einzige und höchste Offenbarung betrachtet; das ist vom Uebel. Aber ohne Selbstvertrauen fehlt das Recht, mit dem eigenen Selbst herauszugehen und zu verlangen und zu erwarten, daß Andere der Empfindungs- und Betrachtungsweise vertrauen.

Der Dichter, der etwas bietet, was von den Mitmenschen verstanden und erfaßt wird, hat nicht sowohl absolut Neues gegeben, er hat vielmehr das in Anderen Ruhende, das Immanente, Gebundene zum Ausdruck gebracht, er hat das vollzogen, was man Offenbaren nennt. Nur unterscheidet sich die Offenbarung des Dichters von derjenigen, die die Religion beansprucht, daß hier nichts gegeben werden kann, was nicht aus der eigenen inneren Natur erfaßt und darum rein geglaubt werden soll. Der Dichter kann das, was er bietet, nicht glauben machen, er muß es als nothwendig und folgerichtig darbringen. Wenn ein Dichter uns Augenzeugen und documentarische Zeugnisse für die von ihm erzählten Thatsachen beibringen wollte, so wäre das gefehlt. Solche Zeugnisse gelten für die strenge Geschichte, zur Erhärtung der Wirklichkeit, aber nicht für die Dichtung. Die Dichtung muß die Thatsachen aus sich erweisen; in ihr gilt nicht, was wirklich geschehen ist, sondern was geschehen muß, also die psychologische Wahrheit.

Die Frage geht auch oft nach technischen Fingerzeigen, nach Belehrung über Gestaltung und Ordnung der Arbeit, und hier zeigt sich sofort der Unterschied der Dichtkunst von allen anderen Künsten.

In allen anderen Künsten — Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Musik — muß zuerst die Technik gelernt werden, dann erst kann die freischöpferische Phantasie walten; in der Dichtkunst lernt sich die Technik erst im Schaffen.

Die Dichter, zumal unsere deutschen, haben bestimmte Wissenschaften gelernt; der Theologe Lessing, der Mediciner

Schiller, der Jurist Goethe, wenn Friedrich der Große sie gekannt hätte, er hätte sie auch vielleicht als verfehlte Existenzen bezeichnet; sie sind ja Ausreißer aus den geordneten Wissenschaftsgebieten, aus der Verwendung für die herkömmlichen Staatszwecke.

Ich will gleich hinzufügen, daß eben unsere Dichter, weil sie aus der Wissenschaft stammen, maßgebende Gesetze und Theorien aufstellten, wie solche die rein abstracte Wissenschaft nicht finden konnte. Denn der Schaffende kennt die Keimpunkte im inneren Getriebe der Phantasie, wie solche der Philosoph in der begrifflichen Construction nicht finden kann.

Im Gegensatze zu den bildenden Künsten möchte ich noch bemerken, daß die Dichtkunst kein äußeres Material: Farbe, Stein — und auch die musikalischen Töne erscheinen hier als solches Material —, zu verwenden hat. Das Material der Dichtkunst ist wohl das geprägte Wort, aber näher und tiefer gefaßt der Ausstrom des individuellen Empfindens, der persönliche Athem.

Alle Kunst beginnt eben da, wo sich jenes Unnennbare herausstellt, das nicht gelernt werden kann. Die Technik, die gelehrt und gelernt werden kann, ist noch das Handwerk in der Kunst; Kunst selber aber ist nicht zu lehren, sondern nur im Schaffen zu lernen.

Von der Poetik des Aristoteles bis zur Aesthetik von Vischer ist aus solchen nur die Kunst verstehen zu lernen, das Geschaffene, sei es fremdes, sei es eigenes, danach in seiner Construction zu bemessen; das Schaffen selber — und hier treffen alle Künste, eben weil sie Künste sind, zusammen — kann, wie gesagt, nicht gelernt werden, sondern ist nur Product des Genius, dessen geheime Windungen sich der exacten Betrachtung entziehen. Denn alles Leben, so auch das Leben der Kunst, entsteht im Dunkel, wie die Wurzeln im Dunkeln ruhen.

Der Versuch aber, Lichtbreschen hineinzulegen, wird immer erneuert werden; die Psychologie der Kunstschöpfung wie die des Traumes und der Mythenbildung sowie das Geheimniß der Entstehung der Sprache bietet eine nie erlahmende Anreizung.

Die Künstler selber könnten da am besten Aufschluß geben; aber abgesehen davon, daß das eine Art Vivisection wäre, und abgesehen davon, daß durch Bezeichnung des Grundmotives — aus innerer Wahrnehmung oder äußerer Erfahrung — die feste und im Geiste der Anderen beharrende Gestalt verschoben oder gar aufgelöst würde, gehört es zu den schwierigsten Experimenten, Beobachter und Beobachteter in einem Stück zu sein. Schon der Physiologe kann nur schwer wahrnehmen, wie während eines Affectes sein Puls, sein Athem geht, wie seine Mienen sich zeigen; denn im Moment, da die Beobachtung eintreten will und soll, ist die volle Erscheinung des Affectes gebrochen oder geschwunden. Wie viel weniger läßt sich die Beobachtung einer Phantasieerregung ausführen.

Wäre es möglich, die Blutwärme des Vogels, während er in den Lüften schwebt, zu messen?

Was Künstler von dem Moment der Conception erzählen, da ein Kunstgebilde in ihnen erstand und sich ihnen lebendig darstellte, ist doch nur Erinnerung, kann nur eine solche sein. Die Erinnerung ist bei aller Kraft der Versetzung in die erste Irritation der Thätigkeit, in die erste Bewegung der Keimzelle, eben doch nur Erinnerung, Zurückrufung und nicht die erste Bewegung und Thätigkeit selbst; es haben sich begleitende Momente verflüchtigt, die nicht mehr zu haschen sind. Das streng Exacte wird also hier nie zu erweisen sein. Die Reflexvorgänge, welche die Physiologie im Spiele des centralen Nervensystems constatirt, entziehen sich in der künstlerischen Composition dem Nachweise.

Man spricht in unseren Tagen viel von der Technik in der Poesie, zu deutsch auch Mache genannt.

Es ist keine Frage, wer nicht zur Erkenntniß der Technik fortschreitet, bleibt Dilettant; aber das, was man Mache nennt, ist doch wesentlich nur bei bestimmten literarischen Producten Ausschlag gebend, wo es sich nicht um Schaffung von Charakteren, sondern nur um geschickte Verwendung von Figuren und Situationen handelt.

Eugen Scribe, der vornehmste Vertreter des modernen technischen Aufbaues und der Intriguendichtung, hatte die Ge-

pflogenheit, wenn er ein Stück oder einen Operntext geschrieben, sich das Geschriebene drucken, einige Exemplare abziehen und den Satz wieder aus einander nehmen zu lassen. Hierdurch freier geworden, arbeitete er dann das Gewordene um, verschnürte und verknotete es. Das kann bei dem Intriguenstück, beim Sensationsroman oder bei dem unmotivirten, bloß auf den Effect zugespitzten Operntext sehr förderlich sein. Da können auch zwei Menschen mit einander arbeiten, seien diese zwei der Dichter vom vorigen Jahre und der Dichter von heute, oder seien sie — wie wir ja das bei den Franzosen vor uns sehen — zwei wirkliche Individuen. Eine Dichtung aber, die auf Charakterentwickelung gestellt ist, kann nur von einem einheitlichen Menschen vollführt werden.

Das Intriguenstück hat es mit fertigen Figuren zu thun; es ist ein umgekehrtes Blindekuhspiel: eine souveräne Figur ist sehend und spielt Vorsehung, die anderen haben verbundene Augen; die Handlung ist in der Hand des Lebensregisseurs, eines durchtriebenen Schwerenöthers (er kann auch einen Frauenrock tragen und ist dann um so interessanter), sein Plan wird ihm nur durchkreuzt durch die List des Zufalls, die er aber ständig mit überraschender, unerschöpflicher Findigkeit zu überlisten hat. Die Ereignisse folgen nicht aus innerem Antrieb der mithandelnden Menschen, sondern sind ständig souflirt vom Matador; es ist ein Spiel mit Düpiren und Düpirtwerden. Die List erscheint als Witz der Thatsachen. Die Schachfiguren des Intriguenstücks — sei dies ein Drama oder eine epische Dichtung — bleiben sich gleich, nur die Constellationen ändern sich. Der Intrigant spielt die Partie gegen den Zufall, der ihm seine feinberechneten Schachzüge verschiebt. Dabei kann Einer und Mehrere mitrathen und mitthaten.

Es ist keine Frage, daß die Findigkeit, die immer wieder neu überraschende, ausgiebige Kraft, um Verwickelungen zu knüpfen und zu lösen, ein bedeutsames Element der Dichtkunst ist; aber die Ausladung der Seelenbewegungen ist das eigentliche Wesen der Dichtkunst.

In der Charakterdichtung stehen sich selbstwillige, logisch gehaltene Charaktere gegenüber; im Intriguenspiel dagegen mit seinen überall aufgestellten Mausefallen giebt es nur noch Zufälle oder Verwickelungen besonderer Art, wenn die von dem Fallenstellenden als Mausefallen betrachteten Figuren eigenes Leben äußern und selber etwas thun wollen.

Nicht umsonst ist daher bei dieser Art Dichtung immer und vorzugsweise von der Technik, von der Mache die Rede; der kunstfertige Mechanismus ist die Hauptsache. Organische Folge und Haltung in sich gilt hier nichts. Effect ist Alles, und für Darlegung der Seelenprocesse ist da kein Raum, denn der Leser oder Zuschauer hat immer Eile.

Es wäre müßig, hierbei zu fragen, ob die Kunst dazu da ist, den Kampf ums Dasein zu einem bloßen Spiel ums Dasein zu verwandeln. Die Literatur der Mache will und kann nur ein mechanisches Spiel der Kräfte in Bewegung setzen, sie kann und will keine Organismen schaffen, die sich selbst tragen. Das Hauptkunststück der Literatur der Mache besteht eben darin, daß man schließlich sagt: es ist Alles nicht wahr, es ist nur gespielt, es ist nur geschrieben; am Ende ist der Vater ein Onkel und die Mutter ist eine Cousine, und die Axt, mit welcher der Goldbauer seine Tochter aufs Hirn geschlagen hat, ist nur eine Theateraxt von Pappe. Aber haben wir euch nicht die Zeit vertrieben?

Das ist ja genug! Plaudite! — —

Ein Dichter, der es ernst mit der Kunst meinte, hat ein zur Tradition gewordenes Dogma aufgestellt, das oft wiederholt, aber weder geglaubt noch befolgt wird.

Nonum prematur in annum, sagt Horaz, das heißt, der Dichter ziehe die Fertigstellung seines Werkes in das neunte Jahr hin. Die neun Jahre sind wohl davon genommen, daß der Roggen neun Monate braucht von der Aussaat bis zur Ernte und auch die Geburt des Menschen. Neun Jahre! Was konnte Horaz mit diesem Ausspruch wollen? Vorerst, daß der Dichter an sich selbst appellire, an seine eigene Betrachtnahme von morgen, von übers Jahr u. s. w. Die Selbstkritik ist gewiß die beste. Es wäre eine wohl zu erörternde Frage, was überhaupt Dichter aus der öffentlichen Kritik gelernt haben. Die Selbstkritik ist die beste —

wenn man sich ehrlich eingesteht: da dein Werk nicht so erfaßt wurde, wie du es glaubtest, muß die Schuld an deinen Darstellungsmitteln liegen; denn was zutreffend dargestellt ist, muß auch nothwendig die entsprechende Wirkung machen, kann nicht mißgriffen und nicht mißdeutet werden. Wo also dies doch der Fall ist, muß es an dir gefehlt haben, sei es an deiner Kraft an sich, sei es an deiner Kunstfertigkeit.

Könnte aber nicht ein Fremder mit seiner aufrichtigen und warmen Betrachtung statt des Schaffenden selber eintreten?

Der Maler betrachtet sich sein Bild in einem Spiegel; der Spiegel giebt es verkehrt und mit verdoppelter Distanz, dabei aber getreu wieder. Wo hat der Dichter einen Spiegel für ein Werk der Dichtkunst? Er selber bleibt, wenn auch noch so unbarmherzig gegen sich, seine Liebhabereien u. s. w., doch immer in sich befangen.

Wäre aber nicht die dramatische Darstellung für den Dichter solch ein Spiegel? Gewiß nicht ein vollkommen getreuer, denn die Darsteller können nicht anders, als ein Stück ihrer Subjectivität dabei einsetzen.

Könnte nun aber nicht ein Freund, ein scharfsichtiger, diesen Spiegel des Malers ersetzen?

Der Freund steht immer, trotz alles Bemühens, in der Gebundenheit seiner Persönlichkeit, er kann nicht absolut rein widerspiegeln, und der Rhythmus des Pulses im Schaffenden ist in dem Empfangenden bei aller Hingebung oder Hingerissenheit doch ein anderer.

Der bildende Künstler hat außer dem, daß er den Spiegel hat, auch noch den Vortheil, daß seine Arbeit mit einem Blicke zu überschauen ist; Freunde können kommen und schauen vor dem Fertigwerden, können mit ihrem frischen Auge Lücken, Unzuträglichkeiten, verdeckte oder zu stark hervorspringende Einzelheiten bezeichnen. In einer größeren geschlossenen Dichtung ist solche Beihülfe von Freundes Augen kaum zu erlangen.

Nonum prematur in annum! Giebt es in der Geschichte der Literatur ein Werk, das der Autor so lange still ruhen ließ, um es dann der Welt darzubieten? Was that denn der Dichter in diesen neun Jahren? Ruhte er nach der Niederschrift, feilte er immer noch daran oder schuf er Neues und schob sich durch das Neue das „Neunjahr" immer weiter? Es zeigt sich, daß das Postulat eben nur eine Phrase ist; denn es ist thatsächlich und logisch zugleich, daß ein Dichter sich nur dadurch weiter entwickelt, wenn er eine zeitige Seelenbewegung von sich ablöst, um zu Neuem schreiten zu können. So lange eine Production nicht draußen ist, kommt der Dichter nicht von ihr los, sie heischt immer neue Betrachtnahme, und die Fortentwickelung des Lebens und Denkens strömt dahin aus. Es ist nicht möglich, zu einem Werke zu schreiten, das gewissermaßen eine neue Stufe, eine Wandlung und Höherbildung seines Wesens darstellt.

Wenn Spinoza seine Ethik, wie geschichtlich bewiesen, wohl mehr als neun Jahre liegen ließ, da er dies sein Lebenswerk erst nach seinem Tode erscheinen lassen wollte, so ist solches bei einem philosophischen Werk ganz anders. Dieses soll und muß nichts von Stimmungen enthalten, in ihm sollen sich die Gesetze in ein System zusammenfügen, das gestern so wie heute und morgen normativ gelten soll. Ob Spinoza an Einzelnem nachgearbeitet, da und dort größere Bestimmtheit der Definition gegeben, Lücken im Ausdruck ausgefüllt habe, wir wissen es nicht; die mathematische Methode, die er festhielt, macht es sogar unwahrscheinlich, daß noch da und dort nachgebessert wurde.

Wie ganz anders aber ein Werk der Dichtung! Denken wir uns, Goethe hätte die „Leiden des jungen Werther" ruhig liegen lassen und sich gesagt: warte die horazischen neun Jahre ab, es ist noch zu viel stürmisches Jugendbrausen, zu viel Momentanes und Subjectives in deinem Werk; denken wir uns, Goethe hätte dann das Werk nach neun Jahren, während welchen er immer daran feilte, zur Ausgabe gelangen lassen wollen, wer weiß, ob er dann das Werk noch herausgegeben hätte; ganz gewiß aber hätte er dann während dieser Zeit Clavigo, Egmont ꝛc. nicht schaffen können.

Der Lehrsatz des Horaz ist also weiter nichts als eine vornehm thuende, hochweise Orakulirung.

Wenn wir die Dichtkunst mit anderen Künsten vergleichen, so hat die Dichtkunst ein besonders Günstiges. Das Bild, die

Statue, das Haus ist fertig für immer; dem Dichter aber ist es gegeben, ein gesprochenes Wort noch einmal zu sprechen. Wie weit aber ist es gestattet, ein geschaffenes Werk noch einmal zu schaffen? Darüber möchte ich noch einige Andeutungen geben.

Wir wissen von den größten Werken der Schrift, von der Bibel und Homer, welche Interpolationen da von Späteren vorgenommen wurden. Dieser Spätere kann aber auch der Dichter selber sein und aus fremder Stimmung Interpolationen vornehmen. Der Dichter steht vor einer neuen Auflage. Wie? Soll er nun nach seiner heutigen Stimmung daran modeln dürfen? Hat der fortgeschrittene Geist ein Recht oder gar eine Pflicht, seine eigene frühere Erscheinung zu corrigiren, und wenn er Recht und Pflicht hat, wo ist die Grenze, wie weit darf er etwas, das nicht mehr sein eigen ist, umformen, ausfüllen und berichtigen?

Mit Behutsamkeit kann aber doch die Methode der Weinpfleger angewendet werden. Der alte Wein schwindet im Faß und wird, wie der Weinkenner sagt, zu mast; er wird daher mit frischem Gewächs, wie der Ausdruck heißt, durchstochen, aber sein Charakter darf dadurch nicht verändert werden. Nun ist es freilich mit den Producten des Geistes ganz anders als mit jedem materiellen Product, aber ein Vergleich, wenn auch ein hinkender, mag sich doch ergeben.

Ich knüpfe wieder an die „Leiden des jungen Werther“ an. Wir wissen, was Goethe an der ersten Ausgabe geändert, was er hinzugefügt, und auch hierin bietet Goethe Maß und Richtung.

Nicht Bemühung, sondern Heiterkeit, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk betrachtet Goethe als das Zweckdienliche. In seiner Denkrede auf Wieland vom 18. Februar 1813 sagt er: „Denn daß Wieland Alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dies gab seinen Productionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das natürlich Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch Heiterkeit, geniale Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.“ Es ist sehr bezeichnend, daß Goethe die Heiterkeit betont und damit das Bangen des Künstlers gegenüber dem fertigen Werk zurückdrängt; denn es ist bei aller Erkenntniß der Mangelhaftigkeit des Gewordenen doch auch eine Heiterkeit darin, indem vergangene Stunden, Tage und Wochen, mit einem Ergebnisse, das fremd erscheint und doch aus dem Eigensten stammt, nun vor Augen treten, halb vergessen und doch bald mit so kenntlichen Zügen. Vielleicht könnte man sagen, daß das Gefühl, das bei einem hier vor Augen tretenden Werke in dem Künstler auflebt, etwas von Großvaterfreude hat; sie ist stiller, freier als die Vaterfreude.

* * *

Wie oft muß man die meistentheils müßige, bisweilen aber wißbegierige Frage hören: wie entsteht ein Werk der Dichtung in Ihnen? Auf welche Anregung hin erfassen Sie dasselbe? Sind es Thatsachen aus dem Leben, sind die Figuren wirkliche, haben Sie gleich beim Anfange einen festen Plan oder wird das Ganze erst allmälig?

Auf die mehr unterhaltungsbedürftigen Fragen könnte man füglich antworten: man macht es bei der Dichtung wie beim Kanonenguß, man nimmt ein Loch und thut Metall drum herum. Auf die ernstliche Frage aber, die das tiefste Geheimniß des Seelenlebens berührt, läßt sich doch vergleichsweise sagen, daß die Elektricität als Licht, Wärme, Bewegung erscheint, an sich aber nicht erfaßbar ist.

Die Ideenassociation, durch welche ein Werk der Dichtung aufkeimt und in die immer vorhandene Seelenbewegung ein neues Leben setzt und fortgestaltet, ist uns, wenn auch nur theilweise, durch die Kunde von der Genesis einzelner classischer Werke gegeben.

Lessing's „Nathan“ entstand aus seinen Kämpfen um die Erkenntniß der wahren Religion. In diese vorbereitete allgemeine Stimmung hinein stellte sich plötzlich eine feste Fabel, eine kleine Anekdote aus Boccaccio. Da baute sich die Repräsentation der verschiedenen Religionen

auf in bestimmten Figuren; als Localität stellte sich Jerusalem — hier sofort eine neue Bildung des Dichters — dar; die Kreuzzüge, als sich die Religionen gewissermaßen persönlich berührten, gaben die entsprechende Zeit, und die aufgespeicherten reichen Empfindungen und Gedanken in der Seele des Dichters fanden fruchtbaren Boden in den Seelen der Gestalten und gingen siebenfältig auf. Wir haben hier eine Dichtung vor uns, die zunächst im Ideenanreiz entstand, aber diese Ideen wurden sofort lebendige Gestalten, blieben nicht mehr bloß reiner Gedanke.

Es kann eine Anregung aus der reinen Subjectivität in der Seele den Keimpunkt, es kann aber auch — und das ist nur dem fortgeschrittenen Künstler gegeben — eine Wahrnehmung, eine Veranlassung, die im Künstler ruhenden Gebilde für ihn selber zum klaren Dasein erwecken. Goethe wies Schiller auf das Thema von Tell hin, und in der Künstlerphantasie des Genossen erhoben sich die Gestalten, die nun ewig leben.

Ob der Plan immer fest sei und aus einem einheitlichen Stamme?

Jeder große Strom besteht aus den Zuströmen der Nebenflüsse, und im Bette des Stromes selber sind vor unseren Augen verborgene Quellen.

Hier liegt das Thema von dem Programm. Der Plan ist fest; aber in der Ausarbeitung hört die Productivität nicht auf.

Goethe erzählt in seinen Annalen von 1802: „Unter allen Tumulten dieses Jahres lasse ich doch nicht ab, meinen Liebling „Eugenie“ (Die natürliche Tochter) im Stillen zu hegen. Da mir das Ganze vollkommen gegenwärtig war, so arbeitete ich am Einzelnen, wo ich ging und stand, daher denn auch die große Ausführlichkeit zu erklären ist, indem ich mich auf den jedesmaligen einzelnen Punkt concentrire, der unmittelbar in die Erscheinung treten sollte.“

Es kann wohl sein, daß aus dieser absoluten Feststellung des Planes auch das Frostige stammt, das trotz aller Schönheit und tiefen Ausdeutungen in diesem Werke ist.

Es erscheint oft wie ein Wunder, daß ein Drama, das sich in drei Stunden abspielt, eine epische Dichtung, die sich in einem Tage liest, durch Monate hindurch die fortgesetzte Stimmung des Dichters zur Ausarbeitung erwecken konnte und mußte. Die Störungen und Begegnungen des Lebens liegen dazwischen, und doch ergiebt sich die Einheitlichkeit. Welcher Dichter hätte nicht gewünscht, daß er in der kurz bemessenen Zeit, die zum Lesen erforderlich ist, auch das Werk hätte schaffen können. Aber auch der zeitlose elektrische Funke kann nur Buchstabe nach Buchstabe setzen.

Es ist eine innere Treue und ein energischer Wille, die immer wieder in die Continuation der Empfindungen eintreten. Die Ausführung derselben ist nicht ein äußerliches Abthun des vorbedachten Planes und Programms, in jedem einzelnen Momente tritt wiederum die Erhitzung der Phantasie ein, die, wenn auch nicht ganz, so doch im Wesen jenem Moment gleicht, da der Plan concipirt wurde. Treue und unablässige Bemühung in Fortführung der Arbeit sind nothwendig. Der Vogel hat eine besondere Kraft beim Abstoßen zum Fluge, aber er erneuert seine Flugkraft stets durch Bewegen der Schwingen.

Und noch ein Geschichtliches oder Mythisches sei erwähnt. Von großen Domen oder waghalsigen Brücken wird erzählt, daß der Baumeister inmitten der Ausführung sich herabstürzte; er verzweifelte an der Vollendung, an der adäquaten Ausführung seiner Idee. Aehnlich geht es jedem Künstler und dem Dichter besonders; es tritt ein Moment der Verzweiflung und des Zweifels an der Kraft ein, den nur die Treue überwindet. Der Dichter ist in der Ausarbeitung nicht mehr vollkommen Herr seiner Gestalten; sind dieselben einmal gesetzt, so nehmen sie ihr eigenes selbständiges Leben an, und hier ist ein Ausspruch Lessing's von höchster Bedeutsamkeit. Er schreibt an seinen Bruder: „Das war damals, als ich (inmitten von „Emilia Galotti“) noch nicht wußte, daß mir der Prinz so wichtig werden wird.“

In Ausarbeitung eines Kunstwerkes wirkt das ganze Orchester des Geistes mit, und es ist eine müßige Frage, ob man immer wisse oder genau bemesse, wie und warum man diesen und jenen Zug, diese und jene Empfindung zum Ausdruck bringt. Verstand und Phantasie, Affect und ruhige Betrachtung trennen sich nur vor den Augen der Wissenschaft, in der Action des Lebens und des Schaffens sind

sie alle eins und beisammen. Wenn Schiller einmal klagt, daß ihm nach dem Studium der Philosophie die Reflexion bei den Operationen der Phantasie zuschaue, so ist die Klage gerecht, wenn die Reflexion eben zuschaut, wenn sie danebensteht. Das ist störend. Im eigentlichen Schaffensmoment aber ist sie nicht daneben, sondern darin, natürlich nicht jene Reflexion, die einen gegebenen Moment auf seine allgemeine Gültigkeit hin prüft oder gar Betrachtungen darüber anführt. Die Reflexion in ihrer Allgemeinheit ist der Gegensatz der dichterischen Naivetät; die Reflexion erklärt die einzelne Thatsache, ja sie will die einzelne Thatsache oder auch die Reihe der Thatsachen zu einem Gesetze erweitern, sie giebt der Erscheinung ihre Deutung und bezeichnet ihre Bedeutung.

Die danebenstehende Reflexion, die nicht immanent mitwirkt, macht sich leicht überwiegend geltend bei nochmaliger Betrachtnahme eines Geschaffenen.

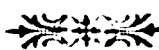
Jedes echte Kunstwerk hat seine Zeit und seine Localität. Es heißt bei einem Drama, bei einem epischen Gedicht, Zeit: dann und dann, Ort: da und da. Ist es aber ein echtes Kunstwerk, so müßte es auch heißen können, Zeit: immer, Ort: überall; denn ist Motivirung und Stimmung von einer Zeit und einer Localität unbedingt abhängig, so mag es in seiner Zeit und an seinem Ort gewirkt haben; aber ein wirkliches Kunstwerk, ein bleibendes, ist es nicht. Das ewig Menschliche muß allezeit und überall leben, es kann nur durch Zeit und Raum eine bestimmtere Physiognomie haben.*

* Die Begriffe von Raum und Zeit haben sich in unseren Tagen der Eisenbahnen und Telegraphen allerdings viel geändert, und ein späteres Geschlecht, ja sogar schon das heutige findet sich schwer in Verlegenheiten bei Conflicten, die mit den früheren Anschauungen von Raum und Zeit verbunden sind. Dies liegt hier abseits von unserer Betrachtung. Auch die Erscheinung von Geld ist einem wandelnden Course unterworfen. Wenn die Summe bezeichnet ist, die dem Major Tellheim in „Minna von Barnhelm“ fehlt, so muß der Zuschauer sich eben in die Zeit nach dem siebenjährigen Kriege versetzen, denn heutigen Tags erscheint diese Summe gar zu gering.

Auch aus diesem Grunde ist das Liebesmotiv das Herzblatt aller dichterischen Blüthen, denn das wird allezeit und überall gleich wirkend bleiben und gleich verstanden.

In unseren Tagen ist von den Maßgebenden die rein ästhetische Betrachtung der Dichterwerke wieder zur Geltung gebracht, denn es war ein Abweg, das dichterische Kunstwerk bloß auf die Idee hin zu prüfen. Allerdings muß jedes Werk der Dichtung eine Idee enthalten, ein Problem lösen, eine psychologische Erscheinung ausklären; aber das ist nicht das Einzige. Das Kunstwerk giebt das volle Leben. Aus einem Kunstwerk bloß die Idee herausdestilliren ist ebenso, wie wenn man aus Korn Branntwein macht; und nun gar aus der Idee heraus lehren wollen, wie ein Kunstwerk zu gestalten sei, das wäre, wie wenn man aus Branntwein wieder Korn machen wollte. Das Korn enthält auch Elemente des Branntweins, aber noch vieles Andere dabei, und das eben macht es zum Korn.

Ich hoffe, diese Betrachtungen noch ein ander Mal aufzunehmen. Zum Schlusse will ich nur noch hinzufügen, daß jeder Ehrliche selber am besten fühlt, wie mangelhaft das ist, was er schaffen konnte. Es ist ein wunderbares Wort, daß es in der Bibel bei der Schöpfung heißt: „Und der Herr sah, daß es gut war.“ Vom absoluten Geist läßt sich sagen, Idee und Erscheinung decken sich vollkommen. Das läßt sich nicht von der Schöpfung eines endlichen Geistes, und sei es der höchste, sagen. Jeder fühlt, daß die reine Idee nur gebrochen zur Erscheinung kam. Der aberwitzige Hochmuth, der heute groß thut, ist nicht des wirklichen Künstlers, denn dieser ist bescheiden, in jenem Sinn, daß er sich bei jedem Werke in der von ihm selbst am meisten gewußten Mangelhaftigkeit desselben gegenüber der reinen Idee bescheidet. Kein Rafael, kein Mozart, kein Goethe hat gewiß je einem vollendeten Werke gegenüber die Empfindung gehegt, von der sich sagen ließe: und er sah, daß es gut war.





Reisebriefe eines Baccalaureus der Tonkunst.

Von

Franz Liszt.

An George Sand.

Paris, Januar 1835.



Sie wollen, daß ich Ihnen schreibe — warum sollte ich nicht? hat doch auch Zelter an Goethe geschrieben! Hielt mich nicht eine Art Scheu zurück, so möchte ich Ihnen vor Allem eine Frage vorlegen, die ich als Kind an eine ganz vortreffliche Dame, die gegen mich sehr freigebig mit gebrannten Mandeln und mit Verschenken von Polichinelles war, gerichtet, nachdem sie mir dasselbe Ansinnen gestellt hatte. „Aber — wenn ich nicht weiß, was ich Ihnen sagen soll, muß ich dann auch schreiben?“ hatte ich sie gefragt. Doch wäre vielleicht das gerade jetzt ein Grund mehr, es zu thun; denn wer wird es auch heutigen Tags unternehmen können, thatsächlich etwas zu sagen? Welcher schlechte Geschmack und welches schlechte Beispiel! Ich bitte Sie, was würde aus den Bücher- und Feuilletonschreibern werden, wenn Buchhändler und Leser plötzlich das Verlangen an sie stellen würden: sie sollten etwas sagen! Sagen wir also um Alles in der Welt nichts, aber schreiben wir ein klein wenig über Alles.

Wovon soll ich Sie nun unterhalten? Von Politik? Die Zeitungen drucken jeden Morgen auf hunderttausend Exemplaren Alles, was man überhaupt drucken darf, ohne in polizeilichen Gewahrsam zu wandern. Ich aber liebe vor Allem die freie Luft; auch hat mir mein Homöopath Bewegung verordnet, um mich von aller Müdigkeit zu heilen! — Von Poesie? Ihnen, der Sie die Blumen lieben und Bruder der Sterne sind? — das hieße einem Baron Rothschild ein Goldstück anbieten oder Seiner Majestät dem Könige Louis Philipp einen Händedruck geben! — Von Wissenschaft? Ich bin Laie! — Von deutscher Philosophie? Herr Barchou de

---

Wir erlauben uns, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die Ausgabe von Franz Liszt's „Gesammelten Werken“ zu lenken, die, von L. Ramann übersetzt und herausgegeben, in dem berühmten musikalischen Verlage von Breitkopf & Härtel demnächst erscheinen wird. Aus diesen Werken werden die Verehrer des Künstlers ersehen, daß der Großmeister des Pianos auch ein hoher Meister der Feder ist. Nach Erscheinen des Buches werden wir eingehender auf dasselbe zurückkommen. Die Red.

Penhoen verursacht Ihnen Magenweh! — Von was soll ich Sie unterhalten? Schließlich von Ihnen? von mir? Ich frage Sie, warum auch nicht?

Früher allerdings wäre es unschicklich gewesen, über sich selbst, über den eigenen Geschmack, die eigenen Neigungen und Thorheiten zu sprechen. Heute jedoch kommt uns das Publikum noch zuvor. Haben Sie nur einen Schein von Berühmtheit, so will es die Farbe Ihrer Pantoffeln wissen, den Schnitt Ihres Schlafrockes, die Gattung Tabak, die Sie vorzugsweise gern rauchen, den Namen, den Sie Ihrem Lieblingskaninchen gegeben haben. Die Journale beeilen sich, mit dieser erbärmlichen Neugierde Speculation zu treiben. Geschichtchen auf Geschichtchen, Unwahrheiten auf Unwahrheiten häufen sich in ihren Spalten. Für die Schwätzerei der Salons erscheinen Werke wie: „Conversations d'une femme de chambre de Madame de Lamartine avec un passager du bateau à vapeur“, „L'état des lieux de la maison“ de M. Jules Janin, „La topographie de la canne“ de M. de Balzac etc. etc. Und niemals sagt das Publikum: genug! Und die elegante Welt, die in Ermangelung anderer Vorzüge wenigstens das feine Tactgefühl der Schicklichkeit haben sollte, begrüßt die unedelsten Erzählungen, die abgeschmacktesten Verleumdungen mit unverhehlter Begierde.

Doch ich weiß nicht, wie ich dazu komme, Ihnen das Alles zu sagen. Sie kümmern sich wenig um fades Tagesgeschwätz und thun sehr wohl daran; Sie lesen auch keine Zeitungen und — thun noch besser daran. Ziehen wir aus Allem den Schluß, daß ich Ihnen schreiben werde, so lange es Sie und mich unterhält, daß ich mit Ihnen von weniger als nichts und doch über Alles, je nach Stimmung und dem Stand meines Barometers, plaudern werde.

Von Rom aus sollte ich Ihnen schreiben und mein Brief ist von Paris datirt! Warum? Wie kommt es? Durch welchen Zufall? — Ich weiß es kaum! — Um von Mißgeschick zu reden, müßte man geradenwegs bis zur Familie der Atriden zurückgehen oder sich mindestens einer entfernten Verwandtschaft mit jenem gottlosen Mönche rühmen, den eine unerbittliche Gottheit im Vorhofe von Notre-Dame zerschmetterte. — Doch liegt wohl Aehnliches in der unbekannten Macht, welche mir in den südlichen Abhängen der Alpen plötzlich ein Halt in dem Moment zugerufen, wo mein Auge bereits die Ebenen der Lombardei umfaßte und mit Trunkenheit die balsamischen Düfte einsog, welche hier eine vom Himmel geliebte Erde, gleich einem Seufzer der Liebe, einem vertrauend-heiteren Dankgebet, zu ihm emporsendet.

Italien! — Italien! — Das Schwert der Fremden hat deine edelsten Kinder in die Ferne gescheucht! Ein heiliges Anathema auf der Stirn, irren sie einsam unter fremden Nationen; aber so unerbittlich auch deine Unterdrücker sein mögen — verlassen bist du darum nicht! Du wirst immer das erwählte Vaterland aller derer sein, welche bruderlos unter den Menschen wallen, jener Gottentsprungenen, vom Himmel Verbannten, die singend leiden — leidend singen, und welche die Welt „Dichter“ nennt.

Ja, der begeisterte Mensch, sei er Dichter, Künstler, Philosoph — er wird immer die brennende Sehnsucht nach dir wie ein geheimes Weh in sich tragen. Das Heimweh nach Italien ist das Heimweh edler Geister, die mit dem geheimnißvollen Kinde Goethe's ausrufen und wieder ausrufen: Dahin! Dahin! — —

Anstatt der Alpen überschritt ich den düsteren Jura. Drei eintönige Tagereisen brachten mich nach Paris, dessen nebelige Atmosphäre sich wieder über meinem Haupte spannt. Welchen Contrast bilden diese dichten, tiefhängenden Wolken zu dem schöngestirnten Himmel, wie er sich unvergleichlich im Lac Leman widerspiegelt! Blau und durchsichtig zieht er Blick und Gedanken des Menschen von der Erde ab zu sich empor, während der graue Nebel hier unaufhörlich zu rufen scheint: „Der Tag ist düster, selbst der Gottheit verberge ich dich; folge dem Bösen, gieb dich dem Gemeinen hin, wälze dich im Staub — den Gott des Tages und das Vergnügen der Menge wirst du hier finden.“

Zum dritten Mal in meinem Leben sehe ich mich in dieses lebendige Chaos gestürzt, wo sich im tollen Wirrwarr brutale Leidenschaften, heuchlerische Laster, entzügelter Ehrgeiz zum gegenseitigen Vernichtungskampfe stoßen und drängen.

Und doch — mir ist, als entstiege oftmals diesem lärmenden Treiben niedriger Leidenschaft eine plötzlich auflodernde Helle, als hörte ich befreiende Stimmen aus dem Chaos sich erheben, als sähe ich diese Stadt, dem Cultus der Hölle zu Diensten, urplötzlich unter Regen von Schwefel und Lava-Ergüssen eine heilige Flamme entsenden, welche die erstarrte Welt wieder belebt, die Finsternisse in weite Ferne zurückdrängt. Es erfaßt mich immer ein andachtsvolles Gefühl, ein Gemisch von tiefster Trauer und endlosem Hoffen, wenn ich Paris durchirre.

Zwei Entwickelungen meines Lebens haben sich bereits daselbst vollzogen. Zuerst, als väterlicher Wille mich den Steppen Ungarns entführte, wo ich frei und ungezähmt mitten unter wilden Horden aufgewachsen, und mich, das arme Kind, in die Salons einer glänzenden Gesellschaft warf, die mich mit dem schmeichelhaften Beinamen „le petit prodige“ brandmarkte. Von da an bemächtigte sich meiner eine frühzeitige Melancholie, und nur mit Widerwillen ertrug ich die schlecht verhehlte Erniedrigung des Künstlers zum Bedientenstande. Später, als der Tod mir den Vater geraubt und ich allein nach Paris zurückgekehrt war und zu ahnen begann, was die Kunst werden könnte, was der Künstler werden müßte, war ich wie erdrückt von den Unmöglichkeiten, welche sich auf allen Seiten dem Wege entgegenstellten, den sich mein Gedanke vorgezeichnet hatte. Ueberdies nirgends ein sympathisches Wort des Gleichgesinntseins findend, nicht unter den Weltleuten und noch weniger unter den Künstlern, die in bequemer Gleichgültigkeit dahinschlummerten, die nichts von mir und nichts von den Zielen wußten, die ich mir gestellt, nichts von den Fähigkeiten, die mir zuertheilt waren, überkam mich ein bitterer Widerwille gegen die Kunst, wie ich sie vor mir sah: erniedrigt zum mehr oder minder einträglichen Handwerk, gestempelt zur Unterhaltungsquelle vornehmer Gesellschaft. Ich hätte Alles in der Welt lieber sein mögen als Musiker im Solde großer Herren, patronisirt und bezahlt von ihnen wie ein Jongleur oder wie der weise Hund Munito. Friede seinem Gedächtnisse!

Doch ich vergesse mich, und wie ein Betagter lasse ich meine Erinnerungen in mein Gedankenleben drängen, lasse das Ich nach dem Ausdruck moderner Gelehrten sich selbst zum Object werden und erzähle Ihnen von meiner Kindheit! Was thut es auch? Ich fahre also fort!

Um diese Zeit machte ich eine Krankheit von zwei Jahren durch, während welcher mein ungestümes Bedürfniß des Glaubens und der Hingabe sich an die ernsten Uebungen des Katholicismus verlor. Meine brennende Stirn beugte sich über die feuchten Stufen von Saint-Vincent de Paule! Ich brachte mein Herz zum Bluten und meine Gedanken zum Fußfall. Ein Frauenbild, keusch und rein wie der Alabaster heiliger Gefäße, war die Hostie, die ich unter Thränen dem Gott der Christen darbot. Entsagung alles Irdischen war der einzige Hebel, das einzige Wort meines Lebens — —

Aber eine solche absolute Abschließung konnte nicht immer währen. Die Armuth, diese alte Vermittlerin zwischen dem Menschen und dem Uebel, entriß mich meiner der Betrachtung geweihten Einsamkeit und stellte mich oft vor ein Publikum, von welchem meine sowie die Existenz meiner Mutter abhing. Jung und übertrieben, wie ich damals war, litt ich schmerzlich unter den Reibungen mit äußeren Verhältnissen, welche doch mein Beruf als Musiker mit sich brachte, die mich aber um so intensiver verwundeten, als mein Herz ganz und gar erfüllt war von dem mystischen Gefühl der Liebe und der Religion.

Die Leute der Welt, die den Künstler zu hören kommen, haben keine Zeit, um an die Leiden des Menschen denken zu können. Ihr leichtes, sich ewig zwischen den beiden Compaßzeigern „Schicklichkeit und Wohlsein“ bewegendes Leben begreift nichts von den Widersprüchen und Excentricitäten, wie sie aus einem Doppelleben wie das meine nothwendigerweise hervorgehen mußten. Von tausend wirren Neigungen gequält, mit dem Bedürfniß schrankenloser Ausdehnung, zu jung, um mir selbst zu mißtrauen, zu naiv, um mich in mich selbst zurückzuziehen, überließ ich mich gänzlich meinen Eindrücken, meiner Bewunderung, meinen Antipathien. Und weil ich mich gab, wie ich war: ein enthusiastisches Kind, ein

warmfühlender Künstler, ein strenger Gläubiger, mit einem Worte Alles, was man mit achtzehn Jahren ist, wenn man Gott und die Menschen mit heißer, glühender Seele liebt und unberührt ist von dem erstarrenden Hauche des socialen Egoismus, weil ich es nicht verstand, Komödie zu spielen, kam ich in den Ruf — ein Schauspieler zu sein.

Ich trug häufig Werke von Beethoven, Weber und Hummel sowohl öffentlich wie in den Salons vor, wobei man nie ermangelte, die Bemerkung zu machen, daß meine Stücke sehr schlecht gewählt seien. Zu meiner Beschämung sei es gestanden: um einem Publikum, welches das einfach Erhabene des Schönen immer langsam erfaßt, Bravos zu entlocken, machte ich mir keinerlei Gewissensscrupel daraus, Zeitmaß und Idee zu ändern; ja, ich ging leichtfertiger Weise so weit, eine Menge Läufe und Cadenzen beizufügen, die mir allerdings den Beifall der Unwissenden gesichert haben, mich aber auf Wege führten, welche ich glücklicherweise bald wieder verließ.

Sie glauben nicht, mein Freund, wie tief ich es beklage, dem schlechten Geschmacke auf diese Weise Concessionen, die eine entheiligende Verletzung des Geistes und des Buchstabens sind, gemacht zu haben. Inzwischen hat eine absolute Ehrfurcht vor den Meisterwerken unserer großen Genien jenes Verlangen nach Originalität und persönlichem Erfolg meiner dem Kindheitsalter noch zu nahe stehenden Jugend vollständig ersetzt. Zu dieser Stunde verstehe ich es nicht mehr, eine Composition von dem ihr vorgeschriebenen Tact zu trennen, und die Anmaßung, Werke älterer Schulen schmücken oder gar verjüngen zu wollen, erscheint mir bei dem Musiker gerade so absurd, als wenn ein Baumeister ein korinthisches Capitäl auf die Säulen eines ägyptischen Tempels setzen wollte.

Um diese Zeit schrieb ich mehrere Stücke, die nothwendigerweise den Charakter des Fiebers, das mich verzehrte, an sich trugen. Das Publikum fand sie bizarr, unverständlich. Sie selbst, mein Freund, haben mir zuweilen das Unbestimmte, Weitläufige derselben vorgehalten. Ich war so weit entfernt, gegen diese zwiefache Verurtheilung zu appelliren, daß es meine erste Sorge gewesen — sie ins Feuer zu werfen.

Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir ein paar Worte über sie zu sprechen, welche als Trauerrede gelten mögen. Gewissen Künstlern ist ihr Schaffen ihr Leben. Da das Eine dem Anderen untrennbar verbunden, gleichen sie jenen Gottheiten der Fabel, deren Existenz an die eines Baumes geknüpft ist. Das Blut ihres Herzschlages ist zugleich der Saft, der auf den Zweigen zu Blättern und zu Früchten wird. Der kostbare Balsam, den man ihrer Rinde entnimmt, sind die stillen Thränen, die unter ihren Augenlidern hervorquellen. Insbesondere der Musiker, welcher sich an der Natur begeistert, ohne sie zu copiren, haucht in Tönen die zartesten Geheimnisse seiner Bestimmung aus. Er denkt, er fühlt, er spricht durch sie. Da aber seine Sprache willkürlicher und unbestimmter ist wie jede andere und gleich den schönen goldenen Wolken beim Sonnenuntergange jede Form annimmt, welche die Phantasie des einsamen Wanderers ihr zuertheilt, nur zu leicht sich den verschiedensten Auslegungen leiht, so ist es nicht unnütz und vor Allem nicht „lächerlich" — wie man so häufig zu sagen beliebt —, wenn der Componist in einigen Zeilen die geistige Skizze seines Werkes angiebt und, ohne in kleinliche Auseinandersetzung und ängstlich gewahrte Details zu verfallen, die Idee ausspricht, welche seiner Composition zur Grundlage gedient. Der Kritik steht es sodann frei, eine mehr oder weniger schöne und glückliche Manifestation des Gedankens zu loben oder zu tadeln. Sie wird dann fehlerhafte Erklärungen, gewagte Folgerungen, müßige Auseinandersetzungen der Intentionen, welche der Componist nie gehabt, sowie endlose Commentare, die alle auf nichts fußen, vermeiden.

Es erscheinen heutzutage wenige Bücher, die nicht von einer langen Vorrede, so zu sagen von einem Buch über das erste eingeleitet wären. Diese Vorsicht, überflüssig, wenn es sich um ein in populärer Sprache abgefaßtes Buch handelt, wird sie nicht gegenüber dem Verständniß der Instrumentalmusik eine absolute Nothwendigkeit? Ich meine nicht für die Instrumentalmusik, wie man sie bis

jetzt abgefaßt und begriffen hat (Weber und Beethoven ausgenommen) und die gleich einem Viereck, angeordnet nach einem symmetrischen Plane, sich nach Kubikfußen messen läßt, — nein! ich meine für die Instrumental-Compositionen der modernen Schule, welche meistens den Ausdruck der individuellen Spaltung erstreben. Ist es nicht zu beklagen, daß z. B. Beethoven, den zu verstehen so schwer ist und über dessen Intentionen man so schwer zur Einigung gelangt, nicht summarisch den Grundgedanken einiger seiner großen Werke nebst den hauptsächlichsten Modificationen dieses Gedankens angegeben hat?

Ich habe die feste Ueberzeugung, daß es über Kunstwerke zu einer Art von philosophischer Kritik kommen muß, die Niemand besser auszuüben versteht als der Künstler selbst. Spotten Sie nicht über diese meine Idee, so bizarr sie Ihnen im ersten Momente auch erscheinen mag. Glauben Sie nicht, daß der mit Wahrhaftigkeit strebende Künstler, wenn einige Zeit über sein Werk dahingegangen, wenn der Fieberschlag der Begeisterung zur Ruhe gekommen und er gleicherweise von dem Rausch des Triumphes wie von der Enttäuschung des Nichterfolges geheilt ist, es viel besser als alle Kunstrichter der Welt wissen wird: wo er gefehlt, welches die mangelhaften Seiten seiner Composition und warum sie es sind? Trägt er doch einen Stolz in sich, der, frei genug von aller Eitelkeit, offen und muthig dem Publikum sich aussprechen läßt. Dieser Muth — ist er so schwer?

Aber bitte, bemerken Sie, welch' bewundernswerthe Beredsamkeit mich in das goldene Land der Hypothese entführt, während Sie still am warmen Feuer sitzen und sich geduldig fragen: wohin ich noch gelangen und ob ich nicht endlich zu einigen Worten über Paris kommen werde? Alles das hätte ich Ihnen ja ebenso wohl von Peking oder Buenos-Ayres aus schreiben können!

Also, kommen wir auf Paris zurück! Gerade, als ich es mir bequem machen wollte, stolpere ich über ein Wunder, über einen Ruhm auf Holz und Stroh gebaut, nämlich über Herrn Gusikow, den musikalischen Jongleur, der unendlich viel Noten in einer unendlich kurzen Zeit zusammendrängt und den tonlosesten Körpern — Holz und Stroh — den möglichsten Ton entlockt. Ganz Paris applaudirt gegenwärtig diesem Ueberwinder ungeheurer Schwierigkeiten. Es ist gewiß sehr zu bedauern, daß Herr Gusikow, der Paganini der Boulevards, sein Talent, ja man kann fast sagen: sein Genie, nicht der Erfindung eines Instrumentes oder der Einführung irgend eines neuen Culturzweiges in seinem Lande zugewandt hat. Er hätte vielleicht einer ganzen Bevölkerung Segen gespendet, während sein verirrtes Talent solchergestalt zu nichts als einer musikalischen Kinderei führte, welcher selbst der Feuilleton-Charlatanismus zu keinem wirklichen Ruhme verhelfen kann.

Beklagen Sie bei dieser Gelegenheit nicht ebenso tief wie ich die Uebertreibungsmanie, die sich so vieler Leute bemächtigt hat? Jener Wuth, die ganze Welt zu „byronisiren“ und „wertherisiren“ und die unbedeutendsten Stirnen, die flachsten Köpfe mit Lorbeeren zu krönen? Law's System hat sich auf die Kritik übertragen: das Papiergeld des Lobes wird unglaublich leicht fabricirt und umgesetzt. Aber wehe dem Künstler oder Schriftsteller, der sich mit diesem lügnerischen Werthe bezahlt macht! Geschmeichelt entschlummert er auf seiner künstlichen Berühmtheit, um angesichts hohler, kühler Zeitungsartikel wieder zu erwachen, mächtig erstaunt, daß sein Publikum ihm nicht mehr die herrlichen, überflüssigen, goldwortigen Phrasen auszahlt.

Die elegante Welt, welche an den überraschenden Leistungen des Herrn Gusikow ihre Unterhaltung findet und im Bewundern des raschen Laufes der Holzstäbchen auf dem Kissen von Stroh ihren ganzen Vorrath an Begeisterung erschöpft, widmet dem schönen, großsinnigen Fortschrittsversuche eines strebsamen und gewissenhaften Professors, Namens Mainzer, noch kaum eine Nachfrage Seit ungefähr vier Monaten versammelt er einige Mal in der Woche Leute aus dem Volke um sich, Arbeiter, die sich nach des Tages harter Mühe geduldig auf die Schulbank setzen und den Unterricht eines eifrigen Lehrers anhören, der diesen unerzogenen, halb verwilderten Intelligenzen die Wohlthaten der Musik übermittelt und diese

durch rohe Vergnügungen verdummten Menschen an sanfte reine Erregungen zu gewöhnen sucht, die sie zu Geistigem führen und sie so auf verdachtlosem Wege dem verloren-gegangenen Gottbewußtsein und dem trostreichen Gefühle der Religion, das sie durch das pharisäische Christenthum der Reichen und die Lehren einer den Mächtigen der Welt sich beugenden Geistlichkeit verloren haben, zurückgewinnen.

O mein Freund, wie wäre es schön, die musikalische Erziehung des französischen Volkes sich verallgemeinern und entwickeln zu sehen! Die schöne Mythe von Orpheus' Leier könnte sich, wenn brauchbar gemacht, trotz unseres prosaisch bürgerlichen Jahrhunderts immer noch theilweise verwirklichen. Obgleich die Musik ihrer antiken Vorrechte entkleidet ist, könnte sie dennoch zu einer wohlthätigen, erziehlichen Gottheit werden, und ihre Kinder würden ihre Stirn mit der edelsten aller Kronen zieren, mit der Krone, die das Volk seinem Befreier, seinem Freunde, seinem Propheten zuerkennt.

Doch Adieu! Dieser Brief wurde fast zu lang. Ich verschiebe die Erzählung der von den Pariser Anschlagzetteln unaufhörlich proclamirten musikalischen und anderen Wunder auf ein ander Mal.

Unterdessen pflanzen Sie ruhig Ihren Kohl, schreiben Sie schöne Bücher, erzählen Sie S.... Märchen (contes de Peau d'âne) und behalten Sie mich lieb wie bisher.

An Heinrich Heine.

Venedig, den 15. April 1838.

„I stood in Venice on the bridge of sighs" — ja wahrhaftig! ganz wie Byron und ganz wie Tausende beschränkter Menschenkinder, die nach ihm, auf seinen Spuren einige Körnchen Poesie aufgelesen haben und sie alsdann durch ihr ungeschicktes Andeuten in entsetzliche Gemeinplätze verwandelten. Also — ich befand mich in Venedig, als von Paris ein alter Freund, ein großer Kunstliebhaber, hier ankommt und, eine jüngste Frucht der „Revue musicale" mit Ihrem zweiten confidentiellen Brief in der Hand haltend, zu mir eilte. Dieser Freund kam, wie sein Paß bewies, auf directem Wege hierher, doch führte ihn dieser directe Weg über Mailand vor die Fresken Luini's, über Brescia vor die Gemälde Moreto's, über Verona vor die Gräber der Scaliger, über Vicenza vor den Palast Palladio's, über Padua vor Donatello's Basreliefs. — Ich zweifle keinen Moment, daß er vor diesen Kunstwerken ganze Wochen in Ekstase zugebracht hat, so daß er mir erst heute, am 15. April, mit anzuerkennendem Eifer Ihren Brief vom 4. Februar überbringt.

Durch die Vermittelung eines anderen Freundes, welcher soeben im Begriff steht, nach Frankreich zu reisen, werden Sie meinen Dank für Alles, was Sie so Schmeichelhaftes über mich sagen, erhalten. Aber, o Himmel! Dieser Freund ist ein leidenschaftlicher Naturforscher. Gott weiß, wie viele Saxifrageen und Anemonen er, indem er die Alpen passirt, analysiren wird! Wer kann ermessen, wie viele Tage, Monate, ja Jahre ihn eine Motte, eine Moosart, ein Heimchen an einem Abhange des Stelvio oder auf dem St. Gotthard zurückhalten werden? Hier scheint es: „Le roi, l'âne ou moi nous mourrons."

Doch einerlei! Plaudern wir trotzdem, als wären wir weder durch Zeit noch Raum getrennt; plaudern wir durch die Vermittelung Ihrer „cousins germains", die, wenn ich nicht irre, auch mir ein wenig verwandt sind, durch Gnomen, Undinen oder Irrlichter. Sie werden Ihnen, noch ehe dieser Brief Sie erreicht (wenn er Sie erreicht), seinen Inhalt und mehr noch ins Ohr geflüstert haben.

Vor Allem aber, wissen Sie denn — doch wird es Sie kaum überraschen —, daß Ihr Brief keine Viertelstunde in meinen Händen geblieben ist? Ohne daß ich es bemerkte, war er mir entschlüpft, und noch ehe der Tag zu Ende war, hatte in Venedig alle Welt die geistreichen Zeilen, in denen mein Freund Chopin eine so glänzende, mein Freund Berlioz eine so respectswidrige, die Herren Kalkbrenner und Thalberg eine so gerechte und ich, Ihr sehr ergebener Diener, eine so phantastische Rolle spielen.

Stellen Sie sich mein sprachloses Erstaunen, mein verblüfftes Gesicht vor, als meine venetianischen Freunde einer nach

dem anderen angerückt kommen, um mich, da sie die Phantasien Ihres Nachmittagsstündchens für Ernst hielten, über die verschiedenen politischen und philosophischen Phasen, die Sie mich durchlaufen ließen, zu fragen. Der eine bittet mich, ihn gnädigst mein Saint-Simon'sches Costüm sehen zu lassen; der andere, ihm doch die letzte Fuge vorzuspielen, die ich über Themen der Wiedergeburt componirt habe. Ein dritter müht sich vergebens ab, mein Leben de fort beau diable mit der katholischen Strenge, die Sie mich so herrlich übertreiben lassen, zu vereinbaren; ein vierter hält mein Clavier ganz einfach für eine Höllenmaschine.

Wahrhaftig, ich weiß nicht mehr, wohin ich hören soll! Das ist ein regelrechtes Inquisitorium, daß ich mich in die Zeiten der Staatsinquisition zurückversetzt glaube. Glücklicherweise kommt in diesem Augenblick eine Gondel mit Musikern unter meinem Fenster vorbei, und eine schöne Männerstimme singt mit Chorbegleitung: La notte è bella ...

„Sie fahren zum Lido," rufe ich aus, „kommen Sie, wir folgen ihnen!" — Schnell springen wir in meine Gondel — Niemand denkt mehr an mich und meine Doctrinen, und für diesen Abend bin ich gerettet! — Doch nein! Von meinem Ausflug wieder zu Hause, nehme ich Ihren Brief wieder zur Hand, lese ihn und finde in ihm, ich weiß nicht welche ernste Intention, welchen Hauch der Ueberzeugung, der alle reizenden Scherze durchdringt und mich gegen meinen Willen zu einer ernsten Antwort veranlaßt.

Offen gesagt, ich sehe die Veröffentlichung der Gedanken und Gefühle unseres inneren Lebens durch die Presse als eines der Uebel unserer Zeit an. Unter uns Künstlern herrscht der große Mißgriff, daß einer den anderen nicht nur in unseren Werken, sondern auch in unserer Persönlichkeit beurtheilt. Indem wir uns gegenseitig vor dem Publikum seciren, führen wir es hierdurch oft ziemlich brutal, meist aber unrichtig in einen Theil unserer Existenz ein, der wenigstens zu unseren Lebzeiten von aller Fragelust verschont bleiben sollte. Diese Art, aus der Eitelkeit des Einzelnen anatomisch-psychologische Vorträge zum Besten der öffentlichen Neugierde zu halten, ist bei uns zur Gewohnheit geworden. Niemand hat mehr das Recht, sich zu beklagen; denn Niemand schont mehr. Und überdies läßt sich nicht verhehlen, daß die meisten unter uns einer Veröffentlichung, sei sie lobend oder bekrittelnd, nicht böse sind, sie sehen ihre Namen wenigstens für ein paar Tage in Umlauf gesetzt.

Zu diesen, muß ich erklären, gehöre ich nicht. Wenn sich die Kritik an mich, den Künstler, wendet, so stimme ich ihr bei oder verwerfe sie — keinenfalls wird sie mich verwunden; will sie jedoch mich, den Menschen, beurtheilen, so bemächtigt sich meiner bei jedem ihrer Worte eine höchst gereizte Empfindlichkeit. Ich bin noch zu jung und die Schläge meines Herzens sind noch zu heftig, als daß ich geduldig die Hand ertragen könnte, die sich darauf legt, um sie zu zählen; was ich bewundere, was ich hasse, was ich hoffe — das hat seine Wurzeln so tief in meiner Seele, daß es schwer sein dürfte, es bloßzulegen. Oft versuchte man es in freundlicher Absicht — ich antwortete mit Stillschweigen. — Heute thun Sie es mit Freundeshand, und dem Freunde werde ich Antwort geben.

Sie beschuldigen mich eines Charakters, der „schlecht sitzt" — mal assis —, und zum Beweis hierfür zählen Sie viele Dinge her, die ich, wie Sie behaupten, alle mit Eifer ergriffen hätte: die „Reitställe der Philosophie", aus denen ich mir ein Steckenpferdchen, ein „dada", nach dem anderen gewählt habe. Aber sagen Sie, sollte nicht diese Anschuldigung, die Sie auf mich, auf mich allein werfen, des Rechtes und der Billigkeit wegen unserer ganzen Generation zur Last gelegt werden? Bin denn ich allein es, der in der Zeit, in welcher wir leben, „schlecht sitzt" (mal assis)? Sitzen wir denn nicht Alle zusammen trotz unserer schönen gothischen Fauteuils und unserer Kissen à la Voltaire „sehr schlecht" zwischen einer Vergangenheit, von der wir nichts mehr wissen wollen, und einer Zukunft, die wir noch nicht kennen?

Sie selbst, mein Freund, der Sie in diesem Augenblick Ihren Antheil an der Misère der Welt so heiter hinnehmen, sind Sie denn immer sehr „gut gesessen" (très bien assis)? Als einst Ihr Vaterland sich Ihnen verschloß und Sie in unsere Mitte

traten, von allen Parteien als ein wünschenswerther, mächtiger Bundesgenosse angestrebt: waren Sie da gleich und für immer entschlossen? Gab es nicht im Gegentheil manche Stunde, manchen Tag, welcher Sie in Ihren Ueberzeugungen „schlecht sitzend“ fand? Waren Ihnen, der Sie als Denker und Dichter eine so hohe Mission haben, die Strahlen Ihres Sternes immer klar erkennbar?

Irre ich nicht, so habe ich zur Zeit, als ich im Stillen den Saint-Simonistischen Predigten mit vielen Anderen folgte, welche aus den Ideen dieser lebendigen Quelle besseren Nutzen wie ich zu schöpfen verstanden und heutzutage in den Lehnstühlen der Mittelmäßigkeit „sehr gut sitzen“ (fort bien assis); irre ich nicht, so habe ich dazumal aus der Ferne Sie, den berühmten Dichter, vordringen sehen bis in das Sanctuarium, zu welchem Sie sich auch später furchtlos bekannten, indem Sie dem „père Enfantin“ ein schönes Buch mit der Bitte dedicirten: „durch Raum und Zeit hindurch sich mit Ihnen verbinden zu wollen.“

Etwas später gewährte mir die Güte des Herrn Ballanche eine Begegnung mit Ihnen in seinem Hause und machte mich einige Male zum demüthigen Echo der Bewunderungsbezeugungen, die aus Ihrem Munde ihm nur schmeicheln konnten. Hier hatten wir Beide, Sie und ich, wieder „sehr schlecht gesessen“ (fort mal assis), denn der große Philosoph hatte in der That keine Zeit gefunden, an eine Erneuerung seiner Möbel zu denken.

Es ist wahr, Sie konnten das Kreuz zu Golgatha immer besser entbehren wie ich, und doch wiesen Sie mit Energie die Entschuldigung zurück, zu Jenen zu gehören, die es dem Erlöser der Welt errichtet haben. — Und was sagen Sie zur Jacobinermütze? Sollte sie bei eifrigem Nachsuchen wirklich nicht mehr in Ihrer Garderobe zu finden sein? Wirklich nicht? — wenn auch ein wenig verblichen, vielleicht ein wenig verbraucht und vor Allem ein wenig beschämt, sich hier unter einem aus der Mode gekommenen Schlafrock und durchlöcherten Pantoffeln zu befinden?

O mein Freund, nur keine Anklage der Veränderlichkeit, keine Gegenbeschuldigungen: das Jahrhundert ist krank; wir Alle sind krank mit ihm. Und sehen Sie, der arme Musiker hat noch die wenigst schwere Verantwortung, denn wer keinen Säbel und keine Feder führt, kann sich ohne zu große Gewissensbisse seiner geistigen Neugierde überlassen und sich nach allen Seiten hinwenden, wo er Licht zu bemerken glaubt.

Auf dem Tabouret, das ihm zum Sitzen dient, ist er „oft schlecht gesessen“ (souvent mal assis), aber er beneidet nicht diejenigen, welche in ihrem Egoismus „gut sitzen“ (bien assis), welche die Augen ihres Herzens und Verstandes schließen und nur ihrem Gaumen und Magen zu leben scheinen. Mein Freund, zu diesen gehören wir nicht, — ist es nicht wahr? — wir nicht, und werden nie zu ihnen gehören.

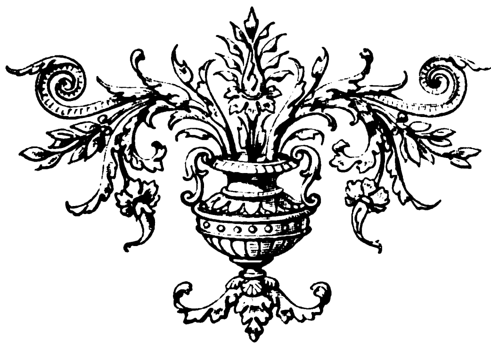
Doch — geben wir diesen feierlichen Ton auf, der fast wie ein Vorwurf klingt, während ich Ihnen doch im Gegentheil den wärmsten Dank weiß — — wissen Sie auch, wer in diesem Moment meine „Lieblings-Dadas“ sind? Für diesmal bin ich sicher, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben. Es sind jene antiken Rosse von Bronze, jene traurigen Reisenden, die so viele Gegenden und Gegenstände gesehen und dem Falle von vier Kaiserreichen beigewohnt haben! Jene Lieblinge der Großen, welche einst ein Constantin nicht hergeben wollte, er, der Rom hergab! welche Dandolo nicht zurückwies, er, der Konstantinopel zurückgewiesen! und welche Napoleon, der doch die Welt besaß, besitzen wollte! Sie sind auf ihre alten Plätze zurückgekehrt, und die Sanct-Marcusthore öffnen sich wie ehemals unter ihren Füßen. Welch' seltsame Veränderungen haben während ihrer Abwesenheit stattgefunden! Wo ist der Doge, wo sind die ihm zum Gefolge dienenden Patricier? Was ist das für ein Volk, das gleichgültig still unter den marmornen Vorhöfen, unter den Mosaikkuppeln dahinwandelt? Der Palast ist verlassen; der Platz ist öde; keine Freuden — keine Siegesrufe mehr; Größe, Ungerechtigkeit, Schrecken und Ruhm, Alles ist in den Abgrund der Vergangenheit gerollt. Faliero's schwarzer Schleier hat die ganze Republik umhüllt; ein nie gehörtes Idiom ertönt in den Lüften; die edlen Rosse erkennen altgewohnte Stimmen nicht mehr, nur

ihren alten Gefährten von Bronze, den geflügelten Löwen von Sanct-Marcus, sehen sie noch da droben, den Gewässern zugewandt.

Ich irre: hier sind noch andere Freunde, die ihnen geblieben; hier sind die süßen Vögel noch, die ohne Furcht sie umflatternden Tauben, welche wie ehemals sich auf ihre unbewegliche Mähne niederlassen. Diese geflügelte Republik, die ihren Ursprung in den symbolischen Spielen des Katholicismus fand, existirt noch, jung und lebendig, lange nachdem die anderen schon aufgehört haben zu sein; der Staat, der ihr so sorgfältig die Nahrung gereicht, existirt nicht mehr; aber das Volk hat sich inmitten seiner größten Unglücksfälle seiner geliebten Vögel erinnert. Jeder, der Arme wie der Reiche, hat ihnen gegeben, damit sie das Unglück der Zeit nicht bemerken, damit sie fortfahren sollten, über der sterbenden Stadt wie die Erinnerungen einer lachenden Jugendzeit über dem kahlen Haupte eines verlöschenden Greises zu schweben.

Sind Sie jemals in Venedig gewesen? Sind Sie jemals in dunkler Gondel über die schlafenden Gewässer des Canalazzo, an den Ufern der Giudicca dahingeglitten? Haben Sie das Gewicht der Jahrhunderte bis zum Erdrücken auf Ihrer Einbildungskraft liegen gefühlt? Haben Sie die schwere dichte Luft geathmet, die Sie beengt und in ein unbegreifliches Dahinschmachten versenkt? Haben Sie die blassen Mondstrahlen fahle Lichter auf die Kuppel von Sanct-Marcus werfen sehen? Und hat Ihr Ohr, aufgeregt von der Todesstille, nach einem Geräusch, so wie das Auge nach Licht in der Finsterniß eines Kerkers, gesucht? — Ja — ohne Zweifel! Dann werden Sie die höchste Poesie der Verlassenheit der Welt begreifen.

Aber ich fürchte, in die Ausdrucksweise eines sentimentalen Touristen zu fallen, was weder Ihre noch meine Sache ist. Ueberdies ruft die Glocke der Capuziner eben zur Mitternachtsmesse. Das ist die Stunde, in der ich auf der Riva degli Schiavoni meine Pfeife von Seebinsen rauche und zuweilen darüber nachdenke, welch' geheimnißvolle Macht sie, die arme Binse der Paludes de l'Adriatique, und mich, den Sohn der Donau, zusammengebracht habe, um Beide zerbrochen zu werden, sie heute Abend durch mich, nachdem sie mir zu einem Traumstündchen verholfen, ich morgen durch eine unbekannte Hand, nachdem ich zu — ich weiß nicht was — gedient. — —





Eine Villa der Renaissance.

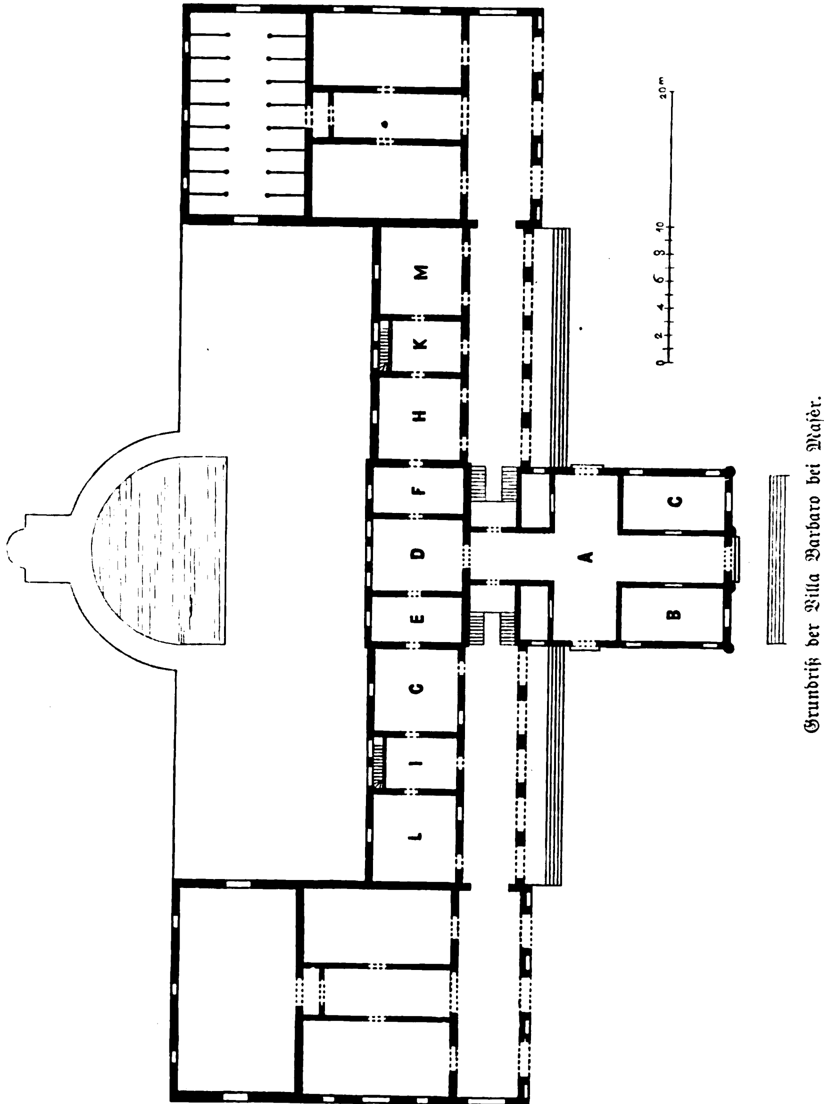
Von

Wilhelm Lübke.

Venedig lag hinter mir. Schwer wurde mir die Trennung, denn wenn man einige Tage das köstliche Gefühl der Abwesenheit alles Straßenlärms und Wagengerassels gekostet und sich auf den lautlosen Canälen in stiller Gondel hat schaukeln lassen, wenn man von dem Studium der marmorstrahlenden Kirchen und der farbenleuchtenden Galerien in dem heiteren Treiben des Marcusplatzes und der Piazzetta ausgeruht hat, so wird unmerklich ein bestrickender Zauber um die Seele gesponnen, welchem nicht so leicht zu entrinnen ist. Und doch: hat man sich erst losgerissen, so athmet man draußen wieder auf, wenn man aus der Welt von Wasser und Marmor in die frühlinggrünende Landschaft hinausfährt und jetzt erst merkt, daß der Lenz mit einem Regen von Blüthen an Pfirsichen, Aprikosen, an Kirschen und Pflaumen über die Landschaft ausgestreut ist, daß sogar auch Birnen und Aepfel sich diesem Blüthenreigen angeschlossen haben, und daß man von alledem drinnen auf den Plätzen und in den Gäßchen Venedigs nichts gemerkt hat. Zwei Kunstfreunde, die ich in der Lagunenstadt getroffen, hatten sich mir angeschlossen, und so dampften wir fröhlichen Muthes an einem goldigen Frühlingstage gen Treviso, wo wir nach einstündiger Fahrt zu guter Zeit eintrafen. Unser Besuch galt aber zunächst nicht den Denkmälern dieser alterthümlichen, von dem klaren Alpenwasser des Sile durchströmten Stadt, obwohl der edle Renaissancedom und die gewaltige gothische Backsteinkirche S. Niccolo mit ihren Kunstschätzen zum Verweilen einluden. Alles dies sollte mir am folgenden Tage zu Theil werden. Zunächst galt unser Ausflug der an den Abhängen der friaulischen Alpen einige Meilen nordwestlich von Treviso gelegenen Villa Barbaro zu Masèr. Rasch war in dem reinlichen, gut gehaltenen Gasthofe der Stella d'oro ein kräftiges Frühstück eingenommen und inzwischen ein Wagen beschafft worden, der uns in flotter Fahrt auf breiter, trefflich unterhaltener Landstraße an den Ort unserer Bestimmung bringen sollte. In raschem Tempo ging es durch die fruchtbare, reich angebaute Landschaft, vorbei an einer großen Zahl einzelner Gehöfte, Villen und Ortschaften. Ueberall fiel uns der sorgliche Anbau der wohlbewässerten Felder und die gute Erhaltung der Baulichkeiten auf. Diese erstreckte sich selbst auf die weitläuftigen Umfassungsmauern, welche die Besitzungen einschlossen. Ihr Mauerwerk zeigte ein besonders geschicktes Verwenden kleiner Kiesel, die in diagonal gestellten Reihen mit stets abwechselnder Richtung so verbunden waren, daß sie regelmäßig wie die Maschen eines Gewebes in einander griffen. Sie gaben einen Beweis von

der großen Geschicklichkeit in der Maurertechnik, welche von jeher den Oberitalienern eigen gewesen ist.

Vor Allem aber war es entzückend zu sehen, wie rings auf Feldern und Wiesen der Lenz in Tausenden von Blumen aufgeblüht war, von denen hüben und drüben die Wegraine überall wie mit leuchtendem Teppich überzogen wurden. Vor uns aber, im Hintergrunde der blüthenreichen grünenden Flachlandschaft, stiegen fern am Horizont in terrassenförmiger Gipfelung die Gebirgszüge der venetianischen Alpen auf, in deren Schoß die Geburtsstätten der größten Maler Venedigs gebettet sind. Immer näher kamen wir dem Abhang des Gebirges, immer leuchtender strahlten die schneebedeckten Kuppen, an deren Fuß sich in dunkelblauenden Zügen die niedrigeren Vorberge mit weichgeschwungenen Umrissen ausbreiteten. Und wie die Richtung unserer Fahrt, bald nach links, bald nach rechts ausbiegend, das Ziel zu erreichen suchte,



Grundriß der Villa Barbaro bei Maser.

bis wir endlich von der breiten Heerstraße in einen Vicinalweg einmündeten, bot sich das schöne landschaftliche Bild in mannigfachen Verschiebungen, immer neu, immer fesselnd.

Inzwischen hatten wir uns nach zweistündiger Fahrt den Ausläufern des Gebirges merklich genähert, und an der Abdachung eines mit dunkelgrünem Gebüsch, mit Nadelhölzern aller Art, mit Pinien und Cypressen bedeckten Hügels sahen wir eine Gruppe von Gebäuden hell herüberschimmern, aus denen ein palladianischer Kirchenbau und die stattliche Anlage einer Villa sich hervorhoben. Das war Masèr und die Villa Barbaro. Noch vor kurzer Zeit war diese Perle der Renaissancekunst kaum in Italien, geschweige denn auswärts selbst dem kleineren Kreise der Kunstfreunde bekannt. Da erwarb sich H. Reinhart das Verdienst, in Lützow's „Zeitschrift für bildende Kunst“, und zwar im ersten Bande derselben vom Jahre 1866, auf diesen Schatz hinzuweisen. Leider begleitete diesen Aufsatz eine Abbildung der Hauptansicht der Villa, die so grundfalsch ist, daß man sich verwundert fragen muß, in welchem Zustande nachtwandelnder Phantasie sich der Zeichner befunden haben mag, als er dieses Attentat gegen das edle Werk Palladio's beging. Denn den Mittelbau, welcher bei Palladio und in der Wirklichkeit in ganzer Breite vorspringt, mit einer in großen Verhältnissen angelegten ionischen Halbsäulenstellung decorirt, mit dem Hauptportal in der Mitte und mit einem bildwerkgeschmückten Tempelgiebel nach der Art jenes Meisters abgeschlossen, zerlegt der moderne Zeichner in drei kleinliche Partien, von denen die seitlichen Flügel um ein Erhebliches zurücktreten; ja so weit geht die Freiheit, daß selbst das Portal fortgelassen ist und auch von den Säulenstellungen keine Spur sich findet. So macht die Villa den Eindruck, als ob ein schwächlicher Nachfolger Schinkel's in kümmerlichen Verhältnissen und dürftigen Formen dies Häuschen hingesetzt hätte. Wer Palladio kennt, mußte stutzen; ein Nachschlagen in den Werken des Meisters belehrte mich sofort, daß hier ein seltsames Quid pro quo vorliege; immerhin aber war es ja möglich, daß in neueren Zeiten eine Umwandlung des Baues vorgenommen ward. Indeß der erste Blick auf den schön erhaltenen, völlig intacten Bau bewies uns, daß davon keine Rede gewesen sei. Aber selbst das Allerdrolligste hat sich der moderne Verschlimmbesserer Palladio's zu Schulden kommen lassen, indem er den Vorplatz der Villa mit geschlängelten Wegen und malerischen Gebüschgruppen im englischen Gartenstil durchzog und selbst an der Wand des Mittelbaues, da wo sich in Wirklichkeit über einigen Stufen das stattliche Hauptportal öffnet, einige Gesträucher sich fast wehmüthig an die Façade schmiegen ließ. Nun ist auch in Italien neuerdings vielfach der Geschmack für englische Bosketts und malerische Gartenanlagen zum Ausbruch gekommen; es konnte ja sein, daß der heutige Besitzer der Villa dieser Mode ein Opfer gebracht und die noblen Linien eines Blumenparterres der hohen Renaissance durch modernen Schnickschnack beseitigt hätte. Aber auch davon keine Rede: der erste Blick zeigte uns, daß auch in dem Vorgarten mit seiner breiten, statuengeschmückten Auffahrt im Wesentlichen Alles noch in Ordnung sei.

Später ist dann wiederholt auf die Villa Barbaro hingewiesen worden; zunächst durch Charles Yriarte in der „Revue des deux mondes“ vom September 1873, dann von Alfred Woltmann in der „Rundschau“ vom September 1875 unter der Ueberschrift „Castelfranco und Villa Masèr“. Woltmann's Arbeit ist eine mit Feinheit und Sachkenntniß geschriebene Studie, die stets ihren selbständigen Werth behaupten wird; aber sie beleuchtet ihren Gegenstand nur von einer Seite und ist auch nicht ganz frei von einzelnen Versehen, die sich leicht erklären und entschuldigen lassen. Nach alle dem wollte es mir nicht unnöthig erscheinen, auch meinerseits auf diesen bedeutenden Gegenstand zurückzukommen, namentlich aber dabei einige Illustrationen zu bringen, die theils auf den schönen Photographien Naya's, theils auf den Werken Palladio's beruhen. Letztere wurden besonders für den Grundriß (siehe S. 69) zu Rathe gezogen, da Woltmann's leicht skizzirter Plan nicht völlig ausreichend ist. Und nun treten wir ohne weiteres Zögern ein. Was uns hier erwartet, gehört zu den

schönsten und einheitlichsten Eindrücken, welche die Hochrenaissance in Italien uns zu bieten vermag.

Wir wissen, daß diese prächtige Villa


Hauptfaçade der Villa Barbaro.

durch Palladio für den venetianischen Staatsmann Marc Antonio Barbaro und dessen Bruder Daniele, Patriarchen von Aquileja, erbaut worden ist. Für ihren plastischen Schmuck wurde Alessandro Vittoria, für die malerische Ausstattung Paolo Veronese berufen. Wir sehen also ein Beispiel jenes hohen Monumentalsinnes der italienischen Renaissance, der die angesehensten Künstler zur Verwirklichung seiner Ideen herbeizieht. Von dem Charakter und Leben Marc Antonio Barbaro's hat Yriarte in seinem 1874 erschienenen Buch „La vie d'un patricien

de Venise au seizième siècle" eine anziehende Schilderung entworfen und uns zugleich in das damalige Venedig eingeführt. Barbaro hatte als Staatsmann mehrfach bedeutende Missionen zu erfüllen. Wir finden ihn im Anfang der sechziger Jahre am französischen Hofe, von wo er im Sommer 1564 zurückkehrt, um 1568 als Gesandter nach Constantinopel zu gehen. In die Zwischenzeit muß der Bau der Villa zu Masèr fallen, welche er in Gemeinschaft mit seinem Bruder, dem Patriarchen von Aquileja, ausführen ließ Schon früher zum Provveditore del Sale ernannt, hatte er durch diese Stellung zahlreiche Beziehungen zu den Künstlern Venedigs gewonnen, da alle öffentlichen Bauten und Kunstunternehmungen des Staates aus den Einkünften der Salzverwaltung bestritten wurden. Von diesen Beziehungen giebt die Villa lebendige Anschauung.

Das Gebäude (s. Illustr. S. 71) liegt auf einer sanften terrassirten Abdachung im Schutz einer höher ansteigenden, mit dichtem Gebüsch besetzten Hügelkette, die Front nach Süden gewendet, mit dem Blick über die reich angebaute, unermeßliche Ebene, die mit Dörfern und Flecken, Landhäusern und Kirchen wie besäet ist. Fern am Horizont glaubt man den Glockenthurm von S. Marco zu erkennen. Man hätte keine glücklichere Wahl treffen können, denn während die Südfront der Mittagssonne den Zutritt gestattet, die jedoch auf beiden langgestreckten Flügeln durch einen tiefen Arkadengang von den Zimmern selbst abgehalten wird, bietet die nach Norden gelegene Rückseite, gegen welche sämmtliche Räume mit Fenstern und Thüren sich öffnen, selbst an den heißesten Tagen köstliche Kühlung, die durch ein großes Wasserbassin mit Grotten und Springbrunnen und den darüber aufragenden, mit immergrünen Bäumen besetzten Hügel noch erquickender wird. Von der Straße her betritt man einen im strengen Gartenstil der Hochrenaissance angelegten Vorgarten, in dessen Mitte ein breiter, sanft ansteigender Weg, mit statuengeschmückten Balustraden eingefaßt, zu dem Gebäude emporführt.

Es ist ein schlichter Putzbau, der nur durch die stattlichen Verhältnisse bedeutend wirkt. Der Charakter ländlicher Einfachheit, wie die italienische Renaissance ihn verstand, schwebt über dem Ganzen. „Reizvolle Unterbrechungen der Symmetrie, ein Componiren auf malerische Wirkung sind bei Palladio nicht allein," wie Woltmann sich ausdrückt, „seltener zu finden," sondern sie kommen weder bei jenem großen Meister noch bei den anderen Italienern der Hochrenaissance jemals vor. Sie hatten, von dem Ideal unbedingter Symmetrie beherrscht, keine Vorstellung von der freien Mannigfaltigkeit, in welcher ohne Zweifel sich die Landvilla der alten Römer bewegte. Der Italiener überträgt den strengen symmetrischen Parallelismus des Stadtpalastes auch auf die Villa und sucht den Eindruck des Ländlichen nur durch die schlichte Behandlung zu erreichen, während umgekehrt im Norden die malerische Unregelmäßigkeit der Burganlagen in die Schlösser der Renaissance und selbst in die städtischen Wohnhäuser hinübergreift. Dennoch findet Palladio bei sparsamster Bauführung Mittel, den Bau angemessen zu gliedern und wirksam zu beleben.

Aus der etwa 90 m langen Front läßt er einen Mittelbau von 15 m Breite und gleicher Tiefe vorspringen. Diesen decorirt er über einer Stufenreihe mit vier stattlichen ionischen Halbsäulen, welche nach der bei ihm beliebten Weise das Erdgeschoß und das obere Stockwerk einfassen und durch einen mit Sculpturen geschmückten Tempelgiebel abgeschlossen werden. Zu beiden Seiten schließen sich der Rückseite dieses Vorbaues ausgedehnte Flügel an, jederseits durch acht Arkaden auf schlicht behandelten Pfeilern belebt. In diesen Arkaden sind am Mittelbau beiderseits Treppen angebracht, die zum Hauptgeschoß emporführen. Die letzten drei Arkaden jedes Flügels treten etwas vor und sind durch einen barock geschweiften Giebel bekrönt. So hat der Architekt Abwechselung in die Façade gebracht und zugleich die zu Ställen, Remisen und Wirthschaftsräumen bestimmten äußersten Flügelbauten charakterisirt. Indem er diese zugleich nach hinten beträchtlich vorspringen läßt, giebt er dem Grottenhof einen schützenden Abschluß und verleiht diesem köstlichen Platze den Charakter wohlumfriedeter Ruhe. Nur das Plät-



Deckenbild aus der Villa Barbaro.

schern des Springbrunnens, der sich aus dem großen Mittelbassin erhebt, belebt diese Stille. Eine reich mit Statuen in Nischen, mit Inschriften und anderem Schmuck, bei dessen Ausführung Alessandro Vittoria betheiligt war, decorirte Grotte in Form einer großen halbrunden Exedra, das Prachtstück der ganzen Anlage, baut sich hier in den Hügel hinein. Es ist, als ob das Otium cum dignitate dem ganzen Bau aufgeprägt wäre. Es ist aber ein Aufenthalt, der mit weiser Berechnung vor Allem für die heiße Jahreszeit wie geschaffen scheint.

Treten wir nun durch das Hauptportal am Mittelbau ein, so gelangen wir in ein schlicht behandeltes Vestibül, welches wir durchschreiten, um beiderseits in den Arkaden die doppelten, zum oberen Stockwerk führenden Treppen zu erreichen. Dieses Hauptgeschoß enthält eine Reihe von neun größeren und kleineren Zimmern, durchweg von mäßigen Verhältnissen, sämmtlich mit einander verbunden und so gruppirt, daß wir uns ihre Bewohnung durch ein Brüderpaar leicht vorstellen können. Die mittleren Räume, die nach der Rückseite ein Risalit bilden, werden gemeinsamer Benutzung zugetheilt gewesen sein, und dasselbe gilt auch von dem stattlich angelegten vorderen Mittelbau, der wohl die Repräsentations- und Festräume enthielt. Verbinden wir damit die drei nach der Rückseite vorspringenden mittleren Zimmer, so gewinnen wir eine Reihe glänzender Räume, die unter sich wieder einen einheitlichen Charakter haben. Noch abgesehen von der Decoration ist es bemerkenswerth, wie der Architekt durch die verschiedenen Verhältnisse und Dimensionen, namentlich aber auch durch abwechselnde Höhenmaße und durch Mannigfaltigkeit der Gewölbbildung (denn alle diese Räume sind gewölbt), den Eindruck anziehenden Wechsels hervorgebracht hat. Aber erst die Decoration, die reiche Ausstattung mit Stuccaturen und vor Allem mit den herrlichen Fresken des großen venetianischen Meisters, welche die wichtigsten Räume bedecken, verleihen dem Ganzen den höchsten Zauber.

Beginnen wir mit Betrachtung des vorderen Mittelbaues. Der Architekt hat hier eine große kreuzförmige Galerie geschaffen mit zwei längeren Hauptarmen und zwei kürzeren Seitenflügeln. Diese sind sämmtlich mit prachtvoll in Stuck decorirten Tonnengewölben bedeckt. Ebenso reich ist das Kreuzgewölbe geschmückt, welches das mittlere Quadrat A auszeichnet. Da drei dieser Kreuzarme durch ein Fenster erhellt sind, der vierte auf den Hauptsaal D mündet und durch die Thür und Fenster desselben den Blick auf den Brunnenhof mit seiner Grotte und seinem Grün hat, so mag man sich vorstellen, welch festlich heiteren Eindruck durch die reiche Beleuchtung und die perspectivische Wirkung diese prächtigen Räume gewähren. Aufs höchste gesteigert wird derselbe nun aber durch die Malerei, welche die Wände bedeckt. Denn hier wie in allen übrigen Räumen ist ihr die ganze Gliederung und Belebung der Flächen anvertraut worden, und sie hat sich dieser Aufgabe in der geistvollsten Weise entledigt, indem sie ein System von cannelirten Pilastern einer reichen korinthischen Ordnung, die durch einen Fries von Fruchtschnüren verbunden sind, Grau in Grau aufs täuschendste hinzauberte. Ebenso sind die reichen, mit Laub- und Fruchtgewinden eingefaßten und mit elegant decorirten Giebeln bekrönten Thürrahmen ausgestattet. Zwischen den Pilastern aber sind in den Kreuzarmen acht Nischen gemalt, in denen herrliche Frauengestalten mit verschiedenen Instrumenten und mit dem Ausdruck schwungvoller Begeisterung dargestellt sind (eines dieser Bilder zeigt unsere Illustration auf S. 77). Es ist ein kleines ländliches Orchester der damaligen Zeit, und diese Bilder haben auch für die Geschichte der Instrumentalmusik hohen Werth. Man erkennt die Laute, die Geige, die Lyra, das Tambourin, die Flöte, eine Art Schalmei, die Trompete und endlich ein merkwürdiges Instrument, das man für eine Handorgel halten möchte. Die reizende Mannigfaltigkeit der Stellungen, die zugleich den verschiedensten Stimmungen zum Ausdruck dient, die lebendige Freiheit und der köstliche Reiz der Gewandbehandlung, die flotte Genialität, mit der dies Alles hingesetzt ist, verräth sofort den Meister edel gesteigerter Lebensfreude. Daß hier nicht an die Musen oder ähnliche mythologische Wesen zu denken ist, liegt auf der Hand. Paolo

hat nur ideale Typen festlich erregter Stimmung hinstellen wollen, er empfängt uns in den gastlichen Räumen des Hauses mit einem Concert, das auf eine durch die edelsten Genüsse verklärte Geselligkeit vorbereitet. An den Sockelflächen unter den Figuren hat er auf dunklem Grunde, Grau in Grau, reliefartig kleine Reiterbilder in den mannigfachsten Stellungen, von absoluter Ruhe bis zur kühnsten Bewegung, ausgeführt und damit geistreich auf die ritterlichen Uebungen vornehmer Jugend angespielt. Ueber den Thürgiebeln endlich sieht man in ähnlicher Behandlung ruhende Gestalten, in denen der Einfluß Michelangelo's unverkennbar ist.

Die kühne Virtuosität in diesen Werken, deren rasche Pinselführung man mit Entzücken verfolgt, gewährt uns das seltene Schauspiel, einen der größten venetianer Meister auch als Frescomaler zu bewundern. Zwar war in Venedig die Frescomalerei nicht so unbekannt, wie man jetzt nach dem Zustande der Denkmäler zu glauben geneigt ist. Bekanntlich wetteiferte der jugendliche Tizian mit Giorgione bei der Ausschmückung des Kaufhauses der Deutschen mit Fresken; allein dieselben sind durch die salzige Feuchtigkeit der Luft längst bis auf unscheinbare Spuren vertilgt worden. Auch sonst sah man von Giorgione's Hand ehemals manche Façadenfresken in Venedig, die jedoch ebenfalls völlig zu Grunde gegangen sind. Man wandte sich dort deshalb früh von der Frescomalerei ab und gab sich fast ausschließlich der Oelmalerei hin, die dann zu jener unvergleichlichen Gluth und Pracht sich steigerte, welche den Ruhm dieser Schule ausmacht. Um so werthvoller sind die einzelnen Ausnahmen von dieser Regel, und man wird daher immer Tizian's Fresken in den Scuolen des Santo und des Carmine zu Padua mit besonderem Interesse betrachten. Ganz dasselbe gilt von Paolo's Fresken in Masèr. Daß der große Künstler, der vorzugsweise in der Oelmalerei zu Hause war, auch die Bedingungen des Fresco meisterlich verstand, erkennt man hier sofort. Während seine Oelbilder durch tiefe Kraft und leuchtenden Schmelz, später durch eine mildere, aber noch immer reiche Farbenstimmung sich auszeichnen, wendet er hier im Fresco durchweg ganz lichte, fast durchsichtige Töne an, die er in einer zwar mannigfaltigen, aber doch gedämpften silbertönigen Farbenscala durchführt. Wenn man daher mit dem Eindruck der Naya'schen Photographien hierherkommt, so ist man erstaunt, den Gesammteindruck der Bilder viel zarter und heller zu finden, als man erwartet hatte; aber man erkennt bald die Absicht des großen Meisters, der eben dadurch seine Gestalten dem gesammten decorativen System einordnete, so daß sie sich weder hervordrängen noch die feine Stimmung des Ganzen beeinträchtigen. Daß im Uebrigen bei allen diesen Werken die Formen mehr decorativ angedeutet als streng durchgebildet sind, ist selbstverständlich.

Noch ist ein allerliebster Scherz zu erwähnen, den der Maler sich in den beiden Querflügeln gestattet hat. Gegenüber den beiden Thüren zu den nach rückwärts anstoßenden kleinen Cabineten hat er zwei ähnliche Eingänge gemalt, die sich eben zu öffnen scheinen, um einerseits ein kleines Landmädchen, andererseits einen Pagen im Costüm der Zeit heraustreten zu lassen. Diese Figuren sind so vortrefflich durchgeführt, daß sie den frappanten Eindruck der Wirklichkeit machen und immer wieder aufs Neue überraschen. Offenbar hat der Künstler mit diesem liebenswürdigen Scherz zwei dienende Hausgenossen der Familie verewigen wollen.

Noch reicher sind die beiden vorderen Zimmer B und C, die offenbar zu den Gesellschaftsräumen gehörten, ausgestattet. Die Wände sind hier mit gemalten ionischen Säulenstellungen prächtig decorirt, über welchen ein Fries mit dem Ornament der Meereswelle den Abschluß bildet. In den breiteren Intercolumnien dazwischen scheint sich der Blick ins Freie zu öffnen, und man meint in Landschaften hinauszublicken, welche in decorativer Weise reiche Veduten auf Gebirgsscenerien mit mittelalterlichen Burgen und Städten und mit antiken Ruinen gewähren. In den engeren Intercolumnien sind Nischen mit Idealfiguren gemalt, über welchen Fruchtgewinde den Abschluß bilden. Die Malerei ist so täuschend, daß die Säulen frei vorzutreten scheinen mit einer vertieften Nische dahinter. An den Sockeln sind

wiederum auf dunklem Grunde kleine figürliche Darstellungen, über den prächtigen Kaminen, deren jedes Zimmer einen besitzt, sowie über den Thürgiebeln sind ruhende Gestalten, offenbare Nachkommen Michelangelo's, beiderseits gemalt, und über dem einen Kamin steht die Inschrift: „Ignem in sinu ne abscondas“, während man über der Thür die passende Widmung „Et genio et laribus“ liest.

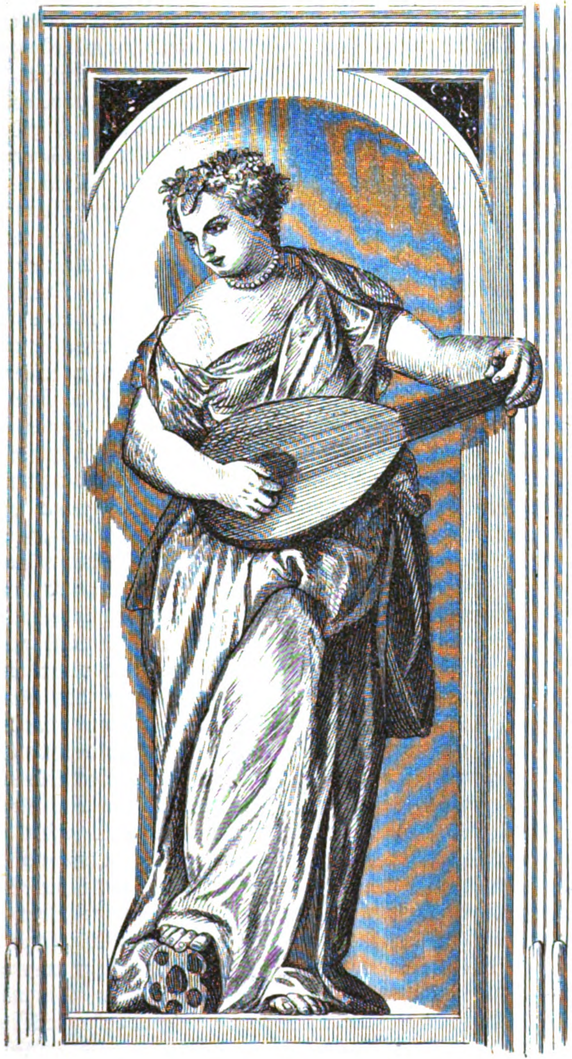
Bereitet die Decoration der Wände somit eine festlich ideale Stimmung vor, so findet dieselbe an den herrlichen Deckenbildern ihren vollkommensten Ausdruck. Sie gehören zum Schönsten sämmtlicher Malereien und sind ohne Zweifel vom Meister selbst ausgeführt. Jeder Raum hat nämlich ein Tonnengewölbe, welches in ein mittleres größeres und zwei kleinere Seitenfelder zerfällt. Die Schildbögen werden durch eine von gemalten Hermen gestützte Architektur gebildet, die in der Mitte wieder den Blick ins Freie zu gewähren scheint. Um die Täuschung zu vervollständigen, ragt ein Baum, dessen Anfang wir auf dem unteren Wandfelde gemalt sehen, mit seiner Krone und seinem blätterreichen Gezweige oben in den Himmel hinein. In den kleinen Seitenfeldern sieht man wieder auf dunklem Grunde einzelne Thiere: Jagdhunde, Rehe und dergl. Darüber entfaltet sich nun die Decke, deren längliches Tonnengewölbe in ein größeres Mittelfeld und zwei kleinere Seitenfelder getheilt ist. In dem Zimmer B enthält das mittlere Feld eine in kühner Verkürzung des sotto in su (der sogenannten Froschperspective) gemaltes Bild, welches theils auf Wolken gelagerte, theils in der Luft schwebende ideale Gestalten vorführt. Prächtig verkürzt schreitet in der Mitte die elastische Gestalt des Bacchus, nach links gewendet, auf zwei mit ihren Jagdhunden ausruhende jugendliche Männer in idealen Gewändern zu. Der eine reicht dem Gott eine Schale hin, in welche dieser den Saft einer Traube preßt. In den beiden individuell gehaltenen Köpfen der Jäger, die eine entschiedene Familienähnlichkeit zeigen, darf man vielleicht idealisirte Porträts der Brüder Barbaro erkennen. Auf der anderen Seite in der Ecke rechts sieht man einen Greis gelagert, der in tiefem Nachsinnen den Kopf auf den linken Arm stützt, wieder eine ausdrucksvolle Figur. Neben ihm liegt nicht, wie Woltmann meint, ein Füllhorn, sondern ein zugleich als Trinkgefäß gebildetes Jagdhorn. Ueber ihm schwebt hoch oben in der Luft, von köstlichen musicirenden Genien in den verwegensten Stellungen begleitet, in reich bewegten Gewändern einherrauschend, eine lorbeerbekränzte Muse, die resolut auf der Bratsche spielt. Das ganze Bild ist von einem mächtigen Hauch hoher Lebensfreude erfüllt. Sollen wir es erklären, so sagen wir, es schildert in idealen Gestalten die Ruhe nach der Anstrengung der Jagd, wo Musik und Rebensaft die ermatteten Geister neu beleben. Der Alte in der Ecke nimmt nicht mehr Theil, weder an den Mühen noch am Genusse; er braucht das leer und müßig neben ihm liegende Jagdhorn weder zum frohen Halali noch zum Trinken.

Auf dem einen der beiden Seitenfelder ruht Ceres mit einem reichen Aehrenkranz ums Haupt und einem Füllhorn voll Aehren in der Hand neben einem düsteren Greise, dessen Zackenkrone und gewaltiger Schlüssel ihn als Pluto erweisen. Die mächtigen Formen und der finstere Ausdruck bezeichnen ihn treffend als den Gott der Unterwelt. Heiterer ist das gegenüberliegende Bild, auf welchem Apoll mit der Lyra am Boden kauernd dargestellt ist, in halber Rück- und Seitenansicht die meisterlich behandelten nackten Formen zeigend, während der Kopf nichts weniger als ideal erscheint. Aufmerksam ihm zugewendet, auf den rechten Arm sich stützend, lagert neben ihm ein fast unbekleidetes schönes Weib, welches die Korallenschnur im Haar und der mit Perlen besetzte Gürtel als Venus zu erkennen giebt. In ihren Schoß schmiegt sich, übermüthig auf den Rücken geworfen, der muthwillige Amor, mit der Hand nach der Brust der Mutter suchend. Das Bild entzückt durch die meisterliche Freiheit und Breite in der Behandlung des Nackten.

In dem gegenüberliegenden Zimmer C enthält das Mittelfeld ebenfalls eine ideale Gruppe, die wiederum eine Verklärung edlen Lebensgenusses bietet, ohne daß wir die einzelnen Gestalten genau zu deuten vermöchten (s. Illustr. S. 73). Auf Wolken

thront ein Mann mit einem Pfeilbündel, dem Symbol der Eintracht. Ihn umgeben zwei jugendliche Frauen, von denen die eine unbekleidete den Zeigefinger als Mahnung zum Schweigen an die Lippen hält. Der Genien Blumen herabstreuen. Man könnte auch hier wohl an die Brüder Barbaro und die Gemahlin Marc Antonio's denken.

Die beiden Seitenfelder ergänzen in ihren Darstellungen den Gedanken des



Sängerin. Wandbild aus der Villa Barbaro.

zu ihren Füßen spielende Amor scheint wieder auf die Venus zu deuten, so daß wir vielleicht mit Woltmann Liebe und Treue erkennen dürfen. Dieser Gruppe göttlicher Gestalten nahen verehrungsvoll zwei wie Brüder aussehende Männer und eine knieende Frau, auf welche schwebende Mittelbildes. Denn auf der einen Seite sehen wir zwei herrliche Frauengestalten und einen Jüngling gelagert, die auf Cello, Bratsche und Geige ein Trio spielen. Besonders die Bewegungen der beiden Frauen, namentlich der Cellistin, sind von entzückender Leichtigkeit und An=

muth. Spielt auch hier wieder im Sinne der Renaissance die Musik ihre große Rolle als Freudenbringerin, so ist auf dem gegenüberliegenden Felde Reichthum und Kindersegen gleichsam in einen Ausdruck zusammengefaßt, denn eine üppige Frauengestalt kauert am Boden, halb Abundantia, halb Caritas, von Prachtgefäßen umgeben und von vier Genien in den heitersten Stellungen umspielt, von denen der kleinste ihr auf den Schoß steigt und mit naiver Zudringlichkeit nach der Mutterbrust verlangt.

Schon bei diesen Werken und ebenso bei den folgenden wird es klar, wie unbekümmert Paolo um eine strengere Auffassung antiker Mythologie gewesen ist. Die venetianische Malerei hat von jeher auf diesem Gebiet sich ungebundener bewegt als die florentinische oder römische, die an den Hauptorten des gelehrten Humanismus sich tiefer auf die classische Gestaltenwelt einließ. Jenes losere Verhältniß tritt schon bei Giovanni Bellini und Giorgione hervor, und es ist gewiß bezeichnend, daß Vasari, als er die Façadenfresken des Letzteren in Venedig betrachtete, den Sinn und Zusammenhang derselben nicht zu enträthseln vermochte. Aber auch kein Anderer, wie er charakteristisch hinzusetzt, war im Stande, ihm diese Werke zu erklären. Gegenüber der in strengerer Gedankenzucht aufgewachsenen römisch-florentinischen Schule hat die venetianische Malerei sich immer eine freiere, poetisch fabulirende Darstellungsweise gewahrt und mit den ziemlich willkürlich eingestreuten mythologisch allegorischen Figuren stets in naivster Weise Gestalten der wirklichen Umgebung verbunden. Paolo zeigt sich in seinen herrlichen Fresken zu Masèr auf der vollen Höhe dieser geistreich spielenden Auffassung. Er durchdringt sie mit einer solchen Fülle sinnlichen Lebens, einem Glanz freier malerischer Schönheit, daß seine Gestalten, selbst wo wir ihre eigentliche Bedeutung nicht zu ergründen vermögen, mit der überzeugenden Macht poetischer Existenzen auf uns wirken.

Den höchsten Glanz der Decoration hat der Künstler über den Hauptraum der Villa, den Salotto D ausgegossen. Im Mittelpunkt der beiden Axen des Gebäudes liegend, schließt dieser mäßig große Salon nicht allein die Perspective der vorderen Halle ab und gewährt durch seine Fenster einen entzückenden Blick auf den Hof mit seiner Brunnengrotte, sondern beherrscht auch in der ganzen Länge die Perspective durch die anstoßende Zimmerreihe von L bis M. Der Architekt hat auch diesen Raum mit einem Tonnengewölbe bedeckt, aus dessen mittlerem Theil er in geistvoller Weise einen achteckigen kuppelartigen Raum von ungleichen Seiten zu gestalten wußte. Dieses Mittelfeld bot dem Maler eine herrliche Gelegenheit zu glänzendem Schmuck. Ringsum sieht man in glücklicher Freiheit vertheilt die sieben Planeten eine mittlere weibliche Figur umgeben, welche in kühnster Verkürzung von einem Drachen getragen und von einer Aureole umgeben emporschwebt. Daß wir hier, wie Woltmann meint, die Figur der Erde zu erkennen hätten, will mir nicht wahrscheinlich dünken; Yriarte sieht in ihr die Personification der Unsterblichkeit; vielleicht dürfte man eher das Empyreum selbst darunter vermuthen. Unverkennbar dagegen sind die Gestalten der Planeten, sämmtlich auf Wolken gelagert, in reizvoller Mannigfaltigkeit der Bewegungen, in köstlicher Behandlung des Nackten und ebenso geistreicher Anordnung der Gewänder. Wie frei der Künstler dabei verfuhr, sieht man sogleich an der Gestalt des Jupiter, der mit seinem Adler auf Wolken kauert und dessen Kopf Paolo ohne Weiteres mit der Kapuze seines Mantels verhüllt, so daß er aussieht wie ein Beduinenhäuptling. Neben ihm links stützt sich die nervige Gestalt des Saturn auf die rechte Hand, während die linke die Sense hält. Ein gewaltiger weißer Bart fließt auf seine Brust herab. Auf der anderen Seite neben Jupiter sieht man in sehr moderner Weise mit einem Commandostab in der Hand, in frei behandelter antiker Rüstung den Mars gelagert. Gegenüber auf der anderen Seite der Wölbung erkennen wir die halbbekleidete Venus, mit Perlenschnüren im Haar und kostbaren Armbändern geschmückt, in den Händen Bogen und Pfeil. Sie bietet den herrlich gemalten Rücken dem Beschauer dar und wendet sich lebhaft zu Amor, der eine Schrifttafel vor ihr ausbreitet. Neben ihr rechts kauert in behaglicher Lage Mercur, in der Linken den Caduceus ausstreckend,

mit welchem sich ein spielender Genius zu schaffen macht. Nun bleiben noch auf der einen Seite Apollo, der in schwungvoller Begeisterung aufblickt, Lyra und Plektron in den Händen haltend, auf der anderen Seite gegenüber Diana (s. Illustr. S. 83) mit ihren Jagdhunden, von deren einem sie sich liebkosen läßt, eine der anmuthigsten unter diesen Figuren, zugleich ein Beweis von der poetischen Freiheit, welche durchweg in Auffassung der Gestalten und Anordnung der Gewänder herrscht. Genial ist namentlich aber die Leichtigkeit, mit welcher der Künstler diese sieben Figuren auf die achteckige Fläche so zwanglos vertheilt hat, daß man keine Unregelmäßigkeit bemerkt.

Eine prachtvolle Einfassung aus einem reichen Consolengesims und breitem durch acht goldene Rosetten getheilten Mäanderbande rahmt das Mittelfeld ein. Dies Alles ist so meisterhaft gemalt, daß man über ein wirkliches Gesimse in den blauen Himmel zu blicken meint. Es galt nun den Uebergang aus dieser Kuppel in die vier umgebenden Wandflächen zu finden, die an den beiden Langseiten durch eine horizontale Linie, an den Schmalseiten durch einen Schildbogen begrenzt werden. So ergaben sich für den Rest der Tonnenwölbung in den vier Ecken größere fünfseitige, dazwischen schmalere viereckige Felder. Die letzteren erhielten auf dunklem Grunde, von Barockrahmen umgeben, ideale figürliche Darstellungen in Nachahmung von Marmorreliefs. Auf die ersteren dagegen malte der Künstler die Gestalten der vier Elemente, die zu den herrlichsten Inspirationen in dieser großen Reihe lebensvoller Wesen gehören. Zwei Frauen, Kybele für die Erde, Juno für die Luft, stehen zwei Männern gegenüber, Vulcan für das Feuer und Neptun für das Wasser. Die beiden Letzteren in der machtvollen Größe ihrer Formen, der kühnen Verschränkung der Glieder, der genialen Breite des ganzen Wurfs sind echte Geistesverwandte der Gestalten Michelangelo's. Als heiteren Gegensatz hat Paolo ihnen spielende Eroten beigegeben, von denen der eine mit den Pfeilen Vulcan's sich zu schaffen macht, der andere eine große Muschel herbeischleppt. Die beiden Göttinnen sind dagegen echte Venetianerinnen von üppigen Formen, mit reichen Gewändern von Brokat und anderen Prachtstoffen, die indeß in lockerer Anordnung den Busen und bei der Kybele auch die Arme unverhüllt lassen. Letztere hält in der Rechten einen Apfelzweig und trägt auf dem kräftigen Haupt eine Mauerkrone; mit der Linken aber greift sie einem der beiden Löwen, welche sie begleiten, neckend unter den Kiefer, ihm den Kopf emporhebend, wie man es wohl mit einem gutmüthigen Hunde zu thun pflegt. Vornehmer in ihrer Erscheinung und prächtiger in den Gewändern ist Juno, die ihren Pfau neben sich hat und in der Hand ein Büschel von Schwertlilien hält. Sie blickt vorn übergebeugt auf einen neckischen Genius, der eine fliegende Schwalbe an der Schnur hält. Alle diese Gestalten sammt denen der Kuppel gehören in wonniger Leichtigkeit des Sitzens, Lagerns und Schwebens, in meisterhafter Kühnheit und Freiheit der Behandlung zum Herrlichsten dieses ganzen Cyklus.

Es folgen nun die beiden großen Felder in den Schildbögen. Hat der Mittelraum in seiner reichen Gliederung das Walten der ewigen Gestirne im Wechsel der Jahreszeiten und in den vier Elementen des Universums geschildert, so ergießt sich über diese beiden großen Bogenwände ein ideales Dasein im Genuß der Gaben der Natur, in der Entfaltung einer heiteren Frauen- und Kinderwelt. Auf dem einen Felde sitzt in der Mitte der rebenbekränzte Bacchus, der aus einem vor ihm stehenden Korbe eine Traube nimmt, um sie in eine Schale auszupressen, welche eine neben ihm sitzende Frau von üppig reifen Formen ihm hinhält. In der Linken hat sie ein Bündel Aehren, und mit Aehren ist auch ihr lockiges Haar geschmückt. Wir dürfen in ihr vielleicht Ceres erkennen. Drei andere Frauen umgeben sie sitzend oder stehend, und ein kleiner Amor zu ihren Füßen schleppt sich mit einem Korbe voll Trauben. Von der anderen Seite aber neigt sich eine nur von einem leichten Schleier umflatterte junge Frau in schwungvoller Bewegung gegen die Mittelgruppe und scheint mit beiden ausgestreckten Armen einen Antheil von dem edlen Saft der Traube zu begehren. Ihr Haar ist aufs reichste mit Aehren durchflochten, und indem sie sich geschmeidig seitwärts biegt, zeigt sie dem Beschauer die schwellenden

Formen ihrer Rückseite. Neben ihr liegt, die Ecke des Bogenfeldes aufs glücklichste füllend, eine nur halb bekleidete Frau aus dem Volke, eine Schnitterin, an deren Seite sich ihr auf einem Aehrenbündel schlummerndes Knäblein schmiegt.

Ist in dieser lebensvollen Composition die Leichtigkeit bewundernswerth, mit welcher Alles wie im Fluge hingeschrieben ward, so zeigt das gegenüberliegende Bogenfeld vielleicht noch größere Genialität der Erfindung. Fanden wir dort Bacchus und Ceres, so haben wir hier Flora und Venus. Letztere vor Allem zieht die Blicke auf sich, denn sie streckt sich links, auf Wolkenkissen ruhend, bis in die Mitte des Bildes hinein, die machtvoll breiten Formen unverhüllt in kühnster Verkürzung darbietend. Reich mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, wendet sie das mit einer Korallenschnur umflochtene Haupt zu zwei Begleitern, einer Zofe und einem bärtigen Alten, den die Zange in der Rechten wohl als Vulcan bezeichnet. Diese Gruppe ist von prachtvoller Wirkung durch die Gegensätze der durchsichtig klaren Fleischtöne mit den dunkleren Massen der Umgebung. Zu Füßen der Venus eilt Amor mit dem Bogen, von einer Nymphe in flatternden Haaren geleitet, die in der Rechten seinen Köcher trägt, zu der zweiten Gruppe hinüber, welche die andere Hälfte des Bildes ausmacht. Hier neigt sich eine blumengeschmückte junge Frau mit feinen Zügen den beiden Nahenden entgegen, als wolle sie von der Blumenfülle, welche eine Dienerin im geschürzten Gewande ihr darreicht, ihnen spenden. Körbe mit Blumen stehen zu ihren Füßen, und zwei herzige Eroten scheinen bereit, dem Amor Rosen für seine Mutter anzubieten. Ein dritter dieser kleinen Schelme liegt muthwillig zappelnd, ebenfalls auf Wolken ausgestreckt und von einer Wärterin gehütet, in der Ecke des Bildes.

Während die Archivolte, welche die beiden Bogenfelder einschließt, auf ebenfalls gemalten Consolen mit phantastischen Masken ruht, hat der Maler von den letzteren aus an den Langseiten des Raumes dasselbe breite Band als Architrav durchgeführt, den er beiderseits auf zwei in meisterlicher Perspective gemalten gewundenen Säulen ruhen läßt. Diese Formen hat Paolo ohne Zweifel von den Tapeten Rafael's entlehnt. Zwischen ihnen aber läßt er die Wand in drei großen, reich eingerahmten Oeffnungen auf eine ebenfalls gemalte Galerie münden, die um den ganzen Saal herumgeführt ist. Man kann sich keine geistreichere Gestaltung des Raumes denken, und man bewundert zugleich die souveräne Beherrschung der Perspective und der architektonischen Formenwelt. Zugleich aber benutzt der Künstler die beiden Seitenaltane, um durch ebenfalls gemalte Gestalten aus der unmittelbaren Wirklichkeit die ideale Welt in das Leben des Tages hinüberzulenken. Denn auf dem einen Altan erscheint hinter der gemalten Marmorbalustrade eine Venetianerin im reichen Costüm der damaligen Zeit, eine jener breiten, wuchtigen Gestalten, wie wir sie aus zahlreichen Gemälden jener Schule kennen. Sie blickt aufmerksam nach dem gegenüberliegenden Balcon, auf welchem man in eleganter Zeittracht zwei Knaben sieht, von denen der eine mit einem Hunde spielt, während der andere in ein Buch vertieft ist. Wir dürfen wohl annehmen, daß wir hier Bildnisse der beiden älteren Söhne Marc Antonio's, Francesco und Almoro, und seiner Gemahlin, der Tochter des Antonio Giustiniani, vor uns haben. Neben der Mutter auf demselben Altane sehen wir links eine alte Dienerin von tief gebräunter Farbe, und vor ihr ein kleines Wachtelhündchen, welches auf der Balustrade sitzt. Zu ihrer Rechten sieht man ihren dritten, damals zehnjährigen Sohn Luigi, einen allerliebsten Knaben, der mit einem Papagei spielt. Wir wissen, daß die edle Dame mit ihren Kindern und ihrem Schwager, dem Patriarchen, während der Gesandtschaft ihres Gemahls in Constantinopel die Villa bewohnte.

Damit ist der werthvollste Theil dieser köstlichen Decoration abgeschlossen. Was in den übrigen Zimmern sich bietet, bezeugt zwar ebenfalls meistens die Erfindung Paolo's, verräth aber in der Ausführung die Hand von Schülern. Die beiden den Salotto einschließenden einfensterigen Räume zeigen eine nicht minder reiche Ausschmückung. Sie sind ebenfalls mit Tonnengewölben bedeckt, die wieder auf einem System trefflich gemalter ionischer



Wandbild aus der Villa Barbaro.

Wandsäulen ruhen. Zwischen den gekuppelten Säulen sieht man Nischen mit Statuen auf Consolen, Alles aufs täuschendste gemalt. Auf der einen Sockelbank in dem Cabinet F hat der Künstler den Scherz ausgeführt, das uns schon

bekannte Wachtelhündchen noch einmal darzustellen, als ob es auf seine Herrin warte. Zwischen den Säulen öffnet sich wiederum scheinbar die Wand zu einem freien Ausblick auf phantastisch reiche Landschaften. In dem Bogenfelde des Tonnengewölbes sieht man in beiden Cabineten dem Fenster gegenüber eine heilige Familie gemalt, flüchtig freilich und decorativ, aber herrliche Motive, die noch an Tizian erinnern. Namentlich in dem Cabinet rechts gilt dies von dem Christusknaben, der, auf dem Schoß der Mutter stehend, ihren Schleier ergreift, um ihn zurückzuschlagen. Deuten diese Bilder auf eine ernstere Gedankenstimmung, so findet dieselbe in den weiteren Darstellungen eine Fortsetzung. Denn am Gewölbe des Cabinets zur Linken sehen wir im Mittelfelde die Stärke von einem Löwen begleitet nach dem Füllhorn des Reichthums oder der Abundantia greifen, die auf dem Erdball dahinzufahren scheint und sich energisch zur Wehre setzt. Ganz unten in der Ecke links schaut eine Frau mit einem Dolchmesser in der Hand gespannt diesem Streite zu. Will sie sich über die Stärke hermachen, wenn diese den Reichthum besiegt hat? Die beiden ovalen Seitenfelder enthalten, ebenfalls von einem prächtigen gemalten Rahmen umschlossen, je zwei gegen einander schwebende Genien, die sich das eine Mal um eine Palme, das andere Mal, wie es scheint, um einen Pfeil streiten. Diese Figuren sind wieder bewundernswürdig in dem freien kühnen Schweben, den meisterlichen Verkürzungen und der wundervoll leichten malerischen Darstellung. Auch hier scheint der Blick wieder in den freien Himmelsraum zu dringen. Außerdem sind noch zwischen dem gemalten Consolengesimse und dem prächtigen Wandfries hüben und drüben zwei bedeutsame Gruppen gemalt. In der einen sieht man einen greisen Fürsten, der wie ermattet im Purpur und mit dem Scepter dasitzt, den Kopf nachdenklich auf die Hand gestützt. Ein üppiges nacktes Weib, welches neben ihm Platz genommen hat, setzt ihm eine Krone aufs Haupt. Man erklärt die Gruppe als Krönung des Verdienstes durch die Göttin des Ruhmes. Das mag richtig sein; aber Ketten und Stricke, welche von dem Sitz der Dame herabhängen, scheinen darauf hinzudeuten, daß sie nicht bloß über Ehrenauszeichnungen zu verfügen hat, und gerade in Venedig mit seiner eifersüchtigen und factiösen Oligarchie waren jähe Schicksalswechsel in den höchsten Machtsphären nichts Ungewöhnliches. Die Composition der Gruppe ist übrigens in harmonischer Linienführung prächtig aufgebaut. Gegenüber sieht man wieder ein Paar sitzen, eine reich bekleidete Frau von stolzer Haltung mit gebietend ausgestrecktem Arm, ein großes Buch in der Hand, andere zu ihren Füßen: wahrscheinlich die Geschichte. Neben ihr sitzt die fast unbekleidete nervige Gestalt eines zornig blickenden Greises, der in der Rechten eine Geißel schwingt, in der Linken eine Axt hält: der unerbittliche Gott der Zeit. Halten wir damit das Hauptbild an der Wölbung zusammen, so erkennt man, daß es sich hier um Hindeutungen auf staatsmännisches Wirken mit seinen Kämpfen und wechselnden Geschicken handelt.

Einen verwandten Ton schlagen die Bilder in dem gegenüberliegenden Cabinet an. Hier sieht man auf dem Mittelfelde der Wölbung eine auf Wolken thronende weibliche Gestalt, die wahrscheinlich als Glaube aufzufassen ist. Vor ihr kniet mit der Geberde innigen Flehens ein Mann, welchen eine zweite weibliche Figur der thronenden empfiehlt. Das ihr beigegebene Lamm scheint sie als Unschuld zu charakterisiren. In den ovalen Seitenfeldern ist je ein geflügelter Genius dargestellt, von denen der eine Blumen hält, der andere kummervoll die Hände ringt und so an die äußerste Ecke des Feldes gestellt ist, daß er eben aus dem Rahmen herauszufliegen scheint. In den beiden Friesfeldern sind Mahnungen zur Thätigkeit und Mäßigung gegeben. Auf dem einen hält eine edle Mannesgestalt, mit schwärmerischem Aufblick gen Himmel, ein leidenschaftlich wildes Weib gefesselt, indem er ihr Zaum und Gebiß anlegt, welches sie in wilder Erregung, aber vergebens zu beseitigen sucht. Gegenüber sieht man einen greisen Herakles mit dem Löwenfell und der Keule sich wie ermattet an die Schulter eines schönen Weibes lehnen, welches in der Rechten einen Spiegel hält und mit der Linken aufwärts weist. Ohne Zweifel die Göttin der Wahrheit, welche vor träger Erschlaf-

fung warnt und zu edlem Wirken auffordert. Bewundernswürdig ist in all' diesen Gruppen die erstaunliche Leichtigkeit, die geistreiche Freiheit und Sicherheit in Aufbau, Linienführung und malerischer Durchbildung.

Die folgenden vier Zimmer G und I, H und K zeigen keine malerische Ausstattung. Dagegen ist das letzte Zimmer links (L) mit Fresken derselben Zeit geschmückt, welche freilich eine andere Hand verrathen und dem Giambattista Zelotti zugeschrieben werden. In der Färbung und Ausführung haben sie noch genug Verdienstliches, obwohl sie an geistreicher Freiheit mit Paolo's Arbeiten nicht zu vergleichen sind. Die Wanddecoration ahmt wieder eine prachtvolle korinthische Säulenstellung mit reichen Friesen und Fruchtschnüren nach. Zwischen ihnen sind an den Wänden Flachnischen gemalt, in denen man zwei allegorische Gestalten von Tugenden und vier Thaten des Herkules, den Kampf mit den stymphalischen Vögeln, mit dem nemeischen Löwen, mit dem Centauren Nessus und dem erymanthischen Eber, dargestellt sieht. Die Bekrönung der Nischen wird durch Giebel gebildet, auf welchen grau in Grau gemalte nackte Gestalten in der Weise Michelangelo's ruhen. Darüber sind noch niedrige Nischenfelder gemalt, welche farbige Darstellungen der vier Cardinaltugenden enthalten. An der Decke endlich sieht man in einem durch vier Halbkreise erweiterten Quadrat drei prächtig gemalte schwebende Putten voll heiterer Lebenslust mit Blumen und flatternden Bändern. Auf die Schlußwand hat der Künstler eine Thür gemalt, die sich ins Freie öffnet und auf deren Schwelle in reicher venetianischer Tracht, mit dem Fächerfähnchen in der Hand, eine junge Dame in frappantester Lebenswahrheit erscheint. Ihr Blick scheint durch die ganze Reihe der Gemächer auf die Schlußwand des letzten Zimmers gegenüber gerichtet zu sein, denn dort tritt durch eine ebenfalls gemalte Thür ein eleganter junger Mann mit dem Jagdspieß und von seinen Hunden begleitet ein (s. Illustr. S. 81). Durch die ganze Längenachse der Zimmer fällt der Blick immer auf diese beiden Gestalten, die uns noch einmal jene glänzende Zeit ins Gedächtniß rufen. Wenn man darin den Maler und seine Geliebte hat erkennen wollen, so ist diese Annahme ebenso wenig begründet wie Woltmann's Vermuthung,

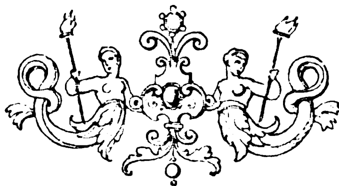


Diana. Deckenbild aus der Villa Barbaro.

der hier wieder Marc Antonio und seine Gemahlin sieht. Die Dame hat nämlich nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der stattlichen Familienmutter, die sich uns auf der Galerie des Salotto präsentirte.

Werfen wir noch einmal einen Rückblick auf die Fresken Paolo's, so erkennen wir in ihnen den großen Meister der venetianischen Nachblüthe, der die coloristische Freiheit und das hohe Lebensgefühl Tizian's geerbt, aber damit die Errungenschaften der beiden für die ganze spätere Zeit epochemachenden und wegweisenden Meister, Correggio's und Michelangelo's, verbunden hat. Denn vom ersteren entlehnte er die kühne perspectivische Neuerung, welche die Figuren an den Gewölben nicht mehr wie auf ausgespannten Teppichen in horizontaler Projection, sondern wie in Wirklichkeit schwebend in verticaler Verjüngung auffaßte, oder gar die Decken scheinbar durchbrach und die Gestalten wie im unermeßlichen Himmelsraum schwebend erscheinen ließ. Wenn Mantegna in der Camera de' Sposi zu Mantua, wenn Melozzo da Forli in der Apostelkirche zu Rom das erste Beispiel zu dieser auf sinnliche Täuschung berechneten Darstellungsweise gegeben hatten, so war es Correggio gewesen, der dies neue Princip in den Kuppelfresken des Doms und der Johanniskirche zu Parma zur Herrschaft brachte. Die ganze spätere Barockmalerei des 17. und 18. Jahrhunderts sollte davon den ausschweifendsten Gebrauch machen. Paolo aber erweist sich in hoher künstlerischer Einsicht maßvoll bei der Anwendung dieses Princips. Und dazu führte ihn ohne Zweifel der starke Einfluß, den er wie seine ganze Zeit von Michelangelo's Werken empfangen hatte. Hier vor Allem gewann er das hohe Gefühl für architektonischen Aufbau der Gruppen, für edle Gliederung und plastischen Schmuck der Räume, das in seinen Werken zu Masèr sich bewunderswürdig ausspricht, obwohl dabei wahrscheinlich auch die Mitwirkung Palladio's in Betracht kommt. Namentlich erkennen wir in den zahlreichen plastischen Figuren, welche über den Thüren, an den Gesimsen und anderen Theilen des architektonischen Rahmenwerks angebracht sind, die starken Eindrücke, welche Michelangelo's Decke der Sixtina und seine Sculpturen auf den Venetianer gemacht haben. Er muß mit einer wahren Lust diese großen Formen in der freien Mannigfaltigkeit ihres Lagerns mit kühner Pinselschrift hingeworfen haben. So entstand dies herrliche Werk, das in trefflicher Erhaltung uns die schönen Zeiten jener goldenen Hochrenaissance lebensvoll vor Augen stellt.

Die Villa ist gegenwärtig im Besitz des Herrn Giacomelli, eines angesehenen Industriellen von Treviso. Behutsam hergestellt und sorglich gehalten, mit dem Comfort des modernen Lebens ausgestattet, bietet sie, was man in Italien so selten findet, anstatt zerfallender Herrlichkeit das erfreuliche Bild einer Verbindung modernen Lebens mit den Schöpfungen einer großen Vergangenheit. Bei unserem Besuch war die Familie ihres Besitzers von ihrer Stadtwohnung noch nicht aufs Land gezogen, aber man sah den Räumen die sorgliche Pflege an. Noch einen Blick auf die Brunnengrotte des Hofes mit ihren lauschigen Schatten, und wir verließen zögernd diese Perle der Renaissance, deren farbenreiches Bild uns noch lange begleitete.





Reise-Erinnerungen.

Von

Rudolf Lindau.

Abreise und Programm.

Vor zwanzig Jahren wurde, in Deutschland wenigstens, eine Reise nach Japan als ein großes und bedenkliches Unternehmen betrachtet. — Das hat sich seitdem geändert. — Als ich im Jahre 1859 meinen Verwandten, Freunden und Bekannten die Mittheilung machte, ich beabsichtige Europa zu verlassen und mich an das andere Ende der Welt zu begeben, da wurde ich von denen, die Antheil an mir nahmen, mit Erstaunen oder Sorge, hier und da auch mit Neid oder Bewunderung betrachtet und empfing bald darauf von allen Seiten mehr wohlgemeinte Rathschläge, als nöthig gewesen wären, mich vollständig zu verwirren, hätte ich auch nur einem unter zwanzig irgend welche Beachtung geschenkt. Aber ich war ein selbständiger junger Mann, voll des blinden Selbstvertrauens der Jugend, und hatte die feste Ueberzeugung, daß Niemand besser wissen könne, was für mich am besten sei, als ich selbst bald erfahren würde. Ich war mir vollständig klar darüber, daß ich keineswegs auf große Abenteuer auszog. Ich hatte mir weder die Entdeckung der Nilquellen noch die der Nordpol-Durchfahrt zur Aufgabe gestellt. Meine Sache war viel einfacher: ich wollte auf belebten Straßen nach Ländern ziehen, nach denen viele Andere vor mir gezogen waren und von denen man im Allgemeinen wohlbehalten zurückkam.

Leichten Herzens und unbeirrt durch das, was man mir gesagt und anempfohlen hatte, begab ich mich zunächst nach England, wo ich im Interesse meines Reisezweckes mit einigen Leuten, die in London und Liverpool wohnten, conferiren wollte. Mehrere von ihnen hatten nahe Verwandte in Indien, China und Australien. Meine Reise stellte sich ihnen in viel kleineren Dimensionen dar als meinen Freunden auf dem Continent; ja, ich fand sogar, daß jene ein Bischen zu wenig aus der Sache machten. Daß es sich aber für viele von ihnen um etwas All-

tägliches handelte, das erfuhr ich, als ich mich nach einem sogenannten „Indian Outfit Store“ begab, einem Geschäft, in dem Alles verkauft wurde, dessen der Reisende, der nach fernen Welttheilen gehen will, bedarf. Dort wurde ich, nachdem ich den Wunsch geäußert hatte, mir einen vollständigen „Outfit“ für Indien und China anzuschaffen, einem wortkargen jungen Manne überwiesen, der in seinem Wesen und Anzug einem wohlsituirten Candidaten der Theologie glich und dessen Beschäftigung es seit Jahren zu sein schien, Leute in meiner Lage für große Reisen auszurüsten. Er ging dabei mit vollkommener Sachkenntniß und Ruhe zu Werke, nachdem er mich zuvor einem kurzen Verhör unterworfen hatte.

„Wohin wollen Sie reisen?“

„Nach Japan, durch das rothe Meer über Indien und China.“

„P. & O.?“

Ich verstand das damals noch nicht. „P. & O.“ bedeutet: „Peninsular and Oriental Steam Navigation Company“. Ich ließ es mir erklären.

„Ja, P. & O.,“ antwortete ich.

„Reise nur oder längerer Aufenthalt?“

„Letzteres.“

Darauf machte der Mann einen Tisch frei, maß meine Höhe und Brustbreite, betrachtete einen Augenblick meine Hände und Füße und zog sodann aus Kisten, Kasten und Schubladen, die sich sämmtlich in seiner unmittelbaren Nähe befanden, Toiletten- und Garderobengegenstände verschiedener Art, ohne mich weiter eines Blickes oder Wortes zu würdigen. Zuletzt schleppte er einen großen und einen kleinen Koffer herbei, und nachdem er dies Alles in weniger als zehn Minuten verrichtet hatte, sagte er:

„Hier ist, was Sie gebrauchen.“

Ich war an ein so summarisches Verfahren nicht gewöhnt; auch hatte ich bereits mit zu vielen fremden Menschen verkehrt, als daß mir die kühle Behandlung, die mir zu Theil wurde, sonderlich imponirt hätte. Ich machte mich also unter den Augen des wortkargen Verkäufers und mit seiner stillen, jedoch bereitwilligen Hülfe daran, Alles, was er mir gebracht hatte, genau zu examiniren. — Da waren weißleinene Schuhe, Strümpfe verschiedener Qualität, leinene und wollene, weiße und bunte Hemden, leichte wollene Reiseanzüge, ein Regenrock, ein Ueberzieher, ein Sonnenschirm, ein Hut und eine Mütze, Halstücher, Kragen, ein kleines Necessär mit Bürsten, Nadeln, Zwirn, Knöpfen, ein Gürtel mit Revolvertasche 2c. 2c. Ich konnte in der That an nichts denken, was ich hätte gebrauchen können und was nicht vor mir gelegen hätte. — Ich wollte wenigstens die Anzüge und die Schuhe anprobiren, denn ich hatte mich bis dahin niemals auf das Augenmaß allein von Schneider oder Schuster verlassen, wenn es sich um Anschaffung eines neuen Anzuges für mich handelte. Der stille Mann führte mich darauf in ein kleines Cabinet, in dem ein paar Stühle standen und zwei große Spiegel aufgehängt waren, und ließ mich dort ein paar Minuten allein. Als er wieder erschien, hatte ich einen der Reiseanzüge angelegt, der mir, wenn auch nicht sonderlich gut, so doch leicht und bequem saß. Der Verkäufer musterte mich kritischen Blickes, ohne eine Miene zu verziehen. Ich machte ihn auf einige Fehler im Anzuge aufmerksam. Darüber zuckte er aber die Achseln und antwortete gleichgültig:

„Pool (ein fashionabler Londoner Schneider) würde Ihnen besser sitzende Kleider machen; aber darin würden Sie sich bei 90 bis 100 Grad Fahrenheit nicht so comfortabel fühlen wie in diesen. Glauben Sie mir, Herr, das verstehe ich.“

Diese letzte Phrase war die einzige, die er im Laufe unserer Unterhaltung mit etwas, was Ausdruck nahekam, aussprach. Ich glaubte ihm und will hier gleich bemerken, daß ich nicht Gelegenheit hatte, dies später zu bereuen.

Bald, nachdem ich meine Einkäufe gemacht, hatte ich auch alle übrigen Vorbereitungen zur Abreise beendet. Am 18. April 1859 verließ ich London. Während der nächsten Tage nahm ich von Freunden und Verwandten Abschied, und am 27. April langte ich in Marseille an, um mich am nächsten Morgen auf dem „Said“ einzuschiffen.

Ich hatte während der letzten Tage in großer Aufregung gelebt und war so zu sagen kaum zu mir gekommen. Ich war gewissermaßen genöthigt gewesen, immer

nur von dem zu sprechen, was mir bevorstand, und hatte eigentlich auch nur daran gedacht. Der Abschied von meiner ganzen Vergangenheit, von Allem, was darin lebte, war mir leichter geworden, als ich Wochen lang vorher gefürchtet hatte. — Als ich aber am Vorabend meiner Einschiffung, allein in einer fremden Stadt, fern schon von allen Freunden und Bekannten, darüber nachdachte, daß ich während langer Jahre keinen von ihnen wiedersehen, daß ich viele von ihnen überhaupt nicht wiedersehen werde, da überkam mich tiefe Wehmuth. Die Zukunft verlor plötzlich jedes Interesse für mich, und ich konnte nur und mit Trauer der Vergangenheit, meiner ganzen Jugend, die darin lag, gedenken. Aber ich wollte gegen diese entmuthigenden Gedanken ankämpfen; und um mich zu zerstreuen, ließ ich einen Wagen kommen und sagte dem Kutscher, er solle mich aus der Stadt ins Freie fahren und mich gegen neun Uhr nach dem Hotel zurückführen. Der Mann verstand, daß ich nur die Zeit todtschlagen wollte, und nachdem wir die Stadt hinter uns gelassen, fuhr er mich langsam auf eine Anhöhe, die mir einen weiten Blick auf das Land, die Küste und das Meer gewährte. Es war Abend geworden, schöner Abend des gesegneten südlichen Frankreichs. Die Sonne röthete und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die ruhigen Fluren, die dunkeln Berge, den dichtbewölkten Himmel. Ich versank in stille Betrachtungen. Bilder aus alten Zeiten zogen ungerufen an meiner Seele vorüber; sie verwirrten sich mehr und mehr, und ich schlief ein. Ich erwachte erst wieder, als der Wagen vor dem Hotel anhielt.

* *
*

Ich hatte mir, wie bereits gesagt, nicht eingebildet, daß ich, indem ich nach Japan reiste, auf große Abenteuer auszog; aber ich muß bekennen, daß ich die Sache doch nicht für so vollständig einfach, ja gewissermaßen alltäglich gehalten hatte, wie sie sich im Laufe ihrer Entwickelung mehr und mehr gestaltete. Ich erblickte selbstverständlich viel des für mich Neuen und Interessanten und hatte in dieser Beziehung durchaus nicht über eine Enttäuschung zu klagen; aber Alles, was ich sah, zog gewissermaßen wie ein buntes Bild, wie ein bewegtes Schauspiel an mir vorüber, während ich auf meinem theuer bezahlten guten Platze saß und mir die Vorstellung in Gesellschaft meiner Reisegefährten, der anderen Zuschauer, gefallen ließ. — Während der ganzen Reise bis Shanghai, die ohne längere Unterbrechung volle sechs Wochen dauerte, kam ich nur mit Menschen in Berührung, die in meiner Lage oder für die Reisende auf dem Wege von Europa nach dem Osten die alltäglichsten Figuren waren. Auch sah ich nichts und hätte beim besten Willen nichts sehen können, als was Tausende von Reisenden vor mir gesehen hatten, und was bereits in zahllosen wissenschaftlichen Werken und Reisehandbüchern mit Gründlichkeit und Sachverständniß aufgezeichnet war.

Ich habe immer ein großes und sicherlich gerechtfertigtes Mißtrauen gegen Reisebeschreibungen gehegt, deren Verfasser in der Einleitung bekennen, daß sie die Länder und Leute, von denen sie sprechen wollen, im Fluge kennen gelernt haben. Wenn ich etwas Gründliches und Wissenswerthes über Aegypten, Indien oder China erfahren will, so suche ich dies in den Werken Sachverständiger, die durch eingehende Studien oder durch jahrelangen Aufenthalt in jenen Ländern geeignet sind, mir darüber etwas Zuverlässiges mitzutheilen. Das Tagebuch eines Touristen, der Alles en passant sieht, eines sogenannten „Globe-trotter's“, dessen Hauptbestreben es in vielen Fällen ist, rasch zu reisen, — ein solches Werk kann mich über ferne Länder und fremde Menschen nichts lehren, was sich der Mühe zu lernen verlohnte. Die Arbeit entzieht sich der wissenschaftlichen Kritik; man liest sie, wenn sie amüsant ist. Belehrung sollte man darin nicht suchen, da Alles, was sie in dieser Beziehung bietet, aus anderen, gediegeneren Werken abgeschrieben sein muß.

Von diesem Gesichtspunkte aus stellte ich mir mit dem Beginn meiner Reise eine besondere und verhältnißmäßig leichte Aufgabe. Ich wollte mich nicht bemühen, neue Entdeckungen zu machen. Daß es im rothen Meere sehr heiß ist, daß die Natur in Ceylon und Singapore in tro-

pischer üppiger Schönheit prangt, daß die Araber weiße Burnusse, die Chinesen lange Zöpfe tragen und die Malaien Betel kauen, das Alles und viel Aehnliches war vor mir tausendmal bemerkt, gesagt und niedergeschrieben worden. Ich brauchte nur in dem trockenen, vortrefflichen Handbuch nachzuschlagen, welches ich bei mir trug, um es dort mit apodiktischer Sicherheit verzeichnet zu finden. Deshalb beschloß ich das, was unter Anderem auch Murray, der englische „Bädeker", längst vor meiner Zeit sorgfältig zusammengestellt hatte, nicht unsystematisch und oberflächlich zu wiederholen. Ich wollte das, worauf der „Fremdenführer" mich hinwies, zu meinem eigenen Vergnügen und Frommen betrachten, das persönlich Erlebte, originell Beobachtete allein notiren.

Ich hatte vor meiner Abreise jahrelang an großen Sammelwerken mitgearbeitet und wußte aus Erfahrung, wie leicht es ist, über einen beliebigen Gegenstand einen Conversationslexikons-Artikel zu schreiben, der den gewöhnlichen Anforderungen nach Information entspricht, ohne irgend etwas thatsächlich Neues zu liefern. Es würde mir nicht schwer geworden sein, mancherlei gelehrte Notizen über die Fauna, die Flora, das Klima, die Geologie der Länder, die ich berührte, über die Geschichte, Sprache, Sitten und Gebräuche der Menschen, die ich kennen lernte, niederzuschreiben. Ich verzichtete darauf. Nach dem Ausspruch des Helden einer Novelle von Turgenjew wollte ich „auf der Oberfläche schwimmen", dort aber mich umsehen. Die stille, unbewegte Tiefe sollte mich nicht kümmern! Ich konnte nicht hoffen, so tief hinabzusteigen, wie Andere es vor mir gethan hatten. Auf der bewegten, stets wechselnden Oberfläche allein war es mir möglich, irgend etwas zu erblicken, was ich zuerst sah und was nach mir vielleicht Niemand wieder sehen würde.

Diese Auffassung ist es, welche mich bei den nachstehenden Aufzeichnungen geleitet hat.

Von Marseille bis Suez.

Die Mannschaft und die Passagiere der verschiedenen Schiffe, auf denen ich die Ueberfahrt von Marseille bis Shanghai machte, hörten bis zum letzten Tage nicht auf, mich zu interessiren. Es waren darunter zahlreiche „Typen", die für mich vollständig neu waren. Dies trat besonders hervor, nachdem ich in Alexandrien das französische Packetboot, welches den Dienst auf dem mittelländischen Meere versah, verlassen und mich in Suez an Bord der „Nemesis", eines mächtigen englischen Dampfers, der auf der Linie zwischen Suez und Bombay lief, eingeschifft hatte.

Auf dem „Said" war fast Alles noch rein europäisch. — Aus dem Maschinenraum sah ich wohl manchmal schwarze, von Schweiß triefende, halb nackte Geschöpfe emporsteigen, auf dem Verdeck frische Luft schöpfen und dann wieder in die glühende Atmosphäre, in der sie lebten, hinabtauchen; und unter diesen rußigen Gestalten erkannte ich auch einige Afrikaner, mit breiter Brust und muskulösen Gliedmaßen, fettig glänzender Haut, wolligem Kopfhaar und weiß blitzenden Zähnen; — aber Landsleute von diesen trieben sich auch auf den Quais von Marseille und in den Docks von London und Liverpool umher; — sie interessirten mich nicht besonders. Mit ihnen zu sprechen, war unmöglich. Als ich Einen anredete, antwortete er mit einem blöden Lächeln und gab einige schluchzende Kehllaute von sich; darauf blickte er scheu umher, und als er bemerkte, daß keiner der Offiziere in der Nähe war, öffnete er verlegen die Hand, die er aber nicht ausstreckte, sondern dicht an die Brust hielt, und murmelte: „Bakhschisch!" — Das ist auch ein Mensch! Ißt wahrlich sein Brot im Schweiße seines Angesichts, unten im Heizerraum, bei 40 bis 50 Grad Hitze, und kennt kein anderes Vergnügen, als im Hafen in einem Tage zu verschlemmen, was er während der langen Ueberfahrt sauer verdient hat!

Die Mannschaft des „Said" war eine rein französische. Die Matrosen, kleine, hagere, behende Gestalten, mit glattem schwarzen Haar, scharf gezeichneten Zügen, gebräunter Gesichtsfarbe und dunkeln lebhaften Augen, schienen Südländer zu sein. Ich hörte sie unter sich fast immer nur provençalisch sprechen; die Mehrzahl der Offiziere dagegen kam aus dem Norden;

der Capitän, mit welchem ich eine flüchtige Bekanntschaft anknüpfte, war aus der Bretagne: ein stiller, melancholischer Mann, ein wachsamer, gewissenhafter Offizier, wie ich unter seinen Kameraden später in Cochinchina noch viele kennen lernte.

Die Marineoffiziere bilden ein ganz eigenthümliches Element im französischen Volke. Man würde in grobe Irrthümer verfallen, wollte man nach ihnen auf den Charakter der Mehrzahl ihrer Landsleute schließen. Es sind meist wohlgebildete, ernste, schweigsame Leute, von denen eine große Anzahl unzufrieden mit dem seefahrenden Leben ist. — Die Franzosen sind im Allgemeinen warme Patrioten und fühlen sich in fremden Ländern unglücklich. Es fehlt ihnen der unternehmende kaufmännische Geist der Engländer und Amerikaner, die überall in einer ergiebigen Thätigkeit vollen Ersatz für das Leben in England oder Amerika finden; es fehlt ihnen ganz und gar die geistige Elasticität des Deutschen, der sich mit Leichtigkeit in jede neue Lage fügt und sich rascher als irgend ein Anderer überall eine neue Heimath zu gründen weiß. — Der Franzose bleibt aller Orten Franzose, rechnet immer nach Franken, mißt Alles nach französischem Maße und ist aus seinem Elemente, sobald er nicht zu Hause ist. — Die Marineoffiziere sind dies nur selten. Während der kurzen Monate, die sie auf Urlaub in Frankreich zubringen, erfreuen sie sich ihres Lebens auch nur wenig, da jeder Genuß für sie den bitteren Nachgeschmack der Gewißheit hat, daß sie demselben bald wieder werden entsagen müssen. — Sie verlieben sich leicht und meinen es, sobald es sich um eine Französin handelt, außerordentlich ernsthaft. Sie verloben und verheirathen sich deshalb sehr jung und geben sodann ihr ganzes Herz der von ihnen begründeten Familie. Für solche Familienhäupter besonders ist das Leben auf dem Meere ein hartes Exil.

Von den jüngeren Offizieren suchen nicht wenige in wilden Abenteuern Zerstreuung, Vergnügen und Vergessen. Diese Erlebnisse werden gern und einfach erzählt und tragen den Stempel vollkommener Wahrhaftigkeit an sich. Oftmals habe ich solch abenteuerlichen Berichten lauschen können, und immer habe ich aus der Haltung des Erzählers geschlossen, daß die französischen Marineoffiziere eine bei Weitem größere Verwandtschaft mit dem germanischen Geiste haben als irgend ein anderes Glied der lateinisch-französischen Gesellschaft.

Ich war der einzige Deutsche an Bord des „Said". Im Jahre 1859 brachte dieser Umstand absolut nichts Unangenehmes für mich mit sich. Die große Mehrzahl der gebildeten Franzosen beurtheilte damals noch Alles, was aus Deutschland kam, nach dem Buche der Madame de Staël. Wir galten für harmlose Idealisten, gutmüthige Schwärmer und grundgelehrte Leute. Nach den Begriffen der großen Menge in Frankreich trug der Vollblutgermane schlechtgemachte Kleider und zeichnete sich durch riesige Hände und Füße aus. Er hatte blondes Haar, blaue Augen, war kurzsichtig, spielte Clavier oder irgend ein Blasinstrument, rauchte den ganzen Tag, war mit einem blonden Gretchen seit zehn Jahren verlobt oder Vater einer zahlreichen Familie, sprach lateinisch und griechisch mit nie controlirter Fertigkeit, wogegen er im Französischen regelmäßig die Artikel verwechselte, — citirte in der Unterhaltung mit besonderer Vorliebe Kant und Hegel, war im höchsten Grade unpraktisch und nährte sich von Sauerkraut, Bier und von Fleisch, welches letztere aber erst durch die Beimischung von Zucker oder Confitüren für ihn genießbar wurde.

Da ich nur wenige dieser charakteristischen Eigenthümlichkeiten besitze und mir während eines langen Aufenthaltes in Paris und in Montpellier die französische Sprache genügend angeeignet hatte, um einem jeden Substantivum seinen richtigen Artikel zu geben, so bekam ich nicht selten die Bemerkung zu hören: „On ne vous prendrait pas pour un Allemand!" Man wollte mir damit etwas Schmeichelhaftes sagen. Frankreich war noch „la grande nation par excellence". Wer prophezeit hätte, daß die Deutschen elf Jahre später als Sieger vor den Thoren von Paris stehen würden, den würde man in Frankreich für das Irrenhaus reif gehalten haben. Das Kaiserthum stand in voller Blüthe. Napoleon berei-

tete sich mit Siegesgewißheit auf den Krieg mit Oesterreich vor. Die Welt zitterte vor Frankreich! So meinte der Franzose. Er glaubte sich als liebenswürdiger Wirth zu benehmen, wenn er dem fremden Gast mit einem verbindlichen Lächeln versicherte, daß man ihn beinahe für ein Kind Frankreichs halten könnte.

Meine Reisegefährten auf dem mittelländischen Meere waren größtentheils Franzosen. Sie begaben sich fast ohne Ausnahme nach Aegypten, wo der Vizekönig damals anfing, mit eigenen und geborgten Geldern in einer Weise um sich zu werfen, die viele Einwanderer in kurzer Zeit zu Millionären machte, und die schließlich den Bankerott des ausgesogenen Landes herbeiführte. — Außer den französischen Reisenden, von denen nur wenige der guten Gesellschaft angehörten, befanden sich an Bord des „Said" einige Holländer, die nach Batavia gingen, und ein halbes Dutzend Engländer und Amerikaner, deren Reiseziele Indien, China und Australien waren. Die Mehrzahl der Passagiere für den „fernen Osten" und für den „Süden" sollte ich aber erst in Alexandrien antreffen, wohin sie sich von Southampton, durch die Straße von Gibraltar, begeben hatten, um in Suez sodann die Reise mit den Passagieren aus Marseille und Triest gemeinschaftlich fortzusetzen. An Bord der „Nemesis" erst, in Gesellschaft der Reisenden, die wie ich die „große Tour" machten, sollte ich das eigentliche und eigenthümliche Schiffsleben auf der indischen und chinesischen Linie kennen lernen. So versicherte ein Herr Ward, mit dem ich an Bord des „Said" Bekanntschaft machte und der mir mit der großen Bereitwilligkeit und Ausführlichkeit des gefälligen Engländers auf Fragen, die ich an ihn richtete, erschöpfende Auskunft gab.

Herr Ward war im Jahre 1844 zum ersten Male nach China gezogen. Er hatte die weite Reise dorthin, wie er mit großer Genugthuung constatirte, während der fünfzehn Jahre, die seitdem verflossen waren, sechsmal zurückgelegt. Er war an Bord des Dampfschiffes wie zu Hause und belehrte mich, wie ich es anzufangen habe, um mich dort ebenfalls so bequem wie möglich einzurichten. Er rieth mir an, mich dem „Purser" (Zahlmeister) vorzustellen und diesem mit besonderer Liebenswürdigkeit entgegenzukommen, da er es in der Hand habe, mich des Vortheils theilhaftig werden zu lassen, eine Kajüte für mich allein zu bekommen.

„Eine eigene Kajüte für sich allein haben," sagte Herr Ward, „constituirt neun Zehntel des Wohlbefindens während der Ueberfahrt. Jeder Reisegefährte, auch der Bruder oder beste Freund wird störend, wenn man mit ihm in einem so engen Raum zusammengepackt wird, daß der Eine nothgedrungen im Bette warten muß, während der Andere Toilette macht. Mit fremden Menschen ist es unter diesen Verhältnissen immer schwer auszukommen. Ich habe einmal während der ganzen Reise von Alexandrien bis Ceylon auf dem Verdeck geschlafen, weil man mir einen Kajütengefährten gegeben hatte, der aus Furcht vor Zug das Oeffnen der Kajütenthür, selbst während der heißesten Nächte, nicht gestatten wollte. Hat man eine Kajüte, wie klein sie auch sein möge, für sich allein, so kann man es sich dort ganz behaglich einrichten und sich zu jeder beliebigen Stunde des Tages zurückziehen, um zu schlafen, eine Beschäftigung, die, wie Sie selbst bald herausfinden werden, auf dem Meere viel Zeit in Anspruch nimmt und wesentlich dazu beiträgt, die langweilige Ueberfahrt zu verkürzen. An Bord eines Schiffes muß man Schlaf und Appetit mit besonderer Sorgfalt cultiviren. An Arbeiten ist doch nicht zu denken. Selbst wenn man in keiner Weise von der Seekrankheit incommodirt wird, ist man nur selten in der Stimmung, zu lesen oder gar zu schreiben. Es ist unnütz, sich für eine lange Ueberfahrt mit zahlreichen Büchern oder erheblichem Schreibmaterial zu versehen. Man benutzt dies Alles höchstens während der ersten Tage; dann verfällt man in das Schlaraffenleben, welches jeder Passagier an Bord führt. Deshalb kann man auch nichts Weiseres thun, als umsichtige Vorsichtsmaßregeln zu treffen, um sich während der langen Ueberfahrt eine größtmögliche Summe materiellen Comforts zu sichern."

Ich hörte diesen Instructionen zunächst etwas ungläubig zu. Ich hatte mich mit der Absicht eingeschifft, während der

Seefahrt mehrere große Reisewerke durchzustudiren und mein Tagebuch sehr sorgfältig zu führen; ich bildete mir ein, während der nächsten sechs Wochen fleißig sein zu können. Auf alle Fälle wollte ich jedoch den Rath des Herrn Ward befolgen und den Versuch machen, das Wohlwollen des Herrn „Purser" zu gewinnen. Dies gelang mir bis zu dem gewünschten Grade um so leichter, als die Anzahl meiner Reisegefährten eine verhältnißmäßig kleine war und der Zahlmeister mir eine Kajüte für mich allein anweisen konnte, ohne mich dadurch in auffallender Weise vor den anderen Passagieren zu bevorzugen.

Im Laufe der Reise bestätigte sich übrigens Alles, was mir Herr Ward in Bezug darauf noch gesagt hatte. Ich las und schrieb nicht einmal während der ersten Tage der Ueberfahrt, da mich zu der Zeit das neue Leben an Bord mehr interessirte als die Bücher. Später wurde ich unter dem Einfluß der Bewegung des Schiffes und der Seeluft, wennschon ich nicht das geringste Unbehagen empfand, so gedankenträge und schlaflustig, daß es einer großen Anstrengung bedurft hätte, um mich auch nur einer gewöhnlichen geistigen Thätigkeit hinzugeben. Der Tag ging trotzdem schnell dahin. Man nahm nicht weniger als fünf Mahlzeiten ein und setzte sich dazu wenigstens dreimal zu Tisch. Des Morgens wurde mir zu früher Stunde der Thee in meine Kajüte gebracht; um zwölf Uhr gab es „Lunch"; um vier Uhr wurde zu Mittag gegessen; um sieben Uhr Thee getrunken und um neun Uhr ein letztes Mahl in Form von Zwieback, Früchten, Whisky, Cognac, Soda und Wein verabfolgt. Nach einer jeden Mahlzeit pflegten sich die Raucher auf einem für sie bestimmten Theil des Decks zu versammeln. Nach der Cigarre fand man es ganz angenehm, sich durch eine halbe Stunde, wohl auch eine Stunde Schlaf zu erquicken. Zum Diner machte der bessere Theil der Gesellschaft Toilette. Und so nahte schnell der Abend, der einen frühen Abschluß dadurch fand, daß um zehn Uhr alle Lichter an Bord, mit Ausnahme der Signallaternen, der Lampen am Steuer und in der Kajüte des Capitäns, ausgelöscht wurden.

Während der ersten Tage der Ueberfahrt ging ich des Abends noch mit der guten Absicht zu Bett, am nächsten Morgen zu lesen und zu schreiben. Bald gab ich den Gedanken, mich einer geistigen Beschäftigung zu widmen, gänzlich auf und begnügte mich damit, wie die anderen Passagiere ein paar kurze Briefe aufzusetzen, die ich auf der ersten Station, wo das Dampfschiff Halt machte, auf die Post werfen wollte, um meine nächsten Verwandten wenigstens nicht ohne Nachricht von mir zu lassen.

Am 5. Mai nach siebentägiger Ueberfahrt und nachdem ich Messina im Fluge besucht hatte, langte ich wohlbehalten in Alexandrien an. Es war mir, als sei ich seit Monaten bereits von den Meinigen entfernt und könnte ihnen nun ganze Bände über das, was ich seit unserer Trennung erlebt hatte, schreiben. Aber dazu fehlte es mir gerade in dem Augenblick an Zeit. Ich beschloß, das Versäumte im rothen Meere nachzuholen. Dort meinte ich, nach den Aussagen der Offiziere, eine ganz ruhige See und wenig Zerstreuung zu finden. Vorläufig hatte ich genug zu thun, um das zahllose Neue, was sich in Aegypten meinen Blicken darbot, in mir aufzunehmen. Ich fühlte mich dort zum ersten Mal wirklich „in der Fremde".

Malta wird von den französischen Dampfschiffen, welche nach Alexandrien gehen, nicht berührt. Ich kannte die kleine Insel aber, oder vielmehr die Hauptstadt Lavalette, vom Jahre 1858 her. Die Dampfer der „Peninsular and Oriental Company" pflegen sich dort sechs bis zehn Stunden aufzuhalten. — Lavalette ist noch ganz europäisch. Zwar macht es einen eigenthümlichen Eindruck, daß die Stadt auf sich gegenüberstehenden hohen Hügeln und dem dazwischen liegenden Thale so erbaut ist, daß die regelmäßig angelegten Straßen, die, von Hügel zu Hügel führend, das Thal durchschneiden, förmliche Kreisbogen bilden, — aber die hellen weißen Häuser mit flachen Dächern haben bei einem ausgesprochen südlichen Charakter nichts Befremdendes. Man kann sich leicht denken, wie sich's darin lebt. — Die nach unseren Moden gekleideten Männer und Frauen, die daraus hervortreten, sind in den Straßen von Lavalette ganz am Platze. Die bärtigen

Männer mit sonnenverbrannten Gesichtern, die ich am Landungsplatze sah, ließen mich an Piratengeschichten zurückdenken, die ich in meiner Jugend gelesen hatte. Die Frauen, in schwarzseidene Mantillen gehüllt, denen ich in den Straßen der Stadt begegnete, erinnerten mich an die weibliche Bevölkerung Italiens und mehr noch Spaniens. Viele der jungen Mädchen und Frauen, die ich langsam mit einer Art feierlicher Grazie an mir vorüberschreiten sah, hatten bleiche, schöne Gesichter, schwarzes Haar und dunkle, sanfte Augen. Die meisten waren schlank von edler Symmetrie der Glieder.

Das kurze Stück Weges, welches der Europäer zwischen Malta und Aegypten zurücklegt, versetzt ihn plötzlich in eine andere Welt. Schon in Alexandrien, wo Fremdencolonien seit langen Jahren festen Fuß gefaßt haben und wo, in dem europäischen Viertel wenigstens, ebenso viel Franzosen, Italiener und Griechen wie Einheimische auf den Straßen zu sehen sind — schon in Alexandrien fühlt man deutlich, daß man in einem fremden Lande, daß man dort ein Eindringling ist und daß die Kinder und rechtmäßigen Besitzer des Bodens durch unversöhnliche Unterschiede von uns getrennt sind.

Recht widerlich war die Gesellschaft, die, aus Europäern und Einheimischen bestehend, auf Fremdenberaubung ausgehend, unser am Landungsplatze und an der Eisenbahn harrte. — Der Reisende sagt sich zwar, daß er während eines kurzen Aufenthaltes in einem fremden Lande gezwungenermaßen fast nur mit Menschen in Berührung kommt, für welche die Ausbeutung des Durchreisenden ein Beruf ist; aber der Aerger, der dem leidenden Theil dadurch verursacht wird, läßt sich mit aller Philosophie nicht fortdisputiren. Die meisten Europäer machen ihrem Verdruß dadurch Luft, daß sie um sich schimpfen und schlagen, sobald nur einer der spitzbübischen Fremdenführer, Packträger, Kutscher, Eseltreiber &c. sich ihnen mit einem Vorschlage naht. Es ist dies vielleicht nicht zu billigen, aber es ist wirklich zu entschuldigen.

Die Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung damals noch machen mußte, gehören übrigens einer begrabenen Vergangenheit an, denn die Vollendung des Suezcanals hat der Reise durch den Isthmus einen ganz neuen Charakter gegeben. Im Jahre 1859 sprach man noch im conditionellen Futurum von der Eröffnung des Canals. Die meisten Engländer verspotteten das Lesseps'sche Unternehmen; auch unter den Franzosen fanden sich viele, die an den dauernden Erfolg desselben nicht glauben wollten. Herr Ward wies mir auf der Seekarte klar und deutlich nach, daß die Einfahrt zum Suezcanal versanden müsse und daß die kolossalen Unkosten, um dieselbe schiffbar zu erhalten, den Bankerott der Canalgesellschaft innerhalb weniger Jahre herbeiführen würden. — Herr Ward und Hunderttausende von Engländern mit ihm irrten sich. Der Suezcanal hat sich bewährt. Er hat eine vollständige Revolution in unseren politischen und Handelsbeziehungen mit Indien und China zu Stande gebracht und unter Anderem auch den oberflächlichen Verkehr zwischen Durchreisenden und Aegyptern, wie ich ihn noch kennen lernte, auf ein Minimum reducirt und beinahe gänzlich aufgehoben.

Der Transit des Isthmus bildete zur Zeit, von der ich spreche, den ermüdendsten Theil der Reise von Europa nach China, wennschon man dazu, nach Herstellung der Eisenbahn, selten mehr als sechsunddreißig Stunden gebrauchte. — Es handelte sich in der That nur darum, über einen ebenen Landstrich von 400 km zu gelangen; ein europäischer Expreßzug hätte diese Entfernung bequem in acht Stunden zurückgelegt, aber die ägyptische Verwaltung gab sich keine Mühe, mit gut administrirten europäischen Gesellschaften zu rivalisiren und beutete das Monopol, dessen sie sich erfreute, in einer für die Reisenden höchst unangenehmen Weise aus.

Wir hatten mit Tagesanbruch die Anker angesichts von Alexandrien ausgeworfen. Der große Hafen war mit Fahrzeugen bedeckt, von deren Masten die Flaggen aller schifffahrenden Nationen wehten. Am stärksten waren dabei England, Frankreich und Oesterreich vertreten, da der größte Theil des Handels mit Alexandrien damals in den Händen der Rheder von Liverpool, Marseille und

Triest war. — Der Strand, der sich vor meinen Augen dahinzog, bot nichts Einladendes dar. — Das Meeresufer ist oft sandig, unfruchtbar, öde; aber nirgends ist es mir so traurig erschienen wie in Aegypten und in Aden. — Man spricht von dunklem Elend! Das helle, von der Sonne beschienene ist schlimmer. — Die Sonne brannte an jenem Maimorgen hell und stechend. Die Luft schien mir weißer als bei uns, so daß mir die Augen schmerzten. Hier und da erblickte ich einige vereinzelt dastehende Palmbäume, welche die Trostlosigkeit der Landschaft in meinen Augen aber nur noch anschaulicher machten. Ein gefälliger Offizier des „Said", der neben mir auf dem Verdeck stand, machte mich auf die hervorragendsten Gebäude von Alexandrien aufmerksam und zeigte mir bei der Gelegenheit auch die Pompejussäule und die Nadel der Kleopatra. Ich fragte, ob es sich der Mühe verlohne, diese Ueberreste alter Herrlichkeit in der Nähe zu betrachten. Der Offizier antwortete:

„Ich bin seit vier Jahren auf dieser Linie und habe Alexandrien zum mindesten dreißigmal besucht; aber in die Nähe der Säulen bin ich nie gekommen; auch beabsichtige ich nicht, dort hinzugehen. Ich könnte den alten Steinen doch nichts Neues absehen."

Er musterte mich mit einem Blick von der Seite und fuhr dann lächelnd fort:

„Hätte ich Sie mit einem großen Fernglas bewaffnet gesehen, und trügen Sie einen grünen Schleier am Hut und einen weißen Schirm in der Hand, so würde ich Ihnen gesagt haben: ‚Gehen Sie hin und sehen Sie sich die Dinger an'; aber wenn ich mich in Ihnen nicht irre, so würde die Excursion für Sie nicht lohnend sein. — Ich komme viel mit Reisenden zusammen, und wenn wir gutes Wetter während der Ueberfahrt haben, fehlt es mir nicht an Zeit, sie zu beobachten. Gerade wie es Leute giebt, die an der Table d'hote über ihren Appetit essen, nur um dem Wirthe nichts zu schenken, so finden sich andere, nahe Geistesverwandte von diesen, die es für ihre Pflicht halten, für ihr Reisegeld so viel wie möglich zu sehen, und die sich Gewissensbisse machen würden, wenn sie nicht jede Merkwürdigkeit, die sie in ihrem ‚Fremdenführer' verzeichnet finden, in Augenschein genommen hätten. Wenn solche Menschen acht Tage in einer fremden Stadt sind, so wissen sie so viel davon zu erzählen, daß man meinen sollte, sie kennen den Ort besser als der alte Einwohner, der dort einen guten Theil seines Lebens zugebracht hat. — Das sind schreckliche Reisegefährten! Sie werden wohl thun, sich nicht mit ihresgleichen in Verbindung zu setzen. Halten Sie sich an Herrn Ward, den ich von Alters her kenne, und lassen Sie sich von ihm leiten. Ich glaube schwerlich, daß er Sie in Alexandrien ermüden wird. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung giebt es dort für den Durchreisenden nichts zu sehen. — Aber Kairo wird Sie entschädigen."

Wir hielten uns nur wenige Stunden in Alexandrien auf. Die europäische Stadt bot beim ersten Anblick nichts dar, was mich interessirt hätte. Als ich durch das arabische Viertel fuhr, überraschte mich die erbärmliche Construction der Hütten und Häuser und das armselige Aussehen der Bewohner.

Der Weg von Alexandrien nach Kairo führt durch einen fruchtbaren Landstrich; doch erscheint er dem Auge des Europäers, das an grüne Fluren und schattige Ruheplätze gewöhnt ist, unbeschreiblich traurig. Das große stille Bild, das sich vor ihm ausbreitete, ist sicherlich kein alltägliches, prosaisches; aber die Poesie desselben hat nichts Erfrischendes und Erhebendes. Sie wirkte auf mich niederschlagend und entmuthigend und übte auch auf die Mehrzahl meiner Reisegefährten, soweit ich es beurtheilen konnte, denselben Eindruck aus. — Wir fuhren an mehreren Fellahdörfern vorbei; sie waren von einer Erbärmlichkeit, von der man sich kaum einen Begriff machen kann, wenn man nicht Aehnliches bereits gesehen hat. Ich erblickte dort zum ersten Mal Menschen, die in dunklen, aus getrocknetem Schlamm erbauten Hütten wohnen, kaum besser als die Höhlen, in welche wilde Thiere sich zurückziehen; aber die braunen Kinder, die aus den elenden Hütten hervorstürzten, um uns anzubetteln, hatten schlanke, trockene Glieder, gleich Vollblutpferden, und klare, kluge Augen. Schmutz und Dunkelheit schienen ihnen demnach ganz zu behagen. Auch sah ich einige

dicht verschleierte Weiber. Ich war keineswegs begierig, sie unverschleiert betrachten zu können: die dunklen, schmutzigen Lumpen, die sie verhüllten, ließen sie abschreckend erscheinen.

Hinter der Station Kaff-r-Zayat passirten wir den Nil. Darauf machten wir noch in Tentah und Benah Halt. Der Westwind, der sich in den Vormittagsstunden bereits erhoben hatte, wurde stärker. Die Hitze, wie das Thermometer sie zeigte, war nicht sehr groß; aber der heiße, scharfe Staub, den uns der trockene Wind anwehte, machte sie fast unerträglich. — Ich war sehr ermüdet, als ich nach achtstündiger Fahrt gegen drei Uhr Nachmittags in Kairo anlangte. An der Eisenbahn erfuhr ich, daß wir die Reise am selben Abend um zehn Uhr fortsetzen würden. Ich erfrischte mich darauf schnell durch ein Bad und setzte mich dann zu Esel, um wenigstens einen Blick auf die Stadt zu werfen, die mir als eine der merkwürdigsten des Orients bezeichnet worden war.

Kairo ist in der That eine wunderbare Stadt. Das farbenreiche Bild, das sie mir bot, ist während langer Jahre frisch in meinem Gedächtniß geblieben und hat sich selbst heute, nach zwanzig Jahren, noch nicht ganz verwischt.

Ich erinnere mich des Rittes durch dunkle, enge, phantastische Straßen, deren Häuser an beiden Seiten mit reichfarbigen bunten Teppichen behängt waren; der Läden, in denen alle Producte des Orients, die damals in Europa noch als Seltenheiten angestaunt wurden, im Ueberfluß aufgestapelt waren; der ruhigen, ernsten Männer, welche diese Waaren feilboten, und die, in Turban und Kaftan, lange Pfeifen rauchend, mit ihren großen Bärten und stillen Gesichtern, Wachsfiguren glichen; dann endlich des wilden, schreienden, drängenden Lebens in der Straße. Weiße, gelbe, braune, schwarze Männer drängten und stießen sich dort. Mein Cicerone zeigte mir schlanke Albanesen mit schönen, üppigen Haaren; scheußliche Nubier und Neger aus Sudan von herkulischen Körperformen; hagere, lange, braune Beduinen, in weiße Burnusse gehüllt, die stolz und still durch die Menge glitten; Pilger aus dem Kaukasus, schöne Cirkassier, Perser mit großen schwarzen Augen und langen, feinen Bärten; fette Türken mit schweren, müden Augenlidern; Juden mit scharf gezeichneten Zügen und unruhigen, ängstlichen Blicken; Malteser, Armenier, Kopten und Fellahs. Die wilde Masse schien alle Sprachen der Welt zu sprechen; die meisten davon verstand ich nicht; doch drangen auch französische, italienische und englische Laute an mein Ohr. Ich war froh, als wir den wüsten Lärm hinter uns gelassen hatten und durch weniger belebte Straßen den Hügel emporritten, auf dem die große Moschee von Kairo erbaut ist. Man hat von diesem Punkte einen überraschenden Blick auf die Stadt und das Land rings umher.

Kairo bedeckt einen großen Raum. Aus dem Häusermeer ragen in erstaunlicher Anzahl schlanke Minarets empor; weit in der Ferne, undeutlich nur, aber doch erkennbar, zeichnen sich dunkel auf grauem Himmel die Silhouetten der Pyramiden von Ghizeh und Saccarah ab. Die blendende Sonne warf ihre Strahlen auf das weite, öde, trockene Land. Gegen Sonnenuntergang nahm der Horizont eine gelbe und gelblich rothe Färbung an; in diesem Lichte stellten sich die Gegenstände, die ich erblickte, mit ganz eigenthümlicher Schärfe der Contouren dar. Die Landschaft erschien mir todt und still, von großer Traurigkeit.

Der Gedanke, daß das Dasein in Aegypten ein freudenloses sein muß, ist sicherlich vielen Europäern gekommen, als sie das Land zum ersten Mal sahen. Später, so wurde mir erzählt, entdeckt man, daß das Leben auch dort viel Annehmlichkeiten bietet und daß der Aufenthalt in Kairo dem in mancher europäischen Großstadt vorzuziehen ist. Ich selbst kann mir dies nicht erklären, aber ich zweifle nicht daran. Ich habe in meinem Leben manche noch weniger erklärliche Liebhaberei kennen gelernt.

Pünktlich um zehn Uhr traf ich wieder mit einigen meiner Reisegefährten an der Eisenbahnstation zusammen. Die meisten, die mit mir von Marseille bis Alexandrien gekommen waren, blieben in Aegypten. Ich constatirte, daß sie den schlechtesten Theil der Gesellschaft an Bord des „Said" ausgemacht hatten.

Herr Ward, auf dessen Rath ich den

Ritt durch Kairo und nach der großen Moschee gemacht, der sich mir aber bei dieser Gelegenheit nicht angeschlossen hatte, erzählte mir, er habe den Nachmittag im besten Hotel des Viertels Ses-be-Kie zugebracht, sei aber dort so schlecht behandelt worden, daß er beinahe bedauere, nicht in meiner Gesellschaft geblieben zu sein. Er schilderte die Gasthäuser in Aegypten als die schlechtesten, unreinlichsten und theuersten auf der ganzen Linie von Marseille bis Shanghai.

„In Indien,“ sagte er mir, „und über Ceylon hinaus haben die Besitzer der Gasthäuser besseren Ranges fast ausschließlich mit wohlsituirten Reisenden zu thun und sind daran gewöhnt, Ansprüche auf Comfort, dessen wesentlichster Bestandtheil in heißen Ländern Reinlichkeit ist, zu befriedigen. Nach Aegypten dagegen zieht sich ein starker Strom von Abenteurern aus Südfrankreich, Italien, Illyrien, Griechenland und der Türkei. Diese verlangen gar keine reinliche Bewirthung und sorgfältige Bedienung und haben die ägyptischen Hotelbesitzer daran gewöhnt, alle Europäer, die sich von ihnen einfangen lassen, schlecht zu behandeln. Wer in Aegypten den Comfort einer civilisirten Heimath nicht entbehren will, der muß sich von seinen eigenen Leuten, die er aus Europa mitgebracht hat, bedienen lassen. Das ist aber ein Luxus, den sich nur eine geringe Anzahl der Durchreisenden gestatten kann.“

Die Abfahrt von Kairo hatte, wie bereits gesagt, um zehn Uhr Abends stattfinden sollen. Es war elf Uhr geworden, ehe sich der Zug in Bewegung setzte. Man sagte mir, daß diese Unregelmäßigkeit die Regel bilde. Wir waren zu Acht in schlechtgehaltene, abgenutzte Wagen gepackt, und da wir Alle reichlich mit Handgepäck versehen waren, so wurden bald von vielen Seiten Klagen laut über die unangenehmen Unbequemlichkeiten, die den Passagieren durch die Nachlässigkeit und die schlecht verstandene Sparsamkeit der ägyptischen Eisenbahngesellschaft auferlegt werden. — Der professionelle Reisende würde über diese Klagen lächeln; denn die Uebelstände, die sie angreifen, sind in der That erträglich und nichtsbedeutend, sobald man sie mit den Strapazen vergleichen will, denen jener sich zu unterwerfen hat; aber für Jemand, der, an europäische Transportmittel gewöhnt, diejenigen Ansprüche macht, die auf den Eisenbahnen in Deutschland, Frankreich und England ganz allgemein befriedigt werden, bot die Behandlung, die uns auf der Bahn von Kairo nach Suez zu Theil wurde, in der That triftigen Grund zu Klagen. Was mich persönlich anbetrifft, so fühlte ich mich durch die Erlebnisse des Tages so ermüdet, daß ich auf dem engen, schlechten Platze, der mir vergönnt war, bald einschlief.

Ich erwachte fröstelnd, nach Verlauf einer Stunde etwa, und bemerkte, daß der Zug Halt gemacht hatte. Ich glaubte, wir wären an einer Station angelangt, und blickte zum Fenster hinaus; aber nirgends waren Spuren eines Bahnhofes zu entdecken. Unübersehbar weit, vom Mondlicht übergossen, erstreckte sich nach allen Richtungen hin die Wüste. Es war empfindlich kalt geworden, und die Luft hatte etwas eisig Rauhes. Zum Glück hatte man uns Alle auf diesen Temperaturwechsel vorbereitet, so daß wir uns mit Decken und Mänteln gut versehen hatten. Ich bemerkte, daß mehrere der Passagiere ausgestiegen waren und rauchend und plaudernd neben dem Zuge auf und ab gingen. Ich gesellte mich zu ihnen und erfuhr, daß der Maschine das Wasser ausgegangen und daß sie mit dem wenigen, das sie noch habe, nach der nächsten Station gefahren sei, um frischen Proviant zu holen. Man sagte mir, es würde wohl eine halbe Stunde dauern, ehe sie zurückkäme. — Es dauerte volle zwei Stunden. — Endlich setzten wir uns wieder in Bewegung und dampften mit der Geschwindigkeit eines langsamen Güterzuges gen Suez weiter. Nach zehnstündiger Fahrt langten wir dort an. Die Entfernung zwischen Kairo und Suez beträgt 145 km. Mit Pferd und Wagen auf guten Wegen hätte man sie demnach schneller zurücklegen können, als wir es auf der ägyptischen Eisenbahn gethan hatten.

Das Land zwischen Kairo und Suez bildet die Grenze der Wüste. Der unfruchtbare, harte Boden ist mit Kieselsteinen bedeckt. Man sieht weder Baum, noch Strauch, noch Gras. In der Ferne entdeckt man eine niedrige Bergkette; sie

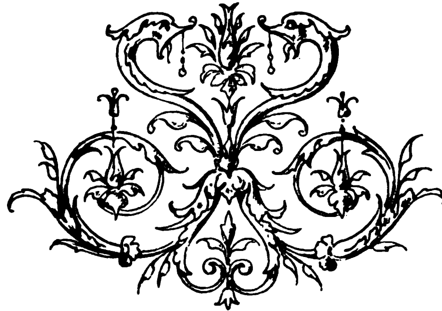
erschien in der Morgendämmerung wie ein gelbliches Wolkengebilde. Nirgends war eine Spur von Thier- oder Pflanzenleben zu erblicken.

Suez war im Jahre 1859 eine erbärmliche Ortschaft; doch bereitete man sich damals schon in Erwartung der bevorstehenden Eröffnung des Canals darauf vor, mehrere große Gebäude zu errichten, die seitdem vollendet sind und dem Orte ein stattlicheres Aussehen gegeben haben dürften. Wir begaben uns in das einzige große Hotel, wo auf einer breiten Terrasse Kaffee für uns servirt war, den wir uns vortrefflich schmecken ließen.

Der Hafen von Suez ist groß; das Gestade hat denselben Charakter trostloser Oede, der mir bereits in Alexandrien aufgefallen war. Ich war froh, als endlich das Signal gegeben wurde, uns auf ein kleines Passagierdampfboot einzuschiffen, das uns an Bord der „Nemesis“ zu bringen hatte, des großen Dampfers der „Peninsular and Oriental Company“, mit dem wir unsere Seereise von Suez aus fortsetzen sollten.

Ich habe in meinem Leben viele Länder gesehen, und von den meisten habe ich stets mit einer gewissen Traurigkeit Abschied genommen. Oftmals ist sodann der Wunsch in mir rege geworden, mich noch eine Zeit lang in diesem oder jenem Lande aufhalten zu können; aber ich empfand nichts von dem, als ich Aegypten verließ. Die trostlose Monotonie des Landes, die Häßlichkeit, der Schmutz, das Elend der Bevölkerung, alles das hatte mich in unangenehmer Weise impressionirt, und der lebhafte Eindruck, den das befremdliche Kairo auf mich gemacht hatte, war nicht ein angenehmer. Ich war froh, Aegypten gesehen zu haben, mir bewußt, daß dies im Fluge geschehen sei und daß ich es keineswegs kennen gelernt habe; aber ich verspürte nicht die geringste Lust, meine Kenntnisse in dieser Beziehung zu vervollkommnen, und athmete freudig auf, als ich, an Bord der „Nemesis“ angelangt, mir sagen durfte, daß ich alles Aegyptische in wenigen Stunden unwiderruflich fern hinter mir gelassen haben werde.

(Fortsetzung folgt.)





Seeminen und Torpedos,

ihre historische Entwickelung und ihr militärischer Werth.

Von

Reinhold Werner.

Unter den Kriegsmitteln, für deren Erfindung und Vervollkommnung der menschliche Geist, allerdings nicht zum Heile der Menschheit, so viel Kraft und Zeit aufgewandt, stehen, was Furchtbarkeit der Wirkung anbetrifft, die obengenannten unterseeischen Sprengkörper in erster Reihe.

Ein solcher von verhältnißmäßig winzigen Dimensionen ist im Stande, den gewaltigsten Schiffskoloß, bei dessen Bau Tausende von Menschen Jahre lang beschäftigt waren und der viele Millionen gekostet, in wenigen Secunden mit allem Lebenden, was er trägt, in der Tiefe des Meeres zu begraben.

Der amerikanische Secessionskrieg, die Kämpfe zwischen Brasilien und Paraguay, zwischen Rußland und der Türkei haben eine Reihe von Beispielen für diese Zerstörungskraft geliefert und dadurch die seefahrenden Nationen veranlaßt, der mit so bedeutenden Erfolgen auftretenden neuen Waffe ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen und deren Vervollkommnung anzustreben.

Es war aber auch natürlich, daß die Fama diese Erfolge noch übertrieb und daß man von ihnen eine vollständige Umgestaltung der bisherigen Kriegsführung zur See erwartete. Ja, als im letzten türkisch-russischen Kriege in kurzen Zwischenräumen mehrere türkische Kriegsschiffe durch Torpedos vernichtet wurden, verursachte dies in England eine Zeit lang eine förmliche Panik. Man sah dort plötzlich die Herrschaft des Meeres bedroht, weil fortan jede noch so kleine Seemacht im Stande sei, mit Torpedobooten die mächtigsten Panzerflotten zu zerstören, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe man sich zu ruhigerer Betrachtung der Verhältnisse entschließen konnte.

Auch bei uns in Deutschland herrschten und herrschen noch jetzt vielfach irrige Anschauungen über den wirklichen Kriegswerth der Torpedos, und nicht wenig trägt dazu der geheimnißvolle Nimbus bei, mit dem man sie bisher ganz unnöthigerweise zu umgeben suchte. Jedes Land fürchtete durch Besprechung des Gegenstandes anderen Nationen etwas von dem zu verrathen, was es allein zu besitzen glaubte, während die Erfinder jenen ihre Geheimnisse gleichzeitig verkauft hatten.

Die Literatur nach dieser Richtung ist daher eine spärliche, und auch die hier und dort in den Blättern gemachten Mittheilungen konnten sich aus denselben Gründen nur mehr mit den bei öffentlichen Experimenten zu Tage tretenden Wirkungen der Torpedos als mit diesen selbst und ihrer Construction beschäftigen. (Siehe Nr. 113 dieser Zeitschrift, Februar 1866.)

In letzter Zeit hat man die zwecklose

Geheimnißkrämerei jedoch aufgegeben, und eine allgemeinverständliche Darstellung der Entwickelungsgeschichte der gefürchteten Waffe dürfte deshalb nicht ohne Interesse sein und dazu beitragen, manche unrichtige Vorstellungen zu beseitigen.

Wie schon in der Ueberschrift angedeutet, unterscheidet die deutsche Terminologie Seeminen und Torpedos.

Unter den ersteren versteht man solche Sprengkörper, die unter Wasser schwimmend oder auf dem Grunde liegend verankert zur Vertheidigung von Flußmündungen, Hafeneinfahrten ꝛc. gegen das Eindringen feindlicher Flotten bestimmt sind. Torpedos dagegen nennt man diejenigen unterseeischen Waffen, welche zur Offensive dienen und sich entweder vermöge einer in ihnen befindlichen Kraft von selbst bewegen oder durch eine äußere Kraft nach dem Willen von Menschen bewegt werden.

Beide Arten, Minen und Torpedos, explodiren entweder selbstthätig oder durch Manipulation eines oder mehrerer ihre Bewegung beobachtender und regulirender Menschen.

Die erste historisch beglaubigte Anwendung derartiger Kriegsmittel reicht in das sechzehnte Jahrhundert zurück. Bei der Belagerung Antwerpens durch die Spanier unter Alexander Farnese im Jahre 1585 war für die Holländer die Zerstörung einer über die Schelde geschlagenen und befestigten Brücke sehr wichtig, durch welche die Belagerer die Verproviantirung der Stadt von der Wasserseite abschnitten. Ein in holländischen Diensten stehender Italiener, Gambelli, erfand zu diesem Zwecke eine „Höllenmaschine“, deren Princip das eines der auch in neuerer Zeit zur Anwendung gekommenen Treibtorpedos war. In einem Schiffe mauerte man ein Magazin mit sehr dicken Wänden, füllte dasselbe mit 3500 kg Pulver, häufte auf ihm eine Menge Projectile auf und führte die Explosion der Ladung durch ein Uhrwerk herbei.

Von zwei so eingerichteten Schiffen, die man Nachts stromabwärts gegen die Brücke treiben ließ, erreichte nur eines sein Ziel. Die Spanier hielten es nach seinem Aussehen für einen Brander und begaben sich in großer Zahl auf dasselbe, um das die Brücke bedrohende Feuer zu löschen. In diesem Augenblicke erfolgte die Explosion und richtete furchtbare Verwüstungen an. Die Spanier sollen 800 Todte und 1000 Verwundete gehabt haben. Von der Brücke wurde eine Länge von 200 Fuß fortgerissen; bis auf die Entfernung von einer viertel Meile stürzten Häuser zusammen; die Schelde trat aus, überfluthete das nahe am Ufer gelegene spanische Fort und machte sämmtliche Pulvervorräthe unbrauchbar, die darin lagerten. Unbegreiflicher Weise nutzten jedoch die Holländer den errungenen Vortheil nicht aus und trugen deshalb keinen dauernden Erfolg davon.

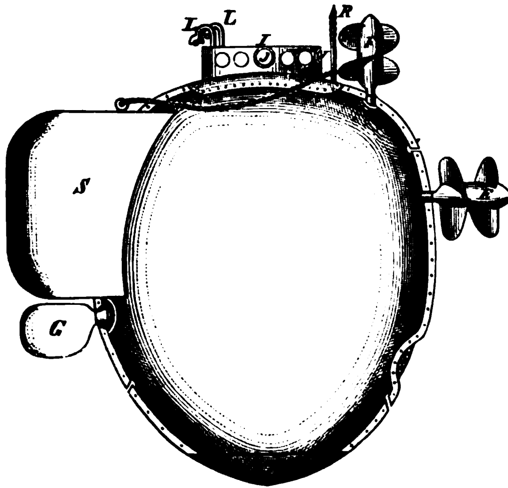
Treibtorpedos in so großem Maßstabe wurden später noch mehrfach construirt. 1693 entsandten die Engländer ein ähnliches Schiff, das jedoch 10000 kg Pulverladung enthielt, gegen das von ihnen belagerte St. Malo. Zwar erreichte es nicht sein Ziel in unmittelbarer Nähe der Stadtmauer, sondern strandete einige hundert Meter davon entfernt auf einer Klippe, trotzdem war aber seine Explosion von außerordentlicher Wirkung und zerstörte einen ganzen Stadttheil.

Andere in dieser Richtung von den Engländern gegen Dieppe und Dünkirchen gemachte Versuche schlugen fehl, dagegen gelang es 1770 den Russen, zwei solcher Fahrzeuge in den Hafen von Tschesme zu senden, wo die türkische Flotte vor Anker lag. Durch ihre Explosion stürzten die Festungswerke der Stadt zusammen, die türkischen Schiffe wurden in Brand gesteckt und die eindringende russische Flotte konnte jene gänzlich vernichten.

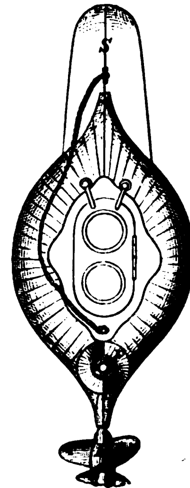
Die letzte derartige Höllenmaschine kam im letzten amerikanischen Bürgerkriege zur Anwendung, ohne jedoch die gehegten Erwartungen zu rechtfertigen. Das Schiff „Louisiana“ wurde mit 4000 Centnern Pulver beladen und Nachts auf 800 m an das südstaatliche Fort Fisher hinangelegt, das der nordstaatlichen Flotte empfindlichen Schaden zufügte. Die Explosion fand auch in der geplanten Weise statt, aber das Fort, dessen Zusammenbruch man infolge der Lufterschütterung erwartet hatte, war gänzlich unversehrt geblieben.

Kleinere Treibtorpedos, aus mit Pulver gefüllten Metallgefäßen bestehend, welche sich bei Contact mit Schiffen auf diese

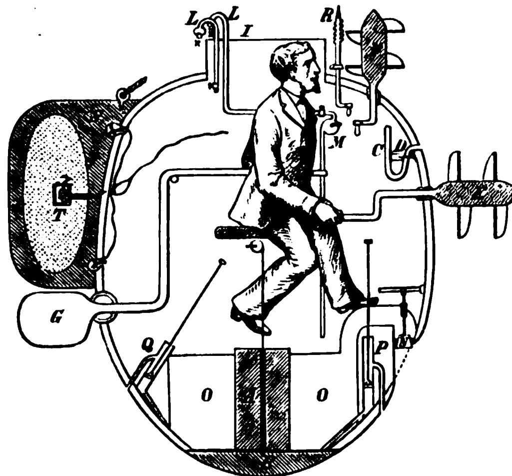
oder jene Weise, meistens durch ein Uhrwerk, entzündeten, sind seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts vielfach benutzt worden, aber fast ausschließlich mit sehr geringem Erfolg. Theils mag hieran die Unsicherheit der Strömung und die Unvollkommenheit der Construction, hauptsächlich aber der Umstand die Schuld getragen haben, daß ihre Auffischung und Beseitigung durch einen einigermaßen wachsamen Gegner wenig Schwierigkeiten machte.



a) Seitenansicht.



b) Obere Ansicht.



c) Durchschnitt.

Fig. 1. Bushnell's Taucherboot.

C Wasserstandsglas. D Compaß. (Beide mit Phosphor bestrichen, um sie ablesen zu können.) S Torpedo mit Holzschraube. T Uhrwerk zum Entzünden der Ladung. E Propeller für Vor- und Rückwärtsbewegung. F Propeller für geringe Auf- und Niederbewegung. I Cylindrischer Aufsatz mit Glaslinsen. G Steuerruder. PQ Pumpen. N Ventil zum Wassereinlassen, wenn das Boot sinken sollte. O Eiserner Kasten für den Wasserballast. A Bleiballast. B Beweglicher Bleiballast, welcher 40 Fuß heruntergelassen werden konnte, um als Anker zu dienen. LL Luftröhren, deren Ventile x x sich automatisch öffneten resp. schlossen, sobald sie über oder unter Wasser kamen. M Ventilator.

So z. B. ließen die amerikanischen Südstaaten auf dem Jamesflusse viele Hunderte solcher Torpedos gegen die verankerten nordstaatlichen Schiffe treiben,

ohne damit nennenswerthen Schaden anzurichten, und das einzige bedeutende Resultat, das dergleichen Sprengkörper je erreicht haben, ist die Zerstörung des brasilianischen Panzerschiffes „Rio de Janeiro“ im Jahre 1867 während des Krieges gegen Paraguay auf dem Flusse gleichen Namens.

Man hat sie wegen ihrer unsicheren und nur vom Zufalle abhängigen Wirkung deshalb in neuerer Zeit gänzlich fallen lassen, und sie werden in Zukunft schwerlich wieder Verwendung finden. Aber auch schon früher erkannte man ihre großen Mängel und machte verschiedentliche Versuche, die unterseeische Kriegsführung zu vervollkommnen. Der Nordamerikaner Bushnell gab den ersten Anstoß dazu, indem er 1775 während des Unabhängigkeitskrieges ein Taucherboot construirte, um damit Sprengkörper an dem Boden feindlicher Schiffe zu befestigen und sie zu zerstören. Wenn Letzteres auch nicht gelang, so löste Bushnell wenigstens das bis dahin für unmöglich gehaltene Problem, sich mit einem Fahrzeuge längere Zeit unter Wasser in bestimmten Tiefen zu halten und sich nach verschiedenen Richtungen zu bewegen. Nach den überkommenen Nachrichten war das Boot, von dem die umstehende Figur 1 eine Idee giebt, nur klein und wurde von einem Manne bedient. Es hatte die ungefähre Form einer Schildkröte und an seinem oberen Theile einen mit Glaslinsen versehenen cylindrischen Aufsatz, in welchem sich der Kopf des Mannes befand. Durch Einlassen von Wasser wurde es gesenkt, durch Auspumpen desselben gehoben und durch einen Schraubenpropeller, den eine Kurbel in Thätigkeit setzte, vor- und rückwärts bewegt, während ein zweiter im Kopf des Fahrzeuges angebrachter Propeller kleinere Auf- und Niederbewegungen vermittelte und ein Steuerruder die gewünschte Fahrtrichtung gab. Der Torpedo enthielt 75 kg Pulverladung und war so an dem Boote angebracht, daß der Mann ihn von innen lösen und mittelst einer scharfen Holzschraube am feindlichen Schiffe befestigen konnte, worauf ein Uhrwerk ihn zur Explosion brachte.

Wie bemerkt, gelang es jedoch nicht, damit Erfolge zu erzielen. Das Boot erreichte zwar einmal wirklich ungesehen den Boden des bei Governor Island verankerten englischen Linienschiffes „Eagle“, aber die Holzschraube stieß auf irgend einen Metallbolzen oder sonstige Schwierigkeiten und der Torpedo ließ sich nicht anbringen.

Zwanzig Jahre später nahm Fulton, der bekannte Erfinder des Dampfschiffes, die inzwischen in Vergessenheit gerathene Idee Bushnell's von Neuem auf und baute 1797 ebenfalls ein Taucherboot, den „Nautilus“. Die ersten Versuche damit fielen nicht besonders aus, später gelangen sie jedoch vollständig. 1801 tauchte er mit seinem Boote auf den Rheden von Havre und Brest, blieb volle vier Stunden unter Wasser, befestigte Torpedos unter verschiedenen dazu hergegebenen Schiffen und sprengte sie in die Luft.

Doch weder mit dieser noch mit der Erfindung der Dampfmaschine für Schiffe hatte er bei Napoleon I. Glück. Letzterer erklärte ihn für einen Charlatan, und so verließ Fulton Frankreich, um England seine Dienste anzubieten. Er wiederholte hier die Versuche mit demselben günstigen Erfolge, erhielt auch die Unterstützung des Ministers Pitt, fand aber in den höheren englischen Seeoffizieren eben solche Gegner wie in Frankreich. Ein französischer Admiral hatte ihm gesagt, Torpedos seien eine würdige Waffe für Piraten, aber nicht für ritterlich kämpfende Männer, und der englische Admiral Lord St. Vincent gab Fulton gegenüber denselben Gefühlen Ausdruck, denen die englische Presse Worte lieh, als im Jahre 1877 russische Torpedos türkische Monitors auf der Donau zerstörten. Er fürchtete durch die Erfindung eine Gefährdung von Englands Herrschaft zur See, und Fulton fand deshalb auch hier keinen günstigen Boden für seine Ideen. Als er darauf in sein Vaterland Nordamerika zurückkehrte, zeigte man ihm mehr Entgegenkommen, und seitens der Regierung wurde alsbald eine Commission zur Prüfung seiner Pläne eingesetzt. Sein Dampfschiff acceptirte die Commission auch einstimmig, seine Torpedos scheiterten jedoch an dem abfälligen Urtheile des Vorsitzenden, Commodore Rodgers, obwohl alle übrigen Mitglieder sich günstig darüber aussprachen. Rodgers' Motive waren dieselben wie die des Admirals Force; er

hielt eine solche Kriegsführung für unritterlich.

Die Angelegenheit ruhte dann eine lange Zeit, bis Colt, der Erfinder des Revolvers und ebenfalls ein Amerikaner, sie wieder in die Hand nahm und 1841 einen sehr wichtigen Schritt that, indem er die Seeminen auf elektrischem Wege entzündete und in dieser Weise auf eine Entfernung von über einer deutschen Meile ein in Bewegung befindliches Schiff in die Luft sprengte.

Die Sache machte großes Aufsehen; bei der damaligen längeren Friedensperiode lag jedoch keine genügende Veranlassung vor, ihr näher zu treten, und sie schien in Vergessenheit gerathen zu sein, als sie 1854 während des Krimkrieges russischerseits wieder auftauchte, um fortan systematisch von verschiedenen Staaten in die Hand genommen zu werden und einen wesentlichen Factor der Kriegsführung zur See zu bilden, mit welchem jetzt nothwendigerweise gerechnet werden muß.

Die Russen suchten die Rhede von Kronstadt gegen Annäherung der alliirten Flotten durch Seeminen zu schützen, und wenn auch keines der feindlichen Schiffe wirklichen Schaden erlitt, sondern nur zwei derselben, der „Merlin“ und der „Firefly“, bei einer Recognoscirungsfahrt durch die Explosion einer solchen Mine schwer erschüttert wurden und mit dem Schrecken davonkamen, so war die moralische Wirkung doch eine so große, daß hauptsächlich wohl sie die Alliirten von einem directen Angriffe Kronstadts abhielt.

Jene Minen hatten eine sehr einfache Construction und wurden durch Contact entzündet. Es waren auch Versuche mit elektrischer Zündung angestellt, sie scheiterten jedoch an der Unbekanntschaft der russischen Techniker mit elektrischen Principien.

Die Form der Contactminen war die eines umgestürzten Kegels, das Material Kesselblech und die Sprengladung bestand aus 56 kg Pulver, das im oberen Theile der Mine lagerte, während der untere mit Luft gefüllte Theil des Gefäßes letzterem den nöthigen Auftrieb verlieh, um sich vor seinem Anker in einer bestimmten Wassertiefe (3 m) schwimmend zu erhalten. Der obere Deckel hatte Durchbohrungen, in welche cylindrische Bleikappen geschraubt waren, welche ebenso geformte und mit Schwefelsäure gefüllte Gläser enthielten, unterhalb deren sich, von der Pulverladung umgeben, eine Mischung von chlorsaurem Kali und Zucker befand. Stieß nun ein Schiff gegen eine Mine, so verbogen sich die Bleikappen, die Röhren zerbrachen, ihr Inhalt ergoß sich auf die erwähnte chemische Mischung und führte durch die entstehende Flamme die Entzündung der Pulverladung herbei. Um

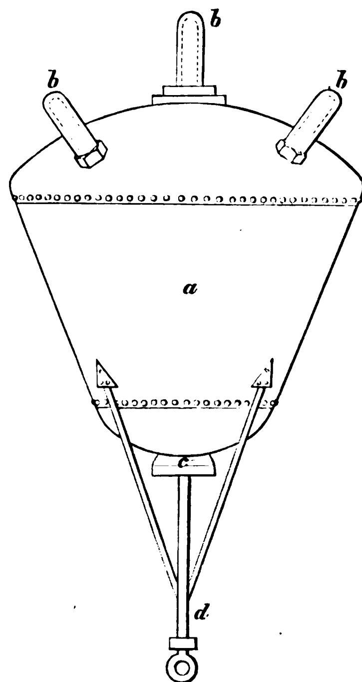


Fig. 2. Ansicht einer russischen Contactmine.

a Körper der Mine. b Bleikappen, welche die Zündungsgläser enthalten. c Ladeloch. d Bügel zur Befestigung der Ankerkette.

nicht durch einen unglücklichen Zufall eine unzeitige Verbiegung der Bleikappen und damit die Explosion zu veranlassen, waren über erstere noch Messingcylinder geschroben, die man erst in dem Augenblicke abnahm, wenn sich die Mine im Wasser zum Versenken bereit fand. Die vorstehende Figur 2 stellt die äußere Ansicht einer solchen russischen Contactmine dar, deren Constructeur der Physiker Jacobi, Bruder des bekannten Königsberger Professors, ist.

Die nächste Verwendung von Seeminen fand 1859 im italienischen Kriege seitens der Oesterreicher zum Schutze des Hafens von Venedig statt, wobei jedoch auch nur deren moralische Wirkung zur Geltung kam, da ein Angriff der feindlichen Flotten nicht erfolgte. Durch den österreichischen Ingenieuroffizier Baron Ebner waren diese Minen indessen schon bedeutend vervollkommnet.

Die selbstthätige Contactzündung war zwar die einfachste, aber nicht nur für den Feind, sondern auch für die eigenen Leute eine höchst gefährliche, und das Legen wie das Aufnehmen der Minen konnte trotz aller Vorsicht leicht großes Unglück herbeiführen. Außerdem schloß eine nur aus Contactminen bestehende Hafensperre die eigenen Schiffe ein und verurtheilte sie für die Dauer des Krieges zu völliger Unthätigkeit. Ebner kam deshalb auf den Gedanken, Offensivlücken in der Sperre zu lassen und diese mit sogenannten Beobachtungsminen zu belegen, welche elektrisch und nach dem Willen eines am Lande befindlichen Beobachters zur Explosion gebracht wurden. Dadurch war der ungemein große Vortheil erreicht, daß die eigenen Schiffe nach Belieben aus- und einlaufen, jedes feindliche jedoch, sobald es in den Wirkungskreis einer Beobachtungsmine trat, von dieser in die Luft gesprengt werden konnte.

Um genau zu wissen, wann ein feindliches Schiff eine der genannten Minen passirte, hatte Ebner in sehr sinnreicher Weise Anwendung von der Camera obscura gemacht. Auf der Station des Beobachters am Lande befand sich in verjüngtem Maßstabe ein Plan des Hafens, auf dem die Lage der Beobachtungsminen genau verzeichnet war. Ein Arrangement von Spiegeln reflectirte alle Schiffsbewegungen im Hafen correspondirend auf dem Plane. In dem Augenblicke, wo sich deshalb ein feindliches Schiff über einer der elektrischen Minen befand, zeigte sich dies auch dem Beobachter auf dem Plane, und es erfolgte durch Stromschluß die Explosion.

Hatten nun, wie bereits bemerkt, die Seeminen im orientalischen wie im italienischen Kriege lediglich moralische Erfolge aufzuweisen, indem sie den Feind vor Angriffen auf die durch sie geschützten Punkte abhielten, so zeigte der 1861 beginnende amerikanische Bürgerkrieg in ausgedehntem Maße, wie furchtbare Wirkung sie ausüben können, wenn Schiffe es wagen, in ihren Bereich zu kommen und den Kampf mit ihnen aufzunehmen. Die Nordstaaten verloren durch Seeminen und Torpedos der Conföderirten nicht nur eine Menge Kriegsschiffe, sondern wurden durch sie auch oft in ihren kriegerischen Unternehmungen Wochen lang aufgehalten. Einundvierzig Schiffe, darunter acht Panzer, wurden theils gänzlich zerstört, theils außer Gefecht gesetzt und infolge dessen mehrfach eine geplante Cooperation der Armee und Flotte vereitelt.

Als z. B. General Grant Richmond belagerte, versuchte er der südstaatlichen Armee unter Lee die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden und schickte zu diesem Zwecke neun Kanonenboote zur Zerstörung einer Brücke den Roanokefluß hinauf, über welche die von Welton nach Richmond gehende Eisenbahn führte, mittelst deren sich Lee hauptsächlich verproviantirte.

Man wußte, daß der Fluß mit Torpedos gesperrt war, und ging deshalb mit größter Vorsicht vor; aber trotzdem wurden von der Flottille drei Kanonenboote zerstört und vier außer Gefecht gesetzt, so daß Grant's Plan vollständig scheiterte.

In solcher Weise wurden die Operationen der Nordstaaten noch mehrfach gehemmt, und ihren Seeminen dankten es die Conföderirten hauptsächlich, daß sie ihren Widerstand so lange ausdehnen konnten.

Sie verwendeten deshalb auch die größte Sorgfalt auf die Vervollkommnung der unterseeischen Vertheidigungsmittel gegen die Uebermacht der nordstaatlichen Flotte, der sie selbst keine Kriegsschiffe entgegenzustellen hatten, und errichteten gleich nach Ausbruch des Krieges ein eigenes Torpedocorps, das in Richmond seinen Sitz hatte. Anfänglich ließ die Construction der Minen viel zu wünschen übrig und namentlich war die Zündung sehr mangelhaft, jedoch wurde sie im Laufe der Zeit wesentlich vervollkommnet. Die Minenkörper hatten die verschiedensten Formen — Kegel, Cylinder, Kugel ꝛc. —; das Material war meistens Eisenblech, die Ladung bestand aus Pulver und wechselte zwischen $12\frac{1}{2}$ und 2500 kg.

Zuerst combinirte man die Minen mit anderen Sperrmitteln. Man versenkte Holzgerüste, von denen Balken schräg aufstanden, die bis 2 oder 3 m, je nach der Tiefe des Wassers, unter die Oberfläche reichten und auf deren oberen Enden man kleine Minen befestigte. Diese Art war von den nordstaatlichen Schiffen sehr gefürchtet und fügte ihnen empfindlichen Schaden zu. Später construirte man die Minen immer größer und verankerte sie einzeln an Steinen oder Pilzankern, so genannt nach ihrer Form, einem Kugelabschnitt, der sich auf dem Grunde besonders festsaugen sollte. Auch die Zündungen waren der verschiedensten Art. Theils adoptirte man das oben erwähnte russische System, theils versah man die Minen mit Pufferstangen, welche bei Berührung mit Schiffen sich in erstere hineindrückten und direct oder indirect auf eine chemische Mischung wirkten. Bald wurde durch die Puffer ein Glas zerbrochen, bald hoben sie Hämmer aus, die dann auf ein Knallquecksilber-Zündhütchen fielen und dessen Detonation herbeiführten.

Wie Russen und Oesterreicher machten jedoch auch die Südstaaten die Erfahrung, daß diese selbstthätigen Contactminen theils unzuverlässig, theils ungemein gefährlich für die eigenen Leute waren, und sie suchten deshalb nach einer mehr Sicherheit bietenden Zündung.

Der bekannte Hydrograph und Physiker Capitän Maury war bei Ausbruch des Krieges zu den Conföderirten übergetreten und verwandte jetzt seine Kenntnisse und seine ganze geistige Kraft dazu, um die Zerstörungsmittel von Schiffen möglichst zu vervollkommnen, indem er elektrische Minen erfand, wie Colt und Ebner dies früher in anderer Weise gethan.

Als Gefäße nahm er eiserne Cylinder oder in Ermangelung derselben Tonnen, Schiffsmaschinenkessel 2c., versenkte sie auf den Grund der Flüsse, mußte ihnen aber eine sehr große Pulverladung geben, damit sie bei der 10 bis 12 m betragenden Tiefe eine entsprechende Wirkung bis zur Wasseroberfläche übten. Die beiden elektrischen Leitungsdrähte mündeten innerhalb der Mine in kurzer Entfernung von einander in einer Patrone, welche ungemein leicht entzündlich war und aus einer Mischung von chlorsaurem Kali und Schwefelantimon bestand. Sollte die Mine explodiren, so wurde der elektrische Strom durch Reibung erzeugt. Derselbe übersprang dann die Unterbrechung der Drähte in der Patrone unter Funkenbildung und entzündete dadurch letztere sowie gleichzeitig die Ladung.

Späterhin wurde noch eine andere Methode angewandt, bei der die Leitungsdrähte nicht unterbrochen, sondern in der Patrone durch einen Platindraht mit einander verbunden waren. Durch magnetisch elektrische Inductionsapparate wurde dann dieser zum Glühen gebracht und dadurch die Explosion veranlaßt.

Mit diesen Minen erreichten die Conföderirten auch verschiedene Erfolge gegen feindliche Schiffe, wenngleich auch oft Fehlschläge zu verzeichnen waren, die in Mängeln der elektrischen Kabel ihren Grund hatten. Bei der strengen Blockade konnten letztere nur in geringen Quantitäten aus Europa bezogen werden; man mußte sie deshalb im Lande selbst herstellen, und dazu fehlte es den Arbeitern noch an der nöthigen Uebung. So z. B. lag im September 1863 die große nordstaatliche Panzerfregatte „New-Ironsides“ in der Nähe von Fort Sumter fast anderthalb Stunden direct über einer kolossalen Mine, die aus einem Schiffsmaschinenkessel hergestellt und mit 2500 kg Pulver geladen war, ohne daß es gelingen wollte, sie zur Explosion zu bringen.

In den nächstfolgenden Jahren kamen Seeminen sowohl im dänisch-deutschen 1864 wie im deutsch-französischen Kriege 1870/71 zur Verwendung, jedoch waren in ihrer Construction keine besonderen Fortschritte wahrnehmbar. Die Dänen bedienten sich selbstthätiger Contactminen von kleinen Dimensionen mit nur 10 kg Ladung, da sie nur für Boote berechnet und im Alsensund gelegt waren, um den Uebergang der deutschen Truppen zu hindern.

Die zur Sicherung unserer deutschen Häfen und Flußmündungen im Kriege 1870/71 ausgelegten Minen waren umgestürzte Kegel aus Eisenblech mit 35 kg Pulverladung und russischer Zündung. Es wurde auch eine Zahl elektrischer Beobachtungsminen verwendet, aber da man sich bis zum Ausbruche des Krieges mit unterseeischen Vertheidigungsmitteln

noch nicht recht vertraut gemacht hatte, so ließen sie Manches zu wünschen übrig, obwohl sie trotzdem ihren Zweck vollständig erfüllten und das Ihrige dazu beitrugen, die französische Flotte von unseren Häfen und Strömen fern zu halten.

Leider machte unsere Marine ähnliche Erfahrungen bezüglich der Gefährlichkeit der Contactminen wie Oesterreich und Amerika und verlor trotz der größten Vorsicht durch unzeitige Explosion einige sechzig Mann. Diese außerordentliche Gefährlichkeit veranlaßte die verschiedenen Nationen, auch für die Stoßminen eine elektrische Zündung einzuführen, bei der sie wenigstens beim Legen und Aufnehmen gefahrlos gehandhabt werden konnten.

Die gebräuchlichste Methode dafür ist die nachstehende. In der Mine ist ein Zinkkohlenelement placirt und über demselben in kleinerer Umhüllung ein Glasgefäß mit einer stark erregenden (Bunsenschen) Flüssigkeit befestigt. Von dem Elemente laufen zwei elektrische Drähte aus, von denen der eine direct, der andere durch einen in der Sprengladung selbst befindlichen Platinzünder nach außen führt.

Diese Art sichert vollständig gegen jede Gefahr, so lange die Drähte getrennt sind. Das Glas mag zerbrechen und die erregende Flüssigkeit sich auf das Element ergießen — eine Explosion kann erst erfolgen, wenn durch metallische Verbindung beider Drähte ein Stromschluß erfolgt.

Um deshalb die Minen beim Legen und Aufnehmen ganz harmlos zu machen, handelt es sich nur darum, die Drähte während dieser Operationen getrennt zu halten. Nach dem Legen werden sie verbunden, und sobald dann ein Schiff gegen die Mine stößt, wirkt der Stoß auf ein Puffersystem; die Flasche wird zerdrückt, die erregende Flüssigkeit ergießt sich auf das Element, erzeugt den elektrischen Strom, bringt den Platinzünder zum Glühen und damit die Ladung der Mine zur Explosion.

Diese Zündungsmethode hat sich bewährt und ist mit geringen Abweichungen für selbstthätige Stoßminen jetzt im Gebrauch. Die Zündung für Beobachtungsminen, die man zum Schließen der Offensivlücken nicht entbehren kann, da die einmal gelegten Stoßminen für Freund und Feind gleich gefährlich bleiben, hat man jedoch anders einrichten müssen. Ihre elektrischen Leitungsdrähte werden an Land geführt, und es erfolgt dort auf einer Zündstation nach dem Willen eines Beobachters der Stromschluß und die Explosion der Mine, sobald das feindliche Schiff in den Wirkungskreis der letzteren tritt, während man durch Unterbrechung des Stromes die eigenen Schiffe ungefährdet passiren lassen kann.

Für die Bestimmung des Augenblickes, wann sich ein feindliches Schiff über einer Beobachtungsmine befindet, giebt es verschiedene Methoden. Die österreichische mit der Verwendung der Camera obscura ist schon erwähnt. Eine andere zuverlässigere ist eine Modification des Siemens-schen Distanzmessers, dessen Princip auf der Aehnlichkeit von Dreiecken beruht.

Es gehören dazu zwei Beobachter, welche von den Endpunkten einer Standlinie aus das ankommende Schiff mit im Stativ drehbaren Fernröhren einschneiden. Auf der einen Beobachtungsstation, welche zugleich Zündstation ist, befindet sich ein Meßtisch; an ihm ist das Fernrohr und zugleich ein Lineal angebracht, das sich gleichzeitig mit dem Fernrohr und zwar stets parallel zu dessen optischer Achse dreht. Ein zweites Lineal (Glas) gleitet ganz nahe über dem ersten auf dem Meßtische, und es steht auf elektrischem Wege mit dem Fernrohre am anderen Endpunkte der Standlinie so in Verbindung, daß es sich ebenfalls stets parallel zu dessen optischer Achse bewegt. (Siehe Figur 3.)

Visiren deshalb beide Beobachter, welche sich außerdem telegraphisch verständigen können, ein feindliches Schiff an, so bezeichnen die Schnittpunkte der beiden Lineale den jeweiligen Ort desselben auf dem Meßtische, wo die Lage der Minen beim Versenken derselben eingeschnitten und markirt ist. Deckt sich dann jener Ort mit einer der Marken, so befindet sich das betreffende Schiff über einer Mine; der elektrische Strom wird durch einen Fingerdruck des Beobachters auf der Zündstation geschlossen und die Mine explodirt.

Indessen leiden sowohl diese wie alle übrigen Methoden des Einschneidens an verschiedenen wesentlichen Mängeln. Da die Beobachter unbedingt sehen müssen, sind jene bei Nacht, Nebel und Pulver-

dampf nicht anwendbar. Ebenso kann die an ihrer Ankerkette schwebende Mine durch bedeutendere Strömung, wie z. B. in den Mündungen unserer Nordseeflüsse, ihre Stellung ziemlich beträchtlich verändern und ein geringer Fehler beim Einschneiden leicht Ursache zu früher oder zu später Explosion werden.

Diesen Uebelständen hat man deshalb durch Construction selbständiger Stromschließer zu begegnen gesucht, die in den verschiedenen Ländern verschieden eingerichtet sind, mit größerer oder geringerer Zuverlässigkeit aber alle denselben Zweck verfolgen. Einige dieser Stromschließer befinden sich in den Minen selbst, die meisten aber in kleinen, gewöhnlich kegelförmigen Körpern von Holz oder Metall (Bojen), die nahe unter der Oberfläche schwimmen und mit der Mine durch einen elektrischen Draht zusammenhängen. Die elektrische Verbindung mit den nach Land führenden Drähten der Mine ist jedoch in letzteren unterbrochen, und erst wenn ein Schiff an jene Bojen stößt, erfolgt der Stromschluß. Dieser setzt dann ein Läutewerk oder eine Zündbatterie in Thätigkeit, je nachdem das eine oder die andere in den Strom eingeschaltet sind. Das Läutewerk oder die irgend ein anderes Signal gebende Batterie zeigt dem Beobachter an, über welcher Mine sich das betreffende Schiff befindet, und er kann erstere sofort explodiren lassen. Ist dagegen keine Signal-, sondern nur eine Zündbatterie eingeschaltet, so explodirt die Mine selbstthätig, sobald der Stoß eines Schiffes gegen den Stromschließer erfolgt, und man hat es deshalb in der Hand, auch bei Nacht und Nebel die Beobachtungsminen für jeden Feind unpassirbar zu machen.

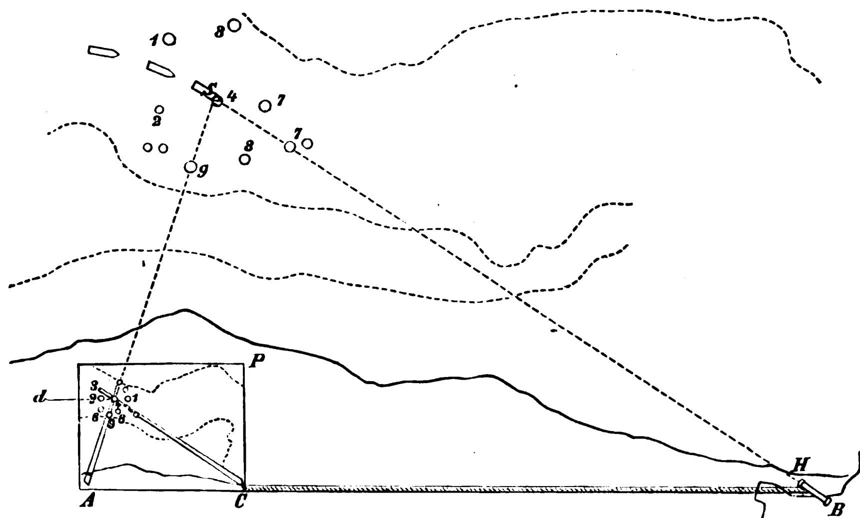


Fig. 3. Apparat zur rechtzeitigen Explosion von Beobachtungsminen.
APC Meßtisch mit Plan der Minensperre. Ad Fernrohr mit Lineal. Cd Lineal, das sich auf elektrischem Wege mit dem zweiten Fernrohr HB bewegt. CB Elektrisches Kabel. 1 bis 9 Minensperre. S Feindliche Schiffe.

Während man nun nach dieser Richtung mit vollem Erfolg bestrebt gewesen ist, die Minen sowohl in ihrer Wirkung zuverlässiger als auch für die eigene Bedienung ungefährlich zu machen, hat man andererseits auch eine Vervollkommnung der Sprengladung in das Auge gefaßt und nach einem Stoffe gesucht, der einmal weniger gefährlich als das bisher gebräuchliche Pulver sei und andererseits eine so viel größere Sprengkraft besitze, um bei stärkster Wirkung doch nur ein möglichst kleines Volumen einzunehmen und dadurch die Handhabung der Minen zu erleichtern.

Man hat diesen Stoff sowohl im Dynamit wie in der Schießbaumwolle gefunden, die beide eine viermal größere

Sprengkraft als Pulver besitzen, ist jetzt aber allgemein zur Verwendung der letzteren übergegangen, weil sie weniger gefährlich ist als jenes.

Der wirkende Stoff im Dynamit ist bekanntlich Nitroglycerin, jenes Sprengöl, das 1847 vom Italiener Sabrero erfunden wurde und aus Glycerin besteht, welches mit einem Gemisch von concentrirter Schwefelsäure und rauchender Salpetersäure behandelt ist. Das Sprengöl in seiner ursprünglichen flüssigen Form war jedoch so sehr gefährlich und zu Explosionen geneigt, daß seine Verwendung äußerst beschränkt blieb.

Diesem Uebelstande wurde mit Erfolg durch eine Erfindung des schwedischen Ingenieurs Nobel abgeholfen, der das Sprengöl in Dynamit verwandelte, indem er ersteres mit geglühter Infusorienerde (Kieselguhr) oder mit Holzmehl (Cellulose) mischte und durch diese porösen Stoffe aufsaugen ließ. Dadurch umgab er jedes Molekül der Flüssigkeit mit einer weichen nachgiebigen Masse, welche Stöße aufnahm, die zu schnelle Fortpflanzung von Erschütterungen verhinderte und damit die Explosionsfähigkeit wesentlich verminderte, ohne dieselbe indessen ganz aufzuheben. Man kann Dynamit anzünden, und er brennt dann langsam ab, aber durch einen heftigen Stoß oder Schlag kommt er immer noch zur Explosion, und da dies bei Schießbaumwolle, welche im Vergleich zu Pulver ebenso große Sprengkraft wie Dynamit besitzt (4:1), nicht der Fall ist, so verwendet man sie jetzt allgemein als Ladung von Minen und Torpedos.

Die Schießbaumwolle wird aus feiner trockener und von allen fremden Stoffen gereinigter Baumwollenfaser hergestellt, die man in Salpetersäure taucht. Danach wird sie gewaschen, mittelst einer Centrifugalmaschine ziemlich getrocknet, zu einem Brei gemahlen und in bestimmte Formen gepreßt, die cylindrisch, 8 cm dick und 5 cm hoch sind.

Da diese gepreßte Schießbaumwolle immer noch 20 % Wasser enthält, so bezeichnet man sie als nasse. Sie ist völlig ungefährlich; wenn man sie anzündet, so brennt sie wie der Dynamit langsam ab, aber weder Stoß noch Schlag noch Reibung bringt sie zur Explosion, und nur sehr heftige Zündmittel vermögen diese herbeizuführen.

Als solches dient vorzugsweise trockene, d. h. von allem Wassergehalt befreite Schießbaumwolle, die sowohl durch Stoß und Schlag wie auch schon bei 150 Grad Wärme explodirt. Man packt sie in eine Sprengbüchse, die man erst kurz vor dem Versenken der Mine einsetzt, und entzündet sie vermittelst des elektrischen Stromes durch eine Knallquecksilber-Patrone.

Mit dem Vorstehenden ist der Standpunkt gekennzeichnet, den die Seeminen gegenwärtig einnehmen, und man kann sagen, daß derselbe für festliegende unterseeische Vertheidigungsmittel ein möglichst vollkommener ist.

Durch Füllung mit Schießbaumwolle (30 kg) hat man ihnen bei verhältnißmäßig kleinen Dimensionen eine Zerstörungskraft verliehen, der auch die stärksten in ihren Bereich kommenden Schiffe unterliegen.

Die frühere Gefährlichkeit für die eigenen Bedienungsmannschaften ist beseitigt; die elektrische Zündung macht die Explosion im gegebenen Momente sicher, und ein Oeffnen oder Schließen des elektrischen Stromes durch einen Fingerdruck genügt, um sie zu harmlosen Objecten oder zu den gewaltigsten Vernichtungsmitteln zu machen, die es je gegeben. Bei geübtem Personal reichen wenige Stunden aus, um einen Hafeneingang oder eine Flußmündung durch eine Sperre gegen jeden Angriff feindlicher Flotten zu sichern, und so läßt sich behaupten, daß die Seeminen allen Anforderungen entsprechen.

Es ist erklärlich, daß Kriegsmittel, welche so großartige Wirkungen übten, nicht lediglich im Dienste der Vertheidigung blieben, sondern daß die verschiedenen Nationen auf das eifrigste bestrebt waren, sie auch für den Angriff zu verwerthen und ihre durch das Festliegen immerhin beschränkte Kraftäußerung noch dadurch bedeutend zu erhöhen, daß man sie beweglich machte. Auch nach dieser Richtung hin gab der amerikanische Krieg die Initiative, und man erfand zunächst die sogenannten Spierentorpedos, d. h. man versah die Torpedos mit einer langen Stange, die vorn an einem kleinen Dampfboote befestigt war, und rannte damit

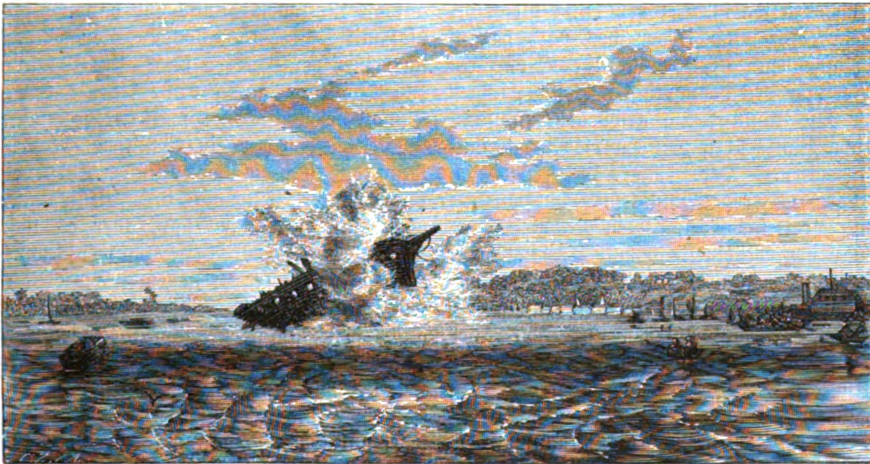
gegen das feindliche Schiff. Sowohl die Nord- wie die Südstaaten reüssirten damit, wenngleich theilweise die Angreifer selbst dabei zu Grunde gingen.

Die Conföderirten machten fünf solcher kühnen Torpedo-Attaquen, von denen zwei gelangen, und ebenso errangen die Nordstaaten damit einen bedeutenden Erfolg.

Im October 1863 griff der südstaatliche Marinelieutenant Clossell die nordstaatliche Panzerfregatte „New-Ironsides" vor Charleston an. Obwohl das Boot, eine gewöhnliche Dampfbarkasse von 10 m Länge, bei der herrschenden Dunkelheit erst unmittelbar vor dem Contact entdeckt wurde, verursachte die Explosion nur geringen Schaden; dagegen löschte die aufgeworfene Wassersäule die Feuer in der Maschine des Bootes aus, und Clossell wurde mit seiner Mannschaft gefangen.

Im Februar 1864 sprengte Lieutenant Dickson die nordstaatliche Corvette „Housatonic" in die Luft. Das von ihm benutzte Torpedofahrzeug war als Taucherboot nach Bushnell'schem Princip construirt und hatte eine Besatzung von neun Mann, von denen acht den Propeller drehten und der neunte steuerte. Es machte eine Fahrt von einer deutschen Meile in der Stunde, sollte in beliebiger Tiefe eine halbe Stunde lang unter Wasser wie auch in gewöhnlicher Weise auf der Oberfläche fahren können und es lag in der Absicht, bei dem Angriff auf verankerte Schiffe unter deren Kiel zu passiren und einen geschleppten Torpedo gegen letzteren oder die Schiffswände stoßen und explodiren zu lassen.

Die Taucherfähigkeit stellte sich indessen als sehr problematisch heraus. Bei den nach dieser Richtung angestellten Versuchen sank das Boot nicht weniger als viermal, und es ertranken dabei zweiunddreißig Mann von den sechsunddreißig, welche die vier Besatzungen bildeten. In dem Housatonic-Falle hatte man deshalb vom Tauchen abgesehen und es nur so weit gesenkt, um sein Herankommen in der Dunkelheit möglichst unbemerkbar zu machen. Trotzdem wurde es einige Minuten vor der Explosion gesehen, wenn dem „Housatonic" auch die Abwehr nicht mehr gelang. Die Corvette sank infolge der erlittenen Beschädigungen sofort, indessen auch das Torpedoboot wurde durch die Explosion zerstört und seine gesammte Besatzung kam um. Nach dem Kriege fand ein Taucher es auf dem Grunde liegend, mit seiner Spitze auf die Oeffnung weisend, welche der Torpedo in den Boden der Corvette gerissen.



Sprengung eines Schiffes durch Torpedos.

Während dann ein Angriff auf das nordstaatliche Schiff „Memphis" mißlang, weil die Stange des Torpedo durch die gehende Schraube der „Memphis" abgeschlagen wurde, drang der südstaatliche

Marinelieutenant Davidson im April 1864 mit seinem kleinen Boote „Squib“ eines Abends auf der Rhede von Hampton mitten in die feindliche Flotte und brachte mit ebenso großer Kühnheit wie Geschick seinen Torpedo an dem Flaggschiff „Minnesota“ an, das schwer beschädigt und auf lange Zeit außer Gefecht gesetzt wurde. Trotz des heftigsten Gewehrfeuers, das man auf den „Squib“ richtete, konnte dieser unverletzt entfliehen.

Ein letzter Angriff der Conföderirten auf die Fregatte „Wabash“ scheiterte, weil das Torpedoboot zu früh entdeckt wurde, doch begannen jetzt auch die Nordstaaten von der neuen Waffe Gebrauch zu machen und erzielten im October 1864 gleich bei dem ersten und wegen des bald darauf erfolgenden Friedensschlusses einzigen Versuche den großartigsten Erfolg, indem sie das kaum fertig gewordene südstaatliche Panzerschiff „Albemarle“ in die Luft sprengten. Der Führer des Torpedobootes, einer gewöhnlichen Dampfbarkasse mit dreizehn Freiwilligen als Besatzung, war der Marinelieutenant Cushing. Er hatte bis zum „Albemarle“ acht Seemeilen den Fluß Roanoke hinaufzudampfen, gelangte jedoch unter dem Schutze der Dunkelheit unbehelligt an Ort und Stelle. Unerwarteter Weise fand er das Schiff zum Schutze auf sechs Meter weit mit Flößen umgeben und die Mannschaft so wachsam, daß er mit lebhaftem Feuer empfangen wurde. Trotzdem ließ der tapfere Cushing sich nicht abschrecken, dampfte mit voller Fahrt um das Schiff, drang von vorn zwischen die Balken der Flöße, sprengte sie aus einander, feuerte selbst noch einen Kartätschenschuß auf den „Albemarle“ und brachte seinen Torpedo an. Im Augenblicke der Explosion, die das Schiff zum Sinken brachte, erhielt jedoch Cushing's Boot ein Geschoß aus einem schweren Geschütz und wurde dadurch in den Grund gebohrt. Der Lieutenant sprang mit seiner Mannschaft über Bord und suchte sich durch Schwimmen zu retten, doch nur er selbst und ein Matrose entkamen, die Uebrigen wurden aufgefischt oder ertranken. Der tapfere Cushing avancirte und erhielt ein Dankschreiben des Congresses.

Von den obigen sechs Angriffen gelangen mithin drei, und dieser günstige Procentsatz verleitete auch die meisten Nationen, die Spierentorpedos zu adoptiren; allein späterhin ließ man sie, wie z. B. in unserer deutschen Marine, vielfach wieder fallen, weil man sich überzeugte, daß bei der nöthigen Wachsamkeit des Feindes ein Gelingen sehr zweifelhaft sein werde. Hätten „New-Ironsides“, „Housatonic“, „Minnesota“ und „Albemarle“ sich mit Wachbooten umgeben, wie eine lagernde Truppe im Kriege ihre Vorposten ausstellt, so wären die feindlichen Boote rechtzeitig entdeckt und abgeschlagen. Der letzte russisch-türkische Krieg hat dafür den Beweis geliefert. Die Russen machten zu acht verschiedenen Malen Bootsangriffe auf die türkischen Schiffe und davon fünfmal mit Spierentorpedos, indessen gelang nur einer der letzteren im Mai 1877 auf den Monitor „Duba Saife“, der auf der Donau bei Matschin vor Anker lag. Der Türke hatte zwar ein Wachtboot ausgesandt, das auch die vier russischen Torpedoboote unter Führung des Lieutenants Donbasoff ankommen sah, aber es ließ sie unbegreiflicher Weise passiren, ohne Warnungssignale zu geben. Die Folge war, daß zwei der Boote ihre Torpedos anbringen und den Monitor zerstören konnten. In den vier übrigen Fällen wurden die Russen jedoch trotz ihrer Kühnheit und seemännischen Gewandtheit jedesmal abgeschlagen und ihre Boote theilweise durch das feindliche Feuer zerstört.

Außerdem haftete an den Spierentorpedos aber noch der große Mangel, daß sie bei der Explosion leicht die eigenen Boote gefährdeten, weil diese zu nahe an den Feind heran mußten und man die Stangen, um sie zu handhaben, nicht länger als 20 bis 25 Fuß machen konnte.

Man suchte deshalb nach der Construction anderer beweglicher Torpedos, die für den Angreifer weniger gefährlich waren, und zwar nach zwei verschiedenen Richtungen. Das Resultat dieser Bemühungen war die Erfindung von Torpedos zum Schleppen und solcher mit eigener Bewegung.

Unter den ersteren hat der Harvey-Torpedo zumeist Anrecht auf Beachtung und ist auch von verschiedenen Nationen angenommen, obwohl er andererseits wieder Mängel aufweist, die ihn schwerlich je eine größere Bedeutung als sub-

marine Angriffswaffe erreichen lassen werden.

Der nach seinem Erfinder, dem englischen Capitän Harvey, benannte Torpedo hat in den letzten Jahren einige Verbesserungen erfahren und besitzt in der Form eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Rumpfe eines Schiffes. Bei einer Länge von 1,40 m, einer Höhe von 0,8 m und einer Breite von 0,15 m nimmt das aus Metallplatten hergestellte und mit zwei Ladelöchern versehene Gefäß ungefähr 25 kg Schießbaumwolle auf. Im unteren Theile ist dasselbe mit Blei beschwert, um stets in seiner aufrechten Lage zu verharren. Auf der oberen Fläche des Torpedos ist ein System von Hebelarmen angebracht, die so mit einander verbunden sind, daß jeder bei Berührung eines Schiffes auf irgend einen der Hebel ausgeübte Druck sich auf den Haupthebel und damit auf einen beweglichen Explosionsbolzen überträgt. Dieser wird dadurch in den Torpedo hineingepreßt und entzündet entweder auf mechanischem oder elektrischem Wege die Ladung. Um indessen diese Zündung nicht zur Unzeit herbeizuführen, ist der Explosionsbolzen mit einem Sicherheitsschlüssel versehen, der sein Hinunterpressen verhindert, bis der Torpedo frei vom Schiffe ist.

Letzterer wird an einem Drahttau geschleppt; dasselbe ist in einem Ringe befestigt, in dem vier von den respectiven Ecken des Torpedos ausgehende Leinen zusammenlaufen. Dieses Arrangement zwingt den Torpedo, sobald er in das Wasser gelassen und das Schiff in Fahrt ist, nach dem Princip der fliegenden Fähren auf Flüssen mit starker Strömung bis zu einem Winkel von 45 Grad seitwärts vom Schiffe auszuscheeren und dann je nach der Länge der Schleppleine parallel mit letzterem in 40 bis 60 m seitlicher Entfernung ganz nahe unter der Wasseroberfläche zu laufen.

Die Verwendung der Waffe ist folgende. Ist der Torpedo gut frei vom Schiffe, so wird zunächst der Sicherheitsschlüssel ausgezogen, was mit Hülfe einer daran befestigten dünnen Leine vom Schiffe aus geschieht, und es ist dann die Aufgabe des Angreifers, so an einem entgegenkommenden oder vor Anker liegenden feindlichen Schiffe vorbeizudampfen, daß der Torpedo unter dessen Boden gebracht werden kann. Dies soll dadurch geschehen, daß man die Schleppleine plötzlich etwas nachläßt und sie wenige Secunden darauf wieder straff hält. Sobald die schleppende Kraft aufhört, sinkt der Torpedo durch seine Schwere, während ein mit ihm durch ein

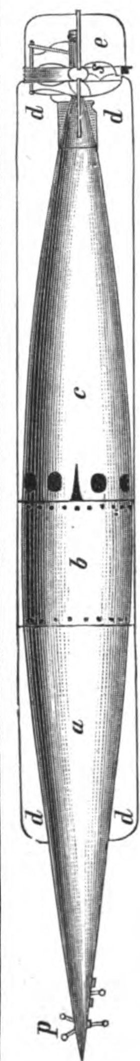


Fig. 4. Whitehead's Fischtorpedo.

a Kopftheil des Torpedos mit Ladungsraum und der Pistole p. b Abtheilung mit Apparat für Regulirung des Tiefganges. c Abtheilung für Maschine und Luftraum. d Verticale Flossen. e Verticales Steuerruder. s Schraubenpropeller.

Tau verbundener Korkkörper (Boje) diese Bewegung verlangsamt, steigt aber vermöge seiner Construction sofort wieder zur Oberfläche, sobald die Kraft von Neuem wirkt. Bei dem Auftauchen soll er dann gegen den Boden des feindlichen Schiffes schlagen und explodiren.

Anfangs versprach man sich viel von der Wirkung dieser Torpedos; es wurden in den meisten Marinen Versuche damit angestellt und sie in verschiedenen Ländern angenommen, aber, wie schon bemerkt, sie haben so wesentliche Mängel, daß sie in späteren Seekriegen schwerlich eine Rolle spielen werden. Zunächst können sie bei den Evolutionen einer Flotte sehr leicht den eigenen Schiffen gefährlich werden und sind deshalb nur von einzeln kämpfenden Fahrzeugen zu verwenden. Sodann muß man, um den Torpedo rechtzeitig tauchen zu lassen, ihn stets mit den Augen verfolgen, was bei Seegang oder Pulverdampf schwierig, bei Nacht unmöglich ist. Ferner gelingt das Ausreißen des Sicherheitsschlüssels nicht immer mit der gewünschten Präcision, und die Waffe entbehrt deshalb jener Zuverlässigkeit, die

man für ihre Kriegsbrauchbarkeit verlangen muß.

Die Harvey-Torpedos waren auch versuchsweise in der deutschen Marine eingeführt, jedoch hat man auf Grund der vielen ihnen anhaftenden Mängel wieder Abstand davon genommen. Die Russen verwandten sie im letzten türkischen Kriege zweimal zu Angriffen, aber beide Male ohne Erfolg. Sie explodirten nicht, was ihre Unzuverlässigkeit bestätigt.

Von den Torpedos mit eigener Bewegung ist der sicherste und beste der von Whitehead und deshalb in fast allen Marinen eingeführt. Seine Erfindung stammt aus dem Jahre 1864; nach seiner Form wird er auch Fischtorpedo genannt und die umstehende Figur 4 giebt eine äußere Ansicht desselben. In der Mitte cylindrisch, nach beiden Enden konisch zulaufend, hat er verticale wie horizontale Stahlflossen. Erstere sind fast so lang wie der Torpedo selbst, letztere bedeutend kürzer, und sie dienen jenem beim Lanciren aus dem Rohr als Führungsleisten, damit er in der richtigen Lage in das Wasser tritt.

Er besteht aus drei Hauptttheilen: aus der Kammer zur Aufnahme der Sprengladung (a), aus der Abtheilung, in welcher sich die Maschinerie zur Regulirung der Tiefe, in der der Torpedo laufen soll ꝛc., befindet (b), und aus dem Raume für die Maschinen und für die als treibende Kraft wirkende comprimirte Luft (c). Am hinteren Ende dieser Abtheilung befinden sich der Schraubenpropeller, sowie bewegliche verticale und horizontale Steuerruder. Die Länge der Torpedos ist verschieden; hauptsächlich sind jedoch jetzt solche von ungefähr 4,50 m Länge, 0,36 m größtem Durchmesser im Gebrauch, deren Gesammtgewicht 250 kg beträgt. Bis vor einigen Jahren war die Länge etwas über 6 m und das Gewicht 350 kg.

In der Kammer für Sprengladung befindet sich eine ihr ähnlich geformte kupferne Büchse. Sie nimmt die Sprengladung auf, wird erst kurz vor dem Ernstgebrauch eingesetzt und an ihrem Orte mit hölzernen Keilen befestigt. Die Ladung besteht aus nasser Schießbaumwolle im Gewicht von 16 kg für die kleineren Torpedos. Zu ihrer Entzündung dient eine Sprengbüchse mit trockener Schießwolle und einer Patrone, welche durch den Stoß des Torpedokopfes gegen ein Schiff oder einen festen Gegenstand auf mechanischem Wege entzündet wird. Letzteres geschieht in ähnlicher Weise wie bei dem Zündnadelgewehr durch das Vorschnellen eines Nadelbolzens. Zwischen der Sprengbüchse und dem Kopf des Torpedos (die vordere Spitze ist abnehmbar, mit verschiedenen Hebelarmen wie beim Harvey-Torpedo versehen, und wird „Pistole“ genannt) läuft eine Röhre, in welcher der mit seiner Spitze nach innen gekehrte Nadelbolzen enthalten ist. Sein äußeres Ende ist in einen beweglichen Rahmen geschraubt. Dieser Rahmen stößt gegen eine Spirale von starker Federkraft, welche ihn und mit ihm den Nadelbolzen nach innen zu drücken strebt. Sie wird eng zusammengepreßt und durch den Nadelbolzenrahmen, der hinter einer Nase faßt, in dieser Stellung festgehalten. Die „Pistole“ ist so mit dem Ladungsraume verbunden, daß ein auf sie resp. auf ein an ihr befestigtes Hebelsystem ausgeübter Stoß sie etwas nach innen hineinpressen kann. Durch diese Bewegung wird die Nase ausgehoben, die Spirale schnellt die Nadel nach innen und die Explosion erfolgt.

Um dies nicht zur Unzeit geschehen zu lassen, dient ein Sicherheitsbolzen. Derselbe verhindert das Ausheben der Nase, bis der Torpedo sich erst eine bestimmte Strecke vom Schiffe entfernt hat und für letzteres ungefährlich ist. Dann wird er von dem Mechanismus in Abtheilung 2 zurückgezogen, kann aber auch auf gleiche Weise wieder vorgeschoben werden, wenn der Torpedo seine bestimmte Entfernung abgelaufen hat, ohne sein Ziel zu treffen. Im Gefecht ist dies ein wichtiger Punkt, da er die Gefahr ausschließt, die eigenen Schiffe durch solche fehlgegangenen Torpedos in die Luft zu sprengen.

Zur Regulirung der Entfernung, welche der Torpedo laufen soll, ehe er explodirt oder aufschwimmt oder in den Grund geht, dient ein Mechanismus, der mit der Propellerachse in Verbindung steht und dessen Grundzüge in Folgendem bestehen. Hinten und oben auf dem Torpedo sind zwei Zahnräder, ein großes und ein kleines, angebracht, die mit dem Propeller in Verbindung stehen. Jede Umdrehung des Propellers rückt das kleine Rad um einen

Zahn weiter, und dieses übersetzt seine Bewegung in gleicher Weise auf das große. Hat so z. B. das kleine Rad dreißig Zähne, so wird es nach dreißig Umdrehungen des Propellers eine eigene Umdrehung vollenden und einen Zahn des großen Rades vorgerückt haben, welchen letzteren dann eine Feder in dieser Stellung festhält.

Vor den Rädern befindet sich ein in einer Nute laufender Knopf. Er ist an einer Feder befestigt, und diese strebt, ihn gegen das hintere Ende der Nute zu pressen. Der Knopf steht außerdem durch ein Gestänge mit dem Ventil in Verbindung, das die comprimirte Luft zur Maschine zuläßt, und dieses Ventil ist offen, so lange der Knopf im vorderen Theil der Nute ruht. Mit Hülfe eines Hebels wird dann die Feder zusammengedrückt, so daß der Knopf sich in der letzteren Position befindet. Man weiß nun, welche Entfernung der Torpedo bei so und so viel Umdrehungen des Propellers im Wasser zurücklegt. Entspricht dieselbe z. B. bei dreißig Umdrehungen des Propellers oder einer des kleinen Rades 50 m und soll der Torpedo 500 m weit laufen, so muß eine Vorkehrung getroffen sein, daß sich jenes Luftventil nach zehn Umdrehungen des kleinen Rades schließt. Dies geschieht mit Hülfe des großen Zahnrades, auf dessen Fläche ein Stift befestigt ist. Im vorliegenden Falle würde, wenn der Torpedo 500 m weit gelaufen ist, das große Rad um zehn Zähne vorgerückt sein; man stellt es daher vor dem Ablassen des ersteren so, daß der auf ihm befestigte Stift um jene Zahl Zähne oberhalb des Hebels steht, der die Feder in der Nute zusammendrückt. Dann rückt zu der gewünschten Zeit der Stift den Hebel aus, die gelöste Feder schnellt den Knopf in der Nute nach hinten, das mit dem Knopfe verbundene Gestänge schließt das Ventil für die comprimirte Luft und die Maschine steht still.

Außerdem trägt die Achse des großen Rades einen kleinen Metallarm, der durch eine Stange mit dem Sicherheitsbolzen verbunden ist. Dieser Arm läßt sich in beliebiger Weise so stellen, daß er nach einer bestimmten Zahl von Umdrehungen der Schraube den Bolzen auszieht und dadurch den Torpedo explosionsfähig macht.

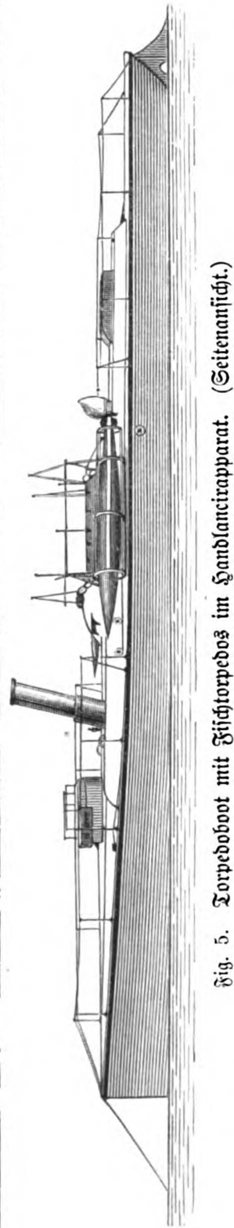


Fig. 5. Torpedoboot mit Fischtorpedos im Handlancirapparat. (Seitenansicht.)

Der Sicherheitsbolzen steht aber durch eine zweite Stange noch mit einem anderen Hebel im Zusammenhange, der im vorderen Theile des Torpedos angebracht ist, gleichzeitig mit dem Ventil für comprimirte Luft. Soll nun die Explosionsfähigkeit des Torpedos nach vollendetem Lauf wieder aufhören, so löst sich infolge eines Mechanismus die Stange vom Sicherheitsbolzen, welche ihn herausgezogen; durch den Schluß des Ventils für comprimirte Luft wird der vordere Hebel in Thätigkeit gesetzt, und er schiebt den Sicherheitsbolzen wieder in seine ursprüngliche Stellung.

Soll der Torpedo nach vollendetem Lauf an die Wasseroberfläche kommen, um ihn wieder fischen zu können, so bedarf dies keiner weiteren Manipulation. Die verbrauchte comprimirte Luft macht ihn leichter, und er schwimmt infolge dessen von selbst auf.

Eine der sinnreichsten Einrichtungen, deren Princip Aehnlichkeit mit dem der Aneroid-Barometer hat, ist die für Regulirung der Tiefe, in welcher der Torpedo laufen

soll. Abtheilung b ist durch Stahlblechwände und einen schmalen Zwischenraum von c und a geschieden. Eine Reihe kleiner Bohrungen läßt das Wasser gegen diese Scheidewände treten und je nach der Tiefe mit verschiedenem Druck auf dieselben wirken, während sich innerhalb von Raum b und an dessen Hinterwand befestigt eine Spiralfeder befindet, die durch ein Gestänge mit dem horizontalen Steuerruder in Verbindung steht. Durch Drehen eines Rades, auf dem die zu wählende Tiefe in Fußen vermerkt ist, giebt man dann der Feder die dieser Tiefe entsprechende Spannung. So lange der Torpedo in der gewünschten Tiefe läuft, halten sich Spirale und Wasserdruck das Gleichgewicht und das Horizontalruder wird nicht bewegt. Geht der Torpedo jedoch höher oder tiefer, so ändert sich der Wasserdruck auf die Scheidewände der Abtheilung, dehnt die Spirale aus oder preßt sie zusammen und die mit ihr verbundene Stange setzt das Horizontalruder in Bewegung, das dann den Torpedo zwingt, wieder in die vorgeschriebene Tiefe einzulenken. Ein in Abtheilung b befindliches Pendel, das beim Sinken des Torpedos nach vorn, beim Steigen nach hinten schwingt, dient dem gleichen Zwecke wie die Spirale, indem seine Bewegungen ebenfalls für das Horizontalruder verwerthet werden.

Soll der Torpedo nach Ablauf seiner Entfernung sinken, so wird dies durch ein in Abtheilung b angebrachtes Ventil vermittelt. Dasselbe hängt mit dem Ventil für Zuführung comprimirter Luft zur Maschine zusammen, öffnet sich, sobald sich letzteres schließt, und läßt Wasser einströmen, wodurch der Torpedo sinkt.

Soll endlich der Torpedo am Ende seines Laufes weder sinken noch aufschwimmen, sondern explodiren, so wird das Gestänge, welches sonst bestimmt ist, beim Schluß des Ventils für comprimirte Luft den Sicherheitsbolzen wieder vorzuschieben, mit der Feder des Nadelbolzens verbunden und führt dann die Zündung im gewünschten Augenblicke herbei.

Die comprimirte Luft zum Betriebe der Maschine wird vermittelst einer starken Luftpumpe in die Abtheilung c getrieben und hat einen Druck von 60 bis 70 Atmosphären. Die in demselben Raume aufgestellte Maschine ist dreicylindrig und weicht in ihrer Construction von anderen Schiffsmaschinen nicht ab. In neuerer Zeit treibt sie Doppelschrauben, die gegen einander drehen, um durch die Drehung nach derselben Seite nicht die Bahn des Torpedos, die ohne sie schon immer eine flachere oder gekrümmtere Curve bildet, nicht noch mehr zu beeinflussen. Die gesammte Maschine wiegt nur 18 kg, und man kann daraus entnehmen, mit welcher Sorgfalt und aus wie gutem Material sie gearbeitet sein muß.

Die Geschwindigkeit des Torpedos richtet sich nach der zu durchlaufenden Entfernung und demgemäß nach dem Verbrauch des Vorraths von comprimirter Luft. Gewöhnlich stellt man ersteren auf 700 m ein, und dann genügt der Vorrath, um ihn mit 16 bis 18 Knoten Fahrt (8 bis 9 m in der Secunde) vorwärts zu treiben, während sich die Geschwindigkeit bei z. B. 200 m Lauf auf 22 bis 24 Knoten erhöhen läßt.

Der Fischtorpedo wird auf mehrfache Art lancirt: aus Röhren unter Wasser, die vorn und hinten im Schiff angebracht sind, sodann aus Torpedokanonen von Deck oder der Batterie aus und endlich aus Handlancirapparaten. Die Röhren unter Wasser werden durch eine Schleuse nach außenbords abgeschlossen und sind innen mit einem wasserdichten Deckel versehen, um den geladenen Torpedo hineinzulegen. Soll dieser abgelassen werden, so wird die Schleuse geöffnet, mit dem als Laffette dienenden Schiffe die seitliche Richtung gegeben und der Torpedo durch comprimirte Luft ausgestoßen, die sich in der Nähe der Röhre in einem Accumulator befindet. Beim Verlassen des Rohres stößt eine Nase gegen den Kopf eines kleinen aus dem Torpedo hervorragenden Hebels. Dadurch öffnet sich das Ventil, welches die comprimirte Luft aus ihrem Behälter in die Maschine strömen läßt, und diese setzt sich in Gang. Die Lancirung aus den sehr leicht construirten Kanonenröhren geschieht auf gleiche Weise. Der Accumulator ist hier innerhalb der Laffette angebracht und faßt die nöthige Quantität Luft für vier Schuß. Die Kanone läßt sich leicht transportiren und beliebig richten.

Viel einfacher und daher jetzt ziemlich allgemein eingeführt ist aber der Handlancirapparat. Er besteht aus einem Rohr, das nicht voll, sondern durchbrochen ist, um dem Wasser Zutritt zu lassen, so daß der darin liegende Torpedo überall von ihm umgeben ist. Diese Rohre werden entweder fest in der Wasserlinie der Schiffe angebracht oder man macht sie beweglich, wie dies jetzt auf den meisten Torpedobooten geschieht. Der Torpedo wird dann auf Deck in das Rohr gelegt und, in eisernen Armen hängend, mittelst Flaschenzügen über Bord gesetzt, um von der Wasserfläche aus abgelassen zu werden, indem man von Deck aus auf irgend eine Art das Ventil des Behälters mit comprimirter Luft öffnet, worauf die Maschine sich von selbst in Gang setzt. Die beifolgenden Figuren 5 u. 6 zeigen die Seitenansicht und den Querschnitt eines solchen Torpedobootes mit dem Handlancirapparat. A ist ein gebogener und in B drehbarer Hebel, an dessen oberem Ende der ebenfalls gebogene Hebel D sich dreht. Er (es sind deren jedoch zwei) trägt das Lancirrohr E mit dem Torpedo, wird oben durch die Stangen F nach innenbords festgehalten und diese sind so arrangirt, daß beim Nachlassen des Flaschenzuges H H das Lancirrohr nach außen und frei vom Schiffe schwingt.

Der Handlancirapparat hat den großen Vortheil, daß kein Accumulator nöthig wird, er sich im Kriegsfalle in kürzester Frist auf jedem Dampfer anbringen läßt und keine weiteren Vorbereitungen fordert. Die Torpedos werden im Depot mit comprimirter Luft gefüllt; obwohl sie diese nicht absolut festhalten, geht der Verlust doch verhältnißmäßig langsam vor sich, und sie bleiben drei bis vier Tage gefechtsfähig. Unbedingt ist der Fischtorpedo eine höchst geniale Erfindung und eine außerordentlich wirksame Waffe, gegen welche die mächtigsten Panzerflotten der Welt ohnmächtig sein würden, wenn er nicht auch seine großen

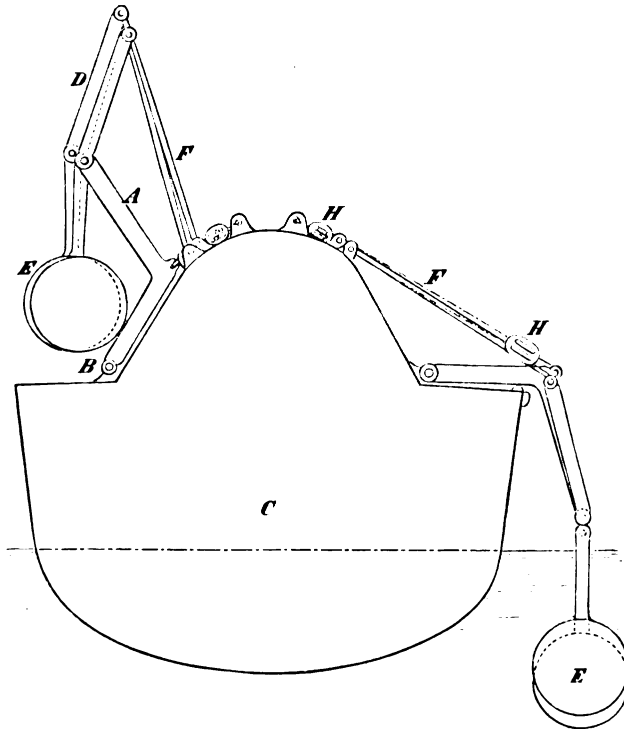


Fig. 6. Torpedoboot mit Fischtorpedos im Handlancirapparat. (Querschnitt.)

Schwächen hätte, deren man trotz allen Experimentirens noch nicht Meister geworden ist.

Diese Schwächen bestehen zunächst in der geringen Geschwindigkeit (für ein unterseeisches Geschoß) und in der außerordentlich subtilen Construction der arbeitenden Theile. Wenn man bedenkt, welche Zeit, Mühe und geistige Kraft es erfordert hat, die gegenwärtige Treffsicherheit der gewöhnlichen Geschosse zu erzielen, bei denen alle Verhältnisse viel günstiger liegen, so wird es auch dem Laien einleuchten, daß die Trefffähigkeit der Torpedos nur eine beschränkte sein kann. Bei dem gewöhnlichen Geschoß hat man die denkbar günstigste Form und Bewegung für Ueberwindung des Luftwiderstandes gewählt; sodann beträgt seine Anfangsgeschwindigkeit über 400 m in der Secunde, und endlich ist das Medium, in dem es sich bewegt, dünne Luft.

Der Torpedo dagegen hat wohl auch eine günstige Form zur Ueberwindung des Widerstandes, aber nicht zur Innehaltung der anfänglichen Richtung. Sodann bewegt er sich nur mit einem Vierzigstel der gewöhnlichen Geschoßgeschwindigkeit und im Wasser, einem Medium von so viel größerer Dichtigkeit als die Luft. Die Folge dieser Verhältnisse ist nothwendig zweifelhafte Trefffähigkeit.

Wird ein Geschütz mit gleicher Sorgfalt geladen und gerichtet, so trifft jedes seiner Geschosse auf mittlere Entfernungen mit ganz geringen Streuungen denselben Fleck. Bei einem Fischtorpedo hat man jedoch nie die Sicherheit, daß er nicht hier- oder dorthin in unberechenbarer Curve seitlich vom Ziele abschweift oder sich in den Grund bohrt — ja, es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er geradezu umkehrt und das eigene Schiff in die Luft sprengt.

Dergleichen Seitensprünge, die in der Schlacht ebenso Freund wie Feind gefährden, können bei der geringen Geschwindigkeit und dem dichten Medium durch die kleinste Veränderung in der äußeren Form oder durch eine wenn auch noch so unbedeutende Unregelmäßigkeit im Functioniren der inneren Theile eintreten, und das ist ein bedenklicher Umstand.

Trotz größter Sorgfalt ist es bis jetzt noch nicht gelungen, die Fischtorpedos so herzustellen, daß sie eine gleichmäßig geformte Bahn im Wasser zurücklegen. Sie machen fast alle eine Curve, aber die Krümmung dieser Curve ist bei jedem verschieden, und vor dem Schießen weiß man nie, wie sie sich gestaltet. Um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, muß man jeden Torpedo vor dem Ernstgebrauch einschießen, d. h. ihn — natürlich ohne Sprengladung — zehn bis zwanzig Mal lanciren und die Bahn durch geeignete Stellung des verticalen Ruders corrigiren. Trotzdem bleibt eine mehr oder minder gekrümmte Flugbahn zurück, und es muß deshalb über jeden Torpedo eine genaue Buchcontrole gehalten und seine Specialcurve beim Zielen berücksichtigt werden.

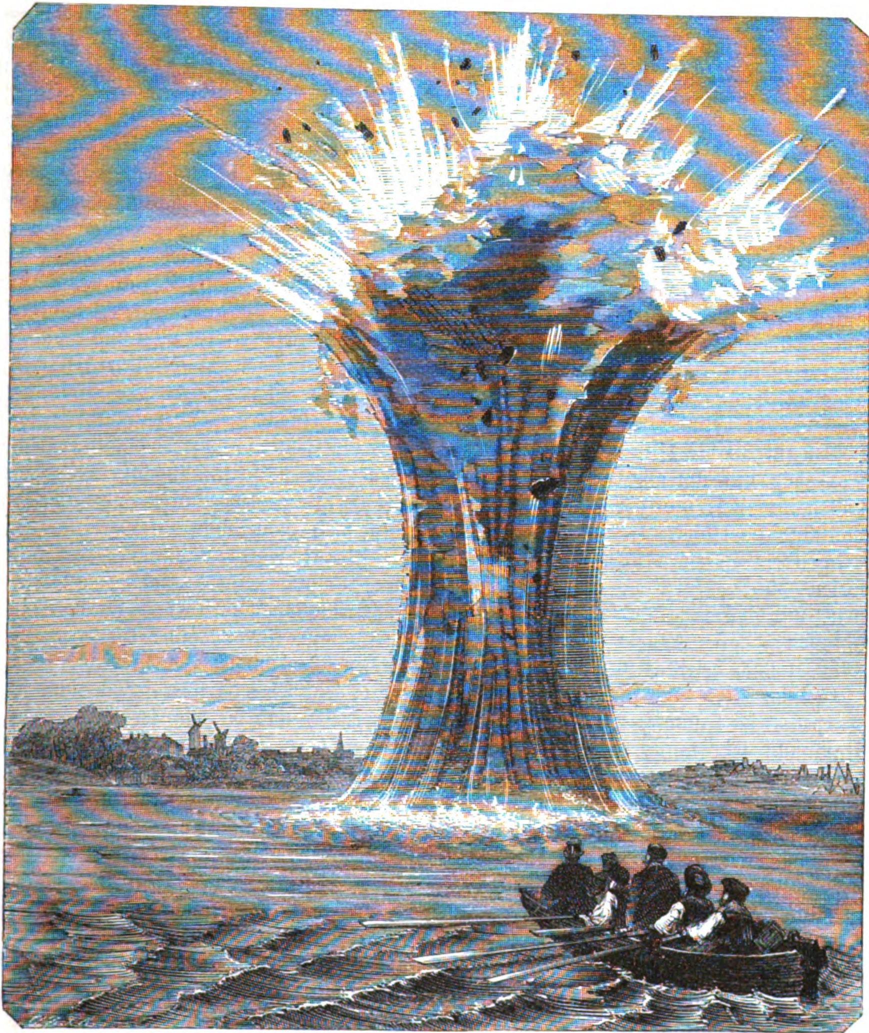
Diese Schwäche wird dadurch noch bedenklicher, daß man bis jetzt trotz allen Einschießens dennoch niemals sicher weiß, ob die Torpedos die bei dem Probiren gefundene Bahn im Ernstfalle auch innehalten werden. Ihre äußere Hülle ist aus Stahlblech, die Maschinentheile, Steuerruder, die vorstehenden Hebelarme ꝛc. sind aus Stahl oder Eisen gefertigt. Um das Einrosten dieser Theile zu verhüten, müssen deshalb die Torpedos nach dem Einschießen jedesmal aus einander genommen und sorgsam gereinigt werden. Nach dieser geraume Zeit in Anspruch nehmenden Manipulation hat man aber keine Gewißheit, ob der Torpedo genau so beschaffen ist wie vorher. Unbemerkt kann durch Verbiegung eines der empfindlichen Theile eine Veränderung der äußeren Form stattgefunden haben oder im Inneren irgend eines der feinen Rädchen, Hebel oder Ventile weniger gut functioniren, und sofort ist eine unberechenbare Ablenkung der Schußlinie da.

Man beginnt jetzt, wo dies irgend angängig, die Torpedos aus Bronze zu bauen, die vom Salzwasser nicht oder wenigstens sehr unmerklich angegriffen wird, und hofft dadurch das stete Auseinandernehmen zu beschränken; doch ist abzuwarten, ob sich die gehofften Vortheile bestätigen werden.

Immerhin bleiben noch genug schwache Punkte bestehen. Beabsichtigt man z. B. ein Schiff zu treffen, das 700 m weit entfernt ist, so gebraucht der Torpedo bei seiner geringen Geschwindigkeit zur Zurück-

legung dieses Weges achtzig Secunden. In dieser Zeit läuft das feindliche Schiff selbst aber nahe an 500 m voraus, wenn es seinen Curs nicht ändert, und man müßte, um eine Treffchance zu haben, 400 m vorhalten, eine Schwierigkeit, die nur durch einen glücklichen Zufall zu überwinden ist. Der Torpedokampf muß deshalb auf sehr kleine Entfernungen beschränkt werden.

Man sieht aus dem Vorstehenden, daß die Offensivtorpedos nicht so gefährlich sind, wie man im Allgemeinen glaubt. Es mangelt ihnen bis jetzt noch die Zuverlässigkeit, welche man von einer kriegsbrauchbaren Waffe verlangen muß, und erst eine größere Seeschlacht wird zeigen, ob sie auf offenem Meere, wo auch noch der Seegang in Betracht kommt, da er sie ebenfalls von ihrer Bahn ablenken kann, zu gebrauchen sind. Bis jetzt sind sie im Ernstfalle, so viel bekannt, dreimal zur Anwendung gekommen. Das englische Kriegsschiff „Shah“ bediente sich ihrer im Mai 1877 in seinem Kampfe mit der peruanischen Panzercorvette „Huascar“, aber ohne zu treffen. Im December des-



Explosion eines Torpedos.

selben Jahres und im Januar 1878 machten russische Boote nächtliche Angriffe mit Whitehead-Torpedos auf das türkische Geschwader bei Batum. Im ersten Falle ließen sie dieselben auf etwa 60 m Entfernung auf ein Panzerschiff ab, fehlten jedoch trotz der Nähe und des stillen Wassers, und die beiden Torpedos wurden am anderen Morgen von den Türken am Strande gefunden, der eine intact, der andere mit abgebrochenem Kopf. Auf diese Weise kamen die Türken auf wohlfeile Art in den Besitz des von Whitehead an die übrigen Nationen für je 100000 Thaler verkauften Geheimnisses. Der zweite Versuch war erfolgreicher. Die beiden Torpedoboote „Tschesme" und „Sinope" unter Befehl der Lieutenants Zatzarennyi und Stchelinski beabsichtigten die Flotte im Hafen von Batum anzugreifen, trafen aber im Eingange des letzteren einen auf Außenwache befindlichen Zolldampfer und ließen auf 80 bis 100 m Entfernung ihre Torpedos auf ihn ab. Einer oder beide trafen ihr Ziel, und der Dampfer wurde vollständig zerstört.

Seitdem ist man überall bestrebt gewesen, die Fischtorpedos zu vervollkommnen, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß manche der bisherigen Mängel noch beseitigt werden.

Gelingt dies und bewähren sich die Torpedos im Kampfe, der immer nur ein Nahkampf sein kann, so wird allerdings die Tactik der Kriegsschiffe sich wieder ändern müssen und auch die Bauart derselben nicht unbeeinflußt bleiben.

Man wird zunächst wieder zum Ferngefecht übergehen, die Spornangriffe beschränken oder aufgeben und der Artillerie ihre frühere entscheidende Thätigkeit einräumen.

In den meisten Marinen baut man jetzt kleine Dampfboote mit ungemein großer Geschwindigkeit ($4^1/_2$ bis 5 geogr. Meilen in der Stunde), die nach ihrem Erfinder „Thornicrofts" genannt werden und die man mit Fischtorpedos armirt. Ihre Kleinheit bietet wenig Zielfläche, und im Gefecht mag es ihnen vermöge ihrer Schnelligkeit und Manöverirfähigkeit bisweilen gelingen, sich den großen feindlichen Schiffen ungefährdet so weit zu nähern, um ihren Torpedo anzubringen, aber auch das ist noch fraglich. Der Feind wird natürlich ihnen ähnliche Fahrzeuge entgegenschicken, und bei ihrer Verwundbarkeit durch kleinere Geschosse wird man die großen Panzer mit einer bedeutenden Zahl von Kartätschgeschützen armiren, um sie abzuwehren, während Wachtboote, elektrisches Licht und Geschützwirkung etwaigen nächtlichen Angriffen kaum noch eine Chance des Gelingens lassen. Leisten die Thornicrofts jedoch, was bis jetzt manche Sanguiniker von ihnen erhoffen, so sind höchst wahrscheinlich die Tage der Panzerschiffe gezählt. Man wird dann nicht mehr Schiffe, die 10000000 Mark und mehrere Jahre Bauzeit kosten, dem Geschick aussetzen, durch Fahrzeuge zerstört zu werden, von denen man für dasselbe Geld in vier Wochen über hundert bauen kann.

Bis jetzt fehlt darüber jedoch noch jede Sicherheit, und die Panzer sind deshalb noch nicht zu entbehren. Die Seestaaten müssen sich bis auf Weiteres noch mit den schweren Kosten abfinden, mit denen jene das Budget belasten, und ebenso können sie sich der Torpedos, trotz der Mängel dieser Waffe, nicht begeben, sondern dürfen auch kostspielige Versuche nicht scheuen, um deren Wirksamkeit zu erhöhen und ihre Kriegsbrauchbarkeit zu vervollkommnen.





Aus Wieland's Jugend.

Von

Julian Schmidt.

Verschiedene Publicationen der jüngsten Zeit — namentlich die Papiere aus dem Nachlaß Zimmermann's — werfen auf Wieland's reifere Jugend ein neues Licht, das Manchen überrascht haben mag. Es schien mir angezeigt, diese zweite Periode seiner dichterischen Entwickelung — 1759 bis 1769 — im Zusammenhang darzustellen.

Bei keinem Schriftsteller tritt eine so jähe Wandlung ein als bei Wieland in dieser Zeit.

Als ganz junger Mensch — er war am 5. Sept. 1733 in Biberach geboren — kam er nach Zürich in Bodmer's Haus, als Verehrer des Messias, als unglücklicher Liebhaber wie Klopstock — seine angebetete Sophie hatte einen Herrn v. Laroche geheirathet — und schrieb, so schnell nur die Feder laufen wollte, fromme, überschwängliche Gesänge aus dem Jenseits, sowie Strafgedichte gegen alle Feinde der Religion und Sänger der Wollust.

In dieser Gestalt zeichnete ihn Lessing dem Publikum in dem berühmten Literaturbrief vom Februar 1759. Freilich mußte er sein Urtheil schon im Herbst berichtigen: Wieland hatte indeß Verschiedenes geschrieben, worin zwar viel von Tugend, aber nichts mehr von der überirdischen Welt stand. „Wieland," sagte Lessing, „wandelt wieder unter den Menschenkindern!" Freilich sehen diese Menschenkinder, namentlich die weiblichen, noch sehr nach den alten Seraphen aus.

Lessing hätte sich noch mehr gewundert, wenn ihm der Briefwechsel mit Zimmermann bekannt gewesen wäre. — Hier einige Proben.

„Je ne suis pas aussi Platonique que vous me croyez! Je commence de plus en plus à me familiariser avec les gens de ce bas monde. Plato war einst mein Liebling, jetzt ist es Xenophon."

„Die Zeit, wo Young mich entzückte, ist vorbei. Ich habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen, und gebe mich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in der platonischen Philosophie zu unterrichten."

„Mein Absehen ist auf den Charakter eines Virtuoso gerichtet, den Shaftesbury so bewundernswürdig gezeichnet hat. Der Weise, der alle seine äußeren und inneren Sinne ausbildet, alle seine Vermögen übt, versteht allein die Kunst zu leben. Ich werde mich nach und nach so zeigen, wie ich bin." (April 1759.)

Damals, gerade indem ihn Lessing als einen Schwärmer geißelte, der nur in übersinnlichen Regionen wandele, veranlaßte ihn ein durchaus nicht übersinnliches Abenteuer, am 13. Juni 1759 seine Abreise aus Zürich zu beschleunigen.

Wieland ging nach Bern, wo er schnell wieder sein Herz verschenkte. Diesmal war es eine geistreiche Dame, Julie Bondeli; sie stand vielen bedeutenden

Männern ihres Landes nahe, verwünschte aber selbst zuweilen „le chien de métier d'une femme lettrée!“

„Mademoiselle Bondeli ist ein schreckliches Mädchen,“ schreibt Wieland am 4. Juli an Zimmermann. „Sie redete mir in einem Zuge von Plato und Plinius, Cicero und Leibniz, Aristoteles und Locke, von gleichschenkeligen Dreiecken — sie redete von Allem! Sie spricht so schnell, daß es nicht möglich ist, ihr mit den Gedanken zu folgen. Sie hat Geist, Lectüre, Philosophie, sphärische Trigonometrie, aber — es giebt kein Mädchen im Oberland, das ich dieser gelehrten Bondeli nicht vorziehen würde!“ — 23. Juli: „Ihre Ahnung war sehr richtig. So sehr sie mir beim ersten Besuch mißfallen, so sehr gefiel sie mir beim zweiten. Beim dritten fand ich schon ein vortreffliches Herz. Sie ist äußerst offen gegen mich.“ — 29. Juli: „Sie ist nicht schön und nicht ganz gesund. Sie will nichts von Liebe hören. Sie ist meine Freundin und ich soll ihr Freund sein. So sei es denn!“

23. September. „Ich liebe Julie, und mich dünkt, die äußere Schönheit ausgenommen, vereinige sie alle Qualitäten in sich, die ich an meinen übrigen Freundinnen vertheilt bewundert habe. Niemals habe ich ein Frauenzimmer gesehen, das mehr Ressourcen im Umgang hätte. Eine Composition von Weib, Genie und Philosophie ist eine Erscheinung, die alle unsere Systeme umwerfen kann... Julie scheint in vollem Ernst weder Idee noch Empfindung von der Liebe zu haben, die in Romanen herrscht. Sie will nur Freunde haben und haßt Alles, was den Schein einer überspannten Leidenschaft trägt... Ihr Besitz würde mich unaussprechlich glücklich machen, aber ich sehe keine Möglichkeit; ich müßte auf eine sehr anständige Weise etablirt sein, wenn ich berechtigt sein sollte, eine solche Prätension zu machen.“

Der Aufenthalt in Bern dauerte nicht lange; seine Verwandten in seiner Vaterstadt Biberach verschafften ihm daselbst die Stelle eines Kanzleidirectors. Im Mai 1760 ging er dahin ab und blieb neun Jahre.

Die kleine Reichsstadt war paritätisch: ein katholischer, ein reformirter Bürgermeister; auch der große Rath halb der einen, halb der anderen Confession angehörig. Hier lernte Wieland die ganze Misère kleinbürgerlicher Intriguen kennen, die er später in der „Geschichte der Abderiten“ verwerthete. „Nirgend findet man eingeschränktere Seelen, härtere Köpfe, kältere Herzen; nirgend hartnäckigere Vorurtheile, nirgend mehr Eifersucht, Neid, Trägheit zu Unternehmungen, Widerwillen gegen Alles, was Dummköpfe Neuerungen nennen, als in kleinen Republiken.“ — Koketten und Prüden der „guten Gesellschaft“, Intriganten und Kabalemachern, Systematikern ohne Weltkenntniß und schwülstigen Dichtern ohne Herz, Orthodoxen aus Ehrgeiz und Aufklärern aus Flachheit: allen diesen Zerrbildern steht der lachende Philosoph Demokrit gegenüber, den die Abderiten durch den berühmten Dr. Hippokrates auf Irrsinn untersuchen lassen; aber die beiden Weltbürger erkennen sich sofort, und die Gesellschaft wird beschämt. — Die „Weltbürger“ bilden unter sich einen geheimen Orden, den kleinstädtischen Spießbürgern entgegengesetzt.

Der Aufenthalt wurde Wieland um so mehr verleidet, da er um sein Amt, wegen der schwankenden Rechtsverhältnisse in Biberach, einen verdrießlichen und langwierigen Proceß führen mußte. Wenn Justus Möser durch solche Dinge gerade noch ein stärkeres Interesse für Osnabrück gewann, so fühlte der Dichter in Biberach nur den Gegensatz zu seiner idealen Welt.

„Diese unseligen Geschäfte werden in die Länge meinen Kopf, mein Herz, meine Gesundheit und mein Leben zu Grunde richten... Die Acquisition eines Vermögens, das mich unabhängig machte, ist das einzige Mittel, dieser Katastrophe vorzubeugen. Alle Tage werden mir Heirathsvorschläge gethan.“

Wieland war wohl der verliebteste unter seinen Zeitgenossen. Kaum in Biberach angekommen, hat er schon eine Leidenschaft zu einer jüngeren Schwester seiner früher angebeteten Sophie, einer Frau v. Hiller, und erzählt das ruhmredig seiner Julie Bondeli: „Il en devint amoureux,“ schreibt diese, „dès qu'il la vit, au bout de trois semaines il la crut déjà un modèle de perfection.“

Das dauerte einige Monate, dann kam eine Zweite daran, bald darauf eine Dritte; es war, wie Julie sagt, eine Reihe égarements du cœur et de l'esprit. „Il vaudrait mieux se marier, s'il peut le faire d'une manière à se mettre dans l'indépendance, mais que le bon dieu ait pitié de sa femme! si elle n'a pas assez d'esprit pour mener le mari, son sort ne sera pas plaisant." Das schreibt Julie an Dr. Zimmermann, der in einer schweren Krankheit ihr Arzt geworden war und zwischen Beiden zu vermitteln suchte.

Bald darauf starb Juliens Vater. „Ich behaupte," schreibt Wieland an Zimmermann, „daß Julie und ich die einzigen auf der Welt für einander geschaffenen Wesen sind. Ich habe allerdings großes Unrecht gegen sie gehabt... Aber wenn sie mir nicht völlig verzeihen kann, ist meine ehemalige Meinung von der erhabenen Güte ihrer Seele Täuschung gewesen... Wäre ich in diesem Augenblick bei ihr, so könnte ich mich zu ihren Füßen werfen und liegen bleiben, bis ich durch Bitten und Thränen Verzeihung erlangt hätte; eine Stunde darauf aber könnte ich mich wegen einer solchen Schwachheit selbst verachten... Könnte Julie sich entschließen, mit mir zu leben, so würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten, wenn ich gleich lebenslang Kanzleidirector bleiben müßte."

„Toute sa conduite," schreibt Julie am 21. October 1761, „est un problème moral, dont la solution ne peut se trouver que dans l'autre monde. Toujours mécontent de son sort, au surplus il commence à sentir les torts qu'il a eu avec moi. J'en ai été touchée... Madame Laroche, sa véritable déesse de jadis, est dans son voisinage, il me mande qu'elle avait formé le projet de m'écrire à son sujet."

So taucht Wieland's erste Geliebte wieder auf. Sophie — gleichalterig mit Julie — mit ihrem Gatten Laroche wohnte in Schloß Warthausen, eine Stunde von Biberach, bei dem Grafen Stadion, einem zweiundsiebzigjährigen Greise von höchster Bildung, Lebenskenntniß und Genußfähigkeit, ungläubig bis zum Cynismus. Laroche war von frühester Kindheit vom Grafen erzogen, der ihm sogar einen falschen Namen gab; er hatte ihn abgerichtet, Liebesbriefe im verschiedensten Stil zur Auswahl zu verfertigen, die dann der alte Herr je nach der Stimmung benutzte. Die schöne Sophie hatte für die Unterhaltung des viel verlangenden Herrn zu sorgen, ihr Gatte ordnete zu diesem Zweck ihre Lectüre.

„Warthausen," schreibt Wieland, „ist mir der Mittelpunkt der Welt. Ich würde kein Ende finden, die köstlichen Tage dort zu schildern. Ich ziehe es dem Aufenthalt in allen bezauberten Schlössern Ariost's vor." In diesem vornehmen Herrenhaus kamen ihm die Kleinstädtereien seiner Abderiten in Biberach doppelt abgeschmackt vor.

„Je suis bien lasse de toutes ses inconséquences," schreibt Julie am 5. März 1762, „et comme par malheur j'en connais la marche sur le bout du doigt, je voudrais parier qu'il en est dérechef à quelque projet matrimonial, et qu'il ne sait se tirer de ce mauvais pas avec moi."

In der That schreibt ihr Wieland gleich darauf, wenn er seinen Proceß gewinne, wolle er heirathen; wenn er ihn aber verliert: „je saurai m'en consoler, et au premier retour d'enthousiasme je prosternerai la face contre terre, je baiserai l'empreinte du sublime soulier de la céleste Julie, et si j'avais des moustaches, je vergeterais la poussière de ses pieds, je crierais pardon, miséricorde, je déplorerais mes prestiges et mes illusions, je promettrais solennellement de m'en garantir à l'avenir, et lorsque tout cela ne pourra rien obtenir, j'insulterais celle qui ne voudra pas croire, j'assurerais qu'elle m'a trompé, puisqu'elle n'est pas aussi céleste qu'il me conviendrait qu'elle le fut ..."

Trotz dieses unverschämten Briefes setzte Julie die Correspondenz fort: „C'est une simple curiosité," schreibt sie an Zimmermann, „à cause de la singularité du fait et un effet de mon goût d'observation sur les bizarreries humaines et sur les motifs secrets des actions." Uebrigens (3. December) „je ne soucie pas de me marier. La quadrature du cercle, la découverte des longitudes, le grand œuvre même ne me paraissent pas une

entreprise aussi effrayante que d'être la femme du meilleur des hommes. Je conçois tous les rapports de la société en général et en particulier, mais je ne conçois pas, comme on vit avec un mari.“

So war Wieland's Briefwechsel fast durchgehends französisch, ebenso wurde die Unterhaltung in Warthausen geführt, und die dortige reiche Bibliothek gab ihm meist französische Lectüre; kein Wunder, daß seine ganze Bildung dem Rococo verfiel.

Den alten Freunden war die Wandlung doch nicht ganz leicht verständlich zu machen. „Es ist lange her," schreibt Wieland im November 1762 an Zimmermann, „daß ich Enthusiast, Ascet und Hexametrist, Prophet und Mystiker gewesen bin! Jetzt hat Plato dem Horaz, Young dem Chaulieu Platz gemacht. Die Harmonie der Sphären ist den Arien von Galuppi, der Nektar dem Tokaier gewichen. Ich fühle, wie schwierig es ist, mit guter Art in diese Unterwelt zurückzukehren, nachdem ich mit Reisen in eine andere debütirt, und zu wagen, ein Mensch zu sein, nachdem ich den Seraph gemacht habe. Aber sollte man mich auch für einen Thoren halten, so werde ich nie heucheln, um die Ehre zu haben, meinen Charakter zu behaupten."

Die neuen Ueberzeugungen sollten sich auch poetisch aussprechen. „Ich amüsire mich seit einiger Zeit damit, die ungereimtesten Possen, die ich mit meinem bischen Witz auftreiben kann, zu Papier zu bringen. Müde, von der Höhe der zehnten Sphäre mit den Bewohnern dieses Erdwasserballs eine Sprache zu reden, welche sie nicht verstehen, steige ich herab, und meine Philosophie nimmt die Maske der Thorheit vor, um den Thoren zu gefallen und Weise lächeln zu machen." Aber nicht bloß in der Poesie „ließ er sich herab".

Seit Mai 1763 hielt Wieland ein junges Mädchen aus den untersten Ständen aus, eine Katholikin, Bibi genannt; ungefähr in der Weise, wie Demokrit die äthiopische Schönheit Gullern, ein Naturkind. Da indeß die Abderiten von Biberach ihm zu stark wurden, brachte er sie im August 1763 in Augsburg unter; Sophie mußte sich für ihre Tugend verbürgen! Der Lärm und die leidenschaftlichen Scenen mit den Verwandten in Biberach dauerten über ein Jahr lang.

Ueber all' diese Dinge stattete Sophie ihrer neuen Freundin Julie getreulich Bericht ab. Derselben schreibt er am 20. September 1763 über ein Porträt von ihr, das er nicht gut findet: der Maler hätte erst lernen sollen „à peindre des âmes et des intelligences. .. Doch wohin versteig' ich mich! Il me sied bien à moi lâche déserteur de Platon et apprentif cochon d'Épicure, de parler d'âmes et d'intelligences! aussi tout ce que j'en pourrai dire n'est que d'après quelques réminiscences assez obscures, qui me sont restées du temps jadis, et le parti le plus raisonnable que je puis prendre là dessus, sera sans contredit celui de n'en plus parler du tout.“

Julie war indeß mit Rousseau in Briefwechsel gekommen: „Elle réunit,“ urtheilt dieser, „la solidité et le coloris, la raison d'un homme et l'esprit d'une femme, la plume de Voltaire et la tête de Leibniz.“

Wieland's gesammelte Schriften erschienen in Zürich bei Geßner, der eine Buchhandlung hatte und Mitglied des großen Raths geworden war. Seine Idyllen, von Huber ins Französische übersetzt, hatten großen Beifall gefunden. Seine neuen Dichtungen, z. B. „Der erste Schiffer" (Amor erscheint einem Liebesehnenden im Traum und giebt ihm den Gedanken einer Seefahrt ein), gehen immer mehr ins Rococo über. „Seine Schäfer," schreibt ein Freund, „sind Wesen einer besseren Art; wir wagen kaum, sie Brüder zu nennen! Der Kuß seiner Schäferin ist für unsere Lippen zu rein! Sein losester Faun ist frömmer als Theokrit's Hirten." Ein solcher Mann mußte wohl zu den Cynismen des alten Freundes den Kopf schütteln.

„Schwärmerei und Aberglauben sind dem Menschen natürlich," schreibt ihm Wieland im November 1763, „allein es ist doch allezeit für sehr nöthig geachtet worden, über jene Triebfeder der großen Leidenschaften und über diese plumpe vis inertiae der menschlichen Natur sich lustig zu machen."

In dieser Intention schrieb er „Don Sylvio de Rosalva oder Sieg der Natur über die Schwärmerei"; es sollte ein

Feldzug gegen die Feenmärchen sein, wie Don Quixote ein Feldzug gegen die Ritterromane. Eigentlich hatte er für Feenmärchen mit ihren üppigen Farben und Abenteuern eine entschiedene Vorliebe; und das in „Don Sylvio“ eingeschobene Märchen vom Prinzen Biribinker — allem Cynismus nicht kühn, und die Lebensklugheit, der denn doch das Beste fehlt, spreizt sich im Uebermaß. Nebenbei schießt die Satire ins Blaue: der Geschmack an Feenmärchen, die in Paris allerdings verschlungen wurden, war in Deutschland wenig verbreitet.



Christoph Martin Wieland.

wenigstens ebenso schmutzig als „Les bijoux indiscrets“ oder „Le sopha“, die darin mehrfach durchklingen — leistet an Buntheit und Ueppigkeit das Mögliche. Es ist eine Probe von dem, was man in dem eleganten Cirkel von Warthausen goutirte.

Von der Einkleidung des Buches ist nicht viel Gutes zu sagen: Sprache, Periodenbau, Erfindung, Alles ist langweilig bis zur Erschöpfung, der Humor bei

Im Anfang war Julie Bondeli mit „Don Sylvio“ nicht übel zufrieden. „Il faut convenir,“ schreibt sie am 5. April 1764 an Zimmermann, „que sa perversion morale a fait un bien admirable à son stile. Elle lui a fait un autre bien, c'est l'esprit d'invention. Dans le temps que je l'ai connu il aurait été hors d'état d'inventer la plus simple des aventures de Don Sylvio, la force même de son ima-

gination le guidait hors les possibilités de ce monde."

Aber der weitere Verlauf stimmte sie um. Am 19. Mai: „Le premier tome était un badinage innocent et même spirituel, le second ne me paraît qu'une platitude indécente; le reste est froid et languissant." Aehnlich urtheilten Usteri und Geßner. „Le génie de l'auteur," sagte der Letztere, „n'est jamais qu'une étincelle qui s'élève, pétille et s'enfuit."

Wieland verdroß das sehr. „Je vous assure que j'ai toujours porté naturellement jusque dans mes fautes le caractère d'honnêteté qui est né avec moi... Für ein Tugendmuster habe ich mich niemals ausgegeben... Ich finde es thöricht, wenn das Publikum sich in den Kopf setzt, ich müsse frei sein von einer Schwachheit, der von unserem ersten Urvater an alle klugen und thörichten Männer bis zu Excessen gefröhnt haben. Ich habe seit meinem siebzehnten Jahre wenigstens ein Dutzend reizender Frauen geliebt. Alle meine Liebschaften waren Passionen, sie haben mir große Pein verursacht; alle meine Geliebten waren Gottheiten, die ich anbetete; ich habe sogar einige Male die platonische Liebe bis zu einem Heroismus getrieben, dessen ich mich nicht mehr für fähig halte." — „Wenn die Uz, die Lessing, die Nicolai sich lustig machen über mich und die Erfüllung ihrer ehemaligen Weissagungen: — grand bien leur fasse!"

„Wieland triumphirt in seinem Elend!" schreibt Bodmer entrüstet, als er diesen Brief gelesen, am 29. August 1764.

Es kamen manche Umstände dazu, die Eindrücke seiner Schriften zu verschärfen. Noch gingen die Beziehungen zu Bibi fort, und zugleich hielt Wieland um die Hand der Frau v. Hiller an, die eben Wittwe geworden war. Auch das, sowie der Korb, den er erhielt, wurde theils durch Geßner, theils durch Sophie nach allen Seiten berichtet.

Zuletzt mußte doch noch Julie für den treulosen Liebhaber eintreten. Sie macht Usteri am 2. September 1764 auf das „enchainement de toutes ses circonstances" aufmerksam und „les effets imperceptibles qu'elles ont produites sur ses idées et ses sentiments". „La grande franchise a achevé de le perdre, il sentait assez qu'il eut été plus utile pour lui de menager la décence civile et de conserver son ancienne réputation, mais il ne peut et ne veut abuser personne. On devrait lui tenir compte de ce caractère de vérité qui le suit jusque dans les choses que les plus honnêtes gens aiment à cacher."

Das ist Wieland in der That nachzurühmen; auch forderte die moralisirende Richtung, in welche die deutsche Poesie durch die Leipziger gerathen war, eine gewisse Reaction heraus. Das Schöne hat keinen anderen Zweck als sich selbst. Dieser Grundsatz Winckelmann's machte sich nun auch in der Dichtung geltend, die doch nicht ausschließlich darauf ausgehen konnte, Seelen zu retten. In der älteren deutschen Dichtung war die derbe, ans Cynische streifende Darstellung sexueller Dinge nichts Seltenes gewesen; erst die Ehrbarkeit der Wolff-Gottsched-schen Schule hatte dem ein Ende gemacht. Die Lüsternheit des neufranzösischen Rococo war freilich etwas Anderes.

„Qui semel verecundiae fines transiit," schreibt Wieland im Mai 1764 an Geßner, indem er ihm den „Endymion" überschickt, „eum oportet graviter esse impudentem. Ich sehe voraus, daß ich bald eine Apologie werde nöthig haben. Die Sentiments eines Menschen bleiben immer, aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit... Sobald ich anders denke als ehemals, scheue ich mich auch nicht, es zu sagen."

„Endymion" war die erste der „Komischen Erzählungen", in denen Wieland sich dem erstaunten Publikum zeigte, wie er nun geworden war (1762 bis 1764); es folgten „Das Urtheil des Paris", „Ganymed", „Aurora und Cephalus", großentheils nach dem Lucian, aber die Zoten des alten Schriftstellers sind bei Weitem überboten.

Eudämonistisch war seine Gesinnung bereits, als er noch unter den Seraphen weilte; auch im Jenseits suchte er nur, was er sich vorläufig im Diesseits versagte: wollüstigen Farbenschmelz. Nun hatte er eingesehen, daß man das näher haben könne, und wie ein Mönch, der die Kapuze abgeworfen, tobte er lärmend gegen alle Ideale; die crudesten Farben waren ihm gerade recht, er konnte nicht

anders. Als Refrain geht durch die „Komischen Erzählungen“: alle Liebe ist nur verschleierter Geschlechtstrieb! Bei den Rococofranzosen hatte man das lange vorgetragen; Wieland aber warf sich auf die neuen Anschauungen mit der Hitze eines Neubekehrten; wenn er Alles, was über das Sinnliche hinausging, als Schwärmerei oder Heuchelei verspottete, glaubte er der Welt eine segensreiche Wahrheit zu verkündigen. Bei diesem Umschlag ist es zu verwundern, daß die Kritiker nicht noch heftiger über ihn herfielen, als es wirklich geschah.

Daß der neue liederliche Idealismus ebenso aus der Fremde importirt war, ebenso wenig mit dem wirklich deutschen Leben zu thun hatte als der alte ascetische, das merkte Wieland nicht: das Lächeln seiner vermeintlichen Grazie ist geziert und gezwungen wie bei den Vorbildern in Paris.

Im October 1765 heirathete Wieland. „Ich bin in meinen Arbeiten durch eine Vorfallenheit unterbrochen worden. . . Ich habe — eine Sottise gemacht, nicht wahr? — Dem sei, wie ihm wolle, ich habe ein Weib genommen oder, eigentlicher zu reden, ein Weibchen, denn sie ist ein kleines, wiewohl in meinen Augen ganz artiges Geschöpf, das ich mir, ich weiß selbst nicht recht wie, von meinen Eltern und guten Freunden habe zulegen lassen. Es ist nun so, ich bin zufrieden; meine Mitbürger auch, denn diese können nicht wohl leiden, wenn ihre Vorgesetzten unbeweibt sind. . . Meine junge Frau hat wenig oder nichts von jenen schimmernden Eigenschaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anlässe gehabt, ihrer satt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht gesehen habe. . . Sie ist doch hübsch genug für einen ehrlichen Mann, der gern eine Frau für sich selbst hat: eine Prätension, die man bei den großen Schönheiten vergebens macht. . . Sie ist kein bel esprit und hat keine einzige meiner Schriften gelesen.“

So war nun Wieland dahin gekommen, in der häuslichen Existenz von den poetischen Idealen völlig zu abstrahiren und sein ideales Bedürfniß theils im Harem seiner platonischen Jugenderinnerungen, theils in dem Gaukelspiel phantastisch-orientalischer Einbildungen zu sättigen. Sophie spielte immer die Hauptrolle; die Correspondenz ist mitunter sehr possirlich.

„Femme divine! comment peut-on vous connaitre, comment peut-on vous avoir aimé, et être sensible pour aucune autre femme du monde! Pour l'amour de Dieu, reprenez le voile qui me cachait Sophie! n'usez pas de ce pouvoir irrésistible que le ciel vous a donné de charmer, d'enlever, d'enchanter toutes les âmes sensibles!“

„Cruelle! vous ne sentez pas combien vous me devez de réparations! Vous qui avez privé le public et la postérité de tous les beaux vers que j'aurais faits, si vous aviez continué de jouer le rôle de ma Muse! vous qui êtes la véritable et unique cause de toutes les infidélités que j'ai fait à tant d'aimables femmes, m'ayant ôté le droit de vous aimer sans me rendre la faculté d'aimer autre chose que vous. Je m'en lave les mains! je suis fait pour n'aimer que vous, et je remplirai ma destinée!“

„Sans vanterie! on connaît un peu la carte du cœur féminin. — Um mich zu zerstreuen, sage ich maschinenmäßig einem artigen Mädchen oder Weibe Allerlei vor, was ich nur für Sie fühle. Die armen Schäfchen glauben mir aufs Wort und fühlen aus Erkenntlichkeit die schönsten Dinge von der Welt. Ich langweile mich; man merkt, daß der Herr nichts fühlt, und beklagt sich bitterlich. Man halte sich an Sie! Nicht als ob ich irgend eine Rückkehr von Ihrer Seite verlangte! Die verdiene ich auch nicht; ich liebe Sie, weil der Schicksalsschluß meines Horoskops mich dazu verurtheilt. Ich bin rasend über eine Treue, die ich mitten unter meinen Treulosigkeiten Ihnen bewahren muß. Nicht an mich muß man sich also halten, wenn — um doch endlich ein vernünftiges Wort zu sagen! — ein Blick von Sophie ausreicht, alle übrigen Weiber aus meinem Herzen zu vertreiben.“

In diesem Jargon geht es Bogen lang fort; die gute Ehefrau läßt sich bei der Gelegenheit immer der verehrten Freundin empfehlen, von der sie menschlich behandelt wird.

Da Wieland seine Schwärmerei überwunden hatte, bildete er sich ein, eine ungemeine Menschenkenntniß erworben zu

haben und die Menschen zu schildern, wie sie wirklich sind. Im Grunde führte seine Weisheit nur zu dem negativen Resultat, daß es auf Ueberzeugungen und Grundsätze nicht viel ankäme; Toleranz wäre die Hauptsache! „Ein Jeder reite vor mir sein kleines hölzernes Pferd nach seiner Weise, das ist der Wahlspruch meiner Kamöne!“

In der That ging Wieland in seinen Dichtungen nicht auf Darstellung der Wirklichkeit aus.

„Man muß nicht vergessen,“ schreibt Wieland's Freund und Biograph Gruber, „daß dies eine Zeit war, wo man, mit Beutelperrücken und ausgesteiften Reifröcken angethan, tonnenförmige Reifröcke, worin Damen staken, in Alleen herumführte, die so steif waren wie die Gevattergesellschaften, in denen das junge Mädchen unter einem hohen Frisurthurm eingeschnürt dasaß, während die alten Basen in Gottsched'scher Breite und Langweiligkeit sich allein vernehmen zu lassen das Recht hatten.“

Das war die Welt, in der Wieland lebte und der er im Grunde auch angehörte. Das war aber nicht die Welt, die er poetisch darstellen wollte. Er zeigte ihr vielmehr ein neues Ideal.

Ein Ideal, wie er es bei Crebillon, Voltaire und Gresset fand: die eleganten, leicht beweglichen Marquis, die kein anderes Geschäft hatten, als verliebte Abenteuer zu suchen; zierlich, geputzt, in den buntesten Farben. Und diese modernen Marquis versinnlichten ihm ein weiteres Ideal, wie er es in den Ritterbüchern fand, im Amadis, in den Fabliaux, im höheren Sinne bei Ariost, Cervantes und Shakespeare. In dies alte romantische Land, wo die feine Gesellschaft zu Hause war, wollte der Weltbürger einen Ritt machen, daß dem deutschen Pfahlbürger der Mund wässern sollte. Die freie Phantasie sollte gegen die Wirklichkeit ausgespielt werden.

Freilich suchte er das Ritterthum nicht als Gläubiger, so wenig es Ariost gethan; nur spielen wollte er mit den Idealen. Wie die alten Troubadours sann er in seiner einfachen Wohnung lustige Geschichten aus, um die vornehmen Gönner auf dem Fürstenschloß zu unterhalten, und namentlich die Chatelaine, welche zugleich die Dame seines Herzens war. Diese auserlesene Gesellschaft — und die ihr sonst im Reiche glichen — war dem materiellen Glanz seiner lüsternen Bilder zugänglicher als der Kreis des Bürgerthums, zu dem er gehörte.

Quellen für seine Erfindungen fand er genug in der reichen Bibliothek zu Warthausen, hauptsächlich französische, aber auch ein schönes Material für die englische Literatur. Es war ein glücklicher Griff, daß er bereits 1762 unternahm, Shakespeare's „Sommernachtstraum“ zu übersetzen; er führte die Arbeit mit Lust und Liebe aus und versuchte sich dann an weiteren Stücken des britischen Dichters, wobei er es sich freilich leichter machte: er übersetzte in Prosa, kürzte und besserte nach Belieben und schulmeisterte seinen Dichter in den Noten.

Die Hauptsache war ihm doch das eigene Dichten; er fühlte nun seine poetischen Schwingen kräftig sich regen.

„Ich amüsire mich,“ schreibt er im Juli 1766, „schon Jahr und Tag an einer Composition in Stanzen; von 1200 Strophen, die das Ganze ausmachen werden, habe ich schon den vierten Theil zu Stande gebracht, und unter uns, ich bewundere mich bisweilen selbst wegen des seltenen Talents, welches ich für die Reimerei habe. Aber — was für ein Stoff! was für Erfindungen! Was wird der ernsthafte philosophische, theologische, ökonomische und politische Geist unserer Nation zu einem Werk sagen, das in der ganzen poetischen Welt an Extravaganz seines Gleichen weder hat noch hoffentlich je bekommen wird. Die Quintessenz aller Abenteuer und Feenmärchen. . . Und unter dieser frivolen Außenseite Metaphysik, Moral, Entwickelung der geheimsten Federn des menschlichen Herzens, Kritik, Satire, Charaktere, Gemälde, Leidenschaften, Reflexionen, Sentiments — kurz Alles, was Sie wollen, mit Zaubereien, Geistergeschichten, Zweikämpfen, Centauren, Hydern und Gorgonen so schön abgesetzt und durch einander geworfen, in einem so mannigfaltigen Stil, so leicht gemalt, so leicht versificirt, so tändelhaft gereimt. Sie haben schwerlich jemals etwas so Drolliges gesehen als Idris und Zenide, diese heteroklitische Ausgeburt des geheimen Verständnisses meiner Muse mit irgend einem jungen Satyr.“

In der That möchte der Uebermuth dieses tollen Rittergedichts wohl das Höchste sein, zu dem Wieland's Muse sich aufgeschwungen hat; der Stil und der Aufbau der Fabel im „Oberon“ ist zwar weitaus vorzuziehen, aber man wird durch Einfälle einer wunderlichen Moralität gestört, von der im „Idris“ nicht die Rede ist.

„Die Welt ist längst der Kurzweil satt, den zornigen Achill, die zärtlichen Aeneen mit anderen Namen auferstehen und lächerlich verkappt in neuer Tracht zu sehen. Was im Homer das Recht uns zu gefallen hat, wird in der Neueren Mund oft schwülstig, öfter platt; und doch sich neue Bahnen brechen, heißt in ein Nest gelehrter Wespen stechen. Schreckt diese Furcht dich nicht und fühlt dein Busen Muth genug, so wage dich in Welten, worin die Phantasie als Königin befiehlt, wo alle Dinge nur so viel wir wollen gelten. Dem allgemeinen Ohr, für das der Dichter spielt, mißfällt die Wahrheit oft, das Ungereimte selten.“

Der Dichter unternimmt also einen Ritt in das alte romantische Land der Feen, Ritter und Liebesgötter, etwa in der Weise des Meisters Ariost. „Durch ein verwickeltes Gewinde von Feerei und Wundern fortgeführt, sei, wer dich liest, besorgt, wie er heraus sich finde, und nahe stets dem Ziel, indem er es verliert.“

In der That laufen im „Idris“ die Fäden gerade so verworren durch einander wie im „Rasenden Roland“. Aber Ariost verfügte über eine wohlbekannte, vielfach bearbeitete, mit der ganzen Bildung der Zeit verflochtene Sagenwelt; dadurch kommt bei aller Tollheit der Erfindung in die Thatsachen wie in die Figuren eine größere Consistenz, alles Einzelne sieht man sehr deutlich. Bei Wieland ist gar nichts gegeben, Alles ist willkürlich, Alles verschwimmt ins Blaue. Sein Zweck ist Reichthum der Bilder, und Einzelnes ist in der That kunstvoll ausgeführt, z. B. die Versteinerung der in einer wüsten Orgie begriffenen Gruppe von Faunen und Centauren; aber das Ganze ermüdet. Eigentlich geht in dieser Schlaraffenwelt, wo das Schwert nur zum Schein gezückt wird, gar nichts vor, das Heldenthum ist ein wohlfeiles Geschäft geworden, und auch die Genüsse in dieser weichen, lauen, erschlaffenden Atmosphäre kommen immer auf dasselbe heraus: persische Weine, kostbare Perlen, elegante Toiletten, blendend weiße Körper, schmachtende Augen, wollüstige Küsse u. s. w. Man würde wie im Traum sein, wenn für den Traum die Erzählung nicht zu lärmend wäre. Die ganze Atmosphäre hat etwas ungesund Weiches, Erschlaffendes.

Von den beiden Helden geht Idris einer Dulcinea nach und bewahrt in Treue, trotz aller Angriffe, die Tugend, während Itifall unbesehens jede Schöne an sein Herz drückt. Wer behält Recht? — Wieland hat die Geschichte nicht zu Ende geführt.

„Idris muß, so gut wie die koïsche Venus, ein ewiger Torso bleiben, denn die folgenden Situationen sind in der That insoutenabel!“ so schrieb Wieland, als er (April 1767) sieben Gesänge fertig hatte. In der That kam auf den Ausgang wenig an, die Richtung ist deutlich genug.

Merkwürdig ist das Gedicht durch das Bemühen, eine neue Kunstform zu schaffen. Im Wesentlichen geht Wieland auf der Bahn Hagedorn's und Gellert's weiter: der Alexandriner liegt zu Grunde, aber er wird frei behandelt, mit beliebigen Abkürzungen, und doch wird ein gewisser Strophenbau angestrebt. Aber die Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit des poetischen Ausdrucks hat durch ihn sehr gewonnen. Im „Amadis“ versucht er es anders: die hüpfenden Anapäste sollen eleganter klingen, in der That verschleppen sie das Interesse; der „Oberon“ reiht sich in der Hauptsache wieder dem „Idris“ an. Für eine Reihe Dichter dritten Ranges, namentlich in Süddeutschland, wo die feine Gesellschaft nichts Anderes lesen wollte, machte diese Form Schule.

Der „Neue Amadis“ macht wieder Jagd auf Ideale, eine Liebesirrfahrt folgt immer auf die andere: Leoparde, Chatouilleuse, Colifichon, Dindonette u. s. w. — Die Originale gab die Gesellschaft zu Warthausen her. Ziemlich starke Dinge gehen vor. „Ich bitte tausendmal ab, daß solche Lästerungen, wobei mir selbst die Haare zu Berge stehen, auch nur in der dritten Person aus meinem Munde gehen! Doch wär' es billig, den Mann, der uns Vergnügen schenkt und scherzend

Weisheit lehrt, für fremde Sünden zu hassen?" — Am Schluß der Irrfahrten gewinnt eine geistreiche Häßliche, deren Name Olinde anagrammatisch an Bondeli erinnert, den Preis; das Gedicht erschien erst 1771.

„Ich habe," schreibt Wieland (August 1766) an Zimmermann, „eine Menge Sujets, das Publikum wird vielleicht eher müde werden zu lesen als ich zu reimen: so groß ist der Reiz bei diesem seltsamen Hexenwerk... Sie werden erschrecken, wenn ich Ihnen von einem heroisch-komischen Gedicht sage, dessen Held — Alexander der Große sein soll! Die Romanschreiber schildern Helden, wie sie nie gewesen sind; auch die Geschichtschreiber schieben uns oft statt der wirklichen idealische Personen unter. Nun meine ich, es würde lustig zu lesen und nicht unnützlich sein, die Helden einmal zu schildern, wie sie wirklich sind, das heißt als eine Art von Don Quixoten... Mein Held soll ein außerordentliches Gemisch von heroischen und komischen Zügen sein, und seine Begebenheiten so romanhaft, daß sie noch interessiren, ungeachtet sie in ein komisches Licht gestellt werden und durch Entdeckung der wahren Sprungfedern vom Wunderbaren unendlich verlieren."

Eine Art von Don Quixote sollte auch sein „Agathon" sein. Geplant war der Roman schon früh. „Ich schildere," schreibt er im Januar 1762, „mich selbst, wie ich in den Umständen Agathon's gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünsche." Der erste Band erschien 1766, der zweite 1767.

Also eigene Erlebnisse, aber nach Griechenland in der Zeit des Sokrates zurückverlegt: der erste Culturroman, den wir in Deutschland haben. Freilich werden die griechischen Sitten stark nach französischen Modellen ausgemalt.

Der schöne Agathon, wie der Jon des Euripides, wird in Delphi zum Priester erzogen und, ohne daß er es merkt, von der verehrten Pythia mit wilder Liebe verfolgt. Er hat eine unschuldige Neigung zu Psyche, die sich später als seine Schwester erweist; er ist Schwärmer, wie Wieland zur Zeit der seraphischen Gedichte. Durch sonderbare Zufälle kommt er als Jüngling an die Spitze der Republik Athen und regiert recht gut, wenn auch etwas schwärmerisch; der Undank der wankelmüthigen Republikaner schickt ihn in die Verbannung. — So finden wir ihn bei Eröffnung des Romans. Eine Schar rasender Mänaden will ihn zerreißen oder todtküssen, eine prächtige Scene. Seeräuber nehmen die ganze Schar gefangen; auf dem Schiff findet er Psyche wieder, die durch die Eifersucht der Pythia aus Delphi vertrieben war; in Smyrna wird er als Sclave verkauft. — Erfindung und Farbe sind durchweg aus Heliodor, aber die Nachbildung ist vortrefflich.

Nun aber tritt die lehrhafte Seite des Dichters hervor. Agathon's neuer Herr, Namens Hippias, ein atheistischer Doctrinär, will ihn zu seinem gelehrigen Schüler machen und disputirt mit ihm über die Natur der Liebe, der Tugend, der Glückseligkeit sehr ausführlich, sehr oberflächlich und sehr langweilig. Hippias' Weisheit ist ungefähr die des Helvetius, also nicht Wieland's Meinung. Es gelingt dem Sophisten nicht, den jungen Platoniker zu bekehren, der ihm vielmehr mit glühender Röthe im Gesicht, ein zürnender Apoll, antwortet: „Du erklärst die Ideen von moralischer Vollkommenheit für Phantasien. So wie ich hier bin, Hippias, biete ich den Verführungen aller deiner tanzenden Cyanen Trotz; eine einzige jener Phantasien ist hinreichend, all' deine Blendwerke zu zerstreuen. Die Schwärmerei der Tugend würde den Erdboden in ein Elysium verwandeln, wenn nicht deine Grundsätze, so weit ihr Gift reicht, Elend und Verderben ausbreiteten!"

Den ungelehrigen Knaben zu beschämen, führt ihn Hippias in das Haus einer vornehmen Buhlerin, der schönen Danae, ehemaligen Geliebten des jungen Cyrus. Diese läßt die gefährlichsten Künste spielen, und die Erzählung wird wieder sehr unterhaltend. Agathon hatte zu sehr auf seine Grundsätze gebaut. „Die Stärke seiner Empfindungen rieb sich an sich selbst ab. Seine Einbildungskraft pflegte in solchen Fällen so lange in geradem Lauf fortzuschießen, bis sie sich genöthigt fand, umzukehren. Nun glaubte er, daß seine Leidenschaft für Danae durch die Vollkommenheit des Gegenstandes gerechtfertigt würde." — Danae siegt.

„So vorzüglich ihm vorher die un-

schuldigen Freuden der ersten, noch unerfahrenen Liebe schienen, so wesenlos fand er sie jetzt im Vergleich mit dem, was ihn Danae in ihren Armen hatte erfahren lassen! Das bloße Andenken setzte sein Blut in Feuer und seine Seele in Entzücken. Psyche schien zu nichts Anderem bestimmt gewesen zu sein, als die Empfindlichkeit seines Herzens zu entwickeln und ihn fähig zu machen, die Vorzüge der unvergleichlichen Danae zu empfinden."

Hippias scheint also Recht zu behalten: gerade der Idealismus hat den Idealisten im entscheidenden Augenblick wehrlos gemacht. „Wir werden uns kaum verwundern können, wie es zuging, daß unser Held sich endlich unvermerkt auf einem Punkt fand, wo ihn, da er die Grundsätze des Hippias mit einem so feurigen Unwillen von sich wies, vermuthlich nur die schlauesten Kenner des menschlichen Herzens mögen erwartet haben; nämlich da, wo ihm ein großer Theil seiner vormaligen Ideen, an denen er erst nur zu zweifeln angefangen hatte, nun ganz thöricht und belachenswerth vorkam."

Aber das soll nicht das letzte Wort sein: Hippias wird beschämt, da er zu triumphiren glaubt, die schöne Danae hat gesiegt, aber nicht durch rohe Sinnlichkeit, sondern weil sie selbst eine schöne Seele ist — Ausdruck und Begriff treten hier zum ersten Mal in einer gewissen Breite auf — und sie selbst wird durch die Liebe umgewandelt.

„Es wird Kopfarbeit brauchen," schreibt Wieland an Zimmermann, „den Agathon, nachdem er alle Media wird durchgegangen sein, wieder an eben den Punkt zu bringen, von dem er ausgegangen ist. Der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem vierzigsten Jahre in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im fünfundzwanzigsten losgerissen."

In dieser Ungewißheit blieb der erste Theil stecken; als Vermittelung zwischen Plato und Epikur erfand der Dichter dann den Pythagoreer Archytas, der nach dem Höheren strebt, ohne doch der Schwärmerei zu verfallen.

Indeß soll auch der politischen Weisheit Rechnung getragen werden. Agathon geht, nicht mehr als Platoniker, sondern weltklug, aber doch noch sittlich, zum Tyrannen Dionys, und Danae wird eine tugendhafte Matrone, der Agathon, als er sie später wiederfindet und ihre Geschichte erfährt, ehrerbietig die Hand küßt. Es wird nachträglich gezeigt, durch welche Verführungen diese „ursprünglich edle Seele" vom Pfad der Tugend abgekommen; wie man selbst ihre edelsten Regungen gegen sie mißbraucht hat. Obgleich aber diese Vorgeschichte sie entschuldigt, legt sie sich doch selbst, sittlich geläutert, die Buße auf, dem Besitz des geliebten Agathon zu entsagen: „und so," setzt Lessing's Bruder hinzu, „die größte Pflicht zu unterlassen, die der Weltbürger haben kann."

Die große Politik, welche Wieland seinen nunmehr welterfahrenen Helden am Hofe des Tyrannen Dionys treiben läßt und welche den Idealisten Plato beschämen soll, sieht altklug genug aus: er ist in seinen Mitteln nicht wählerisch, und weiß sich allen möglichen Launen anzubequemen; aber das Ende ist doch, daß er ebenso erfolglos abziehen muß als Plato.

Die Vollendung des „Agathon" nahm noch mehrere Jahre in Anspruch. Wiederholt hat Wieland versucht, moderne Sitten, Empfindungen und Interessen nach Griechenland zu projiciren. Darunter ist Vieles ganz schwach: nur die „Abderiten" und „Aristipp" lassen sich sehen. Der Letztere enthält ein Gesammtgemälde des sokratischen Zeitalters, reichhaltig und nicht schlecht componirt; die einseitige Parteinahme für die aristippische, d. h. eudämonistische Philosophie, für das geräumige Dasein kluger, dem Genuß ergebener Weltleute macht den Verfasser ungerecht gegen Plato und seine Schule. Dagegen kommt die schöne Hetäre Laïs besser heraus als Danae.

Das Buch erschien ein volles Menschenalter (dreiunddreißig Jahre) nach dem „Agathon"; in den Gesinnungen hat sich nichts geändert, das Glückseligkeitsprincip hat sich nur dogmatischer abgerundet.

Festgesetzt hatte sich diese Gesinnung schon in der Periode des „Idris" und „Agathon", wenn auch nicht ohne innere Kämpfe: Wieland hatte sich zu weit vor-

gewagt und fragte sich, ob er nicht einige Schritte zurückthun müsse!

Im Januar 1767 spricht er sich sehr niedergeschlagen aus über die allgemeinen Angriffe gegen seine „Komischen Erzählungen“; warum tritt Keiner auf, die Moralität derselben zu erweisen? Fast hat er Lust, sie ins Feuer zu werfen. Aber schon im März 1767 ist die Stimmung umgeschlagen. „Sie sollen mich nicht mehr in diesem albernen weinerlichen Ton pinseln hören. Ich habe nun meinen Kopf aufgesetzt.“

Sehr bestärkt wurde er darin durch den stürmischen Beifall der Klotzianer, die den gesinnungsverwandten Dichter als den Ihrigen mit Jubel begrüßten; in Süddeutschland, namentlich in Oesterreich, wurde er nun unbestritten der große Mann und machte Schule.

Um indeß der Welt auch das Positive seiner Lehre nicht vorzuenthalten, schrieb er „Musarion oder die Philosophie der Grazien“, halb in Prosa, nach französischen Mustern. Grazien und Philosophen sind bei Wieland immer physiognomielos, daher zum Verwechseln ähnlich.

Der junge Phanias, von der schönen Musarion kalt behandelt, weil er sie mit seinen Schwärmereien langweilt, zieht sich mit einem Stoiker und einem Pythagoreer in eine abgelegene Hütte zurück, um dort dem Nachdenken und der Tugend zu leben. Dort sucht ihn Musarion auf und beschämt die Philosophen: der eine betrinkt sich und übernachtet im Stall, der andere ergiebt sich sinnlichen Genüssen. In Musarion's Schule lernt nun der junge Mann „die reizende Philosophie, die, was Natur und Schicksal uns gewährt, vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt; die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht; nicht wissen will, was alles das bedeute, was Zeus aus Huld in räthselvolle Nacht vor uns verbarg, und auf die guten Leute der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind, nie böse wird, nur lächerlich sie find't und sich dazu, sie drum nicht minder liebet, den Irrenden bedauert und nur den Gleißner flieht; nicht stets von Tugend spricht noch von ihr sprechend glüht, doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet...“

„Musarion ist eine getreue Abbildung meines Geistes — das milde Licht, worin sie die menschlichen Dinge sieht, das Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinn; der leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte vom Wahren abzuscheiden weiß; die sokratische Ironie, welche mehr das allzu strenge Licht einer die Eigenliebe kränkenden oder schwachen Augen unerträglichen Wahrheit zu mildern sucht, als Anderen die Schärfe ihres Witzes zu fühlen giebt; die Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur, welche mit all' ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen: alle diese Züge sind die Lineamente meines eigenen Geistes und Herzens.“

„Ich habe keine andere Ressource gegen die unendlichen Mißbehaglichkeiten meiner größtentheils mit Dingen, die meiner Natur zuwider sind, beschäftigten Lebensart. Ich kann nur durch Empfindungen und Vorstellungen glücklich sein, und da die meisten Gegenstände um mich her nicht fähig sind, zu meiner Glückseligkeit beizutragen, so bleibt mir nichts übrig, als à peu de frais so angenehme Empfindungen und Ideen selbst zu machen als möglich. Sokrates und Harlekin sind meine Lieblingscharaktere, und Yorik mehr als einer von Beiden, weil er Sokrates und Harlekin zugleich ist.“

Diesmal war die Anerkennung groß und allgemein. „Unsere Sprache hat kein Gedicht, wo alle die mannigfaltigen Reize der Dichtkunst so glücklich vereint und Scherz und Weisheit so vortrefflich vermählt würden.“ Die Klotz'sche Schule war am lautesten in ihrer Bewunderung. Außerordentlich stark wirkte das Buch auf den jungen Goethe, der es in Leipzig kennen lernte.

Wenn der laute Beifall der übel beleumdeten Klotzianer, für den Absatz seiner Schriften sehr günstig, in den Augen Vernünftiger dem Dichter nur schaden konnte, so wurde ihm dafür eine Anerkennung zu Theil, wo er es am wenigsten erwartet hatte.

„Agathon,“ schreibt Lessing, „gehört unter die vortrefflichsten Werke unseres Jahrhunderts, scheint aber für das deutsche Publikum noch viel zu früh geschrieben zu sein. In Frankreich und England

wäre der Name des Verfassers auf allen Zungen. Mit der äußersten Befremdung nehme ich wahr, welches tiefe Stillschweigen unsere Kunstrichter darüber beobachten oder in welchem kalten und gleichgültigen Ton sie davon sprechen."

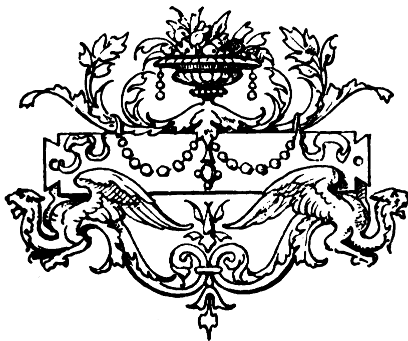
Dieser Beifall des großen Kritikers, der früher nichts von ihm hatte wissen wollen, mußte Wieland um so mehr erfreuen, da fast gleichzeitig mit „Agathon", „Idris" und „Musarion" Schriften erschienen, die eine ganz entgegengesetzte Richtung einschlugen: Klopstock's vaterländische Oden, die Hermannsschlacht, das Gedicht eines Skalden, Ugolino, Ossian, die Barden, Herder's Fragmente und kritische Wälder (1769). Mehr und mehr ballten sich die zerstreuten Gruppen der deutschen Literatur zu zwei schroff entgegenstehenden Gruppen zusammen.

Die eine dieser Gruppen ging auf das Vaterländische, das Volksthümliche, das Historische aus: sie stellte das deutsche und das nordische Alterthum höher als die abgeblaßte Gegenwart; sie suchte sich an den verwandten Stamm der Engländer anzulehnen; sie kämpfte gegen die Franzosen als die Vertreter des Allerweltsverstandes.

Der berühmte Mann dieser Richtung war Klopstock in der zweiten Periode seines Schaffens; der eigentlich geistige Führer war Herder.

Die andere ging auf der Spur der Franzosen. Sie sah das Höchste des Lebens im gebildeten Genuß, der freilich nicht ins Uebermaß ausschweifen dürfe; sie war gleichgültig gegen die Unterschiede der Völker, ablehnend gegen die religiösen Ansprüche des Gemüths, unempfänglich für das Historische; für sie existirte nur das Gegenwärtige und Sinnliche. Die Welt, in der sie wirklich athmete, war das Rococo; gern aber projicirte sie diese Form der Bildung in griechische Geschichten. Der Weltbürger spottete des Patrioten.

Wieland, der Führer dieser Richtung, ist später überholt worden; wir dürfen aber nicht undankbar gegen ihn sein, denn er hauptsächlich hat es bewirkt, daß unsere Dichtung nicht aus dem Enthusiasmus in Schwulst, aus nationalem Selbstgefühl nicht in nationale Vornirtheit übersprang.





Ein lustiges Buch.

Von

Friedrich Spielhagen.

in lustiges Buch! ein Buch, dem die Lebenslust des Autors — die Lust zum Leben und am Leben — mit hellen Augen aus jeder Zeile blickt und in dem rechten Leser eben diese Lust wach ruft, anfeuert und kräftigt!

In dem rechten Leser! Es mag auch solche geben, denen es weniger, vielleicht gar nicht zusagt; die dem freilich manchmal übermüthigen Spaße, dem oft genug recht krausen Humor des lustigen Autors keinen Geschmack abgewinnen können; aber ich fürchte, daß diese difficilen Leute dem mürrischen Vogel gleichen, der durchaus nicht herauszufinden vermochte, wo in aller Welt der Humor steckte in der Geschichte von der blauen Elster, die in dem Buche vorkommt und die ich zum hoffentlichen Ergötzen des rechten Lesers weiter unten erzählen will.

Das lustige, ergötzliche Buch aber, von dem ich spreche, ist Mark Twain's: „A tramp abroad",* ein Titel, welchen man mit: „Eine Fußtour in der Fremde" ungefähr wiedergeben könnte.

Mark Twain gehört zu jenen Skizzisten, die der Stolz der amerikanischen Literatur sind. Und das Letztere mit Fug und Recht. Denn sie — die Twains, die Holmes, die Bret Hartes — sind es, welche in ihrer Sonderart der Physiognomie dieser Literatur den einzig wahrhaft originellen Zug verleihen.

Sonst könnte man einen derartigen originellen Zug etwa nur noch in der amerikanischen Lyrik entdecken. Aber auch hier — sobald wir Edgar Allan Poe ausnehmen, der allerdings ein lyrischer Charakterkopf von ganz einzigem Gepräge ist — treffen wir selbst bei den Besten — den Longfellow, Bryant, H. Stoddard, Ch. F. Hofman, Gallacher, B. Taylor u. A. — überall auf Spuren, welche sehr sichtbar und oft ganz direct zu den großen Lyrikern der alten, erbgesessenen Literaturen der Engländer, Deutschen, Franzosen: zu Byron und Moor und Tennyson, zu Goethe und Uhland und Heine, zu Victor Hugo, Lamartine, A. de Musset zurückleiten. Und was in dieser Lyrik ganz specifisch amerikanisch ist: die Neigung zum Descriptiven einerseits und andererseits die moralisirende Tendenz, erscheint nach unseren ästhetischen Begriffen viel eher eine Abminderung als eine Erhöhung des poetischen Werthes. Ich habe mich über diese Verhältnisse in der Einleitung zu meinen „Amerikanischen Gedichten" * des Weiteren ausgesprochen und muß mir erlauben, den Leser auf jenen Aufsatz zu verweisen. Ich könnte mich, wollte ich hier dieses Thema erörtern, eben nur

* „A tramp abroad" by Mark Twain. In two volumes. London, Chatto & Windus, 1880.

* Vermischte Schriften. Supplementband zu der Gesammtausgabe meiner Werke.

wiederholen und wüßte auch, trotzdem bereits über zehn Jahre seit der Abfassung jenes Essay verflossen, kaum etwas zur Ergänzung hinzuzufügen. Nicht weniger gilt, was ich damals von den anderen Zweigen der amerikanischen schönen Literatur gesagt, noch heutigen Tages, wenn wir ein Dutzend neuer Namen, die mittlerweile aufgetaucht sind, den alten anreihen. Noch heute kann von einem amerikanischen Drama schlechterdings nicht die Rede sein; noch heute ist der amerikanische Roman- und Novellenleser, falls er nicht vorzieht, gleich bei den Quellen zu schöpfen, auf mehr oder weniger gelungene Nachahmungen angewiesen, die höchstens durch das besondere Local, durch gewisse specifische Verhältnisse, Sitten und Gebräuche einen Schein von Selbständigkeit und Originalität erlangen. Schriftsteller ersten Ranges, die man den großen Romanciers bei uns, den Engländern oder Franzosen auch mit allen möglichen Reservationen an die Seite stellen könnte, fehlen vorläufig jenseits des Oceans so gut wie alte Schlösser und Basalte. Und ich kann da mit dem besten Willen keine Ausnahme statuiren. Hawthorne, der noch am ehesten dazu qualificirt erscheint, ist meiner Ansicht nach weit überschätzt. Seine schriftstellerische Manier — denn von Stil kann keine Rede sein — ist so verschnörkelt wie sein „Haus mit den sieben Giebeln“, und der „Scarlet-Letter“ des Imitators brennt durch die reichlich aufgetragene Tünche prätendirter Originalität überall durch; Edgar A. Poe, der sich als Lyriker auf dämonischem Flügelpferd in die höchsten Lüfte schwingt, trollt als Novellist, ein geduldiger Schildknappe, hinter unseren romantischen Rittern einher und mit Vorliebe hinter denen von der traurigsten Gestalt.*

Nur einen neuen, frischen Zweig hat der Baum der amerikanischen Literatur seitdem getrieben; oder wenigstens ist ein vorhandener älterer Zweig mit einem jungen Reis oculirt worden, das trefflich gediehen und dessen Blüthen nur noch eine entfernte Aehnlichkeit mit denen jenes älteren aufweisen.

* Vergleiche den interessanten und lehrreichen Artikel, welchen unsere Hefte in der Julinummer dieses Jahres aus der Feder Hjalmar H. Boyesen's brachten. Boyesen ist selbst ein ausgezeichneter Novellist, wie er uns durch „Glitzer-Brita“ bewiesen; aber ich möchte glauben, daß er seiner norwegischen Geburt sehr viel und mehr noch — wenigstens in unseren Augen — seiner deutschen Bildung verdankt. Anmerk. d. Verf.

Eine so entfernte, daß man getrost von einer neuen Species sprechen kann. Man halte nur eines der Stücke aus Washington Irving's „Sketch-Book“ neben eine der Piecen der modernen Skizzisten. Das ist nicht bloß ein Unterschied des Colorits, der Stimmung, wie ihn die Zeit nothwendig mit sich bringt; das ist eine fundamentale Differenz in der Erfassung der Aufgabe, in der Wirkung, die man beabsichtigt, und zu deren Realisirung man nun folgerichtig auch zu ganz anderen Mitteln greift.

Vielleicht sind, wenn man genau zusieht, Irving's köstliche Bilder gar keine Skizzen im eigentlichen Sinne, sondern eben bereits wirkliche, mit allem Fleiß und aller minutiösen Sorgfalt bis in die kleinste Einzelheit ausgeführte Bilder. Genrebilder natürlich. Die Skizze im eigentlichen Sinne führt nicht aus, sie deutet nur an; sie ist ein Johannes, der auf einen Größeren vorbereitet. Aber, wohlgemerkt: diese Hindeutung, diese Vorbereitung muß ernsthaft gemeint, das heißt: die Skizze muß ein Keim sein, in welchem virtualiter bereits das Kommende steckt, wie die Eiche in der Eichel; das heißt, nur von rechten, echten Meistern können, ebenso wie nur von ihnen wahrhafte Kunstwerke, echte, rechte Skizzen ausgehen. Was häufig genug unter diesem Namen umläuft und auf den Markt gebracht wird und eifrige Abnehmer findet, das ist meistens dilettantisches Irrlichteriren oder der Versuch eines Halbmeisters, die Unzulänglichkeit, deren er selbst sich mehr oder weniger bewußt ist, hinter einer scheinbar gewollten Nachlässigkeit und Flüchtigkeit mehr oder weniger geschickt zu verbergen.

Freilich, wenn die Ansprüche, die ich an die wirkliche Skizze mache, berechtigt sind, kann man die junge amerikanische Skizzistenschule auch nur cum grano salis so nennen. Zuerst hat Keiner dieser Schule bis jetzt seine volle Meisterschaft durch ein großes vollendetes Werk bewiesen; wohl aber ist das Gegentheil wiederholt eingetreten, unter Anderem bei Bret Harte, dessen Gabriel Conroy für mich ein vollgültiger Beweis ist, daß man höchst ergötzliche

„Condensed Novels“ und sehr interessante und pikante „Tales of the argonauts“ schreiben und auf dem Gebiete des eigentlichen Romans ein ausgesprochener Stümper sein kann, der nicht weniger als Alles zu lernen hat. Denn in der Kunst besteht das alte Wort: „Aller Anfang ist schwer“ nicht zu Recht; man muß es vielmehr in sein Gegentheil verwandeln und sagen: aller Anfang ist leicht, so leicht, wie es ist, eine Frage aufzuwerfen, deren Beantwortung einen weiseren Mann erfordert, als der Frager sich zu sein rühmen darf.*

Vielleicht aber zu sein sich gar nicht rühmt, gar nicht prätendirt!

Und mit diesem Einwurf komme ich zur eigentlichen Signatur der modernen amerikanischen Skizzisten.

In der Vorrede zu den „Innocents abroad“ heißt es: „Dies Buch ist das Buch eines Jünglings auf seinen ersten Reisen — Jahre sind seitdem vergangen, ich bin ein Mann geworden. Wie kann ein Mann eines Jünglings Buch umarbeiten, ohne es zu verderben? Die Sache ist unmöglich. Ich würde einfach hier und da einen soliden Ziegelstein von Unwissenheit herausschlagen und dafür einen nichtsnutzigen Lehmkloß unsicherer Gelehrsamkeit einfügen; herausschlagen des Knaben keckes Selbstvertrauen und einfügen des Mannes hinterhaltige Predigt. Das Resultat würde ein Buch sein, das sich trefflich eignete, um Feuer damit anzumachen.“

Gewiß hat der Autor, indem er sich so entschied, das Rechte getroffen; aber ich möchte sagen: die Werke dieser Skizzisten sind sämmtlich Bücher von Jünglingen auf ihren ersten Reisen, wobei die Verfasser selbstverständlich weder Jünglinge noch ihre Werke Reisebücher zu sein brauchen.

Und möchte hinzufügen: diese Werke sind um so trefflicher, je deutlicher ihnen jener Stempel der frisch-frei-frohen soliden Unwissenheit aufgeprägt ist, die mit nichten männliche Weisheit sein will und doch über Alles und Jedes mit souveräner Sicherheit spricht und urtheilt; des Entdeckungseifers, dem Alles neu ist, wenn er es sich nicht bereits an den Schuhsohlen abgelaufen hat; des kecken Wagemuthes, dem es eine Kleinigkeit däucht, die harte Auster der Welt zu öffnen, wenn sich das überall der Mühe verlohnt.

Ich habe, indem ich die Weise der jungen Schule zu charakterisiren suchte, unwillkürlich einen Ton angeschlagen, welcher an den Grundton anklingt, auf den alle diese Producte abgestimmt sind.

Dieser Grundton ist der Humor.

Nicht der zarte, sinnige, gemüthvolle Irving's, in welchem stets die Sehnsucht nach einem Ideal zittert, das jenseits der Wolken schwebt, sondern ein derber, kecker, oft frecher, der sich nicht prometheisch trotzig mit festen Knochen auf die wohlgegründete, dauernde Erde stämmt, vielmehr behaglich-lässig auf derselben umherschweift, wie auf einem Jahrmarkt, und sich gegen die ewigen Götter nicht sowohl ereifert, als ihnen ganz einfach ein Schnippchen schlägt.

Philosophie, Wissenschaft — das sind ja sehr schöne Dinge, aber sich den Kopf zerbrechen, um ihren Geheimnissen nachzuspüren — nun, damit wird es sich wohl verhalten wie mit dem Besteigen der Alpen: „Wahrscheinlich giebt es kein größeres Vergnügen als das Erklimmen einer gefährlichen Bergspitze; aber es ist ein Vergnügen, das sich ganz genau auf diejenigen beschränkt, welche ein Vergnügen daran finden können.“**

Und die heilige Kunst!

„Ich machte eine Skizze unseres Auszuges aus Heilbronn. Es ist kein vollendetes Werk, es ist nur, was die Künstler eine Studie nennen — ein Ding, nach welchem man ein richtiges Gemälde machen will. Diese Skizze hat einige Mängel; zum Beispiel, der Wagen kommt nicht so schnell vorwärts wie das Pferd. Das ist falsch. Sodann: die Person, welche vor dem Gefährt ausweicht, ist zu klein; sie ist aus der Perspective, wie wir sagen. Die zwei oberen Linien sind nicht der Rücken des Pferdes, es sind die Zügel; es scheint ein Rad zu fehlen — das

* „Durch zweier Zeugen Mund —.“ Der Leser wird den Satz: „Aller Anfang ist u. s. w.“ in fast denselben Worten in Auerbach's „Aus der Schule der Dichtkunst“ finden, ohne daß wir über unsere Themata und deren Behandlung vorher auch nur im mindesten mit einander communicirt hätten — für mich ein neuer hocherfreulicher Beweis der Identität des Standpunktes, von welchem mein verehrter Freund und ich die ästhetischen Dinge betrachten und beurtheilen. Anmerk. d. Verf.

** A Tramp II, 64.

würde selbstverständlich auf dem Gemälde verbessert werden. Das Ding, das da hinten wegfliegt, ist keine Flagge, sondern ein Vorhang. Das andere Ding oben ist die Sonne, aber ich habe sie nicht hinreichend gefernt. Ich erinnere mich jetzt nicht mehr, was das Ding ist in Front des laufenden Mannes; aber ich denke, es ist ein Heuhaufen oder eine Frau. Diese Studie wurde in dem Pariser Salon von 1879 ausgestellt, aber erzielte keine Medaille; sie geben keine Medaillen für Studien." *

Diese reizende Selbstpersiflage bezieht sich nun allerdings speciell nur auf die edle Kunst der Malerei, in welcher der Autor offen bekennt, ein Stümper zu sein; aber er bekennt nicht minder offen, von der Musik absolut nichts zu verstehen und nichts von der Archäologie u. s. w. u. s. w. Und sollte er nicht wissen, daß seine wirklichen Skizzen vielfach nach dem Recept jenes „Heilbronner Auszuges" gearbeitet sind, so kann man eben nur sagen: er spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Aber der Schalk weiß es sehr wohl. Er und die ganze Schule haben diesen wissenschaftlich-künstlerischen Dilettantismus in ein System gebracht, in ein wohlüberlegtes, sogar sehr kunstvolles System, also daß die scheinbare Kunstlosigkeit gewissermaßen wieder zur Kunst wird. Und deshalb und weil sie daraus kein Hehl machen, sondern es frank und frei bekennen und sich zur Ehre anrechnen, unterscheiden sie sich ebenso von den idealen Skizzisten in der Art Irving's als von den unbewußten Dilettanten und den auf Täuschung ausgehenden Halbkünstlern.

Ein ganz specifisches Unterscheidungszeichen, auf das ich noch besonders aufmerksam machen möchte, ist die Freiheit, mit der sie sich der Caricatur bedienen. In der That sind sie zur Erreichung ihrer Zwecke auf dieses künstlerische Mittel hingewiesen, wie der wahre Humor es überall ist. Denn die Caricatur ist das komische Ideal; die Caricatur vernichtet radical das Häßliche, indem sie es zum Uebermaß treibt und gerade dadurch auf die Schönheitslinie hinweist, von der sie so weit als möglich abweicht. Und so bewirkt in kräftigen Gemüthern eine gelungene Caricatur dieselbe Katharsis der Seele, auf welche die schöne Kunst hinarbeitet.

So darf ich „A tramp abroad", in welchem der Humor Mark Twain's mit nicht keckerer, aber viel sichererer Hand als in den „Innocents abroad" nach der komischen Palme greift, mit Fug und Recht ein Befreiung bringendes, Heiterkeit spendendes, in jedem Sinne lustiges Buch nennen.

Und nun zum Schluß das oben versprochene Geschichtchen. Nicht als ob es das beste wäre, was der Autor zu bieten hätte! Keineswegs! A Tramp enthält mindestens ein Dutzend Episoden, die ich ebenso gut hätte herausgreifen können, um dem Leser eine Probe von der Weise unseres Autors zu geben. Die Uebersetzung — aber der Leser weiß, daß einen Humoristen zu übersetzen ungefähr ebenso leicht ist, als den Flug einer Schwalbe zu beschreiben, und so denn ohne weitere Vorrede mit dem Selbstvertrauen des modernen amerikanischen Skizzisten die „Geschichte von der blauen Elster".*

* *
*

Natürlich sprechen Thiere mit einander, darüber kann gar kein Zweifel sein; aber ich vermuthe, es giebt wenig Leute, die sie verstehen. Ich habe nur Einen gefunden, der sie verstand; wenigstens versicherte er es mich, und ich glaube es. Es war ein guter, harmloser Goldgräber mittleren Alters, der in einem einsamen Winkel Californiens zwischen den Wäldern und Bergen eine lange Reihe von Jahren gehaust und die Gewohnheiten seiner einzigen Nachbarn: der Vögel und der Thiere des Waldes, studirt hatte, bis er überzeugt war, jede ihrer Aeußerungen genau übersetzen zu können. Der Mann hieß

---

* A Tramp I, 112.

* „Blue Jay". Ich bitte Herrn Dr. Brehm um Verzeihung, wenn „Blaue Elster" ein ornithologischer Schnitzer ist. Vielleicht muß es „Blauer Häher" heißen. Aber ich meine, es kommt in diesem Falle auf naturwissenschaftliche Genauigkeit nicht eben an. Wenigstens thut das wunderliche Geschöpf in der Geschichte so Manches, wovon sich die Philosophie weder einer Elster, noch eines Hähers, noch irgend eines anderen Vogels unter dem Himmel jemals etwas träumen läßt. Anmerk. d. Uebers.

Jim Baker. Nach Jim Baker's Aussage haben einige Thiere nur eine begrenzte Erziehung und bedienen sich nur einfacher Worte und kaum jemals einer Vergleichung oder schmuckhaften Wendung, während gewisse andere einen reichen Wörterschatz besitzen, eine bedeutende Herrschaft über die Sprache und eine leichte, fließende Ausdrucksweise. Infolge dessen sprechen diese letzteren sehr viel und gern; sie sind sich ihres Talentes bewußt und machen Parade damit. Baker sagte, daß er nach langer und sorgfältiger Beobachtung zu dem Resultat gekommen sei, die blauen Elstern für die besten Sprecher unter allen Vögeln und Vierfüßlern zu halten.

Er sagte: —

Zu einer Blauelster ist mehr als zu einer anderen Creatur. Sie hat mehr Stimmungen und Gefühlsweisen als die anderen; und, wißt ihr, was auch eine Blauelster fühlt, sie kann's ausdrücken. Und keine landläufigen, breitgetretenen Ausdrücke, sondern daß es nur so geht und wie's im Buche steht und starrend von Metaphern — richtig starrend. Und was die Herrschaft über die Sprache betrifft — nun, ihr findet keine Blauelster, die nach einem Worte zu suchen brauchte, und kein Mensch hat je eine gefunden. Die Worte sprudeln nur so aus ihr heraus. Und noch Eines: ich habe viel beobachtet, aber es giebt keinen Vogel, keine Kuh oder irgend was, das gute Grammatik hätte, mit einziger Ausnahme der Blauelster. Ihr meint: eine Katze hat gute Grammatik. O ja, die hat sie; aber laßt eine Katze in Aufregung kommen, laßt eine Katze sich mit einer anderen des Nachts auf einem Schuppen in die Haare gerathen, und ihr könnt Krämpfe kriegen von der Grammatik! Unwissende Leute glauben: es ist der Lärm, den kämpfende Katzen machen; aber der ist es nicht. Das Gräuliche, Unerträgliche ist die schauderhafte Grammatik. Nun aber habe ich sehr selten eine Blauelster gehört, die eine schlechte Grammatik gehabt hätte, und kommt's mal vor, schämt sich die betreffende wie ein Menschenkind und macht sich Hals über Kopf davon.

Ihr nennt die Elster einen Vogel. Gewiß ist sie einer, theilweise — weil sie Federn am Leibe hat und etwa zu keiner Kirche gehört; aber sonst ist sie ein menschliches Wesen so gut wie ihr. Und ich will euch sagen, weshalb. Die Gaben und Instincte und Gefühle und Interessen einer Elster decken das ganze Terrain. Eine Elster hat nicht für einen Cent mehr Principien wie ein Congreßmann. Eine Elster lügt, stiehlt, täuscht, betrügt, wo und wie sie kann; und fünfmal unter vier wird die Elster ihre theuersten Eide brechen. Die Heiligkeit einer Verpflichtung ist ein Ding, das ihr in keiner Elster Kopf hineinbringt. Und dann, was dem Faß den Boden ausschlägt: gegen eine Elster, wenn sie sich aufs Fluchen legt, kann kein Gentleman in den Minen aufkommen. Ihr meint, eine Katze kann schwören; gewiß, eine Katze kann's; aber gebt einer Elster einen Gegenstand, der ihren Reservefonds herausfordert, und wo bleibt eure Katze! Redet mir nichts darein! das kenne ich zu gut. Und dann ist noch Eines: in dem Capitel des Schimpfens — des ehrlichen, grundechten, grundrechten Schimpfens ist die Blauelster jedwedem Ding im Himmel und auf Erden über. Ja, Herr, eine Elster ist Alles, was ein Mensch ist. Eine Elster kann weinen, eine Elster kann lachen, eine Elster kann Scham empfinden, Vernunft reden, Pläne machen, discutiren; eine Elster liebt den Gevatternschnack und den Scandal; eine Elster hat Sinn für Humor; eine Elster weiß, wann sie ein Esel ist, so gut wie ihr, und vielleicht besser. Wenn eine Elster kein befedertes Menschending ist, dann soll sie das Geschäft aufgeben, sage ich. Nun will ich euch eine absolut wahre Geschichte von ein paar Blauelstern erzählen.

Als ich zuerst die Elstersprache richtig zu verstehen anfing, passirte hier ein kleiner Vorfall. Sieben Jahre sind's her, daß der letzte Mann außer mir die Gegend verließ. Da steht sein Haus, — ist immer leer gewesen seitdem: ein Blockhaus mit einem Bretterdach — nur ein großer Raum und weiter nichts; keine Decke — nichts zwischen den Sparren und dem Fußboden. Gut. Da sitze ich eines Sonntag Morgens hier vor meiner Hütte mit meiner Katze und sonne mich und blicke nach den blauen Hügeln und horche auf das verlorene Rauschen der Blätter in den Bäumen und denke an die Heimath, da weit weg in den Staaten, von der

ich seit dreizehn Jahren nichts gehört — kommt eine Elster und setzt sich auf das Blockhaus, hat eine Eichel im Munde und sagt: „Hallo, calculire, ich bin auf was gestoßen.“ Als sie so sprach, fiel ihr die Eichel aus dem Munde und rollte natürlich das Dach hinab, aber sie kehrte sich nicht daran; sie dachte nur an das Ding, auf das sie gestoßen war. Es war ein Astloch in dem Bretterdach. Sie bog den Kopf nach der einen Seite, schloß ein Auge und legte das andere an das Loch, wie ein 'possum, das in einen Krug hineinguckt; dann blickte sie mit ihren hellen Augen auf, schlug ein- oder zweimal mit den Flügeln — was besondere Genugthuung bedeutet, versteht ihr — und sagt: „Es sieht aus wie eine Höhle, 's ist gelegen wie eine Höhle, — hol' mich dieser und jener, wenn ich nicht glaube, es ist eine Höhle.“

Dann bog sie den Kopf und nahm das Ding noch einmal in Augenschein; diesmal sah sie völlig befriedigt auf, wippt mit Flügeln und Schwanz zugleich und sagt: „Calculire, das ist nichts Schlechtes, habe ich ein Glück! — wahrhaftig, es ist eine völlig elegante Höhle!“ So flog sie herab, nahm die Eichel, trug sie hinauf und ließ sie in das Loch fallen, und hob just den Kopf auf — mit dem himmlischsten Lächeln über das ganze Gesicht, als sie urplötzlich zu einer lauschenden Haltung erstarrte, während jenes Lächeln allmälig von ihrem Gesicht schwand wie der Hauch von einem Rasirmesser und der wunderlichsten Miene der Ueberraschung Platz machte. Dann sagt sie: „Curios, ich hörte sie nicht fallen.“ Sie legte wieder ihr Auge an das Loch und blickte lange hinein, hob den Kopf, schüttelte den Kopf; hüpfte herum nach der anderen Seite von dem Loch, blickte von jener Seite hinein, schüttelte abermals den Kopf. Sie studirte eine Weile, ging dann in die Details, hüpfte rund und rund herum um das Loch und spionirte es aus nach jeder Richtung des Compaß. Half nichts. Nun nahm sie eine nachdenkliche Stellung auf dem höchsten First des Daches ein, kratzte sich mit dem rechten Fuße eine Minute lang den Kopf und sagt endlich: „Na, ich bring's nicht heraus, so viel ist sicher; muß eine mächtige Höhle sein; indeß, hab' keine Zeit, hier Maulaffen feil zu halten, muß ans Geschäft gehen; calculire, 's ist Alles in Ordnung — wollen's drauf ankommen lassen — jedenfalls.“

So flog sie davon, holte eine andere Eichel und ließ sie hineinfallen und versuchte möglichst schnell mit dem Auge an das Loch zu kommen, um zu sehen, was draus geworden; aber sie war nicht schnell genug. Sie blickte so wohl eine Minute, blickte wieder auf, seufzte und sagt: „Hol's der Teufel, es scheint, daß ich das Ding absolut nicht capire; schad't nichts; ich krieg's schon noch.“ Sie holte eine dritte Eichel, und hast du nicht gesehen, was draus wurde, aber war nicht. Sagt sie: „Na, auf so eine Höhle wie die bin ich mein Lebtag nicht gestoßen; muß annehmen, es ist eine ganz neue Sorte Höhle.“ Nun wurde sie schier verrückt, marschirte auf dem Dachfirst auf und ab, schüttelte den Kopf, murmelte in den Bart hinein; aber ihre Gefühle kriegten alsbald die Oberhand, und sie brach los und fluchte das Blaue vom Himmel herunter sich gerade in die Zähne. Sah in meinem Leben keinen Vogel über eine Kleinigkeit so außer sich. Als sie damit fertig war, ging sie wieder zum Loch, guckt eine halbe Minute hinein und sagt endlich: „Schön, du bist eine lange Höhle und eine tiefe Höhle und Alles in Allem eine verdammt sonderbare Höhle, aber ich hab's mal unternommen, dich zu füllen, und ich will verdammt sein, wenn ich dich nicht fülle und wenn's hundert Jahre dauert.“

Und damit flog sie ab. All' euer Lebtage habt ihr keinen Vogel so arbeiten sehen. Sie legte die Schulter ans Rad wie ein Nigger, und die Art, in der sie ungefähr zwei und eine halbe Stunde lang Eicheln in das Loch sammelte — das war ein so aufregendes und erstaunliches Schauspiel, wie mir's nicht leicht vorgekommen. Na, zuletzt konnte sie kaum noch die Flügel regen, sie war ganz fertig. Sie duselt noch einmal so herunter, läßt ihre Eichel in das Loch fallen und sagt: „Nun, denke ich, habe ich dir es gründlich besorgt.“ Und so beugt sie sich, um hineinzusehen. Ihr mögt mir nun glauben oder nicht: als der Kopf wieder in die Höhe kam, war ihr Gesicht bleich vor Wuth. Sie sagt: „Ich habe hier so viel Eicheln hineingeschaufelt, daß die Familie

dreißig Jahre davon leben könnte, und wenn ich eine davon sehe, will ich auf der Stelle in einem Museum vor Anker gehen mit einem Bauch voll Sägespäne."

Sie hatte gerade noch die Kraft, sich auf den First hinaufzuschleppen und den Buckel gegen den Schornstein zu lehnen, und dann brachte sie ihre Eindrücke in die nöthige Ordnung und dann sprach sie sich aus — frei von der Leber weg. Und da wurde mir auf der Stelle klar, daß was ich fälschlicher Weise für gotteslästerliches Fluchen in den Minen gehalten, so zu sagen nur die allerersten Anfangsgründe gewesen waren.

Eine andere Elster kam vorbeigeschwingt und hörte die erste beten und zieht die Flügel ein und fragt, was los sei. Die Unglückliche erzählt die ganze Leidensgeschichte und sagt: „Da ist die Höhle, und wenn du's nicht glaubst, geh' und sieh selbst." So geht die zweite, guckt ins Loch, kommt zurück und sagt: „Wie viel willst du hineingeworfen haben?" — „Nicht weniger als zwei Tonnen," sagt die Unglückliche. Die andere flog noch mal hin, guckte noch mal rein; schien durchaus keinen Vers darauf machen zu können; so erhebt sie ein Geschrei und es kommen noch drei Elstern. Sie examinirten alle das Loch; sie ließen sich alle von der Unglücklichen die Geschichte erzählen, dann discutirten alle den Fall und brachten darüber so viele eselköpfige Ansichten zu Wege, wie ein Durchschnittshaufe von Menschenvolk gethan haben würde.

Sie riefen mehr Elstern herbei, dann mehr und immer mehr, bis bald diese ganze Gegend blau angelaufen schien. Es müssen fünftausend gewesen sein; und so ein Krächzen und Streiten und Kabbeln und Discutiren habt ihr euer Lebtag nicht gehört. Jede Elster legte ihr Auge an das Loch und kam mit einer dämlicheren Ansicht zu Platz als die vorhergehende. Dazu untersuchten sie das ganze Haus. Die Thür stand halb offen, und zuletzt stieß zufällig eine alte Elster darauf und guckte hinein. Natürlich schlug das dem Geheimniß sofort den Zapfen aus. Da lagen die Eicheln über den ganzen Fußboden zerstreut. Sie klappte mit den Flügeln und krächzte und sagt: „Hierher, Kinder; alle Mann hierher; will baumeln, wenn das Schaf nicht versucht hat, ein ganzes Haus mit Eicheln zu füllen!" Sie kamen alle wie eine blaue Wolke herab, und als nun jede durch die Thürspalte sah, schoß ihr die Absurdität des Contractes, auf den die erste reingefallen war, in die Krone, und sie fiel hinterrücks vor Lachen, und dann kam die folgende und machte es ebenso.

Na, so blieben sie denn eine Stunde hier herum auf dem Dachfirst und den Bäumen und halloten und schwatzten über die Sache wie Menschenvolk. Kommt mir doch nicht und sagt, die Blauelster hätte keinen Sinn für Humor — ich weiß das besser. Und ein Gedächtniß! Drei Jahre hindurch jeden Sommer brachten sie Elstern von allen Ecken und Enden der Vereinigten Staaten und ließen sie in das Loch sehen. Auch andere Vögel. Und sie kriegten alle den Humor davon los. Nur einer nicht. Sagte, er könne an der Sache absolut nichts Spaßhaftes entdecken. Aber das war eine Eule von Neu-Schottland, und sie hatte auf dem langen Wege hin und zurück nichts gefunden, was einem Spaß auch nur annähernd ähnlich gesehen.





Literarische Mittheilungen.

Das Grundbuch der heutigen Pädagogik.

Die Pädagogik ist so umfangreich in Bezug auf ihr Material und die Uebung des Urtheils in ihr, daß eine zusammenhängende Bearbeitung derselben aus einem Gusse noch lange nicht möglich sein wird. Wir besitzen keine allgemein anerkannten fundamentalen Sätze, aus welchen die Lösung der so mannigfachen Aufgaben des Unterrichtes abgeleitet werden könnte. Wir besitzen nicht einmal eine Darstellung der Geschichte des europäischen Unterrichtswesens, welche diesen Namen verdiente. Wir besitzen keine Darstellung und Vergleichung der gegenwärtig innerhalb der europäischen Gesellschaft neben einander bestehenden Unterrichtsverwaltungen und ihres Einflusses auf den Geist der Gesellschaft in den verschiedenen Ländern.

Und trotzdem muß Jeder lebhaft empfinden, von welcher grundlegenden und das Wohl der Menschen beeinflussenden Wichtigkeit die Dinge sind, welche hier zur Erörterung gelangen. Kein Politiker kann an den Fragen vorbeigehen, die hier vorliegen und die so offenbar das Glück der Individuen und Völker betreffen. Kein Verwaltungsbeamter kann den Blick fortdauernd von den großen Fragen der Unterrichtsverwaltung ablenken. Kein Geistlicher kann sich den Aufgaben, die hier für ihn liegen, entziehen. Und ein großer und einflußreicher Stand, welcher die Glieder des gesammten Unterrichtswesens umfaßt, hat es hier mit seinen Lebensfragen zu thun.

Wohl giebt es geistreiche Schriften, welche die einzelnen Branchen dieser großen Wissenschaft behandeln. Die Geschichte der Pädagogik von Raumer wird immer ein höchst anregendes Buch, eine sehr fesselnde Zusammenstellung von Monographien bleiben; doch ihre Lücken wie die Einseitigkeit ihres Standpunktes sind in die Augen fallend. Vollends von den Systemen der Pädagogik wird keines tieferen Ansprüchen genügen. Und eine Zusammenstellung, wie die von Wiese über das höhere preußische Schulwesen ist, bleibt eine sehr vereinzelte bedeutende Leistung, mit welcher sich auf diesem ganzen Gebiete wenig vergleichen läßt.

Unter diesen Umständen konnte nichts richtiger und glücklicher sein als der Plan, die Kräfte, die Kenntnisse, die pädagogische Uebung der besten Schriftsteller dieses Faches zu vereinigen und den Gesammtbestand unseres heutigen pädagogischen Wissens in einer Encyklopädie zusammenzufassen, welche jedem Gebildeten verständlich wäre und doch zugleich in ihren Hauptartikeln das Ergebniß der genauesten Kenntniß darböte. So entstand das Werk: **Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens**, bearbeitet von einer Anzahl Schulmänner und Gelehrten, herausgegeben unter Mitwirkung von Palmer, Wildermuth, Hauber von K. A. Schmid. (Gotha, Rudolf Besser.)

Dies Werk wurde das Grundbuch zur Orientirung in diesem weiten Gebiete. Wer es kennt, weiß, daß es beim Nachschlagen auch nur einigermaßen berechtigten Erwartungen niemals versagt. So war nicht zu verwundern, daß eine zweite Auflage der Vollendung der ersten bald gefolgt ist. Den ersten Band dieser zweiten Auflage haben wir vor einiger Zeit unseren Lesern lebhaft empfohlen; gegenwärtig liegt der zweite Band und die zwei ersten Abtheilungen des dritten vor. Gern sprechen wir auch diesmal wieder, als alte, eifrige Leser und Benutzer des Werkes, in diesen Blättern den Dank für das Gebotene aus.

Diese neue Reihe von Artikeln enthält einen allgemein orientirenden über das Schulwesen des deutschen Reiches, der, ganz neu gearbeitet, unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade anzog;

er ist vom Geh. Rath Wiese, welcher bekanntlich früher die Leitung des Gymnasialwesens in Preußen hatte. Die Betrachtungen dieser höchst geistvollen Abhandlung sind alle beachtenswerth, insbesondere die Ansicht, daß es einer eingehenderen Vorbereitung des künftigen Gymnasiallehrers für die Praxis seines Amtes bedürfe. Hiernach ist auf einige Artikel von Prof. Gustav Baur in Leipzig über Hauptfragen der Erziehung hinzuweisen. Dem bekannten Artikel des verstorbenen hervorragenden Palmer über Erziehung fügt Baur eine ebenso wahre als sehr lebendig geschriebene Erörterung über die verkehrten Richtungen in der Erziehung hinzu, welche die falschen Erziehungsideale, die seit Rousseau verwirrend wirken, einer scharfen Kritik unterzieht. Ebenso lebendig, unbefangen, echt menschlich und von falschen Abstractionen frei spricht Gustav Baur von dem Erzieher, dem Talent der Erziehung, Jugendfreundschaften, Fußreisen, Gefühlsbildung, Gemeinsinn, Genie und anderen Fragen der pädagogischen Wirklichkeit: sie sind das eigentliche Gebiet des Verfassers des schönen Werkes über Pädagogik. Auch von dem früh verstorbenen Verfasser der Geschichte des Materialismus, von Albert Lange, findet man einige wissenschaftlich fein erwogene Artikel.

Neben Aufsätze solcher Art treten diejenigen, welche die Haupterscheinungen der Geschichte der Pädagogik zum Gegenstande haben. Die Geschichte der Domschulen des Mittelalters stellt H. Kämmel dar; Erasmus war von Lange behandelt und der Artikel ist von dem Kirchenhistoriker Wagenmann in Göttingen einer rücksichtsvollen Umarbeitung unterzogen. Professor Moller in Göttingen, nunmehr auch schon verstorben, behandelte den durch seine Bemühungen für die Verkümmerten und Verwahrlosten hochverdienten Joh. Daniel Falk. Provinzialschulrath Schrader in Königsberg, dessen Schrift über das höhere Erziehungswesen neuerdings viel Aufsehen gemacht hat und auch in diesen Blättern besprochen wurde, behandelt den Philosophen Joh. G. Fichte. Der Artikel über Herder war von dem nunmehr verstorbenen Director Heiland bearbeitet und hat auf Grund der inzwischen so lebhaft betriebenen Herder-Studien von Baur eine Anzahl von Zusätzen erfahren. Einen meisterhaften Artikel über Humboldt arbeitete Gustav Baur. Die bekannten Reformen von Hamilton hatten schon in der vorigen Auflage einen kundigen Bearbeiter gefunden, dessen Artikel unverändert geblieben ist. Doch wie wäre es möglich, die Fülle des hier Gebotenen in den Rahmen eines engen Artikels zu fassen? Genug, das schöne Unternehmen schreitet auch in dieser neuen Auflage rüstig fort, und das Werk ist in dieser Auflage in noch höherem Grade als in der vorigen — das Grundbuch der gegenwärtigen deutschen Pädagogik.

Bei dieser Lage der Sache war es ganz richtig, einen gedrängteren Auszug aus dieser großen Encyklopädie weiteren Kreisen zugänglich zu machen. So ist die Verlagshandlung des obigen großen Unternehmens, Rudolf Besser in Gotha, nunmehr mit einer in zwei starken Bänden geschlossen vorliegenden Encyklopädie hervorgetreten: **Pädagogisches Handbuch für Schule und Haus,** auf Grundlage der Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens vornehmlich für die Volks-, Bürger-, Mittel- und Fortbildungsschulen in alphabetischer Ordnung bearbeitet von K. A. Schmid, Rector des Gymnasiums zu Stuttgart.

Dasjenige, was in dem Gesichtskreis der bezeichneten Schulen liegt, ist hier aus dem größeren Werke in einem dem Zweck angemessenen Auszuge zusammengefaßt, und schon die Thatsache, daß der Leiter der großen Encyklopädie, Director Schmid in Stuttgart, sich der Herstellung dieses Werkes unterzogen hat, bürgt auch denen, die ferner stehen und das vorliegende Werk einer Durchsicht nicht unterwerfen konnten, für die Tüchtigkeit des Unternehmens.

Jedoch hat sich dieses Handbuch nicht darauf eingeschränkt, einen solchen sachentsprechenden Auszug darzubieten, vielmehr sind diejenigen Artikel, welche die einzelnen Unterrichtsgegenstände der in Frage kommenden Schulen behandeln, neu gearbeitet und zwar mit solcher Ausführlichkeit und Gründlichkeit, daß sie dem Lehrer als eine Art von Unterrichtswegweiser dienen können. Der Cardinalpunkt des Unterrichts in den bezeichneten Schulen ist und bleibt seit Pestalozzi der Begriff des Anschauungsunterrichts. Eine ganz ausführliche und vorzügliche Darlegung des Prälaten Merz in Stuttgart giebt die Geschichte des Anschauungsunterrichts seit Pestalozzi und die Grundzüge der heutigen pädagogischen Auffassung dieses entscheidenden Begriffs. Ueber Blindenanstalten schreibt der in diesem Fache als Autorität bekannte Director Metzler in Hannover, über Confessions- und Communalschulen der Prälat Hauber in Ludwigsburg, von der Taubstummenbildung handelt ein musterhafter Artikel des Geh. Regierungsrathes Firnhaber in Wiesbaden. Alsdann haben alle Hauptfächer des Unterrichtswesens von den einzelnen Sprachen durch Geographie und Geschichte zu Physik und Mathematik gute Darstellungen von Fachmännern erhalten. Und so wird auch dieses Werk seinem bescheideneren Zwecke in tüchtiger Art gerecht.

Zur Literatur der volkswirthschaftl. und polit. Wissenschaften.

Ansichten der Volkswirthschaft von Wilhelm Roscher. (Leipzig, Winter.) Das Werk erscheint bereits in dritter Auflage. Es enthält bis auf diesen Tag die besten Abhandlungen über einige Hauptfragen der Volkswirthschaft der verschiedenen Nationen. Die bedeutendste unter diesen Abhandlungen ist die über das Verhältniß der Nationalökonomie zum classischen Alterthum, 1849 geschrieben und seitdem erheblich verbessert. Sodann hat die Abhandlung zur Lehre von den Absatzkrisen sich das wohlverdienteste Ansehen erworben. Dies ist eine vollständige Lehre von den mannigfachen Formen dieses gesellschaftlichen Fiebers und eine auf diese Pathologie gegründete Therapie. Am wichtigsten erscheinen natürlich hier die Präventivmaßregeln. Roscher warnt vor Bevormundung der Privatwirthschaften, dagegen hebt er die Bedeutung einer zum Gemeingut des Volkes gewordenen Statistik hervor, welche jedem Producenten und Kaufmann eine genaue und fortlaufende Kenntniß von der Größe des Bedarfs wie von der Anzahl und dem Betrieb der Mitbewerber gewährt und so bedeutende Krisen nach seiner Ansicht schließlich nicht mehr aufkommen lassen wird. In Fragen solcher Art ist er denn auch nicht gegen ein sehr vorsichtiges Grenzzollsystem. „Bei sehr geschickter Leitung," so sagt Roscher in Betreff dieser gegenwärtig so interessanten Frage, „wo also keine bloßen Treibhauspflanzen ins Dasein gerufen werden, läßt sich durch Grenzzölle der Ansteckung wirthschaftlicher Krankheiten, die im Auslande wüthen, ebenso gut vorbeugen wie durch Quarantänemaßregeln der Pest und dem gelben Fieber. Dies hat in Bezug auf das trostlose Verhältniß eines allzu niedrigen Arbeitslohnes F. B. W. Hermann bereits erörtert. Wenn nämlich das eine Volk seine Arbeiter zu halben Sclaven macht, wenn es ihren Lohn auf das äußerste Minimum der Lebensbedürfnisse herabdrückt, so kann es zwar wohlfeiler produciren als bisher, jedoch nicht durch wirkliche Verbesserung der Production, sondern nur durch eine menschlich sehr beklagenswerthe Umwandlung in der Vertheilung des Nationaleinkommens. Es zwingt nun aber alle anderen Völker, die sich in freier Concurrenz unter übrigens gleichen Umständen ihm entgegenstellen, entweder die fragliche Production aufzugeben oder auch zu derselben Herabdrückung des Lohnes zu greifen. Hiergegen, gegen das auszehrungsartige Hinschwinden des Arbeiterstandes, können wenigstens solche Gewerbe, die nicht auf ausländischen Absatz rechnen, durch einen angemessenen Schutzzoll gesichert werden. Ganz dasselbe gilt von Absatzkrisen. Wir sahen vorhin, daß sie an sich nur den höheren Culturstufen zukommen; minder entwickelte Völker sollten völlig von dieser Schattenseite der hohen Cultur verschont bleiben. Wenn eben jetzt z. B. England von einer solchen Krise ergriffen wird, so schleudert es mit krampfhafter Anstrengung seine überflüssigen Vorräthe auf den ausländischen Markt hinüber und muß die fremden Gewerbtreibenden um so sicherer mit ins Verderben ziehen, je weniger sie im Stande sind, lange Zeit entweder gar nicht oder tief unter dem Kostenpreise zu verkaufen." Unter den anderen Aufsätzen hebe ich heraus die Darlegung über das Verhältniß von Nationalökonomie und Rechtswissenschaft, die Charakteristik und ökonomische Würdigung des Luxus, die Betrachtungen über die geographische Lage großer Städte und zwei Abhandlungen über die Industrie. In all diesen Abhandlungen entwickelt sich der Grundgedanke Roscher's nach einer gewissen Seite hin in größerer Freiheit, als dies in seiner zusammenhängenden, mit Recht so berühmten Nationalökonomie der Fall sein konnte. Roscher's geschichtlicher Standpunkt kann hier in einem Verfahren, welches die historischen Erscheinungen selbst einer vergleichenden Untersuchung unterwirft, sich ungehemmt entfalten, und die diesem Autor eigene Verbindung von geschichtlichem und ökonomischem Studium erweist sich höchst fruchtbar.

Eine einzelne sehr wichtige Partie nationalökonomischer Forschung behandelt das Werk H. v. Poschinger's: **Bankwesen und Bankpolitik in Preußen.** (Berlin, Springer.) Wir haben auf den ersten Band seiner Zeit aufmerksam gemacht; der gegenwärtig vor uns liegende behandelt mit derselben soliden Durcharbeitung der Acten des Berliner Ministeriums die wichtige Zeit von 1846 bis 1857. Wir empfangen eine gründliche Darstellung der Entwickelung der preußischen Bank während dieser Zeit, des Seehandlungs-Instituts, der später fallit gewordenen Privatbank in Stettin. Nicht am wenigsten interessant ist, was von der Bankgeschichte der an Preußen gefallenen neuen Provinzen berichtet wird; so die Erzählung von dem Frankfurter Bankproject, welches von dem Spielpächter in Homburg ausging, und von dem Gründertreiben in den Residenzen von Wiesbaden, Kassel und Hannover.

Das Ganze der Politik umfaßt in einem Entwurf: Holtzendorff, **Die Principien der Politik.** (Berlin, Habel.) Wie lebhaft das Bedürfniß eines solchen Ueberblicks war, geht daraus hervor, daß die Schrift ziemlich rasch eine zweite Auflage erlebt hat. Auch entspricht sie den Anforderungen, die billig an einen

solchen Grundriß gemacht werden dürfen. Ihre Absicht ist praktisch. Es handelt sich nicht in ihr um eine neue Arbeit, die den Grund des staatlichen Zusammenlebens und die aus ihm entspringende Gesetzlichkeit desselben in den Tiefen des Rechts und der Moral aufsuchte. Es handelt sich darum, die thatsächlich und allgemein anerkannt vorliegenden Staatszwecke zu erwägen und zu gliedern, um solchergestalt die Betrachtung der gegenwärtigen öffentlichen Zustände einleitend vorzubereiten. Dies ist um so nothwendiger, als so große Wandlungen auf den Gebieten des Staatslebens, der Wirthschaft, der Kirchen sich heute vollziehen, daß das Bedürfniß einer Orientirung, einer Einleitung in das Studium dieser Zustände und Veränderungen gewiß überall lebhaft empfunden wird. Hier sei zugleich einer geistvollen Monographie Holtzendorff's gedacht: **Wesen und Werth der öffentlichen Meinung.** (München, Rieger.) Sie ist wohl der erste Versuch, diese Thatsache in ihrem psychologischen Ursprung, in ihrem geschichtlichen Bestand und Verlauf und schließlich in ihrer Bedeutung für das politische Leben der Gegenwart zusammenhängend zu behandeln.

Unter die am meisten die Gemüther aufregenden Fragen der Politik gehört heute die Einrichtung des Unterrichtswesens. Rasch hat hier eine Schrift Aufsehen gemacht und sich Ansehen erworben, welche auf Grund vieljähriger Erfahrung im Dienst und der Regierung der Schule so zu sagen einen modificirten Plan der Leistung des Unterrichtswesens vorlegt: Wilhelm Schrader, **Die Verfassung der höheren Schulen.** Pädagogische Bedenken. (Berlin, Hemme.)

Es handelt sich in der Schrift nur um die Gruppe von Schulen, welche zwischen den Elementarschulen und den Universitäten liegt. Das Interesse des Verfassers ist insbesondere dem heutigen Gymnasium gewidmet. Soll man den Grundzug bezeichnen, der durch seine Auffassung geht, so nähert derselbe sich dem der Schriften und der Thätigkeit von Wiese. Die Erziehung, die zu Gunsten der bloßen intellectuellen Ausbildung dem Verfasser zu sehr zurückgedrängt scheint, soll wieder in ihre Rechte treten und dem entsprechend die pädagogische Bildung des künftigen höheren Lehrers wieder neben der wissenschaftlichen eine liebevollere Beachtung finden. Die Vorschläge, welche im Dienste dieses pädagogischen Gedankens gemacht werden, zeichnen sich höchst vortheilhaft vor der unförmlichen Masse ähnlicher Reformvorschläge dadurch aus, daß sie, aus der Erfahrung und dem beständigen Gebrauch der bisherigen Verordnungen hervorgegangen, sich an das Vorhandene anschließen und durchweg ausführbar sind.

Eine Biographie Herder's.

Herder nach seinem Leben und seinen Werken. Von R. Haym. Erster Band. (Berlin, R. Gärtner.)

Nachdem das Studium von Lessing, Schiller und Goethe einen gewissen Abschluß gewonnen hat, zieht Herder in diesem Zusammenhang mächtiger als vordem das Interesse der literarhistorischen Forschung auf sich. Es war doch wohl nur eine literargeschichtliche Construction aus dem Gesichtspunkt der Entwickelung und Handhabung unserer Sprache, wenn man neben diese vier großen deutschen Classiker Klopstock und Wieland stellte, wohl aber versucht Herder immer noch den Platz neben der classischen Trias zu behaupten, und es besteht heute ein lebendiger Eifer, das Eigenthümliche in seinen Leistungen klar zu machen.

Zwei Arbeiten treten hervor, welche die Grundlagen eines tieferen Herderstudiums zu legen unternehmen; die eine von ihnen hat die Herstellung des Textes der Werke zum Zweck, die Ausgabe der Schriften Herder's von Suphan. Ueber diese gedenken wir nächstens zu berichten. Die andere hat eine Biographie des großen Mannes zum Gegenstande, und wenngleich gegenwärtig erst die eine Hälfte des Werkes vorliegt, welche ihren Helden bis zum Eintritt in die Weimaraner Verhältnisse führt, so verlangt doch wohl die Bedeutung des Gegenstandes und des Verfassers, daß jetzt schon in diesen Blättern von der Arbeit Haym's die Rede sei.

Die Grundlage sowohl für diese Untersuchungen als für jene eben angeführte Ausgabe der Werke wird durch den Nachlaß Herder's gebildet, welcher gegenwärtig aus der Hand der Erben durch Ankauf an die preußische Regierung gelangt ist und der den Herderforschern in liebevollster Weise zur Verfügung gestellt wird. Aus diesem Nachlaß war ehedem nach Herder's Tode unter der Mitwirkung seiner Frau sowohl die noch heute in Gebrauch stehende Ausgabe seiner Werke als die Lebensnachrichten über ihn, die in dieser Ausgabe enthalten sind, hervorgegangen. Doch herrschte für diese Veröffentlichungen nicht der Gesichtspunkt der Charakteristik Herder's, wie er wirklich geworden und gewesen, sondern es handelte sich darum, seine literarische Arbeit, welche unter so mannigfachen Kämpfen, bei so vielfachen, so offenkundigen Mängeln, bald vielfacher Uebereilung, bald tiefer Ermüdung, unter den

Zeitgenossen einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht hatte, nach dem Tode des Mannes bei dem deutschen Publikum in ein günstiges Licht zu rücken. Die Freunde Herder's scheuten selbst nicht vor einer Verstümmelung seiner frühesten und so wirksamen Werke zurück, um manche bedenkliche und zweifelhafte Polemik aus der Welt zu schaffen. Auch war, was die Entwickelung Herder's betrifft, in jenen Lebensnachrichten noch kein Blick für die Lage der Literatur, in welcher er auftritt, für die Aufgaben, welche er vorfand, für die Stärke und die Grenzen seines eigenthümlichen Talentes.

Man kennt an Haym die musterhafte Genauigkeit in der Bearbeitung des Quellenmaterials. So hat er in seinem „Hegel“, obwohl derselbe einem rein kritischen und polemischen Zwecke diente, doch eine Durcharbeitung desselben zu Grunde gelegt, vermöge der er sich Rosenkranz, dem eigentlichen Biographen Hegel's, sehr überlegen gezeigt hat. Seine „Geschichte der romantischen Schule“ ist in der Bearbeitung der Quellen von keiner anderen ähnlichen Monographie überboten worden. Dieselbe Strenge und Sicherheit der Durchforschung des Materials liegt auch der vorliegenden Arbeit zu Grunde.

So ist es denn dem Biographen in der That gelungen, ein wahres Bild des großen Schriftstellers schon in diesem ersten Bande zu entwerfen, das erste wahre Bild, welches wir von Herder besitzen. Es ist ihm gelungen, in die Entwickelung dieses merkwürdigen Geistes, welcher Träume von Gedanken anstatt wirklicher Gedanken, Ahnungen an Stelle von Erkenntnissen giebt, und welcher fast an keinem Punkte zu klarer Durcharbeitung der in ihm sich bergenden Ideenmassen gelangt ist, zu dringen.

Von ganz besonderem Interesse in diesem Bande ist die Aufhellung der Bückeburger Lebensperiode. Damals vollzog sich in Herder eine innere Wendung, welche ihn aus dem Gebiete der Literatur in das der Theologie führte, und man hätte einen Augenblick denken können, er, der als literarischer Kritiker begonnen hatte, werde als orthodoxer Theologe endigen. Der Einfluß von Hamann sowie von der Gräfin Karoline, welche Haym unübertrefflich geschildert hat, wirken in diesem Moment in Herder zusammen mit einem Bedürfniß, in die letzten Gründe und Anfänge des geistigen und geschichtlichen Lebens zurückzugehen, wo ihm dann nothwendig die Herrschaft des religiösen Geistes begegnen mußte.

Goethe befreite ihn aus der äußeren und inneren Lage, durch welche seine Haltung in Bückeburg bedingt war. Er setzte seine Berufung nach Weimar durch. Hiermit begann die dritte Epoche in Herder's Geist, in welcher der geschichtsphilosophische Standpunkt, der Standpunkt seiner Ideen zu einer Geschichte der Menschheit, erreicht wird. Hier verläßt uns der vorliegende Band. Er endet mit der Berufung nach Weimar.

Ein Künstlerroman von Fanny Lewald.

Es ist eine eigenartige Erscheinung, welche Bedeutung für die Literatur des letzten Jahrzehnts das Atelier gewonnen hat. Bildhauer und Maler sind die beliebtesten Helden des Romans, des Dramas wie der Novelle geworden. Unmittelbar von der Palette weg holen unsere Autoren die Farben für ihre eigenen Bilder, und die Plastik ihrer Gestalten verdanken sie zum großen Theil den Studien, die sie im Atelier des Bildhauers zu machen Gelegenheit und willkommene Veranlassung hatten. Daß bei Vielen auch in der Darstellung an Stelle des feinen und sinnigen Humors, wie er z. B. in Wilbrandt's „Malern“ sich ausprägt, die etwas burschikose Genialität des sogenannten Künstlerjargons tritt, ist keiner der geringsten Uebelstände dieser neuen literarischen Mode. Die Phantasie vieler unserer Erzähler und Dramatiker wagt sich über die Bannlinie von Pinsel und Meißel gar nicht mehr hinaus, und statt Panzer und Helm spielen gegenwärtig Rembrandthut und Sammetjacket die leitende Rolle.

Alles in Allem können wir diese überhandnehmende Geschmacksrichtung unserer Autoren nicht allzu sehr loben. Auch können wir uns dieselbe nur so erklären, daß der moderne Künstler in seinem Streben und Arbeiten den Idealismus, in seinen Ansprüchen an das Leben und die Gesellschaft den Realismus ziemlich entschieden vertritt und darum vielleicht das geeignetste Prototyp eines zeitgemäßen Helden abgiebt. Carlyle betrachtet als die jüngste Erscheinung des Heroischen den Schriftsteller — warum sollte der Künstler nicht desselben Vorzugs theilhaftig werden?

Wenn es nun einmal so ist und vielleicht sogar sein muß, dann müssen wir es aber auch wahrhaft dankbar anerkennen, wenn das Heldenthum einer Künstlernatur mit so inniger Ueberzeugung, mit so viel sittlicher Kraft und Wahrheit verherrlicht wird, wie dies in dem neuesten Roman von Fanny Lewald, **Helmar** (Berlin, Otto Janke), geschehen ist.

Die Dichterin läßt ihren Helden seine Lebensgeschichte in der bequemen Schlafrocksmanier einer Autobiographie erzählen. Dadurch schleicht sich von selbst ein gemüthvoller, vertraulicher

Ton in die Darstellung ein. Wir gewinnen diesen Helmar schon in den ersten Stunden seines unbeholfenen bäuerischen Erscheinens lieb, wir durchleben mit ihm alle Phasen seines reichbewegten, ehr- und ruhmvollen Lebens von den Tagen der Armuth und der Jugendthorheiten bis zu den von persönlichen und künstlerischen Erfolgen geschmückten Jahren der Reife, der Erfüllung.

Nichts von dieser Lebensgeschichte regt uns auf, Alles an ihr interessirt und fesselt uns. Wir begegnen keinen neuen Gestalten, aber die alten sind uns lieb und muthen uns überaus sympathisch an. Nirgends ein Haschen nach Effect, Alles treu, schlicht und lebenswahr, wie das nun einmal die Eigenart der Dichterin ist, der sie ihre besten Erfolge zu danken hat.

Was uns in dieser Erzählung — wie schon in den letzten belletristischen Werken von Fanny Lewald — besonders angenehm berührt, ist die Thatsache, daß der Hang zur Detailmalerei bei ihr immer mehr und mehr hervortritt. Verschiedene Schilderungen in diesem kleinen Roman sind wahre Cabinetstücke des Humors und gleichen anmuthigen Genrebildchen in echt niederländischer Manier. Die einzelnen Gestalten sind nicht in großen Umrissen, sondern mit einer minutiösen Genauigkeit, mit einer liebevollen Vertiefung in das Detail geschildert, der jeder, auch der kleinste und scheinbar unbedeutendste Zug wichtig und bedeutungsvoll zur Harmonie des Gesammtbildes erscheint.

In dieser Hinsicht ist namentlich die Charakteristik der Eltern Helmar's wohlgelungen. Der beschränkte Unterthanenverstand dieser biederen Leute — der Vater war sein Leben lang Kammerdiener — ist mit jenem köstlichen Humor dargestellt, der das Lächeln auf die Lippe und die Thräne in das Auge lockt. Und aus so überaus engen Familienverhältnissen, aus der bedrückenden Atmosphäre einer Handwerkerlehrstätte entsprießt Helmar's Talent, entfaltet es sich siegreich und rankt sich bis zu den Höhen der Menschheit empor, auf denen alle Vorurtheile schwinden und die Aristokraten der Geburt, des Geldes und des Geistes gleichberechtigt neben einander stehen. Die Herzenskämpfe Helmar's gehen parallel mit seiner künstlerischen Laufbahn und lösen sich harmonisch auf, sobald diese den Zenith des Ruhmes erreicht hat. Das Weib, das er liebt, entsagt den Vorrechten der Geburt und wird beglückt durch die Heirath mit dem bürgerlichen Künstler Helmar Kronau, dem Sohne des Kammerdieners ihrer Eltern!

Aber auch alle anderen Charaktere der Erzählung sind prächtig gezeichnet, voll echten, frischen, warm pulsirenden Lebens und gesunder Weltanschauung. So der General v. Waldritten, sein Sohn Clamor und dessen spätere Gattin, Cäcilie Wollmann, die liebenswürdige und geistreiche Tochter eines jüdischen Commerzienraths. Da Fanny Lewald ihren Helden seine Geschichte selbst erzählen läßt, liegt es nahe, daß derselbe — einer der hervorragendsten Genremaler — während des Schreibens auch einzelne Vorgänge zu illustriren versucht. Diese kleinen Zeichnungen sind aber in dem Buche nicht mitgetheilt, sondern nur geschildert oder vielmehr bloß angedeutet. Es ist dies aber mit so großem Geschick dargestellt, daß man sich unwillkürlich versucht fühlt, diese Bildchen nachzuzeichnen — in Wahrheit ein seltener Triumph der Erzählungskunst, auf den die liebenswürdige Dichterin stolz sein darf.

Man kann von ihrem neuesten Werke mutatis mutandis dasselbe sagen, was sie selbst von der Erzählung Helmar's in der Einleitung ausspricht: ihre Eigenart ist darin unverkennbar. Nur eine Dichterin, und eine Dichterin wie sie, die sich mit liebevollem und feinem Sinn in das Kleine zu versenken gewohnt ist, kann sich kundgeben wie sie, ohne über dem Einzelnen das große Ganze zu vergessen.

Zur Kunstgeschichte.

In der weitverzweigten Erforschung der Cultur der neueren Völker nimmt auch die Geschichte der bildenden Kunst heute eine nicht unerhebliche Stelle ein. Neben manche vortreffliche Darstellung derselben, von der wir in dieser Zeitschrift unseren Lesern Mittheilung machten, tritt ebenbürtig: A. Woltmann, **Geschichte der Malerei des Mittelalters und der Neuzeit** (Leipzig, E. A. Seemann), ein Werk, von welchem uns heute die vierte und fünfte Lieferung vorliegen. Sie haben das späte Mittelalter zum Gegenstande. Die Darstellung der Miniaturmalerei, welche diesen Theil des Werkes eröffnet, zeigt überall eigene Forschung und selbständiges Verdienst; immer mehr kommt die Bedeutung dieses Zweiges der Kunst für die Entwickelung einer vertieften malerischen Anschauung, welche dann in der Kunstblüthe der Renaissance scheinbar mit so plötzlicher Gewalt hervorbricht, zur Einsicht und Anerkennung. Wer die schönsten unter diesen Arbeiten durchmustert hat, dem sind die lieblichsten, rührendsten Motive der älteren Kunst der Renaissance hier schon herausgearbeitet entgegengetreten. Vortreffliche Illustrationen erläutern das Werk: Anschauung ist eben doch unentbehrlich für diesen Zweig der Geschichte.

H. Janitschek, **Die Gesellschaft der Renaissance in Italien und die Kunst.** (Stutt-

gart, Spemann.) Der Verfasser bekennt sich zu Jakob Burckhardt, und die vier Vorträge, welche hier zusammen erscheinen, zeigen in der That überall, wie er in den Bahnen dieses außerordentlichen und nicht genug zu schätzenden Historikers weitergeht. Man bemerkt hier durchaus selbständige, in neue Thatsachen einführende und mit ihnen operirende Forschung, insbesondere der Aufsatz über die künstlerische Phantasie und die künstlerische Erziehung innerhalb der italienischen Gesellschaft der Renaissance kann nicht verfehlen, lebhaft anzuregen.

Eine werthvolle Erweiterung unserer Kenntniß der Renaissance bietet: Herm. Hettner, **Italienische Studien.** Zur Renaissance. (Braunschweig, Vieweg & Sohn.) Hettner vereint in seiner seltenen Weise literarhistorisches und kunstgeschichtliches Wissen. Solche Combinationen pflegen den Grund für eigenthümliche Vorzüge in den Arbeiten eines Mannes und glückliche Ergebnisse zu legen. Das ist auch bei Hettner der Fall. Die Erläuterung der Denkmale der Kunst aus gleichzeitigen literarischen und religiösen Bewegungen bildet den auszeichnenden Zug seiner kunstgeschichtlichen Leistungen.

Ich nehme ein Beispiel. In dem Corridor der Uffizien befindet sich ein entzückendes Bild von Fra Filippo, zwei Engelknaben reichen der auf einem Stuhl sitzenden jungfräulichen Mutter das Christuskind fröhlich empor, liebend und anbetend streckt diese ihm die gefalteten Hände entgegen. Hier ist eine Richtung thätig, welche zwar Christus in die familienhafte Darstellung überführt, in der aber die künstlerische Erfindung durchaus noch den Grundzug festhält, welcher in der Lehre von der Menschwerdung gegeben ist. Wie sind aber hier beide verknüpft durch den tiefen Zug der Anbetung der Mutter durch das Kind! Wenn nun derselbe Fra Filippo das sinnig tiefe Motiv erfand, daß das angebetete Christuskind geheimnißvoll den Finger auf den geschlossenen Mund legt, so bemerkt Hettner sehr schön, wie in dieser Hinweisung auf das in dem Kinde schlummernde Geheimniß des göttlichen Wortes ohne Frage eine Einwirkung der gleichzeitigen platonisirenden Philosophie vorliegt.

Von besonderer Bedeutung erscheint uns in der Sammlung der Aufsatz über die religiösen Wandlungen der Renaissance. Mit tiefdringendem Scharfsinn wird hier der Einfluß der katholischen Restauration auch auf die großen Künstler der Renaissance klarer als bisher dargelegt.

Literarische Notizen.

Die Rache der Bajadere. Ein romantisches Gedicht von Hermann Friedrichs. (Zürich, Cäsar Schmidt.) Ein junger Dichter tritt vor uns mit dem ersten Werke, das er dem Publikum bietet. Er trifft im Hafen von Marseille, eben einem Freunde das Geleit ans Schiff nach Indien gebend, einen anderen Landsmann und Jugendgenossen, der gerade von Indien heimkommt, und dieser erzählt nachher seine dort erlebten Schicksale. Er hat das kindliche Herz einer noch ganz jungen Braminentochter gewonnen, die er aus Gefahr von wilden Thieren rettet. Auch er hat Freude an dem lieblichen Kinde und mag ihr gewähntes Glück nicht stören, ohne daß er selbst doch sie eigentlich liebt. Sie trennen sich, und ihm begegnet dann eine Europäerin, an die er sein Herz verliert. Daran schließt sich eine Reihe bunter und gefährlicher Abenteuer. Die Braminentochter, welche inzwischen Bajadere geworden und zur Tänzerin herabgesunken ist, findet ihn endlich bei einem Feste wieder, wo sie vor Europäern tanzt, und trägt ihm heiß ihre Liebe an. Verschmäht, schwört sie Rache und tödtet seine Braut durch den Biß einer Schlange, die in einem Körbchen voll Früchte versteckt ist. — Die Erzählung ist in kurze Reimzeilen von vier Füßen gekleidet, und nach Art eines vielgelesenen deutschen Gedichts wird jeder der sechs Gesänge durch eine lyrische Einleitung eröffnet, die des Dichters Gefühle und Stimmungen ausspricht. Das Gedicht hat die erste und unerläßlichste Eigenschaft der Poesie, es ist Phantasie darin. Vers und Sprache sind leicht, die Erzählung schreitet rasch und nicht ohne Spannung fort; aber die Bilder verlaufen oft in ihren Contouren, in der Schilderung der tropischen Landschaft ist die Zeichnung nicht immer bestimmt, die Farben nicht tief und brennend genug. Manchmal stören auch kleine unbedeutende, ja prosaische Zusätze, die nur der Reim verschuldet hat. In diesem Sinne ist das Werk noch ganz jugendlich, es fehlt die Reife, die erst aus den tiefsten Schmerzen und höchsten Wonnen der männlichen Dichterbrust erwächst. Man hat das Gefühl, daß das Werk zu rasch gearbeitet, nicht bis zu jedem einzelnen Ausdruck durchdacht ist; aber man erkennt auch, daß es noch nicht das Beste ist, was dem jungen Dichter gelingen kann, wenn Lebenserfahrung und Studium der großen Meister seine Schritte fester gemacht haben werden. Dann wird wohl auch vor schärferem Blick ins Leben der dunkle Hintergrund

schwinden, in welchen der Dichter heute noch am Anfang und Ende so düster hineinschaut, und freudiger und für seine Hörer erheiternder wird er seine Werke einleiten als mit den sonst so schönen Versen, die ihm der Anblick der See bei Marseille entlockt und die er seiner Erzählung als Motto vorgesetzt hat:

Das kommt und geht — das liebt und träumet —
Als sei das Leben nur ein Spiel,
Das weite Meer, es ebbt und schäumet,
Und Alles strebt nach einem Ziel —
Und klammert an ein süßes Hoffen
Sich ängstlich, bis es untergeht;
Doch sieht kein Aug' den Himmel offen,
An dem bei Nacht sein Sternbild steht.

Gottfried Kinkel.

Deutsche illustrirte Volksbücher. Gesammelte Erzählungen von Berthold Auerbach. Karlsruhe, Verlag von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung, 1880. — Gegenüber dem Unsegen der Colportageliteratur, die gerade in Deutschland ihre üppigsten Blüthen treibt, ist das vorliegende Unternehmen, von dem bis jetzt die ersten Lieferungen erschienen sind, eine wahre That. „Von einem Dichter ersten Ranges über hundert Erzählungen, von Künstlern ersten Ranges nahezu vierhundert meisterlich ausgeführte Bilder." Der Verleger hat Recht, daß ein so bedeutendes Werk zu so geringem Preise in der deutschen Literatur bis jetzt noch kaum vorhanden. Zumal wenn man bedenkt, daß der Name des Dichters — Berthold Auerbach, und daß unter den Illustratoren Namen wie Kaulbach, Menzel, Meyerheim, Richter, Schwind, Thumann u. A. vorhanden sind. Ein solches Werk dürfte wohl im Stande sein, die ganze Colportageliteratur in neue Bahnen zu lenken — es wäre das ein bleibendes Verdienst, das sich Autor und Verleger um die Kreise des Volkes erwerben würden, denen die Anschaffung theurer Werke versagt ist und die nun auf jene Hintertreppenliteratur förmlich angewiesen sind, welche mit den verwerflichsten Mitteln oft die verwerflichsten Zwecke verfolgt. Zum Ruhme der kleinen Erzählungen Auerbach's dagegen auch nur ein Wort zu sagen, hieße den Leser beleidigen — jeder kennt diese anmuthigen, echt poetischen, ernsten und launigen, tief sittlichen und allgemein verständlichen Geschichten, die nun „zur guten Stunde" gesammelt erscheinen und das Bild eines Dichters vervollständigen, der so recht aus dem Volke heraus für das Volk sein Leben lang geschaffen hat. Nach Vollendung des bedeutenden Werkes kommen wir ausführlicher auf dasselbe zurück; für heute begnügen wir uns damit, es nachdrücklichst zu empfehlen.

Gedichte von Heinrich von Mühler. (Jena, Costenoble.) Es ist jedenfalls sehr interessant, das Bild, welches von dem einstigen einflußreichen Leiter des Unterrichts- und Kirchenwesens in Preußen das Publikum sich gebildet hat, durch die vorliegende Sammlung seiner Gedichte vervollständigt zu sehen. Sicher enthalten sie nicht Weniges, was kaum, rein poetisch genommen, in eine solche Sammlung Aufnahme verdiente; sicher wird unser heute mit Recht wählerischer Geschmack an der Form der Gedichte Anstoß nehmen, welche nicht selten oberflächlich und ohne ganz ausgebildeten Kunstsinn ist. Aber das Bild selbst, um welches es gewiß dem Sammler oder der Sammlerin zu thun war, gewinnt hier allerdings einige mildere Züge, und dies ist wohl nicht unwichtig.

Das Frauenherz. Lebensbilder und Dichtungen von Hermann Semmig. (Leipzig, E. Kempe.) Es sind Lieder der Liebe. Der Verfasser hat dafür nicht nur die Form der Poesie, sondern auch die der Prosa gewählt, um dem interessanten, schon viel besprochenen Stoffe möglichst nahe zu kommen und ihn zu versinnbildlichen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Mein gutmüthiger Freund.

Von

Balduin Möllhausen.

Als ich mich im Jahre 1853 der zur Auffindung eines geeigneten Eisenbahnweges ausgeschickten Expedition anschloß, welcher vom Mississippi nach der Küste der Südsee quer über den amerikanischen Continent der 35. Grad nördl. Breite als Richtung aufgegeben wurde, erhielt ich einen gewissen Bill Spaniard zu meinem besonderen Begleiter. Da das Sammeln von Naturalien und landschaftlichen Skizzen mich oft weit abwärts von unserem Wagenzuge führte, Bill Spaniard aber als geschickter Jäger und scharfsinniger Kundschafter bekannt war, so fiel ihm die Aufgabe zu, mich bei der Erlangung von Exemplaren oder vielmehr „Specimen", welche Bezeichnung ihm sehr geläufig, zu unterstützen, in verrufenen Gegenden, während ich selbst zeichnete, Schildwache zu stehen und mich gegen die Pfeile hinterlistiger indianischer Landstreicher zu schützen. Seinem Eifer verdankte ich manches Werthvolle, namentlich mehrere Schädel von Eingeborenen, die kein Anderer leicht aufgefunden hätte; seiner Wachsamkeit dagegen, daß ich in den trostlosen, wüstenartigen Revieren der verthierten Tonto-, Yampai- und Hualpai-Indianer unverletzt blieb. Selbst braun wie ein vollblütiger Pawnee und in seinem breiten knochigen Gesicht die unverkennbaren Merkmale indianischer und afrikanischer Abstammung tragend, blickte er doch stolz auf alle farbigen Menschen nieder. Von guter Mittelgröße, erinnerten seine auffallend breiten Schultern und die gewaltige Musculatur an einen kräftigen Mulatten, wogegen die von den Lidern stets halb verschleierten, dunklen dreieckigen Augen mit echt indianischem Ausdruck über die stark vorspringenden Backenknochen hinwegschauten und ein dünner, borstenartiger schwarzer Vollbart wie die weichen Wellen des schwarzen, bis auf seinen Stiernacken niederfallenden Haupt-

haars auf ein wenig kaukasisches Blut hindeuteten. Ein schlapper Filzhut bedeckte sein mächtiges Haupt und verlieh, tief über die Stirn gezogen, seinem Antlitz, nach dem Ausspruch Anderer, einen finsteren Ausdruck. Ich für meine Person vermochte indessen nur einen hervorragenden Zug von Gutmüthigkeit in demselben zu entdecken, eine Voraussetzung, welche ich später recht oft, wenn auch zuweilen in absonderlicher Form, bestätigt fand. Deshalb kann ich seiner auch nur als eines gutmüthigen Freundes gedenken, der für mich sein Leben gern hundertmal in die Schanze geschlagen hätte. Das hinderte ihn indessen eines Tages nicht, als ein prächtiger Antilopenbock in guter Büchsenschußweite und in genauer Linie mit uns Beiden zwischen uns stehen geblieben war, das Thier zu erlegen, noch bevor ich mich, der Kugel ausweichend, zur Erde geworfen hatte.

„Bill Spaniard," redete ich ihn an, als wir bei dem verendeten Bock zusammentrafen, „ich denke, Ihr hättet mich ebenso leicht treffen können."

Da lächelte Bill Spaniard in seiner gutmüthigen Weise. „Herr, ich sah Euch," antwortete er zuversichtlich, nach seiner Ueberzeugung die ausgiebigste Erklärung für den gewagten Schuß.

O, ich sehe ihn noch vor mir, den gutmüthigen Freund mit dem faltigen rothen Flanellhembe um die breiten Schultern, den blaugrauen Militärbeinkleidern und dem braunen Ledergurt, welchen zwei kurze Pistolen und ein breites Messer beschwerten. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er nachlässig, anscheinend theilnahmlos auf dem Rücken seines Maulthieres gleichsam hing und dennoch das Geringfügigste bemerkte und beachtete, was in unserer Umgebung stattfand. Ich sehe ihn noch vor mir mit seinem harmlosen Grinsen, wie er mir einst ein „Specimen" für meine Sammlung anbot, vor welchem ich, trotz seiner gutmüthigen Anpreisungen, doch scheu zurückbebte.

Hinter uns lagen die unabsehbaren Prairien, hinter uns die tannenbewaldeten, von schwarzen Lavaströmen durchkreuzten Höhen der Rocky-Mountains, hinter uns die winterlich bekleideten, ausgebrannten S. Francisco- und Bill Williamsvulcane, und in kurzen, beschwerlichen Märschen, zuweilen Wochen lang nach Pässen durch die zerklüftete Wildniß suchend, näherten wir uns dem „Großen Colorado des Westens". Unsere Lastwagen hatten wir bis auf vier aufgegeben, und der Tag war nicht fern, an welchem auch das letzte Gepäckstück auf den Rücken der durch Futtermangel schrecklich heruntergekommenen Maulthiere verladen werden mußte. Unsere Arbeiten wurden indessen dadurch in keiner Weise beeinträchtigt, nicht einmal durch die sehr fühlbare Einschränkung bei der Vertheilung der Tagesrationen an gesalzenem Speck, Mehl und dem Fleisch der bis auf eine geringe Mitgliederzahl zusammengeschmolzenen mageren Hammelheerde. Nur nicht mehr so weit vom Train entfernte ich mich wie in früheren Tagen; denn einestheils hinderte mich die Unwegsamkeit des felsigen Bodens, dann aber auch waren wir beständig von tückischen Wilden umringt, deren Spuren wir wohl hin und wieder entdeckten, die aber selbst unsichtbar blieben. Aehnlich den Wölfen harrten sie gierig auf die Gelegenheit, vom sicheren Hinterhalte aus ihre Pfeile auf ein abirrendes Maulthier zu entsenden und sich dadurch dessen Fleisch zu sichern, oder einen unvorsichtigen Hüter zu überfallen und um seiner abgetragenen Kleidungsstücke willen zu erschlagen, wie wir leider erfuhren, ohne die hinterlistigen Mörder dafür strafen zu können.

Vor uns erhob sich das nur dürftig mit Cederngestrüpp und Yuccas bekleidete Aquariusgebirge. Nach kurzem Marsch

durch schwer zugängliche Schluchten, über Kieshügel, Geröllanhäufungen und massive Gesteinsschichten hatten wir der erschöpften Thiere wegen schon um die Mittagszeit unser Lager in einer Thalsenkung aufgeschlagen, in welcher zerstreute Grasbüschel den Thieren kärgliches Futter boten. Unser einfaches Mahl war bald hergerichtet und verzehrt. Dann begab ich mich mit meinem gutmüthigen Freunde auf den Weg, um von einer benachbarten Höhe aus eine freie Aussicht auf den Gebirgszug zu gewinnen, welchen wir folgenden Tages hinter uns zu legen hofften.

Nach viertelstündiger Wanderung auf hindernißreichem Wege ließ ich mich am Rande einer gewundenen, leicht zugänglichen Schlucht auf einen Felsblock nieder und vertiefte mich alsbald in die Aufnahme einiger barocker Punkte der sich vor mir an einander reihenden Höhen. Bill Spaniard lag neben mir auf dem Schluchtabhange, so daß nur sein Haupt über das mosaikartig mit farbigen Kieseln bedeckte kleine Plateau emporragte, er also, selbst wenig bemerkbar, immerhin noch ziemlich weit um sich zu spähen vermochte. Seine Büchse lehnte im Bereich seiner Hand neben der meinigen an dem Felsblock, auf welchem ich saß. Eine gestreifte mexicanische Decke zur Hälfte unter sich, zur Hälfte über seinen Rücken gezogen und das bärtige Kinn auf die verhältnißmäßig kleinen Fäuste gestützt, blickte er unter den schläfrig gesenkten Lidern mit einem Ausdruck harmlosen Behagens hervor, wie nur je ein Mensch, dessen Gewissen von keinem Selbstvorwurf beschwert wird.

„Bill," redete ich ihn an, nachdem ich meine Arbeit begonnen hatte, „als Ihr Euch am Arkansas bei unserer Expedition meldetet, hieß es, Ihr hättet wegen Mordes vier Jahre im Gefängniß zugebracht."

„Vier volle Jahre," antwortete Bill Spaniard gleichmüthig, „und nennen's die Leute 'nen Mord, wenn man Jemand aus Nothwehr über den Haufen schießt, so kümmert's mich keinen Strohhalm. Würd's heute nicht anders machen, und heute bin ich beinah fünf Jahre älter als damals."

„So waret Ihr noch nicht lange frei, als wir Euch kennen lernten?"

„Kaum sechs Wochen. Gerade so lange, wie ich Zeit gebrauchte, einige gute Freunde zu besuchen. Dann gefiel mir's nicht länger in 'ner Gegend, wo man viel von mir redete. Nach Californien stand mein Sinn, und da paßte es mir mit Eurer Expedition."

„Manche Meile haben wir Beide einsam zurückgelegt, Bill," fuhr ich fort, „manches Garn ist zwischen uns abgesponnen worden, aber bis jetzt berührtet Ihr mit keiner Silbe die Ursache, wegen deren Ihr so lange der Freiheit beraubt gewesen."

Bill Spaniard sann ein Weilchen nach und antwortete gelassen:

„Die Ursache war, daß ich 'nen Menschen erschossen hatte."

„Weiter, weiter, Bill. Ihr müßt jedenfalls einen Grund zum Erschießen gehabt haben."

„Richtig, den hatte ich wohl; allein ich calculir', ich spreche nicht gern darüber."

Ich warf einen forschenden Blick auf meinen gutmüthigen Freund. Nicht der leiseste Zug in seinem braunen Antlitz verrieth, daß die Erinnerung an die Blutthat selber ihm peinlich sei. Dadurch aber neugieriger gemacht, forschte ich weiter:

„So bereut Ihr, vielleicht im Jähzorn einen Menschen getödtet zu haben?"

„Nichts von Jähzorn," hieß es ruhig zurück, „auch nichts von Reue. Ich sagte schon: würd's heute ebenso machen. Aber es giebt etwas, das nicht sonderlich aus dem Munde eines Mannes klingt; ich meine, es handelt sich um Frauenzimmer."

Und wiederum betrachtete ich meinen gutmüthigen Freund verstohlen. Mir schien fast, als hätte sein braunes Antlitz einen weicheren Ausdruck angenommen, der in seltsamem Widerspruch zu dem hünenhaften Körper stand. Milde Regungen hatten offenbar Besitz von ihm ergriffen, und bevor dieselben sich verflüchtigten, fuhr ich fort:

„Gerade aus dem Munde eines Mannes höre ich dergleichen gern, Bill; also heraus mit der Sprache."

„Aber es ist eine lange Geschichte, Herr."

„Um so besser, Bill; eine halbe Stunde habe ich mindestens zu thun, und ist Euer Garn bis dahin nicht zu Ende, sitz' ich gern länger hier."

Bill Spaniard sandte, ohne seine Lage zu verändern, einen funkelnden Blick über die sich vor uns erstreckende Abflachung, und nachdem er sich von der Sicherheit unserer Umgebung überzeugt zu haben meinte, hob er an:

„Woher ich eigentlich stamme, ist mir selber nicht ganz klar. Weiß nur, daß meine Mutter ein Schawanoe gewesen, mein Vater dagegen ein Spanier, der vielleicht 'ne Kleinigkeit Mulattenblut in den Adern gehabt haben mag, jedoch nicht so viel, daß ich deshalb nicht zu den Weißen gezählt werden dürfte. Die Weißen denken freilich anders, und daher kam's, daß ich mehr zu den Choctaws, Chickasaws und Schawanoes im Staate Arkansas stand als zu den Amerikanern. Und diese Indianer auf ihren Farmen sind, bei Gott, so civilisirt, daß mancher Weiße von ihnen lernen könnte. Ich selbst hielt's mit der Jagd und dem Tauschhandel, hatte aber auch 'ne Vorliebe für's Schmiedehandwerk, und wenn die Jagd ruhte, konnte man mich gewöhnlich vor dem Ambos eines Schawanoeschmieds finden. So war ich an die dreißig und einige Jahre alt geworden, als ich 'ne Erfahrung machte, die mich bestimmte, zu calculiren, ob's nicht rathsam, mir selber 'ne Schmiede einzurichten und 'n ansässiger Mann zu werden. War nämlich auf 'nem Jagdausfluge nach dem Arkansas hinübergeritten bis in die Nähe von Little-Rock, damals noch ein kleines Städtchen, vor welchem die vom Mississippi heraufkommenden Dampfer einen Tag anzuhalten und wieder umzukehren pflegten. Ritt ich da in einem engen Wildpfade und dachte an nichts weniger als an Unheil, als aus der Ferne das Geheul mehrerer Hunde zu mir herüberdrang. Meinte aber das Jauchzen von Thieren zu erkennen, wie sie von weißen Jägern zuweilen benutzt werden, um 'nen Hirsch oder schwarzen Bären niederzuhetzen. Gewöhnte mich indessen bald an das Geräusch, obwohl's allmälig näher kam, und hatt's beinah vergessen, als ich plötzlich unterschied, wie's eine kurze Strecke vor mir in dem gewundenen Pfade knickte und rauschte, als ob irgend etwas mit Gewalt durchs Gebüsch breche. Ein Stück Wild vermuthend, hielt ich an; bevor ich aber die Büchse zur Hand genommen hatte, scheute das Pferd, und hinter dem nächsten Dickicht eilte vollen Laufes ein schlankes Mädchen hervor. Als es mich erblickte, blieb es stehen; doch die Angst vor denen, die ihm folgten, war größer als die Scheu vor mir, denn nur 'nen Athemzug säumte es. Dann warf es die Arme hoch empor, und dicht neben mich hingleitend, flehte und bat es, daß es 'nen Stein hätte jammern mögen. Und dazu das schöne todbleiche Gesicht mit den blutigen Schrammen, welche das verworrene Gezweig gerissen hatte, und das zerzauste schwarze Lockenhaar und die weißen Arme, von welchen die Bekleidung bis zu den Schultern heruntergezerrt — ja, das war genug, um noch Andere als mich zum Mitleid zu stimmen, obwohl ich auf den

ersten Blick erkannte, daß ich's nur mit 'ner Quadrone zu thun hatte.

„‚Rettet mich,‘ bat sie athemlos und kaum verständlich, und aus ihren Augen sprach's wie'n Martertod, ‚rettet mich vor den Hunden! Man verfolgt mich! Laßt mich nicht in ihre Hände fallen — lieber nehmt das Gewehr und tödtet mich!‘

„Ja, das waren böse Worte. Es schwebte mir wohl dunkel vor, was sie bedeuteten, allein zum Fragen war keine Zeit mehr; denn deutlicher schallte das Heulen der Schweißhunde herüber, und fast ebenso deutlich die Stimmen von Männern, welche die wüthenden Thiere anfeuerten. Warf also mein Pferd herum — ein gutes, kräftiges Pferd obenein —, die junge Fremde reichte mir die Hand und stellte ihren Fuß auf den meinigen, der 'nen festen Halt im Bügel hatte, und mit 'nem heftigen Schwunge gelangte sie zu mir herauf. Keine halbe Minute dauerte es, bis sie hinter mir saß und ihren Arm um mich schlang, und vorwärts ging es so schnell, wie der Gaul durch das Gebüsch zu dringen vermochte.

„Verdammt! es war ein unbequemer Ritt zu Zweien auf dem schmalen Pfade und gepeitscht von Zweigen und Rankenwerk, allein das Heulen der grimmigen Bestien ließ uns die Noth vergessen. Wenn aber der jungen Quadrone Herz vor Todesangst klopfte und sie den Lauf des Pferdes trotz der Hindernisse noch hätte beschleunigen mögen, so that's bei mir der warme Arm, der um meine Brust lag, das warme Gesicht, welches sich an meine Schulter preßte, und der Athem, der so warm meine Schläfe streifte. Hatte in meinem Leben dergleichen nicht kennen gelernt, wußte auch nicht, woher's kam, aber wie Wuth ergriff mich's, daß ich, um das arme Geschöpf zu retten, trotz meiner Gutmüthigkeit wohl ein Dutzend Morde begangen hätte. Armes kleines Ding; mir ist, als fühlte ich heute noch, wie ihr geängstigtes Herz gegen meine Rippen hämmerte, und wie sie schluchzte und den Schmerz verbiß, welchen der schnelle Ritt und die über dem Pfade sich kreuzenden Zweige ihr verursachten. — Verdammt! da rede ich von 'nem Frauenzimmer wie 'ne Drossel, der man den Gefährten wegfing, und daß es Euch wie Unnatur an 'nem Manne erscheinen muß,“ unterbrach Bill Spaniard sich wie beschämt.

„Nicht doch, Bill,“ antwortete ich schnell, denn die einfache Schilderung des braunen, herkulisch gebauten Halbwilden übte einen eigenthümlichen Zauber auf mich aus, „nicht doch, Bill; wenn einem Manne warm und wehe zugleich ums Herz wird, braucht er sich dessen nicht zu schämen. Aber Unnatur wäre es gewesen, hättet Ihr anders empfunden und gedacht.“

„Nun ja, Herr, ich will's glauben,“ nahm mein gutmüthiger Freund alsbald sichtbar erleichtert seine Mittheilungen wieder auf, „denn selber darüber nachgedacht habe ich nicht viel, am wenigsten damals, als ich während des scharfen Rittes auf das Hundegeheul lauschte. Erst als es plötzlich ganz schwieg, hielt ich ein Weilchen an, und mich im Sattel halb umkehrend, redete ich tröstlich und machte dem armen Dinge klar, daß die Hunde die Stelle erreicht hätten, wo sie zu mir aufs Pferd gestiegen sei, und lange suchen könnten, bevor sie die Nasen wieder auf ihre Spuren stießen. Dann ritten wir wohl eine Stunde quer durch den Wald auf die Chickasaw-Ansiedelungen zu, bevor ich die Eile meines Gaules mäßigte und endlich abstieg, um an einem Bache zu rasten und einen Trunk frischen Wassers zu schöpfen. Da keine Gefahr mehr drohte, ließ ich den Gaul grasen, und jetzt erst nahm ich mir Zeit, meinen Schützling etwas näher zu betrachten und mich nach dem Woher und Wohin zu erkundigen.

„Armes kleines Ding, wie es meine Hände drückte und preßte und die Thränen aus den großen Augen quollen, als es mich seinen Retter nannte, mir dankte und versprach, bis ans Lebensende es nicht vergessen zu wollen. Ja, diese Augen! Es lag etwas drin wie in dem Blick einer Antilope, die von 'ner Kugel gestreift wurde und nicht weiß, ob's zu Ende mit ihr geht. Und indem ich in dieselben hineinschaute, war mir, als ob's meine Kehle zuschnüre und das Blut so recht warm über mein Herz hinwegriesele. Der Teufel mag's wissen, woher es kam, daß ich in jener Stunde ernster denn je zuvor an 'ne eigene Schmiede dachte und die Gutmüthigkeit mich beinah in ein Kind verwandelte.

„Auf meine Fragen erfuhr ich, daß Mayflower — so hieß sie nämlich, und weiß und zart wie 'ne Maiblume war sie trotz der Probe Negerblutes — in der Louisiana auf einer Plantage von einer Sclavin geboren sei, also selbst nur Sclavin sein konnte. Aber sie hatte einen gütigen Herrn gehabt, der sie von Kindheit an mit schweren Arbeiten verschonte und in seinem Hauswesen beschäftigte. Dort mußte sie seine große Zufriedenheit gewonnen haben; vielleicht widerstrebte es ihm auch, weil sie so weiß wie eine amerikanische Lady, daß sie nach seinem Tode auf den Markt gebracht werden könne; genug, in seinem Testament hatte er ihr mit klaren Worten die Freiheit geschenkt. Und er wußte wohl, ahnte wohl, was ihr bevorstand, wenn er es nicht that; denn sein Sohn, ein wüster Geselle, verrieth schon bei seinen Lebzeiten große Vorliebe für das Mädchen, welches sich nur mit großer Mühe seiner Zudringlichkeiten zu erwehren vermochte. Da starb der Pflanzer. Mayflower betrauerte ihren gütigen Herrn. Wäre sie gleich entflohen, war's besser; denn als das Testament geöffnet wurde, fand sich allerdings, daß ihr die Freiheit zuerkannt worden war, allein das hinderte den Erben nicht, Mayflower mit Gewalt zurückzuhalten und durch irgend einen schurkischen Advocaten feststellen zu lassen, daß in der Schrift ein Fehler begangen worden — ich glaube, so nannte Mayflower es — und sie als Eigenthum des Erben sich in dessen Wünsche und Befehle zu fügen habe. Verdammt! Wer hätte jemals erlebt, daß in der Sclaverei geborene Menschen ihren Herren gegenüber ihr Recht fanden.

„Wie Mayflower bei dieser Entdeckung zu Muthe ward, muß man sie selbst schildern hören. Als ich's von ihr hörte, meinte ich, daß ich mich der weißen Abstammung wegen vor ihr schämen müßte. In meiner Wuth aber schwor ich ihr zu, daß ich ihre Freiheit mit meinem eigenen Blute vertheidigen würde, so daß sie sich schier vor mir entsetzte. Aber kein Wunder, denn ich war ein rauher Bursche — wo hätte ich auch feine Manieren lernen sollen? Und doch sprach nur Gutmüthigkeit aus mir, und das mochte sie einsehen, denn sie reichte mir abermals die Hand, dankte mit den besten Worten und betheuerte, sich bei mir so sicher und zufrieden zu fühlen wie einst auf dem Schoße ihrer guten Mutter.

„Nachdem Mayflower also zum Bewußtsein ihrer trostlosen Lage gekommen war, führte sie aus, was freilich schon früher hätte geschehen sollen. Sie packte ihre paar Habseligkeiten in ein Bündel zusammen und begab sich in einer dunklen Nacht auf den Weg nach dem Mississippi. Sie wußte, daß sie in einem Sclavenstaat nimmermehr auf Gerechtigkeit zählen dürfe, und trug sich mit der Hoffnung, auf einem nordwärts fahrenden Dampfboot 'ne Zuflucht in einem freien Staate zu finden. Ob man sie auf der Plantage nicht gleich vermißte oder in einer falschen Richtung nach ihr suchte, mag der Henker wissen. Genug, Mayflower erreichte nach

mühevoller Wanderung den Mississippi in 'nem kleinen Oertchen, vor welchem nur wenige Dampfboote zu halten pflegten. Dort blieb sie einen ganzen Tag. Weil sie aber Verfolgung fürchtete, den Leuten im Ort dagegen Verrath zutraute, ging sie an Bord des ersten Dampfers, der vorüberkam, jedoch, anstatt dem Mississippi bis nach Illinois hinauf, wo sie gerettet gewesen wäre, zu folgen, in den Arkansas einbog.

„Ihr Verfolger scheint mit seinen Hunden bald nach ihrer Abreise eingetroffen zu sein und gleich 'ne Fahrgelegenheit gefunden zu haben; denn sie hatte in Little-Rock — weiter ging der Dampfer nicht — die Landungsbrücke kaum verlassen, als ein zweiter Dampfer angemeldet wurde, welcher sich mit größter Eile näherte. Mayflower warf einen Blick auf das Fahrzeug, und etwas wie 'ne Ahnung von Unheil mochte in ihr aufsteigen. Drohend erschien ihr auch — und sie war ziemlich vertraut mit solchen Dingen —, daß der Schornstein dichte schwarze Rauchwolken ausspie, die Kessel also bis zum Zerspringen geheizt wurden. Nach dieser Entdeckung ging sie, um nicht als verdächtig aufgehalten zu werden, durch die Straßen, wie Jemand, der daselbst zu Hause gehörte und Niemand zu fürchten habe. Draußen aber bog sie in den nächsten Waldpfad ein, und unbekümmert darum, wohin derselbe führte, lief sie davon, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten.

„Ihr Verfolger hatte unterdessen nicht gesäumt. Sie war 'ne auffallende Erscheinung, und da kostete es ihn — möge er dafür verdammt sein — wohl kaum Mühe, die von ihr eingeschlagene Richtung auszukundschaften und in Begleitung einiger willigen Hände die Bluthunde auf ihre Spuren zu lenken. Haß und Rachedurst des Schurken müssen größer gewesen sein als seine Vorliebe, daß er die grimmigen Bestien auf das arme kleine Ding losließ. Denn holten diese sie ein — und ohne mein Dazwischentreten wär's ja geschehen —, so hätt's ihm schwer werden sollen, einzuschreiten, bevor Mayflower's warmes Fleisch von den Zähnen der wüthenden Hunde zerrissen und zerfetzt worden.

„So erzählte Mayflower mir ihre Geschichte; kein Wunder, wenn sie mich ihren Retter nannte und dankbar ansah, daß es mich durchschauerte und ich immer und immer wieder calculirte, wie's mir gelingen möchte, baldigst eine Schmiede einzurichten; 'nen Vergleich aufzustellen zwischen dem zarten Dinge mit den ladyartigen Manieren und mir, dem unstäten rauhen Jäger, den die Sonne so braun gebrannt wie 'ne reife Wallnuß, fiel mir nicht ein; und doch besaß ich nicht den Muth, ihr meine Gedanken zu verrathen, so lange sie mit ihren großen Augen wie 'n unschuldiges Kind in die meinigen blickte. Aber als wir erst wieder auf dem Rücken des Pferdes saßen und sie sich zutraulich an mich schmiegte, da meinte ich, es könnte nicht anders sein, als daß wir Mann und Frau werden müßten.

„So ritten wir lange schweigend unseres Weges. Wir ritten, bis die Sonne in die Waldung hinabstieg und kühle, feuchte Schatten uns umringten. Ich fühlte wohl, daß Mayflower fröstelte und zitterte, glaubte aber, weil sie nur dünn bekleidet; denn was sie an Zeug mitgenommen hatte, war nur wenig, und auch dies Wenige hatte sie auf der Flucht vor den wüthenden Hunden von sich geworfen. Endlich, als die Schatten dichter wurden und Mayflower's Athem trotz ihres Fröstelns meine Schläfe heißer streifte, tröstete ich sie, daß sie Geduld haben möge. Ging nämlich damit um, auf der Farm eines Chickasaw-Indianers einzukehren, eines wohlhabenden Mannes, dessen Sohn in Philadelphia Doctor studirt hatte und

in der ganzen Gegend als ein geschickter Arzt bekannt war. Dort sollte sie bleiben, bis ich tiefer im Lande eine sichere Zufluchtsstätte für sie ausgekundschaftet oder meine Schmiede eingerichtet haben würde. Und geduldig war sie. Obwohl ihr zu Muthe sein mochte, als hätte sie vom Pferde sinken müssen, kam kein Laut der Klage über ihre Lippen, und als ich fragte, ob sie sich fürchte, antwortete sie, ich sei ja bei ihr.

„Ich überlegte und überlegte; dunkler wurde es ringsum, und 'ne Art Zaghaftigkeit ergriff mich, als wäre plötzlich 'ne Weibernatur über mich gekommen. Dann aber faßte ich mir ein Herz, und um Mayflower munter zu erhalten oder uns die Zeit zu verkürzen, erzählte ich, daß auch bei den civilisirten Indianern farbige Sclaven gehalten würden und sie nur dann gegen weitere Verfolgung geschützt sei, wenn sie die Frau eines freien Mannes geworden. Darauf antwortete sie nicht, nur ihren Arm legte sie fester um mich, wie um sich gegen 'nen Sturz zu bewahren. Mich erfreute diese Bewegung, und dann vertraute ich ihr an, daß ich das Schmiedehandwerk erlernt habe und damit umgehe, mir ein Gehöft zu bauen und 'ne Werkstatt einzurichten. Ferner, daß zu 'nem Gehöft 'ne Frau gehöre, um den Mann daheim zu halten, ich aber der Mann dazu sei, 'ne gute Frau nicht nur gegen alle Nachstellungen, sondern auch gegen Noth und Sorgen zu schützen. Ich theilte ihr mit, daß ich von 'nem Weißen abstamme und es daher in meiner Natur liege, 'ne Frau gut zu behandeln und nicht, nach Art der wilden Indianer, für mich arbeiten zu lassen. Darauf fragte ich, ob sie sich mit mir zusammengeben wolle, erklärte indessen ausdrücklich, daß es mich nicht mit ihr verfeinde, wenn mein Vorschlag ihr zuwider sei.

„Sie besann sich nicht lange. ‚Rettetet Ihr mich nicht,‘ antwortete sie freundlich, und diese Worte vergesse ich nicht, bis der Tod die Hand auf mich legt, ‚so wäre ich unter den Zähnen der bösen Hunde gestorben oder ich befände mich in der Gewalt Jemandes, der keine Gerechtigkeit, kein Mitleid oder Erbarmen kennt. Also gehöre ich Euch. Verfügt über mich, wie Ihr's für recht haltet. Wir kennen einander wenig; allein das kann ich versprechen, daß ich Euch eine treue und sorgsame Frau sein will.‘

„Wie mir das in die Ohren klang," bemerkte Bill Spaniard nach einer kurzen Pause, anscheinend trüben Sinnes; „hatte ich am hellen Tage Scheu gehegt, ihr dergleichen offen ins Antlitz zu sagen, so übten jetzt ihre freundliche Stimme und die ladyartig fein gestellten Worte eine Wirkung aus, als ob ein tiefer Abgrund sich zwischen uns Beiden aufgethan habe. Ich erschrak sogar über ihren Bescheid und wünschte beinah, daß derselbe ein anderer gewesen wäre. Denn es kam über mich wie 'ne Anklage, Mißbrauch damit getrieben zu haben, daß ich ihr Retter geworden und sie sich für verpflichtet hielt, mir's auf die eine oder die andere Art zu lohnen.

„‚Das ist Euer Ernst, Mayflower?‘ fragte ich nach einer Weile, denn ich konnt's nicht glauben.

„‚Mein heiliger Ernst,‘ antwortete das arme kleine Ding, ‚und ich betrachte es als ein Glück, nicht mehr allein zu stehen, sondern Jemand zu haben, der mir Mutter, Vater, Geschwister, Alles, Alles ersetzt.‘

„‚Aber ich bin ein in halber Wildniß aufgewachsener Bursche mit rauhen, unbeholfenen Manieren,‘ fuhr ich kleinlaut fort, ‚hab' nichts gelernt, als 'nen Gaul zu satteln, die Büchse zu führen und den Schmiedehammer zu schwingen. Mein Gesicht ist braun, daß die Menschen mich für 'nen vollblütigen Indianer halten.‘

„‚Und ich bin eine Quadrone,‘ versetzte Mayflower schnell, ‚gehöre zu den Farbigen, die nur vor Farbigen Gerechtigkeit finden. Und wohnt hinter einem rauhen Wesen Aufrichtigkeit, was soll ich Besseres verlangen?‘

„Da wurde ich still; und was hätte ich noch erwidern können? Aber indem wir schweigend durch die feuchte Sommernacht dahinzogen, war's mir, als sei ich plötzlich ein anderer Mensch geworden — und dergleichen vergißt sich nicht —, als hätte ich Dinge gesehen und erkannt, die mir früher fremd gewesen. Indem das Bischen Nachtbrise mit den Blättern spielte, war's kein Rauschen mehr, sondern vernehmliches Reden und Plaudern. ‚Bill Spaniard!‘ tönte es aus jedem dunklen Winkel in dem Buschwerk zu mir herüber; ‚Mayflower!‘ hoch oben aus den Baumwipfeln; ‚der braune Bill und seine weiße Mayflower!‘ klang's aus Sümpfen und Wassertümpeln, wo die Frösche um einander freiten. ‚Bill Spaniard!‘ rief der nimmer rastende Whipp-poor-Will bald aus dieser Richtung, ‚Mayflower!‘ bald aus jener. Und wenn ich zum Monde aufschaute, sah ich deutlich, daß er sein rundes Gesicht zu einem lustigen Grinsen verzog, wogegen die Sterne vor meinen sichtlichen Augen tanzten, einzelne sogar muthwillig davonschossen und einen langen Feuerschweif hinter sich herschleppten. Niemals erlebte ich Solches vorher oder nachher; und wie mir's noch immer lebendig vorschwebt, wenn ich einmal drauf gebracht werde; höre sogar den Whipp-poor-Will, dessen Ruf so traurig, als hätte er mich beklagen wollen — Unsinn!" unterbrach mein gutmüthiger Freund sich hier, „das ist Alles gewesen, und 's kümmert heute den Henker, wie mir damals zu Muthe war." Dann schwieg er.

Ich ließ den Zeichenstift ein Weilchen ruhen und beobachtete den wunderlichen Gesellen aufmerksam von der Seite. Wie aus Stein gemeißelt lag er da, das Kinn auf die Fäuste gestützt, die Blicke starr auf einen bestimmten Punkt auf der anderen Seite der Abflachung geheftet, wie um dadurch seine Gedanken gewaltsam in ihm weniger peinliche Bahnen zu lenken. Von einer tieferen inneren Bewegung entdeckte ich indessen keine Spur in dem nichts weniger als wohlgebildeten knochigen Antlitz, es sei denn, sie hätte sich in dem leisen Zittern offenbart, mit welchem die breiten Nasenflügel wie bei einem Spürhunde sich dehnten, oder in der Art, in welcher die sich scheinbar verkleinernden dreieckigen Augen unter den leicht gerunzelten schwarzen Brauen hervorfunkelten. Fast wie ein drolliges Märlein erschien mir, was ich eben gehört hatte, indem ich es mit der träge ausgestreckten herkulischen Gestalt verglich. Woher nahm dieser Mann, der sich außer durch seine Fertigkeit in der englischen und spanischen Sprache kaum von einem wilden Steppenreiter unterschied, dessen finsteres Aeußere wohl geeignet, einem ihm auf einsamem Wege Begegnenden Scheu einzuflößen — woher nahm er die eigenthümlich bezeichnenden Worte zu der Schilderung der ihm selbst zum Theil unverständlichen Empfindungen? Mochte er sie unbewußt dem Flüstern des Windes in den dichtbelaubten Baumwipfeln oder dem melancholischen Ruf des nachtliebenden Ziegenmelkers abgelauscht und sich ebenso unbewußt angeeignet, mochte er sie aus dem bleichen Antlitz des Mondes oder dem geheimnißvollen Funkeln der Sterne herausgelesen haben: was er sprach und schilderte, war der Ausdruck der Wahrheit, in höherem Grade der Ausdruck der Wahrheit, als er selbst es wußte, ahnte oder mit Ueberlegung bezweckte.

„Nun, Bill," unterbrach ich endlich wieder meine Betrachtungen über den seltsamen Gefährten, „Ihr rittet also zu Zweien durch die stille Sommernacht."

Ueber Bill Spaniard's Antlitz glitt ein schadenfrohes Grinsen, welches in crassem Widerspruch mit seiner Gutmüthigkeit stand und mir erst später verständlich wurde, und ohne die Richtung seiner Blicke zu ändern, dagegen ein klein wenig tiefer den Abhang hinuntergleitend, nahm er den Faden seiner Erzählung sofort wieder auf.

„Ja, wir ritten schweigend durch die stille Sommernacht," hob er an, „und 'n Glück war's, daß der Weg vor uns kein langer mehr, oder es sollte mir schwer geworden sein, die arme Mayflower unter ein gastliches Dach zu schaffen. Denn als wir vor dem Hause Chiasolm's, des Chickasaw, eintrafen und der Vater und sein Sohn Doctor zu uns heraustraten, da mußten Beide zuspringen, oder sie wäre jäh auf die Erde hinabgestürzt. Die Furcht vor ihrem Verfolger, das Entsetzen vor den ihr nachspürenden Hunden, die wilde Flucht durch den dichten Wald und der lange anstrengende Ritt waren zu viel für das arme kleine Ding gewesen. Die Sinne hatten sie vollständig verlassen, und als wir sie gemeinschaftlich ins Haus hineintrugen, meinte ich nicht anders, als daß wir's mit 'ner Leiche zu thun hätten. Ich dachte sogar daran, ob's nicht besser für sie, überhaupt nicht mehr aus ihrer Betäubung zu erwachen, um nicht an das erinnert zu werden, was zwischen uns verabredet worden. Denn als ich sie so still daliegen sah und so weiß wie die Gips-Bluffs in der Prairie, da fühlte ich Scham und Reue. Ich betrachtete mich von oben bis unten, legte meine grobe Hand neben ihre zarte und meinte, ihr nicht mehr in die Augen schauen zu können. 'nen schlechten Kerl nannte ich mich in Gedanken, weil's mir in den Sinn gekommen, solch feine Lady an mich, den unwissenden braunen Jäger, zu ketten. Dann aber hoffte ich, wenn sie aus ihrer Betäubung erwache, möchte sie Alles vergessen haben oder es für 'nen bösen Traum halten. Daran gemahnt hätte ich sie nimmermehr, und wäre 'ne kurze Arbeit des Hängemanns der Lohn für mein Schweigen gewesen.

„In dieser Nacht schliefen die Chickasaws ebenso wenig wie ich. Wir Alle beobachteten mit Besorgniß das arme kleine Ding, wie's ohne Bewegung dalag, dann wieder ängstlich sprach und flüsterte, auch wohl aufschrie, als hätten die Hunde des grausamen Pflanzers es zwischen sich gehabt und das Fleisch von den schlanken Gliedern gerissen. Der junge Chiasolm, Doctor Jonny hieß er weit und breit, saß neben Mayflower's Lager und hielt ihren Arm. Ich glaube, er zählte ihren Herzschlag; wenn sie zu unruhig wurde, befeuchtete er ihre Schläfen und Lippen mit 'ner Flüssigkeit aus 'nem Fläschchen, ließ sie auch den scharfen Geruch aus 'nem anderen Fläschchen einathmen, was ihr sichtlich wohlthat. Seine Mutter und Schwestern leisteten ihm Beistand, wenn's drauf ankam, ihre Lage zu verändern und sie bequemer zu betten, auf daß nicht ungeschickte Männerhände sie berührten.

„Sicher, der Doctor Jonny war nicht nur ein guter Arzt — und ist's heute noch — sondern auch ein Gentleman, wie man ihn schwerlich feiner unter einer weißen Haut findet. Hatte ich doch meine Lust an dem Burschen, wie er keinen Blick von dem bleichen Antlitz der armen Mayflower wendete, in jedem Zuge des eigenen einen Berg von Weisheit und Nachdenken, und dabei 'ne Sicherheit der Bewegungen und 'ne Ruhe, als hätt's gegolten, einem Hirsch auf gute Schußweite 'ne Kugel ins Auge zu schicken.

„Der Tag war längst angebrochen, als Mayflower endlich die Augen aufschlug. Offenbar verwirrt in ihren Gedanken blickte sie um sich. Die fremden Gesichter erhöhten ihre Angst. Sobald sie mich aber erkannte, lief's wie Zufriedenheit

über ihr Antlitz. Dasselbe röthete sich sogar ein wenig, indem sie mir die Hand reichte, mich wiederum ihren Retter nannte und sich bereit erklärte, mir zu folgen, wohin auch immer ich sie führe.

„Darauf wußte ich nichts zu antworten; aber das Blut hämmerte mir in den Schläfen und dunkel wurd's mir vor den Augen, als ich bemerkte, wie der Doctor und sein Vater, auch die anwesenden Weiber mich erstaunt betrachteten. Ich hatte ihnen wohl erzählt, wie ich das Mädchen gefunden, dagegen sorgfältig das zwischen uns getroffene Uebereinkommen verschwiegen. In meiner Noth kam Doctor Jonny mir zu Hülfe. Er rieth Mayflower, sich ruhig zu verhalten, nicht durch Sprechen ihren Zustand zu verschlimmern, und nachdem sie auf seinen Zuspruch etwas Speise und Trank zu sich genommen hatte, verfiel sie wieder in einen festen Schlaf, aus welchem sie, wie Jonny hoffte, gestärkt erwachen sollte.

„Jetzt konnte ich nicht länger verheimlichen, daß ich Mayflower zum Weibe begehrt hatte, und wie glühendes Blei lief's durch meine Glieder, als Alle mich ungläubig anstarrten, dann aber mir Glück wünschten, daß ich bis ins Mark hinein mich schämte. Denn sagte es auch Niemand, so wußte ich doch, daß jeder Einzelne in Gedanken 'nen Vergleich zwischen der lieblichen Quadrone und dem nichtsnutzigen braunen Vagabonden anstellte. Und daß ich mich Mannes genug fühlte, nach meinem bisherigen unstäten Leben 'ne richtige und rechtschaffene Häuslichkeit zu begründen und meine Zeit zwischen Ackerbau und dem Schmiedehandwerk zu theilen, traute mir wohl Keiner zu. Und so wünschte ich mich denn weit fort. Ich wollte allein sein, um mich an den Gedanken zu gewöhnen, und dann erst wieder vor Mayflower und meine Freunde hintreten.

„Nach einer ernsten Berathung kamen wir überein, daß Mayflower bis zu ihrer gänzlichen Genesung auf der Chickasawfarm bleiben sollte. Da sie indessen dort immer noch nicht sicher war gegen die Nachstellungen Mapelton's — so hieß ihr früherer Herr —, so bot ich mich an, zur selbigen Stunde aufzubrechen, mich tiefer ins Land hinein zu begeben, dort bei guten Freunden eine andere Zufluchtsstätte auszukundschaften und mich zugleich nach einer geeigneten Gelegenheit zur Begründung eines Hausstandes umzusehen. Man rieth mir wohl, bis zum abermaligen Erwachen Mayflower's zu säumen, allein der Boden brannte mir unter den Füßen. Schnell sattelte ich mein Pferd, und mit einem recht herzlichen Gruß an Mayflower und dem Versprechen, nach fünf Tagen zurückzukehren, trabte ich davon. Es war zum Erstaunen: kein einziges Mal, so lange Bäume nicht hinderten, sah ich nach der Farm zurück. Ich fürchtete, gerufen zu werden und wieder in Mayflower's große Kinderaugen zu schauen, von welchen ich meinte, daß ihr heller Glanz mir bis tief in die Brust hinein brenne und senge. ‚Elender verwilderter Landstreicher,‘ sprach ich zu mir, und ich krallte die Hand um meine Kehle, bis mir der Athem verging, ‚wie magst du daran denken, daß solch schlankes liebliches Ding bei 'nem unbeholfenen Tagedieb wohnen und leben soll! Könnte man doch eher 'ne Taube mit 'nem Geier paaren.‘ Dann fiel mir wieder ein, daß es ihr eigener Wille sei, sie sonst schwerlich beim Erwachen aus ihrer Betäubung mich selbst daran erinnert haben würde. Je weiter ich mich aber von der Farm entfernte, je größer der Zwischenraum zwischen mir und Mayflower, um so mehr beruhigte ich mich, bis es mir endlich erschien, als sei's in der Ordnung, daß 'ne junge Quadrone und 'n fleißiger Schmied sich zusammengäben.

„Und so ritt ich den ganzen Tag, ohne viel anzuhalten; und als ich endlich bei

meinen Schawanoefreunden eintraf, da war ich so munter und guter Dinge wie 'n jähriges Füllen im frischen Frühlingsgrase. Sprach mit Lust davon, daß ich ein Weib gefunden habe und damit umgehe, ansässig zu werden. 'ne Zufluchtsstätte für Mayflower war bald gefunden. Wenig länger dauerte es, bis wir 'nen gut gelegenen Farmgrund ausgemacht hatten, und alle Schawanoes, bei welchen ich vorsprach, erklärten sich bereit, beim Bau einer Blockhütte mir 'ne Hand zu leihen. Außerdem war ich nicht ohne Mittel. 'n Dutzend Rinder und halb so viele gute Pferde, die ich theils eintauschte, theils billig erhandelte oder auf größeren Jagdreisen den Pawnees abjagte, weideten hier und dort unter den Schawanoeheerden, und um Saatkorn brauchte ich bei guter Nachbarschaft nicht besorgt zu sein, wenn ich auch bis zum Reifen des Mais und Weizens vielleicht gelegentlich zur Büchse greifen mußte.

„So war unter Hin- und Herreiten der vierte Tag seit meiner Abreise von Chiasolm's Farm verstrichen, und ich beabsichtigte, folgenden Morgens den Rückweg anzutreten, als noch spät Abends ein junger Schawanoebursche die Kunde überbrachte, daß man in Little-Rock in Aufregung wegen einer flüchtigen Sclavin sei, welche ein berittener Indianer fortgeschleppt habe. Weiter berichtete er, daß der Besitzer der Sclavin Kundschafter ausgeschickt habe, um ihr Versteck ausfindig zu machen und sie demnächst mit Güte oder Gewalt zurückzubringen. Das war eine böse Nachricht. Denn wer konnt's errathen, ob die Verfolger zur Zeit nicht schon bei dem Chickasaw eingetroffen waren, der ihnen schwerlich Widerstand leisten konnte.

„Wie mich bei solchen Gedanken helle Wuth packte! Verdammt! Daran merkte ich, daß es mehr als Gutmüthigkeit, was mich um Mayflower sorgen ließ, daß ich sie als mein Eigenthum betrachtete und es keiner Aufmunterung bedurfte, mein Eigenthum mit Büchse und Messer gegen die ganze Welt zu vertheidigen.

„Mein Plan war schnell gefaßt, und keinen gab es unter meinen Freunden, der ihn nicht gebilligt hätte. Nur Zeit durfte nicht verloren werden. Nach einem Richter brauchten wir ja nicht lange zu suchen, der mich mit Mayflower zusammensprach, und waren wir Mann und Frau, dann konnte keine Macht der Welt mir das Mädchen streitig machen, und hätten alle Indianer der Reservationen sich für uns und unser Recht erheben müssen.

„Eine halbe Stunde, nachdem ich die böse Kunde erfahren hatte, bestieg ich mein Pferd, und dahin ritt ich mit aller Eile, welche die Angelegenheit verdiente. Wie ich so schnell durch den dunklen Wald gelangte, weiß ich heute noch nicht. Aber mich trieb 'ne Angst, wie ich sie bis dahin nicht kennen gelernt hatte, und 'ne Wuth, daß ich mit meinem Gaul um die Wette schäumte und mir fast die Zähne aus dem Munde biß. Ich wurde erst wieder nachdenklich, als ich bald nach Tagesanbruch Chiasolm's Farm vor mir liegen sah und nirgends ein Merkmal entdeckte, daß während meiner Abwesenheit eine Störung daselbst stattgefunden habe. Im Hause schliefen noch Alle. Hatte meine Zweifel, ob ich sie wecken sollte. Ich calculirte, daß es Mayflower erschrecken möchte. Der nächste Gedanke war, sie wohl gar todt und kalt, gestorben nach so viel Todesangst zu finden, und mit meinen Zweifeln hatte es sein Ende. Ich stieg ab, band den Gaul an die Einfriedigung und behutsam schlich ich um das Haus herum, bis ich mich neben dem kleinen Fenster befand, hinter welchem Mayflower untergebracht worden war. Nur 'nen Blick wollt' ich heimlich hineinwerfen, mich überzeugen, ob sie noch lebe und wie sie so viel Schrecken überwunden

habe; dann war's ja noch immer früh genug, auf dem gewöhnlichen Wege ins Haus einzutreten und meine Anwesenheit kund zu geben.

„Das Fenster stand offen; ich brauchte also nicht einmal dicht heranzutreten, um das Innere des Raumes zu übersehen. Bevor ich aber 'ne klare Aussicht gewann, drangen Stimmen zu mir heraus, infolge dessen ich noch vorsichtiger in meinen Bewegungen wurde und aufmerksam lauschte. Wie mir schien, war Doctor Jonny eben in das Gemach eingetreten, um sich nach Mayflower's Befinden zu erkundigen. Hörte nämlich, daß er fragte, wie sie geschlafen habe und ob sie noch leide. Mayflower antwortete in befriedigender Weise und fügte hinzu, daß sie hoffe, vor meiner Heimkehr das Bett zu verlassen. ‚Eine treue ehrliche Seele,‘ meinte Jonny darauf, ‚zu ehrlich, als daß ich ihm zutrauen dürfte, er habe unüberlegt gehandelt, indem er Euch zum Weibe begehrte.‘

„‚Er begehrte nichts,‘ antwortete Mayflower, ‚er fragte nur, ob ich seine Frau werden wolle, und dazu war er berechtigt. Er hatte mich aus einer entsetzlichen Lage gerettet, vor einem qualvollen Tode bewahrt, also gehörte ich ihm.‘

„‚Ihr glaubt zuversichtlich, mit dem Bill glücklich zu werden?‘ fuhr Jonny fort.

„‚Er wird mich beschützen,‘ hieß es so leise zurück, daß ich's kaum verstand, worauf Jonny mit warmen Worten in sie drang, mir offen zu bekennen, wenn sie nicht gern meine Frau werde, ich sei eine zu rechtschaffene Natur, um sie nicht von ihrem Versprechen loszusagen, wenn ich glaube, daß sie es unter dem Einfluß der kaum überstandenen Todesangst übereilt gegeben.

„‚Ich gab ihm mein Wort ebenso unvorbereitet, wie er mir anbot, mich als sein Weib zu beschützen,‘ sprach da das kleine liebe Ding mit fester Stimme, ‚und wie auch Alles kommen mag, mein Wort halte ich ihm.‘

„‚So mag Bill sich eines solchen Glückes würdig zeigen,‘ erwiderte Jonny, und ich müßte mein scharfes Gehör in den letzten fünf Tagen verloren gehabt haben, hätte ich nicht herausgefunden, daß ihm die Sprache schwer wurde; dann fügte er freier hinzu: ‚Den Bill kenne ich lange genug, um zu wissen, daß er sein Aeußerstes aufbieten wird, Trauer oder gar Reue fern von Euch zu halten, und dazu will ich ihm ein gewissenhafter Rathgeber sein.‘

„Darauf schwiegen Beide. Ich aber neigte mich ein wenig nach vorn, daß ich in das Gemach hineinzuspähen vermochte; und was ich da sah? Verdammt! Ich hätte eine zehnmal rohere Natur sein müssen, um nicht zu erkennen, daß es mit mir und Mayflower nichts sei. Sie hatte sich von ihrem Lager halb aufgerichtet und starrte mit ihren großen Augen auf die Calicodecke, als hätte sie die Blumen in dem bunten Gewebe gezählt. Doctor Jonny hielt ihre Hand. Wie Mayflower auf die Decke, so sah er auf ihr gutes Gesicht; und was auch immer in ihren Köpfen wirkte und arbeitete: 'nen argen Gedanken gegen mich hegte Keiner. Ich griff wieder an meine Kehle. Würgen hätte ich mich mögen, weil ich's über mich gewonnen hatte, zu dem armen kleinen Dinge vom Heirathen zu reden, und elender, erbärmlicher kam ich mir vor denn jemals zuvor in meinem Leben, indem ich mich wiederum mit dem sanften ladyartigen jungen Wesen verglich.

„Unbemerkt, wie ich vor das Fenster hingeschlichen war, entfernte ich mich wieder, und als ich gleich darauf bei meinem Pferde eintraf, da war mein Kopf so kalt und mein Blut so ruhig wie je, wenn ich den Zwischenraum zwischen mir und 'ner grasenden Büffelheerde berechnete.

„Mit lustigem Ruf meldete ich mich an, und alsbald wurde ich in der Hausthür von Jonny und dem alten Chiasolm willkommen geheißen. Wollten mich gleich zu Mayflower führen, die recht krank gewesen, wie sie berichteten, jedoch wunderbar schnell sich erholt habe. Ich schlug es ab und meinte, daß wir wichtigere Dinge zu thun hätten, als mit leerem Geplauder die Zeit zu vergeuden. Dann erzählte ich kurz und bündig, was mich veranlaßt hatte, früher von meiner Reise zurückzukehren, als ich beabsichtigte. Wie Jonny die Nachricht aufnahm, wurde mir nicht recht klar; dagegen rieth er mir dringlich und ernst, die Angelegenheit vor Mayflower zu verheimlichen und erst im letzten Augenblick, wenn Flucht sich als nothwendig erweisen sollte, zu ihr davon zu sprechen. Das war mir schon recht, und da ich meinte, daß des jungen Schawanoe Nachricht ein Irrthum sein könne, schlug ich vor, mir für mein abgetriebenes Thier 'nen anderen Gaul auf einige Tage zu geben. Selbst wollte ich zur Stunde nach Little-Rock aufbrechen, um dort genau auszukundschaften, ob Mayflower in der That Gefahr drohe. Jonny und sein Vater billigten meinen Plan, und ich wäre davongeritten, ohne Mayflower begrüßt zu haben, hätte Jonny nicht beinah mit Gewalt mich zu ihr geführt. Er behauptete, daß es sie kränken würde, ich aber nicht nöthig habe, mit meiner Rücksicht so weit zu gehen, es sogar nicht dürfe, um bei dem armen kleinen Dinge keine Unruhe zu erwecken. So ging ich denn zu ihr hinein, und zu verwundern war's, wie leicht ich mich überwand, ihr in die großen Kinderaugen zu schauen und wie'n alter guter Freund mit ihr zu plaudern.

„Zutraulich reichte sie mir die Hand und erklärte, daß die letzte Spur der Folgen ihres Entsetzens bald vergessen sein würde. Ich aber war in der letzten Stunde merkwürdig scharfsichtig geworden; denn freundlich, wie sie sprach, entdeckte ich doch 'ne Art Scheu in ihren Augen, wie bei 'nem Antilopenkälbchen in den Händen eines Jägers, von dem's nicht weiß, ob er's in der nächsten Minute würgt. Und zum Erstaunen war's nicht, wenn's sie ängstigte, die Frau eines Mannes zu werden, der ihr keine Augenweide und der so unbeholfen und wild vor ihr stand, daß seine Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit dahinter verschwanden. Ich wurde ihr deshalb nicht gram. Im Gegentheil: der eiserne Ring, der so lange meine Brust eingeengt hatte, löste sich; freier holte ich Athem, und auf das arme Wesen sah ich nieder wie auf 'n Kind, dem ich alles Gute wünschte. Um Mayflower's Aengstlichkeit ganz zu verscheuchen, lachte ich; dann legte ich meine Hand auf ihr schwarzlockiges Haupt — fühlte wohl, daß sie ein wenig zitterte, allein das störte mich nicht, ihr so sanft zuzureden, wie ich's verstand. Ich bat sie, sich zu beruhigen und munter zu sein, und versprach aufrichtig, sie so glücklich zu machen, wie sie selbst nur wünschen könne.

„'ne Erwiderung wartete ich nicht ab, sondern nahm meinen Freund Jonny am Arm und zog ihn mit mir auf den Hof hinaus, wo sein eigen gesatteltes Pferd stand. Bevor ich aufsaß, fragte ich, wie ihm Mayflower gefalle. Da antwortete er, daß ich zu beneiden sei, ich aber stets eingedenk sein möge, daß ich mit der Verheirathung auch Pflichten übernehme und mit meinen rauhen Manieren ein Ende machen müsse. Er sprach noch und gab mir noch gute Lehren, als ich mich in den Sattel schwang, und bald darauf lag die Farm weit hinter mir.

„Leichteren Herzens als an jenem Morgen war ich lange nicht durch den Wald geritten. Hatte zwar hin und wieder 'nen bitteren Gedanken, und je

größer der Zwischenraum zwischen mir und Mayflower, um so begehrlicher erschien sie mir; wenn's mir aber zu viel wurde, daß ich meinte, umkehren zu müssen, dann gellte ich laut in den Wald hinein, und mit dem Daumen klopfte ich zugleich auf meine Kehle, daß es klang wie das richtige Geheul eines rothhäutigen Kriegers, der sich rüstet, 'nem Todfeind aufzulauern. Das half jedesmal, denn es schwebte mir vor, wie Mayflower sich entsetzen würde, sähe sie mich 'nem wilden Comancho ähnlich dahinjagen.

„Der halbe Weg nach Little-Rock war zurückgelegt, als mir ein Reiter begegnete. Er begrüßte mich höflich genug und fragte, ob ich nichts von 'nem weißen Mädchen wisse, welches mit 'nem Indianer in den Reservationen eingetroffen sei.

„Bei aller meiner Gutmüthigkeit hätte ich dem hinterlistigen Spion gern den Schädel eingeschlagen, zumal er beschwor, daß es seine leibliche Schwester, die in einem Anfall übler Laune aus ihrem elterlichen Hause geflohen sei. Ich mäßigte mich indessen und antwortete ebenso höflich, daß ich freilich von 'nem weißen Mädchen gehört habe, er aber, um's zu finden, 'ne andere Richtung einzuschlagen habe. Dann wies ich ihn auf 'nen Weg, der ihn weit abwärts von Chiasolm's Farm führte, und als ich sah, daß er wirklich auf die Angel anbiß, setzte ich meine Reise wohlgemuth fort.

„Spät Abends traf ich in Little-Rock ein. Fand gerade noch Gelegenheit, auszukundschaften, wo Mapelton sich einquartiert hatte und folgenden Tages am sichersten zu finden sei.

„Um die Mittagszeit begab ich mich nach der Trinkhalle, in welcher er den größten Theil des Tages zu verbringen pflegte. Er war bereits anwesend und verhandelte mit einigen Männern, die er gedungen haben mochte, ihm bei Ergreifung Mayflower's Beistand zu leisten. Als er mich bemerkte, betrachtete er mich mißtrauisch. Ich that, als kümmerte ich mich nicht um ihn, ging an ihm vorbei an den Schenktisch und forderte ein Glas Whiskey. Hatte es kaum geleert, da sah er mich mit seinen bösen grauen Augen fest an und fragte, ob ich aus den Reservationen komme.

„‚Aus den Reservationen, wo ich zu Hause gehöre,‘ antwortete ich willig und ließ mir 'n zweites Glas füllen.

„‚So bin ich vor die richtige Thür gekommen,‘ fuhr er fort.

„‚Weiß nicht, was Ihr richtige Thür nennt,‘ gab ich zurück und hob das Glas vors Auge, um die Farbe des Whiskey zu prüfen. Meine Bewegung gefiel ihm nicht; er mochte mich für 'nen halben Nigger halten, daß er auf mich niedersah wie auf 'nen unehrlichen Menschen. Dann sprach er weiter:

„‚Mit richtiger Thür meine ich, daß Ihr vielleicht wißt, daß 'ne flüchtige Sclavin sich in den Reservationen umhertreibt. Bin sogar bereit, demjenigen, der mir zu ihrer Habhaftwerdung verhilft, 'ne gute Belohnung in blanken Dollars auszuzahlen.‘

„‚Von 'ner Sclavin weiß ich nichts,‘ erklärte ich noch immer gutmüthig genug — gedachte nämlich, die Angelegenheit auf 'nem glatten Wege abzuwickeln — ‚aber 'ne Quadrone sah ich, ein schlankes weißes Ding, welcher von ihrem Herrn im letzten Willen die Freiheit verschrieben worden.‘

„Bei diesen Worten wurde Mapelton vor Wuth bleich wie 'n frischgestrichenes Bretterhaus.

„‚Die verdammteste Lüge, die je die Zunge eines braunen Schurken verließ!‘ brüllte er, und sich wieder mäßigend, weil er vielleicht calculirte, daß mit mir nicht gut Aepfel theilen, fuhr er gelassener fort: ‚So weiß ich doch, wo ich

den Ausreißer zu suchen habe, und mit der Peitsche will ich's beweisen, ob Jemand ihm die Freiheit verschrieb oder nicht.'

„,Das möchte nicht leicht angehen,' sprach ich noch gelassener, ,denn derjenige, der dem Mädchen auf den Weg half, ist kein Mann, der 'ne Ungerechtigkeit ruhig duldete.'

„,Ihr kennt den Burschen, der sich eines Verbrechens am lebendigen Eigenthum eines Anderen schuldig machte?' versetzte Mapelton, und ich sah, wie's in ihm gährte und kochte.

„,So gut wie mich selbst,' erwiderte ich ruhig, ,und soll ich Euch rathen, dann sucht ihn lieber nicht auf, sondern begebt Euch auf den Heimweg. Denn die Mühe, Mayflower — und so heißt sie ja — in Eure Gewalt zu bekommen, ist vergeblich, seitdem sie die Frau eines freien Mannes geworden ist.'

„Mapelton starrte mir ins Gesicht, als hätte er mich nicht verstanden oder für 'nen Unsinnigen gehalten, und wohl 'ne Minute dauerte es, bis er mühsam hervorbrachte:

„,So will ich demjenigen freien Manne, der 'ne Sclavin heirathete, wie demjenigen, der sie zu sich aufs Pferd nahm, eine Brühe einbrocken, an der sie Zeit ihres Lebens zu zehren haben sollen.'

„,Und ich möchte denjenigen sehen,' rief ich aus, ,der's Jemand als 'ne Unthat anrechnet, wenn er 'n unschuldiges Menschenleben aus den Zähnen wüthender Hunde rettet!'

„Und so gab ein Wort das andere, wobei er sich mehr und mehr erhitzte, während ich selbst ruhiger wurde. Als ich aber zugab, selber das arme kleine Ding gerettet zu haben, verlor er die letzte Spur von Ueberlegung. Schreiend und fluchend wie ein Verrückter nannte er mich 'nen verdammten Nigger, den er als Pfand für die entlaufene Sclavin verhaften und ihm die Haut in Streifen vom Rücken peitschen lassen wolle.

„Jetzt ging auch mir die Geduld aus. Trotz meiner Gutmüthigkeit nannte ich ihn einen niederträchtigen Lügner, der's versuchen möge, 'ne Hand gegen mich, 'nen freien Spanier und weißblütigen Mann, zu erheben, wenn er ans Ende seines Hundelebens angekommen sein wolle.

„,Leidet's nicht! Laßt Euch nicht von 'nem Nigger beschimpfen!' riefen seine Genossen ihm auf meine Herausforderung zu, ,schlagt ihn nieder! Gebt's ihm,' und wer weiß, was sonst noch.

„Wohin die Sache führte, hätte nunmehr 'n blindes Weib eingesehen, und ich würde lügen, wollt' ich behaupten, daß ich mich viel drüber kränkte. Denn während Mapelton, nebenbei ein kräftig gebauter Mann, zitternd vor Wuth nach 'nem geeigneten Zeitpunkt spähte, um mich durch 'nen Schlag in die Augen zu betäuben, überwachte ich ihn aufmerksam. So standen wir da länger als 'ne Minute, Mapelton die Lippen zwischen die Zähne geklemmt und ich in meiner Gutmüthigkeit ein wenig lachend. Obwohl seine Freunde mich für unbewaffnet hielten, mochten sie doch für ihn fürchten, denn einzelne redeten ihm zu, anstatt mit 'nem elenden Farbigen zu kämpfen, 'nen Polizeimann herbeizurufen.

„Doch sie hätten lange reden können; und wer weiß, ob Mapelton viel an Gerichtsbarkeit gelegen, so lange es noch 'ne Möglichkeit gab, auf Umwegen und für sein gutes Geld an ein niederträchtiges Ziel zu gelangen.

„Wiederum verging eine Weile, und wir ständen vielleicht heute noch einander gegenüber, wär's mir nicht eingefallen, 'nen Blick seitwärts zu werfen, als ob ich nach 'nem Ausweg spähte. Ich hatte mich nicht verrechnet, denn wie ein Blitz fuhren seine Fäuste mir entgegen. Doch bevor sie mein Gesicht erreichten, hatte

ich ihn mit den Knöcheln unters Kinn getroffen, daß er bis ans andere Ende der Halle zurücktaumelte. Jetzt war der Teufel los. Das Unerhörte war geschehen: ein Farbiger hatte 'nen Weißen geschlagen, und das konnte nur durch Blut abgewaschen werden. Was die Schurken durch einander schrieen, heute weiß ich's nicht mehr. Aber ein Anfeuern und Hetzen war's, als hätte man 'nen Wolf eingeengt gehabt. Ich stand neben dem Schenktisch, beide Hände in den Taschen, wo ich meine kleinen Pistolen fühlte, und die Blicke auf Mapelton gerichtet, von dem ich einen neuen Angriff erwartete.

„Wie ich's vorhersah, so geschah's. Einiger Athemzüge bedurfte Mapelton, um sich nach dem empfangenen Schlage zu erholen. Dann aber stürzte er, in der rechten Faust ein Bowiemesser, wie 'n verwundeter Panther auf mich ein.

„‚Zurück oder Ihr seid ein todter Mann!‘ rief ich aus und wich bis in den äußersten Winkel der Halle zurück, wo mir also kein Ausweg mehr offen stand. Doch er hörte nicht, wollte nicht hören oder hielt den kleinen Puffer in meiner Hand für 'n Kinderspielzeug. Da blieb mir denn freilich nur übrig, zu feuern, wollte ich nicht wie 'ne Fliege an die Wand gespießt werden. Ja, ich feuerte, und wie ich's verstand, mit den lumpigen Schießdingern umzugehen — verdammt! Der Schuß war kaum heraus, da schlug Mapelton der Länge nach nieder, daß sein durchschossener Kopf dicht vor mir auf den Erdboden krachte, das von seiner Faust noch immer gehaltene Messer hingegen sich neben meinen linken Fuß ins Holz einbohrte. Und das gereichte mir zum Glück. War's doch 'n sichtbarer Beweis, daß er mich angegriffen hatte, während ich hülflos in dem Winkel stand.“

Hier ließ Bill Spaniard wieder eine Pause eintreten. Wähnend, daß die Erinnerung an die eben geschilderte Scene ihn peinlich ergreife, kehrte ich mich ihm zu. Nicht die leiseste Erregung entdeckte ich in seinem breiten, beinah einfältig ruhigen Antlitz. Nicht einmal die Richtung seiner Blicke hatte er geändert. Wie ein Baumstamm lag er da, ein Bild unüberwindlicher Kraft und Trägheit und, in seinem auf langer Reise verschlissenen Flanellhemde, das eines gefühllosen Räubers und Wegelagerers. Und dennoch hätte ich nicht geschwankt, und wären meine Satteltaschen bis an den Rand mit mexicanischen Dublonen gefüllt gewesen, in der abgeschiedensten Wildniß mich ihm anzuvertrauen.

Plötzlich bemerkte ich wieder das räthselhafte schadenfrohe Grinsen, welches den Eindruck heimlichen Triumphes hervorrief, mir ein tolles Märchen als eigenes Erlebniß aufgebunden zu haben. Dann glitt er mit kaum wahrnehmbarer Bewegung noch um einen oder zwei Zoll tiefer den Abhang hinunter, wobei er mit der linken Hand seinen schlappen Hut schob und drehte, bis derselbe vor ihn auf den Plateaurand zu liegen kam und mir die Aussicht auf sein Gesicht entzog; und wie wenn gar keine Unterbrechung stattgefunden hätte, hob er wieder an:

„Nach dem Schuß und dem Sturz Mapelton's wurde es in der Halle so still, daß man das Verfliegen des Mund voll Pulverdampfes hätte hören können. Dann aber brach's los, als ob's ganze Haus hätte umgekehrt werden sollen. Zu unglaublich erschien's Allen, daß 'n brauner Mann 'nen Weißen erschossen haben sollte, anstatt von diesem erstochen zu werden. Als man indessen Miene machte, über mich herzufallen, mich gar zu lynchen, hielt ich der Gesellschaft die andere Pistole entgegen, darauf schwörend, bei 'nem neuen Angriff wenigstens einen von ihnen dem Mapelton nachzuschicken.

„Unterdessen war 'ne Anzahl Leute

von der Straße hereingekommen, und unter diesen Mancher, der mich seit Jahren als 'nen gutmüthigen Menschen kannte und 'n Wort zu meiner Entschuldigung vorbrachte. Vor Allem hieß es, daß ich gehört werden müsse und nicht der Mann dazu sei, wegen nichts Jemand vor den Kopf zu schießen. Und so kam ich endlich zum Wort. Ich erklärte, daß ich mich nicht weigere, von 'ner ordnungsmäßigen Jury abgeurtheilt zu werden, dagegen jeder Gewalt bis zum letzten Athemzuge mich widersetzen würde. Dann wies ich auf Mapelton und das noch im Fußboden steckende Messer und fragte, was aus mir selber geworden wäre, wenn ich in meiner Ecke den ersten Schlag abgewartet hätte. 'ne Weile wurde noch hin- und hergeredet, bevor man sich einigte, worauf ich mich ruhig ins Gefängniß führen ließ. Denn an den Hals konnt's mir nicht gehen, und wurden mir wirklich 'n paar Jahre zugesprochen, so hatte Mayflower doch nichts mehr zu befürchten, und das war mir 'ne Genugthuung.

„Bevor die Jury zusammentrat, besuchte mich Jonny, dem die Kunde von dem blutigen Ereigniß zugetragen worden. Mayflower war wieder frisch auf den Füßen und hatte mit Gewalt zurückgehalten werden müssen, mich zu besuchen. Sie hatte gemeint, daß sie zu mir gehöre, wenigstens für mich zeugen und, wenn's anginge, mit ihrem Retter ins Gefängniß wandern wolle. Das klang gut genug, allein an meinem Entschluß änderte es nichts. Das sagte ich auch dem Jonny und machte ihm klar, daß die Angelegenheit zwischen mir und Mapelton 'ne Sache für sich sei, Mayflower nichts damit zu thun habe, wohl gar noch angefeindet werden könne. Das sah er ein, versprach aber, mit einigen Zeugen beim Gerichtsverfahren zugegen zu sein und meine Rinder und Pferde nebst Waffen in Verwahrung zu nehmen. Er fand's auch in der Ordnung, daß ich die Thiere an Mayflower schenkte, setzte sogar 'ne kleine Schrift darüber auf, die ich in seiner und des Gefängnißwärters Gegenwart mit drei Kreuzen unterzeichnete. Es war von wegen der Kosten des Processes und damit Niemand die Hand auf mein Eigenthum lege. Jonny meinte, daß ich nicht lange festgehalten werden würde und 's nicht drauf ankomme, ob Mayflower oder ich der Besitzer sei. Ich lachte dazu und betrachtete die Schrift und die drei Kreuze, und erschien ich mir je im Leben erbärmlich, so war's damals, als ich mich, den rohen unwissenden Burschen, mit dem gelehrten Doctor Jonny verglich. Meine Gedanken behielt ich für mich, bat aber Jonny, wenn's Urtheil heraus sei und Mayflower nichts mehr zu befürchten habe, sie mir noch einmal zuzuführen. Als Jonny darauf von mir ging — 's war gegen Abend —, da warf ich mich auf mein Lager und schlief fest und ruhig wie seit lange nicht.

„Mit dem Gerichtsverfahren ging's schnell genug. War ich 'n ganz Weißer, hätte man mich sicher freigesprochen. Mit 'nem braunen Gesicht dagegen glaubten sie, daß sie's unter vier Jahren nicht thun könnten. 'ne verdammt harte Nuß, vier Jahre Gefängniß vor sich zu haben; sind sie indessen überstanden, trägt man nicht schwer daran.

„Jonny hielt Wort. Zwei Wochen oder drei hatte ich im Gefängniß zugebracht, als er eines Tages mit Mayflower bei mir eintrat. Armes kleines Ding, wie's weinte und jammerte, seinen Retter hinter Schloß und eiserner Vergitterung zu finden, und wie's sich selbst die Schuld an meinem Unglück zuschrieb. Ich hatte meine liebe Noth, ein munteres Gesicht aufzusetzen und ihr begreiflich zu machen, daß ich auch ohne sie mit Mapelton zusammengetroffen wäre und ihm seine Beschimpfungen bezahlt hätte. Ferner er-

klärte ich, daß ich zum Ehestand gerade so viel tauge wie 'n Mustang draußen in der Prairie vor 'nen Pflug, und 's mir 'ne Erleichterung sei, auf 'ne rechtschaffene Art mit ihr aus einander gekommen zu sein. Sie antwortete, daß sie getreulich auf mich warten wolle; allein ich ließ sie nicht ausreden. Ich beschwor, daß ich meinen Sinn nicht ändern würde, drückte ihr noch einmal die Hand und schob sie leise zur Thür hinaus.

„Als ich darauf mit Jonny allein war, wiederholte ich Alles, was ich Mayflower gesagt hatte, und bat ihn, mir 'nen rechten Freundschaftsdienst zu leisten und das Mädchen selber zu heirathen. Er machte zwar seine Einwendungen, gab jedoch nach, als ich ihn daran erinnerte, daß Mayflower erst sicher gegen die Nachstellungen anderer Erben, wenn sie die Frau eines freien Mannes und obenein eines Indianers. Daß er nicht ungern nachgab, sah ich ihm an, und leid ist's ihm nie geworden, das erfuhr ich gut genug, als ich nach meiner Entlassung 'n paar Wochen unter seinem Dach wohnte und mich am Anblick Mayflower's und ihrer beiden Kinder erfreute.

„Mein Eigenthum hatten sie gewissenhaft gehegt und gepflegt. Ich nahm's aber nicht zurück, weil's einmal verschenkt war und es der jungen Frau rechtlich gehörte. Weil sie mir's mit Gewalt in Geld aufzwingen wollten, verschwand ich eines Nachts, ohne daß sie ahnten, wohin ich meinen Weg genommen. Mag's ihnen gut ergehen; ich calculir', wir Alle sind glücklicher daran, als wenn Mayflower sich mit 'nem Manne zusammengegeben hätte, der sich alle Tage in seiner Unbeholfenheit vor ihr hätte schämen müssen.

„Das ist also meine Geschichte," schloß Bill Spaniard sorglos seine Mittheilungen, und bevor ich eine neue Frage an ihn richtete oder mich in Betrachtungen über den seltsamen Charakter vertiefte, fügte er hinzu: „Nun achtet genau auf meine Worte; bleibt sitzen, zeichnet, als wäre nichts vorgefallen, und redet zu mir, aber laut genug, um über die Abflachung hinweg gehört zu werden. Späht auch nicht um Euch, denn die Tontos sind mißtrauisch und flink wie 'n Prairiehund, der vor seinem Bau Wache hält."

„Was ist's, Bill?" fragte ich nicht ganz frei von Besorgniß.

„Nichts Sonderliches," antwortete mein gutmüthiger Freund; „beobachte ich da seit 'ner halben Stunde die Stirnborsten zweier Tontowilden, und hängen will ich, sie hätten Euch 'n halbes Dutzend Pfeile zugeschickt, wären sie von wegen der beiden Büchsen hier nicht auf der Hut gewesen. Hätten Euch auch durch die Schlucht von hinten anschleichen können, und dann möchten wohl nicht viel Bilder mehr von Euch angefertigt worden sein."

„Was gedenkt Ihr zu thun, Bill?" fragte ich wieder.

„Hab' so meinen Plan," hieß es mit einem gewissen Behagen zurück. „Handelt nur genau so, wie ich's gerathen habe, oder Ihr tragt selber den größten Schaden."

Meine Arbeit war längst beendigt, aber mechanisch glitt der Zeichenstift über ein neues Blatt, indem ich eine Abbildung meines gutmüthigen Freundes entwarf. Gespannt lauschte ich nach der Stelle hinüber, auf welcher er lag. Eingedenk seiner offenbar überlegten Rathschläge, hob ich zu sprechen an, um wenig auffällig einen Blick auf ihn zu werfen. Doch das nächste Wort erstarb mir auf der Zunge, als ich wohl den Hut und die aufgebauschte Decke gewahrte, von dem wunderlichen Burschen dagegen keine Spur entdeckte. Doch ich sollte ja sprechen, um seine Abwesenheit zu verheimlichen, und ohne Säumen fuhr ich fort:

„Jetzt begreife ich allerdings, was dein

schadenfrohes Grinsen bedeutete und weshalb du deinen Hut so zierlich vor dich hinlegtest. Seltsamer Kauz! Wer sah je deines Gleichen? Treu wie Stahl, verstehst du dich aufs Täuschen wie ein gefangenes Opossum. Träge von Hause aus, bist du flink wie ein Marder, und ein Lufthauch könnte nicht geräuschloser durchs Gras streichen, als du deine klobigen Glieder über bewegliches Geröll einherschiebst. Seltsamer Kauz! In deiner Brust, die einem Schmied als Ambos dienen könnte, wohnen die Gefühle eines Kindes; sanfte Regungen schilderst du mit einfachen Worten wahrheitsgetreu, während das Bild eines von deiner Hand Erschossenen vor deiner Seele vorüberzieht, und in demselben Athem, in welchem du die Beweise deiner unzweifelhaften Gutmüthigkeit ablegst, sinnst du darauf, einige armselige Wilde zu überlisten."

So sprach ich zu dem leeren Hut und der aufgebauschten Decke. Der ersten Skizze von dem liegenden Bill gesellte sich die eines stehenden bei. Zugleich flogen meine Blicke mißtrauisch über die steinige Abflachung hin, die starr und öde vor mir lag.

Zehn Minuten mochten verstrichen sein, seitdem mein gutmüthiger Freund in der Schlucht verschwunden war, als plötzlich auf dem kaum hundert Ellen entfernten gegenüberliegenden Rande der Abflachung sich häßliches Geschrei erhob. Fast gleichzeitig tauchten Bill Spaniard und zwei scheußlich zottige Eingeborene aus einer Vertiefung auf, die ein in die Schlucht hinabgerollter Felsblock zurückgelassen hatte. Durch einen zweiten Blick überzeugte ich mich, daß Bill die unglückseligen Geschöpfe mit seinen eisernen Fäusten im Genick gepackt hatte und die sich verzweiflungsvoll Sträubenden rüttelte, als wären sie nicht schwerer als die von ihnen selbst in den Händen getragenen Bogen und gefüllten Köcher gewesen. So schob er sie vor sich her, bis wir auf der Mitte der Abflachung zusammentrafen.

„Sehen sie nicht aus wie Kröten?" fragte Bill, und er schüttelte seine Gefangenen heftig, um ihrem Schnattern und Schreien ein Ende zu machen; „aber kein Wunder, lebt das Gesindel doch nur von Grassamen und Eidechsen, und wenn's mal 'nen Hirsch erlegt, frißt's so lange, bis es daliegt wie 'n vernünftiger Mensch, der 'n Quart Whiskey hinuntergeschluckt hat. Verdammt, ich kam über sie wie 'n Blitzschlag. Bevor sie wußten, was los war, hatte ich Beide am Genick."

Und wie Kröten sahen die beiden staubfarbigen, schwieligen, kleinen, aber sehnigen Gestalten aus, wie Riesenkröten, welchen ein verfilzter Pferdeschweif auf dem Kopf und verschlissene Lederfetzen auf dem Körper und den Füßen befestigt worden. Tückisch und zugleich furchtsam blitzten die kleinen schwarzen Augen aus den knochigen Physiognomien, welchen die breiten stumpfen Nasen und aufgeworfenen Lippen einen Charakter verliehen, daß man kaum auf sie hinsehen konnte, ohne Mitleid mit der traurigen Entartung menschlicher Wesen zu empfinden.

„Wie gefallen Euch die Burschen?" fragte Bill.

„Die armen Teufel scheinen sich zu ängstigen," antwortete ich.

„Die und ängstigen?" lachte Bill, indem er seine Gefangenen, die aufs Neue zu schnattern begannen, wieder schüttelte, „und arme Teufel, meint Ihr? Möcht' Euch nicht wünschen, unbewaffnet an 'nem einsamen Ort mit ihnen zusammenzutreffen. Schlimmer als hungrige Wölfe sind sie, und hängen will ich, wenn ihnen das Fleisch von 'nem weißen Manne nicht besser schmeckt als Grassamen."

„Wir wollen sie mit ins Lager nehmen," rieth ich, „vielleicht können wir sie benutzen, uns zum Wasser zu führen."

„Dazu sind sie zu dumm," betheuerte

mein gutmüthiger Freund ernst, „überdies hätten wir dazu hier an dem jüngeren Burschen genug. Mit dem älteren hab' ich 'nen anderen Plan."

„Und der wäre, Bill?"

„Seht Euch den Schädel an! Wär's nicht 'n feines Specimen? Jedenfalls besser als die Kiowayschädel, die in der Erde schon wackelig geworden."

Ich schwieg zu dem Vorschlag, neugierig, wie weit Bill mit seiner Gutmüthigkeit gehen würde, und im freundlichen Eifer für mich fuhr er fort:

„Eigentlich sind's keine Menschen, calculir' ich, möcht' sonst gewiß keine Hand an sie legen. Und wenn ich bedenke, was die Schurken mit uns aufstellten, hätten sie uns in der Gewalt, so wär's 'n rechter Segen, dem Alten hier von seinem Hundeleben zu helfen; die paar Loth Fleisch sind bald von dem Schädel heruntergeschält."

„Nein, Bill," entschied ich jetzt, und wie Enttäuschung glitt es über sein braunes Antlitz, „blutige Schädel kann ich nicht gebrauchen, dagegen will ich im Lager Bilder von den elenden Geschöpfen anfertigen."

„Meinte, Euch 'ne rechte Freude zu bereiten," grollte Bill vor sich hin; „so lange ich da drüben neben Euch lag und die Burschen im Auge behielt, ging's mir mit 'nem feinen Specimen im Kopf herum."

„Auch so bin ich recht dankbar, Bill," tröstete ich, indem wir uns auf den Stein zu, wo Bill's Büchse zurückgeblieben war, in Bewegung setzten, „denn ohne Eure Hülfe würde ich schwerlich einen Tonto zu Gesicht bekommen haben."

„Vielleicht bekommen wir sie noch zu fühlen," antwortete Bill mürrisch, „der Satan über die Steinspitzen an ihren Pfeilen. Zieht man den Schaft heraus, so bleibt der Stein in der Wunde zurück, und ob Mensch oder Maulthier, kein Doctor kann ihm helfen."

Gleich darauf wanderten wir mit unseren Gefangenen dem Lager zu.

„Bill," hob ich nach einer längeren Pause an, um meinen gutmüthigen Freund heiterer zu stimmen, „Ihr seid zwar ein guter Kerl, aber für die Mayflower wäret Ihr kein Mann gewesen."

„Das habe ich längst gewußt," versetzte Bill, und zornig schüttelte er den Gefangenen, welcher das von mir verschmähte „feine Specimen" wie stumpfsinnig zwischen den Schultern trug; dann plauderte er wieder in seiner alten sorglosen Weise.

Im Uebrigen erwies sich seine Behauptung als richtig. Der eine Tonto entschlüpfte uns noch selbigen Abends, und dem anderen gaben wir folgenden Morgens ebenfalls die Freiheit, nachdem wir uns überzeugt hatten, daß nichts aus ihm herauszubringen war, was bei der Fortsetzung der Reise uns hätte nützlich sein können. Als einige Tage später nicht nur zwei Maulthiere von den unsichtbaren Wilden geraubt, getödtet und in einem Felsenwinkel roh verschlungen, sondern auch der nachtreibende Mexicaner, der unvorsichtig die Büchse aus der Hand gelegt hatte, in grauenhafter Weise ermordet wurde — wir fanden nur seine blutigen, von zahlreichen Pfeilen durchlöcherten Beinkleider in der von den Wilden jäh verlassenen Mordhöhle —, da grinste Bill Spaniard mir gutmüthig zu und meinte, daß das verschmähte Specimen allein die Schuld an dem Unglück trage.



Das Horn von Wanza.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Das Wetter schien sich in der That ändern zu wollen. Im Schornstein löste sich der Ruß und rasselte hinter der Ofenwand nieder. Der feuchte Nordwestwind aber, der sich plötzlich erhoben hatte, trug nochmals von einer entfernteren Straßenecke den Pfiff und Stundenruf des Nachtwächters Marten Marten herüber. Auf ihren Rheumatismus nahm die Tante Grünhage keinen Bezug mehr, aber ins Erzählen kam sie und hörte fürs Erste damit nicht auf. Die beiden jungen Männer hüteten sich wohl, sie zu unterbrechen; nur mit dem Knie stieß dann und wann der Bürgermeister den Freund von Neuem unter dem Tische an.

„Der gute alte Kerl!“ seufzte die Frau Rittmeisterin. „Fünfzig Jahre merke ich nun allnächtlich auf seine Stimme, und je mehr mir mit den Jahren der Schlaf abhanden gekommen ist, desto genauer passe ich ihr auf. Ich kann mir die Stadt Wanza ohne ihre Glocken, aber nimmer ohne seinen Wächterruf vorstellen, und das hat seine guten Gründe. Wir sind jetzt einmal in das Schwatzen hineingekommen; du, Neffe Bernhard, hast mir von dir und deinen Angehörigen viel Nettes und Behagliches erzählt, und Dorsten hat schon lange gedacht: was hat denn die Alte, daß sie nicht schon längst dazwischen gefahren ist und ihren Senf drein gegeben hat? Da will ich dir denn in der Kürze und unaufgefordert zu wissen thun, wie ich eigentlich in eben eure nette Familie hineingerathen und zu meinem Namen und Titel gelangt bin. Es ist sehr verständig von deinem Vater gewesen, daß er dir wenig oder gar nichts

darüber mitgetheilt hat, sondern dich auf gut Glück die Verwandtschaft an der Wipper hat ansprechen lassen. Und ehrlich gesprochen, es lüstet mich wirklich einmal, vor euch jungem Volk diese alte verquollene Schublade aufzuziehen; Kinder und Enkel habe ich ja nicht, die mir meine Lebensschicksale so bei Kleinem abschmeicheln und hinterm Rücken wegtragen konnten. Aber Respect bitte ich mir aus, und keine Citate und Studentereien, Ludwig. Ruft Marten die Elfe, so gehen wir wirklich zu Bett, und der Junge aus der Haide hier unter dem Dache seines Onkels Grünhage. Curios ist es, und 'ne Ahnung habe ich bis heute Morgen wahrhaftig nicht davon gehabt! — Achtzehnhundertneunundsechzig schreiben wir heute. Da hat auch die jüngere Menschheit in Deutschland den Krieg ziemlich nahe gesehen, und die Kanonen von Langensalza wollen Einige sogar hier in Wanza vernommen haben; Andere sagen freilich, es sei nur die Aufregung gewesen, und das glaube ich auch, denn ich habe nichts gehört und verstehe mich doch noch aus meinen Kinderjahren darauf ganz gut. Nämlich mit meinen Kinderjahren reiche ich, wie ihr wißt, noch ziemlich in die Zeiten zurück, wo das Kanoniren um Einen her eigentlich gar nie aufhörte, bis die Schlacht bei Waterloo endlich fürs Erste mal Stille in der Welt machte. Ja, das will ich meinen, das war damals für die Menschheit nicht so ein rascher Uebergang, wie es bis jetzt für euch gewesen ist: heute Frieden, morgen Krieg und übermorgen wieder Frieden. Ne, ne, wer damals in den Tumult hineingeboren worden war, der wurde wenig gefragt, ob ihm die Musik gefalle oder nicht; und ich habe das als klein Mädchen in meiner Eltern Hause ebenso gut in Erfahrung gebracht wie mein verstorbener Mann, der freilich noch ein wenig mehr aus der Tiefe in dem Wirbel und Trubel der Zeit in die Höhe kam. Achtzehn Jahre war ich alt, als er mich anno Neunzehn freite, das heißt mich aus meiner Eltern Hause wegnahm und hierher brachte; und das will ich euch vor Allem sagen, daß er von anno Sechs an bei allem Weltlärm und Blutvergießen und Gepolter mitgeholfen hat und, wie er sagte, das Fell dazu hatte, was kein Wunder war. Sein Fell war der Kriegsrock, und der war ihm von Jungensbeinen an auf dem Leibe festgewachsen, und als preußischer Junker ist er von Auerstädt aus dem Oberst Blücher, der damals noch nicht Generalfeldmarschall war, nach Lübeck nachmarschirt und hat tapfer da geholfen gegen die Franzosen, hat aber auch mit capituliren müssen. Dann ist er übergeben worden mit allen Provinzen und Menschen an das Königreich Westfalen und den König Hieronymus und hat dem König seinen Eid geleistet und zuerst in Spanien gestanden unter dem Chevalier Winckler; aber dann im zweiten Kürassierregiment unter dem Oberst Bastineller, und mit dem ist er in Rußland gewesen und überhaupt in seinem Esse und Vergnügen, denn ihr müßt euch ja nicht einbilden, daß Jeder es zu jeder Zeit gleich fertig bringt, ein guter deutscher Patriot zu sein, zumal damals, wenn man von Natur aus nichts weiter war und sein konnte als ein guter Soldat und Kriegsknecht wie mein verstorbener Mann, der kein größer Pläsir kannte, als wenn er heute in Hispanien halb gebraten wurde und morgen an der Beresina zu drei Vierteln verfror. Der König Hieronymus hat ihn sehr gut behandelt, und so hat er ihm denn den Eid gehalten, den er ihm als sein Reitersmann und Offizier geschworen hatte. Und als es anno Dreizehn mit dem Königreich Westfalen schief ging, hat er ausgehalten beim Jerome und ist mit ihm nach Frankreich gegangen und hat noch bei Quatrebras und

Waterloo gegen uns gestanden und sich bis an seinen Tod niemals was Böses oder Schlechtes dabei gedacht. Ja, das kommt euch heute nun wohl wunderlich vor, daß es damals auch solche Leute gegeben hat. Aber es gab ihrer, und gar nicht wenige. Sie waren eben nur Soldaten, und in ihrer Art hielten sie auf ihre Ehre und ertrugen das Ihrige darum ebenso tapfer und grimmig, als das nur ein deutscher Patriot auf seine Weise und Ansicht thun konnte. Aber für die alten Napoleonssoldaten ist damals auch in Frankreich eine unangenehme Zeit gewesen, und so ist denn der Herr Rittmeister Grünhage im Jahre Sechzehn hierher nach Wanza gekommen und hat sich in dieses Haus wie in einen Waldwinkel und wie als wilder Einsiedler hingesetzt und seinen Spaß mit dem Orte getrieben. Ja, seinen Spaß! Denn mit freundlichen Augen haben ihn die Leute des Ortes, von denen manche doch auch einen Sohn oder sonst Verwandten gegen ihn verloren und überhaupt viel Drangsale erduldet hatten, nicht angesehen. Er aber pfiff auf sie — in seiner Weise, wie ich für mein Theil nachher als seine Frau mit erfahren mußte. Wahrhaftig, er kümmerte sich nur zu seinem Pläsir um Wanza. Wer ihn biß, den biß er wieder, aber so höhnisch, daß es doppelt weh that. Und zuletzt wartete er auch gar nicht einmal auf den Anderen, sondern biß zuerst. Hätten sie nicht Furcht vor ihm gehabt, so hätte er es gar nicht ausgehalten! Keinen Pfennig konnte er ausgeben, ohne daß es hieß: wo hat der französische Räuber ihn gestohlen? Und hierzu sprach der Neid wohl viel mit; denn die Meisten in Deutschland hatten damals wirklich nicht viel einzubrocken. O, so mag niemals wieder eine junge deutsche Frau zu Markte gehen mit ihrem Korbe wie ich damals; aber auch dabei hat mir Marten Marten geholfen und mir nicht bloß den Korb nach Hause getragen.

„Nun werdet ihr fragen: ‚Tante Grünhage, wie kamst du denn eigentlich dazu, daß du deines verstorbenen Mannes Frau wurdest und hier jetzo in seinem Hause als altes Weiblein und seine Wittwe auf dem Sopha sitzest?‘ Dabei bin ich nunmehr bei meinem heutigen ‚Schubladenaufräumen‘ angelangt. Nämlich mein seliger Vater ist ein guter Bekannter von meinem verstorbenen Mann von Kassel her gewesen; wenn er auch wohl an die zehn Jahre älter sein mochte. Und er ist ein geschickter Musikant erst am kurfürstlichen und sodann am königlichen Theater in der Hofcapelle gewesen. Und weil er auch dem Jerome gegeigt hatte, hat er nach der Befreiung seine Stelle verloren, obgleich er seines Theils immer ein guter Deutscher und Patriot und Kurhesse gewesen ist, trotz seiner Freundschaft mit dem Lieutenant Grünhage vom zweiten Kürassierregiment, Oberst von Bastineller. Wir sind also mit wenigem Hausrath und sonst gar keinem Vermögen auf einem Leiterwagen im Frühjahr Vierzehn von Kassel nach Halle an der Saale verzogen; meine Eltern mit mir und mit einem Bruder von mir, der aber im Jahre Siebenzehn verstorben ist. Da haben wir kümmerlich gelebt in Halle. Jeder Student, der die Flöte oder Geige lernen wollte — und was die Flöte angeht, so wollten das damals freilich Viele (es war einmal Mode) —, ist uns als ein Trost willkommen gewesen; aber die Bezahlung war schlecht, und auch sonst hat die edle Kunst Musica meinem armen Vater nicht viel abgeworfen. Aber damals ist mein Verhältniß mit meinem verstorbenen Mann angegangen. Ich war noch ein ganz kleines Mädchen und lag mit meinem Bruder in der Kammer neben der Wohnstube im Bett, und in der Stube saßen durch manche liebe lange Nacht mein seliger

Vater und der Herr Rittmeister Grünhage aus Wanza und rauchten und sprachen, oder mein Vater mußte dem Gast bis nach Mitternacht auf der Violine vorspielen. Und auf Alles habe ich oft, wachend mit angstvollem und verwundertem schlaflosem Herzen, horchen müssen; denn wie der Rittmeister Grünhage konnten wohl Wenige erzählen aus ihrem Leben, daß man nicht wußte, ob man lachen oder weinen, sich ärgern oder sich graueln sollte. Und wie ich mich meistens auch grauelte, lieb war es mir doch nicht, wenn meine selige Mutter vom Tische aufstand und sagte: ‚Die Kinder können euch hören!' und kam und die Kammerthür zumachte. Ich könnte nun auch noch viel und viel ausführlicher hiervon erzählen; aber — wozu?! Ich könnte noch Anderes erzählen aus den Jahren von Fünfzehn bis Neunzehn, wenn ich deine älteste Schwester heute Abend an deiner Statt mir hier gegenüber hätte, Bernhard; aber euch zwei jungen Mannsleuten wäre doch nicht viel damit gedient. Kurz, ich bin während dieser Zeit aus einem zwölfjährigen Kind ein achtzehnjährig jung Mädchen und dummes Ding geworden, worüber ich mir von euch zwei Narren jetzt alles Räuspern und Stuhlrücken verbitte. Keiner von euch säße so fett und wohlgenährt da, wenn er sein Lebelang sich mit der Kost in meines Vaters Hause hätte begnügen müssen. Von Jahr zu Jahr ging es kümmerlicher drin zu, und meine selige Mutter hatte immer kummervolle rothverweinte Augen, und mein seliger Vater ging nur einher wie Einer, der nicht ein und aus weiß. Nur wenn der Herr Rittmeister auf Besuch kam, lebten wir für einige Zeit auf, und so sah Jeder seinem Kommen entgegen und wartete auf ihn, und ich auch, denn auch ich wurde dann satter als sonst. Wie er meinem Vater unter die Arme griff als richtiger Freund, weiß ich heute. Daß ich ihm meines Wohlbehagens wegen dankbar war, weiß ich auch; aber wie ich mich damals sonst gegen ihn verhielt, das weiß ich auch heute noch nicht. Ich hatte Furcht vor ihm und — junges Volk, ich erzähle euch ernst von meinen Lebensnöthen und Thränen! — manchmal auch einen Ekel; aber ich sah ihn gern! ... Daß er mich zu täppisch neckte und ärgerte, vergalt ich ihm durch Grobheit, und er lachte, wie ein Landsknecht von dreißig Jahren lacht, wenn er mit einem Confirmandenmädchen sich einen unschädlichen Spaß im Vorbeigehen machen will. Wenn ich mich vor ihm in einem Winkel des Hauses verkroch, so kam ich doch immer wieder zum Vorschein, ohne daß ich viel gerufen wurde; und so kam auch die Zeit, wo ich nicht mehr Abends dem Herrn Rittmeister von meinem Bettchen aus zuhörte, sondern mit am Tische blieb und die Aufwartung besorgte, wenigstens bis gegen zwölf Uhr. Hätten wir nur weniger Kummer um das tägliche Brot gehabt! Und dazu hatten wir, wie ich euch schon erzählt habe, im Jahre Siebenzehn meines Bruders Begräbniß zu besorgen, und auch dazu hat mein verstorbener Mann meinem Vater das Geld geborgt und keinen Schuldschein dafür annehmen wollen. Nach dieser Zeit ist er immer häufiger in Halle gewesen, und nun ist mir zuerst aufgefallen, daß die beiden Männer durch ihren Tabaksrauch oft verstohlen auf mich sahen; und auch auf die Blicke meiner seligen Mutter habe ich allgemach mehr Acht geben müssen. Sie hielt mich oft angstvoll im Auge, und dann hatte jedes Mal der Herr Rittmeister sich mit seiner Rede an mich gewendet und auch wohl seinen Arm auf meine Stuhllehne gelehnt oder mir über das Haar gestrichen. Mein Vater blinkte dazu nur von Zeit zu Zeit kurz auf; und dann sah er nach meiner Mutter hin, wenn die einen Seufzer ausstieß. In den

Tagen ist auch meine Freundschaft mit deiner Großmutter Tewes, der vornehmen Professorentochter unserem Hause gegenüber, angegangen, Dorsten. Wenn wir in der Schule uns nicht viel um einander bekümmert hatten, so fingen wir nunmehr einen Verkehr über die Gasse mit einander an. Sie hatten einen Kranz für den todten Bruder geschickt, und ich bedankte mich dafür eines Sonntags auf dem Wege von der Kirche nach Hause; und von da an haben wir als gute Freundinnen unsere Mädchenangelegenheiten zusammen getragen und mit einander viel verstohlenen Rath gehalten. Aber weder hat sie mich noch ich sie von einem unserer Lebensschicksale am Rock zurückgehalten. Sie ist nur sehr böse geworden und hat geschluchzt und mit dem Fuße gestampft, als ich ihr zu Pfingsten Achtzehnhundertneunzehn die Nachricht hinübertrug, meine Mutter habe mich zwischen ihre Kniee genommen und mit dem Kopfe auf meiner Schulter mir gesagt, der Herr Rittmeister Grünhage habe gestern Abend, nachdem ich zu Bett geschickt worden sei, bei dem Vater und ihr angefragt, ob sie mich ihm zur Frau geben wollten, er wolle gut für mich in meinem Leben sorgen! ... Meine Mutter hat geschluchzt, Lucie Tewes hat geschluchzt; aber mein Vater hat gar nichts gesagt, und das war das Schlimmste, denn er redete am deutlichsten mit jedem seiner Schritte durch die Stube, und wie er nach den Stubengeräthen tastete in seiner Unruhe. Ich aber habe gemußt! und das Müssen ist mir wie im Traum gekommen, aber mein ganzes Leben lang eine Wirklichkeit gewesen. In der Nacht nach Pfingsten Neunzehn bin ich eine Braut geworden durch meines Vaters Geige! Er hat mich in jener Nacht und der einzigen Bedenkzeit, die mir vergönnt war, in mein ehelich Leben hineingespielt. Ich konnte das aus seiner Kammer her über meinem Kopfe nicht anhören und aushalten! ... Wir konnten Alle nichts dafür, daß es so sein mußte; und, liebe Jungen, was hat es denn auch viel geschadet heute? Daß ich nicht zu Grunde gegangen bin durch unseren Hunger und die Zuneigung meines verstorbenen Mannes und des Vaters Geigenspiel in der Pfingstnacht und der Mutter Wehmuth am Hochzeitsmorgen, das habt ihr ja heute Abend, wie ich hier auf dem Sopha mit meinem Strickzeug sitze, vor euch! Es hat wohl schon eher ein achtzehnjährig jung Mädchen einen tapferen Soldaten und halbwilden Menschen von dreißig Jahren gefreit und ist mit dem Leben davon und in ein hohes Alter gekommen. Und daß ich mir halb wie ein Opferlamm vorkam, that damals gerade so viel wie heute noch in der Menschen Gemüthe zu einem weinerlichen Ja! Ich habe Ja gesagt und den einzigen treuen Helfer unseres Hauses geheirathet, und habe mich von meinem Mann hierher nach Wanza bringen lassen; und — Neffe Bernhard, dein Herr Vater hat mir auf der Hochzeit den Kleidersaum abgetreten als blutjunger Scholare; wiedergesehen aber habe ich ihn nicht, und mein verstorbener Mann, sein Bruder, ist nur einmal lachend aus dem ‚Bären‘ nach Hause gekommen und hat gesagt: ‚Das hat der edle deutsche Narr und Sammetrock nun davon! sie haben ihn mit den übrigen Pinseln fest, und er mag sich nun nach seinem Belieben das deutsche Vaterland hinter Schloß und Riegel in seiner Casematte schwarz-roth-gold an die Wand malen.‘ — Auf meiner Hochzeit ist er leidergottes schon zu Thränen gebracht, und eine herbstliche Hochzeit ist's, weiß Gott, gegen Michaelis Neunzehn geworden in Halle. Es war eigentlich nur eine Männerhochzeit, und die paar Frauen, die dabei waren, und ich mit, zählten so zu sagen gar nicht. Mein Mann war unbändig vergnügt und mein seliger Vater recht

lustig, aber vergnügt, glaube ich, war er nicht. Um Mitternacht mußten wir in den Wagen, denn Eisenbahnen gab es damals noch nicht; und jetzt noch sehe ich meine Mutter, wie sie beim Schein der Laternen mit vor der Posthalterei stand und mir nachblickte, kümmerlich alt geworden, bleich aber ohne Thränen; denn die hatte sie vorher ausgeweint. — ‚Hast du auch warm, mein Kind?‘ das ist das letzte Wort, was ich von ihr vernommen habe. Bei ihrem Sterbebett habe ich nicht zugegen sein können. — — Da ich drin bin, muß ich euch auch wohl von dieser Reise von Halle nach Wanza Bericht geben. Lieber Bernhard, ich will das aber doch lieber keiner von deinen Schwestern wünschen, daß sie einmal so als dummes junges weichlich Kind mit einem fremden Mann und harten Kriegsmann in die Herbstnacht hineinfahren muß. Mein verstorbener Mann hatte mit dem Postillon gesprochen, und der hatte gelacht und schlug auf die Pferde, und wir fuhren wie Lenore bei Bürger. Heute höre ich noch den Wind in den Pappelbäumen, und meinen Mann singen! Französisch und spanisch und italienisch, und wer weiß was sonst noch! Er hielt mich dazu fest im Arm, und das war recht gut; denn ich war wie in einem Schwindel, und immer war's mir, als jagte was neben dem Wagen — Reiter oder Gespenster — wie bei Bürger. Und jeder Postknecht sagte dem anderen, was für ein lustig Paar er in dieser Nacht zu fahren habe, und mein Mann sah auch immer aus dem Wagenfenster und sprach zu ihnen, und jedesmal fuhren wir dann schneller, und der Postillon fing an auf seinem Bock in sein Horn zu blasen, vorzüglich durch jedes nachtschlafende Dorf, in dem nun alle Hunde wach wurden und sich gern in den Speichen verbissen hätten, doch mehr aus Aergerniß als aus unbändigem Spaß. Die Wege damals waren auch nicht zu vergleichen mit den Chausseen, die euch jetzt zu langweilig und beschwerlich sind. Mit der körperlichen Noth, Drangsal und der geistigen Bedrängniß aber kam ich allgemach in solch einen Taumel und Traum, daß mir Alles zuletzt ganz gleichgültig wurde und als ob's mich gar nichts angehe. Wir stiegen auch aus unterwegs und übernachteten ein paar Male. So kamen wir über Querfurt und Artern; und bei Frankenhausen unter dem Kyffhäuser brach uns einmal das Rad, und wir wurden in den Graben geworfen. Mein Mann zog mich halb ohnmächtig aus dem Schlamme; o, ich könnte ihn malen, wie er dann lachend auf dem Grabenrand stand und mir das Blut von der Stirn wischte; denn ein Glassplitter von dem zerbrochenen Wagenfenster hatte mich zu allem Uebrigen tüchtig geritzt. ‚Vive l'empereur!‘ rief er über das Feld hinaus. ‚Kümmere dich nicht drum, Mädchen!‘ schrie er. ‚Die Kürassiere der großen Armee und ihre Weiber müssen was ausstehen können. Vive l'empereur!‘ — Glaubt aber ja nicht etwa, ihr deutschen Studenten, daß er den alten Barbarossa in seinem herbstlich vernebelten Zauberberge mit dem Kaiser meinte, den er hochleben ließ. Aber der Raben flatterten freilich genug über uns, als wir an dem dunklen Nachmittage da an dem Grabenrande standen. Bei Sondershausen sah ich die Wipper zum ersten Mal und hätte auch in ihr, nämlich bei Großen-Furra, ein zweites kaltes Bad genommen, es ging aber diesmal noch glücklich ab; aber mit meinen Kräften war ich allmälig so völlig fertig geworden, daß ich wie eine Todte in meiner Wagenecke lag und nichts mehr von dem hörte, was mir mein Mann zusprach. Als er mich endlich doch wieder aufschüttelte, hielten wir wieder still und zwar hier in Wanza auf dem Posthofe. Sie leuchteten mir wieder mit der Laterne ins Gesicht, und es regnete leise. — ‚Wir

sind zu Hause, junge Frau!' rief mein verstorbener Mann; aber ich war nicht im Stande, etwas zu antworten. Da hörte ich zum ersten Mal das Horn und die Stimme Marten Marten's. Er rief die zwölfte Stunde und zwar in der Nacht vom achtundzwanzigsten auf den neunundzwanzigsten September Achtzehnhundertneunzehn. Und, horcht, er ruft eben jetzt wieder. Wie spät ist es denn eigentlich in der heutigen Nacht, liebe Jungen?"

* *
*

„Elf Uhr, Mama," sagte der Bürgermeister von Wanza mit einem Ton und Ausdruck, die augenblicklich nichts von der gewöhnlichen außergeschäftlichen, burschikosen Possenhaftigkeit an sich hatten. Der Neffe Grünhage aber saß ganz stumm und geduckt, machte nur große Augen und blickte wie scheu auf die greise Erzählerin und Tante.

„'s ist die Möglichkeit, wie die Zeit hingeht!" rief die Frau Rittmeisterin. „Eben Neunzehn, jetzt Neunundsechzig! Eben Zehn, jetzt Elf und im nächsten Moment Zwölf! Da guckt man auf und wundert sich immer von Neuem, obgleich es für die Menschheit im Einzelnen wie Ganzen eigentlich nicht im Geringsten mehr ein Thema zum Verwundern zu sein brauchte. Nun, Kinder, hab' ich euch närrischer Weise von meiner Hochzeit erzählt, so will ich auch noch eine halbe Stunde dran wenden und es euch malen, wie ich in dieses Haus einzog und es darin hergerichtet fand für meinen festlichen Empfang als junge Hausfrau und Herrin. Deinen Schwestern und vorzüglich eurer Alten erzählte ich freilich lieber davon, Neffe Bernhard."

Es war, als ob die Alte von der Wipper jetzt nach fünfzig Jahren in der Erinnerung an diesen Empfang zusammenschaudere; doch war das nur ein kurzer Uebergang, und fast lustig sprach sie weiter:

„Wäre ich nicht so sehr caput gewesen von der Reise und allen sonstigen Erlebnissen, so wäre ich wenigstens froh gewesen, endlich da zu sein. So aber war mir allgemach Alles einerlei geworden, und auf ein wenig mehr oder weniger Ungemach kam es mir bei meinem Eintriumphiren in Wanza nicht weiter an. Für's Erste hob mich mein verstorbener Mann mit einem Schwunge aus dem Wagen und stellte mich auf einen spiegelnden Pflasterstein inmitten der Pfützen auf dem Posthofe. Alles Frauenvolk rundum lag natürlich in den Federn, und ich stand wieder nur unter den Mannsleuten, die mich alle anstierten und angrinsten, aber doch vor meinem Manne Angst oder dergleichen zu haben schienen. Sie hielten sich im Kreise von ihm ab und thaten ihm auch sonst unaufgefordert keine Handleistung. Er that leise einen kaiserlich französischen oder königlich westfälischen Fluch, aber grinste auch gegen sie und fragte grob, ob sie ihm wenigstens eine Laterne mit auf den Weg nach Hause geben könnten? — Nein! hieß es. Die sie hätten, brauchten sie selber, um die Pferde in den Stall zu ziehen und auch sonst. — Jeder wendete uns den Rücken, und ich schlief, an die Schulter meines Mannes gelehnt, sah dabei aber Alles doch wie im Fieber. Da — wie in diesen schlimmen, schlechten Traum hinein, hörte ich es: Zwölf ist die Glokk! mit einem Hornstoß und einem Liedervers; doch den unterbrach mein Mann, denn er trug mich durch die Regenpfützen unter das Thor und rief: ‚Kamerad, leih' du mir deine Laterne, daß ich sammt meinem jungen Weib nicht den Hals breche in eurem gottverfluchten Wanza auf dem Wege nach Hause. Es wäre schade darum diesmal; halte hoch deine Leuchte und betrachte dir das arme Ding! Auch

das gönnen die Halunken dem Rittmeister Grünhage nicht, Sergeant Marten. Sieh' sie an, Kriegskamerad; wir kommen weit her, und ich muß sie mir nach Hause tragen, sonst möchte auch dich meinetwegen der Teufel mit deinem Lichte holen.' — Nun humpelte Marten Marten richtig näher heran. Er trug damals noch eine Kugel von Ligny in der Hüfte. Sie haben sie ihm erst ein paar Jahre später herausgeholt, oder sie ist eigentlich ganz von selber gekommen. Und zum Nachtwächter hatten sie, ich meine diesmal die Wanzaer und nicht die Doctoren, ihn auch dieser Kugel wegen und aus patriotischem städtischen Stolz auf seine Tapferkeit und sein eisernes Kreuz gemacht. Von Anno Dreizehn an war er so zu sagen als Junge mit dabei gewesen, nachdem er von dem Vetter Erdmann Dorsten aus dem Overhaus'schen Hause abgeholt worden war, was du dir aber besser und genauer von ihm selber erzählen lassen kannst. Kriegskameraden waren sie also richtig — er und mein Mann; nur daß sie von den verschiedenen Parteien kamen und mein Mann im Anfang in Wanza höchstens unterm Nachtwächter, wie er sagte, tractirt wurde. — Recht widerwärtig sah er in der Nacht zu Michaeli Neunzehn wie die Anderen auf den Rittmeister; aber aus Neugier wahrscheinlich sah er dann doch auch mich an, und — ich sage es ihm heute noch auf den alten grauen Kopf zu, ihr beiden dummen Jungen! da hat er sich auf der Stelle in mich verliebt, und ich habe ihn am Bande gehabt mein ganzes Leben lang hier an der Wipper; und obgleich er nur ein armer Nachtwächter war und nichts weiter geworden ist im Laufe der Jahre, habe ich ihn auch in mein Herz geschlossen, und die Werthschätzung währet heute noch und ist in der Zeit höchstens aus Silber zu Golde geworden. Und da herein hat mein verstorbener Mann sich niemals mischen dürfen und gottlob auch niemals drein gemengt. Dann und wann ist er ja ein Bischen schwatzhaft, der Marten; also wenn ihr ihm im richtigen Momente mit einer Frage darüber kommt, wird er wohl auch nicht gerade hinter dem Busche halten bleiben. Fürs Erste aber spricht er jetzt noch in diesem meinem Rapport wie vor fünfzig Jahren und sieht mich an bei seiner Laterne und sagt leise: ‚Verflucht!' und dann sagt er nach einer Weile: ‚Herr Rittmeister, meine Ronde geht wohl bei Ihrem Hause vorbei, also wenn Sie mitkommen wollen, so können Sie's. Frau Rittmeistern, wir könnten Ihnen auch wohl zwischen uns tragen, wenn's Ihnen bequemer wäre. Den Mantelsack nehme ich gleich auf, und den Koffer und die andere Bagage kann ich ja morgen früh bringen, Frau Rittmeistern.'

„So war ich zum ersten Mal hier in Wanza die Frau Rittmeistern genannt worden, und sie nennen mich heute noch so in Ehren, obgleich es ein westfälischer Titel ist. Und richtig! die beiden Kriegsmänner nahmen den Nachtwächterspieß zwischen sich und legten den Mantelsack drauf, und darauf setzten sie mich und trugen mich so durch Wanza, und ich hätte wirklich nicht gehen können! ‚Une — deux! au pas, camarade! So sind wir auch noch in keine Schlachtlinie eingeschwenkt; was, Sergeant? Das Gepäck haben wir sonst weit ab hinter der Front gelassen. Na, vive l'empereur, Sophiechen; gleich sind wir zu Hause und — zum wenigsten im Trockenen. Verdammt, da fängt es von Neuem an zu regnen.'

„Der junge Meister Marten ächzte, er hinkte unter der Last, die ich ihm in meiner Ohnmächtigkeit machte, mehr, als wohl sonst nöthig war. Ich schob sein Aechzen darauf, aber er fluchte auch dazu leise und ebenso arg wie der Herr Rittmeister. Und ‚Vivat, Vater Blücher!' rief er und

schüttelte dabei seine Laterne, daß die Schatten und das Licht wie toll um uns tanzten. — Ach ja, liebe Jungen, es war ein Glück, daß Wanza nicht Berlin oder Paris war, sondern daß wir bald vor meines Mannes Hausthür angelangt waren. Ich blickte nach den Fenstern und sah kein Licht; — es war Niemand vorhanden, uns zu empfangen — kein Mädchen oder eine alte Frau, mir ein freundlich oder auch nur ein mürrisch Wörtlein zu sagen. Mein Mann brachte den Hausschlüssel mit und riß die Thür auf — die Nacht und ein eisiger, kalter, dumpfiger Hauch schlugen mir entgegen, schlimmer als der Regen in der freien Straße. Das Haus hatte so auf mich gewartet seit Wochen — es war da und wartete auf mich und meinen Mann; ich aber — ich hätte fast aufgeschrien auf der Schwelle vor heller purer Angst, und ich hielt mich, um nicht zu sinken, am Arme Marten Marten's!"

An dieser Stelle machte die Tante eine Pause, und Dorsten mußte sich Luft machen, und wenn der Tod darauf gestanden hätte. Er mußte!

Mit der einen Faust im Haare stöhnte er:

„Tante Grünhage, ich will Alles tragen, aber dies erträgt die Menschheit in mir nicht länger. Entweder Sie erlauben mir, daß ich den Seligen da an der Wand umwende oder daß ich ihm und Ihnen den Rücken zudrehe. Ich kann die ölige, lächelnde, insolente Söldlingsvisage nicht länger mir so gegenüber aushalten! Da hört ja Alles auf! Umgedreht muß was werden; und meinen städtischen Nachtrath Marten begreife ich nicht, daß er nicht schon damals, vor fünfzig Jahren, sofort, ohne langes Besinnen — Jemandem den Hals umgedreht hat. Uh, und ich hätte dann mein damaliger Vorgänger im Amt sein sollen, wenn der Meister Marten in der Nacht so vernünftig gewesen wäre!"

„Sein Jubiläum sollst du als jetzt Regierender mir auf die Beine bringen helfen; und der ganze Magistrat und ganz Wanza, wie es kribbelt und wibbelt, soll mir womöglich dabei Vivat rufen," sagte die Tante Sophie. „Ich bin sonst ja nicht für laute Festivitäten, und wie's der Alte nehmen wird, kann ich auch nicht sagen; aber einerlei — ich will den Tag einfach großartig haben, und daß man noch bei Kindeskindern davon spricht, Dorsten."

„Hier sitzt der Grüne, der Neffe, Mama; der kann Ihnen von Göttingen her davon erzählen, daß Kinder und Kindeskinder dort in der Hinsicht den weisen Seneca zu würdigen wissen. Und noch dazu Burgemeister von Wanza! Das Factum ist eigentlich zu ideal, Grüner!... Tante Grünhage, ewiges Schweigen verschlingt mich auf Ehre, wenn ich Ihnen nicht Alles auf die Beine bringe. Wünschen Sie auch eine allgemeine Illumination?"

„Einen Narren wünsche ich weder aus mir noch aus dem Meister Martin Marten machen zu lassen," sprach die alte Dame sehr würdig und ernsthaft. „Wo ich dich als Helfershelfer gebrauchen kann, mein Sohn, werde ich es dir schon zu wissen thun. Merke es dir, die Rittmeisterin Grünhage feiert das Fest, auch wenn sie dich und das Nest zum Vivatrufen herbeordern würde, ganz in der Stille. Verstanden, mein Sohn?"

Der Bürgermeister von Wanza zog den Kopf zwischen die Schultern und legte wie der Gott Horus sich die Hand auf den Mund. Die Greisin, sich an den Studenten wendend, fragte:

„Und du, du scheinst mir da auf deinem Stuhle eingeschlafen zu sein. Verlangst du nach dem Bett oder willst du kurz den Schluß von der Beschreibung hören, die ich euch zwei thörichten Jungen hier vortrage, weil dein Name und deines Vaters Gruß die Asche von den Kohlen gestört haben?"

Der Angeredete fuhr auf, aber wahrhaftig nicht aus dem Schlafe.

„Tante, liebe Tante Sophie!“ rief er, scheu und doch hastig mit beiden Händen nach der Hand der Greisin fassend. „Ich fuhr ja eben noch mit dir, ich kam mit dir hier an — ich habe noch keinen Menschen so erzählen hören wie dich — was soll ich dir sagen?“

Die Frau Rittmeisterin fuhr dem jungen Mann leicht mit der Hand über den Kopf, schüttelte lächelnd das Haupt und berichtete wirklich weiter, als ob keine Unterbrechung stattgefunden habe.

„‚Was zitterst du, Frau?‘ sagte mein verstorbener Mann. ‚Wir sind zu Hause und das gute Leben geht an. Dieu de dieu, ich hab's mir an manchem Wachtfeuer und auf manchem Schlachtfelde mit dem Frost bis in die Knochen hinein vorgenommen, es in ruhigeren Tagen auch einmal so zu haben wie die Pekins in ihren vier Wänden und mit ihren Madamen! Jetzt hab' ich meinen Willen: mein Haus und mein Weib, und nun wollen wir zusammen probiren, Sophiechen, was für ein Pläsir dran ist!‘ — Er trug mich über die Schwelle und gab mir einen Kuß und den großen feuchten Hausschlüssel. — ‚Es soll dich Keiner hindern, dich einzurichten nach deinem Gout, Mädchen. En avant avec la lanterne, Sergent! Leuchte weiter, Kamerad, bis wir unser eigen Licht angesteckt haben, und dann scher' dich bis auf Weiteres zum Henker und zähle meinetwegen den Philisternachtmützen ihre Schnarchstunden ab. Hier herein; und nimm's nicht übel, Frauchen, 's ist für diese Nacht das einzige Gelaß, in welchem wir 'nen Tisch und Stuhl et cetera finden. Machst dir morgen Alles nach deinem Geschmack einrichten, ma belle, und eine schlechte Nacht geht bei zwei vergnügten Herzen bald vorbei!‘ — Er öffnete die Thür linker Hand unten im Hausflur, und Marten hielt wiederum seine Laterne hoch. Draußen schlug der Regen heftiger an die Fensterläden. Ein Tisch wie aus einer Wachtstube, ein paar Holzstühle, der kalte schwarze Ofen, der mir wie ein aufgerichteter Sarg vorkam! Um den Ofen herum viel leere Flaschen, im Winkel eine Flinte mit Bajonnet und ein Reitersäbel an der Wand, von der die Tapeten in Fetzen hingen! Dazu wegen der Wochen lang verschlossen gewesenen Läden ein noch schlimmerer Moder- und Schimmelgeruch wie auf der Hausflur! Ich fiel in meinem durchnäßten Mantel auf den Stuhl neben dem Tische und legte den Kopf auf die Arme und fühlte meine Schultern zucken und erstickte bald an meinem Schluchzen. — Mein verstorbener Mann stand vor mir, und ob ich ihm jetzt zum ersten Mal leid gethan habe, weiß ich nicht; nach einer stummen Weile räusperte er sich nur, als wolle er was sagen, sagte aber nichts, sondern fing nur an, mit starken Schritten in der Stube auf- und abzugehen und immer einen von den Stühlen mit dem Fuße auf einen anderen Platz zu stoßen. — Der Nachtwächter von Wanza hatte seine Laterne auf den Tisch gestellt und die Hände gefaltet. ‚Großer Gott, Frau Rittmeistern,‘ sagte er; ‚ich muß weiter auf meiner Ronde bei meiner Seelen Seligkeit. Es ist meine erste Amtsnacht in der Stadt, und was sollen die Herren vom Rathhause dazu sagen, wenn ich hier meinen Ruf versäume und Ihnen doch nichts helfen kann, als daß ich Ihnen die Lampe da anstecke? O doch! ich will Ihnen noch das Feuer im Ofen anmachen, und wenn ich auch mein Brot darüber verliere. Und wenn der Herr Rittmeister will, so kann ich ja auch morgen mit dem Frühesten wieder hier sein und sonst im Hauswesen helfen. O gütige Frau Rittmeistern, nehmen Sie noch mal den Kopf von den Händen und weinen Sie nicht so. Ich bin auch aus Wanza, und es ist doch ein recht hübscher Ort, und auch sind sonst ganz gute Leute

drin, und im Sommer ist's recht grün und schön warm — viele Gärten und guter Ackerboden; — es muß ja, Gott weiß es, jeder Mensche das Seinige aushalten!' — ‚Nun höre Einer diesen verdammten Kerl, wie er mit meinem jungen Weibe spricht!' brummte mein Mann. ‚Aber Recht hat er, Fieckchen; und nun guck' auf und mach' kein Gesicht um die alberne Incommodité. Es wird sich ja wohl mit der Zeit ein Schick in die Liederlichkeit bringen lassen. Bist nun mal ein Soldatenweib, und morgen mit dem Frühesten gehen wir meinetwegen an ein Armeereinemachen und 'ne Sündfluthsaufwäsche — sapristi, und leben nachher wie ein Turteltaubenpaar in der Rosenhecke weiter. Allons, Marten, mon brave, morgen früh mit der Reveille guck' nach, wenn du Lust hast, ob die Frau Rittmeisterin noch am Leben ist oder ob, wie's jetzt ihre feste Meinung ist, der Satan sie wirklich mit Haut und Haar und Haube über Nacht geholt hat aus ihres Mannes Mörderhöhle!' — Liebe Jungen, und nun ist es mir auf einmal gewesen, als sähe ich nun doch in diesem Augenblick zum ersten Mal ganz klar in mein künftig Schicksal. Und es ist mir gewesen, als hätte ich nichts mehr zu verlieren, als gehörte mir nichts mehr, nicht der Rock, den ich trug, und nicht die Hand, in der meine Stirn lag. Und da ist es wie eine tolle Freude über mich gekommen: so hast du dich ja auch um gar nichts mehr zu kümmern in der Welt! Deine Eltern haben dich weggegeben, dein Mann hat dich nur wie ein Thier; also sei noch weniger und werde womöglich wie ein Stück Holz, das nichts fühlt und empfindet. Da habe ich mit einem Ruck das Gesicht aufgehoben und meinen verstorbenen Mann und den Nachtwächter Marten angesehen und gesagt: ‚Es ist gut!' Ich bin auch aufgestanden und bin zu dem armen hinkenden Menschen, der nichts weiter war als ein armseliger Invalide und Nachtwächter, hingegangen und habe gesprochen: ‚Ich will es als meines Mannes Frau annehmen, daß Sie ihm sein Hauswesen in Ordnung bringen wollen, und wenn ich dazu helfen kann, so will ich es thun; denn ich habe alle Zeit für mich und weiß nichts, was ich für mich vornehmen könnte, wenn es wieder Tag geworden ist.' — Da hat mein verstorbener Mann mich über die Schulter mit einiger Verwunderung angesehen, und dann hat er dem Meister Marten gewinkt, daß er gehe; und der ist auch gegangen, hat mich aber dabei fortwährend angesehen und weder seinen Spieß noch seine Laterne ruhig dabei in Händen gehabt. Mit meinem verstorbenen Mann aber habe ich in dieser meiner ersten Nacht in Wanza nicht weiter verhandelt. Er hat den Wandschrank unten in der Stube linker Hand aufgeschlossen und eine Flasche und Lebensmittel daraus hervorgeholt und mir zu essen angeboten. Die Eßwaaren waren aber alle verdorben während seiner Abwesenheit in Halle zu seiner Hochzeit; ich aber hätte auch ohne das keinen Bissen davon genießen können. Aber einen Todtenschlaf habe ich nachher geschlafen; und etwas Aehnliches, einen ruhigen Schlaf, wollen wir jetzt, fünfzig Jahre nach jener Nacht, hoffentlich gleichfalls thun. Richtig, da ruft Marten Marten die Zwölfe! Daß er dabei nicht mehr in sein altes Horn tuten darf, ist von dem hochweisen Magistrat eine so dumme Neuerung, daß ich mich wirklich jetzt so kurz vor dem Bette nicht mehr darüber ärgern darf. Leuchte dem Herrn Burgemeister aus 'm Hause, Liesle; und du, Neffe Grünhage, komm, ich will dir dein Quartier in dem Hause deines verstorbenen Onkels anweisen."

* *
*

Sie war auch um Mitternacht noch frisch auf ihren alten Beinen und zeigte dieses behend genug auf den beiden ziemlich steilen Treppen, die in den Giebel des Hauses Grünhage hinaufführten. Und wirklich bis unter das Dach des Hauses leuchtete sie ihrem jungen Gaste und Verwandten, geleitete ihn über einen sehr reinlichen, doch ganz leeren Bodenraum, öffnete dann eine niedrige Thür und meinte lächelnd:

„Du wunderst dich wohl, mein Kind, daß die Alte aus dem Märchen in ihrem Zauberschloß kein besser Nachtquartier für dich hat? Es hat aber Alles seine Gründe, und einen Riegel schiebe ich nicht hinter dir vor, und zum Fettmachen und Abschlachten füttere ich dich auch nicht, sondern nur so lange, als es dir bei der Tante an der Wipper gefällt. Und was sonst das Gastgemach betrifft, so wirst du dich vielleicht morgen früh nicht mehr über die Unhöflichkeit aufhalten. Siehst du, Louise hat Alles wenigstens nach Möglichkeit behaglich gemacht! Dies hier ist die Stube, und nebenan unter dem Dache steht dein Bett. Hu, der Wind wird immer ärger! Geh' mir nur mit dem Lichte vorsichtig um, und daß du mir nicht etwa gar noch ein Buch aus deinem Ranzen holst und im Bette liesest. Gute Nacht, Neffe Bernhard, und träume etwas recht Angenehmes in der ersten Nacht unter dem Dache deiner Tante Grünhage. Höre nur, da ist auch der Regen auf den Ziegeln; aber auch bei dem Lärm schläft es sich ganz gut, wenn der Mensch nur ein gutes Gewissen und sonst keine Schmerzen mit zu Bette nimmt."

Sie strich dem jungen Verwandten zum zweiten Mal mit der Hand über die Stirn und war gegangen. Der Student hörte sie die Treppe hinabhüsteln; — es klappte noch einmal eine Thür, dann war es still im Hause, und nur der Wind und der Regen ließen sich von draußen weiter hören.

Annähernd mit den Gefühlen jenes Schlauesten unter den Rolandsknappen des alten Musäus sah sich der Gast jetzt doch das Losament genauer an. Mit seinem Leuchter in der Hand stand er in einer vollständig leeren Giebelstube. Vollständig leer bis auf einen alten Lehnstuhl und ein Tischchen am Fenster. Er leuchtete in die Kammer und verwunderte sich, als er doch ein frisch aufgeschlagen Bett, einen Waschtisch und zwei Stühle neben dem schräg abfallenden Dache erblickte.

„Hm," sagte er und versuchte die Sache von der gemüthlichen Seite anzufassen, „ihr Wort habe ich wenigstens, daß ich nicht für den Bratspieß oder den Backofen bestimmt bin; und — krumm auf einem Sopha ist gerade auch kein Vergnügen, zumal wenn man den weisen Seneca aus dem weichen Bett nebenan in seinen Rückenschmerz hineinschnarchen hört!"

Gähnend entkleidete er sich, saß aber doch noch einige Zeit auf seinem Bettrände und murmelte zwischen Schlaf und Wachen:

„Zu Hause liegt natürlich Alles längst in den Federn, wenn sie nicht zufällig den Alten auf die Praxis herausgeläutet haben, was ich nicht wünschen will und was der graue Egoist selber sich gleichfalls nicht wünscht, trotz seiner großen Familie. Aber was unsere Alte wohl sagen würde, wenn sie mich hier so mitten in den neu aufgefrischten Familienbeziehungen sitzen sähe? Beim Zeus und allen übrigen Göttern jeden Ranges, diese Tante Sophie mit ihren Blitzaugen und weißem Haar, diese Frau Rittmeistern von Wanza ist ein Prachtweib, und unser lieber verstorbener Onkel Grünhage war ein Rüpel und Räkel ersten Ranges! Ich glaube, ich habe den ganzen fidelen Abend durch nicht ein einzig Mal den Mund aufgemacht, so habe ich mich meines respectabeln Familiennamens geschämt. Und

wie sie dieses Alles erzählte! Bis an mein Ende höre ich den verruchten königlich westfälischen Condottiere sein Vive l'empereur! unter unserem Kyffhäuser brüllen und sehe die arme Kleine von Anno Karl Sand und Kotzebue blutend mit geritzter Nase, triefend vom Grabenwasser und Landregen an der Heerstraße stehen! Und dann der Meister Marten! ... Famos! dem steigt noch mehr als ein Schoppen ganz speciell in der Stille; und morgen suche ich unbedingt seine ganz genaue Bekanntschaft zu machen. Und dieser Dorsten! Das will auf hundert Seniorenconventen das erste und letzte Wort gehabt haben, und keine abfallende Renonce verzieht sich je höflicher ins Mauseloch als er, wenn sie, die Tante Sophie, ihn ersucht, gefälligst das Maul zu halten. Es ist ganz einfach riesig, und ich sitze hier —"

Es war ihm, als höre er noch einmal durch den Regen und Wind den Nachtwächter von Wanza in der Ferne die Stunde rufen, — mechanisch hob er die Beine ins Bett und zog die Decke über sich hin. „Also — ich werde es mit der Zeit — morgen früh erfahren, weshalb sie mich hier bei den Katzen, Ratzen und klappernden Dachziegeln untergebracht hat. Daß sie ihre Gründe hatte, brauchte sie mir nicht einmal zu versichern. Nun also, morgen früh werden wir —"

Er schlief, und es träumte ihm sonderbarerweise nicht von dem Meister Marten Marten, sondern von lauter anderen Nachtwächtern, mit denen er dann und wann im Leben in Connex und leider auch zuweilen in Conflict gerathen war. Als er erwachte, nahm ihn gerade der Bürgermeister von Wanza wegen einer eclatanteren nächtlichen Ruhestörung in seiner Amtsstube auf dem Rathhause zu Protokoll und redete ihm dringend ins Gewissen. Der kalte Schweiß stand ihm dabei zwar nicht auf der Stirn, aber er war sehr erbost über die kolossale Unverschämtheit des weisen Seneca und ersten Chargirten der Caninefatia:

„Kerl, was fällt dir eigentlich ein?" ... und damit saß er aufrecht in seinem Bett, rieb sich die Augen und starrte umher. Der Traum war abgebrochen, und der Träumer kam nicht mehr dazu, seinem guten Freund Dorsten die Versicherung zu geben, daß die Tante Grünhage ihm — dem weisen Seneca — nicht ein einzig Mal zu viel das ewige Räsonniren untersagt habe.

Zuerst sah er sich nun bei Tageslicht in den ihm von der Tante angewiesenen Gemächern um und erblickte nichts Bemerkenswerthes. Kahle weiße Wände ohne allen Schmuck und Zierrath, sein nächtlich Lager, zwei Stühle und ein Waschtisch bildeten die Ausstattung der Dachkammer. Er blickte durch die offene Thür in das andere Zimmer und sah es leer und öde wie am gestrigen Abend; nur am Fenster stand noch ebenfalls wie gestern Abend der große alte Lehnstuhl mit der abgeblaßten Stickerei an Sitz und Lehne aus dem vorigen Jahrhundert, und davor storchhaft auf einem Beine stehend das kleine Nähtischchen mit dem dunkelgrünen aufgezogenen Nähkissen. Wer Alles in der Nacht spukhaft auf diesem Stuhl und vor diesem Tischchen gesessen haben konnte, kam dem Studenten augenblicklich nicht in den Sinn; er sah fürs Erste noch darüber weg und aus dem Fenster ins Wetter. Da stand er freilich überrascht von der Aussicht, die sich ihm bot.

Ein erklecklicher Theil der herbstlichen Gärten, der Giebel und rauchenden Schornsteine der Stadt Wanza sammt einem Theil des Laufes der Wipper lag vor ihm, doch meistens um ein Ziemliches tiefer als das Haus der Frau Rittmeisterin, und so glitt das Auge weiter südwärts, und Thüringens Berge erhoben

sich vor ihm aus dem Morgennebel, und der Septemberwind trieb das Gewölk vor ihnen hin; nur hier und da lag ein Sonnenblick auf einem Hügel oder einer Fläche, auf einem Walde oder einer Kirchthurmspitze. Der schönste Sommermorgen hätte ihm die Aussicht aus seiner Dachstube nicht voller von Wundern und Gelegenheiten zu Phantasien in der Nähe und Träumen ins Weite zeigen können; und es spricht für ihn — den Neffen Bernhard Grünhage aus der Lüneburger Haide — mehr als irgend etwas von dem, was sonst bis jetzt in dieser Geschichte von ihm verlautete, daß er auf der Stelle rief:

„Da haben wir's! Dies gehörte natürlich noch zu der heillosen Geschichte von gestern Abend! Selbstverständlich hat sie hier ihren Schlupfwinkel und Versteck vor dem königlich westfälischen Ungethüm, meinem Herrn Oheim, gehabt! Hier hat sie gesessen in ihrer Ehe, wenn sie es nirgend anderswo im Hause aushalten konnte; und die Berge sind ihr zum Troste gewesen an manchem katzenjämmerlichen Tage. 's ist klar, und es freut mich wirklich, daß sie mir so viele Feinfühligkeit bei der kurzen Bekanntschaft zugetraut hat, um mir ihren Lieblingsplatz im Hause anzuweisen. Und mit Marten Marten werde ich so rasch als möglich Freundschaft schließen. Er muß mir das Genauere erzählen! Jetzt aber — mit möglichster Behendigkeit in Rock und Hosen; — das ist eine wundervolle alte Frau, und ein sehr schlechter Witz wäre es, irgendwie ihre Hausordnung zu stören. O, das ist eine Tante für unsere Alte, und sie müssen sich kennen lernen!"

Mit möglichster Raschheit begab er sich an das Werk seiner Toilette und hatte es kaum beendet, als an die Thür geklopft wurde und die Tante mitten im Zimmer stand, sich mit freundlicher Gelassenheit erkundigend, wie er geschlafen habe. Sie setzte sich dabei sofort in dem Stuhle am Fenster nieder, und der Neffe wiederholte sich im Inneren:

„Es ist kein Zweifel! Vom Jahre Neunzehn an hat sie, bis der Herrgott ein Einsehen hatte und ihr ihren verrückten Landsknecht vom Halse und nach Sanct Cyprian schaffte, keinen ruhigeren Fleck auf Erden gehabt als diesen Sitz unterm Dache! Natürlich hat den versoffenen grauen Satan auch das Podagra für seine Sünden gezwickt und an Treppenklettern war gottlob nicht zu denken."

„Nicht wahr, eine hübsche Aussicht auf den Thüringer Wald?" fragte die Tante Grünhage, lächelnd nach den Bergen hinübersehend.

„Famos!" stotterte der Neffe, und ohne auf ihn weiter zu achten, fuhr die alte Dame fort:

„Wenn eine deiner Schwestern mich auch einmal besuchen wird, so bekommt sie das Stübchen; aber wir putzen es ihr dann ein wenig besser heraus. Dann werde ich ihr vielleicht Einiges mehr von diesem Stuhl und Plätzchen erzählen und von dem, was Alles sich darauf simuliren und im Guten und Bösen zurechtlegen läßt, sowohl im Sommer, wo die Erde grün und der Himmel blau ist, wie jetzo im angehenden Herbste, wo der Wind über die Welt pfeift und die Berge mit Wolken verhängt und es rasch abwärts hineingeht in den Winter. Du aber, Freund Bernhard, kannst mir jetzt fürs Erste deinen Arm geben. Der Kaffee wartet unten, und ich habe ein wenig heizen lassen."

Es ist von diesem Morgen, was das Haus der Frau Rittmeisterin Grünhage betrifft, nicht weiter viel zu erzählen. Der junge Mensch aus der Haide suchte seltsamerweise verstohlen doch am meisten nach Spuren des westfälischen Panzerreiters drin, fand aber wenig noch vor-

handen. Das Bild in der Wohnstube und der schwere Säbel, der in der Stube unten linker Hand immer an der Wand hing, schienen schier das Einzige zu sein, was von seinem wilden, wüsten Aufenthalt in der Welt und diesem stillen, altjungferlichen Hause am Markte zu Wanza als Wahrzeichen zurückgeblieben war.

„Und riechen sogar müßte man ihn von Rechtswegen aus jedem Winkel her," meinte der Neffe kopfschüttelnd. „Ich muß unbedingt heute noch mit Marten Marten Freundschaft schließen, und Dorsten muß mir dazu verhelfen."

Die Tante kümmerte sich an diesem Morgen um den jungen Verwandten gar nicht. Sie ging ihren Haushaltsgeschäften nach und erklärte nur:

„Punkt ein Uhr wird gegessen. Dafür, daß du mit deinem Besuche mir eigentlich ziemlich ungeschickt in die große Wäsche fällst, kannst du ja nichts. Meine Bibliothek findest du im Wohnzimmer an der Wand hinter dem Epheugitter."

Der junge Gast inspicirte die Bibliothek auf dem Hängebrettchen hinter dem Sessel der Tante Sophie; er rauchte in dem herbstlichen Garten hinterm Hause eine Cigarre, und um elf Uhr schlich er sich aus einem offenen Pförtchen dieses Gartens um die Ecke und erforschte auf Nebenpfaden den Weg zu seinem Freunde Dorsten.

„Der Herr Bürgermeister ist auf dem Rathhause, wenn er nicht im Rathskeller sitzt — wie gewöhnlich," lispelte Fräulein Mathilde Thürschlager mit schnippischem Hohn; und nach dem Capitol von Wanza lenkte der Neffe Grünhage fürder seinen Schritt. Wanza aber kannte heute den Neffen noch in ausgedehnterem Maße als gestern und sah ihm mit proportionirlich gesteigerter Theilnahme an und nach. Er aber fühlte das, fühlte es zu seinem höchsten Unbehagen und drückte sich so dicht als möglich an den Hauswänden hin, was ihm von verschiedenen, die Menschheit ganz genau kennenden guten Leuten als ein entschiedenes Symptom von gewissenlosester Erbschleicherei ausgelegt wurde.

Auf der Rathhaustreppe sprach Hujahn, der Magistratsdiener, mit ruhiger Würde:

„Der Herr Burgemeister befinden sich in ihrem Büreau und mundiren."

„Ich störe doch sonst keine Verhandlung, Sitzung oder dergleichen?"

„Glaube ich nicht," erwiderte Hujahn, schritt durch einen langen dunkeln Gang dem Studenten voran, öffnete eine altersschwarze Thür und sprach:

„Gehen Sie nur dreiste herein, Herr — Grünhage."

Was der Herr Bürgermeister eben mundirt, das heißt gesäubert oder ins Reine gebracht hatte, bleibt in alle Ewigkeit zweifelhaft. Als der Student in das städtische Amtszimmer eintrat, stand der Exsenior der Caninefaten auf einer Bockleiter an einem Schriftenständer, jedoch nicht etwa um einen neuen Actenstoß herunterzuholen, sondern einfach auf der Fliegenjagd.

Nur einen kurzen Blick warf er aus der Höhe auf den Besucher herab, fuhr mit hohler Hand weitaus im Bogen über die Wand hin und brummte im befriedigten Baß:

„So! ... Endlich! ... Entschuldige, mein Sohn, ich hatte meinen Kopf gerade auf dieses fette Exemplar von blauem Brummer gesetzt. Aber wie sagt Ottilie? Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln — und wie lange wird's dauern, so wird das Geziefer in Wahrheit so rar geworden sein in der Welt, daß wir uns bald wohl im bitteren Ernst auf den Anstand begeben müssen für des Tages nothdürftige Leibesnahrung."

Aus einer Art von einfenstrigem Closet neben seiner Amtsstube holte er ein Glas

mit einem bis jetzt noch recht wohlbeleibten Laubfrosch, sah mit der ruhigen Gelassenheit des Weisen zu, wie das gefräßige Vieh das Ergebniß seiner morgendlichen Geschäftsthätigkeit einschnappte, hielt das Glas dem Freunde dichter unter die Augen und sprach mit sonorer Melancholie:

„Vom Hunde auf den Frosch! O Ponto von Bovenden, edelster aller Verbindungsköter, deine Manen umschweben diese Urne. Du aber, o Grüner, hättest du es vordem je für möglich gehalten, daß dein Freund und Bruder jemals darauf reducirt werden würde, sich einen Laubfrosch halten zu müssen für seine innigsten gemüthlichen Gefühle und seine sporadischen domesticalen Neigungen?“

„Lucius Annäus Seneca in seiner Schrift De clementia —“

„Bleib' mir vom Leibe mit dem verruchten alten Schmöker. Habe ich ihn euch etwa nicht genug zu eurem frivolen Spaße vorgeritten auf der Kneipe?“ brummte der Weise düster.

„Dann würde ich heirathen!“ sagte der Freund lachend. „Mathilde sah wirklich recht angenehm aus und war ungemein liebenswürdig, als ich mich eben bei ihr nach dir erkundigte und sie mir lieblichen Tones mittheilte, daß ich dich wahrscheinlich — wie gewöhnlich — nicht hier oben, sondern unten in deinem Rathskeller beim Frühschoppen treffen würde.“

„Ich will dir mal was sagen, mein Junge,“ sprach der Bürgermeister von Wanza. „Bedenke wohl, daß ich es bin, dem Ruthenbündel und Beile hier in Wanza an der Wipper vorangetragen werden! Rede mir noch ein Wort von der Person und ich klingele und lasse dich durch Hujahn abführen! Uebrigens kannst du dir allmälig eine Cigarre anzünden und mir endlich Bericht geben, wie du die Nacht zugebracht hast bei der Semper Augusta, deiner und meiner lieben Tante Grünhage?!“

Ehe der Student im Stande war, auf diese Frage Antwort zu geben, schob des ehrbaren Rathes reitender und gehender Diener das graue Haupt, die rothe Nase und den gelben Rockkragen in die Thür und meldete:

„Herr Burgemeister, Marten steht hier draußen.“

Der Neffe der Frau Rittmeisterin sprang auf von dem Amtsstuhl des Wanzaer Consuls, und Freund Dorsten rief lachend:

„Habe mir ihn selbstverständlich gestern Nacht noch auf heute Morgen sofort hercitirt, Grünhage. Soll hereinkommen, Hujahn.“

„Zu Befehl, Herr Burgemeister.“

* * *

Er kam herein; und nun ersuche ich meine Leser, jetzt einmal mit mir zu überlegen, wie viele unserer besten Bekannten wir uns in Wahrheit je ganz genau angesehen haben? Viele sind's sicherlich nicht. Wir leben auch in dieser Beziehung meistens in einer Selbsttäuschung, verlassen uns darauf, daß wir ja „Augen im Kopfe“ haben, und merken es selten, wie wenig wir im Grunde diese Augen gebrauchen oder gebrauchen können.

Und wie wir sehen, so werden wir gesehen! Ach, es stimmt wohl nichts die gute Meinung, die man von seiner Persönlichkeit, seinem Selbst hat, philosophisch-melancholisch so tief herunter als diese unumstößliche Wahrheit: selbst die Liebe, die Freundschaft machen es nicht möglich, dich genau zu besehen! — Es ist aber eine wenn auch trübselige, so doch recht nützliche Erkenntniß für manche etwas zu hoch gespannte gute Meinung und Ansicht des das Beste über sich denkenden Erdensohnes. Und anderen Theils liegt

auch keine geringe Beruhigung für eben denselben gekränkten Erdensohn in dem Achselzucken, mit dem er unter Umständen sagt: „Was wissen sie denn eigentlich von dir?“ damit abschwenkt und im unerschütterten Bewußtsein seines Werthes mit zu den Sternen emporgerichteter Nase weiterwandelt. Wir aber sind auf diesen tiefsinnigen Capitelanfang einfach durch ein Wort des Wanzaer Bürgermeisters gekommen, der seinem Freunde Grünhage eben zuflüsterte:

„Jetzt wollen wir uns den alten Hahnen doch mal ganz genau betrachten. Seit gestern Abend ist mir wenigstens das ein wahres Bedürfniß.“

„Mir auch!“ rief der Student, und —

„Uns auch!“ sagen wir. Gestern Morgen während seiner Unterhaltung mit der Frau Rittmeisterin haben auch wir noch viel zu flüchtig über ihn weg- und an ihm vorbeigesehen.

Das linke Bein zog er immer noch ein wenig nach, obgleich die Kugel von Saint Amand nicht mehr drin festsaß. Man hat wohl schon früher seinen Spaß über lahme Nachtwächter und dergleichen gehabt; aber die Stadt Wanza konnte sich ruhig des ihrigen wegen auslachen lassen; sie hatte doch den richtigen Mann getroffen.

Hier stand er nun vor den beiden jungen Leuten, mit einem Gesicht wie der Maserpfeifenkopf in der Brusttasche seiner Zotteljacke — freilich ein alter Hahn, dem in mehr denn vierundsiebzig Lebensjahren jede Witterung bei Tag und Nacht zu kosten gegeben worden war. Zu den Riesen gehörte er gerade nicht. Er hatte unter den Jägern bei Leipzig und bei Ligny mitgethan, und das dunkle scharfe Auge, das damals hinter Busch und Baum, im Graben und in dem Qualm der brennenden Dörfer dazu gehört hatte, das hatte er conservirt wie die Frau Rittmeisterin ihr helles, blaues, klares. Und sowohl Dorsten wie der Neffe Grünhage fanden jetzt noch mehr als eine Aehnlichkeit zwischen dem Meister Marten Marten und der Tante heraus; vor allem Uebrigen die unbeugsame Lebensheiterkeit, die nicht ohne Kampf mit dem Wind und Wetter dieser Welt erworben worden war, aber nun auch wie ein warmer Rock ihnen fest auf dem Leibe saß und ihnen, wie die Frau Rittmeisterin sich ausgedrückt haben würde, erst in ihrem letzten Stündlein vom Freund Hain mit dem Fell über die Ohren gezogen werden konnte. Praktisch gescheidt sahen sie auch Beide aus, Marten Marten und die Tante Sophie. Mit der Photographie oder derartigen modernen Kunststücken war Beiden nicht recht beizukommen; aber da existirt in Neu-Ruppin ein Mann, der könnte es vielleicht.

Einem Kinde, welchem der Nachtwächter von Wanza an der Wipper, Marten Marten, mit seiner Laterne in der Gasse begegnete, mußte er unbedingt wie aus dem Bilderbuche oder dem Monde herausgeschnitten vorkommen. Dem mußte er in den Traum folgen wie irgend ein anderer Held der Kindheit: der eiserne Heinrich, Robinson Crusoe, der treue Johannes, Sindbad der Seefahrer, der Doctor Allwissend und vor allen Dingen wie ein greiser grüblerischer Zauberer, der alle Künste aller vier kunstreichen Brüder in seinem Wissen und Können vereinigte.

Und wer der alten Bildermacherfirma zu Neu-Ruppin einmal einen Gefallen thun kann, der thue es auch um des Meisters Marten willen! Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts weiß sie allein, wie eine Schlacht, ein preußisch, österreichisch, türkisch oder französisch Regiment zu Fuß und zu Pferde aussieht. Sie allein hat es heraus, wie man ein Theater aufbaut und mit Figuren bevölkert; sie allein weiß Bescheid mit dem Fuchs- und Gänsespiel, mit allen Naturgeschichten in Wald und Feld und überhaupt mit dem glorreichen bunten Guck-

kasten, Welt genannt. Was weiß das altkluge Volk auf der Höhe seines ästhetischen Kunstgeschmacks davon, wie bunt die Welt dem richtig sehenden Auge sich darstellt?! ...

„Neu-Ruppin bei Gustav Kühn! Wie von einem Bilderbogen!“ murmelte der Bürgermeister von Wanza, seinem philologischen Freunde den Ellenbogen in die Seite stoßend. „Setzen Sie sich, Vater Marten.“

„Dieses würde sich doch wohl nicht recht schicken, Herr Burgemeister.“

„Nun höre ihn Einer!“ rief Dorsten lachend. „Wie der Mann aus dem Monde, dem das lange Stehen mit Dornbusch, Hund und Laterne endlich zu viel geworden ist, steht er hier vor uns, und gestern Abend ist bis Mitternacht bei der Frau Rittmeisterin nur von ihm zu seinem Lob und Preis die Rede gewesen, und jetzt ziert er sich so! Schieb ihm meinen Curulischen unter, Grünhage. Fürs Erste sind wir noch nicht mit Ihnen fertig, bester Herr Nachtrath.“

„Von mir haben Sie gestern Abend bei der Frau Rittmeistern geredet?“

„Wie die Extrapost, in welcher der böse Feind das arme Seelchen und damals wahrscheinlich ganz allerliebste Creatürchen, unsere jetzige brave Tante Sophie, hierher nach Wanza brachte, auf hiesigem Posthofe bei Sturm und Unwetter ankam und wie Sie, Marten, und der helle Satan und westfälische Kürassier die junge Frau auf der Hellebarde zwischen sich nach Hause trugen. Wenn Ihnen Ihr linkes Ohr gestern Nacht nicht fortwährend geklungen hat, so begreife ich das nicht. Fragen Sie nur den Jüngling und Neffen da, wie Ihr Lob gesungen worden ist.“

Der Alte auf dem Rande des Stuhles, den ihm der Student hingeschoben hatte, sitzend, schüttelte den Kopf.

„Es ist lange her, und man sollte wohl meinen, daß endlich Gras drüber gewachsen sein könnte, meine Herrens; aber es wacht immer doch von Neuem wieder auf. Je ja!“

„Nur über den biederen Westfälinger ist bis jetzt, Gott sei Dank, Gras gewachsen. Die Frau Rittmeistern, meine Tante, und der Meister Marten Marten aber feiern in ein paar Tagen den Anfang ihrer Freundschaft im Jahre Achtzehnhundertneunzehn; und — wir möchten mit jubiliren, Meister Marten!“ rief der Student, die Hand des Greises fassend. „Und mir müssen Sie Ihrerseits von dem Onkel Grünhage erzählen. Seit gestern Abend liegt der Familienname wie eine Last auf mir, und ich wohne bei der Frau Rittmeisterin, und sie hat mich in der Giebelstube einquartiert, wo der Lehnstuhl und das Nähtischchen stehen. Die Aussicht aus dem Fenster ist vortrefflich; aber nach den Geschichten vom vergangenen Abend ist der Blick über Wanza und auf den Thüringer Wald doch nicht das Ganze. Sie aber wissen von dem Ganzen, Meister Marten, und ich habe es meinem Vater versprochen und meinen Schwestern, daß ich ihnen einen ganz genauen Bericht über die Wanzaer Tante nach Hause bringe; und der alten Frau ist es recht, daß auch Sie mir von ihr erzählen, und Sie müssen mir erlauben, daß ich Sie besuche und mir —“

„Mir noch einmal Wanza beim Lichte Ihrer Laterne besehe,“ lachte Dorsten, der Bürgermeister von Wanza. „Uebrigens sind dieses meines Erachtens Privatangelegenheiten, die durchaus nicht hier in diese nur den communalsten Angelegenheiten gewidmeten Räume gehören. Ich bitte dich, mir zu verzeihen, Grünhage,“ fuhr er im geschäftsmäßigsten Tone fort, „wenn ich dir bemerke, daß du total vergessen zu haben scheinst, wo du dich augenblicklich befindest. Nachtwächter Marten!“

„Herr Burgemeister?“ fragte der alte Mann, in demselben Moment neben dem

„curulischen Sessel“, auf welchem der Vorsitzende des Magistrats wie selbstverständlich Platz nahm, aufrecht stehend wie im Jahre Dreizehn an einem Bivouacfeuer vor einem dem Kaiser Napoleon gegenüber die Vorpostenkette abreitenden Wachtoffizier.

„Ihr vollständiger Name?“ fragte der Bürgermeister, in einem sehr antiquarisch aussehenden Schriftenconvolut blätternd.

„Martin Johann Anton Marten hat ihn mir meine Mutter in mein Gesangbuch geschrieben. ’s wird also wohl so recht sein!“

„Wann geboren?“

„Ja, das ist wohl noch schwieriger ganz genau herauszukriegen. So ums Jahr Siebenzehnhundertfünfundneunzig meine ich, Herr Burgemeister. Haben Sie es in den Papieren da, so würde es mir selber curios sein, es zuletzt noch in Erfahrung zu bringen. Daß die Kirchenbücher von St. Cyprian Anno Achtzehnhundert mitsammt der damaligen Pfarrei verbrannt sind, haben Sie ganz gewiß in den Acten und Kostenberechnungen. Meine Mutter wird Tag und Jahr wohl gewußt haben; aber ich bin ja schon als unmündig Kind durch ihren Tod von ihr gekommen, und nachher hat sich Niemand mehr darum gekümmert. Das wäre auch wohl zu viel verlangt gewesen.“

„Hm, lieber Alter,“ brummte Dorsten, gänzlich aus seinem Amtstone herausfallend, „es soll manche Leute geben, die viel darum geben würden, wenn sie ihren Geburtstag nicht wüßten und ihn also auch nicht zu feiern und sich an ihm zu ärgern brauchten. Was ich sonst über Sie und Ihre Familie im städtischen Archive finde, läßt freilich manche Lücke unausgefüllt, genügt aber doch, um uns allgemach weiter und in der Verhandlung zum Zwecke zu führen. Im Jahre Achtzehnhundertsieben hat man eine Wittwe Wilhelmine Marten, geborene Rapmund, auf communale Kosten beerdigt. Ich kann nicht sagen, daß die Leichenkostenrechnung hoch ist, aber in den Acten haben wir hier Schreiner, Träger und Todtengräber bis zu zwei Groschen für das Einlegen der Leiche in den Sarg —“

„O Herr, das ist ja wirklich und wahrhaftig meine selige Mutter gewesen!“ rief der Greis. „Ach, lieber Herr, das ist so lange her — o Herr Burgemeister, lassen Sie mich mal den Namen der alten Frau — o nein, sie muß als eine ganz junge Frau gestorben sein! — lassen Sie mich mal ihren Namen geschrieben sehen! — Das wacht nun so auf, und ich bin derweilen ein so uralter Kerl geworden, und wir armen Leute leben immer so in den Tag hin! Wenn mir übermorgen in der Kirche der Herr Pastor ihren Namen von der Kanzel zuriefe, könnte es mir nicht heftiger in die Knochen fahren als eben jetzo, wo Sie ihn mir nennen, Herr Burgemeister!“

Mit zitternder Hand nahm der Alte das gelbe, mit vergelbter Tinte ausgefüllte Formular der Armenverwaltung von Wanza, das ihm der augenblicklich regierende Bürgermeister mit ungewohnter Zartheit zureichte. Der Meister Marten wischte sich mit dem Aermel über die Stirn und buchstabirte den Namen der im Jahre Sieben auf öffentliche Unkosten begrabenen Frau und das, was in der Rechnung dazu gehörte.

„Ja, es wird wohl meine Mutter gewesen sein,“ sagte er, das Document zurückgebend. „Ich danke Ihnen, Herr Burgemeister; es ist sicher ganz richtig so, wenn es mir auch nur ganz dunkel ist. Daß ich nachher auf Stadtkosten aufgewachsen und mildthätig erzogen bin, weiß ich genauer.“

„Haben wir dazu ziemlich deutlich schwarz auf weiß. Eine recht mildthätige und ungemein nette Erziehung ist es sicherlich gewesen. Passen Sie mal auf, Marten Marten! Du kannst auch ein wenig mit

Achtung geben, Grünhage; die Geschichte wird von jetzt an historisch wie culturhistorisch merkwürdig."

Er räusperte sich und las:

„Protokoll de dato den zwölften Maji Achtzehnhundertundneun. Erschien im Termin der Scharfrichter und Abdeckermeister Gottfried Moritz Rasehorn und erklärt von Neuem zu Protokoll, daß er, wie er schon vorgetragen, mit dem ihm von hochlöblicher Stadtgemeinde zugewiesenen Burschen Martin Marten nicht zu Verständniß, Nutzen und Räson zu kommen vermöge, sintemalen der Junge, verlogen, faul und widerspenstig, jedwede Pflicht und Schuldigkeit, Gehorsam und Dankbarkeit hintansetze, boshaft vergesse und das Gnadenbrot und Unterkommen nicht verdiene, was ihm die Stadt bei besagtem Meister G. M. Rasehorn ausgemacht habe. Giebt auf Befragen, was jetzt wieder mit dem Jungen vorgekommen sei, zu Protokoll, daß besagter Junge Martin Marten seit dem vergangenen Tage mitsammt reitenden Försters Eulemann blindem und kollerigem Gaul vom Anger verschollen sei, mit besagtem Eigenthum diebisch abgeritten und bis jetzo nicht über sein Verbleiben besagtem Meister G. M. Rasehorn Kunde geworden sei. Bittet also Letzterer ehrerbietigst, wo die jetzigen schweren und gefährlichen Zeitläufte es möglich machten, mit aller Macht den Ausreißer und des Herrn reitenden Försters Gaul zu verfolgen, einzuholen und besagtem Meister G. M. Rasehorn zu beliebigem und zweckdienlichem Verhalten zurückzuerstatten oder besagten Jungen Martin Marten von seinen Händen zu nehmen und eine andere Unterkunft auch Erziehung zum gemeinen Nutzen, wenn angängig, auszumachen. In pleno Senatu, Wanza, am 12. Mai 1809."

„O ihr Herren, ihr Herren," rief der alte Mann, beide Hände zu der gebräunten Balkendecke, die vor sechzig Jahren schon auf die Abfassung des eben verlesenen Schriftstückes herabgesehen hatte, emporhebend, „ihr lieben jungen Herren, dieses ist so wahr und wahrhaftig hier auf dieser Stelle dem Schreiber in die Feder gesagt worden, wie ich jetzo hier stehe und mit bebendem Herzen es ruhig angehört habe! Vom Schindanger bin ich damals auf des Herrn reitenden Försters zum Abstechen hergegebenen Braunen in die weite Welt hineingeritten, um aus meiner Wuth und meinem Elend herauszukommen. Zu dem Schinder hatte mich die Stadt als Lehrling aus dem Armenhause gegeben. Die Zeit ist mir immer gewesen, als hätte ich einen Mord darin begangen; und nun kocht das wieder auf wie ein Topf, der vom Feuer gehoben gewesen ist und jetzt wieder auf die Kohlen geschoben wird. Von gefährlichen Zeitläuften spricht die Schrift und der Meister Rasehorn? O Herr Burgemeister, lassen Sie auch das Papierstück mich in meine alten Hände nehmen! Sie reichen das leicht her, aber mir wiegt es heute noch wie ein Berg. Der Knecht hatte mich an diesem zwölften Mai Morgens mit der Sonne mit dem Gaul nach dem Anger voraufgehen lassen; er wollte nachkommen mit dem Messer. Nun ist es mir, als passirte es jetzt erst. Ich war eben wohl erst vierzehn Jahre alt, aber doch schon wie toll in meinem Grimm bei Tage und meinen Thränen bei Nacht. Und da, auf dem Schindanger mit der hellen Gottessonne über mir und dem Wind von den Bergen her, ist es wie eine Verrücktheit auf den Jungen, nämlich auf mich, gefallen, und ich bin auf dem dummkollerigen Gaul des Herrn reitenden Försters freilich durchgegangen, mit dem Diebsruf hinter mir, wie hier der Schreiber geschrieben hat. Von dem Herrn von Schill ist damals alles Land ringsum gerüchtweise voll gewesen; und ich dachte mir, wenn Einer dich wieder ehrlich macht, so ist Der das,

und nimmt er dich mit als seinen schlechtesten Knecht und am liebsten in den blutigen Tod, so ist dir geholfen jetzt und für alle Zeit. Es waren wohl nur Gerüchte, daß uns der Herr Major von Schill mit seinen Reitern auf dem Marsche nach Baiern hin zu dem Erzherzog von Oesterreich, der von da ihm entgegenkommen sollte, so nahe sein sollte, ganz wie neulich bei Langensalza, aber es gab sie doch Jeder von Mund zu Munde weiter. Der Herr von Schill mit seinen Husaren war wohl von Preußen gegen die Wipper zu ausgerückt, aber er war doch nur bis Köthen gekommen, wo er den Herzog, der mit dem französischen Kaiser in einem Bett schlief und ihn, den Herrn Major, einen Räuberhauptmann und seine Leute eine Räuberbande geschimpft hatte, von Haus und Hof gejagt hatte. Aber dann war er gleich nach Bernburg rechts abgeschwenkt und gegen Stralsund weiter, allwo sie ihm am letzten Tage des Monats den Kopf abgeschnitten haben. Das ist ein heldenmüthiger Ritt gewesen, von dem heute noch gesungen wird; aber, meine Herren, nun denken Sie an mich einmal, an meinen Ritt auf meinem tollen Gaul hinter dem Schill und seinen Husaren auf der Suche. Eigentlich ist es zum Lachen, aber doch wieder mehr als bloß zum Lachen. Und des Herrn Försters Eulemann Braunem muß ich es lassen, er ging mit dem Kopfe zwischen den Beinen aber auch wie toll durch das grüne Land, über Weg und Steg, daß der Staub wirbelte und die Steine flogen, gleichsam als wolle auch er in einen ehrlichen Tod jagen. Unser Herr Schill hätte mich sicher mitreiten lassen, wenn ich ihm so gekommen wäre; doch es konnte ja nicht sein. Den ersten Tag hielt sich das Vieh unter mir, und in der Nacht lagen wir in einem Walde; am anderen Morgen aber knickte der Braune unter mir zusammen und schleuderte mich mit dem Kopfe gegen einen Wegweiser, von dem ich nicht mehr ablesen konnte, wohin er zeigte. Da habe ich in einem Dorfe zwischen Kelbra und Wallhausen in einem Kuhstalle Wochen lang ohne Besinnung gelegen, und der Bauer, der den barmherzigen Samariter an mir spielte, hat wohl wenig Löbliches von mir denken müssen, denn was ich in meiner Unbesinnlichkeit geredet habe, das hat nur vom Abdecker, von der Diebsjagd und den Franzosen geklungen. Aber das Leben hat zuletzt doch die Oberhand in mir behalten und der Bauer mich als Pferdejungen bis in das Jahr Zehn. Gut habe ich es nicht gehabt, aber mir doch keine besseren Tage gewünscht; denn hier ging mir doch keiner meiner Schulkameraden aus dem Wege und rief mir über die Hecke fein: Schinder, Schinder, Schinderknecht! zu, wie es mir in Wanza als mein Schicksal gegeben war. Heute ist auch dieses anders, und die Menschen sind auch hierin vernünftiger geworden; aber damals war's wirklich schlimm. Herr Burgemeister, nehmen Sie mir das Blatt wieder ab; seit ich es halte, ist die alte Angst, daß mich ein Wanzaer auf meinem Bauerhof wiedererkenne, wieder auf mir und nimmt mir hinterm Pfluge den Athem und in der Nacht den Schlaf! Ach, gütiger Himmel, meine Herren, und aus der ewigen Angst ist damals auch richtig die pure Wahrheit geworden. Der alte Schinderruf ist mir von Neuem in die Ohren geklungen, und sie haben mich wegen Pferdediebstahl mit einem Strick um die Handgelenke nach Wanza zurückgeliefert! Es brauchte weiter nichts dazu, als daß der Freiknecht, dem ich von seinem Anger mit seinem unglückseligen Eigenthum durchgegangen war, von unserem Meister mit dem Arzeneikasten durchs Land geschickt wurde, und das hat sich nach Gottes Willen so gemacht, wie ich heute wohl sagen kann, zu meinem Besten; aber

damals habe ich mich doch auf den Boden geworfen, und sie haben mich aus meinem Stalle unter den Pferdehufen weg mit Gewalt herausschleifen müssen und auf einem Karren nach Kelbra, wo ich wenigstens halbwegs wieder zu Vernunft gekommen bin und habe zu Fuße gehen können nach hiesiger Stadt zurücke."

„Da bin ich auch um gerade zwei Menschenalter zu spät zum Bürgermeister hiesigen Ortes gemacht worden; aber so geht's immer!" brummte der jetzt Regierende; der Neffe der Frau Rittmeisterin Grünhage aber fuhr sich über die Stirn wie gestern Abend, als die Tante Sophie in ihrer Erzählung bis zu dem Punkte gekommen war, wo sie in ihrem Hause am Markte die Arme auf den Tisch und den Kopf auf die Arme legte, und wo der Nachtwächter von Wanza seine Laterne auf den Tisch neben sie hinstellte, um ihr das erste Feuer auf dem Herde in ihrem jungen Haushalt, das heißt im Ofen, anzuzünden.

* *
*

„Ehe Einer Alles, was so in unserer deutschen Bevölkerung oder was man sonst deutsche Nation nennt, zerstreut liegt, herausgeholt hat, wird mehr als Einer hoffentlich noch oft genug als trübseliger Epigone ruhig sich an der Nase nehmen lassen können. Erzähle dies mal der Welt, Grüner, wie der Alte hier es eben uns vorgetragen hat, und laß dich gelassen einen Nachgeborenen nennen oder erwidere dem zu persönlicher Bemerkung sich Meldenden noch gelassener: Schafskopf!" sprach der Bürgermeister von Wanza, die Frage anknüpfend: „Na, wie findest du diese Wanzaer Geschichten?"

„Sie müssen uns weiter von sich erzählen, Marten," rief der Student. „Achten Sie gar nicht auf uns und was Einer von uns sagen mag! Wir reden nur, wie wir es heute verstehen."

„Dann sehen Sie gütigst jetzt einmal nach, ob Sie nicht noch einen Namen in Ihren Acten finden, Herr Burgemeister," sagte der Nachtwächter. „Nehmen Sie es nicht für ungut; es muß nämlich der Ihrige sein! Derselbigte spielt in der Geschichte hiesiger Stadt wohl schon länger honorabel mit; aber in meiner Geschichte handelt es sich diesmal nur um einen Gewissen aus Ihrer Familie, Herr Burgemeister."

„Ein Justiziarius Dorsten hat hier ein ander Protokoll unterzeichnet," sagte Dorsten, wie zögernd ein neues vergelbtes Fascikel aufnehmend; doch der Greis schüttelte den Kopf:

„Das brauchen Sie mir nicht weiter in die Hand zu geben. Ich weiß schon, was es ist. Es wird nur mein damaliger Criminalproceß sein, und der Herr Justiziar seliger hat nur seine Pflicht und Schuldigkeit gethan, als er mich von wegen meines Pferdediebstahls vom Schindanger ins Loch stecken ließ. Nein, der, den ich hier meine, war der Herr Candidat Erdmann Dorsten, und war nur ein paar Jahre älter als ich und, wenn ich mich nicht irre, Ihr richtiger Großonkel, Herr Burgemeister. Ihre Frau Großmutter kam ja bald nach der Frau Rittmeistern aus Halle an der Saale, und deren Tochter, Ihre selige Frau Mutter, hat seinen Brudersohn geheirathet. Er aber hatte auf die Theologie studirt und ist dabei ein merkwürdig feiner Poete gewesen, wie ich weiß; aber Gedrucktes giebt es nicht von ihm, und an der Elster, am Ranstädter Thor bei Leipzig ist er mir im Arme gestorben, und ich habe seine Brieftasche und Uhr nachher hier in Wanza seiner Verwandtschaft, das heißt seiner lieben Braut, Fräulein Thekla Overhaus, abgeliefert."

Der Bürgermeister von Wanza hielt sich jetzt den Kopf mit beiden Händen.

„Bleiben Sie mir mit meinem Stammbaum vom Leibe, Marten!" rief er. „Ich

sage dir, Grünhage, wie zu Anfang dieses Säculums die Welt und hiesige Umgegend mit lauter Dorsten bevölkert gewesen ist, davon ist ganz das Ende weg. Ich werde jedesmal confus wie ein Hammel mit der Drehkrankheit und die Welt geht mir absolut im Nebel unter, wenn ich mich so an Einen von Uns erinnern soll. Gott sei Dank, daß ich augenblicklich wenigstens der Einzige von der Sorte bin."

„Sagen Sie das nicht, Herr Burgemeister," rief der Alte. „Es waren ganz ordentliche Leute unter der Familie."

„Und sicherlich gehörte zu den letzteren der eben von Ihnen heraufbeschworene Onkel Erdmann. In den Acten habe ich ihn nicht; aber eine dunkle Erinnerung dämmert mir freilich jetzt, daß ein junger und, wie die Sage meldet, ungeheuer begabter, also völlig aus der Art geschlagener Dorsten bei Leipzig den Tod für König und Vaterland gestorben ist."

„Das ist so, Herr Burgemeister," sprach der Greis ernst, „ich habe ihn gekannt und sterben sehen! In Ihrer Frau Tante Hause, Herr Grünhage, was nachher im Jahre Siebenzehn der westfälische Rittmeister Herr Grünhage kaufte, als er sich hier in Wanza besetzte, ist die Giebelstube; in der wohnte der Herr Candidat —"

„Meine Tante hat mir in vergangener Nacht in der Kammer nebenan ein Bett angewiesen."

„I, sehen Sie mal!" rief der Meister Marten. „Dann hat sie es gut mit Ihnen im Sinne und traut Ihnen ein verständiges Herze zu. Es ist auch ihr Unterschlupf gewesen durch lange schlimme Jahre. Sie hat auch davon Ihnen wohl schon gesprochen, junger Herr?"

„Ich habe es selber herausgefunden, Marten," rief der Student, dem Greise leise die Hand nehmend und ihm den anderen Arm um die Schultern legend.

„Das freut mich, Herr Studente," sprach der Alte. „Doch um weiter zu reden, so hat mich Herr Erdmann in dieser Stube sich von meinem tollen Ritt zum Herrn von Schill erzählen lassen, will sagen, mich des Genaueren danach ausgefragt. Ins Prison ist er mit mir gegangen durch Wanza, als ich doch hinein mußte, und hat gesagt: ‚Junge, heule nicht ärger auf deinem Ehrengange wie andere Leute. Sitzen mußt du, auf daß dem Gesetze sein Recht werde; aber ach Gott, wenn nur das ganze edle deutsche Volk, vom Schinder jetzt gejagt und gefangen, so froh sitzen und singen könnte wie du, armer Narre. Höre, Martin, jetzt besuche ich dich, bis du frei wirst; aber ist die Zeit da, so hole ich dich ab.' — Meine Herren, und dieses ist Alles also geschehen, und seine liebe Braut ist auch mit ihm zu mir in den Teichthorthurm gekommen und hat mir immer beim Kommen und Abschied die Hand gegeben. Es ist das Fenster linkerhand über dem Teichthore, wo ich hinter dem Eisengitter meine Strafe für meine Tollheit absaß. Besuchen Sie mich nur einmal in dem Thurme, Herr Studente. Er ist jetzo meine städtische Dienstwohnung; und ich kann Ihnen das Loch zeigen, wo man damals die Vagabunden und sonstigen Uebelthäter einsperrte und wo Herr Erdmann und Fräulein Thekla Overhaus zum Besuch zu mir kamen. Je ja, anjetzo haben sie den armen Sündern ein besser Quartier im Kreisgerichtsgebäude zurecht gemacht; ich aber habe aus meinem Prison von Anno Zehn einen Taubenschlag gemacht, und den Thierchen gefällt es ganz gut drin."

„Sicherlich werde ich Sie besuchen und mir Alles ganz genau zeigen lassen, Meister Marten!" rief der Student. „Erzählen Sie aber weiter."

„Davon könnte nun eigentlich Fräulein Thekla Ihnen viel besser berichten," sagte der Alte lächelnd. „Sie werden sie ja dann und wann bei der Frau Tante antreffen oder vielmehr die Frau Tante bei

ihr. Sie spricht auch ganz gern von der alten Zeit und dem Thurm; obgleich sie so großes Herzeleid bald darauf erfahren mußte, daß sie es bis heute noch nicht verwunden hat; wenn es heute ihr freilich nur so sein wird, als habe sie vor langen Jahren in einem traurigen Buche davon gelesen, wo sie denn jetzt selber wie ein Buch so schön davon reden kann."

„Diese Braut deines Großonkels lebt auch noch, Dorsten?" rief Grünhage.

„Hat sich bis auf die Augen ganz gut conservirt, und hat auch die Brieftasche und die Uhr vom Ranstädter Thor noch in ihrer Commode. Es ist eine Curiosität diese Uhr, die am neunzehnten October Achtzehnhundertdreizehn, Punkt ein Uhr, gerade als die hohen Verbündeten in Leipzig einzogen, stehen geblieben ist. Manchmal kommt es Einem vor, als sei die alte Jungfer gleichfalls in der nämlichen Stunde, an dem nämlichen Tage und in demselben Jahre stehen geblieben. Na, du wirst ja sehen. Die Brieftafel wird sie dir aber nicht zeigen. Marten sagt, es seien allerlei Verse darin durch Blutflecke ausgelöscht. Ich habe schon alle Künste angewandt; aber vergebens; die Alte läßt kein profanes Auge von heute drüber."

„Ja," sagte der Meister Marten Marten, „das ist so, junger Herr. Es ist ihr höchstes Heiligthum und sie will es mit in ihren Sarg haben. Eines von den blutigen Liedern ist aber in dem Teichthorthurme gemacht und handelt von meinem Ritt zum Herrn von Schill. Ich verstehe wohl nichts davon, aber ich denke doch, es ist eigentlich schade, daß es niemalen gedruckt in den Büchern herumgehen kann; denn da wäre ich jetzt auch wohl als Nachtwächter in Wanza ein berühmter Mensche, und für des Herrn reitenden Försters Eulemann blinden Dummkollerigen wäre es gleichfalls eine hohe Ehre."

Der Bürgermeister von Wanza lachte; aber sein Freund lachte nicht. Der ging ein paar Male in dem Amtszimmer auf dem Rathhause in Wanza hin und her, lüftete an seiner Cravatte und kam wieder zu dem grünen Tisch mit dem verstaubten Actenbündel. Der Nachtwächter sah ihn freundlich an und sagte:

„Wenn Ihnen meine Historien in Wahrheit nicht langweilig sind, und weil mich der Herr Burgemeister, mit allem Respect, doch nur um sie heute Morgen allhier aufs Rathhaus beordert hat, so will ich weiter gehen mit den Papieren hier auf dem Tische. Es ist mir nämlich jetzt selber zu curios, daß da so Vieles hier auf dem Rathhause von mir altem Menschenkinde im Fach gelegen hat und für die Ewigkeit aufgeschrieben ist zu seiner Zeit, wo ich es freilich selber habe manchmal schreiben sehen; freilich ein paar Male auch mit dummkollerigen Augen und halb blind vor Thränen und Menschenelend."

„Anbei ein Packet mit gleichlautender Adresse, sagt gewöhnlich der weise Seneca, wenn er an den jungen Menschen, den Lucilius, schreibt, und schiebt eine Redensart aus dem Epicurus in den Brief, ehe er an die Freimarke leckt. Nehmen Sie hin, Marten," sagte Dorsten und reichte dem Greise abermals ein Document aus seinem Leben.

„Das ist ja doch Herrn Erdmann's Handschrift!" rief der Meister Marten verwundert. „Die kenne ich, wie ich ein Weizenfeld von jedem anderen bestellten Acker unterscheiden kann!" rief er und versuchte zu lesen, brachte es aber nicht mehr fertig. „Es ist zu klein. Er schrieb immer so 'ne kleine Hand; aber ihr Herren, liebe Herren, ich könnte es doch nicht lesen!"

Das Blatt zitterte wirklich zu sehr in seinen Händen, und der Bürgermeister nahm es zurück und sagte, gegen den Studenten gewendet:

„Es ist eine Zuschrift meines Herrn Großonkels an den hiesigen Magistrat von

damals, in welcher er für sämmtliche bei dem Meister Rasehorn in Betreff des Jungen mit Namen Martin Johann Anton Marten für Unterkunft, Atzung, ruinirtes Handwerkszeug, Kleidung u. s. w. aufgelaufene Kosten aufkommt und erbötig ist, besagten ‚Knaben‘ von der Stadt Händen zu nehmen, besagten Meister Rasehorn in allen vernünftigen Dingen schadlos zu halten und (wie er hochlöblichem Magistrat mit ziemlicher Ironie unter die Nase reibt) wo irgend möglich, dem Gemeinwesen zu Nutz, der Stadt Wanzck an der Wipper aus dem Stadtkinde Martin Marten trotz Allem doch noch einen wohlgesinnten Mitbürger heranzuziehen. — Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft haben hierauf hin sofort grinsend ihre Hände in Unschuld gewaschen und das unglückselige Geschöpf Marten Marten vom Teichthorthurm aus cum omnibus appertinentiis, mit allem gegenwärtigen Besitz und Allem, was von Zukunftshoffnungen an ihm hing, dem Herrn Candidaten Erdmann Dorsten eilfertigst überwiesen und das Geschäft so rasch als möglich schriftlich abgemacht. Daß nachher ein Jeglicher vom Rathhause mit erleichtertem Herzen nach Hause und erhöhtem Appetit zu Tische gegangen ist, glaube ich, ohne daß ich es hier schriftlich in den Acten habe. So schlimm ist der Mensch nicht, daß er sich nicht erleichtert fühlen sollte, wenn er die Verantwortlichkeit für irgend einen Menschenjammer mit Anstand auf die Schultern eines gutwilligen Anderen hat abladen können. Was meinst du, Grüner?“

„Der noble Mensch, der Candidat Dorsten, hat Sie doch sofort persönlich vom Thurm abgeholt?“ fragte der Student den Greis, der jetzt ganz zusammengefallen auf dem Stuhle saß, mit gesenktem Kopfe und den Händen auf den Knieen.

Er sah aber langsam auf und sagte leise:

„Nein. Er ging erst auch zu Tische. Er aß nämlich damals im Overhaus'schen Hause. Es war an dem Tage Jahrmarkt und Viehmarkt in Wanza; und Nachmittags so zwischen drei und vier Uhr, als der Trubel in der Stadt am größesten war und alle Bürger und die Bauern vom Lande auf dem Markte und in den Straßen und die Honoratioren an ihren Fenstern, da ist er mit Fräulein Thekla gekommen. Und ich bin zwischen ihnen gegangen durch Wanza, und sie haben mich Jeder an einer Hand gehalten, durch die Menschenmenge hin und an den Häusern vorbei. Liebe Herren, es waren damals die zwei stolzesten Herzen in Wanza, und auf diese Art dachten sie mich am leichtesten wieder ehrlich zu machen bei den Leuten nach meiner Dienstzeit auf dem Schindanger!“

„Und es wurde so?“ rief der Student mit fliegendem Athem und nassen Augen; aber der Greis schüttelte wiederum den Kopf:

„Ach, Herre, junger Herre; da kennen Sie doch die Leute, noch schlecht! Das hat knapp und mit Mühe das Jahr Dreizehn fertig gebracht! ... Wenn auch wohl die Verständigen sich bedachten und sich sagten: was kann der Junge dafür? so war das doch nichts gegen die Menge, die sich gar nichts vernünftig überlegte. Meister Consentius der Stellmacher und Meister Melzian der Schneider haben es wohl auf Andringen des Herrn Candidaten mit mir probirt; aber der Geruch steckte mir mal im Rocke, und es waren allemal immer die Jungen und die Gesellen, die ihn herausrochen und mit mir in Worten und Sticheleien anbanden, bis ich mit der Faust darauf antwortete. Der Herr Burgemeister hat ganz Recht, sein Vorfahrer und der löbliche Magistrat von damals konnten wohl froh sein, daß sie mich auf das freundlichste und nicht bloß stolzeste Herz in Wanza abgeladen hatten. Der Herr Erdmann hat mir auch das Messer aus der Faust reißen müssen, als der letzte

Lump unter mir lag, der mich bei dem Meister Bünning einen Schinder geheißen hatte; und da hat seine liebe Braut gesagt: Es hilft nichts, Erdmann; und der heilige Krieg läßt noch immer auf sich warten; — jetzt thu ihn zu uns; mein Vater wird ihn als Ausläufer in sein Geschäft nehmen, und ich kann ihn da auch besser unter Augen behalten. — So bin ich zum Herrn Kaufmann Overhaus als Hausdiener gekommen, und unter den Augen von Fräulein Thekla Overhaus und Herrn Erdmann bin ich zu einem wirklichen Menschen geworden, bis die Zeit erfüllet war und Alles rundum aufbrach gegen die Franzosen —"

„Und das ganze deutsche Volk sich wieder ehrlich machte!" rief der Student.

„So wird es wohl sein," meinte der Greis lächelnd. „Zum Henker war ihm die Freude an sich selber freilich durch eine ziemliche Reihe von Jahren durch gewesen. Wie der Herr Candidat in einer Nachmittagspredigt von den Wanzaern Abschied nahm und von seiner Giebelstube im jetzigen Hause der Frau Rittmeistern herunterkam und mich, ganz wie er es versprochen hatte, von dem Overhaus'schen Kornboden abrief, das wird Ihnen Fräulein Thekla viel besser erzählen, als ich es kann. Ich will nur noch sagen, daß mehr als ein Wanzaer Bürgerssohn auf dem Marsche oder in der Schlacht, ohne sich zu zieren oder zu ekeln, aus meiner Feldflasche einen guten Schluck gethan hat; und daß mein lieber Herr Erdmann seinen allerletzten Trunk auf Erden auch daraus gethan hat, dies habe ich wohl schon gesagt. Der theure, liebe Herr hat leidergottes nur bis ans Ranstädter Thor bei Leipzig mit uns kommen dürfen. Den Todtenbrief, den ich damals, so gut ich's vermochte, nach Hause schreiben mußte, den haben Sie nicht unter den Papieren hier, Herr Burgemeister, aber Fräulein Thekla hebt ihn heute noch auf bei ihren anderen Andenken in der Commode. Er hat mir denn wohl auch nachher ein Bischen mit zu meinem jetzigen Ruhe- und Nachtwächterposten verholfen; denn die Overhaus waren Anno Achtzehn und Neunzehn noch ein vielvermögend Geschlecht in hiesiger Stadt. Zum Besinnen auf ein feines Briefschreiben bin ich aber damals nicht gekommen, selbst wenn ich's sonst hätte prästiren können. Die Herrens wissen's ja selber viel besser als ich, wie es damals zugegangen ist. Bei Tag und Nacht weiter — nicht aus den Kleidern — in Schweiß und Blut — vorwärts und rückwärts und wieder vorwärts durch den französischen Winterdreck und Schnee und Regen bis zum ersten Mal hinein in ihr Paris! Und wie wenn mir damals mein Dienst beim Meister Rasehorn gut gethan und mir die Haut hörnern gemacht hätte: keine Kugel, kein Kolben oder Reitersäbel hat mir was angehabt. Das war mir erst für das sacrament'sche gluhe Nest Sanct Amand, was, wie Sie wissen, zu der großen Bataille bei Ligny gehörte, aufgespart. Da legt's mich hin zu den Anderen in den Brand und Qualm, und ich konnte nur sagen: Siehste, Marten, nun nimm dir ein letztes gutes Exempel an deinem Herrn Erdmann, deinem liebsten Herrn und einzigen Freund und Lehrmeister. — Aber, meine Herren, gerecht muß der Mensch immer sein, Prügel haben wir damals gekriegt, daß sich kein Mensch zuerst, und der alte Blücher auch nicht, recht besinnen konnte, wie es eigentlich zuging, und so haben es denn eben auch nur französische Menschenkinder sein können, die mich unter dem brennenden Gebälk und übrigen Schutt vorgezogen haben und mich aufsparten für Wanza und bis an den heutigen Tag zum Nachtwächterdienste. Aber rückwärts und vorwärts ist's wiederum in der Weltgeschichte gegangen, wie es auch heutzutage noch geht; und ich will's doch keinem zärtlichen Gemüthe und Leibes-

zustande wünschen, so von einem Verbandplatze auf den anderen geschleppt zu werden! Erst in dem Lustschlosse Lacken bei Brüssel habe ich das nichtsnutzige Bein für eine längere Zeit ruhig ausstrecken dürfen; aber in Deutschland habe ich doch auch noch langweilig genug im Spital gelegen, bis ich im Jahre Achtzehnhundertachtzehn nach Wanza heimhumpeln durfte."

„Das Heimweh kann ich mir aus eigener Erfahrung ganz genau vorstellen!" brummte der gegenwärtig in Wanza regierende Bürgermeister.

„Nein, Herr Burgemeister," sagte der Meister Marten, „es war kein Heimweh; es war Krankheit, und Kummer und Verlassenheit von meinem Herrn Erdmann Dorsten, und es war, weil ich doch noch mit Fräulein Thekla von unserem Bräutigam und sieghaft Gestorbenen sprechen mußte. Sonst hatte ich nichts in der Stadt zu suchen und wäre wohl ebenso gern unterwegens in einem Graben liegen geblieben. Ich will lieber nicht wünschen, daß Einer von Denen, die neulich aus Böhmen auf der Eisenbahn oder sonst als invalid heimgekommen sind, so wenig Sehnsucht mitgebracht hat als ich zu meiner Zeit aus Flandern. Allen Siegereinzug hatte ich ja auch verpaßt, und so erwartete mich nur Fräulein Thekla in ihrem schwarzen Kleide, und auch nicht am Thor, sondern in ihrer stillen Stube, und ihre selige Frau Mutter ging zuerst hinein und sagte: ‚Kind, Marten ist da; willst du jetzt mit ihm sprechen oder soll er wiederkommen —'"

„Er bleibt jetzt in Wanza!" sagte Dorsten, und zwar leiseren Tones, als wie bis jetzt sonst irgend wo in diesen Blättern von ihm angewendet wurde.

„Sie haben auch das vor allem Uebrigen freilich wohl schriftlich da in Ihren Acten und Papieren, Herr Burgemeister!" rief Meister Marten Marten ganz vergnügt und munter. „Je ja, er blieb jetzo in Wanza, der närrische Tropf, und zwar mit Hülfe seiner Freunde! Es war ihm selber ein Wunder, wie Viele es doch gab, die es ganz gut mit ihm meinten! Zuerst freilich mußten sie noch eine ziemliche Weile an mir herumcuriren; doch da lag ich wie ein Kind im Overhaus'schen Hause, und kein krankes Kind konnte es besser haben. Lassen Sie uns nur nicht auch davon noch anfangen, denn dann kommen Sie fürs Erste noch nicht zum Mittagsessen, meine Herren! Fräulein Thekla saß immer an meinem Bett und ließ sich erzählen von Tag zu Tag von ihrem Bräutigam und wie viel Freude er in seinem Kriegsjahre Dreizehn gehabt hatte bis zu seinem edlen Tod. Da sollte ich jedes Wort noch wissen, was mein lieber Herr und Freund auf dem Marsche oder im Biwak gesprochen hatte. Und, wie es so kommt, wenn Einer Einen so recht aus zu Tode betrübtem und doch freudigem Herzen ausfragt und, so zu sagen, zum Erzählen selber mithilft: ich habe auch Alles noch gewußt, so gut es eben ein solch armer unerfahrener Bursch, als ich damals war, bei sich aufbewahren kann. Währenddem haben die Doctors die Kugel in meiner Lende immer noch vergebens gesucht, und als sie sie gar nicht finden konnten, die Sache endlich aufgegeben, das Loch heilen lassen und gemeint: ‚Da ist weiter keine Hülfe, Marten; probire Er's und laufe Er meinetwegen zu; — Er wird nicht der Einzige sein die nächste Zeit hindurch, der mit einem Stück Blei im Leibe herumzulaufen hat.' — Dies habe ich mir denn gern sagen lassen, und mit dem Laufen ist's auch allgemach immer besser gegangen. Anfangs am Stock und nachher am Spieß —"

„Und mit dem Horn, um, wenn das Wetter umschlug und es mal stärker im Pedal kniff, die Wehmuth hineinzututen," sagte Dorsten. „Sub dato 25. September 1819 habe ich Ihre Bestallung zum hie-

sigen Wächter nächtlicher Ruhe und Ordnung laut Magistratsbeschluß von meinem Amtsvorgänger (ich habe außer ihm aber auch noch ein halb Dutzend anderer vor mir gehabt, Grünhage; und es scheint also ein merkwürdig ungesunder Posten zu sein) zu den Acten gegeben."

„Stimmt ganz genau, Herr Burgemeister. Von Michaelis Neunzehn an habe ich meinen Dienst angetreten und bis heute, wo wir Neunundsechzig schreiben, nach besten Kräften versorgt. Gestohlen ist wohl dann und wann, ohne daß ich's hindern konnte; aber ich glaube doch nicht mehr als unter einer anderen Regierung. Dummheiten sind auch wohl vorgekommen. Anno Dreißig und Achtundvierzig hat es nächtlicherweile allerhand Lärm in den Straßen gegeben. Von Bränden, Ungewittern und wie oft ich außeramtlich den Doctor oder die Hebamme herausgeläutet habe, brauche ich gar nicht zu reden. Alles kommt immer wieder, wenn es dem Menschen auch noch so neu scheint."

„Aber Eines kam doch nur einmal vor während Ihrer Amtsthätigkeit, Meister Marten!" rief der Neffe Bernhard Grünhage.

„Und das wäre, lieber junger Herr?"

„Daß mein seliger Onkel, der Rittmeister Grünhage, meine Tante Sophie, seine junge Frau, von Halle an der Saale nach Wanza an der Wipper brachte!"

„Da haben Sie Recht," sagte der alte Mann. „Es mag so was wohl auch häufiger passiren in der Welt; aber ich habe nur ein einziges Mal dabei helfen können; und es war ein Glück, daß ich gleich am anderen Morgen Fräulein Thekla dazu rufen konnte. Mit meiner Hülfe war wohl wenig auszurichten gewesen."

„Du, es wird sofort dreiviertel auf Eins schlagen. Kommst du eine Minute nach Eins zur Suppe, so ißt du am Katzentisch, wenn sie dir nicht die Thür ganz vor der Nase zuschlägt," sprach Dorsten mit der Uhr in der Hand. „Ich mache dich als Freund darauf aufmerksam, mein Sohn. Sie aber, alter Freund, fordere ich hiermit auf, sich mal etwas — recht Hübsches zu wünschen: die Frau Rittmeisterin Grünhage hat mir den Wunsch ausgesprochen, das Datum des fünfzigjährigen Jubiläums Ihres Amtsantrittes recht vergnüglich zu feiern; und amtlich, Nachtwächter Marten, habe ich Ihnen hierdurch mitzutheilen, daß Bürgermeister, Rath und Bürgerschaft der Stadt Wanza keineswegs abgeneigt sein werden, sich nach Gebühr zu betheiligen. Sollten Sie also, Nachtwächter Marten, speciellere Wünsche für den besagten Tag haben, so bin ich gern bereit, dieselben in der heute Nachmittag um vier Uhr stattfindenden Magistratssitzung vorzutragen und zu befürworten. Dixi."

„Das heißt, Meister Marten, er will gesprochen haben," rief der Student; „aber für das, was er und ich und meine Tante Grünhage, und so viele Andere, nach dem, was ich jetzt gehört habe, zu sagen haben, dafür lassen sich so leicht keine Worte finden. Unbedingt aber rechnen Sie mich mit zu denen, die Ihnen von ganzem Herzen gern auch einen Gefallen thun möchten!"

Der Greis blickte fast ängstlich und jedenfalls nicht wenig erstaunt von einem der beiden jungen Menschen auf den anderen.

„O du liebster Himmel, es ist wohl nur Ihr Spaß? Was sollte ich mir so spät am Tage auch wohl noch Besonderes wünschen?"

„Unser Spaß ist es gar nicht, sondern der allerbitterste Ernst von uns, Wanza und Umgegend. Also, frisch von der Leber weg, Marten! ... oder wollen Sie ein paar Tage Bedenkzeit?" rief Dorsten.

Da wiegte der alte Knabe den Oberkörper hin und her wie ein jung Mädchen, das in der That einen Herzenswunsch auf

der Seele hat, aber am liebsten ihn mit Gewalt errathen lassen will. Seine Mütze zerrieb er fast vor Verlegenheit in den harten, knöchernen Händen.

„Na denn, Herr Burgemeister, Einen Wunsch habe ich freilich diese letzten Jahre mit mir herumgetragen; aber, Herr Burgemeister, Sie sind selber schuld daran, wenn ich mir herausnehme, Ihnen damit zu kommen. Zu erfüllen steht das, was ich freilich lieber als alle Festivitäten und unverdienten Ehren möchte, ja doch wohl nicht, und Sie werden nur sagen können: Marten, Sie sind und bleiben ein närrischer Kerl!"

„Das sind und bleiben Sie freilich," lachte der Bürgermeister von Wanza; „aber gerade deshalb mit will Wanza wissen, wodurch es Ihnen für Ihre fünfzigjährige treue Dienstführung einen Gefallen thun kann. Heraus damit!"

„Mein altes Horn möchte ich wieder in meinem Dienst blasen dürfen, und wär's auch nur für eine einzige Nacht!" platzte der Alte heraus. „Der Magistrat hat gewißlich seine Gründe gehabt, und Mode mag es auch schon lange nicht mehr gewesen sein; aber mir ist doch eigentlich meine halbe Seele damit genommen worden, und ich gehe seit der Zeit, da ich nur pfeifen und rufen darf, als ein halber Mensch herum. O, lachen Sie nur, meine Herren!"

Es lachte Keiner von den Beiden, selbst Dorsten nicht. Der seufzte nur, legte die Hände auf den Rücken und starrte seinen Freund an:

„Was sagst du dazu? ... Na, Eines weiß ich genau, Marten. In Ihre Personalacten gehört dies auch und zwar als das Beste von Ihnen, was bis dato drin steht!"

Aber bei dem Greis war das Eis völlig gebrochen, und er fand in sich kein Hinderniß mehr, seinen letzten innigen Lebenswunsch dem nüchternen modernen Tage gegenüber so fließend als möglich zu begründen. Der Student fand ihn gottlob rührend dabei, und der Regierende setzte sich und hörte ihn stumm an.

Da stand er vor den Zweien, der Meister Marten Marten; jeder Zoll ein Nachtwächter.

„Sehen Sie mal," sagte er, „es ist ja wohl Eigenthum der Stadt, das Horn; aber abgefordert hat es mir Keiner, als mal Putferkel, der städtische Schweinehirte, und Dem hätte ich es nicht hingegeben und überlassen, und wenn's mich zu dem Dienst mein Leben gekostet hätte. Nachher ist es in Vergessenheit gerathen bei der Commune, obgleich ich doch glaube, daß die älteren Leute in der Commune in schlaflosen Nächten sich doch noch dran erinnern. Und so hängt es immer noch über meinem Bette im Teichthor, Herr Burgemeister, und wenn es sprechen könnte, so würde es ganz andere Dinge erzählen, als wie ich heute, ohne daß ich weiß wie, eben von mir gegeben habe. Gut, fünfundvierzig Jahre habe ich es blasen dürfen ohne eine Reparatur auf die Stadtcasse. Und Der, der es vor mir geblasen hat, hat es auch schon von seinem Vorfahrer überkommen. Wohl mehr als hundert Jahre hat Wanza in der Nacht darauf gepaßt. Fragen Sie nur die Frau Rittmeistern, fragen Sie Fräulein Overhaus, fragen Sie den alten Rath Lammberg in der Schützenstraße, der auch schon über die Neunzig ist. Aber Sie können auch jüngere Leute, junge Frauen und dergleichen fragen, ob sie sich aus ihren Nächten nicht auch noch auf des Meister Marten altes Tuthorn besinnen! ... Herr Burgemeister, womit ich ein Jubiläum verdient haben sollte, weiß ich nicht; aber wenn Sie und die Stadt und die liebe Bürgerschaft mir in dieser Michaelinacht dieses Jahres Neunundsechzig wirklich und wahrlich eine Freude anthun wollen, so lassen Sie mich mein altes Tuthorn wieder

blasen und setzen Sie es wieder ein in sein altes gutes Recht! Ich weiß es ja ganz gut, wie sich die Welt mit ihren Gewohnheiten ändert, und daß es eigentlich nur eine Schrulle von mir ist; aber — Sie haben einen alten Mann gefragt, und so müssen Sie es auch nicht übel nehmen, wenn ein alter Mann, und einer, den Sie gar zum fünfzigjährigen Jubilanten machen wollen, von sich aus Antwort giebt. Mit meinem Lohn, Behausung und Deputaten hier in meinem Amte bin ich ja nach aller Nothdurft versehen und kann mir wirklich nichts denken, was ich mir noch dazu wünschen könnte, als vielleicht, wenn die Zeit da ist, einen guten Tod und einen ordentlichen Nachfolger im Amte."

„Ein Uhr! Herrgott noch mal — die Sitzung ist geschlossen!" rief der Wanzaer Bürgermeister, die den Meister Marten Marten, den städtischen Nachtwächter, betreffenden Actenstücke zusammenraffend und den staubigen Bindfaden von Neuem darumknüpfend. „Wie du dich bei deiner Tante entschuldigen wirst, überlasse ich dir, Grüner. Gottlob, mich erwartet bis jetzt noch nicht Mathilde heiß mit der kalt gewordenen Suppe. Noch gehe ich nach dem ‚Bären' zum Essen; — und wenn wir uns heute Abend daselbst treffen, so wird mir das sehr erfreulich sein, Grünhage. Was Sie anbetrifft, Nachtwächter Martin Marten, so wissen Sie, daß heute Nachmittag um vier Uhr Magistratssitzung stattfindet. Ich werde jedenfalls darin Ihr corruptes Gelüste zu Vortrag bringen. Geben Sie mir aber erst die Hand, ein famoser Kerl sind und bleiben Sie, und so lange Ich Bürgermeister in Wanza bin, tute ich mit Ihnen in Ein Horn. Hujahn, die Klappe zumachen! Nicht wahr, Hujahn, Sie sind auch im Stande, heute mal wieder Allerlei bei Ihrer Gattin auf den Herrn Burgemeister zu schieben?"

Der Neffe der Frau Rittmeisterin Grünhage stürzte vom Rathhause nach dem Hause am Markte in weiten Sprüngen. Es war diesmal nicht seine Schuld, wenn die Tante ein wenig auf ihn gewartet hatte in ihrer Gastfreundlichkeit.

* * *

„Ausgeguckt hat die Frau Rittmeistern schon längst nach Ihnen," sagte Louise, mit der dampfenden Suppenschale in beiden Händen, vor ihm her die Treppe emporsteigend. „Seit der selige Herr, den ich aber Gott sei Dank nicht mehr gekannt habe, nicht mehr regelmäßig zu spät kommen kann, holen wir die Pünktlichkeit in allen Dingen auf Erden hübsch nach. Besinnen Sie sich also nur ja auf eine recht passende Entschuldigung, Herr Grünhage."

„Ich gebe es auf mit der Familie!" sprach die Tante von ihrem Sopha hinter dem gedeckten Tisch aus. „Es ist nicht anders — es ist ein angestammter, eingeborener Grünhage'scher Familienzug. Selbstverständlich trotz aller guten Vorsätze vom Frühschoppen? — was?"

Mit beschwörend entgegengestreckten Händen rief aber der Student:

„Vom Rathhause, theuerste Tante! Und ich kann wahrhaftig nichts dafür! Dorsten hatte den Meister Marten hincitirt und hat mit uns alte Acten durchblättert. Vom Jahre Siebenzehnhundertfünfundneunzig an, Marten Marten's Lebensacten! Und ich habe auf Ehre während der Zeit keine Glocke schlagen hören können. Wir haben wundervoll Philosophie der Geschichte von Wanza getrieben, vom Ende des vorigen Säculums an bis zum heutigen Tage und sogar noch weiter; denn wir haben den Alten natürlich auch nach seinen Wünschen für die Michaelisnacht und seinen fünfzigjährigen Ehrentag ausgeholt. Ich würde schon längst hier sein, wenn nicht gerade das Letztere eine so schwere Arbeit gewesen wäre. Endlich haben wir's herausgekriegt;

— er hat einen Wunsch! — und was für einen wunderbaren?! O liebe Tante, ich bin überzeugt, du wirst dich gleichfalls wundern."

„Jetzt schrei nur nicht so, denn ich höre noch ganz gut; und rege dich nicht weiter auf, denn das ist ungesund so kurz vor dem Essen. Was übrigens deinen und meinen guten Freund Dorsten angeht, so will ich hoffen, daß er bei eurer Verhandlung nicht allzu sehr nach seiner Art den Hanswurst herausgekehrt hat, denn das paßt mir in diesem Fall am allerwenigsten. Und was meine Verwunderung über Marten Marten anbetrifft, so will ich es abwarten; denn so leicht setzt mich der Mann nicht mehr in Verwunderung durch seinen Verstand in den Dingen dieser Welt, ihr Grünschnäbel. Augenblicklich ist mir jetzt noch das Merkwürdigste, daß ich noch einmal mit einem Grünhage am Mittagstische sitze; aber dessenungeachtet erzähle mir nur von euren Verhandlungen auf dem Rathhause — aber der Reihe nach. In deinem Organ hast du nicht viel von deinem verstorbenen Onkel — es mag aber wohl auch euer fremdländischer Lüneburger-Haide-Dialekt mit schuld dran sein."

Der Student erzählte nun wirklich, und möglichst der Reihe nach, aber der Frau Rittmeisterin eigentlich in keiner Beziehung etwas Neues, bis auf Marten Marten's Wunsch, in seiner Jubelnacht der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts noch einmal sein altes treues Horn vorblasen zu dürfen. Ehe er dazu kam, der Tante auch hierüber Bericht zu erstatten, sprach sie ihm erst ihre Ansicht in Betreff des Uebrigen aus.

„Ich bin wahrscheinlich selbst schuld daran, daß ihr jung Volk auf einmal solch ein Interesse für diese alten Violen habt. Ich weiß auch eigentlich gar nicht, was mir gestern Abend einfiel, daß ich euch so treuherzig in meine ‚Potpourrivase' die Nasen stecken ließ. Sieh einmal, dort auf dem Schrank steht noch eine von der Art; eure Generation weiß nichts mehr von der Mode, und nur so einer alten närrischen Tante kann es einfallen, ihren Herrn Neffen auf die Rosenblätter, Resedablüthen, den Waldmeister, Thymian und sonst das Gemengsel riechen zu lassen. Und in meinem Topf vom gestrigen Abend waren noch nicht einmal so wohlduftende Kräuter und Blumenblätter; — aber so ist die Jugend von heute! Da geht sie sofort hin und schlägt in den Papieren und Acten nach über die alten Geschichten, die alten Violen, und nachher kommt sie und wirft der alten Frau über ihrem angebraunten Braten große Worte von Philosophie der Geschichte, oder wie es heißt, an den Kopf. Philosophie der Geschichte von Wanza? Wenn du mir so kommst, so will ich dir nur bemerken, mein Kind, daß ihr gestern Abend an diesem selbigen Tische und heute Morgen auf eurem Wanzaer Rathhause doch wohl ein wenig mehr studiren konntet als bloß Wanzaer Stadtgeschichten und Spießbürger-Historien."

Der Student schob sowohl seinen Teller wie seinen Stuhl zurück, wahrscheinlich um mehr Raum zu gewinnen für das, was er hierzu zu sagen hatte; aber die Tante winkte ihm begütigend mit der Gabel über den Tisch:

„Sei nur still, mein Junge. Ich weiß schon, was du sagen willst. Es ist nicht so schlimm gemeint. Ich bin dir doch wohl rasch genug mit meinen alten Lebensviolen herausgerückt, und du kannst mir's auf mein Wort glauben, daß ich mir die Nase, die ich draufriechen lasse, vorher erst ziemlich genau ansehe. — Ja, ja, ich weiß es, daß du eben auf dem Rathhause mit meinem närrischen Mündel, dem Dorsten, nicht bloß über Wanzaer Historien dich amüsirt hast. Der Bürgermeister hat dir da ein Bilderbuch aufgeschlagen, das man nicht bloß durchblättert und wieder zu-

klappt. Wer weiß; — manchmal probirt man die Spritzen und denkt dabei an nichts, aber in der nächsten Nacht schlägt die Flamme wirklich schon aus dem Dache. Ich gucke jeden Tag auch in die Zeitung, und danach hat der Franzos schon wieder einmal den Schnabel merkwürdig weit offen in der alten Hoffnung, daß ihm das deutsche Volk wieder mal gutmüthig als gebratener Kapaun hineinhüpfe. Das war so 'ne Lieblingsredensart von meinem verstorbenen Mann, deinem westfälischen Onkel. Da hängt er an der Wand. Ja, sieh ihn dir nur noch einmal an. Mit solchen Bildnissen und Redensarten kam er immer und vorzüglich dann am liebsten, wenn er Thekla Overhaus ärgern wollte, was jedesmal der Fall war, wenn er sie mit mir zusammen traf. Also von Thekla ist auch die Rede gewesen? — Nun natürlich! Die gehört wohl von Rechtswegen in Marten Marten's Geschichte, die Weltgeschichte und die Philosophie von der Weltgeschichte. Den Porzellantopf dort auf dem Schranke, die ‚Potpourrivase‘, brachte sie mir im Jahre Zwanzig als Geburtstagsangebinde. Wenn du Lust hast, können wir ihr — Fräulein Overhaus meine ich — heute Nachmittag einen Besuch machen. Bleib' nur sitzen — ich halte erst Mittagsruhe; und jetzt: während ich hier mit dir spreche, habe ich doch ununterbrochen darüber simuliren müssen, was mir an Marten's Stelle zu meinem fünfzigjährigen Nachtwächter-Jubiläum noch eine Freude machen könnte, und nicht das Geringste ist mir eingefallen. Also — heraus damit, mein Sohn; was hat sich der alte Mann von euch Jungen noch ausbitten können, was er von der Rittmeisterin Grünhage nicht längst, ohne zu fragen, sich holen konnte?!"

Der Neffe Grünhage fuhr mit dem seltsamen Wunsche des Greises heraus; aber die Tante Sophie zuckte weder die Achseln, wie er doch ein wenig erwartet hatte, noch lachte sie gar oder sagte wenigstens: das sieht dem alten Kinde ähnlich. Sie sagte einfach und ruhig:

„Das mußte er freilich auf dem Rathhause und bei den Stadtverordneten anbringen. Dazu kann er leider die Erlaubniß nicht bei mir sich holen. Ja, das ist wahrhaftig ein Wunsch, den er noch auf dem Herzen haben konnte; und was mich anbetrifft, so tute ich wahrlich mit ihm in Ein Horn."

„Ich habe auf dem Rathhause nicht über den Meister Marten gelacht oder nur gelächelt; aber du wirst mir zugeben, liebe Tante —"

„Gar nichts gebe ich dir zu; und zu bedanken habe ich mich auch nicht, weil du so gut gewesen bist, über meinen besten Freund und den verständigsten Menschen in Wanza dich nicht zu moquiren."

„Liebste, beste Tante, ich versichere —"

„Da sehe ich ihn stehen vor den beiden jungen neumodigen, gelehrten, ästhetischen Herren, wie er nicht mit der Sprache herauskann und doch so Vieles für sich zu sagen hätte. Kind, Kind, ich will euch gewiß nicht das Recht nehmen, in den Tagen zu leben, wie sie jetzt sind, und auf sie zu schwören; aber manchmal meine ich doch, ein wenig mehr Rücksicht auf das Alte könntet ihr auch nehmen. Ich bin nur ein ungelehrtes altes Weib, wenn ich auch überflüssige Zeit gehabt habe, mich mit vielen Dingen zu beschäftigen, an die sonst wir Frauen nicht denken; — Eines habe ich jedenfalls gelernt, nämlich mit jedem Menschen möglichst aus seinem Verständniß heraus zu sprechen; und das will ich auch mit dir thun, mein lieber Sohn. Du bist ein Schulmeister oder willst einer werden, und kommst mir also hier gerade recht. Mit dem Dorsten ist in keiner Weise bei solchen Fragen etwas anzufangen, dem hilft höchstens nur noch eine gute, verständige Frau für sein eigen Leben in der Welt; und wer weiß, vielleicht wäre nach

dem, was du mir von ihr erzählt hast, deine Schwester Käthe so 'ne Frau für ihn. Doch davon ist jetzt nicht die Rede, sondern von Marten's Wanzaer Tuthorn, das ein hochweiser Magistrat aus ästhetischen Gründen nicht mehr anhören konnte; und gerade so für uns altes Volk den Naseweis spielte, wie zum Exempel ihr Schulmeister jetzo mit der deutschen Muttersprache. Da lese ich fast alle Woche einmal davon in den Blättern, wie die in Orthographie oder Rechtschreibung, oder wie ihr es nennt, verbessert werden muß; und in Potsdam haben sie sogar einen Verein gebildet, der die i-Tüpfel abschaffen will. Lehren schreibt ihr ja jetzt wohl ohne h und Liebe ohne e? und thut euch auf den Fortschritt, wie der Bürgermeister sagt, riesig was zu Gute. Ja freilich, Riesen seid ihr; aber ein paar in der alten Weise gedruckte Bände von Schiller oder Goethe werdet ihr doch übrig lassen müssen, und in denen lesen wir Alten dann weiter. Es ist mir lieb, daß du nicht lachst, mein Junge. Wenn ich auch nur ein ungelehrtes Frauenzimmer bin, so habe ich in meinem Leben Zeit gehabt, über allerhand Sachen nachzudenken, und dein verstorbener Onkel mit seinem ewigen Hohn und Lachen über unsere einheimischen Dummheiten ist mir auch ein guter Lehrmeister gewesen. Es mag an anderen Orten vielleicht besser sein, aber hier in Wanza ist jedesmal, wenn von Aesthetik die Rede gewesen ist, gerade das Gegentheil herausgekommen und die Welt nur noch ein Bischen nüchterner geworden. Das Nachtwächterhorn hatte aber nicht bloß hier in Wanza, sondern in jedwedem Orte in Deutschland einen guten, treuherzigen Klang. Dafür haben sie nun dem Marten Marten eine schrille Pfeife eingehändigt, um darauf seinen Kummer und die Stunden auszupfeifen. Freilich, freilich, viel richtiger und ästhetischer ist das und mit eurer neuen Orthographie und deutschen Sprachverbesserung ganz im Einklang. Ich bin nur eine alte Frau und kann mich also täuschen; aber — Kind, Kind, scheinen thut es mir doch so, als ob die Welt von Tag zu Tag schriller würde und ihr es gar nicht abwartet könntet, bis ihr sie auf dem Markt, in den Straßen und auf dem Papier am schrillsten gemacht habt. Bist du wirklich schon satt, Bernhard?"

Er war gesättigt! Diesem jungen Philologen und angehenden deutschen Schulmeister war gottlob fürs Erste der Appetit gestillt, und zwar nicht allein durch den über alles Lob erhabenen Wanzaer Kalbsbraten nebst Zubehör, den ihm heute seine Tante Grünhage vorgesetzt hatte. O, sie war wahrlich eine Musikantentochter, die Tante Sophie, und hatte auch die Tafelmusik nicht fehlen lassen.

Viel erregter, als das der Verdauung zuträglich sein soll, sprang der junge Gast vom Stuhle auf und rief in heller Begeisterung:

„Ich gebe dir nochmals mein Wort, Tante Sophie, ich habe nicht über den Meister Marten und seinen Herzenswunsch gelacht, und Dorsten hat's eigentlich auch nicht zu Stande gebracht. Im Gegentheil! — Und du hast mir aus der Seele gesprochen! ja, die Welt wird schriller von Tag zu Tag. Das Horn des Meisters Marten Marten haben sie abgeschafft, weil es ihnen viel zu sonor durch die Nacht klang, und aus der deutschen Sprache streichen sie nicht nur hier und da das h oder sonst einen Consonanten, nein, am liebsten rissen sie ihr jeglichen Vocal aus dem Leibe, um nur den durch einander klappernden Klempnerladen, wozu sie doch schon Anlage genug hat, aus ihr fertig zu machen. Wie Johann Balhorn und nach ihm der Candidat Jobs verbessern sie das Abcbuch, indem sie dem biederen, ehrlichen Hahn davor die Sporen nehmen, aber ihm ein Nest mit einem von ihren faulen Eiern unter den Schwanz schieben. Und

die heutigen Ohnewitzer scheinen sich das wirklich gefallen zu lassen."

„Das Buch von dem Jobs steht da auf dem Bücherbrett. Es ist das einzige, welches mir dein verstorbener Onkel hinterlassen hat. Er nahm es immer nach Tisch mit auf das Sopha," sagte die Tante Grünhage.

„Es lebe das Nachtwächterhorn von Wanza!" rief der Student.

„Und Einmal soll wenigstens Wanza an der Wipper es noch zu hören bekommen; oder ich will nicht die Frau Rittmeistern hier in der Stadt genannt werden. Auch ich werde in diesem Punkte vor kommendem Michaelistage noch ein gutes Wort bei hiesigem hochweisen Rathe einlegen. Marten Marten kriegt seinen Willen! Uebrigens können wir heute Nachmittag auch mit Thekla darüber sprechen; ich glaube, sie setzt sich trotz ihrer mehr als achtzig Lebensjahre in der Jubelnacht in ihrem Bette aufrecht, wenn Marten Marten sein Horn vor ihrem Fenster bläst wie in den Jahren, wo wir, sie und ich, noch jünger waren. Nun aber gesegnete Mahlzeit, liebes Kind. Schreibst du vielleicht heute Nachmittag nach Hause, so grüße von mir. Ich halte jetzo ein halb Stündchen Siesta."

Sie erhob sich und der Neffe auch.

„Gesegnete Mahlzeit, liebe Tante Sophie," sagte er auch und kam und nahm ihre Hand und sagte: „Noch Eines, bitte! Wir haben noch Eines abgeschafft — wir Spießbürger und Philister nämlich — etwas, was wir für vorkommende Fälle auch besser im Gebrauch behalten hätten."

Er küßte der alten Frau die Hand; sie aber gab ihm einen Kuß auf die Stirn und sagte:

„Dummer Junge! ... Na, wie gesagt, grüße heute Nachmittag von mir zu Hause und empfiehl mich dem Schwager Doctor, deinem Herrn Papa."

Bernhard Grünhage that das. Von selber war es ihm natürlich nicht in den Sinn gekommen, daß er nun auch bald einmal von Wanza nach Hause schreiben könne. Nun aber schrieb er wie von Universitäten, wenn der Wechsel ausgeblieben war. Er grüßte nicht nur von der Tante, sondern er schilderte sie auch so genau als möglich. Leid thut es uns, daß wir diesen Brief nicht nach dem Doctorhaus in der Lüneburger Haide hinbegleiten können, um den Eindruck zu beobachten, den er auf den Doctor, die Mädchen und vor allen Dingen auf „unsere Alte" machte. Curiose Geschichten knüpfen sich daran; aber, wie gesagt, wir haben augenblicklich keine Zeit, uns ausführlicher darauf einzulassen. Wir haben fürs Erste Fräulein Thekla Overhaus einen Besuch zu machen, und wir wissen, daß sie über achtzig Jahre alt ist. Alles Andere, was jüngeres Volk betrifft, darf also ohne zu große Besorgniß verschoben werden; mit dieser Visite jedoch hat's mehr Eile.

Käthe hat wirklich erst ein paar Jahre später, wenn dann die Rede auf unseren Freund Dorsten kam, lächelnd gesagt:

„Der der weise Seneca? ... Puh, Der!"

Thekla aber haben wir ebenso wirklich schon im nächsten Jahre, also Achtzehnhundertsiebenzig, kurz nach Ausbruch des neuen Franzosenkrieges, nach dem Friedhof bei Sanct Cyprian hinausbegleitet.

(Schluß folgt.)





Shakespeare's Heimath.

Von

Rudolf Genée.

Es giebt wohl kaum eine Stadt, welche so ganz und gar nur von dem Ruhm einer einzigen Persönlichkeit ausgefüllt wäre wie das Städtchen Stratford on Avon in der englischen Grafschaft Warwick; ein Städtchen, dessen Name ohne jene große Persönlichkeit wohl kaum über die Grenzen seiner Grafschaft hinaus gekannt sein würde. Wer wird den Namen dieser Stadt nennen hören, ohne daß derselbe von dem auch unausgesprochenen Namen Shakespeare übertönt würde? Und doch ist Stratford keine Schöpfung des Dichters. Und doch wissen wir nichts von besonderen Verhältnissen dieser Stadt, welche auf die Größe des Dichters eingewirkt haben könnten. Stratford ist eben nur seine Wiege und sein Grab.

Es ist bei den Menschen eine allgemein verbreitete Neigung, solchen Dichtern, deren Werke für viele Menschenalter — denn wer vermöchte zu sagen: für die Ewigkeit? — in der Liebe der Nation fortleben, auch in ihren persönlichen Eigenschaften, auch in ihrem Wirken als Menschen nachzuspüren, um sie sich auch in solcher Vorstellung ihrer persönlichen Erscheinung lebendig zu gestalten. Aber gerade mit Bezug auf den in mehrfacher Beziehung unbegreiflichsten Dichter hat dies, trotz aller unausgesetzten Nachforschungen nach den Spuren seines Lebens, noch nicht gelingen wollen, und es kann bis heute von einer wirklichen Biographie Shakespeare's noch keine Rede sein. Der erste Versuch einer zusammenhängenden Darstellung seiner Lebensverhältnisse ist von Nic. Rowe im Jahre 1709 — also nahezu hundert Jahre nach dem Tode des Dichters — gemacht worden. Was bis dahin existirte, waren nur vereinzelte Nachrichten und unverbürgter Anekdotenkram. Aber auch seit Rowe's biographischen Mittheilungen ist nicht viel Neues mehr an den Tag gekommen. Die Unermüdlichkeit der englischen Forscher hat zwar später zahlreiche Documente ans Licht gebracht, welche Stratforder Verhältnisse, welche seinen Vater und andere verwandtschaftliche Beziehungen betreffen; aber in jeder aufrichtigen Lebensbeschreibung Shakespeare's wird, wenn man nicht ein Gebäude von Hypothesen errichten will, das Skelet von Nic. Rowe's Arbeit als das Wichtigste bestehen bleiben.

Trotz dieser so auffallenden Erscheinung können wir kaum den Zeitgenossen des Dichters die ganze Schuld daran beimessen und zu der lange Zeit so verbreitet gewesenen Ansicht gelangen, als sei der Dichter von seiner Zeit nicht gewürdigt worden. Wir haben zahlreiche Erwähnungen seiner Person, als Mensch und als Dichter, welche eine solche Annahme Lügen strafen. Aber der große Dichter selbst hat nichts gethan, um der Nachwelt die Forschungen nach seinen persönlichen Verhältnissen zu erleichtern. Wunderbar ist es freilich, daß weder ein

Brief noch (mit Ausnahme einiger Namensunterschriften) ein einziges Schriftstück von der Hand des Dichters erhalten geblieben ist. Was für Zufälligkeiten bei diesen Verlusten mitgewirkt haben, ist heute nicht mehr zu sagen, aber jedenfalls hat ein besonderer Unstern darin gewaltet.

Oder sollen wir im Gegentheil eine glückliche Fügung darin erkennen, daß ein so unbegreiflicher Dichter uns auch in seiner Persönlichkeit verborgen bleiben mußte? Es scheint, daß Schiller eine derartige Ansicht hegte, wenn er den erhabenen Gedanken aussprach: Shakespeare's Persönlichkeit bleibe verborgen hinter seinen Werken wie Gott hinter der Schöpfung.

unbedeutende Landstädtchen Stratford on Avon können wir aufsuchen, die Häuser betrachten, die ihn in seiner Jugend und am Ende seines Lebens umgaben, und können die dürftigen Reste vergänglicher Dinge sehen, die man auf dieser Stätte zusammengebracht hat.

Als ich im vergangenen Frühjahr nach London reiste, geschah es nicht in dem eitlen Wahn, Neues über Shakespeare zu erforschen, sondern allein, um den Boden, auf welchem er gewirkt, und die Nation, der er angehörte, kennen zu lernen. Es war mir durchaus begreiflich, daß dadurch auch Manches in seinen Dichtungen eine hellere Beleuchtung erhalten müsse. Ganz andere Gefühle beherrschten mich, als ich von London nach Stratford reiste. Dies



Shakespeare's Geburtshaus, wie es Mitte des vorigen Jahrhunderts beschaffen war.

Nun, es ist freilich nur Weniges, aber doch auch nicht gar so null und nichtig, was wir von Shakespeare's persönlicher Existenz erfahren konnten. Wir wissen, wann und wo er geboren ist, kennen den ungefähren Zeitraum, in welchen die Erschaffung seiner Werke zu setzen ist; wir wissen ferner, daß er verheirathet war und mehrere Kinder hätte, sowie daß er sich einiges Vermögen erworben und wohlhabend in seinem Geburtsorte starb; wir kennen endlich Jahr und Tag seines Todes und seine Ruhestätte. Das Meiste, was dieses biographische Skelet noch ausfüllen könnte, ist von geringer Bedeutung oder als Fabel anzusehen.

Aber den durch diesen außerordentlichen Menschen und Dichter geweihten Boden, auf welchem er nicht nur geboren, sondern wo er auch die letzten Jahre seines Lebens zugebracht und wo er gestorben ist, dies

Städtchen konnte nicht meine Anschauungen über die Dichtungen erweitern, in denen die Menschheit uns wiedergespiegelt erscheint. Das Gefühl, das mich nach Stratford zog, war vor Allem das der Pietät, — wenn man will, auch der Reliquienverehrung, ein Gefühl, das uns ja im Allgemeinen viel mehr beherrscht, als uns zum Bewußtsein kommt.

Die Eisenbahn nach Stratford führte mich zunächst in zwei Stunden nach Oxford, und ich hatte den Tag meines dortigen Aufenthalts so glücklich getroffen, daß ich am Vorabend der großen Universitätsfeier anlangte, um am nächsten Tage (dem 9. Juni) der alljährlichen sogenannten „Commemoration“ beiwohnen zu können.

Von der berühmten Universitätsstadt, welche wie keine andere den Stolz der Wissenschaft in zwanzig grauen und palast-

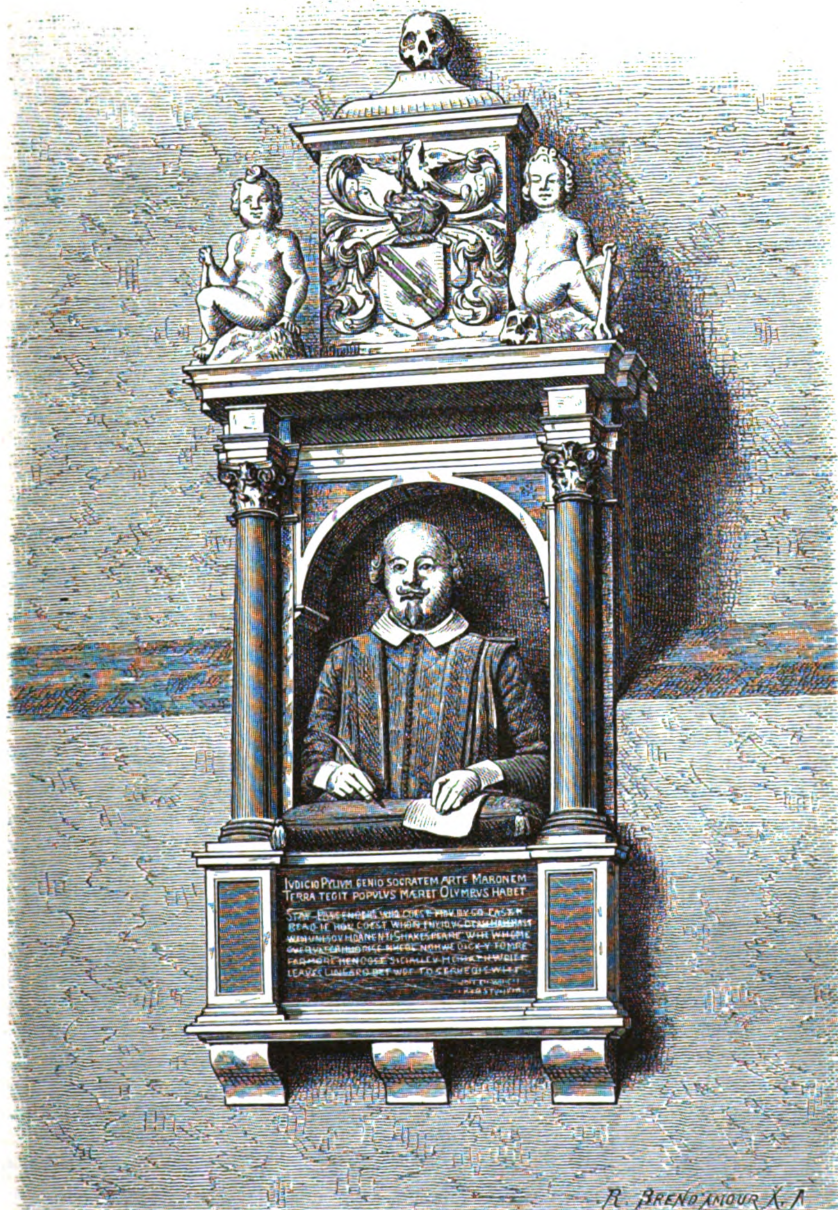
ähnlichen Colleges repräsentirt, macht die fortgesetzte Eisenbahnlinie einen starken Bogen. Nachdem sie zunächst in gerader Richtung nach der hübschen und als Curort vielbesuchten Stadt Leamington geführt, verläßt sie von hier ab die Richtung, um in einem nach Südwest stark gekrümmten Haken endlich Stratford zu erreichen. In Leamington hielt ich mich nur wegen der von hier ganz nahe gelegenen Ruine des Schlosses Kenilworth auf. Das Städtchen dieses Namens liegt an der nach Coventry führenden Eisenbahnlinie, von Leamington nur eine Viertelstunde entfernt. Vom Bahnhofe Kenilworth hat man wieder in zwanzig Minuten die berühmte Schloßruine erreicht. Dieselbe steht auf hügeligem Boden, ist aber vom Orte selbst wegen der sie umgebenden, mit prachtvollen Bäumen geschmückten Höhen kaum sichtbar. Die ältesten Theile des Schlosses gehören noch dem 12. Jahrhundert an. Seine Berühmtheit aber verdankt „Kenilworth“ erst jener Glanzzeit, in der es im Besitze des Lord Leicester war, der das Schloß von der Königin Elisabeth zum Geschenk erhalten hatte und dasselbe durch großartige und prachtvolle Neubauten (um 1565 bis 1568) erweiterte. Bekanntlich haben englische Shakespeareforscher eine sehr auffallende und auf die Königin Elisabeth zielende Stelle im „Sommernachtstraum“ (im II. Act, 1. Scene, da Oberon dem Puck Anweisung giebt, die Wunderblume zu holen) mit einem der Zauberfeste, im Jahre 1575, in Verbindung gebracht. Dabei konnte denn auch die Vermuthung nicht unausgesprochen bleiben, Shakespeare selbst habe jenem Feste beigewohnt. Die Auslegungen aber, welche man jener Stelle gegeben hat, eben mit Bezug auf die Feste von Kenilworth, sind durch die Sucht der Erklärer so complicirt geworden, daß es hier am wenigsten am Platze sein würde, näher darauf einzugehen. Kenilworth war auch damals schon, auch ohne Eisenbahn, von Shakespeare's Geburtsort aus in wenigen Stunden zu erreichen. Wie aber der damals elfjährige Knabe dazu gekommen sein sollte, einem solchen Feste beizuwohnen, ist so unerklärlich, daß die Geschichte zu der Gattung der gänzlich in der Luft schwebenden Hypothesen gezählt werden muß. Die Ruine Kenilworth läßt aber noch heute sowohl den außerordentlichen Umfang wie auch die verschwenderische Pracht des alten Baues erkennen und ist auch für die Freunde des Walter Scott'schen Romans von Interesse.

Bei dem Städtchen Warwick war ich ebenfalls ausgestiegen, um das noch heute von der gräflich Warwick'schen Familie bewohnte Schloß zu besuchen, dessen Ursprung noch der Zeit des berühmten „Königsmachers“ Warwick (unter der Regierung Heinrich's VI.) angehört. Da aber jetzt die „Family“ anwesend war, so blieben für diese Zeit sowohl das Castle wie auch der Park dem Publikum aufs strengste verschlossen.

Die nach Stratford führende Zweigbahn verdankt das Städtchen, welches ganz abseits von einer der großen Verkehrsstraßen liegt, wohl einzig seiner durch Shakespeare ihm gewordenen Bedeutung. Der Charakter der Landschaft, durch welche bei Stratford der Avon fließt, ist ein ziemlich bescheidener. Man sieht auch hier vereinzelte schöne Baumgruppen, aber bei Weitem nicht in solcher Fülle wie bei Leamington, Warwick u. s. w. Noch bescheidener aber ist der Charakter der Stadt selbst.

Als ich vom Bahnhof die dort mündende äußere Straße betrat, bemächtigte sich meiner eine so starke innere Bewegung, daß das anfängliche Tempo meiner hastigen Schritte bald nachließ, als wenn es mir beschieden sein sollte, in das Allerheiligste zu treten. Und wie klein, wie dürftig ist das, was sich hier dem Auge bietet, wie winzig gegen die wachsende Thätigkeit, die in solchen Momenten die Phantasie entwickelt! Die Straßen des Landstädtchens sind breit, aber die Häuser sind meist niedrig und unansehnlich. Und im Contraste damit tritt uns überall irgend eine Reminiscenz — und oft eine sehr erzwungene — an den größten Bürger Stratfords entgegen, welcher der größte Dichter Englands werden sollte. Schon auf der ersten Strecke vom Bahnhof aus, wo die kleinen Häuser noch in weiten Zwischenräumen stehen, durch Gärtchen, Höfe oder Feld- und Wiesenstücke getrennt, fiel mir der Name der Straße auf, welche man nach dem Familiennamen der Mutter Shakespeare's

„Ardenstraße" getauft hat. Ein Stückchen die Straße hinauf sieht man auf dem



Shakespeare's Grabmonument und Büste im Chor der Kirche von Stratford.

Schild einer Eisen- und Erzgießerei die sonderbare Bezeichnung: „Shakespearean Iron and Brass Foundry." Der Name hat hier offenbar keine andere Bedeutung, als es bei gewissen Modeartikeln: Hüten, Kragen u. s. w., der Fall ist, die mit dem Namen eines großen Mannes bezeichnet werden. In der fortgesetzten Wanderung

durch den Ort trifft man von weiteren willkürlich geschaffenen Reminiscenzen an den Dichter u. A. ein Shakespeare-Hotel, eine Falstaff-Inn, eine Falstaff-Brauerei, eine Mulberrytree-Inn (nach dem von Shakespeare gepflanzten und im vorigen Jahrhundert umgehauenen Maulbeerbaum). Aber auch den Namen Shakespeare findet man unter den Einwohnern noch fortgepflanzt, obwohl ja bekanntlich aus der Linie des Dichters keine Nachkommen mehr existiren. Ein auffallend großes Schild eines Schneiders trägt die Worte: Shakspeare, Taylor.

Diese ersten Straßen des Orts sind aber dabei so menschenleer, daß man nur ein paar Gruppen Fremder vor sich wandern sieht, die ebenfalls vom Bahnhof her in die Stadt gehen, um die Shakespeare-Stätten aufzusuchen. Bei einer der längeren Straßen, die schon geschlossene Häuserreihen haben, biegen sie um die Ecke und sehen hier vor einem breiten, aber nur einstöckigen alten Hause bereits andere Gruppen vor der Thür versammelt oder — nachdem sie die Glocke gezogen — in das Haus eintreten. Und dies ist Shakespeare's „Birthplace“, das Haus, in welchem der Dichter geboren sein soll.

Mit völliger Sicherheit kann es in der That als das Geburtshaus nicht bezeichnet werden, aber die Tradition hat hier trotzdem einen ziemlich soliden Grund. Man weiß, daß zur Zeit der Kindheit des Dichters sein Vater John Shakespeare, Yeoman und Handschuhmacher, u. A. auch dies Haus in der Henleystreet besessen hat, und das Geburtshaus des Dichters hat deshalb sicher mehr historische Berechtigung als seiner Julia Sarg in Verona. Shakespeare brachte die letzten Jahre seines Lebens in einem anderen von ihm erworbenen Hause — Newplace —, zu; aber das Haus in der Henleystreet ist ebenfalls noch in seinem Besitz gewesen, denn er hatte es laut Testament seiner Schwester Johanna, verehelichte Hart, vermacht, die es wahrscheinlich bis zu ihrem Tode 1646 bewohnt hat. Seitdem war es in der Hart'schen Familie geblieben bis zum Jahre 1806, in welchem es von einem Mr. Thomas Court gekauft wurde. Da es später wieder in Gefahr gerieth, durch Versteigerung in fremden Besitz zu kommen, so wurde es 1847 durch öffentliche Subscription angekauft und steht seitdem unter der Obhut der städtischen Behörde. Daß man bei diesem zuverlässig Shakespeare'schen Hause an seiner Bedeutung als Geburtsstätte festhält, hat um so mehr Grund, als jenes im Jahre 1597 erworbene Haus, das mit dem Namen Newplace bezeichnet wurde und in welchem der Dichter gestorben ist, nicht mehr existirt.

Bekanntlich ist auch der 23. April als der **Geburtstag** des Dichters nur durch eine Wahrscheinlichkeitsrechnung festgestellt worden. Denn **beglaubigt** ist nur der

Gulielmus filius Johannes Shakspere

Tag, an welchem er **getauft** worden, nämlich der 26. April. Unter diesem Datum des Jahres 1564 befindet sich im Kirchenregister von Holy-Trinity zu Stratford die Eintragung: „Gulielmus filius Johannes Shakespeare.“ Da es in jener Zeit eine ziemlich allgemeine Sitte gewesen sein soll, die Kinder bereits drei Tage nach der Geburt zu taufen, so hat man nach dieser Rechnung den 23. April als den Geburtstag angenommen. Die Eintragung aus dem Taufregister ist hier im Facsimile beigefügt, nicht, weil die Handschrift des damaligen Pfarrers oder Küsters besondere Wichtigkeit hätte, sondern um damit nebenbei Vergleichspunkte für die Schreibweise der damaligen Zeit und für die des Dichters selbst zu bieten.

Die Orthographie des Namens Shakespeare, wie sie bisher allgemein, und zwar seit des Dichters Zeit, festgehalten worden, vereinzelte Opponenten abgerechnet, ist neuerdings wieder ein Gegenstand des Streites geworden. Richtig ist allerdings, daß in den vom Dichter selbst herrührenden Namensunterschriften die erste

Silbe nicht Shake, sondern Shak geschrieben ist. Richtig ist ferner, daß bezüglich der zweiten Silbe es ein paar Mal zweifelhaft erscheint, ob nicht darin statt ea nur ein e zu lesen ist. Da aber in fast allen Erwähnungen seiner Zeitgenossen wie auch in den frühesten und späteren Ausgaben seiner Werke der Name „Shakespeare“ lautet, da ferner der Dichter selbst nachweislich diese Schreibweise acceptirt hat (in seinen an den Lord Southampton gerichteten Widmungen von „Venus und Adonis“ und von „Lucretia“), so können wir mit vollkommener Gewissensruhe bei der Schreibweise bleiben, in der die Welt ihn kennen und lieben gelernt hat. Da aber die Handschrift des Dichters vielen Lesern von Interesse sein wird, so will ich hier seine sämmtlichen Namensunterschriften, wie ich sie jüngst in London selbst an den verschiedenen Orten aufgesucht und copirt habe, in möglichst getreuen Nachbildungen einschalten. Zwei seiner Unterschriften befinden sich unter zwei verschiedenen Documenten, welche beide einen Hausverkauf in London (Blackfriars) betreffen; die drei anderen Unterschriften befinden sich unter den drei Blättern seines im Jahre 1616 (25. März) aufgesetzten Testamentes. Das Document mit der Unterschrift a ist vom 10. März 1612 (bis 1613) datirt und befindet sich in der Londoner „Guildhall“; das andere Document, denselben Gegenstand betreffend und vom nächstfolgenden Tage (11. März) datirt, ist im British Museum aufbewahrt. Durch die auf unserer Abbildung den Namen umgebende Schraffirung ist angedeutet, wie der Papierstreifen, an dessen Ende das Siegel angebrdcht war, in das Pergament eingefügt ist. Bei den Unterschriften des Testamentes, welches in London im Probate-Court des Somersethauses aufbewahrt wird, ist die auf dem ersten Blatt befindliche (c) von der Zeit schon so angegriffen, daß vom Namen Shakspere nur noch ein Schimmer vorhanden ist. Bei der Unterschrift des letzten Blattes fügte er vor seinem Namen noch ausdrücklich „By me“ hinzu. Im Uebrigen möge es dem Leser überlassen sein, die Verschiedenartigkeit der Buchstabencharaktere sich zu erklären. Die hier eingeschaltete Mittheilung hat nur den Zweck, die fünf Unterschriften des Dichters, das einzige Schriftliche, was von ihm erhalten blieb, in getreuen Copien neben einander zu stellen. Und nach dieser Excursion möge der Leser mich wieder zurück nach Stratford begleiten zu dem „Geburtshaus“ des Dichters.

a und b. Facsimiles der Unterschriften Shakespeare's unter dem Kaufcontract vom Jahre 1612.

c, d, e. Facsimiles der Unterschriften Shakespeare's unter den drei Blättern seines Testaments.

Nach verschiedenen Abbildungen, die wir aus früheren Zeiten von diesem Birthplace haben, ist dasselbe im Laufe der Zeiten mehrfach verändert worden. Und

da bei der letzten Renovirung Manches hinzugefügt ist, welches durchaus dem Geschmacke unserer Zeit angehört, so habe ich für die oben gegebene Abbildung eine aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts herrührende Zeichnung benutzt. Im Wesentlichen ist das Haus, auch was die inneren Räume betrifft, heute noch dasselbe; Einiges nur ist neu hergestellt, so u. A. der den Eingang umgebende und bedachte Vorbau. Das Ganze ist jetzt mit einem leichten Gitter umgeben, welches sich auch auf den Raum zu beiden Seiten des Hauses erstreckt.



Die Kirche Holy-Trinity in Stratford.

Die inneren Räume des Hauses sind klein und sehr niedrig und haben durchaus das Ansehen beträchtlichen Alters. Auf einer schmalen Treppe, die man nur gebückt ersteigen kann, kommt man in das obere Stockwerk, dessen Stuben hauptsächlich zur Aufnahme des sogenannten „Museums“ benutzt sind. Was man hier Alles zusammengetragen hat, um der Sammlung von Gegenständen den stolzen Namen „Museum“ geben zu können, ist nun freilich ganz und gar nicht geeignet, einen Eindruck zu machen, welcher der Bedeutung dieser Stätte angemessen wäre. Wenn wir einige hier ausliegende alte Drucke und etwa ein halbes Dutzend anderer Gegenstände abrechnen, so würde der Inhalt dieses „Museums“ besser in irgend einen Trödlerladen passen als in die heiligen Räume von Shakespeare's Geburtsstätte. Hier läßt sich mit vollstem Rechte sagen: W e n i g e r wäre m e h r gewesen! Wenn man hier durchaus ein „Shakespeare-Museum“ zusammenbringen wollte, so mußte man, da aus dem Besitze des Dichters selbst fast nichts übrig geblieben ist, für jene Gegenstände, die zu ihm in irgend einer Beziehung standen, schon ziemlich weite Grenzen ziehen. Aber hier sind auch die weitesten statthaften Grenzen überschritten worden. Ein Museum, für welches zwei bis drei Zimmer mit einer Menge so bedeutungsloser Dinge angefüllt sind, nimmt sich doch zur Größe des Dichters wie ein Hohn aus. Zu dem wenigen Werthvollen gehören einige der älteren Drucke Shakespeare'scher Werke, so eine der Quartausgaben des „Kauf-

manns von Venedig" vom Jahre 1600. Von den vier dem 17. Jahrhundert angehörenden Folioausgaben der Comedies, Histories und Tragedies sind die zweite, dritte und vierte vorhanden. Außerdem sind, wohl als Geschenke der Herausgeber, mehrere der neueren Ausgaben aufgestellt.

Der einzige Gegenstand von Bedeutung, welcher aus des Dichters Besitz herrührt, ist sein Siegelring, mit den durch Arabesken verbundenen Buchstaben W S. Von dem sonstigen wunderlichen Potpourri von Gegenständen ein Verzeichniß zu geben, lohnt nicht der Mühe. Daß man nichts verschmähte, was auch nur einigermaßen in Beziehung zu Shakespeare zu bringen war oder auch wirklich in Beziehung stand, beweist u. A. ein kleines Porträt jenes Menschen, welcher zuletzt Shakespeare's Haus Newplace gekauft und nicht nur das Haus niedergerissen hatte, sondern auch den Maulbeerbaum, den Shakespeare selbst gepflanzt haben sollte, umhauen ließ. Und dafür ist dieser Herostrat, Namens Gastrell, im Shakespeare-Museum verewigt.

Der größte Schatz des Museums ist vielleicht die reichhaltige Sammlung von Porträts des Dichters, welche hier vereinigt worden sind. Von dem besten und verbreitetsten Bildnisse, dem sogenannten Chandos-Porträt, befindet sich das Original allerdings in London; man mußte sich deshalb hier mit den zahlreichen und mehr oder weniger von einander abweichenden Nachbildungen desselben begnügen. Dasselbe gilt von dem Jansen'schen Porträt und dem sogenannten Felton-Kopf. Die Büste von dem Grabmonument in Stratford ist in zahlreichen Nachbildungen ausgestellt; eine einzige vollkommen gute Copie wäre allerdings genügend, um so mehr, als das Original nur zehn Minuten davon entfernt und für Alle zugänglich ist.

Es scheint, als ob die Vieldeutigkeit des Dichters, welche so zahllose Erklärer und Ausleger hervorgerufen hat, auch in seinen Porträts ihren Ausdruck finden sollte. Denn selbst jene drei Bildnisse, welche von allen am meisten Anspruch auf historische Wahrheit haben, weil von ihnen allein mit Sicherheit zu sagen ist, daß sie aus der Zeit des Dichters stammen, weichen so sehr von einander ab, daß schon eine eingehende Betrachtung dazu gehört, um in allen dreien denselben Gegenstand zu erkennen; es sind dies: die Stratford-Büste, der Kupferstich von Droeshout und das Chandos-Porträt.

Die von einem holländischen Bildhauer Gerard Johnson herrührende Büste des Stratforder Grabmonumentes muß schon sehr bald nach dem Tode des Dichters verfertigt worden sein, da sie schon in der ersten Folioausgabe von 1623 in einem Gedicht erwähnt wird. Die Büste entspricht sehr wenig den Vorstellungen, die man sich von einem solchen Dichter macht. Darum ist es freilich doch möglich, daß die Züge Shakespeare's darin treu wiedergegeben sind, wenigstens in den äußeren Formen. Der Kopf ist nicht der eines Denkers, sondern das Gesicht hat in seiner behäbigen Fülle mehr den Ausdruck heiterer Bonhommie. Wenn die Annahme richtig sein sollte, daß der Bildhauer dafür eine Todtenmaske Shakespeare's benutzt hat, so läßt sich wohl denken, daß er in dem Bestreben, die beim Todten so stark veränderten Züge wieder in das Leben zu übersetzen, etwas zu weit gegangen ist.* Es ist sehr zu bedauern, daß man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auf Veranlassung des um die Shakespeare-Forschung sonst so verdienten Malone die ursprünglich colorirt gewesene Büste mit weißer Farbe überstrichen hat. In neuerer Zeit hat man zwar den Fehler wieder gut zu machen gesucht, indem man den weißen Ueberzug entfernte und die ursprünglichen Farben wieder herzustellen suchte. Aber das ursprüngliche Colorit kann es doch nicht mehr sein, obgleich man genaue Beschreibungen davon hat. Danach wären die Augen von nußbrauner Farbe gewesen, das Haar kastanienbraun, der Bart ein wenig heller.

---

* In Darmstadt befindet sich im Besitze des Dr. Becker eine Gipsmaske, welche als die Todtenmaske Shakespeare's gelten soll. Wenn man mit Rücksicht auf die Veränderung, welche der Tod bewirkt, die Formen dieses ungemein edlen und feingeformten Gesichts in die Fülle des Lebens übertragen wollte, so könnte in der That der Kopf der Stratfordbüste damit in Uebereinstimmung zu bringen sein. Leider sind nur bis jetzt die Indicien nicht ausreichend genug, um mit einiger Sicherheit dies Gipsbild als das des Dichters bezeichnen zu können.

Der Kupferstich von Droeshout (in der ersten Folioausgabe von 1623) ist in Formen und Ausdruck so sehr verschieden von der Büste, daß schon einige Mühe dazu gehört, das Uebereinstimmende — so unschön, die Backen mit dem ovalen Kinn und die Nase sind so plump, daß Alles, was uns an dem Gesicht widerstrebt, offenbar nur der schlechten, ganz unkünstlerischen Ausführung zur Last fällt.



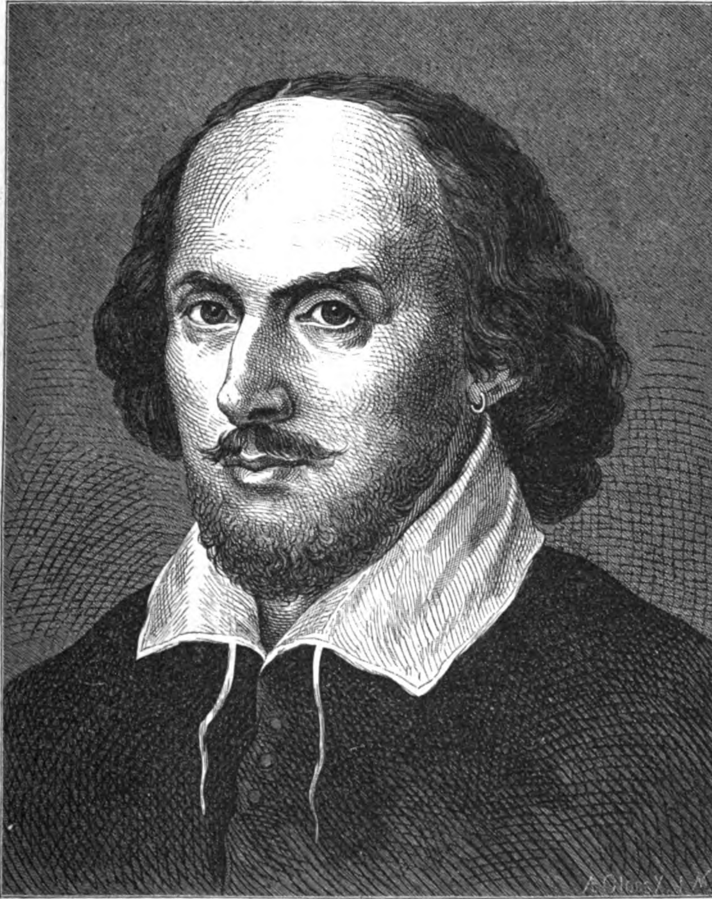
Shakespeare, nach dem Kupferstich der ersten Folioausgabe vom Jahre 1623.

und es ist allerdings vorhanden — herauszufinden. Die großen sprechenden Augen und die sehr hohe Stirn mögen in dem Kupferstiche wohl der Wahrheit entsprechen, aber das ganze Bild ist in der Zeichnung so häßlich, die eiförmige Stirn

Sowie das vor einer Reihe von Jahren in Stratford entdeckte und deshalb als das „Stratford-Porträt“ bezeichnete Oelbild, welches im Shakespeare-Museum einen besonders ausgezeichneten Platz hat, nach meiner Meinung ganz unzweifelhaft

nur eine viel spätere nach der Büste ausgeführte schlechte Malerei ist, so ist es mir sehr wahrscheinlich, daß der sogenannte „Felton-Kopf" den Kupferstich von Droeshout als Vorlage gehabt hat, dabei allerdings in der Zeichnung viel besser ist.

An das Jansen'sche Bild, welches



Shakespeare, nach dem Originalgemälde (Chandos-Porträt) in London.

von Einigen weit über die Gebühr gepriesen wurde, mag ich auch nicht glauben, der Gesichtsausdruck ist von allen Porträts der mir unangenehmste, und namentlich die matten müden Augen stimmen zu keinem der anderen Bildnisse. Außerdem aber ist der Stammbaum des Bildes nicht weiter zurück als bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu verfolgen.

So bliebe also als das dritte der glaubwürdigsten Bildnisse noch das berühmte Chandos-Porträt zu erwähnen. Dasselbe befindet sich in London, in der zum Kensington-Museum gehörenden Nationalporträt-Galerie, welcher es Lord Ellesmere im Jahre 1856 geschenkt hat. Nach dem Katalog der Galerie wäre es ursprünglich im Besitze des Schauspielers John Taylor, eines Collegen Shakespeare's am Globetheater, gewesen. Von diesem sei es dem Schauspieler und Theaterdichter William Davenant vermacht worden, und nach dessen Tode durch Kauf in den Besitz des Schauspielers Betterton gekommen. Nach einem nochmaligen Verkauf ging es durch Erbschaft aus dem

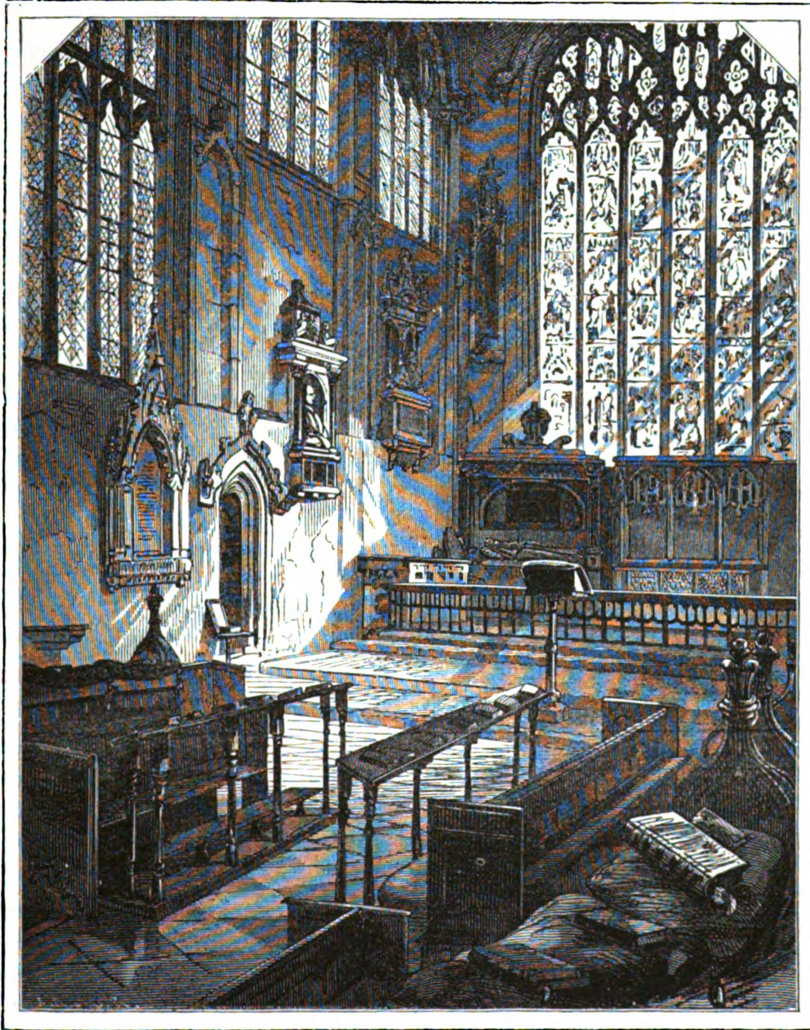
Besitze eines Mr. Keck in die Hände des Mr. Nicholls über, dessen Tochter den Marquis v. Caernarvon, späteren Herzog von Chandos, heirathete. Seitdem die Bezeichnung Chandos-Porträt. Dasselbe soll entweder von Richard Burbadge, dem größten Schauspieler des Shakespeare'schen Theaters, oder von Taylor selbst, dem ersten Besitzer des Bildes, herrühren. Da dies aber eine ganz leere, durch keinerlei Gründe unterstützte Vermuthung ist, so glaube ich um so weniger daran, als sowohl die Zeichnung wie auch die Malerei ganz unzweifelhaft einen Künstler von Beruf und keinen Dilettanten erkennen lassen. Ja, es ist das einzige von allen Bildnissen des Dichters, welches als künstlerisches Product gelten kann; und weil es außerdem dasjenige ist, welches unseren Vorstellungen von einem großen Dichter am meisten entspricht, so ist es sehr begreiflich, daß gerade dies Bild das beliebteste, das am meisten verbreitete geworden ist und wohl auch bleiben wird. Das Gemälde, welches ich mir in London oft und genau betrachtet habe, ist sehr gedunkelt, so sehr, daß die Abgrenzung der Haare von dem sehr dunklen Hintergrunde nur mit Mühe zu erkennen ist. Die nach dem Bilde gefertigten zahllosen Stiche weichen im Ausdruck alle mehr oder weniger von einander ab. Die beste Reproduction ist die große Lithographie, welche 1864 in der Größe des Originals hergestellt wurde und welche sich ebenfalls im Stratforder Museum befindet. Dort ist auch die Zeichnung von Ozias Humphrey, welche einst als besonders gelungen gepriesen wurde, die aber, wie ich mich nach der Kenntniß des Originals überzeugt habe, keineswegs solche Auszeichnung verdient. Der hier von dem Chandos-Porträt gegebene Holzschnitt ist nach einer sorgfältigen Zeichnung, die ich selbst in London nach dem Originalbild gefertigt habe. Stirn, Augen und Nase, Alles an diesem Kopf ist rein und edel, und doch können wir es mit dem häßlichen Kupferstich von Droeshout am meisten in Uebereinstimmung bringen, wenn wir bei diesem das Unkünstlerische und Ungeschickte der Zeichnung und des Stiches in Abrechnung bringen und dafür uns eine künstlerischere Ausführung des Kopfes denken.

Wenn wir nach dieser Betrachtung der Bildnisse des Dichters das Antiquitätencabinet wieder verlassen, zu welchem man Shakespeare's Vaterhaus gemacht hat, wenn wir, wieder auf der Straße angelangt, dieselbe in der eingeschlagenen Richtung weiter verfolgen, so kommen wir über den Marktplatz des Städtchens und biegen dort in eine längere Straße, die Chapelstreet. Sie scheint die Hauptstraße des Ortes zu sein, und in dieser befand sich das Haus, Newplace genannt, welches Shakespeare sich zu seinem letzten Heim auserſehen hatte. Hier sehen wir jetzt zwar auch ein altes hübsches Haus stehen, aber nicht mehr jenes, in welchem der Dichter gelebt und gestorben; denn jenes ältere Haus war von dem späteren Besitzer abgebrochen worden. Vor dem Hause ist jetzt ein mit zierlichem Eisengitter umschlossener Garten, in welchem man mit Sorgfalt einige unbedeutende, vom alten Hause herrührende — Steine gesammelt hat! Als sollten diese dürftigen Reste zur Anklage dienen gegen die pietätlose Vergangenheit.

Shakespeare hatte dies Haus Newplace bereits im Jahre 1597 käuflich erworben, also in einer Zeit, da in London sein Ruhm noch erst im Wachsen war. Er hatte, wie man daraus ersieht, schon frühzeitig — und so auch für die Folge durch andere Erwerbungen in Stratford — immer an dem Gedanken festgehalten, mit seiner kleinen Vaterstadt auch durch festen Besitz in Verbindung zu bleiben und einmal ganz dorthin zurückzukehren. Die Ausführung dieses Entschlusses, von London für die Dauer wieder hierher zurückzukehren, ist allerspätestens in das Jahr 1612 zu setzen. Es geht dies u. A. auch aus dem erwähnten Kaufvertrag wegen des in Blackfriars erworbenen Hauses vom Jahre 1612 (bis 1613) hervor, in welchem die anderen dabei erwähnten vier Personen alle als „citizens of London“ bezeichnet werden, während es bei Shakespeare selbst heißt: „William Shakespeare of Stratford on Avon in the countie of Warwick, gentleman.“

Ich verzichte hier darauf, die Leser mit der Geschichte der sonst noch von Shakespeare erworbenen Häuser bekannt zu machen oder sie gar in den Park des einstigen Friedensrichters Sir Thomas

Lucy zu führen, in welchem die bekannte (nach meiner Meinung keineswegs erfundene) Wilddiebstahlsgeschichte gespielt hat. Wenn wir die Straße Chapel-Lane, an



Chor der Kirche zu Stratford mit Shakespeare's Grabmonument.

deren erster Ecke sich Newplace befand, weiter verfolgen, so kommen wir vor ein höchst wunderliches Gebäude allerneuesten Datums. Es ist das unter dem Namen „Shakespeare-Memorial-Theater" hier im April 1879 eingeweihte Haus, mit welchem man für Stratford ein würdiges Monument des Dichters herzustellen beabsichtigte. Die Motive dazu sind gewiß sehr zu achten, aber der Zweck des Ganzen ist ebenso unklar, wie es bei dem früher hier schon errichtet gewesenen „Shakespeare-Theater" der Fall war. Daß ein Städtchen wie Stratford (dasselbe wird gegen 8000 Einwohner haben) kein Theater von wirklich künstlerischer Bedeutung erhalten kann, liegt auf der Hand. Schon früher sind zweimal solche Unternehmen,

die einzig auf den Ruhm des Dichters gebaut waren, zu Grunde gegangen. Diesmal hat man mit dem Theater auch noch eine Bibliothek und ein Museum verbinden wollen, — kurz, man will in Stratford durchaus etwas schaffen, welches der Liebe und Verehrung der Stadt für ihren einstigen größten Bürger entsprechend ist. Wenn, wie gesagt, dies Gefühl an sich ein ganz begreifliches ist, und wenn die Opfer, die man dafür bringt, volle Anerkennung verdienen, so fehlen doch für die Ausführung und Erhaltung einer solchen Schöpfung so wesentliche Bedingungen, daß gar nicht zu begreifen ist, in welcher Weise man diesem steinernen Shakespeare-Memorial ein dauerndes Leben einhauchen will.

Und braucht denn Stratford solche Prunkbauten, um seine Verehrung und seine Pietät für den Dichter zu bethätigen? Wenn wir diesem bunten Ziegelmosaik des Shakespeare-Memorial-Theaters den Rücken kehren und die Straße rechts längs dem Avon weiter wandern, so sehen wir bald das schönste Denkmal, welches Stratford für seinen großen Todten nur haben kann, vor uns. Es ist die Kirche „Holy-Trinity“, in welcher der Dichter begraben liegt, im schönsten Theil — dem Chor der Kirche — ausgezeichnet durch einen Grabstein, durch jenes erwähnte Monument mit seiner Büste, und durch poetische Inschriften, englische und lateinische, welche beweisen, daß schon die Mitwelt wußte, welche Größe hier bestattet liegt und noch für viele Jahrhunderte den Ruhm des Städtchens bilden wird. Die Kirche Holy-Trinity ist ein alter Bau in einfachem, aber schönem gothischen Stil, umgeben von stattlichen Bäumen und bespült von den Wellen des Avon, welcher durch Ben Jonson's schöne Verse auf den „süßen Schwan vom Avon“ auch seinen Kranz der Unsterblichkeit erhalten hat. Diese Kirche mit ihrer anmuthigen Umgebung ist ein reizendes Idyll und eine der schönsten Ruhestätten, die einem Dichter werden konnte.

Ich habe, als ich von der Kirche wieder zurückkehrte, hier am Ufer des Avon, an einen Feldzaun gelehnt, beinahe eine Stunde verweilt und von dem reizend landschaftlichen Bilde in mein Buch eine Skizze gezeichnet, die ich gleichfalls hier den Lesern als Illustration beigebe.

Das Innere der Kirche macht wie das Aeußere einen vollkommen reinen Eindruck von sanftem Ernst. Wenn man das Schiff der Kirche durchschritten hat und den Chor betritt, so hat man zur Linken an der Wand das Shakespeare-Monument, etwas mehr als in Manneshöhe vom Boden entfernt. Es ist gewiß kein großes Kunstwerk, aber es ist mehr als das durch seinen historischen Werth. Der Dichter ist im Brustbild, schreibend, dargestellt; in der Rechten hält er eine Feder, und vor ihm liegt auf einem Kissen ein Blatt Papier. Seine Kleidung ist schwarz mit Scharlach. Die Büste ist von zwei korinthischen Säulen aus schwarzem Marmor eingefaßt; das Gebälk darüber trägt zwei Genien. Auf der schwarzen Marmortafel unter der Büste befinden sich Verse in lateinischer und in englischer Sprache. Sie sind nicht so schön wie die Verse Ben Jonson's, aber sie sind im Lobe des großen Todten nicht sparsamer:

An Weisheit einen Nestor, an Geist einen Sokrates,
an Kunst einen Virgil
Deckt die Erde, betrauert das Volk, besitzt der Olymp!

So ungefähr würden die lateinischen Verse in der Uebersetzung lauten; ihnen folgt dann noch eine sechszeilige englische Strophe, in der dem Wanderer hier zu verweilen geboten wird, damit er erfahre, wer es war, den hier „der neidische Tod“ in die Gruft gebracht hat. Im rechten Winkel der Steintafel ist dann noch Tag und Jahr des Todes angegeben: **Obiit anno Do. 1616. Aetatis 53 Die 23. Ap.** — Zunächst dem Monument auf dem Boden des Chors liegt der Grabstein für „**Anna, wife of William Shakespeare**“, welche erst **1623** im Alter von siebenundsechzig Jahren starb. Daneben der Grabstein des Dichters selbst, mit den bekannten Versen, in denen die Nachwelt ermahnt wird, seine Gebeine nicht zu stören. Der Name Shakespeare's fehlt auf dem Stein, aber es ist unbezweifelt und durch alte Zeugnisse beglaubigt die echte Ruhestätte. An seiner anderen Seite folgen dann noch seine geliebte Tochter Susanne, deren Gatte **Dr.** Hall und endlich Thomas Nash, welcher Shakespeare's

Enkelin, die Tochter der Susanna Hall, zur Frau hatte.

Dieser ganze Raum der Kirche macht namentlich durch das ungemein breite und prächtige, den Chor abschließende Fenster einen wohlthuenden Eindruck. Es ist gewiß nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter, als er aus dem geräuschvollen London sich nach seinem kleinen Heimathsort wieder zurückzog, an diese stille und schöne Stätte gedacht hat; ja, daß er nach diesem ruhigen Heimgang sich sehnte, als er — gleich seinem Prospero — seinen Zauberstab in die Erde versenkte, um in sein „stilles Herzogthum" zurückzukehren.

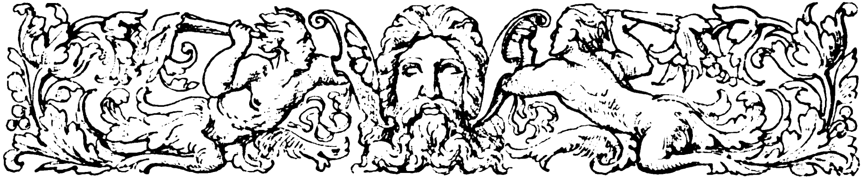
Jedenfalls ist es höchst auffallend, daß Shakespeare schon so zeitig, im schönsten Mannesalter von 46 bis 48 Jahren und auf der Höhe seines Ruhmes, sich entschließen konnte, seinen Zauberkünsten zu entsagen und die große Stadt mit ihren mannigfachen Reizungen zu verlassen, um in seinen so stillen, so überaus bescheidenen Geburtsort zurückzukehren. Hatte er selbst das Gefühl, daß seine so verschwenderisch ausgegebene Schaffenskraft nicht mehr ganz seinem Willen gehorchte? Einige seiner letzten Werke, „Timon" und „Heinrich der Achte", könnten in der That darauf schließen lassen.

Wie viel begeisterte Freunde und Verehrer der Dichter in London hatte, wissen wir. Wir haben zahlreiche Zeugnisse, daß er nicht nur als Dichter bewundert wurde, sondern daß der „gentle", der „beloved" Shakespeare, und wie sonst die ihm gewidmeten Liebesworte lauten, von Allen, die ihn kannten, auch geliebt ward.

Gewiß, einem solchen Dichter und so harmonisch gebildeten Menschen müssen wir auch die Seelenstärke zutrauen, auf weitere Triumphe verzichten zu können. Ihn befriedigte nicht eitler Glanz und Ruhm, ihn konnte nur eine andere, eine bessere Welt befriedigen. Er sehnte sich nach Ruhe, um im häuslichen Verkehr mit seinen geliebten Töchtern, fern von allen weiteren Aufregungen — wohl auch Enttäuschungen — auf dem stillen heimathlichen Boden sein Leben zu beschließen. Wohl mag ihn dabei eine trübe Hamlet-Stimmung befallen haben, aber er hatte dabei auch die klare, ruhige Entschlossenheit wie dieser, denn er wußte: „in Bereitschaft sein ist Alles."

Seitdem er hier ruht, sind mehr als drittehalb Jahrhunderte vergangen, und noch heute wie damals spülen die Wellen des Avon an der alten schönen Kirche vorüber, dem Weltmeere zu. Vielen Tausenden haben seitdem die Glocken von Holy-Trinity zur Ruhe geläutet, aber — „wann kommt Seinesgleichen?"





Leibniz und die Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Von

Eduard Bodemann.

Am 2. October 1668 ward dem Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, damaligem Fürstbischof von Osnabrück, und seiner Gemahlin Sophie, der Tochter des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz und der Elisabeth Stuart, auf dem Schlosse Iburg bei Osnabrück eine Tochter geboren, welche in der Taufe von der Mutter und deren Nichte, der Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, der späteren Herzogin von Orleans, die Namen Sophie Charlotte erhielt. Schon früh zeigten sich bei dieser die schönsten Anlagen des Geistes und Herzens; auch ihr fehlte nicht jener geniale Zug, der so vielen Gliedern des reichbegabten Stuart'schen Geschlechts gemeinsam war. Ihre Großmutter, die Kurfürstin Elisabeth von der Pfalz, die Tochter des Königs Jakob I. von England, zeichnete sich durch große geistige Begabung und Wißbegierde aus und lebte während ihres Exils in Holland meistens im Verkehr mit Gelehrten. Diese Richtung war auf mehrere ihrer Töchter übergegangen, welche sich gleichfalls durch Gelehrsamkeit und Originalität des Geistes auszeichneten. So die älteste, Elisabeth, welche schon als Kind sechs Sprachen erlernte, mit Eifer Philosophie und Mathematik studirte und, um nicht von den Studien abgezogen zu werden, die Hand des Königs Ladislaus von Polen ausschlug, mit Descartes in inniger Freundschaft lebte und als Aebtissin von Herford (1680) starb. So auch die durch sprühenden Witz und künstlerische Talente ausgezeichnete Luise Hollandine, die bekannte Aebtissin von Maubuisson. Die bedeutendste und berühmteste aber war die jüngste Tochter, Sophie, die Mutter unserer Sophie Charlotte, reich begabten Geistes, voll philosophischen Tiefsinns, dabei von gesunder und frischer Lebhaftigkeit, reich an Humor, oft naiv schalkhaft und neckisch, aber nie die weibliche Sitte und Würde verletzend, stets von Klugheit und — dem Stuart'schen Erbe — dem Bewußtsein ihrer königlichen Abstammung geleitet. Solcher Geist und Sinn der Mutter war auch auf Sophie Charlotte übergegangen. Als einzige Tochter erhielt diese die sorgfältigste Erziehung; sie sprach bald geläufig französisch, englisch und italienisch, empfing auch Unterricht im Lateinischen und zeigte früh schon großen Eifer für die ernsteren Wissenschaften. Im Jahre 1679 von ihrer Mutter mit auf eine Reise zu den Verwandten in Frankreich genommen, zog sie in Paris schon als elfjähriges Mädchen durch Schönheit, Anmuth und Geist die Blicke des französischen Hofes auf sich und erntete selbst von Ludwig XIV. reiche Lobsprüche.

Durch den am 8. December 1679 plötzlich erfolgten Tod des Herzogs Johann Friedrich fiel die Nachfolge in den Fürstenthümern Calenberg, Göttingen und Grubenhagen seinem Bruder Ernst August

zu, und dieser siedelte mit Gemahlin und Kindern im März 1680 von Osnabrück nach Hannover über. Hier nun fand der neue Herrscher den von seinem verstorbenen Bruder im Jahre 1676 in seine Dienste berufenen berühmten Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz vor. Herzog Ernst August, ein ebenso aufgeklärter und hochgebildeter wie aufrichtig patriotischer Fürst, deutsch gesinnt, männlich, kenntnißreich und duldsam, und ihm zur Seite die Gemahlin Sophie, durch körperliche Anmuth und geistigen Adel hervorstrahlend, verstanden Beide den großen Mann zu würdigen, und Leibniz wußte sich bei ihnen schnell in Gunst zu setzen; er entfaltete eine bewunderungswürdige Thätigkeit, welche sowohl den treuen Diener seines Fürstenhauses als den Mann der Wissenschaft und Praxis kennzeichnet. Namentlich Sophiens feingebildeter Geist wußte den großen Philosophen, den kenntnißreichen Gelehrten und gewandten Schriftsteller zu schätzen, und bald bildete sich zwischen ihnen eine wahre Freundschaft und immer innigerer Verkehr. Sie besprach mit ihm die höchsten Geistesfragen und vertraute seiner Klugheit die wichtigsten Familienangelegenheiten. Bald gehörte es auch zu Leibniz' liebsten Genüssen, seiner hohen Gönnerin, „unserer großen Kurfürstin", wie er sie später nannte, sich zu nahen und alle Talente und Gaben seines reichen Geistes in ihre Dienste zu stellen. Für ihn begann von da die glänzendste und fruchtbarste Periode seines Wirkens.

Aber auch die bei der Uebersiedelung nach Hannover zwölfjährige Prinzeß Sophie Charlotte wuchs hier nun unter Leibniz' Augen auf und entwickelte sich aufs schönste unter seinem wohlthuenden Einflusse. Durch ihn gewann sie früh die Bildung des Urtheils, die Kenntniß vieler Dinge, den freisinnigen Blick in die Welt und den Drang nach Wahrheit; und schon in dem kindlichen Gemüth keimten die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit für den weisen Lehrer und den Freund ihrer Mutter, der in späteren Jahren ebenso der ihrige ward. Leibniz nennt sie in dieser Zeit, in welcher er sie zuerst kennen lernte, die „holdseligste Prinzessin" und sagt später: „sie habe so vortreffliche Naturgaben besessen, daß daraus nichts Anderes als etwas Herrliches durch Gottes Gnade entstehen können." Von ihrer Mutter „zur wahren, ungefärbten Gottesfurcht, christlichen Liebe, auch Sanft- und Demuth von Jugend auf angeführt", habe sie stets einen thätigen Glauben und christlichen Wandel bewiesen. „Und," sagt Leibniz, „während oft fürstliche Kinder also verleitet werden, daß sie sich ein Mehreres als andere Menschen zu sein bedünken lassen wollen, hat sie hingegen alle Zeit eine wundersame Leutseligkeit spüren lassen, also daß sie sich ihres hohen Standes und göttlicher Gaben im geringsten nicht überhoben, sich stets im Reden und anderer Bezeigung so freundlich erwiesen, daß man nicht anders als von Verwunderung entzückt von ihr gegangen. Jedermann zu erfreuen und glücklich zu sehen, war ihres Herzens Freude; Anderer Unglück ging ihr selbst zu Herzen, und glücklich gepriesen hat sich Jeder, der in ihrer blühenden Jugend ihr zu nahen die Gnade gehabt."

Aber diese blühende Jugend sollte nicht lange der goldenen Freiheit sich erfreuen. Der Kurprinz Friedrich von Brandenburg, Wittwer nach kurzer Ehe mit der hessischen Prinzeß Elisabeth Henriette, die ihm nur eine Tochter hinterließ, richtete sein Auge auf die Prinzeß Sophie Charlotte von Hannover. Die Herzogin Sophie hielt diese Verbindung aus politischen Gründen für sehr wünschenswerth: es sollten die Interessen der beiden sich vielfach widerstrebenden Dynastien dadurch ausgeglichen und eine Politik befördert werden, welche an die Stelle der Rivalität die Gemeinsamkeit der Interessen setzte. Von Hannover ward dieserhalb der Minister Otto Grote im Herbst 1683 nach Berlin gesandt, und von ihm wurden die Unterhandlungen wegen der Heirath klug geführt und glücklich zum Schluß gebracht. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm gab seine Einwilligung, im September 1684 begab sich der Kurprinz mit großem Gefolge nach Hannover und am 28. September fand die Trauung zu Herrenhausen statt, wo Schloß und Gärten darauf noch eine Reihe glänzender Feste sahen. Am 14. November hielt das kurprinzliche Paar seinen feierlichen Einzug in Berlin.

Hier fand die damals sechzehnjährige Sophie Charlotte Alles anders, als sie es am Hofe zu Hannover gewohnt war. Ihre Bildung und Lebensanschauung waren von der ihres Gemahls gar sehr verschieden. Anfangs fügte sie sich in dessen Gewohnheiten, in dessen Vorliebe für die steifen Ceremonien und den lästigen Hofprunk; nach und nach aber ward das Verhältniß ein förmliches und kaltes. Als am 29. April 1688 der große Kurfürst starb und Sophie Charlotte's Gemahl als Kurfürst Friedrich III. die Regierung antrat, nahm der Hof desselben noch einen prunkvolleren Charakter an und wetteiferte in Pracht und Luxus mit dem Ludwig's XIV. Es würde nun Sophie Charlotte bei ihrem großen Verstande, unterstützt von Schönheit und Liebenswürdigkeit, leicht gewesen sein, in den schwierigen Verhältnissen am Hofe ein Uebergewicht zu erlangen und sich des schwachen und stets einflußbedürftigen Charakters des Kurfürsten zu bemächtigen, aber ihre Sinnesart ging nicht auf Herrschen aus, die Ausübung der Macht reizte sie nicht. Sie unterwarf sich mit edler Gelassenheit, wo es die Umstände geboten, dem prunkenden Ceremoniell des Hoflebens, fühlte sich aber fremd, vereinsamt und wenig angeregt, den Gemahl auf ihre Neigungen hinzuleiten. Sie wandte sich einem geweihten Kreise inneren Geisteslebens zu, beschäftigte sich eifrigst mit den Wissenschaften, verkehrte vielfach mit bedeutenden Gelehrten und richtete sich — später in dem von ihrem Gemahl ihr geschenkten Lustschlosse Lützenburg (nach ihrem Tode ihr zu Ehren Charlottenburg genannt) — ein dem elterlichen Heim in Herrenhausen ähnliches, der steifen Etikette entsagendes Asyl ein, wo sie den Wissenschaften und geistreichem Verkehr lebte und besonders in stillen Stunden eifrig mit ihrer Mutter und dem gelehrten Freunde Leibniz correspondirte.

Neben den Wissenschaften pflegte sie aber auch die Kunst und suchte ihr einsames Leben in dieser Richtung immer schöner und genußreicher zu gestalten. Ihr Trieb zur Fröhlichkeit machte sich ebenfalls geltend; ihre Seele gab sich mit ungezwungener Freiheit und Arglosigkeit den Erheiterungen hin, die ihr namentlich die Musik, Schauspiele, Opern und Ballette gewährten. „Sophie Charlotte," sagt ihr Enkel Friedrich der Große von ihr in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg", „war eine Fürstin von ausgezeichneten Verdiensten, welche alle Reize ihres Geschlechts mit Anmuth des Geistes und einem aufgeklärten Verstande verband. Durch sie kam der Geist der Geselligkeit, wahre Höflichkeit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften nach Preußen. Charlottenburg war der Sammelplatz der Leute von gutem Geschmack; allerlei Vergnügungen und Festlichkeiten der mannigfaltigsten Art machten den dortigen Aufenthalt reizend und den Hof glänzend."

Aber die weltlichen Belustigungen, an denen die Kurfürstin, welche übrigens durch ihre philosophischen Studien keineswegs mit der Kirche entzweit war, auch großes Wohlgefallen fand, riefen den Widerwillen und scharfe Rügen der strengen Geistlichkeit hervor; und als Sophie Charlotte bitter hierüber klagen muß und ihren Abscheu ausspricht gegen die in Berlin — wie am Hofe Ludwig's XIV. — damals auftretende, der Sünde dienende Bigotterie und Heuchelei, da schreibt ihr Leibniz aus Hannover (10. Februar 1692): „Es scheint, daß wir jetzt in einer Zeit leben, wo das Aeußere der Frömmigkeit Mode ist, und der französische Hof, die Quelle der Moden, giebt darin gutes Beispiel; denn Alles drängt sich dort dazu, fromm zu schreiben, selbst der berühmte Satiriker Boileau. Desto besser, wenn das Innere dem entspricht! Aber ich werde es erst glauben, wenn ich sehe, daß man sich wahrhaft in der Welt bessert, daß man die vergangenen Ungerechtigkeiten gut machen und sich enthalten wird, neue zu begehen; wenn ich sehen werde, daß der Stolz und die üble Nachrede aufhören; kurz, wenn ich jene Liebe unter den Menschen werde herrschen sehen, welche der Prüfstein der wahren Liebe Gottes ist. Sonst ist es nichts als Bigotterie. Ich finde oft eine wahrhaftere Tugend bei denen, welche nur als rechtschaffene Menschen zu handeln vorgeben, als bei diesen Gascognern der Frömmigkeit, welche über Kleinigkeiten und Nebensachen außer sich gerathen. Ich schätze unendlich die Klugheit und Wissenschaft, welche Herr Spener bisher in die-

sen Dingen an den Tag gelegt hat. Er scheint mir die Sache nicht zu übertreiben, und wenn die Anderen ihm glichen, würde man sich nur um die Ehre streiten, wohl zu handeln. Niemand wird sie Eurer Kurfürstlichen Hoheit streitig machen, da Gott Ihnen dazu alle Vortheile der Natur und des Glückes gegeben hat, und besonders den Willen, davon guten Gebrauch zu machen, welches das kostbarste Geschenk des Himmels ist. Sie tragen von nun an in einem so ruhmvollen Kampfe unter den Personen Ihres Ranges den Preis davon. Ich glaube, daß die wahre Tugend, welche in einer großen, von den Reizen der Welt umgebenen Fürstin glänzt, mehr werth ist als die abstoßende und zurückgezogene Tugend einer Antoinette v. Bourignon, welche darüber Bücher schreibt, ohne sie vielleicht gehörig auszuüben. Es ist leicht, die Prüde zu machen, wenn man das Alter erreicht hat, und neunzig Jahre sind eine große Hülfe gegen die Freuden der Welt. Ich bitte Gott, Ew. Kurfürstl. Hoheit bis zu solchem Alter zu erhalten, welches von Natur die Heiligen macht."



Gottfried Wilhelm Leibniz.

Waren bei der Heirath der Sophie Charlotte, wie schon erwähnt, politische Motive maßgebend gewesen und sollte dadurch eine freundliche und gegenseitig fördernde Stellung der beiden Höfe von

Berlin und Hannover befestigt werden, so entsprachen die Erfolge den gehegten Hoffnungen nicht immer. Auch die nahe Verwandtschaft war nicht fähig, der Spannung und Eifersucht, womit Kurbrandenburg lange schon dem Streben Hannovers nach höherer Macht und Stellung zugesehen hatte, ein Ende zu machen. Das Verhältniß ward noch gespannter, als Hannover trotz aller Hindernisse endlich 1692 sich zum Kurfürstenthum und zu gleichem Range wie der mächtigste norddeutsche Staat erhoben sah, obgleich des Kurfürsten von Brandenburg Einwilligung, ja Mitwirkung dazu gewonnen war. Sophie Charlotte blieb erst für lange Jahre jeder politischen Einwirkung fern, ward auch von solcher durch den allmächtigen Minister ihres Gemahls, den Oberpräsidenten Eberhard v. Dankelmann, stets abgedrängt; und da war es besonders die Kurfürstin Sophie von Hannover, welche das gute Einverständniß zwischen beiden Höfen durch ihr immer steigendes Ansehen bei ihrem Schwiegersohn zu erhalten verstand und einem Bruche, wie er manchmal drohte, glücklich entgegenarbeitete. Ihr gelang oft, was alle diplomatische Kunst nicht hatte erreichen können; sie wirkte versöhnend und vermittelnd für alle Parteien und wußte gut zu machen, was üble Gesinnung oder Halsstarrigkeit gewisser Personen geschadet hatten. Dann aber brachte der Fall des der Kurfürstin Sophie Charlotte mißliebigen Dankelmann im December 1697 und der im Januar 1698 erfolgte Tod des Kurfürsten Ernst August von Hannover eine Krisis hervor, während welcher es einen Augenblick schwankend war, wer den Einfluß des gestürzten Ministers erringen und behaupten würde. Sophie Charlotte aber trat jetzt ihrem Gemahle näher, und von ihrem neu gewonnenen Einflusse hoffte nun der hannoversche Hof günstige Förderung seiner Angelegenheiten in Berlin. Namentlich Leibniz legte sogleich in einer Denkschrift beiden Kurfürstinnen, deren volles Zutrauen er besaß, dringend ans Herz, diese günstige Conjunctur zu benutzen, um eine feste Union zwischen beiden Häusern zu erreichen und alle Vortheile einer solchen zu ernten. Der Kurfürstin Sophie empfahl er, der Tochter mit guten Rathschlägen zur Seite zu stehen: sie könnten dann eine zum Wohl beider Häuser gereichende Macht behaupten. Sich selbst empfahl Leibniz als geeigneten vertrauten Vermittler zwischen beiden Höfen. Als äußeren Anhaltspunkt seiner Thätigkeit in Berlin schlug er die Gründung einer Societät der Wissenschaften vor, wozu schon, wie wir gleich hören werden, von Sophie Charlotte die erste Anregung gegeben war. Die beiden Kurfürstinnen gingen freudig auf Leibniz' Vorschlag ein, und von nun an besonders tritt Leibniz auch zu Sophie Charlotte in ein innigeres Verhältniß, in regen schriftlichen wie persönlichen Verkehr.

Die nächste Veranlassung zu der Stiftung der Societät der Wissenschaften gab also, wie gesagt, die Kurfürstin Sophie Charlotte. Sie hatte eines Tages bei Tafel ihr Bedauern geäußert, daß in Berlin kein eigener Kalender verfaßt werde, kein Astronom und keine Sternwarte anzutreffen sei. Sie erwirkte sodann den Beschluß ihres Gemahls, daß für eine Sternwarte gesorgt werden sollte. Leibniz, dessen Lieblingswunsch während seines ganzen Lebens es gewesen, eine umfassende Gesellschaft von Gelehrten zum Zweck der gemeinsamen Arbeit an den Wissenschaften und deren praktischer Anwendung zu stiften, war über jenen Beschluß hoch erfreut und suchte denselben sogleich für eine Societät zu erweitern. „Ich bin entzückt,“ schrieb er damals an den Cabinetssecretär Cuneau, „über die Nachricht von dem guten Vorhaben, welches man bei Ihnen für die Beförderung der Wissenschaften gefaßt hat; und was Sie mir von der Veranlassung sagen, welche die Frau Kurfürstin dazu gegeben hat, wird mir eine besondere Gelegenheit verschaffen, da ich dieser Tage mir die Freiheit nehmen muß, an sie zu schreiben. Die Astronomie trägt zum Ruhme großer Fürsten bei; dieses wird sie indessen auf den Weg führen, noch weiter zu gehen und an mehrere andere anziehende Wissenschaften zu denken.“ Und an die Kurfürstin Sophie Charlotte schrieb er: „Ich glaube, wir werden nun auch zu Stande bringen, was Alles übertreffen wird, was die Königliche Societät von London und die Königliche Akademie der Wissenschaften in Paris nicht haben leisten können und nicht leisten werden; der Zauber

einer bewunderungswürdigen Fürstin hat bei allen Dingen mehr Macht als die bestimmtesten Befehle auch des größten Fürsten der Erde. In der That, ich habe oft gedacht, daß die Frauen erhabenen Geistes geeigneter sind als die Männer, die schönen Wissenschaften zu fördern. Die Männer, durch ihre Geschäfte und Berufsarbeiten gebunden, denken meistens nur an das Nothwendige, während die Frauen, deren Lage und Beruf sie über verdrießliche und mühsame Arbeiten erhebt, ungebundener sind und fähiger, an das Schöne zu denken. Und wenn man dieselben, statt ihren Geist auf Toilette und Putztisch zu beschränken, frühzeitig zu wahrhafteren und bleibenderen Schönheiten und Zierden hinleitete und gewöhnte, welche in den Wundern Gottes und der Natur sich finden, so würde ihre Wißbegierde und ihr Geschmack dem menschlichen Geschlechte zu größerem Nutzen gereichen und zur Ehre Gottes mehr beitragen als alle Pläne der Eroberer, welche nur auf Streit und Vernichtung ausgehen. Aber Eure Kurfürstliche Hoheit, als Tochter der Madame Kurfürstin (Sophie) — und dies sagt Alles — haben immer so schöne und große Gedanken gehegt, welche die der berühmtesten Männer beschämen können. Und ich bin auch fest überzeugt, daß Sie Ihr Interesse und Ihre Wißbegierde noch auf andere Gegenstände ausdehnen werden, die nicht weniger wichtig und nicht weniger schön sind als die Astronomie, und die ebenso gut als diese Wissenschaft den Gegenstand bilden würden für eine Kurfürstliche Akademie der Wissenschaften, welche es mit der Zeit mit denen von Paris und London würde aufnehmen können, zur Ehre und zum Ruhme nicht allein des kurfürstlichen Gründers, sondern auch ganz Deutschlands."

Sophie Charlotte ging sogleich auf diesen Plan Leibniz' mit Freude und größtem Interesse ein, und ihrer Fürsorge und Thätigkeit, ihrem in dieser Hinsicht unbestreitbaren Einflusse auf ihren Gemahl, welchem überdies eine Akademie der Wissenschaften mit zum Glanze seiner Regierung zu gehören schien, ist neben Leibniz die Ausführung des Planes zu verdanken. Auch Friedrich der Große in seinen „Denkwürdigkeiten ꝛc." mißt die Ehre der Gründung dieser Societät der Sophie Charlotte und Leibniz gemeinsam bei: Jene Fürstin, sagt er, habe das Genie eines großen Mannes mit den Kenntnissen eines Gelehrten vereinigt und einen Philosophen wie Leibniz vollkommen zu würdigen gewußt; dieser aber, vom Himmel mit einer der bevorrechteten Seelen bedacht, welche sich den Fürsten gleichstellen, ja mehr als eine Seele habend, sei für sich allein schon eine Societät gewesen.

Im März 1700 erhielt der Hofprediger Jablonski vom Kurfürsten Friedrich den Auftrag, Leibniz nach Berlin einzuladen, und da Sophie Charlotte gerade in Hannover sich befand, konnte Leibniz seine fürstliche Gönnerin auf ihrer Rückreise begleiten. Im Mai traf er in Berlin ein und wurde mit großer Auszeichnung aufgenommen. Von diesem ersten längeren Aufenthalte Leibniz' in Berlin, vom Mai bis August 1700, beginnt die geistige Freundschaft der Sophie Charlotte für ihn sich in vollem Maße zu entfalten; die fünf Jahre von 1700 bis zum Tode der Kurfürstin im Jahre 1705 sind die Sonnenzeit in Leibniz' Leben.

Seine damalige Anwesenheit in Berlin fiel mit rauschenden und glänzenden Festlichkeiten des Hofes infolge der Vermählung der einzigen Tochter erster Ehe des Kurfürsten mit dem Erbprinzen von Hessen-Kassel zusammen, welche anfangs die Stimme der ernsteren Muse übertäubten. Aber doch wurde in diesem rauschenden Wechsel der Tage die Societät der Wissenschaften glücklich zur Reife gebracht; der Kurfürst genehmigte den von Leibniz entworfenen Plan und vollzog am 11. Juli 1700 den Stiftungsbrief; Leibniz ward zum kurfürstlichen Geheimrath und zum beständigen Präsidenten der Societät ernannt.

Gleich an demselben Tage, zugleich dem Geburtstage des Kurfürsten, gab Sophie Charlotte zu Lützenburg ein glänzendes Maskenfest, von welchem Leibniz am 13. Juli eine Beschreibung an die Kurfürstin Sophie lieferte. Leibniz stellte auf demselben einen Astrologen dar, „aber," schreibt er, „der Herr Graf v. Wittgenstein löste mich gutherzig ab. Er richtete glückliche Prophezeiungen an den Kurfürsten; die Fürstin von Hohenzollern, die

erste Zigeunerin, wahrsagte darauf der Frau Kurfürstin zum schönsten in hübschen deutschen Versen — und ich stellte mich vortheilhaft mit meinem Augenglase, um recht nahe zu sehen und Ew. Durchlaucht darüber Bericht zu erstatten." — Daß aber der Reiz solcher Lustbarkeiten für Leibniz leicht erschöpft wurde, sehen wir aus einem anderen Briefe desselben aus Berlin an seine fürstliche Freundin in Hannover, worin er meldet, daß er am Tage vorher erst um drei Uhr von Lützenburg zurückgekehrt sei, und hinzufügt: „Ich führe hier ein Leben, welches Ew. Kurfürstl. Durchlaucht mit mir ‚ein liederlich Leben' nennen."

Alles aber, was während dieses Aufenthaltes Leibniz' in Berlin, im Sommer 1700, zu den glänzenden Festen Veranlassung gegeben hatte, trat bald gegen ein ohne Vergleich wichtigeres Fest und Ereigniß in den Hintergrund, welches damals nach allen Kräften vorbereitet wurde: gegen die Errichtung des Königreichs Preußen.

Die Erwerbung der Kurwürde durch Hannover, der englischen Königskrone durch Wilhelm von Oranien, der polnischen durch August von Sachsen hatten die ganzen europäischen Rangverhältnisse zu Ungunsten Brandenburgs verschoben. Der Ehrgeiz des Kurfürsten Friedrich III. trachtete nun schon länger dahin, die Königskrone zu gewinnen. Nach mehrjährigen, dafür und dagegen ausfallenden Erwägungen und Berathungen mit seinen Ministern begann er dann deshalb mit dem kaiserlichen Hofe zu verhandeln, längere Zeit erfolglos, bis die günstige politische Constellation ihn sein Ziel beim Kaiser erreichen ließ. Am 16. November 1700 erfolgte der Abschluß des geheimen Kronvertrags, und am 18. Januar 1701 fand mit größtem Pomp zu Königsberg die Krönung Friedrich's, des ersten Königs von Preußen, und seiner Gemahlin statt.

Die Königin Sophie Charlotte, ermüdet durch die prunkvolle und angreifende Feier, deren Gegenstand auch sie sein mußte, und für ihre Person gleichgültig gegen jeden Zuwachs äußerer Größe und Herrlichkeit, hatte sich nach der Rückkehr von Königsberg auf ihr Schloß Lützenburg in die Ruhe und Einsamkeit zurückgezogen, wo ihr meistens nur ihre geistvolle Hofdame und treue Freundin, Fräulein v. Pöllnitz, Gesellschaft leistete. Von hier aus schrieb sie an Leibniz die herrlichen Worte: „Glauben Sie nicht, daß ich diese Größe und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den philosophischen Unterhaltungen vorziehe, welche wir in Lützenburg gehabt haben!" Und sogleich empfand sie auch wieder das Verlangen, sich von geistigen Dingen mit Leibniz zu unterhalten. Als Jablonski in Lützenburg erwähnte, er habe zu den nächstbevorstehenden Festlichkeiten auch Leibniz im Namen der Societät eingeladen, fügte die Königin den Auftrag hinzu, ihn auch in ihrem Namen nochmals einzuladen und um Beschleunigung seiner Ankunft zu ersuchen. Auch Fräulein v. Pöllnitz mußte dieserhalb an Leibniz schreiben, und diese fügte der Einladung munter hinzu, daß ihre Einsamkeit doch immer noch lustig sei, und erinnerte an das Sprüchwort: „Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf Tischen und Bänken." Aber Leibniz durfte sich diesen Sommer über nicht von Hannover entfernen: der englische Gesandte, Graf Macclesfield, mit der Successionsacte des Parlaments für die Kurfürstin Sophie und deren Nachkommen war soeben hier angelangt und durch den berühmten Bischof Gilbert Burnet, welcher zu den eifrigsten Anhängern des Hauses Hannover gehörte, auch besonders an Leibniz empfohlen, welcher in dieser Angelegenheit thätig mitgewirkt hatte. Leibniz entschuldigte sich daher wegen seines Verbleibens in Hannover in einem Briefe an die Königin vom 23. September 1701 mit den Worten: „Ich habe Ew. Majestät meinen Hof noch nicht machen können, wie ich mit Leidenschaft wünschte, weil man außerordentlich in mich gedrungen ist, eine Arbeit, womit man mich beauftragt, fertig zu machen. Indessen hoffe ich, daß es mir vergönnt sein wird, ein wenig auszuruhen und diesen Sommer nicht vorübergehen zu lassen, ohne eine Pflicht zu erfüllen, welche einen großen Theil meiner Glückseligkeit ausmacht. Die gnädige Güte Ew. Majestät und dieses Glück, daß ich in der Nähe sehen kann, was die Bewunderung der Erde ist, läßt mich alles das vergessen, was mich anderswo zu betrüben vermag. Und dazu wird

auch die Freude beitragen, welche mir die Wahrnehmung verursacht, daß die Welt Eurer Majestät und der Frau Kurfürstin (Sophie) Gerechtigkeit widerfahren läßt. Diese war ungeduldig, Sie als Königin zu sehen; und kaum sind Sie es geworden, können, aber der Königin edle Bescheidenheit ward dadurch nicht erschüttert; sie mit ihrer tiefen Menschenkenntniß wußte, was sie von solchen Schmeicheleien zu halten habe, und kannte auch eines Leibniz schwache Seite. „Wie schätzenswerth,"



Sophie Charlotte.

Madame, so freut es sie, daß sie sich auf dem Wege befindet, Ihnen zu folgen. — Doch es ist wahr, weder Ew. Majestät noch die Kurfürstin, Sie Beide haben der Kronen und Diamanten nicht nöthig, um zu glänzen." Solche Verehrung und Huldigung eines großen Mannes hätte eine weniger starke Seele leicht eitel machen schreibt sie an Fräulein v. Pöllnitz, „ist das Mißtrauen in das, was wir können! Aber diese Tugend ist selten. Glauben wir nicht immer, einige Karate mehr zu gelten als Andere? Was für eine häßliche Sache ist doch der Hochmuth! Und doch ist dieses Gefühl unser treuester Begleiter. Großer Leibniz, was für schöne

Sachen sagst du über diesen Gegenstand. Du gefällst, du überredest, aber du besserst nicht!"

Leibniz' Wunsch, daß es ihm vergönnt sein möchte, in der Nähe der Königin von seinen Arbeiten auszuruhen, sollte bald in Erfüllung gehen; er brachte den Herbst und Winter des Jahres 1701 in Berlin und Lützenburg zu und durchlebte hier die schönsten, innerlich reichsten Tage seines Lebens, in denen er mit seiner königlichen Schülerin und Freundin die tiefsten Gegenstände der Wissenschaft, die Grundprobleme des Christenthums über die Erlösung, über Gnade und Verdienst, über Freiheit und Vorherbestimmung und was damit zusammenhängt, in fast täglichen Unterredungen erörterte. Der philosophische Forschungstrieb der Königin nahm einen immer höheren Flug, ihr Wissensdurst ward immer unersättlicher, und sie beruhigte sich nicht bei bloßen Entscheidungen durch die Autorität des Namens, sondern sie forschte unablässig nach den Gründen der Dinge; ja die Antworten der Philosophen ließen oft ihren rastlos vordringenden Geist unbefriedigt, und für ihre Zweifel und Fragen blieb selbst eines Leibniz dialektische Kunst oft unzureichend. So beschwerte sie sich einst in einem Briefe an Fräulein v. Pöllnitz: „Hier ist ein Brief von Leibniz, welchen ich Ihnen schicke. Ich liebe diesen Mann; aber ich habe Lust, mich darüber zu ärgern, daß er Alles so oberflächlich mit mir treibt. Er setzt Mißtrauen in mein Genie; denn es geschieht selten, daß er mir mit Präcision auf die Materien antwortet, welche ich in Anregung bringe." Und Leibniz gab ihr einst, als sie ihm ähnliche Vorwürfe machte, die bezeichnende Antwort: „Es ist nicht möglich, Sie zufrieden zu stellen, denn Sie wollen das Warum des Warum wissen."

Besonders gaben die in jener Zeit viel besprochenen und große Aufregung verursachenden Schriften von Pierre Bayle Veranlassung zu wiederholten eingehenden Unterredungen zwischen Leibniz und Sophie Charlotte. Die Werke jenes berühmten Skeptikers, welche darauf ausgingen, die Bedeutung der theologischen Controversen und dadurch das Ansehen der Theologen selbst zu schwächen und zu untergraben, waren auch für die Königin, welche dieselben gern und fleißig mit Leibniz las, eine Quelle von Zweifeln auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie geworden. — Betroffen von der Fülle des moralischen und physischen Uebels dieser Welt, welches mit der Regierung eines allweisen und allgütigen Vaters im Widerspruch zu stehen scheint, hatte Bayle behauptet, daß, um den Ursprung dieses Uebels zu erklären, die Theologie mit der Philosophie nicht in Einklang zu bringen sei, und hatte hierdurch, bei aller Ehrerbietung gegen das Christenthum, mannigfache Zweifel über die Vorsehung auch bei Sophie Charlotte erweckt. Leibniz, welcher der erhabenen Lehre von der Uebereinstimmung des Glaubens und der Vernunft und der Bekämpfung einer blinden Schicksalstheorie sein ganzes Leben gewidmet hatte, unternahm es nun in jenen Unterredungen mit seiner hohen geistvollen Schülerin, die Weisheit Gottes in der Erschaffung der möglichst besten Welt zu vertheidigen. Mit philosophischen und historischen Gründen führte er ihr den Grundsatz aus: daß die Vernunft stets auf der Seite der wahren Religion sei und daß kein Widerspruch der wahren Vernunft gegen die wahre Religion vor dem Philosophen bestehen könne. Da die Vernunft ein Geschenk Gottes sei so gut als der Glaube, so würde in ihrem Kampfe gegen einander Gott gegen Gott kämpfen; und wenn die Einwürfe der Vernunft gegen einen Glaubensartikel unauflöslich seien, so würde man sagen müssen, daß dieser vorgebliche Artikel falsch und nicht offenbart sei, es würde eine Chimäre des menschlichen Geistes sein. — Auf diesem Wege suchte Leibniz alle Einwendungen gegen die heilige Schrift und Offenbarung aufzulösen. Er stellte sodann das höchste Wesen dar, wie es in seiner Weisheit und Güte alle möglichen Welten mustert und die mit der Freiheit des Menschen vereinbarlich beste Welt (vermöge des „zureichenden Grundes") zur Wirklichkeit bringt; wie Gott bei der Einsetzung schwacher endlicher Geschöpfe Unvollkommenheit und Uebel zulassen mußte: das moralische (die Sünde), um die Freiheit vernünftiger Erdenbewohner nicht zu zerstören, das physische (die Leiden) als Strafe und Mittel zu seinem göttlichen Zweck.

Diese philosophischen Unterredungen, welche Leibniz damals mit der Königin Sophie Charlotte führte, gaben dann die Veranlassung und bildeten die Grundlage zu dem berühmten, populärsten aller Werke Leibniz': zu seiner „Theodicee oder der Idee einer Rechtfertigung Gottes wegen des Uebels in der Welt", ein Werk, welches damals das Lesebuch aller Gebildeten in Europa war, weil es hervorging aus dem innersten Geiste und Bedürfnisse des Jahrhunderts, und es zugleich das erhabene Denkmal wurde, welches Leibniz seiner königlichen Freundin nach ihrem Tode setzte, da es ihr nicht vergönnt sein sollte, das Erscheinen desselben zu erleben. Wie jene Gespräche mit Sophie Charlotte der Keim und wesentliche Bestandtheil dieses Werkes sind, vernehmen wir aus einem Briefe Leibniz' an Thomas Burnet: „Der größte Theil dieses Werkes ward stückweise verfaßt, als ich mich bei der seligen Königin von Preußen befand, wo man diese Materien bei Gelegenheit von Bayle's Wörterbuch und seiner übrigen Werke, welche dort viel gelesen wurden, verhandelte. In unseren Unterredungen pflegte ich auf die von Bayle erhobenen Einwürfe zu antworten und zu zeigen, daß sie nicht so stark seien, als manche der Religion wenig günstige Leute glauben machen möchten. Ihre Majestät befahl mir ziemlich oft, meine Antworten schriftlich aufzusetzen, um sie mit mehr Aufmerksamkeit in Betrachtung ziehen zu können. Nach dem Tode dieser großen Fürstin habe ich, auf die Erinnerung meiner Freunde am Berliner Hofe, welche davon unterrichtet waren, dem Befehle der Königin völlig Genüge zu leisten, diese Stücke gesammelt, vermehrt und daraus dieses Werk gebildet. Da ich seit meiner Jugend über diesen Gegenstand nachgedacht habe, so glaube ich ihn bis auf den Grund erörtert zu haben."

Damals, im Winter 1701, traf Leibniz am Hofe der Königin Sophie Charlotte auch einen Mann, welcher dort wie überhaupt in jener Zeit großes Aufsehen erregte: den Irländer Johann Toland, den Führer der im Anfang des 18. Jahrhunderts emporkommenden „Freidenker" Englands. Kurz vorher war dessen Hauptwerk „Christianity not mysterious" erschienen, aber auch sogleich in England für ein öffentliches Aergerniß erklärt worden. Dasselbe sollte den Beweis liefern, daß das Evangelium nichts über die Vernunft Hinausgehendes enthalte und daß also die christliche Religion nicht wohl ein Mysterium genannt werden könne. Toland war im Gefolge des schon genannten englischen Gesandten, des Grafen Macclesfield, nach Hannover gekommen, wo er die ehrenvollste Behandlung erfuhr und vielfache Unterredungen mit der Kurfürstin Sophie und mit Leibniz hatte. Auf Wunsch der Königin Sophie Charlotte war er dann auch nach Berlin gereist, wo er bei der philosophischen Königin für seine Ansichten eine günstigere Aufnahme hoffte, als er zu Hannover gefunden hatte. Aber diese Erwartungen schlugen fehl; auch Sophie Charlotte neigte sich wie ihre Mutter mehr zu dem christlichen Theismus Leibniz' als zu dem englischen Deismus. Uebrigens war Toland von dem Aufenthalte am preußischen Hofe entzückt und machte die gewonnenen Eindrücke später (1705) durch den Druck bekannt. Interessant in Beziehung auf die Königin Sophie Charlotte ist in seinen Reiseschilderungen folgende Stelle: „Die Königin bringt ihre meiste Zeit in einem Palaste zu, der bei dem Dorfe Lützelburg an der Spree, eine Meile von Berlin, liegt und noch nicht völlig ausgebaut ist; von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschuyte und kleinem Kahn zu Wasser fahren. Lützelburg wird in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden, und zwar durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlotte's, der allerschönsten Fürstin ihrer Zeit, die keinem Menschen an richtigem Verstande, an netten und wohlgesetzten Worten wie auch an Annehmlichkeit der Conversation und des Umganges etwas nachgiebt. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man admirirt sowohl ihren scharfen und geschwinden Geist als ihre gründliche Wissenschaft, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat. Ja, ich muß frei bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehört, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen, die Unzulänglichkeit und Sophisterei eines

vorgebrachten Arguments und Schlusses hurtiger entdecken oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können als eben sie. Kein Mensch hat jemals besser die Kunst gelernt, wie man sich bei allem seinem Thun und Lassen mit Nutzen eine zuläßliche Ergötzlichkeit machen könne als eben sie. Sie sieht gern, wenn Fremde ihr aufwarten und von Allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Unterricht geben. Was ihre Person anlangt, so ist sie eben nicht so gar lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe; ihre ganze Bildung ist überaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft; sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare."

Auch im Sommer des Jahres 1704 ward Leibniz wieder von der Königin dringend nach Lützenburg eingeladen; seine Arbeiten in Hannover hielten ihn jedoch damals zurück. Aber im Januar 1705 finden wir ihn abermals in Berlin. Die Königin Sophie Charlotte entschloß sich gerade in der Zeit, zum Carneval nach Hannover zu reisen. Sie und ihre Mutter, die Kurfürstin Sophie, hatten sich bisher fast alljährlich einander besucht. Dieser lebhaft gepflogene Verkehr war für beide Fürstinnen der schönste Theil ihres Lebensglücks, für die gesellschaftliche Annehmlichkeit beider Höfe ein reicher Gewinn und auch für die politischen Verhältnisse der beiden Staaten zu einander oft von großem Vortheil. Diese Besuche waren jedoch von mancherlei Umständen abhängig, und es bedurfte oft hülfreicher Klugheit, die Hindernisse zu überwinden. Auch der diesmaligen Reise der Königin stellten sich Schwierigkeiten entgegen. Es herrschte eine große Spannung zwischen Sophie Charlotte und der bei ihrem Gemahl in hoher Gunst stehenden Gattin des damals mächtigen Ministers Grafen v. Wartenberg, und die Reise schien davon abhängig, daß die Gräfin mit nach Hannover eingeladen würde. Die Königin, welche sich nicht verstellen konnte, that keinen Schritt dazu; aber die Kurfürstin Sophie nahm die Sache praktischer und trat wieder vermittelnd ein. Sie schrieb an Leibniz: sie wolle doch lieber, daß ihre Tochter mit der Gräfin als gar nicht käme. Die Reise ward dann endlich vom Könige zugestanden und auf den 12. Januar 1705 festgesetzt. Schon am Tage der Abreise fühlte Sophie Charlotte sich leidend, verschwieg es jedoch, um die Reise nicht etwa zu hindern. Unterwegs aber ward das Uebel, eine Geschwulst im Halse, schlimmer; sie mußte einige Tage in Magdeburg rasten und traf erst am 18. Januar in Hannover ein. Hier ward sie bald ernstlich krank; es traten Fieber, Beklemmungen und Erstickungsanfälle ein. Alle angewandten Mittel blieben erfolglos, und in den ersten Morgenstunden des 1. Februar 1705 starb die erhabene Königin zu Herrenhausen ohne alle Todesfurcht und mit großer Ergebung in der Blüthe und Vollkraft ihres Lebens.

Dem so schnell sie hinraffenden Tode nahe, hatte sie noch Leibniz' Namen genannt, während sie an die Unendlichkeit dachte. Ihr Enkel Friedrich der Große erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: „Eine ihrer Damen, welche an ihrem Bette stand, zerfloß in Thränen. ‚Beklagen Sie mich nicht,' sagte sie zu ihr, ‚denn jetzt werde ich meine Wißbegierde befriedigen in Betreff der Grundursachen der Dinge, die mir Leibniz niemals hat erklären können: über den Raum, über das Unendliche, über Sein und Nichtsein.'"

Leibniz, welcher durch nothwendige Arbeiten in Berlin zurückgehalten war und die Königin zu deren großem Bedauern nicht hatte nach Hannover begleiten können, ward durch die plötzliche Todesnachricht aufs tiefste erschüttert. Das Verhältniß der Freundschaft, in welchem er zu der Entschlafenen gestanden, war so anerkannt, daß er in Berlin von den Gesandten und anderen hohen Personen förmliche Beileidsbesuche empfing. Sein eigener Schmerz über den schweren Verlust spricht noch zu uns aus mehreren seiner Briefe. Der gemeinsamen Freundin, dem Fräulein v. Pöllnitz, schrieb er: „Ich schließe auf Ihre Empfindungen von den meinigen; ich weine nicht, ich beklage mich nicht, aber ich weiß nicht, woran ich mich halte. Der Verlust der Königin scheint mir ein Traum; aber wenn ich von meiner Betäubung erwache, finde ich ihn nur zu wahr. Ihr Unglück geht in nichts über das meine, nur daß Sie lebhaftere Empfindungen haben und

von dem gemeinschaftlichen Unglück in der Nähe betroffen wurden. Dies ermuntert mich, Ihnen zu schreiben und Sie zu bitten, Ihren Schmerz, wenn es möglich ist, zu mäßigen, damit er Ihnen nicht schade. Nicht durch einen schweren Gram werden Sie das Andenken einer der vollkommensten Fürstinnen der Erde ehren; durch unsere Bewunderung werden wir es thun, und die vernünftige Welt wird zur Hälfte auf unserer Seite stehen. Mein Brief ist philosophischer als mein Herz, und ich bin nicht im Stande, meinen eigenen Rath zu befolgen, aber er ist nichtsdestoweniger vernünftig." Und an seinen Freund, den Feldmarschall Grafen Matthias v. d. Schulenburg, schrieb Leibniz aus Berlin (am 5. März 1705): „Obgleich die Vernunft mir sagt, daß das Bedauern überflüssig ist und daß man das Andenken der Königin von Preußen ehren soll, statt sie zu beklagen, so stellt mir meine Einbildungskraft immer diese Fürstin mit ihren unvergleichlichen Vollkommenheiten vor und sagt mir, daß sie uns geraubt sind und daß ich mit ihnen eine der größten Glückseligkeiten von der Welt, welche ich mir vernünftiger Weise für mein ganzes Leben versprechen konnte, verloren habe."

Leibniz beschleunigte dann seine Abreise von Berlin nach Hannover und traf hier noch einige Tage vor dem prunkvollen Geleite der Ueberreste der Königin nach Berlin ein. Aber er war tief gebeugt und einer Krankheit nahe, seine gewohnte Thätigkeit anfangs sehr gestört und sein Briefwechsel blieb größtentheils liegen, wie er am 10. Juli 1705 an seinen Freund W. Wotton, den berühmten Theologen zu Cambridge, schrieb: „Die Bestürzung, in welche mich der Tod der Königin von Preußen versetzt hat, ist Ursache gewesen, daß ich meinen Briefwechsel mit Ihnen und mit anderen Freunden in diesem Jahre nicht wie gewöhnlich fortsetzen konnte. Diese Fürstin erwies mir solche Gunst und Gnaden, daß meine Hoffnungen und Wünsche weit überboten wurden. Niemals hat man eine klügere und leutseligere Fürstin gesehen. Sie rief mich oft in ihre Nähe, würdigte mich oft ihres Gesprächs, und da ich an diese Glückseligkeit gewöhnt war, so ist mir die allgemeine Trauer aus einer besonderen Ursache noch empfindlicher gewesen. Als sie in Hannover aus dieser Welt schied, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich hatte folgen können. Je weniger ich nun eine solche traurige Nachricht vermuthete, desto schmerzlicher ward ich davon getroffen. Ja, ich bin einer gefährlichen Krankheit nahe gewesen und habe mich nur schwer wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft höherer Dinge und die außerordentlichste Begier, immer mehr zu erforschen. Ihre Unterredungen mit mir gingen dahin, ihre Wißbegier immer mehr zu befriedigen, und die Welt würde dereinst großen Nutzen davon gesehen haben, hätte nicht der Tod sie uns so früh geraubt."

Das erhabenste und bleibendste Denkmal aber, welches Leibniz seiner königlichen Freundin nach ihrem Tode setzte, war, wie schon früher erwähnt, jenes berühmte Werk, die reifste Frucht seines literarischen Wirkens, worin er den Kern der mit Sophie Charlotte geführten Unterredungen veröffentlichte: die im Jahre 1710 erschienene Theodicee. („Essais de Théodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal.")





Das Seelenleben der höheren Thiergattungen.

Von

Karl Müller.

Die Naturwissenschaft hat unstreitig ihre Grenzen, und wir müßten ihren Gang als irreführende Richtung bezeichnen, wollte sie ihre Kräfte in die Luft gebauten, unfruchtbaren Hypothesen zuwenden. Räthsel wird es für die Menschheit immer geben, und „irren wird der Mensch, so lang' er strebt". Das Endliche, Beschränkte übt seinen Einfluß nach allen Richtungen hin aus, und auch der Geist ist unter die hemmende Schranke gestellt. Aber es ist in vieler Hinsicht schwer zu sagen, was unerforschlich und wo die Grenzlinie der Naturwissenschaft gezogen sei. Was heute Sieg der Wissenschaft geworden, war nicht bloß den Kindheitsvölkern, sondern auch vorangegangenen, uns näherstehenden Generationen das Nebelbild des Unerreichbaren, das Geheimniß der Wunderkräfte. Die Wissenschaft kann sich nicht um die Vorurtheile derer kümmern, die ihr Halt gebieten wollen und Umkehr zur Pietät vor den Traumgebilden der Vergangenheit und Gewohnheit, die sie zerreißen muß, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will.

Nach den Begriffen der strengen Zweckmäßigkeitslehrer denkt das Thier nicht, ein Anderer denkt und handelt für dasselbe, und dieser Andere ist eben der Weltregent, der ewig Verkannte. Von der naiven Darstellung paradiesischer Anfangszustände bis herein in unser Jahrhundert des Lichtwerdens wuchert die teleologische Anschauung in den Köpfen der Menschen wie der Pilz in der feuchten Atmosphäre dumpfer Schatten. Auserlesen als einziges denkendes Geschöpf wird der Mensch dem Thiere gegenübergestellt, das verurtheilt ist, ihm zu dienen und seiner Herrschaft sich zu beugen. Das Thier soll keine Seele besitzen, die ihm die Befähigung der Selbstbestimmung auch nur in beschränktem Grade auf Grund intellectueller Vorgänge giebt; Staffage, Mittel zur Vollendung der Naturscenerien, soll es als nothwendiges Glied eingefügt sein in den Plan der Schöpfungsharmonie — für wessen Auge? für wessen Ohr? zu wessen Freude, Nutz und Frommen? Für den König der Erde, der herrschen soll über die Thiere, aber mit keiner Faser des seelischen Lebens mit ihr in Vergleich, Zusammenhang und Gemeinschaft gebracht werden darf. Wenn irgendwo, so findet hier Goethe's Ausspruch volle Anwendung, daß, wo die Begriffe fehlen, sich ein Wort zur rechten Zeit einstellt. Um ja die Kluft zwischen dem Menschen und dem Thiere nicht zu überbrücken, erfand man zur Bezeichnung des Antriebs thierischer Handlungen das Wort Instinct und war damit zugleich der Mühe enthoben, den veranlassenden Ursachen auf den Grund zu kommen und das Räthselhafte in den Erscheinungen des Thierlebens zu lösen. Sehr natürlich zu erklären ist es, daß zu diesem Auskunftsmittel, welches der Bequemlichkeit nicht

nur Vorschub leistete, sondern auch die Unwissenheit zuzudecken geeignet ist, Tausende ihre Zuflucht nahmen und die Lehre vom Instinct der Thiere zur unumschränkten Herrschaft gelangte. Erst der neuere Aufschwung der Naturwissenschaft kommt zu anderen Resultaten der Anschauung von der Thierseele und läßt sie im Lichte annähernder Menschlichkeit erscheinen, wenngleich die Unterschiedsgrade der Vermögen ihre volle Würdigung erhalten. Namentlich hat der Vergleich menschlicher Kindheitszustände mit denen des Thieres zu der unausweichlichen Einsicht geführt, daß die Bezeichnung Instinct oder Naturtrieb ebenso berechtigt ihre Anwendung auf den neugeborenen Menschen findet, der unbewußt die Mutterbrust sucht und diese Nahrungsquelle nach dem treibenden Bedürfniß annimmt, als auf das junge Säugethier, welches ebenso handelt. Bei dem älteren Geschöpf ist die Grenzlinie zwischen den Handlungen, welche hauptsächlich dem Naturtrieb entspringen, das heißt unbewußt auf Grund eines Nervenreizes durch die Leitungsnerven erfolgen, und den intellectuellen Thätigkeiten schwer zu ziehen. Vorzüglich ist dies beim Menschen nicht möglich, der ja gewissen Reflexbewegungen auch mit zwingender Nothwendigkeit unterworfen ist, gegen die sogar der zur Hemmung bereite Wille oft vergeblich ankämpft. Ein merkwürdiges Beispiel von sogenanntem instinctiven Handeln erzählt Junghuhn, der sich in der Einsamkeit der Wildniß plötzlich unter drei Tiger gestellt sah, von denen der eine sich zähnefletschend gegen ihn wandte, worauf er, ohne es zu überlegen, lautes Geschrei erhob, um die Bestie in die Flucht zu jagen. Hier lag der Motor im erschütterten, angereizten Nervensystem und die Reflexhandlung erfolgte unbewußt.

Das Bewußtsein des Unvermögens, gewisse Handlungen der Thiere, wie z. B. Wanderungen und von Kunstfertigkeiten zeugende Unternehmungen, wissenschaftlich zu erklären, führte zu der Annahme eines sechsten Sinnes der Thiere, der den Instinct erklären sollte und theils als eingepflanztes Ahnungsvermögen, theils nach Eduard v. Hartmann als unbewußtes Hellsehen charakterisirt wurde. Keineswegs ist die Wissenschaft — das gesteht auch der mit dem Thierleben innigst Vertraute — bis jetzt zur vollen Klarheit über die Entwickelung der bewundernswürdigen zweckmäßigen Handlungen der Thiere vorgedrungen. Die Erforschung der Motive dieser Handlungen ist ja in der That eine junge Wissenschaft, und ihr bleibt noch eine mühevolle Arbeit zur Erreichung ihres hohen Zieles, das sie sich gesteckt hat und vielleicht nie ganz erreichen wird, weil „ins Innere der Natur kein erschaffener Geist dringt“.

Die Untersuchung des thierischen Seelenlebens eröffnet der Wissenschaft ein ausgedehntes Gebiet, und es fällt nicht schwer, glänzende Zeugnisse für dasselbe beizubringen. Freilich darf dies nur geschehen durch Heranziehung verbürgter Thatsachen, denn die exacte Beobachtung geht von den Berufenen aus, und die Gültigkeit der Autorität ist an die Meisterschaft, an die bewährte Leistung gebunden. Um den Rahmen meiner Darstellung einzuschränken, will ich nur die höhere Thierwelt in Betrachtung ziehen.

Es wird die Klarheit fördern, wenn ich die Lebensäußerungen der Thiere von den niederen bis zu den höchsten uns in Erstaunen setzenden Graden und Ausbildungen verfolge, zu welchem Zweck die eigenen Forschungs- und Beobachtungsresultate das hauptsächliche Material liefern mögen.

Der Blick in die Wiege der sogenannten Nesthocker zeigt uns schon alsbald nach der Entschlüpfung aus der Eischale gewisse Lebensäußerungen. Die zarte Brut reckt unter zitternden Bewegungen des Kopfes den Hals aus und sperrt den Schnabel auf, um dem Ernährungstrieb, also dem sich einstellenden Nervenreiz des Hungers, Folge zu geben. In ähnlichem hülflosen Zustande befinden sich die jungen Säugethiere, deren erste Lebensäußerungen im Gebrauch ihrer Stimmen und im Suchen des mütterlichen Gesäuges bestehen. Die Handlung geschieht unbewußt, und hier waltet wirklich der reine Naturtrieb, und zwar in der Erscheinung als Einzelreflex. Das Bedürfniß des Nahrungsempfangs übt seinen Reiz auf sensitive Nerven, und die motorischen veranlassen die zur Aufnahme der Nahrung nothwendigen Bewegungen. Auf dieser Stufe der Lebensäußerung fände wohl das Wort Instinct, als bloßer Natur-

trieb gefaßt, passende Anwendung. Auf gleicher Stufe steht die Bewegung des Bürzels der Vögelchen nach dem Nestrande zum Zweck der Ablagerung der Excremente. Unbewußte Zweckmäßigkeit tritt hier in die Erscheinung, die ihre Begründung im Gesetz des Organismus sowohl wie im Freistehen des Nestes hat. Bei den Höhlenbrütern tritt die Eigenthümlichkeit auf, daß die jungen Vögelchen die zähen Abgangsbrocken regellos im Neste oder der Höhle, sogar auf den Rücken der Geschwister absetzen, und hier kommt der säubernde Eingriff der Alten zu Hülfe, welche jedesmal nach der Abgabe des Futters die Excremente im Schnabel aus der Höhle ins Freie tragen und eine geraume Strecke von der Wohnung entfernt im Fluge niederfallen lassen. Die Höhlenbrüter machen bei der Kothentleerung zwar auch diese rückschreitende Bewegung mit gehobenem Bürzel, aber die Richtung ist regellos, und der Grund hierfür ist nur in der einschließenden Umgebung zu suchen.

Wie übrigens die Organisirung den Bedürfnißforderungen entspricht, nehmen wir bei den sperrenden nackten Vögelchen an der Stärke der Halsmuskeln wahr, die Kopf und Hals kräftig emporzuschnellen vermögen. Ein anderes Bild stellen die Nestflüchter dar, solche Vögel, welche nach vollzogener Abtrocknung, sobald sie die Eischale verlassen haben, davonlaufen können, durch die bereits vorgeschrittene Entwickelung im Zustande der Einhüllung dazu befähigt. Die Fürsorge der Natur hat diejenigen Werkzeuge zur frühen Ausbildung gefördert, welche die nöthige Fortbewegung und die selbständige Aufnahme von Nahrung bedingen. Der sofortige Gebrauch derselben ist ebenfalls das Werk der Reflexbewegung. Bei den ausgekrochenen Hühnchen bemerkt man alsbald ein Picken mit dem Schnabel nach dem Boden oder der Wand hin, ohne daß Futter vorhanden wäre. Es ist die unbewußte Bewegung als Folge der Organisation. Nicht anders verhält es sich mit dem sofortigen Vertrautsein der jungen Schwimmvögel mit dem Wasser. Das lange Verweilen im Dunenkleide erfordert häufiges Erwärmen durch die Mutter. Der durch Wärmeentziehung entstehende Gemeinreflex veranlaßt das Schlüpfen unter das erwärmende Federdach, welches die Mutter ausbreitet. Erst nach und nach gesellt sich zu der unbewußten die Seelenthätigkeit.

Verfolgen wir die Entwickelung der Nesthocker, so nehmen wir auch bei ihnen nicht bloß eine allmälige, immer sicherer auftretende Vollziehung der dem Organismus entsprechenden Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten wahr, sondern auch die Unterstützung durch das ins Mittel tretende seelische Motiv. Bald nach dem Oeffnen der Augen beginnt das letztere schon mit seiner Theilnahme und äußert sich täglich deutlicher. Von Weitem erkennen die Kleinen die Eltern und sperren ihnen, mit den Fähnchen treibenden Flügeln schlagend, entgegen. Der elterliche Ton der Warnung wird wohl verstanden, und nieder duckt sich das ganze Häuflein, verstummend und zur regungslosen Haltung sofort übergehend. Das ist seelischer Reflex, wiederum beruhend auf den Trägern, den sensitiven und motorischen Nerven. Der Eindruck der äußeren Erscheinung in Gestalt oder Ton wird von den ersteren zum Centralnervensystem und von letzteren aus demselben den Muskeln zugeführt, welche das Verhalten erzeugen. Nun ist aber die Furcht vor Verfolgung und Gefahr etwas den jeweiligen Nestvögelchen Angeborenes oder auf sie Vererbtes. Die Erfahrungen unzähliger in die Vergangenheit hinaufragender Geschlechter haben sich fixirt, und die von den fixirten Eindrücken hervorgerufenen Veränderungen sind von den Nachkommen als Erbschaft angetreten. Das ist einleuchtend; aber dennoch läßt sich die Frage entgegenstellen, ob nicht die Furcht von Urbeginn an im Organismus des Individuums unmittelbare Mitgift war, und ob wirklich der Warnungston der alten Vögel die Schöpfung beängstigender Erfahrungen und denselben entsprechender Besorgnisse ist oder nicht vielmehr ureigenthümlich auch unter den möglichst friedlichen Verhältnissen der Umgebung gewesen? Ich muß gestehen, daß ich der Entstehung des Warnungstons aus Anlaß gemachter beängstigender Erfahrungen und empfundener Besorgnisse den Vorzug gebe, denn ich glaube, daß die häufig wiederkehrende Empfindung sich selbst den Ausdruck in entsprechendem

Ton zu geben vermag; — in welchem Zeitraum in vollendet constanter Eigenthümlichkeit? — wer kann es ergründen? Jedenfalls sind die Warnungsrufe der Vögel alt, denn die Gefahren drohten ihnen von jeher von allen Seiten, und wenn nicht von lebenden Wesen, gewiß doch immer von den Elementen her. Auch die Säugethiere haben ihre Warnungszeichen und Töne zum Schutz ihrer Jungen, letztere indessen in weit geringerem Maße als die Vögel. Diese Aeußerungen werden von den einigermaßen zur Entwickelung gekommenen Jungen wohl verstanden und beachtet. Die Kaninchenmutter braucht ihre Besorgniß nur durch Stampfen des Bodens mit den Hinterläufen den aus dem Bau ausgeführten Kleinen zu verkünden, und pfeilschnell verschwindet die ganze Gesellschaft im bergenden Dunkel der unterirdischen Wohnung. Viele Säugethiere locken durch einen leise murksenden Ton ihre Kleinen an sich, und diese verstehen den Ruf, der ein sofortiges Herzueilen der Gehorchenden zur Folge hat. Diese Zeichen und Töne sind bei allen Müttern innerhalb der Arten genau dieselben, und ohne Ausnahme werden sie von den Gliedern der Familie verstanden, ohne Zweifel in ihren Wirkungen durch eine uns unergründliche Naturgabe bedingt, wiewohl im Laufe der fortschreitenden Entwickelung der Jungen infolge der Wiederholung immer klarer zum Bewußtsein gebracht. Unverkennbar ist der Umstand, daß im frühesten Kindheitsalter der Thiere die Charaktereigenschaften noch schlummern und erst in Verbindung mit der Außenwelt und dem geweckten Egoismus des Individuums hervortreten. Die Mordgier und der Blutdurst des kleinen Raubthieres, welches noch keine andere Nahrungsquelle suchte als die Mutterbrust, verräth sich dem Forscher in der Organisation, vorzüglich in der Bildung des Gebisses; dem vollständig Uneingeweihten aber würde das der Wolfs-, Bären-, Tiger- oder Löwenmutter vom Gesäuge genommene Junge, dessen Alter nur nach Tagen zählt, ebenso harmlos und friedliebend seiner Naturanlage nach erscheinen wie der Säugling der furchtsamen Mutter einer Art aus den Wiederkäuern oder Nagern. Sobald aber das Raubthier in seiner Entwickelung so weit vorgeschritten ist, daß ihm die Nahrung von außen zugetragen wird, dann beginnt das Zutagetreten seiner der furchtbaren Waffenrüstung entsprechenden Eigenthümlichkeiten, und dem inneren Trieb des Raubens und Mordens zeigt sich jede seiner Waffen, natürlich im Maße ihrer Ausbildung, sogleich dienstbar. An den kleinen Kätzchen kann jeder Beobachtungsbegierige das allmälige Erwachen und Sichgeltendmachen der Raubnatur erkennen. Im Spiel der Füchschen vor dem Bau zeigt sich alsbald die ausgeprägteste Selbstsucht im Neid, in der Bosheit und Verschlagenheit des Betragens, sobald es sich um Vorkommnisse der Vertheilung von Beute unter sie durch die alte Fuchsmutter handelt. Das tritt mit zunehmendem Alter und der Ausdehnung des Gebietes der von ihnen berührten Außenwelt immer schärfer hervor, bis endlich die Macht der Selbstsucht und das Bewußtsein der genügenden Selbständigkeit die Familie aus einander führt, hier früher, dort später.

Aehnlichen Erscheinungen der allmälig erwachenden und sich schärfenden Raubnatur begegnen wir beim Beobachten der Bruten in den Raubvogelhorsten. Im Familienleben der Hühnerhabichte habe ich wahrgenommen, daß schwerverletzte oder kranke Insassen der Raubgier der flüggen Brüder oder Schwestern zum Opfer wurden. Ein anziehendes Bild stellen die jungen Nestvögel überhaupt durch ihren mit dem bewußten Handeln in Verbindung stehenden Entwickelungsgang dar.

Die Kleinen werden mit dem Wachsthum des Gefieders kühner, verwegener, waghalsiger; sie fühlen ihre zunehmende Kraft. Täglich werden auf dem Nestrande die Flügel geschwungen oder in schnurrende Bewegung gesetzt. Der Trieb zum Fliegen regt sich, aber das Gefühl des Unvermögens hält sie oft viel länger vom Ausflug zurück, als es nöthig ist. Hier kommen also zwei Reflexthätigkeiten in Kampf, gerade wie bei der eintretenden Furcht, die Schweigen gebietet, und dem Hunger, der nach der Futtergabe schreien heißt. Da ist es je nach der Stärke des einen oder anderen Triebes fraglich, welcher siegt, und schwierig, die Linie zu ziehen zwischen dem von der Naturanlage

Gebotenen und der mitwirkenden Seelenthätigkeit als der Folge bereits gemachter individueller Erfahrung. Die öfters wiederkehrende furchterweckende Erscheinung wird, wenn sie nicht thatsächlich störend eingreift, nach und nach als ungefährlich schon von den flüggen Nestvögeln erkannt und schließlich weniger beachtet, womit die Seelenthätigkeit klarer zu Tage tritt. Immer unleugbarer macht sich dieselbe bemerklich, wenn die ausgeflogenen Vögel zuerst von den Alten geführt und zu Unternehmungen bewogen und später dem selbständigen Wandel überlassen werden. Da zeigt sich zunächst das Sinnengedächtniß in dem Auffinden der Plätze, an welche sie theils von den Eltern geführt, theils zufällig aus eigenem Antrieb geleitet und wo von ihnen Entdeckungen zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse gemacht wurden. Der Weg zum aufgespeicherten Weizen unter Dach und Fach geht durch eine dunkle Spalte; der junge Sperling kennt ihn als mündig gewordener Jüngling noch genau aus der Lehrzeit in der Schule der listigen Alten. Den jungen Zaunkönigen bleiben die von dem alten Paar anvertrauten Schlupfwinkel lebhaft im Gedächtniß, und die jungen Meisen, eine Zeit lang bis zum Zusammenscharen im Herbste von den Eltern sich selbst überlassen, sind wohl bewandert in der geographischen Kenntniß ihres Heimathbereiches. Ueberall und mannigfaltig offenbart sich dieses Sinnengedächtniß der Vögel schon in der Jugend, und mit zunehmendem Alter schärft, erweitert und vervollkommnet es sich auf Grund gemachter Erfahrungen. Die Sperlinge scheuen den Menschen nicht oder wenig, so lange er sich nicht um ihr Treiben kümmert und ihren Frieden nicht stört, schießt er aber mit der Flinte oder mit dem Blasrohr einige Mal nach ihnen, so fliehen sie schon von ferne die Erscheinung der Person wie der sichtbar werdenden Waffe, die sich nachhaltig in ihr Gedächtniß eingeprägt haben. Was verhilft dem Papagei, dem Staar und Kolkraben zum Nachsprechen von Worten und Sätzen? was dem Dompfaffen zum Nachpfeifen vorgepfiffener Melodien? Das Gedächtniß, welches Lage, Charakter und Tempo der Töne sich einprägt und sogar jeden Fehler, jeden unreinen Ansatz, jeden öfters wiederholten Halt hinter einer Liedesstrophe der genauen Wiedergabe übermittelt. Und wie das Tongedächtniß des Dompfaffen getreu ist, so erweist sich auch gleich vielen anderen Vögeln sein Personengedächtniß bewundernswürdig in einzelnen Fällen. Nach einem Zeitraum fast jähriger Trennung von seinem Lehrmeister, erkannte Abends bei Licht der unserem Vater geschenkte Dompfaffe sofort meinen ankommenden Bruder, dessen Stimme vom Hausflur aus schon seine Erregung bewirkte. Rührend gab er die alte Anhänglichkeit im Geberdenspiel und Vortrag seines Liedes kund. Daß sich indessen das Gedächtniß des Vogels nicht selten auch nur an die äußere Bekleidung der Erscheinung zu halten geneigt ist oder schon durch diese in Aufregung versetzt werden kann, beweist das Verhalten des Dompfaffen einer Dame, welche denselben von einem Müller erhielt, der ihm immer mit weißer Kappe auf dem Haupte vorgepfiffen hatte. Lange Zeit eigensinnig schweigend und allen Liebkosungen und Aufmunterungen unzugänglich, erhob er plötzlich in freudiger Anwandlung sein Lied, als die neue Pflegerin zu dem Mittel der Täuschung durch Nachahmung der Müllerkappe in der Wahl ihrer Kopfbedeckung griff. Das Wiedererkennen des alten Herrn und die damit in Verbindung stehenden Geberden sind für mich im Leben einiger Hunde ergreifend gewesen. Der Pudel meines Schwiegervaters begegnet ihm nach dreijähriger Trennung wieder auf der „Zeil“ in Frankfurt a. M. Laut bellend und an dem Erstaunten hoch emporspringend, begrüßt er ihn. Ja, das war ein Jauchzen und eine Begrüßung seitens des Thieres, die geradezu Achtung gebietet. Der neue Herr war vergessen oder vielmehr gänzlich in den Hintergrund getreten vor der Erscheinung, die so lebhaft sich dem Erinnerungsvermögen des Thieres eingeprägt hatte. Mit Widerstreben fügte er sich dem Zwang der fesselnden Schnur, die ihm sein verblüffter neuer Besitzer am Ring des Halsbandes festband, und noch lange wandte er den Kopf nach dem alten, die Straße hinabwandelnden Herrn.

Es kommt sehr darauf an, welche Erfahrungen das Thier in seinem vielfach bewegten Wandel macht, wie es sich zu

den seiner Gattung oder Art eigenthümlichen Gewohnheiten künftig verhält, ob genau an das Herkommen gebunden oder hier und da abweichend.

Wohl ist die Gattungsgewohnheit eine strenge beherrschende Macht, eine Art zwingenden Absolutismus, denn sie beruht auf dem angeborenen typischen Organismus und unberechenbaren Zeitraum durchschreitender Vererbung. Aber veränderte Verhältnisse und Gunst oder Ungunst der Lage können immerhin auch Gewohnheiten bis zu einer gewissen Grenze umbilden oder wenigstens in ihren Einzelgesetzen alteriren. Innerhalb der Gattungsgewohnheit machen sich individuelle Neigungen geltend, zunächst vielleicht nur hervorgerufen durch zufällige Entdeckung oder dargebotene Gelegenheit, dann aber unter Umständen auch zur Leidenschaft gesteigert. Wenn Nestor nobilis, ein in den neuseeländischen Alpen heimischer Papagei, statt des Blüthensaftes der Beeren und statt Insecten durch die dargebotene Gelegenheit der Fleischfässer der Ansiedler und der zum Trocknen aufgehängten Schaffelle Fleischkost sich erkor und in seiner leidenschaftlichen Vorliebe für dieselbe sogar lebendige Schafe anfiel und ihnen Stücke aus den Lenden hackte, so ist dies allein schon ein ausreichender Beleg für die aufgestellte Behauptung. Der Storch, die Krähe und andere der Vielseitigkeit der Nahrungsobjecte geneigte Vögel werden, durch Gelegenheit und zufällige Entdeckung lüstern gemacht, zu Räubern von jungen Hasen und Bruten der Erdnister, die eifrig aufgesucht werden.

Das Eichhörnchen, welches als Nagethier von Natur auf die Pflanzennahrung angewiesen ist, wird durch die dargebotene Gelegenheit zum leidenschaftlichen Nestplünderer. Eier und junge Nestvögelchen werden mit solcher Leidenschaft von erfahrenen Eichhörnchen aufgesucht, daß wir in ihren Räubereien nach dieser Richtung hin hervorragende Ursachen der Abnahme der Kleinvögel erkennen müssen. Die Wanderratte wird in Gehöften, wo man die Geflügelzucht pflegt, zum empfindlichsten Mörder der jungen Hühnchen, Entchen und Gänschen. Ja, ihre Vorliebe für Fleischnahrung steigert sich dadurch zu solch hohem Grade, daß sie den alten Gänsen zur Zeit ihrer Nachtruhe in den Ställen starke Verletzungen an Kopf und Hals beibringt und sogar die Augen ausfrißt. In gleicher Weise wird ihr Angriff, der sich anfänglich auf neugeborene Kaninchen beschränkt, gesteigert und auf die alte Kaninchenmutter gerichtet. Das Bewußtsein der Stärke wurzelt in dem muthezeugenden Umstande der Gesellschaft von Gefährten, mit denen sie sich zu einem und demselben Unternehmen verbunden hat.

Die Erfahrung bildet im Verein mit den Einwirkungen äußerer Veränderungen um und aus. Das große, einflußreiche Ereigniß der Eisperiode hat sicherlich tief auf die Umgestaltung der ganzen Thierwelt eingewirkt, so daß wir eine ganze Reihe von sonst unerklärlichen, zur Gewohnheit gewordenen, von Generation zu Generation forterbenden, an bestimmte Jahreszeiten gebundenen Handlungen nur durch ihr Auftreten zu erklären vermögen; aber sie hätte nur vernichtende, nicht auch umbildende Gewalt üben können, wenn die Erfahrung den Thieren nicht zu Hülfe gekommen wäre und sie der Thierseele nicht den Weg gezeigt hätte zur Rettung, Anbequemung und Veränderung in Lebensweise und Lebenseinrichtung. Die Erfahrung ist Erzeugerin von Gewohnheiten, aber sie löst oder lockert auch das Band, welches an dieselben fesselt. Sie steht höher als die Gewohnheit, welche in dem Maße sich von dem überlegten Thun entfernt, in welchem sie ihre maßgebende Herrschaft ausdehnt. Die Erfahrung beruht auf der seelischen Thätigkeit der Verbindung von Eindrücken, die im natürlichen Zusammenhang stehen, in so enger Verknüpfung, daß mit dem einen auch der andere wach gerufen wird. Die Erfahrung der Thiere geht aber noch einen Schritt weiter und verbindet von einander entfernte Eindrücke, bei denen kein Causalnexus das Verständniß erleichtert. Das Thier vermag den hemmenden Eingriff einer Gewalt von außen zu begreifen, der ihm verbietet, das Ziel seiner Neigung und seines Strebens zu erreichen. Auf diese Befähigung gründet sich die Enthaltsamkeit, die Entsagung bei noch so starkem Begehrungstrieb, ja hierauf ist das ganze glänzende Resultat der Erziehung und Abrichtung zurückzuführen.

Wir staunen über die Gewalt, welche der Thierbändiger durch die mühevolle

That der Abrichtung über blutdürstige Bestien gewinnt. Mehr als die Kunst, der Muth und die tollkühne Verwegenheit des Bändigers beschäftigt mein Nachdenken der Kampf des Thieres mit sich selbst. Der Trieb seiner grausamen Natur stachelt es fortwährend zum Sprung auf den Versucher an, aber die Furcht, welche ihm das bannende Auge, die Zuchtwaffe in der beherrschenden Hand, mit einem Wort die menschliche Ueberlegenheit als Ausfluß der Intelligenz einprägt, siegt. Das ist ein unheimlicher, zur höchsten Spannung gesteigerter Kampf, in welchem die mit einander kämpfenden Empfindungen durch Eintritt irgend einer unberechenbaren Veranlassung oder eines kleinen Fehlers seitens des Bändigers in der beherrschenden oder unterdrückten Lage plötzlich wechseln können. Beim zahmsten jungen Löwen erwacht der Blutdurst zu unbändiger Gewalt, wenn die leckende Zunge die Haut zum Austritt von Blutstropfen geritzt hat, und selbst der von dem Thiere mit außerordentlicher Anhänglichkeit auf Wanderungen im Freien begleitete Herr ist dann der drohendsten Lebensgefahr ausgesetzt. Bewundern wir aber auf der einen Seite die Beherrschung eines furchtbar mächtigen Triebes des gebändigten Löwen unter der Herrschaft eines entgegenstehenden Seelenreflexes — denn die Abrichtung stützt sich ja doch nicht auf bloße mechanische Wirkung, sondern auf das Verständniß des Thieres —, so müssen wir andererseits das Unvermögen der thierischen Intelligenz eingestehen, welche weder das Uebergewicht der eigenen Kraft zu wägen noch auch das an sich Unbedeutende der beherrschenden materiellen Schranke zu begreifen vermag. Aber nehmen wir nicht derartige Erfahrungen auch bei rohen Kräften unter den Menschen, die sich dem Uebergewichte der ihnen sich entgegenstellenden Intelligenz oder moralischen Macht unwillkürlich beugen, wahr? Man muß selbst Thiere gezüchtet und abgerichtet haben, um zu ermessen, wie viel Antheil an dem Werke der Erziehung das geistige Wesen des Erziehers, die Art der Behandlung, die Anlehnung des Lehrers an die Anlagen und den Grad der Auffassungsgabe sowie die individuellen Eigenthümlichkeiten des Schülers haben. Das Thier will erst studirt sein, ehe es zum Studium auf die Hochschule der Lehre und Ausbildung geführt wird.

Und hier gilt der Grundsatz, den Unterricht möglichst frühe, jedoch ohne Ueberspannung und Ermüdung der lernenden Kräfte zu beginnen. Die Parforcedressur der Hunde sollte längst gänzlich überwundener Standpunkt sein, denn nichts ist unnatürlicher, als mit der Erziehung und Abrichtung zu warten, bis der Hund ein Jahr alt geworden ist. Wir haben unsere jungen Hühnerhunde, sobald sie über ein Vierteljahr alt geworden, spielend angeleitet und die Liebe zum Herrn wie zur Vollziehung seiner Anweisungen frühzeitig durch verständnißweckende Beziehungen zu fördern gesucht. Allmälig vom Leichten zum Schwierigen aufsteigend, gelangten wir so zu bewundernswerthen Resultaten, mit denen diejenigen der späteren ernsten Praxis auf der Jagd in Einklang standen. Nichts ist verderblicher als eine rohe Behandlung des Hundes, und wenn trotz derselben hier und da Befriedigendes erzielt wurde, so war der Grund in der hervorragenden Beanlagung des Thieres, gewiß nicht in der Art der Behandlung zu suchen. In möglichst verständnißinnige Beziehung zum Herrn gebracht, entwickelt der Hund seine Fähigkeit unter dem Segen einer heiteren Stimmung und der naturgemäßesten Lösung der ihm gestellten Aufgaben. Dabei soll und darf die systematische Grundlage der Dressur nicht fehlen, und mit der Zunahme der Reife des jungen Lehrlings wächst selbstverständlich auch der Ernst der Forderungen.

Die Erziehung muß auf die Ausbildung der beliebten Raceanlagen und auf die Erzielung der gewünschten Brauchbarkeit gerichtet sein. Dem entsprechend sollen Uebungen unternommen werden, welche der Naturgabe zu Hülfe kommen und sie zur Höhe großartiger Fertigkeit führen.

Es ist bewundernswürdig, zu welcher Höhe der Intelligenz der Hund durch Geduld und Ausdauer sowie unter der obwaltenden Regel vernünftiger und humaner Behandlung erzogen werden kann. Sehen wir von der Gelehrigkeit des Pudels, den Scheitlin Menschthier nennt, von den vielfach bekannten Kunststücken abgerichteter Exemplare ab und wenden

wir uns zu einem ziemlich kleinen Hunde gemischter Race, dessen Kopfbildung an den Wachtelhund erinnerte, der in Leipzig producirt und von Nichtkennern der Grenzen thierseelischer Thätigkeit gänzlich falsch beurtheilt und auf die Stufe eines gewandten Rechenmeisters erhoben wurde. Sein schielender Lehrer stellte sich mit erhobenem Stöckchen vor den auf dem Tisch sitzenden Hund, wo Karten in mehreren Reihen gelegt waren. Von den Zuschauern namhaft gemachte Karten wurden von dem Thiere ohne Zögern herausgefunden und mit der Schnauze betastet. Darin ging er nie fehl. Aber damit nicht genug. Das von einem Zuschauer angegebene Alter an Jahren wußte der Hund durch Zusammensetzung gewisser Karten von eins bis zehn ausfindig zu machen. Ich erforschte alsbald den Hergang der Sache und forderte den Lehrer auf, mir das Stöckchen in die Hand zu geben und bei Seite zu treten. Natürlich wurde die Zumuthung zurückgewiesen, denn das ganze Kunststück beruhte in dem genauen Verständniß des Hundes für den auf die betreffende Karte scharf gehefteten Blick des Herrn. Das Stöckchen mochte ebenfalls zu einer Direction dienen. Jedesmal warf der Hund einen prüfenden Blick auf seines Herrn Auge, ehe er die Karte bezeichnete, und ohne Zweifel hoch zu rühmen ist die strenge Wahrnehmung der Richtung des hindeutenden Auges.

Die Sache war auf Täuschung des Publikums abgesehen, und der Ruf des Wunderhundes sollte nur Mittel sein zum Zweck hoher Einnahmen. Der Unternehmer sah sich von mir durchschaut, denn meine an ihn gerichtete Bemerkung brachte ihn in sichtbare Verlegenheit: „Die Zahl der Jahre braucht nicht dem Hund genannt zu werden, es genügt, wenn man sie Ihnen ins Ohr flüstert, denn Zahlen spielen bei Ihrem Hunde in der Lösung seiner Aufgabe gar keine Rolle.“ Dennoch war hier genug seelische Beigabe vorhanden. Welche Anerkennung verdient schon der geduldige Gehorsam, das fortwährend gespannte Aufmerken, die Mißachtung aller Erscheinungen und Auftritte in der Umgebung, welche geeignet waren, den Sinn des Thieres zu zerstreuen!

Mit der Erfahrung ist die Combinirung unzertrennlich verbunden, sie setzt Verständniß voraus und leitet so in den eigentlichen Bereich der Schlußfolgerung und Ueberlegung hinüber. Wir brauchen nicht zum verständigen Papagei unsere Zuflucht zu nehmen, um Verstandesthätigkeit auch bei den Vögeln nachzuweisen, dieselbe tritt uns schon bei anderen klugen, überlegenden Vögeln entgegen. Wer die Thierseele genau studirt, wird sogar eine Art Gewissensäußerung bei dem erzogenen Thiere, vorzüglich dem intelligenten Hunde, selbst bei gezähmten und wohlerzogenen Vögeln, wahrnehmen. Die Vorstellung von den eigenen Handlungen und ein Bewußtsein von der Uebereinstimmung derselben mit dem ins Gedächtniß aufgenommenen Willen des Erziehers und Unterrichters oder des Abweichens von demselben ist vorhanden, und es bleibt nur das davon abhängige Gefühl der Thierseele als Gewissen nachzuweisen übrig. Dies läßt sich aber erkennen in den Geberden der Zufriedenheit und Freude wie in den Zeichen der Verlegenheit. Und sei auch nur die Aussicht auf Belohnung oder die Furcht vor der Strafe Urheber des Gebahrens, der niedere Grad der Gewissensregung ist damit, natürlich unter Ausschluß moralischer Begriffe, erwiesen.

Wenn meines Vaters Hühnerhündin einen Fehler begangen oder irgendwie gegen den Willen ihres Herrn gehandelt hatte, so genügte schon die Erscheinung des von ihr mit großer Anhänglichkeit überall hin gern begleiteten Mannes, um sie in ergötzliche Verlegenheit zu bringen. Sie verrieth das unleugbare Bewußtsein, gegen das Gesetz, gegen ihres Herrn Willen gehandelt zu haben. Rührend war eines Tages die demüthige Selbstverleugnung, als die Hündin dem zur Pürsche ziehenden Herrn im Gefühl des Zweifels, ob er es billige, schleichend gefolgt war. Erst in der Nähe des Waldes entdeckte sie mein Vater, und nun sprach deutlich aus dem flehenden Auge die Frage: darf ich oder darf ich nicht? zürnst du mir ob meines Nachschleichens oder nicht? Wie der Mensch zum Menschen spricht, so lautete ohne irgend ein abwehrendes oder strafendes Zeichen das entscheidende Wort: „Siehe, Bella, auf dem Pürschgang kann ich dich nicht

brauchen, kehre also wieder um." Die Ruthe zwischen die Hinterbeine geklemmt, machte das verständige und gleichsam im Gewissen getroffene Thier Kehrt nach Hause.

Zu dieser Art von Gewissensregung gesellt sich bei Thieren zuweilen ein Gefühl der Theilnahme für den Herrn. Mein Bruder ritt einen großen Schimmel, der ihm bei seinen Dienstgängen im Walde, zur freien Weide gelassen, gleich anhänglich und auf Pfiff und Ruf achtsam folgte wie der vortreffliche „Caro", mit welchem er in freundschaftlichem Verkehr stand. Eines Tages setzte das Pferd nicht im rechten Tempo und in genauem Anschluß an das Wort des Reiters über einen breiten Graben und warf seinen Herrn ab. Zitternd am ganzen Körper stand es, seines Fehlers sich bewußt, und wer möchte es nicht für möglich halten, daß eine Zugabe von Theilnahme am Schicksal des Herrn in der Aufregung enthalten war? Mit außerordentlichem Eifer führte das sanft behandelte Pferd unmittelbar nach dem Unfall, entsprechend dem Befehl des wieder in den Sattel gestiegenen Reiters, das Uebersetzen ein halbes Dutzend Mal tadellos aus; es war im Bewußtsein des begangenen Fehlers darauf bedacht, denselben wieder gut zu machen.

Sprechen nicht die Tage der Trauer, welche Hunde auf den Gräbern ihrer Herren zubrachten, für die Wahrscheinlichkeit einer gewissen Theilnahme, zeugt nicht dafür auch die todesmuthige Vertheidigung des in Lebensgefahr befindlichen Herrn gegen seine Feinde? Ein alter pensionirter Actuar hier in Alsfeld hatte sich vor fünfzehn Jahren, während der Nacht in die Fluth versunken, an einen Weidenbusch festgeklammert. Sein Hühnerhund eilte unter lautem Geheul in das nahe gelegene Gehöfte, wo die Leute, auf das Gebahren des ihnen bekannten Hundes aufmerksam gemacht, mit Laternen sich anschickten, dem vorangehenden Hunde zu folgen; dieser führte sie zu seinem in Lebensgefahr schwebenden Herrn zur Rettung. Ist eine solche mit tiefer Erregung und sprechenden äußeren Zeichen verbundene That des Hundes ohne theilnehmende Empfindung erklärlich? Gewiß nicht. Hier lag keine Abrichtung zu Grunde, wie es bei den segensvollen Rettungsthaten der Bernhardinerhunde der Fall war.

Tritt die Anhänglichkeit an die Person oder den Heimathsort des Thieres mit der Inanspruchnahme des Ortsgedächtnisses in Verbindung, so leistet mancher Hund Großes. Mein Bruder nahm von Staden in der Wetterau, dem Wohnort unseres Vaters, den daselbst erzogenen Hühnerhund zu Fuß mit zur Eisenbahn nach dem zwei Stunden entfernt liegenden Friedberg. Dort wurde der Hund in den Hundebehälter des nach Frankfurt fahrenden Zuges gethan. In Frankfurt gingen Herr und Hund zum Darmstädter Zug. In Darmstadt blieb der Hund mehrere Tage während der Abwesenheit seines Herrn in dessen verschlossenem Zimmer. Am dritten Tage entwich durch Nachlässigkeit des Dienstpersonals der Hund und suchte zunächst seinen Herrn, dann begab er sich zur Eisenbahn, untersuchte den Wartesaal und lief längs der Schienen in der Richtung nach Frankfurt. In der Nähe Frankfurts verließ er die Bahnlinie und begab sich, wie zufällig Leute aus Staden auf ihrer Wanderschaft versicherten, denen er begegnete, ohne auf ihr Locken zu achten, in directer Richtung nach dem seitwärts im Niddathal liegenden Staden, durchschwamm den Main und langte Nachmittags um sechs Uhr in der Küche des Pfarrhauses an, nach dem Futternapf am gewohnten Platze suchend. Nach brieflicher Mittheilung meines Bruders war der Hund Morgens um zehn Uhr entwichen und hatte, die Zeit des Suchens nach dem Herrn in den Straßen Darmstadts nicht abgerechnet, in acht Stunden die vierzehnstündige Entfernung zurückgelegt. Das nenne ich ein Meisterstück, zu dessen Ausführung nur hochbegabte Individuen befähigt sind. Wäre der Hund längs der Eisenbahn bis Friedberg und von da auf der Hochstraße, die er kannte, nach Staden gelaufen, so wäre dies zwar schon eine Großthat gewesen, weit anerkennenswerther aber ist die Wahl der directen Richtung, die den Hund durch unbekanntes Terrain, selbst über einen breiten Fluß führte und das Ziel nicht verfehlen ließ. Das zeugt von einer hohen Gabe des Scharfsinns und der Orientirung, zugleich aber auch von rüh-

render Anhänglichkeit an den Herrn und die Heimath. Nach vergeblichem Suchen der Person erwachte mächtig das Heimweh, und sicherlich flossen dann Person und Ort in der Vorstellung des Thieres in einander; im ungestümen Sehnsuchtstriebe wurde Beides identisch.

Bewunderungswürdig erscheint uns das schon sehr frühe zur Entwickelung kommende Unterscheidungs- und Erkennungsvermögen des Vogels. Wenn die Scharen alter und junger Staare im Juni von vielen Hunderten gebildet werden und man ist Zeuge des verwirrenden Durcheinanders, nimmt aber dennoch wahr, wie sich die Familienglieder immer wieder zusammenfinden, weil die Alten ihre Jungen nicht bloß, sondern auch letztere die ersteren mit untrüglicher Sicherheit herausfinden, so muß dies um so mehr Staunen erregen, als die Unterscheidungsmerkmale für unser Auge nicht erkennbar sind. Das Vergleichungsvermögen scheint indessen nur nach bestimmten Richtungen hin vorhanden zu sein, und zwar merkwürdiger Weise gerade da, wo dasselbe durch die Forderung der Erhaltung und des Fortbestehens nothwendig ist. So weit reicht das Vermögen des Thieres nicht, daß es sein Farbenkleid in Vergleichung zu bringen vermag mit anderen Gegenständen; aber wenn das Rebhuhn sich bei nahender Gefahr dicht an den Boden drückt, die Spechtmeise starr in der Lage und Stellung verharrt, in welcher der Schreck sie ergriff, der Hase sich tief in die Furche drückt, so ist mit solchen Handlungen das Bewußtsein verbunden, daß dadurch die Entdeckung von Seiten des Feindes zu verhüten ist. Hier kommt die Gattungsgewohnheit in Verbindung mit Einzelausführungen, welche die Ueberlegung oft mit glänzendem Erfolg vorschreibt. Abweichungen von den gewöhnlichen Regeln sind zuweilen die Verkündiger überraschender Verstandesthätigkeit. Eine Schnepfe, die mehrmals durch den Jäger und Vorstehhund beunruhigt worden war, erhob sich plötzlich am sonnenhellen Tage hoch in die Luft und verlor sich in die Weite. Eine Wildgans, welche vom Bachufer angeschossen ins Feld gestrichen war, legte sich platt mit vorgestrecktem Hals ganz gegen die Regel der gesunden Wildgänse hinter eine Scholle, um sich vor dem nahenden Schützen unsichtbar zu machen.

Eine von mir am Bachufer überraschte Stockente hielt den ganzen Oberkörper im Wasser, mit Ausnahme des oberen Theils ihres vorgestreckten Halses. Die überraschte Tauchente taucht in unmittelbarer Nähe des angeschlichenen Jägers und steht erst außer Schußweite von demselben auf. Was hält die geweckten Raben so merkwürdig berechnend außer Schußweite des Jägers, und was läßt dieselben sowie die Wildgänse ruhig weiter der Nahrung nachgehen, wenn der ackernde oder fahrende Landmann an ihnen nahe vorbeikam? Und was erblickt das Forscherauge in dem Kreisen des Kolkraben, bevor er sich seinem Horste nähert oder einen Raub ausführen will? Was in dem Betragen des Sperlings, wenn er die unter Schnee oder Spreu verborgene kleine eiserne Falle mit dem Köder scheu umkreist, wohl aber die umhergestreuten Kirrbrocken fein säuberlich aufnimmt? Was anders als Ueberlegung, als Unterscheidungsvermögen läßt diesen wie die einmal durch das Schlag- oder Zuggarn berückten Drosseln, Grasmücken, Nachtigallen und Dutzende anderer Vögel diesen Menschentrug meiden? Und wenn ich gar an den einzig dastehenden Fall denke, wo ein Krähenmännchen sein brütendes Weibchen, nachdem es den dem Horste zuschleichenden Jäger bemerkt hatte, aus hoher Luft niederstürzend aus dem Neste zur Flucht drängte und zerrte, so feiert die Seelenthätigkeit des Vogels einen wahren Triumph. In gleicher Weise ist dies der Fall bei anderen Beobachtungen, die wir Brüder machten. Ein Hahn vertheidigte seine Henne gegen den Hund im Hofe, sobald dieser das ihm vorgestellte Futter anging und die Hühner wegjagte. Er flog ihm ins Gesicht, so daß der Hund wich. Eines Tages ist ein Huhn allein im Hofe und wird von dem Hunde vom Freßtroge abgewiesen. Eilig läuft es um die Hausecke auf die Straße, ruft den Hahn herbei, der in hitzigem Lauf mit der ganzen Hühnerschar erscheint und sogleich sich auf den Hund wirft.

Ein Hühnerhabicht stieß auf ein Huhn. Der herbeieilende Hahn sprang mit wahrer Todesverachtung dem Räuber, mit Nägeln und Flügeln schlagend, entgegen

und verjagte schließlich den mehrmals auf das Huhn stoßenden Habicht.

Es ist nicht Einseitigkeit der Erfahrung und Beobachtung, die mich immer wieder auf die Seelenäußerungen bestimmter Säugethiere hinführt, denn einzelne Gattungen unter den Vierfüßern zeichnen sich unstreitig vor anderen durch hervorragende seelische Begabung aus. Des Elephanten Klugheit, Erinnerungsvermögen und Willensstärke sind von Kennern hoch gepriesen worden. Beispiele von lange nachgetragenem Groll und von endlicher Ausführung furchtbarer Rache, sowie Thaten der Dankbarkeit an seinem Wohlthäter stellen dieses Thier auf eine hohe Stufe der Intelligenz. Vorzüglich sind es die dem Menschen nahestehenden Hunde, an deren Charakteräußerungen das Studium des Thierfreundes sich niemals erschöpft. Wenn auch der Hühnerhund im Allgemeinen nicht frei ist von schmarotzerhaften und diebisch verschlagenen Eigenschaften, einzelne Exemplare beweisen wirklich Charakter. Eine excellirende Hündin meines Vaters arbeitete vor ihrem Herrn mit der sorgfältigsten Bravour; sobald wir Buben sie aber mit auf die Jagd nahmen, glaubte sie des Gehorsams gegenüber unserem Commando enthoben zu sein und jagte mit unverkennbarer Absicht die Hühner heraus, daß wir kaum zu Schuß kamen. Es giebt Hühnerhunde, welche keinem Fremden die Dienste leisten mögen, welche ihre Herren jederzeit von ihnen verlangen dürfen. Ist es nicht Charakter, wenn der Spitz oder Pommer Haus und Hof, Hab' und Gut seines Herrn mit aufopfernder Treue Tags und Nachts mit den wachsten Sinnen behütet? Ist es nicht ein Muster von treuem Gehorsam und charaktervoller Dienstleistung, wenn der Schäferhund die Stelle seines Herrn vertritt und im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit doppelte Gewissenhaftigkeit beim Hüten und Zurechtweisen der Heerde bekundet? Aber stellen wir auch Beispiele von Verschlagenheit und Perfidie der Hunde auf, wobei uns indessen die List und weitgehende Ueberlegung Bewunderung abnöthigt. In Gladenbach, einem Städtchen des ehemals hessischen Hinterlandes, beobachtete mein Vater am frühen Morgen vom Fenster aus folgenden Vorgang auf dem Felde. Sein Hühnerhund und sein Bracke waren zur gemeinschaftlichen Jagd ausgegangen. Ein aufstehender Hase wird von dem Bracken verfolgt, während sich der Hühnerhund in die Nähe des Hasenlagers in die Furche drückt und auf die Rückkehr des Hasen lauert. Der Eigenthümlichkeit der Hasen überhaupt getreu, kommt nach etwa einer Viertelstunde der Verfolgte dicht am Lager vorüber und wird durch einen Sprung aus dem Hinterhalt die Beute des Hühnerhundes, der ihn in Gemeinschaft mit seinem Helfershelfer verzehrt. Ein ander Mal liegt derselbe Hühnerhund in dem Zimmer anscheinend schlafend. Sein Herr genießt sauere Milch, wird aber auf einige Augenblicke abgerufen. Ins Zimmer zurückgekehrt, findet er den Teller leer, den Hund aber in vorheriger Lage noch immer schlafend. Der Teller wird von Neuem gefüllt und der Hund abermals allein gelassen, jedoch von außen durchs Fenster beobachtet. Langsam hebt das Thier den Kopf, schaut sich um und eilt dann rasch dem Tisch zu, um die Milch auszulecken. Der Herr findet beim Eintritt ins Zimmer wiederum den perfecten Heuchler in fingirten Schlaf versunken. Hier kam eine ganze Reihe von Schlußfolgerungen zusammen. Auch aus dem Leben der Katzen sind mir Thaten der Ueberlegung von hohem Interesse bekannt. In einem Dorfe des Vogelsberges fand ich eine Katze, einen Staar und ein Rothkehlchen in der Bauernstube in ungestörter Eintracht vereinigt. Die Hausfrau stellt den Futternapf für die drei Stubengenossen hin, und sofort begiebt sich das Raubthier mit den beiden Vögeln zur Stelle. Das Rothkehlchen aber wird futterneidisch und fliegt der Katze pickend nach dem Gesicht; diese zieht sich selbstverleugnend und schonend zurück, und es war rührend, wie sie die Krallen tief einzog, um auch nicht die geringste Feindschaft gegen den befiederten Kameraden zu zeigen.

G. Jäger berichtet von einer Katze Folgendes: „Eine Hauskatze hatte aus einer Reihe verschiedener Wahrnehmungen die Folgerung entnommen, daß die Köchin die Küche verläßt, wenn die Glocke ertönt. Sie benutzte dieses Ergebniß als erstes Glied zu einem Kettenschluß folgender Art: 1) wenn die Glocke ertönt,

verläßt die Köchin die Küche; 2) wenn die Köchin die Küche verläßt, kann ich das Fleisch stehlen; also 3) der Ton der Glocke verschafft mir eine günstige Gelegenheit. Nachdem dies für sie festgestanden, machte sie die weitere Beobachtung, daß beim Ertönen der Glocke jedesmal ein Draht, der über dem Kasten, worauf sie saß, hinweglief, in Bewegung gerieth. Diese Wahrnehmung bildete ein weiteres Glied zu dem obigen Kettenschluß, infolge dessen sie den Entschluß faßte, selbst an dem Draht zu ziehen. Das Experiment gelang, der Draht wurde als Mittel zum Zweck in Bewegung gesetzt und der Zweck war erreicht." Derselbe Gewährsmann berichtet über einen Orang-Utang, der lange im Londoner Garten lebte: „Er ging eines Tages mit bedächtigen Schritten vor seiner Behausung spazieren. Da fiel es einer Meerkatze bei, ihn hinterlistig ins Bein zu zwicken. Der Orang dreht sich um, mißt den kecken Burschen, der sich an ihm vergriffen hatte, mit einem Blicke, geht dann, ohne ein Wort zu sagen — denn er war ja ein Orang — in seine Behausung, holt sich dort seinen gewöhnlichen Spazierstock, hebt die Meerkatze am Schwanz in die Höhe, regelrecht, wie der Schulmeister seinen unartigen Schüler an dem Unaussprechlichen, und prügelt sie in aller Form ab."

Sicherlich vervollkommnet sich das Thier in seiner Seelenthätigkeit im Umgang mit dem Menschen, und nur unter dem bildenden Einfluß solchen Verhältnisses treten Erscheinungen auf, wie wir sie eben vorgetragen haben. Aber auch im Frei- und Wildleben des Thieres zeugen viele Auftritte von unverkennbarer Ueberlegung. Nehmen wir nur einige Belege aus dem Leben Meisters Reinecke, unseres listigen Fuchses. Mit sicherer Berechnung wartet die Fuchsmutter, die ihr „Geheck" im Bau zu versorgen hat, den Zeitpunkt ab, wo die jungen Gänschen oder Entchen zur Weide getrieben werden. Entfernt sich der Hirt oder läßt derselbe ein kleines Kind als Hüter zurück, so ist die Zeit zur Ausführung des Raubes für den Lauerer gekommen. Das Resultat kluger Ueberlegung, gepaart mit kühner Verwegenheit, war es von einem alten, jedenfalls sehr erfahrenen Fuchs, als er sich durchs Treiben hinter unsere Schützenlinie schlich und auf die Lauer stellte, bis er einen erlegten Hasen aufnehmen und davonschleppen konnte. Schlaue Berechnung lag der von mir ebenfalls erlebten Fuchsthat zu Grunde, welche sich an einem Augustnachmittag im Walde während der Taubenjagd abspielte. Ich stand unter einer hohen Eiche gedeckt im Stangenholz und schoß in kurzen Zwischenräumen mehrere Tauben, welche von der Eiche herab zu Boden fielen. Dann erst ließ ich meinen Hühnerhund zum Apportiren der Beute vor. Welches Erstaunen ergriff mich, als mir mein Nachbar laut zurief: „Eben ist Bruno hinter einem Fuchs her an mir vorübergejagt, der eine Taube im Maul trug." Der Fuchs hatte jedenfalls anfänglich auf seinen abendlichen Raubgängen Federn und Blutspuren geschossener Tauben unter dem Eichbaume entdeckt. Diese Entdeckung hatte er bald mit den am späten Nachmittag fast täglich fallenden Schüssen in seiner Nähe in Verbindung gebracht, und nun kam es nur noch auf den Entschluß an, sich in die Nähe des Schützenstandes zu begeben, um die geschossene Taube durch verwegenes Zufahren in seinen Besitz zu bringen. Hier wirkten Gedächtniß, Unterscheidungsgabe, Schlußfolgerung, Zurückdrängung angeborener Furcht, Lüsternheit und Begehrungstrieb zusammen. Es entstand ein innerer Kampf, der keine geringe Summe der Ueberlegung und Ueberwindung erforderte.

Wir mögen die ganze Periode des Sommer- und Winterlebens der Vögel durchforschen, wir können uns nur bereichern an der Erkenntniß der Seelenthätigkeit dieser interessanten Geschöpfe.

Seele spricht aus dem Kampfleben der Vögel zur Zeit der Paarung. Mit feurigen Blicken befeinden sich gegenseitig die nebenbuhlerischen Männchen; alle Bewegungswerkzeuge sind in Spannung und Thätigkeit, aufgeregt klingt die Stimme, erbost fauchen die Kämpen, stark klopft das Herz, schnell fliegt der Athem, matt liegen sie zuletzt am Boden. Das ist Eifersucht und geschieht aus Liebe zum Weibchen. Die Liebe ist egoistisch. Hat der Stärkste gesiegt, so treten die Kämpfe bei fernerer Begegnung seltener ein, und wenn außer der Paarzeit gestritten wird,

so liegen andere Regungen zu Grunde, hier Futterneid, dort Abneigung überhaupt, zuweilen wohl auch übermüthige Rauflust. Die Kohl- und die Blaumeise wie viele andere Vögel verjagen diejenigen, welche sich in ihren Haushalt eindrängen wollen, nur in der Absicht, um sich, ihr Weibchen und ihre Brut zu schützen oder nicht stören zu lassen. Das geschieht aber nicht ohne Achtsamkeit und immer nur aus innerem freien Bewegtrieb. Das Betragen gegen Nachbarn ist auch veränderlich. Hier duldet eine Meise durchaus kein anderes Vogelpaar neben sich, dort brüten mehrere in einem und demselben Baum mit ihr. Die Vögel haben ihre individuellen Eigenthümlichkeiten und Launen; sie wissen auch, gegen welchen Vogel sie etwas ausrichten und gegen welchen nichts. Im Kampfe ist indessen nicht immer Stärke entscheidend für den Sieg, sondern auch Muth, Entschiedenheit und leidenschaftliche Erregtheit. Sicher ist aber und wahr, daß der einmal gepaarte Vogel sich von keinem nebenbuhlerischen Eindringling, mag dieser auch stärker sein, vertreiben läßt, und hier wird ein gewisses Selbstbewußtsein, ein durch ein gewisses Recht auf Besitz (menschlich geredet) gestärktes Gefühl obwalten, das dem Ehegatten dem Eindringling gegenüber die Uebermacht verleiht.

Die Beobachtung zeigt, daß der Vogel im Allgemeinen nicht lange trauert, wenn die Ehe getrennt wird. Der verlorene Gefährte wird alsbald durch einen neuen ersetzt. Die Vögel sind hierin den Kindern ähnlich, die bald Trost finden und Ersatz in der Stiefmutter. Uebrigens sind mir Fälle bekannt, daß Storchweibchen, die ihre Männchen verloren, Jahre lang im Wittwenstande blieben und einsam den beliebten Horst bewohnten. Die Turteltaube trauert mehrere Tage und fliegt immer wieder zu dem Platze, wo sie ihr Weibchen verlor. Das ist ein Beweis von Erinnerungsvermögen, welches wenigstens auf einige Tage zurückreicht. Schreiten wir in unserer verfolgenden Beobachtung weiter voran zum Nestbau der Vögel, so gewinnt die Frage: Waltet auch hier Seelenthätigkeit? eine besondere Bedeutung. Zunächst ist das Bauen des Nestes ein Erzeugniß der Kunstanlage des Vogels, und vermöge vererbter Fertigkeit und vorhandener Leibesorganisation kann er nicht anders, als nach bestimmten Grundregeln, die für jede Sippe oder Art gegeben sind, bauen. Edelfink, Stieglitz, Hänfling, Grasmücke, Weidenlaubsänger, Schilfsänger &c. bauen noch heute nach denselben Grundregeln ihre künstlichen Nester wie vor Tausenden von Jahren. Der Höhlenbrüter wird seiner Gewohnheit ebenso treu bleiben wie die Schnepfe, welche auf den flachen Boden im Laub ihre Eier legt. Aber die Erfahrung bildet auch hier aus, und wenn die älteren Vögel schönere und solidere Nester bauen als die jungen, so hilft das Seelenvermögen, welches durch die Erfahrung hereingezogen wird in die Thätigkeit. Und wenn bei Nachstellungen gegen Regel und Gewohnheit statt auf Büsche auf einzeln stehende Bäume gebaut wird, so ist dies ein schlagender Beweis für die Vorgänge der Ueberlegung und Schlußfolgerung. In großem Irrthum befinden sich indessen diejenigen, welche meinen, der junge Vogel lerne das Bauen von dem alten durch Anschauung des von diesem gegebenen Vorbildes. Daß die jungen Vögel im Neste sich kein Modell an ihrer Wiege nehmen können für die zukünftige ihrer eigenen Nachkommenschaft, ist selbstverständlich. Die jungen futtergierigen Schreihälse denken nicht daran, architektonische Studien zu machen. Und welches schlechte Modell würden sie sich an dem meist durch die Brut defect gewordenen, nicht selten beschmutzten Bau nehmen! Schreiten die Eltern zur zweiten Brut, so sind die Jungen der ersten von ihnen getrennt, und keinem einzigen kommt es in den Sinn, bei jenen Bauunterricht zu nehmen. Im nächsten Frühjahr sind sie aber dennoch im Stande, ihrer großartigen Naturanlage zufolge Nester zu bauen genau nach dem Muster der alten, wenn auch erst mit der Zunahme der Jahre zur künstlerischen Solidität und sorgfältigeren Ausführung gelangend.

Auch der brütende Vogel bekundet in Bezug auf das Gelege Seelenthätigkeit. Er merkt es sogleich, wenn Eier verschoben, mit anderen vertauscht oder wenn sie verletzt worden sind: denn er ordnet sofort das Verschobene, er giebt durch Geberden und Laute kund, daß er das Fremde wohl erkannt, er ruft den Gefährten herbei

und, was das Beherzigenswertheste ist, er schafft verletzte Eier oft alsbald aus dem Neste. Diese Handlungen sprechen deutlich für das Vermögen, welches wir unbedingt ebensowohl Anhänglichkeit zu Eiern und Nest als Ueberlegungs- und Unterscheidungsgabe nennen müssen. Obgleich nun der Vogel auch fremde Gegenstände, wie untergeschobene Steinchen, annimmt und auf diesen wie auf dem Gelege weiter brütet, so beweist dies doch nur den großen Drang des Brutvogels zu seinem Geschäft. Es ist ihm Bedürfniß, die Bruthitze überzuleiten auf das Gelege, auch dann noch, wenn man ihm dies theilweise nimmt und dafür etwa Steinchen unterschiebt. Aber niemals oder höchst selten wird er nach Entfernung des ganzen Geleges auf fremdem brüten. Er verläßt das Nest, je nach Art und Individualität, nicht selten schon bei geringer Störung. Er wirft aber auch häufig genug das Aufgenöthigte aus seinem Heiligthum heraus.

Lebendig spricht die Seelenthätigkeit aus dem Gesang der Vögel. Wohl ist derselbe hauptsächlich Product des Geschlechtstriebes, aber nicht so, daß der Vogel dabei mechanisch dem materiellen Antrieb folgte und nichts seelisch empfände. Es singen auch Vögel noch, wenn längst nichts mehr von geschlechtlichen Regungen vorhanden ist. Wie äußere Einflüsse, Witterung, Nahrung u. s. w., bewirken, daß die Vögel das eine Jahr eifriger, schöner und längere Zeit singen als das andere, will ich nur vorübergehend erwähnen. Auch ruckst die Wildtaube noch nach dem Brutgeschäft, singt der eine oder andere Vogel draußen, wie z. B. der Stieglitz und Hänfling, die Feld- und Baumlerche, bis in den Herbst hinein. Die jungen Ringeltauben rucksen im August sehr eifrig, die jungen Sänger üben sich in den Spätsommer- und Herbsttagen im Gesang. Ende September und zu Anfang des Octobers lassen sich Rothkehlchen, Drosseln und Amseln früh am Morgen und vor Eintritt der Abenddämmerung laut singend vernehmen. Dasselbe nimmt man im September bei alten Rothschwänzchen, Grasmücken verschiedener Art, bei den Laubvögelchen und anderen Sängern wahr. Bedingt dies der Geschlechtstrieb? Oder hat nicht das Gefühl des Wohlseins und Behagens überhaupt den meisten bewegenden Antheil? Singt nicht manche Nachtigall gerade am eifrigsten und hingebendsten Nachts in der Nähe des brütenden Weibchens, wo bereits die Flitterwochen vorüber sind und die Betheiligung am Brutgeschäft ernste Sorge beginnen läßt? Warum hat eine Nachtigall bei mir im Käfig vom März an laut bis in den November hinein gesungen, und zwar je mehr nach dem Herbste zu, desto anhaltender und leidenschaftlicher? Warum singen Vögel im Käfige beinahe das ganze Jahr hindurch, sogar während der Mauser, wo der Säfteverbrauch doch gewiß den Geschlechtstrieb gänzlich zurücktreten läßt. Aber hat nicht die geschlechtliche Liebe auch ihre seelische, höhere Seite beim Vogel? Unfehlbar, sonst würde das Männchen nicht immer der treue Begleiter des Weibchens sein. Ein stärkeres Band hält sie unzertrennlich zusammen. Das Weibchen singt nicht, dennoch wird auch dieses von der Macht der Liebe beherrscht. Was wirkt so nachhaltig, daß Männchen und Weibchen sich selbst den Winter über treu bleiben, wo das, was wir mit dem Worte geschlechtliche Liebe im alltäglichen Sinne bezeichnen, ganz und gar zurückgetreten ist?

Verfolgen wir nun aufmerksam den Gesang des Vogels, so nehmen wir bei dem einen mehr, bei dem anderen weniger einen willkürlichen Vortrag der einzelnen Theile wahr. Die Nachtigall steht hierin obenan, und wer sie im vollen Feuer belauscht hat, wird ihr ein gewisses Ringen nach Formbildungen nicht absprechen können. Wir haben unwiderlegliche Wahrnehmungen gemacht, die für eine Productionsfähigkeit der Nachtigall im Gesang, jedoch selbstverständlich im beschränkten Sinne, reden. Kann das ohne Vorhandensein von Selbstbewußtsein und Wollen, ohne Empfindung, ohne Unterscheidungsgabe geschehen? Der lernende Dompfaffe weiß, hört, empfindet genau, wenn er einen Fehler gemacht hat, sucht sich zu verbessern, studirt, denn er vergleicht ja zwischen dem Vortrag seines Lehrers und seinem eigenen. Es ist dies Lernen nicht rein mechanisch, am allerwenigsten aber das Naturerzeugniß des Geschlechtstriebes, sondern Auffassung und Wiedergabe des Aufgefaßten unter der Leitung der Re-

flexion. Wenn der Papagei oder Staar sprechen lernt, so ist dies ohne Gebrauch einer gewissen Verstandesthätigkeit nicht denkbar. Das Ohr nimmt das Wort auf, und die Vermittelung zwischen Gehör und Stimmorgan ist durch die Reflexion bedingt. Schreibt auch der Geschlechtstrieb großentheils dem Staar sein Balzen vor, führt er den Drang zum Gebrauch des Stimmorgans zur Zeit der Geschlechtsregung mit sich, die Worte schreibt er ihm nicht vor. Der Vogel besitzt also innerhalb unübersteiglicher Grenzen Bildungsfähigkeit nach dieser Richtung hin. Nur unter der Bedingung, daß der Vogel sich im Zustande geschlechtlicher Erregung oder im vollen Wohlbehagen befindet, erhebt er seinen Gesang, und der im Gefühle der Heiterkeit und des Entzückens schwelgende Mensch singt ja auch unwillkürlich oder bricht in Bewunderungsrufe aus. Beim Menschen vermag allerdings der viel ausgeprägtere Wille und die ungleich höhere Verstandesgabe Schweigen zu gebieten. Ist das aber nicht ein erkünsteltes Schweigen? Nehmen wir ihn aber in seiner Kindheit, und die scharfen Grenzlinien zwischen menschlichem und thierischem Handeln nähern sich, verschwimmen, fließen vielfach in einander.

Betrachten wir den gesunden Knaben, der mit einem Butterbrot ins Freie eilt — er kann, wie es vielfältige Beobachtung lehrt, in kindliches Vergnügen über das Freudebringende in seiner Hand ausbrechen, und dieses Vergnügen wird sich, neben dem sinnlichen Genusse des Essens, nicht selten in Bewegungen und Lauten, ja im Singen kund geben, um so überschwänglicher, je mehr reges Gefühl, Temperament er in sich birgt. Aber selbst das vorgerückte Menschenalter kommt bei freudigen Ereignissen, wenn nicht zum Singen, so doch zum Pfeifen. „Eigentlich bedürfte es," sagt Brehm, „zum Beweise des Gemüthes der glücklichen und des Glücks sich bewußten Vögel nur des einen Wortes ‚Gesang', um genug gesagt zu haben."

Auch der Vogel vermag durch Reflexion Aeußerungen des Gefühls zu unterdrücken. Hemmende Einflüsse lassen ihn zum Gesang nur ansetzen, rasch Töne ausstoßen, leise vor sich hin flüstern. Der veränderte Ausdruck im Ton, seine Dämpfung, sein zaghaftes Hervortreten — wodurch wird es bewirkt? Durch die Seele in ihrer jeweiligen Stimmung und Verfassung. Nur bei ungetrübtem inneren Glück singt der Vogel vollkommen. Die Jungenpflege gebietet ihm durch die Fülle der damit verbundenen Sorge Schweigen.

Unbestritten ist die Liebe zu den Jungen bei dem alten Paar weit größer als zu den Eiern. Das Jammergeschrei der Eltern um die bedrohten Jungen ist unvergleichlich stärker als beim Raube der Eier. Auffallend, aber doch auch wieder sehr erklärlich ist die Abnahme der Liebe zu den Jungen bei der zweiten Brut. Das nächtliche Wiegen der Jüngsten will den Menscheneltern auch nicht mehr mit dem Eifer und der freudigen Hingebung gelingen wie beim Erstgeborenen. Mit dem Aelterwerden der Jungen wächst unstreitig die Anhänglichkeit der Eltern an dieselben. Vorzüglich ist dies der Fall bei dem Vater, der sich anfänglich oft fast gar nicht um die Kleinen kümmert und die erste Pflege beinahe ausschließlich der Gattin überläßt. Wiederum sehr menschlich. Unsere Neugeborenen werden ja auch so lange der Mutter überlassen, bis sie durch Zunahme an Wachsthum und Entwickelung das Herz des Vaters immer tiefer in das Interesse der Sorge und Pflege hineingezogen haben. Ein flügges Vögelchen wird vom Vater ebenso sehr wie von der Mutter geliebt und gefüttert; ja, ich habe sogar die sichere Beobachtung gemacht, daß in vielen Fällen der Vater weit mehr Anhänglichkeit an die ausgeflogenen Kleinen zeigte als die Mutter. Die flüggen Menschenkinder besitzen zuweilen auch in höherem Maße die Liebe des Vaters als diejenige der Mutter.

Endlich finden wir auch im geselligen Verkehr der Vögel entschiedene Beweise für ihre Seelenreflexion. Wohl gebietet ihnen die Natur im Herbste: schart euch zusammen! wie sie im Frühling die Abgeschiedenheit der Paare von einander vorschreibt. Aber die Ueberlegung kommt überall zu Hülfe, wo gemeinschaftliche Unternehmungen stattfinden. Die Erfahrenen führen die Gesellschaft an. Sie kennen die Nahrungsquellen großentheils noch von vergangener Zeit her, und die Jüngeren vertrauen sich ihrer Leitung an.

Man frage nach dem Grunde der Ausstellung von Wachen bei Wildgänsen und Kranichen, Trappen und Singschwänen: zweifellos wird der Unbefangene hier bewundernswürdige Ueberlegung anerkennen trotz vererbter Gewohnheit. Man sehe die Kraniche und Wildgänse alljährlich auf ihren Frühlings- und Herbstzügen die gewohnten Straßen ziehen: sie bleiben diesen Luftstraßen so treu wie der vertraute Wanderer seiner Straße auf festem Grund und Boden. Die Erfahrenen führen auch hier den Zug an und commandiren nach uraltem Brauch zum genauen Einhalten der Richtung über Fluß und Thal, über Hügel und Gebirgssättel. Ihre Sprache ist Allen verständlich, ihre Bewegungen und Vereinszeichen werden nicht übersehen, und wie elektrischer Strom geht die alarmirende Empfindung der anführenden Häupter durch die ganze Kette bis zum letzten Gliede.

Merkwürdig und auffallend ist die Erscheinung im Leben der Vögel, daß die Signaltöne, welche den nahenden Räuber in der Luft der umgebenden Vogelwelt verkündigen, von Allen verstanden werden und ihre erschreckende und zum rettenden Fluchtmittel auffordernde Wirkung weithin äußern, während die übrigen Töne nur unter den Gliedern der betreffenden Arten Beachtung und Verständniß finden. Hierin erkennen wir wieder die große Macht der Nothwendigkeit, zur Erhaltung und zum Fortbestand des Individuums das Seelenvermögen in seiner Thätigkeit zu erweitern. Die starken, erschütternden Eindrücke, die so häufig wiederkehren, mußten ja von jeher die Sinne schärfen und die Aufmerksamkeit über die gewöhnlichen Grenzen hinüberleiten, so daß die Erfahrung nach und nach die drohenden Eindrücke der Gefahr, welche durch die Warnungstöne anderer Vogelarten verkündet werden, in ihrer Bedeutung verstehen lehrte und dieses Verständniß dann zur forterbenden Gewohnheit gestalten konnte.

Und werfen wir sorgfältige Blicke in die Scharen unserer Finken, Meisen, Lerchen, Staare und Krähen, tausend Einzelheiten im Gesammtleben dieser Gesellschaftsverbände reden dieselbe Sprache der Verstandesthätigkeit und der Gemüthsaffectionen. Warnungsrufe, welche zum Schutz, Locktöne, die zur Aufforderung dienen, herbeizueilen, um die entdeckten Nahrungsquellen auszubeuten, Rufe, die zum Aufbruch und zum Weiterziehen mahnen, Klagetöne, welche zur theilnehmenden Versammlung und zum Beistand herbeirufen, Zeichen, die durchweg in der Gesellschaft einmüthiges Handeln zur augenblicklichen Folge haben — alle diese Erscheinungen lassen sich nur durch freie, vorurtheilslose Anschauung der Vogelwelt als einer lebendigen Werkstätte seelischer Antriebe, selbstbewußter Empfindungen und Handlungen erklären oder begreifen.





Reise-Erinnerungen.

Von

Rudolf Lindau.

(Fortsetzung.)

Von Suez über Aden nach Ceylon.

An der Treppe der „Nemesis“ wurde ich von einem breitschulterigen englischen Matrosen empfangen. Er hielt mir seinen Arm hin, auf den ich mich wie auf eine feste Barre stützen konnte, nahm mir das Handgepäck, das ich trug, ab, stellte dies auf das Verdeck und überließ mich sodann meinem Schicksal. — Ich sah mich um und war angenehm überrascht. Man hatte mir viel von der Reinlichkeit und Ordnung an Bord der großen englischen Passagierschiffe erzählt; — das, was ich sah, übertraf meine Erwartungen. Das ganze Schiff und Alles, was sich vor meinen Augen darauf bewegte, schien so makellos rein wie ein frisch gewaschenes Hemd. Es hatte dies etwas sehr Erquickendes nach dem Staub und Schmutz, in dem ich während der letzten vierundzwanzig Stunden in Aegypten gelebt hatte. — Das große Hinterdeck, auf dem ich stand, war frisch gescheuert. Die zahlreichen Boote von großen und kleinen Dimensionen, die auf beiden Seiten des Schiffes hingen, waren vom glänzendsten, reinsten Weiß; ebenso die Thüren, die vom Verdeck aus zu einigen der Kajüten führten; und auch ein kleines, niedriges Häuschen, das sich ungefähr in der Mitte des Hinterdecks, nahe der Treppe, befand und über dessen Thür in fetten, schwarzen Buchstaben zu lesen war, daß dies die Wohnung und das Arbeitszimmer des Capitäns sei und daß die Passagiere ersucht würden, dort nicht einzutreten. — Die polirten Haken, Ringe, Angeln, Thürklinken rc., die an dem Holzwerk befestigt waren und dasselbe hier und da zusammenhielten, waren aus Messing und blitzten in der hellen Sonne wie Gold.

Hier kann man schon eine starke Portion Hitze vertragen, sagte ich mir.

Die „Nemesis“ war ein Dampfschiff von 2400 Tonnen. Auf dem atlantischen

Ocean würden einige vierzig Matrosen genügt haben, um es zu bedienen; auf dem indischen Meere fuhr dasselbe mit mehr als zweihundert Mann; darunter waren jedoch nur sehr wenige Europäer — ein Dutzend vielleicht außer den Offizieren. Im Jahre 1859 hatte die P. & O.-Compagnie nämlich noch das Monopol des Verkehrs zwischen Europa und Aegypten, Indien, Australien, China und Japan. Die Gesellschaft machte gute Geschäfte, konnte, ohne unverhältnißmäßige Opfer zu bringen, generös sein und war dies im vollsten Maße. Ich lernte auf der „Nemesis“ zum ersten Mal das Leben „aus dem Vollen“ kennen, welches damals die Existenz der Engländer in Indien charakterisirte. — Die Bemannung der „Nemesis“ war nach dem Princip eingerichtet, daß es in einem vornehmen Hausstand viel Müßiggänger geben muß. Die arbeitenden Matrosen: Indier sowie auch einige Chinesen, Malaien und Neger, befanden sich vor dem Maste oder in den unteren Schiffsräumen. Auf dem Hinterdeck mischten sich unter die Passagiere zwanzig bis dreißig Individuen, deren Anzug allein schon deutlich zeigte, daß sie nicht zu schwerer Arbeit verwandt werden sollten. Sie trugen lange, schneeweiße, baumwollene Kittel, dicke Turbane aus demselben Stoff wie diese Kleidungsstücke und Schuhe aus hellem Leder mit emporgekrümmten Spitzen, in denen die dunklen Füße nackt staken. Sie lungerten auf dem Verdeck umher ohne jede regelmäßige Beschäftigung, aber stets bereit, die leichten Befehle, die man ihnen ertheilen mochte, behend und willig auszuführen. Man verlangte von ihnen Feuer zur Cigarre oder ein Glas Sodawasser, oder man trug ihnen auf, ein kleines Stück Handgepäck in die Kajüte hinunterzutragen. Es waren junge Leute zwischen achtzehn und fünfundzwanzig Jahren, und die meisten von ihnen hatten edle, schöne Gesichter, in denen besonders die großen, dunklen, schwermüthigen Augen auffielen. Sie waren von brauner Gesichtsfarbe und hatten dickes, blauschwarzes Haar. Sie sahen schwächlich, unterwürfig, resignirt aus, und ich glaube wohl, daß jeder einzelne der robusten englischen Matrosen, die geschäftig hin und her liefen und die braunen Müßiggänger, die ihnen im Wege standen, unsanft bei Seite schoben, es mit je drei oder vier von diesen leicht aufgenommen hätte. — Die Offiziere der „Nemesis“, die ich erblickte, waren ebenfalls von Kopf bis zu Fuß in Weiß gekleidet; einige mit der koketten Eleganz, die in der englischen Armee und Marine beliebt ist. Sie gingen schweigsam und vornehm einher und schienen mit einer Art wohlwollender Herablassung auf die Passagiere zu blicken. Die P. & O.-Compagnie war damals eine stolze Gesellschaft. Sie betrachtete sich in dem indischen Ocean als der Mandatar des „die Seen beherrschenden“ Englands, und ihre Offiziere und Beamten sprachen mit überzeugter Geringschätzung von den Versuchen, welche französischerseits gemacht werden sollten, mit der englischen Gesellschaft zu concurriren. Dieselben Leute, welche den Bankerott der Suezcanal-Gesellschaft prophezeiten, sagten voraus, daß die „Messagéries Impériales“ sich auf der indischen Linie ruiniren würden. — Die interessirten englischen Propheten haben sich auch in dieser Beziehung getäuscht. Die französischen „Messagéries“ sind gewaltige Concurrenten der P. & O.-Compagnie geworden, und diese hat sich widerstrebend genöthigt gesehen, mit ihrer französischen Rivalin auf dem Fuße vollständiger Parität zu unterhandeln.

Die Reisegesellschaft an Bord der „Nemesis“ zerfiel in zwei verschiedene Gruppen, die sich erst in den folgenden Tagen ganz unter einander vermischten. Die eine, bei Weitem die kleinere Gruppe, zu der auch ich gehörte, bestand aus den Passagieren aus Marseille; die zweite aus den Reisenden, die sich in Southampton eingeschifft hatten und am Tage vor uns in Alexandrien und in Suez angelangt waren. Diesen letzteren war bereits Zeit vergönnt gewesen, den ägyptischen Staub von sich abzuschütteln, und sie hatten diese Operation mit auffälliger Sorgfalt und ganzem Erfolg vollzogen. Es schien mir, als rivalisirten sie, die Frauen sowohl wie die Männer, unter einander, um sich uns, den Neuankommenden, in ihrem Aeußeren auf das Vortheilhafteste zu präsentiren. — Die Frauen trugen frische helle Mousselinkleider und Strohhüte, als hätten sie sich zu einer sommerlichen Landpartie ausgerüstet; die Männer leichte Reiseanzüge

aus dünnem Flanell; und einige von ihnen, in denen ich später alte Bewohner von Indien erkannte, weißleinene Beinkleider und kurze weiße Jacken, wie man sie in Europa nur bei Kellnern und Köchen zu sehen gewohnt ist, die aber in Indien und China in der besten europäischen Gesellschaft ganz allgemein gebräuchlich sind und bei heißem Wetter in vielen Fällen sogar den Frack ersetzen.

Ich hatte, seitdem ich den ägyptischen Eisenbahnzug verlassen, noch nicht Gelegenheit gehabt, Toilette zu machen. Mein Gesicht und meine Hände sowie mein ganzer Anzug waren mit Kohlen- und Sandstaub bedeckt, und ich fühlte, daß ich mich mit meinen wenigen Reisegenossen aus Marseille von der schmucken Gesellschaft, die uns neugierig musterte, in einer für mich durchaus nicht vortheilhaften Weise auszeichnete. Es wurde mir unbehaglich zu Muthe; ich suchte nach meinem Koffer, um diesen in die Kajüte hinabtragen zu lassen und dann ebenfalls einen gründlichen Reinigungsproceß an mir und meinem Anzuge vorzunehmen. Mein Gepäck hatte sich bald gefunden, und das Glück wollte, daß der Herr Zahlmeister, eine viel umworbene Persönlichkeit, mir auf mein höfliches Ersuchen eine kleine Kajüte für mich allein anweisen konnte. — Der englische Diener (steward), der dort wartete, zeigte mir zunächst das Badezimmer, wo ich eine erfrischende Douche nahm, und war mir später beim Auspacken meines Koffers in sachkundiger Weise behülflich. Dann verließ er mich, und ich legte darauf mit großem Behagen frische und leichte Kleider an, in denen ich nach einer halben Stunde wieder auf dem Verdeck erschien, nunmehr auch im äußeren Aussehen ein ebenbürtiges Mitglied der Gesellschaft, die dort noch immer versammelt war. Eine große Decke aus gebleichtem Segeltuch, die über den ganzen hinteren Raum des Schiffes gespannt war, gewährte Schutz vor den Sonnenstrahlen, und man befand sich auf dem Hinterdeck der „Nemesis“ so wohl und behaglich wie in einem luftigen Salon.

Leute, die nur kurze Reisen auf Schiffen gemacht haben, bilden sich gewöhnlich falsche Ideen von dem Leben an Bord der großen Dampfboote, die auf den langen Linien nach Osten oder Westen hin laufen. — In einer stürmischen Ueberfahrt von Dieppe nach Newhaven, Hamburg nach London, Havre nach Southampton, ja sogar von Calais nach Dover oder von Boulogne nach Folkstone können sich für den Passagier mehr Unannehmlichkeiten zusammendrängen, als er während einer langen Reise von Liverpool nach New-York, von Suez nach Shanghai, von Yokohama nach San Francisco &c. zu ertragen hat. Die großen Boote der guten englischen, deutschen und französischen Dampfschiffgesellschaften bieten dem Reisenden vielerlei von Unerfahrenen auf dem festen Lande kaum für möglich gehaltenen Comfort. Man schläft an Bord dieser Schiffe in reinlichen, guten Betten; man speist in eleganten, großen Salons — und die Küche ist nicht schlecht; — man hat ein langes, vortrefflich gehaltenes Verdeck zu seiner Verfügung, um spazieren zu gehen und zu rauchen, oder um sich auf bequemen Stühlen auszustrecken, zu lesen oder zu schlafen; — man findet fast immer gute, interessante oder amüsante Reisegesellschafter, und da man mit ihnen nicht ein paar Stunden nur, sondern oft Wochen lang zusammen ist, und zwar in einer Weise, welche ein schnelles Wachsen der Intimität ermöglicht, so knüpft man nicht selten Bekanntschaften an, welche die Reise auf das Angenehmste verkürzen und oft lange Jahre überdauern. — Die gefürchtete Seekrankheit endlich verliert schnell ihre gerechtfertigten Schrecken. Erstens einmal wird man an und für sich schon an Bord der großen Schiffe nicht so leicht seekrank wie auf den kleinen Packetbooten, wo Einem Raum und Luft kärglich zugemessen werden, wo man sich bei schlechtem Wetter in abscheuliche, dumpfe, überfüllte Kajüten zurückziehen muß und wo der Anblick seekranken Elends rings umher auch den Gesunden mit großem Unbehagen erfüllt; sodann ist zu berücksichtigen, daß man sich auf größeren Reisen doch gewöhnlich einer langen Reihe schöner, ruhiger Tage erfreut und daß endlich die meisten Passagiere sich sehr bald an die Bewegung des Schiffes gewöhnen, so daß nach drei- oder viertägiger Fahrt, selbst bei stürmischem Wetter, die große Mehrzahl der Reisenden bei Tisch erscheint und mit gutem Appetit der langen Mahlzeit von Anfang bis zu Ende beiwohnen kann.

Ich erinnere mich in der That nur eines einzigen Unglücklichen, der während der sechswöchentlichen Fahrt von Marseille bis Shanghai beharrlich seekrank blieb und selbst bei ruhigem Meere außer Stande zu sein erklärte, an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten theilzunehmen. Solche Ausnahmen sind aber selten. Der Umstand, daß das leidende Individuum, von dem ich spreche und mit dem ich bekannt geblieben bin, meines Wissens noch ein halbes Dutzend Mal oder öfter nach China zurückgekehrt ist, beweist übrigens, daß auch für diesen, zu Seereisen so außerordentlich schlecht disponirten Mann die Qualen der Seekrankheit nicht bis zum Abschrecken unerträglich waren. Er besuchte mich vor einiger Zeit in Berlin auf der Rückreise von China über Sibirien nach seiner Heimath Frankreich. Er erzählte mir, er habe sich niemals von der leidigen Seekrankheit curiren können und sei deshalb diesmal über Rußland gekommen. Die Landreise sei aber so beschwerlich, ermüdend und langwierig, daß er den festen Entschluß gefaßt habe, dieselbe nicht ein zweites Mal zu unternehmen und in Zukunft, wenn er noch einmal nach China gehen müßte, wiederum die Seeroute über Suez und Indien zu wählen. Ich bewunderte seinen Muth und sprach ihm dies anerkennend aus. Da zog er in französischer Manier die Schultern wie ein Frosch hoch in die Höhe und antwortete lächelnd:

„Que voulez-vous, mon cher? ... les affaires! Ich habe vor zwanzig Jahren die unglückliche Idee gehabt, meine hauptsächlichsten Interessen nach China zu verlegen, und kann nun nicht umhin, alle zwei oder drei Jahre einmal dorthin zu reisen, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu halten und zu überwachen. Das wird wohl so fortdauern, bis ich mich ganz in Ruhestand versetzen kann."

Er sah bei der Voraussicht eines großen Quantums von Seekrankheit, das ihm danach noch bevorstand, ganz vergnüglich aus, und ich kam zu der Ueberzeugung, daß auch ihm die Leiden des Uebels leicht erträglich erschienen. Ich halte es sogar nicht für unmöglich, daß mein Freund, der auf der Linie von Marseille nach China unter dem Namen „der seekranke französische Gentleman" allgemein bekannt war, diesen keineswegs beneidenswerthen Beinamen mit einem gewissen Stolz trug und gar nicht geneigt war, demselben dadurch zu entsagen, daß er offen erklärte, das Leben an Bord während der Ueberfahrt behage auch ihm ganz wohl.

Ich habe gesagt, daß man während langer Seereisen leicht angenehme Bekanntschaften macht. Was diesen Punkt angeht, so will ich hier gleich noch etwas einschalten, was für die jüngeren unter meinen Lesern vielleicht von besonderem Interesse sein dürfte.

Man verliebt sich leicht auf großen Seefahrten, und Reiseabenteuer, in dem beliebtesten Sinne des Wortes, sind während derselben etwas Alltägliches. — Ich stehe heut' der Liebschaft, die mir die Reise von Suez nach Ceylon so angenehm verkürzte, ganz objectiv gegenüber und kann davon sprechen wie von einer Sache, die mich nie etwas angegangen, sondern die Bekannten von mir unter meiner Beobachtung passirt wäre. Es liegt mir fern, den Versuch machen zu wollen, reizende Scenen aus den Heine'schen Reisebildern nachzuzeichnen; aber ich will erzählen, was mir an Bord der „Nemesis" mit einem jungen, hübschen Mädchen passirt ist, weil ich mir seitdem vollkommen bewußt geworden bin, daß ich in dieser Beziehung das Los von Tausenden glücklicher junger Reisenden getheilt habe, die vor und nach mir große Seereisen in zahlreicher, bunter Gesellschaft unternommen haben. — Eine Liebschaft an Bord gehört, wenn man jung ist, zur großen Reise wie Wassertrinken zur Brunnencur.

Den Familiennamen meiner Geliebten von 1859 habe ich vergessen. In dem Tagebuche, das ich damals regelmäßig und sachlich, aber gleichzeitig mit chevaleresker, jugendlicher Discretion führte, steht das liebenswürdige Wesen als Miß Ezza X. verzeichnet. — Ezza war ein schwermüthiges Mädchen von achtzehn bis zwanzig Jahren: mittelgroß, schlank, mit nußweißen Zähnen, schwarzem Haar, regelmäßig gezeichneten Augenbrauen, langen dunklen Wimpern und schönen blauen Augen, — Augen, die bei dem prononcirt brünetten Charakter der ganzen Erscheinung auffallend schön waren. Sie begab sich nach Indien, um die Kinder einer

dort verheiratheten Schwester abzuholen und nach England zu begleiten.

Ich machte die Bekanntschaft des jungen Mädchens noch am ersten Abend unseres Zusammenseins. Wir befanden uns im rothen Meere, und die Nacht war von wunderbarer Schönheit. Die Lichter in den Kajüten waren längst ausgelöscht, und die meisten Passagiere hatten sich zur Ruhe begeben. Auf dem Verdeck war es einsam und dunkel. Das Ohr hatte sich an das gleichförmige Geräusch der arbeitenden Maschine gewöhnt, und es war, als herrschte tiefe Stille rings umher. Am Steuerrade standen zwei Matrosen, stumm, aufmerksam, die Augen unverwandt nach dem hell beleuchteten Compaß gerichtet. Der wachthabende Offizier ging gemessenen Schrittes auf dem Verdeck auf und ab, unbekümmert um die Passagiere und wohl auch ohne große Sorge um das Schiff, das seiner Leitung anvertraut war und bei klarer Nacht auf bekannter, ungefährlicher Straße des Weges sicher vorwärts dampfte. Hier und da auf dem Verdeck kauerten und lagen regungslose weiße Gestalten. Wenn man sie genauer betrachtete, so sah man, es waren Indier. Unbekümmert um den Mond, der nach einer im Osten accreditirten Sage ein schmerzhaftes Anschwellen derjenigen Gliedmaßen verursachen soll, die seinem Schein lange und ruhig ausgesetzt bleiben, schliefen die braunen Laskaren fest und ruhig, die stillen wie aus Bronze gegossenen Gesichter dem Mondlicht zugewandt. — Das Schiff glitt schnell durch das finstere Meer und ließ einen langen glitzernden Streifen wie von flüssigem Silber hinter sich. Fliegende Fische schwirrten wie aus einem Feuerbade in die Höhe und versanken plätschernd wieder in die Fluth, die sich weißglühend vor ihnen zu öffnen schien und sich dann wieder dunkel über sie schloß.

Das junge Mädchen mit den langen schwarzen Wimpern und den blauen Augen stand auf dem Verdeck und schaute, das bleiche Gesichtchen auf die Hand gestützt, in die schöne Nacht hinaus. Ich gesellte mich unbefangen zu ihr, redete sie freundlich an und sie antwortete zutraulich. Es war eine Nacht zum Schwärmen, und es wurde mir nicht schwer, in dieser Beziehung das der Jugend Erlaubte zu leisten. Sie replicirte in demselben Ton, und bald waren wir dabei, Gedichte zu citiren: sie in ihrer wohltönenden Muttersprache mit einem weichen lieblichen Accent; ich in der meinigen, die ich sodann in möglichst zierliches Englisch übersetzte. Wir sprachen vom Mond, von den Sternen, vom Himmel und vom Meere. Ich glaube, wir spielten Beide etwas Komödie, und es war Jedem von uns in dem Augenblicke mehr um den Nachbar als um den reinen Himmel und das tiefe Meer zu thun. — Die Freude an dem landschaftlich Schönen hat bei der Jugend in der Regel etwas Conventionelles. Oft ist sie nicht ganz aufrichtig oder künstlich übertrieben. Man berauscht sich mit fremden Gedanken und Empfindungen und redet nicht nur Anderen, sondern auch sich selbst ein, daß man tief empfinde. Drei Viertel des Schwärmens für die Natur, so enthusiastisch es auch sein mag, ist bei jungen Leuten in den meisten Fällen geborgte Waare. Daher auch die Manie, bei solchen Gelegenheiten Dichter, d. h. Bilder und Empfindungen Anderer zu citiren. Innige, wohlthuende Freude an der Natur ist eines der seltenen und ist das schönste Vorrecht der Mannesreife und des Alters. — Im Frühling des Lebens ist jedes Land schön, das man in Gesellschaft der Geliebten sieht; im reifen Alter ist man geneigt, den Leuten wohlzuwollen, denen man in einem schönen Lande begegnet. Man will sich dann weniger an der Natur activ erfreuen als sich an derselben passiv erholen und genießt das Schöne, Große, Beruhigende, das Wald und Berg und Meer uns bieten, ohne Worte zu machen, in stummer, erquickender Beschauung. — Daß meine Freude an der schönen Nacht im Jahre 1859 nicht ganz aufrichtig oder wenigstens nicht so ungemischt war, wie ich vorgab, sondern daß ich vielmehr meine Hauptfreude an dem hübschen Mädchen an meiner Seite hatte, das will mich heute bedünken, weil ich mich genau einer bald darauf folgenden Nacht erinnere, in der ich zum ersten Male, und zwar in Ezza's Gesellschaft, das „Kreuz des Südens“ erblickte.

Ich hatte in' verschiedenen Büchern von der überraschenden Schönheit dieses prachtvollsten Sternbildes des südlichen Himmels gelesen und war darauf vor-

bereitet, mich daran zu erfreuen. Ezza war hingebend geneigt, dasselbe wie ich zu thun, und als junges poetisches Mädchen bereit, in der erlaubten Schwärmerei sogar noch weiter zu gehen als ich. Ein Offizier der „Nemesis“ zeigte mir die Constellation, sobald sie sich über den Horizont erhoben hatte. Meine Gefährtin und ich konnten nicht satt werden, unserer Bewunderung darüber Ausdruck zu geben. Ich weiß aber sehr wohl, daß ich gar nicht so hingerissen war, wie ich vorgab und mir einzureden versuchte, und ich vermuthe, ohne böswillig zu sein, daß es meiner Nachbarin wie mir erging. Die poetische Flamme, die wir Beide anfachten, näherte uns jedoch mehr und mehr; und ich verdanke dem „Kreuz des Südens“, das mir aus diesem Grunde besonders in angenehmer Erinnerung geblieben ist, den ersten Kuß, den ich Ezza geben durfte. — Darauf wurden wir sehr gute Freunde und blieben es bis zum schnellen Ende der kurzen vierzehntägigen Fahrt. Wir wußten Beide, daß die ganze herrliche Freude bald ein Ende nehmen würde und daß wir uns dann trennen müßten, um uns vielleicht nie wiederzusehen, — aber bis zum letzten Augenblicke sprachen wir nicht davon und freuten uns unseres Lebens. Das war vernünftig! — Ezza war allein, und ich hatte keine Bekannte an Bord der „Nemesis“. Wir saßen bei Tisch neben einander und kümmerten uns um Niemand an Bord als um uns selbst. Wir störten keinen Menschen und ließen uns durch unsere Umgebung nicht stören. Was ging sie uns an!

Am Abend vor der Ankunft in Ceylon sprach Ezza zum ersten Mal von der nun unmittelbar bevorstehenden Trennung.

„Morgen um diese Zeit ist Alles, Alles vorbei!“ sagte sie.

Ich wurde darüber sehr traurig, und sie fing an zu weinen. Wir schenkten uns gegenseitig kleine Andenken, gelobten, uns zu schreiben, und sagten — ohne innige Ueberzeugung fürchte ich, aber in der wohlwollenden Absicht, uns gegenseitig zu trösten —, wir würden uns bald wiedersehen. Wir schwuren uns jedoch nicht ewige Treue, da Jeder von uns doch wohl wußte, daß der Andere ihm dies nicht geglaubt haben würde. Wir hatten uns ohne Ueberlegung und ohne Heuchelei in einander verliebt und fühlten Beide, daß es am besten sei, ohne sentimentale Unwahrheiten von einander zu scheiden, da die nahe Trennung von vornherein vorausgesehen und unvermeidlich war.

Am nächsten Morgen wurde Ezza, sobald die „Nemesis“ vor Anker gegangen war, von ihrem Schwager und ihrer Schwester in einem kleinen Boote von Bord des Dampfschiffes abgeholt. Sie hatte dies nicht erwartet, und ich war keineswegs darauf vorbereitet. Ich hatte gehofft, wir würden den Tag noch ungestört in Point de Galle zusammensein können; wir hatten Pläne zu einem schönen Ausfluge gemacht und uns darauf gefreut. Nun blieb mir kaum Zeit, ihr in Gegenwart ihrer Verwandten wie einer gleichgültigen Reisegefährtin zum letzten Male die kleine Hand zu drücken. Sie warf mir noch einen scheuen Blick zu, voll Erbarmens und Traurigkeit; dann wurde sie fortgezogen, — und gleich darauf sah ich sie in einem Boote zwischen den zwei mir fremden Menschen, die eifrig und zärtlich auf sie einsprachen. Sie wandte noch einmal das hübsche Köpfchen; die schönen blauen Augen suchten mich unruhig, ängstlich — und fanden mich nicht; — und plötzlich kam eine große Woge, von anderen drängenden Wellen vorgeschoben, und auf ihrem schäumenden breiten Rücken wurde das leichte Fahrzeug, in dem Ezza saß, schnell und weit fortgetragen und war gleich darauf für meine Augen inmitten zahlreicher ähnlicher Boote, die vom Ufer her der „Nemesis“ zusteuerten oder sich vom Schiff dem Lande näherten, verschwunden. Ich winkte aufs Gerathewohl mit dem Taschentuch . . . Niemand antwortete! — Das sind zwanzig Jahre her! Oftmals habe ich noch mit einer Art von Herzweh bedauert, daß wir den letzten beabsichtigten Gruß nicht mehr auswechseln konnten und daß wir so gewaltsam und schnell von einander fortgerissen wurden. — Ich habe seitdem verschiedene Ezzas kennen gelernt: zwischen Yokohama und San Francisco, zwischen New-York und Southampton, dann noch auf der Rückreise zwischen Singapore und Marseille. Die habe ich alle vergessen und erinnere mich kaum noch, wie sie aussahen und hießen; keine aber, das weiß

ich bestimmt, war so reizend, so lieb wie die erste, von der ich nie wieder gehört habe.

* *
*

Die Reise auf dem rothen Meere von Suez bis Aden ist etwas über 1300 englische Meilen lang und dauerte volle sechs Tage, vom 6. bis 12. Mai. — Das Wetter war während der ganzen Fahrt sehr warm, aber doch nicht so unerträglich heiß, wie man es mir vorher erzählt und ich es mir steif und fest eingeredet hatte. Das Thermometer schwankte zwischen 25 bis 32 Grad Réaumur; die Hitze wurde dadurch besonders empfindlich, daß wir andauernd gelinde nördliche Winde hatten und also mit der Luftströmung das rothe Meer hinunterdampften. Dies hatte zur Folge, daß auf dem Schiffe selbst, trotz der Geschwindigkeit, mit der es sich vorwärts bewegte, beinahe vollständige Windstille herrschte. Bald nach Sonnenuntergang pflegte der Capitän deshalb auch kurze Zeit anhalten zu lassen und das Schiff mit der Spitze nordwärts zu drehen, damit der frische Wind die erhitzten Schiffsräume etwas kühl fegen könne. Daß von den achtzig Passagieren zusammengenommen, die sich an Bord der „Nemesis" befanden, die Worte „very hot" täglich zum mindesten vierhundert Mal ausgesprochen wurden, glaube ich dreist behaupten zu können. — Zwei von meinen Reisegefährten, ein Herr und eine Dame, hielten es für ihre Pflicht, der heißen Zone den gebührenden Tribut zu zollen, indem sie sich von der Hitze krank meldeten. Ich glaube, sie stellten sich etwas an, um sich interessant zu machen; und Ward, dem ich meine Meinung mittheilte, bestärkte mich in derselben.

„Leute, die frisch von dem Norden kommen," sagte er mir, „leiden von der hohen Temperatur gar nicht so sehr. Aber da in vielen Büchern zu lesen steht, daß Reisende im rothen Meere von der Hitze unmenschlich geplagt werden, so findet sich immer der eine oder andere Passagier, der dem Vergnügen nicht entsagen will, dies thatsächlich zu illustriren. Ich habe solche Schauspieler auf jeder meiner Reisen angetroffen, aber noch keinen einzigen an der Hitze sterben sehen. Ein Sonnenstich ist eine ernste Sache; damit ist nicht zu spaßen; — aber die beiden Patienten, die da mit geschlossenen Augenlidern ruhen und sich jeder von zwei Laskaren anfächeln lassen, die haben keinen Sonnenstich; und wenn man sich gar nicht um sie bekümmerte, würden sie sich wahrscheinlich ebenso wohl befinden wie wir. Die tropische Hitze wird erst wirklich beschwerlich und manchmal geradezu unerträglich, wenn man Jahre lang in heißen Ländern gelebt und die Energie, die man aus der Heimath mitgebracht hatte und die Einem gestattete, dem entnervenden Klima zu widerstehen, aufgezehrt hat. Alte europäische Bewohner von Indien und Südchina habe ich von der Hitze todtmatt werden sehen; die Neuangekommenen ertragen 35 bis 40 Grad Réaumur — wenn sie sich nicht zieren wollen und sich nicht unvernünftig anstrengen — ganz gut. Keine unnütze, heftige Bewegung machen — Ruhe ist die Hauptsache! Das kann man sich hier ja aber in vollstem Maße gönnen!"

Ward, wie ich beiläufig noch bemerken will, protegirte Miß Ezza und mich in der wohlwollendsten Weise. Mehr als einmal kam er zu mir herunter, wenn ich in meiner Kajüte war, um mir, mit dem Daumen über die Schulter deutend, zu sagen, sie wäre dort auf dem Verdeck, ich solle sie nicht warten lassen. Als ich ihm das erste Mal für seine Aufmerksamkeit dankte, erklärte er mir, er erweise dieselbe gern, denn er sei principiell gegen Zeitvergeudung und billige von ganzem Herzen, daß ein Mann, der durch den Aufenthalt an Bord eines Schiffes arbeitsunfähig gemacht sei, die Gelegenheit benutze, um sich zu verlieben — eine Beschäftigung, zu der es Einem am Lande häufig an der gehörigen Muße fehle.

Vom 6. bis 9. Mai verloren wir die Ufer des rothen Meeres nicht aus den Augen. Wenige Stunden, nachdem wir Suez verlassen hatten, zeigte man mir die Stelle, an der die Israeliten, von Pharao verfolgt, durch das rothe Meer zogen. Der Ort heißt Bicket-Pharaun. — Dann machte man mich auf den Berg Sinai aufmerksam, und am nächsten Tage auf die arabischen Städte Djidda und Mekka. Die erste konnte ich genau sehen, denn sie liegt unmittelbar am Meere.

Im Norden der Stadt zeigt man einen Hügel von 75 Fuß Länge, in dem nach einer alten Sage Eva, die Mutter des Menschengeschlechts, begraben sein soll. Die Existenz Mekka's nahm ich auf Treu und Glauben an, denn sehen konnte ich von der Stadt nichts.

Am 10. Mai war kein Land in Sicht; aber schon am folgenden Tage näherten sich die Ufer wieder. Wir fuhren an Mokka vorüber und passirten die Straße von Bab-el-Mandeb. Bei dieser Gelegenheit wechselte die „Nemesis" einen Gruß mit der englischen Flagge aus, die auf dem Felsen von Perim weht, einer kleinen von den Engländern besetzten Insel, welche den Eingang zum rothen Meere vertheidigt. Die unglückliche Garnison, die dort eingesperrt ist, lebt wie in einem heißen Gefängniß. Das Klima ist nicht ungesund; aber die Wache auf Perim muß häufig abgelöst werden, da viele Soldaten die Einsamkeit nicht vertragen können und aus Langerweile förmlich krank werden.

Am 12. Mai, bald nach Tagesanbruch, ankerten wir vor Aden. Unser Dampfschiff mußte seinen Kohlenvorrath wieder erneuern. Den Passagieren wurde gestattet, an Land zu gehen und dort bis vier Uhr Nachmittags zu bleiben. Die alten Reisenden an Bord sagten mir, Aden sei ein schrecklicher Ort, aber es würde sich doch für mich vielleicht der Mühe verlohnen, ihn anzusehen, wäre es auch nur, um mir eine Idee davon machen zu können, wie entsetzlich trostlos er sei. — Man empfahl mir gleichzeitig an, so früh wie möglich aufzubrechen, da die Hitze und der Staub während der Mittagsstunden äußerst beschwerlich zu werden pflegten. Ich befolgte diesen Rath und begab mich schon um sechs Uhr Morgens ans Land. Gegen zwölf Uhr kehrte ich todtmüde an Bord zurück.

Die Halbinsel Aden, auf der sich die Stadt desselben Namens befindet, ist ein Theil der Arabia felix, aber kann in der That nicht den geringsten Anspruch darauf machen, zu einem gesegneten und glücklichen Himmelsstrich zu gehören. Das ganze Land ist von der Sonne verbrannt, vollständig unfruchtbar: überall öder Sand und heiße trockene Felsen!

An meinen kurzen Aufenthalt in Aden knüpfen sich einige Erinnerungen: an schreiende, lebhaft gesticulirende, dunkelhäutige Händler, die mich am Ufer überfielen und Straußfedern, Fächer, Schleier, blaue Brillen, Mokkakaffee und Muscheln zum Verkauf anboten; — an eine lange Reihe schwerbeladener, gräulich häßlicher Dromedare, von denen eines so erbärmlich klagend schrie, daß ich glaubte, es müsse sofort sterben, was aber keineswegs der Fall war; — an den Ritt zu Esel vom Strande nach der Stadt durch einen wenige Schritte breiten Engpaß, der am Eingang wie eine mittelalterliche Burg durch ein eisernes Thor versperrt war, an dem ein englischer Soldat Wache stand; — an die Stadt selbst, die aus kleinen niedrigen, aber reinlich und ordentlich aussehenden Hütten und Zelten für die Eingeborenen und aus einigen größeren Gebäuden für englische Bewohner besteht, und in deren schattenlosen, sandigen Straßen die Sonne unbarmherzig brannte; — an ein Kaffeehaus, in dem mir ein Parsi mit wachsgelbem, blutlosem Gesicht lauwarme Limonade und Bier derselben Temperatur als die einzigen Erfrischungen, die er mir anbieten konnte, vorsetzte; — an eine Schar jüdischer Händler, die den Eingang zum Kaffeehaus belagerten und deren scharf gezeichnete, intelligente Gesichtszüge sie ohne Weiteres als die geistigen Aristokraten unter den Eingeborenen erkennen ließen. Sie waren von gelblicher Gesichtsfarbe und trugen das lange, fettige Haar in Locken, die an den Wangen wie Korkzieher herunterhingen. Sie sahen aus wie Flüchtlinge auf der Lauer, die jeden Augenblick gewärtig sind, von einem Feinde überfallen zu werden: gespannt, aufmerksam, beobachtend und ängstlich. — Endlich erinnere ich mich auch noch an eine verwirrende Varietät von Negertypen, darunter einige von überraschender Schönheit: muskulöse, große Männer, mit geraden, wohlproportionirten Gliedmaßen und edlen Zügen, die mit denen der anderen Neger, die mir bis dahin zu Gesicht gekommen waren, nichts als die dunkle Hautfarbe gemein hatten.

Ich war, wie gesagt, um zwölf Uhr an Bord der „Nemesis" zurückgekehrt und fühlte das Bedürfniß, mich durch ein Bad zu erquicken. Ein gefälliger Offizier bot einigen der Passagiere ein Boot an,

um sie nach einer schmalen Sandbank zu führen, die vom Festlande 500 bis 600 Meter entfernt war und mit diesem die Ufer eines Stromes vom reinsten Seewasser bildete. Ich schloß mich der Expedition an; wir landeten auf der kleinen Insel, legten dort unsere Kleider ab und schwammen dann an einer schmalen Stelle dem Festlande zu. Das Boot blieb in unserer Nähe, um Hülfe leisten zu können, für den Fall der Eine oder Andere von uns durch die etwas lange Schwimmfahrt ermüdet werden sollte.

Als wir vielleicht zehn Minuten unterwegs waren, drehte ich mich nach der Insel um, die wir verlassen hatten. Ich erblickte dort ein halbes Dutzend kleiner Neger, die, Gott weiß wie, auf die Sandbank gelangt waren und sich der Stelle näherten, an der unsere Kleider lagen. Ich machte meinen Nachbar, einen englischen Offizier, darauf aufmerksam. Dieser wandte sich nun ebenfalls um, und Diebstahl befürchtend, hob er die Hand drohend empor und schrie den Kindern zu, sie sollten sich von unseren Kleidern entfernt halten, — die Neger verstanden ihn nicht und setzten ihren Weg ruhig fort. Als wir darauf Alle zusammen zu schreien und zu gesticuliren begannen, schienen sie anzunehmen, daß wir sie zu einem Wettschwimmen aufforderten, denn sie stürzten sich jubelnd in die See, und gleich darauf sah ich nur noch, dicht beisammen, ihre kleinen schwarzen Köpfe auf der ruhigen Oberfläche des Wassers. — Wir schwammen darauf rüstig weiter, denn wir hatten erst ungefähr die Hälfte des Weges bis zum Festlande zurückgelegt. Aber nach kurzer Zeit, nach etwa drei oder vier Minuten schon, hörte ich hinter mir Plätschern und ein leises Schnaufen, und als ich mich umsah, da erblickte ich — keine zwanzig Brassen hinter mir — die arabischen Kinder, die, mit unglaublicher Geschwindigkeit und Leichtigkeit schwimmend, gleich darauf wie die Delphine an uns vorbeischossen, in dem Verhältniß etwa wie ein galoppirendes Rennpferd an einem armen, müden Droschkengaul. Lange vor uns erreichten sie das Ufer, wo sie auf uns warteten, um sich ein kleines Geschenk, das sie in halb verständlichem Englisch verdient zu haben vorgaben, von uns zu erbitten. Wir hatten einige Mühe, ihnen verständlich zu machen, daß wir in puris naturalibus kein Geld bei uns trügen; aber sie verließen uns nicht mehr, und als wir unser Boot bestiegen hatten, um nach der Sandbank zurückzufahren, stürzten sie sich sämmtlich wieder ins Wasser und schwammen dem Boote nach. Lange, ehe wir Zeit gehabt hatten, uns anzuziehen, waren sie an unserer Seite und wiederholten ihre Betteleien. — Diesmal gaben wir einem jeden der Kinder eine Kleinigkeit, und dann ruderten wir nach der „Nemesis" zurück. Aber die kleinen Schwimmer, Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, soweit ich es beurtheilen konnte, schienen nicht im geringsten ermüdet zu sein. Sie folgten uns von Neuem und tummelten sich im Wasser um das Schiff herum, mit ihren dunklen Augen, die wie schwarze Beeren glänzten, nach den wohlwollendsten Gesichtern unter den Zuschauern an Bord spähend, die hageren braunen Arme aus dem Wasser emporhebend, heftig gesticulirend und schreiend, man möge ihnen einen „Bakhschisch" in das Meer zum Auffangen zuwerfen.

Darauf begann ein ganz lucratives Spiel für sie, das wohl eine gute Stunde währte und länger gedauert haben würde, wenn die Zuschauer sich nicht endlich ermüdet zurückgezogen hätten. — Man warf den Kindern kleine Silbermünzen: Sixpence-, Fourpence- und Threepencestücke, zu. Sie ließen das Geldstück ins Wasser fallen, drehten sich dann wie Tummler in der See um und tauchten der in dem tiefblauen Wasser verschwindenden, weiß glitzernden Münze nach. Die zappelnden, dunklen, hageren Arme und Beine der Kinder erschienen in ihren schnellen, kräftigen Bewegungen wie die Gliedmaßen monstruöser Bewohner der Tiefe. — Nach fünfzehn bis zwanzig Secunden sah man den Taucher wieder auf der Oberfläche erscheinen. Er zeigte das Geldstück, das er, ehe es den Grund berührt, aufgefangen hatte, und steckte den gewonnenen Schatz sodann in den Mund.

Ich habe in England professionelle Schwimmer gesehen, die im Wasser erstaunliche Kraft und Ausdauer zur Schau trugen; sie konnten Stunden lang schwimmen, ohne Ermüdung zu zeigen; aber so

ganz in ihrem Elemente waren sie im Wasser doch nicht wie die Neger von Aden.

Die Offiziere der „Nemesis“ kannten die kleinen Wasserstraßenbettler sehr gut, denn diese verfehlten nie, sich zu präsentiren, wenn ein Schiff mit Reisenden aus Europa vor Aden lag. Einer der Offiziere sagte mir, die jugendlichen Taucher verdienten im Laufe des Jahres eine ganz hübsche Summe Geldes, welche ihre Eltern redlich unter einander theilten. Ich würde bemerkt haben, daß man ihnen heute zwanzig bis dreißig Silbermünzen, d. h. für fünf bis zehn Schillinge, zugeworfen habe. Das sei der gewöhnliche Tribut, den man ihnen zahle; aber häufig käme es vor, daß reiche junge Leute an Bord sich den Spaß machten, größere Geldstücke, manchmal unter erschwerenden Bedingungen — z. B. in möglichst weiter Entfernung von den Tauchern — in die See zu werfen. Das seien gute Tage für die Jungen, die sich dann nicht selten mehr als ein Pfund verdienten, da es beinahe nie vorkäme, daß sie eine ihnen zugeworfene Münze verloren gehen ließen.

Wir verließen Aden bald nach Sonnenuntergang. In der Abenddämmerung nahmen sich die rothen Felsen und Sandhügel, die wir vom Schiffe aus erblicken konnten, höchst malerisch aus. Unschön ist das Land nicht, aber erschrecklich traurig. Gottes Fluch soll seit Beginn der Welt darauf ruhen: ein zerrissener Felsen in der Nähe des Meeres wird als das Grab Kain's bezeichnet. — Während der Nacht und am nächsten Tage dampften wir durch den Golf von Aden, die afrikanische Küste zu unserer Rechten, die von Asien zur Linken. — Am 14. Mai passirten wir die Insel Socotra, die mir als ebenso verdorrt und unfruchtbar geschildert wurde wie das nahe Festland, von dem sie losgerissen worden ist; — und als Socotra am Horizont verschwunden, war nichts mehr zu sehen, so weit das Auge spähte, als Himmel und Wasser. — Dies dauerte eine volle Woche, bis zum 21. Mai; aber ich hörte Niemand über Ermüdung oder Langeweile klagen. Jeder meiner Reisegefährten hatte irgend etwas gefunden, um die einförmigen vierundzwanzig Stunden des Tages todtzuschlagen; und den meisten gelang dies, wie ich zu bemerken glaubte, ohne große Anstrengung.

Eine Gesellschaft von acht bis zehn Personen saß den lieben langen Tag am Kartentisch; — andere spielten Schach, Dame oder Domino. Die meisten lasen ein Bischen, unterhielten sich ein Bischen, gingen etwas auf dem Verdeck spazieren, saßen lange bei Tafel und hatten es dazu gebracht, vierzehn Stunden lang per diem schlafen zu können. — Es war ein Leben wie in einem Bade, wo man auch nichts Vernünftiges vornimmt und schließlich doch mit dem Tage leicht genug fertig wird. — Auch hat eine lange Seereise denselben wohlthuenden Einfluß auf die Nerven wie der Aufenthalt in einem ruhigen Curorte. Der Mangel an Aufregung, die unwandelbare Regelmäßigkeit des Lebens, das frühe Zubettgehen, die Sicherheit, durch keine unangenehmen Briefe oder Mittheilungen gestört zu werden, dies und Aehnliches calmirt schließlich die Aufgeregtesten. — Noch eine charakteristische Aehnlichkeit zwischen dem Aufenthalt an Bord und dem in einem Bade: die Leute beschäftigen sich viel und sorgfältig mit ihrer Toilette. An Zeit dazu fehlt es ihnen nicht. — Ohne von den Damen zu reden, die zum Frühstück, zu Mittag und zum Abendbrot in verschiedenen Anzügen erschienen, hatten wir an Bord der „Nemesis“ ein halbes Dutzend „Swells“, die sich, „regardless of expense“, wie Ward bemerkte, mit ausgesuchter Eleganz zu kleiden und die Gesellschaft jeden Mittag durch einen neuen leinenen oder Flanell-„Travelling suit“ zu überraschen beliebten. Neben diesen erblickte man selbstverständlich auch den forschen Naturmenschen, der während der ganzen Reise in denselben Kleidern erschien und Tage lang mit demselben, am Muster leicht zu identificirenden bunten Hemde umherlief. Er blickte mit großer Verachtung auf die geputzten Stutzer, ohne, dem Anschein nach, zu ahnen, daß Mangel an Sauberkeit, in heißen Ländern besonders, eine recht unangenehme Unhöflichkeit ist.

Einer der Mitreisenden, an dem sich mein Herz oftmals erfreut hatte, entpuppte sich auf der Fahrt zwischen Aden und Ceylon plötzlich als ein Landsmann von mir. Ich überraschte ihn in einem

deutschen Buche lesend und redete ihn darauf in unserer gemeinschaftlichen Muttersprache an. Er bekannte erröthend und zaudernd ... ja, er verstände deutsch ... ja, er sei eigentlich ein Deutscher.

„Eigentlich? Wie so? Sie sind ein Vollblut-Norddeutscher, nach Ihrer Aussprache zu urtheilen."

„Ja, ich bin in der That in Preußen geboren ... aber ich habe den größten Theil meines Lebens in London und Liverpool zugebracht."

Der junge Mann war kaum vierundzwanzig Jahre alt, und ich hätte wetten mögen, daß er zum höchsten drei bis vier Jahre in England gelebt hatte; aber ich wollte ihn nicht in Verlegenheit setzen, hatte auch kein Recht dazu und richtete deshalb weiter keine Fragen an ihn. Ich hatte in Frankreich und England früher schon die Erfahrung gemacht, daß es Deutsche giebt, die ohne erdenklichen Grund und ohne erfindlichen Vortheil für sich ihre Nationalität zu verbergen lieben. Mein neu entdeckter Landsmann war übrigens ein harmloses Individuum; und nachdem das Eis einmal zwischen uns gebrochen war, zeigte er sich bereit, mir mehr von seinem Leben zu erzählen, als zu wissen mich interessirte. Er ging nach Calcutta, um in ein Exportgeschäft einzutreten, für das er in London als Buchhalter engagirt worden war. Er beschrieb mir mit großer Begeisterung die Gefahren des Lebens in Indien, wie man dort eigentlich nur die Wahl habe, am Sonnenstich oder an einem Schlangenbiß zu sterben, es sei denn, daß man vorziehe, sich von einem Tiger auffressen zu lassen oder einer langwierigen, schmerzlichen Leberkrankheit zu unterliegen. — Meine Bemerkung, daß die Sache wohl kaum so gefährlich sein könne, wies er mit Entrüstung zurück. — Der junge Mann nannte den Handel „den großen Civilisationsagenten"; von sich selbst sprach er als von einem „Pionier der Civilisation". Er spielte den ganzen Tag Komödie, ohne irgend welche selbstische Zwecke dabei zu verfolgen. Mir gegenüber versuchte er sich in der Rolle des Märtyrers einer hehren Mission.

Was ich an diesem Jüngling, noch ehe ich seine Abkunft kennen gelernt, bewundert hatte, war sein ausdauernder Fleiß. Er war der einzige unter meinen Reisegefährten, der von früh bis spät las und schrieb, und er hatte seit Southampton ein dickes Tagebuch beinahe ganz angefüllt. — Er notirte das, was unter seine Beobachtung kam, als reise er in der unbekanntesten Gegend der Erde und müsse die Wissenschaft durch die Veröffentlichung seiner Notizen bereichern. — Jeden Mittag um zwölf Uhr stand er neben dem Offizier, der in der gebräuchlichen Weise den Punkt zu ermitteln hatte, auf dem das Schiff sich befand. Er schrieb sodann die festgestellte Länge und Breite bis auf die letzte Secunde nieder und datirte sein Tagebuch nach diesen Notizen. Auch Barometer und Thermometer wurden regelmäßig von ihm beobachtet; und nachdem er bemerkt hatte, daß ein Herr an Bord, der ein alter „Resident" von Indien war, Bleistiftnotizen auf seine Manschette zu nehmen pflegte, that er wie dieser. — „So notirt man sich in Indien, was man im Laufe des Tages nicht vergessen will!" Ich bin fest überzeugt, daß er dies als alter „Indian resident" seiner Familie bald nach seiner Ankunft in Calcutta, wenn nicht früher schon mittheilte. Ich fragte ihn, weshalb er sich der Mühe unterziehe, Länge, Breite, Wärme und Barometerhöhe niederzuschreiben, da Tausende von Logbüchern, die den meteorologischen Instituten in Europa zur Verfügung stehen, reiches Material über die klimatischen Verhältnisse des indischen Oceans lieferten. Er schüttelte mit wohlwollender Herablassung das Haupt und antwortete sanft, aber doch mit einem leisen Verweis im Tone:

„Lassen Sie nur. Es hat Alles seinen Zweck!"

Ich habe über den uninteressanten jungen Mann mit einiger Ausführlichkeit geschrieben, weil ich später mit vielen Seinesgleichen zusammengetroffen bin und er mir als der Typus einer sehr zahlreichen, schwer langweiligen Reisendenclasse erschienen ist. Die Leute, die zu dieser Gattung gehören, beschreiben die Gefahren einer Gletscherexcursion, wenn sie in der Schweiz an der Hand eines sicheren Führers das Mer de glace überschritten haben; sie datiren ihre Briefe aus Chamounix „so und so viel Fuß über

dem Meeresspiegel"; geben sich für Afrikareisende aus, wenn sie durch den Suezcanal gefahren sind, und würden unausstehliche Gesellschaft sein, wenn es nicht leicht wäre, diesen pedantischen Ignoranten eine humoristische Seite abzugewinnen.

Der 15. Mai war ein Sonntag. Er wurde an Bord der „Nemesis" strict nach strenger englischer Sitte gefeiert. Alle Spiele waren untersagt; ein protestantischer Prediger — man findet fast auf jedem Schiffe, das nach Indien fährt, einen englischen Missionär — hielt Gottesdienst ab, dem die meisten Passagiere beiwohnten; und nach dem Gottesdienst erschien die ganze Bemannung der „Nemesis" auf dem Verdeck, um in Parade-Uniform gemustert zu werden. — Die Equipage bestand, wie ich schon gesagt habe, aus mehr denn zweihundert Mann, und es war interessant, diese verschiedenen Kinder Asiens und Afrika's: Laskaren, Neger aus Somalis, Tangals und Chinesen — ein Jeder in charakteristischer Tracht — neben einander aufgestellt zu sehen. — Die bronzefarbenen Indier waren die hübschesten von der farbigen Gesellschaft, die gelben Chinesen die häßlichsten; bei Weitem am kräftigsten sahen die Neger aus, und am tüchtigsten, verwegensten, gewandtesten die kleinen, wohlgebauten, röthlichbraunen Malaien. Von diesen letzteren war aber nur eine geringe Anzahl vorhanden. Das Gros der Bemannung bildeten die indischen Laskaren, die nicht danach aussahen, als ob sie in einer Stunde der Gefahr von großem Nutzen sein könnten.

Chinesen, Malaien, Indier, Neger sind mit der größten Leichtigkeit von einander zu unterscheiden. Dagegen gleichen sich die einzelnen Individuen ein und derselben Rasse auf den ersten Blick dermaßen, daß es mir zu Anfang schwer wurde, mich unter ihnen zurechtzufinden. — Wenn man längere Zeit mit den Leuten gelebt hat, so sieht man, daß sie unter einander gerade ebenso verschieden sind wie wir; wenn man sie kennen lernt, so sehen sie sich ähnlich wie ein Schaf dem anderen. Aber ein ordentlicher Schäfer kennt jedes Schaf seiner Heerde am Gesicht, wie zahlreich die Heerde auch sein mag.

Der Capitän der „Nemesis" schritt mit großer Würde durch die Reihen seiner Mannen, die ihn mit tiefster Ehrfurcht begrüßten. Er trug dabei den Kopf so sehr in den Nacken zurückgeworfen, daß er die Augen niederschlagen mußte, um Leuten, die ebenso groß waren wie er, ins Gesicht sehen zu können. Ueberhaupt war dieser Offizier ein stolzer Mann, der auch mit seinen Landsleuten immer nur mit imponirendem Ernst und großer Herablassung sprach. — Die meisten alten Schiffscapitäne, die ich später kennen gelernt habe, glichen ihm in dieser Beziehung mehr oder weniger; sie hatten sich Alle in ihrer Eigenschaft als Commandanten an blinden Gehorsam gewöhnt, und viele von ihnen bildeten sich bona fide ein, Befehlshaber „von Gottes Gnaden" zu sein. Ein richtiger Schiffscapitän ist an Bord seines Schiffes von Rechtswegen und thatsächlich der willkürlichste Autokrat, den man in der civilisirten Gesellschaft finden kann. Wenige Menschen können eine fast unumschränkte Autorität Jahre lang ungestraft ausüben, und daher kommt es, daß viele Capitäne in ihren alten Tagen zu unberechenbaren Sonderlingen werden.

Am 21. Mai erblickten wir gleich nach Sonnenaufgang mehrere vereinzelte Bergspitzen am Horizont. Nach und nach, langsam aus dem Meere emporsteigend, wurden die mächtigen Bergrücken sichtbar, die diese höchsten Gipfel mit einander vereinigen; und gegen Mittag lag die Westküste von Ceylon vor unseren Augen. Ein so großartiges schönes Bild hatte ich zuvor in meinem Leben noch nicht gesehen! Das ist tropische Macht und Pracht und Ueppigkeit; das übersteigt alle Begriffe, die Jemand, der solchen Reichthum noch nicht gesehen hat, sich von der erstaunlichen Schönheit der Erde machen kann: im Hintergrund hohe, dunkle Bergmassen, die gegen einen wunderbar reichfarbigen Himmel hervortreten; in den Niederungen, bis dicht an das Meer, unübersehbare Wälder. Vor dem Strande, in der See, gleich Festungsthürmen, die das Land vertheidigen sollen, ein vom blauen Meere durchbrochener Gürtel ungeheurer Felsblöcke, an denen sich die langen, schweren Wellen des indischen Oceans in schneeigem, in der Sonne blendendem, blitzendem Schaum brechen. Durchsichtiger Wasser-

staub, den das Himmelslicht an einer Stelle in den Farben des Regenbogens durchdringt, breitet sich vor der Küste wie ein feuchter Schleier aus, hinter dem das gesegnete, blühende Land in erquickender Frische erscheint.

Gegen zwei Uhr Nachmittags stieg ein Pilot an Bord der „Nemesis“, und eine Stunde später gingen wir angesichts Point de Galle vor Anker.

Die Boote, deren sich die Eingeborenen an der Küste von Ceylon bedienen, sind von eigenthümlicher Construction, geeignet, den verhältnißmäßig kleinen und leichten Fahrzeugen zu gestatten, sich auf das Meer zu wagen, das dort auch in der Nähe der Küste sehr hoch geht; und besonders geeignet, die wilde Brandung zu durchschneiden, die zu gewissen Zeiten unter dem Einfluß des Windes das Land an vielen Stellen mit einem tosenden und schäumenden, sich haushoch emporbäumenden Wassergürtel umgiebt, den man mit gewöhnlichen kleinen Booten nicht ohne große Gefahr durchbrechen könnte.

Die Boote der Singhalesen sind sehr lang und unverhältnißmäßig schmal, so schmal, daß in den kleinsten Booten eine einzige Person nicht Platz zum Sitzen finden würde. — Um sich eine Idee von den Sitzen zu machen, auf denen Passagiere und Ruderer sich niederlassen, denke man sich Stühle, denen die Hinterbeine fehlen und deren Vorderbeine an den inneren Seiten des Bootes befestigt sind. Man sitzt also über dem Wasser, von dem man nur durch das Stuhlbrett getrennt ist, während die Füße allein im Boote ruhen. — Ein auf diese Weise balancirtes Fahrzeug würde auf dem ruhigsten Landsee bei der leisesten Bewegung umschlagen. — Um ihm zu gestatten, in dem hohen Meere und der wilden Brandung zu leben, ist an der einen Seite des Bootes ein einfaches, starkes, fest zusammengezimmertes, schweres Holzgerüst angebracht. Dasselbe besteht aus drei langen Bäumen, welche mit der einen Schiffsseite, an deren oberem Rande zwei der Bäume befestigt sind, ein regelmäßiges, oblonges, vom Boote nach dem Wasserspiegel hingeneigtes Rechteck bilden. Die mit der Bootswand parallel laufende Seite schwimmt demnach im Wasser. — Dies einfache Gerüst verleiht den schmalen singhalesischen Booten eine solche Stabilität, daß sie den stärksten Wellen besser zu trotzen vermögen als weit größere Fahrzeuge mit tiefem Kiel und breitem Boden. Wenn jene kleinen Boote unter Segel gehen, so wird der Baum, der im Wasser schwimmt, noch besonders belastet. Man sagte mir, daß in den meisten Fällen zwei der Schiffer selbst den Ballast bildeten, indem sie sich rittlings auf den im Wasser schwimmenden Baum setzten. — Gesehen habe ich das nicht, aber es mag schon so sein.

Die „Nemesis“ war, gleich nachdem wir vor Anker gegangen waren, von Booten umringt. Ich stand auf dem Verdeck und sah eines nach dem anderen, mit Passagieren gefüllt, nach Point de Galle abfahren. Bald war ich nur noch mit wenigen Reisenden an Bord, darunter Ward, der mir zutraulich auf die Schulter klopfte und dazu sagte:

„Kommen Sie mit mir! Hier können Sie doch nicht ewig bleiben, da die ‚Nemesis‘ nach Calcutta geht und Sie Ihre Reise auf der ‚Aden‘ fortzusetzen haben. — Ich will Ihnen etwas von Ceylon zeigen: es verlohnt der Mühe.“ — Und als ich noch immer den davoneilenden Booten nachblickte, setzte er hinzu: „Wir werden in Galle sicherlich mit den meisten unserer Reisegefährten zusammentreffen. Alle Passagiere der ‚Nemesis‘ wohnen im ‚Hotel Lorette‘ oder sind im ‚Lord Mayor's‘ abgestiegen. Wir können in beiden Häusern nachsehen, wo unsere Freunde geblieben sind.“

Mein Handgepäck war vom Steward auf das Verdeck getragen worden. Um meine Koffer hatte ich mich nicht zu bekümmern, da ich wußte, daß diese von den Beamten der P. & O.-Gesellschaft von der „Nemesis“ nach der „Aden“ geschafft werden würden. Ich sagte dem Capitän und den Offizieren Adieu und verließ mit Ward als einer der letzten Passagiere die „Nemesis“, auf der ich sechzehn angenehme und erinnerungsreiche Tage verlebt hatte.

Von Ceylon über Pulo-Pinang nach Singapore.

In Ceylon herrscht ewiger Sommer. Zur deutschen Winterszeit mag man sich im ersten Augenblicke einbilden, daß dies

sehr angenehm sei; wer sich dann aber noch daran erinnern will, wie ermüdend die Hitze im Monat August war, obgleich unser kurzer und verhältnißmäßig gelinder Sommer damals erst wenige Wochen gedauert hatte, der wird rasch zu der Erkenntniß gelangen, daß wir mit unserem strengen Winter und melancholischen Herbste die gesegnete Insel Ceylon, auf der es während des ganzen Jahres grünt, blüht und reift, um ihr Klima nicht zu beneiden haben. Die in Ceylon ansässigen Europäer sprechen mit einer Art von Heimweh und sehnsüchtigem Verlangen von kühlen und kalten Nächten, die so frisch sind, daß man im Bett unter wollenen Decken schlafen kann. Sie sehen nach längerem Aufenthalte in den Tropen abgespannt und traurig aus, und wenn man sie glücklich preisen will, in einem der schönsten Länder der Erde zu leben, so zucken sie die Achseln und sagen: „Probiren Sie es nur einige Jahre, dann werden Sie anders reden."

Die seit Jahrtausenden ununterbrochene Reihe schöner Tage, deren sich Ceylon erfreut, ist ein Segen für die Pflanzenwelt; auch Tiger, Elephanten, Büffel, Schlangen, Skorpione, Mosquitos und andere große und kleine Thiere, von denen jedoch die wenigsten menschenfreundlich gesinnt sind, gedeihen dort vortrefflich. — Anders ist es mit dem Menschen. Von den aus nördlichen Zonen Eingewanderten gar nicht zu reden, die sich in Ceylon nie ganz acclimatisiren, genügt es, die Eingeborenen zu betrachten, um sich klar zu machen, daß sie ihrer reichen schönen Heimath wenig Freude und Wohlleben verdanken. Sie schleichen still einher, und ich bilde mir ein, daß sich ein Eskimo in seiner Schneehütte besser amüsirt als diese Kinder eines Landes, in dem die strahlende Sonne während des stets gleichmäßig langen Tages nur von Zeit zu Zeit durch Gewitterwolken verdunkelt wird, um, sobald der Sturm sich verzogen hat, mit neuer, erdrückender Pracht und verzehrender Gluth zu lächeln.

Die Singhalesen sind klein; ihre Hautfarbe ist braun; sie haben lange magere Arme und Beine, schmale Hände und Füße, schöne, kleine weiße Zähne, dunkle, schwermüthige Augen und rabenschwarzes Haar, das auch die Männer lang tragen. Die Art und Weise, wie diese sich frisiren, indem sie das Haar um einen großen Schildpattkamm flechten, macht es bei ihren bartlosen Gesichtern und ihrem schwächlichen Aussehen zu Anfang schwer, sie von den Frauen zu unterscheiden, besonders da auch die Trachten der beiden Geschlechter eine große Aehnlichkeit mit einander haben. — Die singhalesischen Kinder sind hübsch und possirlich und sehen intelligenter aus als ihre Eltern.

Ceylon wird als die Wiege des Buddhismus bezeichnet. Portugiesen ließen sich dort zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts nieder; sie wurden im Jahre 1656 von den Holländern vertrieben, und diese mußten gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Engländern weichen, welche noch heute Herren der Insel sind, die sie durch einen Gouverneur regieren lassen.

Die Portugiesen und Holländer haben Nachkommen auf Ceylon hinterlassen, die sich mit den Eingeborenen vermischt haben, ohne daß diese Kreuzung eine schöne, kräftige Race erzeugt hätte. Viele Abkommen der Portugiesen, die man an ihren Gesichtszügen und an ihrem hübscheren Körperbau mit Leichtigkeit von den Singhalesen unterscheiden kann und die es sehr übel nehmen würden, wenn man sie nicht für Europäer hielte, sind von dunklerer Farbe als die Eingeborenen selbst. Ich habe einige gesehen, die beinahe so schwarz wie Neger waren.

Als ich mit Ward in Point de Galle landete, wurde ich von den unvermeidlichen Verkäufern umringt, deren geduldetes Gewerbe es ist, ankommende Fremde und Passagiere auf jede Weise zu betrügen. Sie bieten Einem alles Mögliche an: lebende Wesen, ausgestopfte Thiere, getrocknete Pflanzen, Fächer, Elfenbeinschnitzereien, Holzkasten mit Perlmutterverzierungen und kostbare Steine. Der Handel in letzteren ist besonders ausgebeutet. Es kommen in der That viel Edelsteine und Perlen nach Point de Galle, und wirkliche Kenner machen dort in diesem Artikel als Käufer gute Geschäfte; aber dem unkundigen Reisenden werden fast nur falsche Steine, von denen der größte Theil aus Europa importirt worden ist, zum Kauf angeboten. Ich acquirirte für einige Schilling mehrere große Diamanten und Rubine, für die der Ver-

käufer zuerst das Zwanzigfache von dem gefordert hatte, womit er sich schließlich dankbar begnügte.

Ward wies die Händler barsch zurück und blieb von dem Augenblick an unbehelligt, während ich noch lange Zeit die verlockendsten Anerbietungen abzulehnen hatte. Die Diamanten- und Curiositätenverkäufer hatten, an mir verborgene Eigenthümlichkeiten, in Ward den „alten Residenten“, in mir den Neuling erkannt und wußten, daß alle Versuche, ersteren zu düpiren, hoffnungslos sein würden. Mein Kopfschütteln und meine wiederholten Abweisungen dagegen schreckten sie nicht zurück.

Alle Europäer mit nur sehr wenigen Ausnahmen, welche Indien und das östliche Asien während längerer Jahre bewohnt haben, nehmen mit der Zeit den Eingeborenen gegenüber eine Haltung an, die vom philosophischen und philanthropischen Standpunkte aus nicht ganz zu vertheidigen ist, mir aber dessenungeachtet, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, als eine berechtigte erscheint. — Der Europäer, der viel mit Indiern, Malaien, Anamiten, Chinesen und Japanern zu thun gehabt hat, kann es nicht mehr über sich gewinnen, diese braunen und gelben Menschenkinder wie Seinesgleichen zu betrachten. Der wohlwollende und gebildete Weiße blickt mit Herablassung auf sie herab; viele, die aus einem härteren Stoffe gemacht oder weniger gut erzogen sind, behandeln die Eingeborenen mit großer Härte und unverhohlener Verachtung. Dies Letztere ist entschieden zu tadeln; dagegen ist nicht zu verlangen, daß ein Engländer, Deutscher, Amerikaner oder Franzose mit den Eingeborenen Asiens, Afrika's oder Australiens auf dem Fuße vollständiger Parität verhandle. — Unter den Japanern findet man wohl noch einige wenige Individuen, die, in Europa oder nach europäischen Principien erzogen, nahezu denselben Niveau geistiger Cultur erreicht haben wie ihre Lehrer; aber im Allgemeinen stehen die farbigen Menschen auf einer niedrigeren Stufe als ihre weißen Brüder. — Die Leute haben viele gute Eigenschaften; die meisten Ostasiaten z. B. sind von gewinnender Höflichkeit und haben nicht selten bis in die tiefsten Volksschichten hinab feine gesellschaftliche Formen, auf die man bei uns Verzicht leisten muß, sobald man aus dem kleinen Kreise der sogenannten „guten Gesellschaft“ hinaustritt. — China und Japan sind alte Culturstaaten, und die Eingeborenen dieser Länder verfügen über einen nicht unerheblichen Schatz von traditioneller praktischer Lebensweisheit und mechanischer Wissenschaft, — doch kann weder China noch Japan vom Standpunkte der menschlichen Intelligenz aus den Vergleich mit einem europäischen Culturstaate auch nur im entferntesten aushalten. Es ist dies auch nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die chinesische Gelehrsamkeit noch immer an den heiligen Schriften kaut, in denen Confucius fünfhundert Jahre vor Christi Geburt seine Naturphilosophie, die eisernen Regeln für Gebräuche und Ceremonien und die Grundsätze der Ethik und Metaphysik niedergelegt hat. Die Japaner sind etwas besser daran als ihre Nachbarn und ursprünglichen Lehrmeister, die Chinesen, denn sie besitzen seit einigen Jahrhunderten bereits phonetische Schriftzeichen und brauchen deshalb nicht mehr den größten Theil ihres Lebens damit hinzubringen, um einfach lesen zu lernen; aber viel weiter in der geistigen Entwickelung wie die Chinesen haben sie es auch nicht gebracht. — Man findet unter den Ostasiaten schlaue Leute; höfliche, artige, feine, liebenswürdige Menschen — bedeutende Männer nach dem Maßstabe, den wir anlegen, findet man nicht unter ihnen. — Die japanischen Zöglinge, die nach Europa kommen, erregen nicht selten durch ihre große Gelehrigkeit Bewunderung. Die Leichtigkeit, mit der sie neue Kenntnisse erwerben, rührt aber daher, daß sie gewissermaßen Kinder sind, die ihre ungetheilte Aufmerksamkeit auf den einen Gegenstand, den sie lernen wollen, richten und diesen dann gut und schnell auffassen. Aber die meisten von ihnen bleiben in geistiger Beziehung Kinder ihr Leben lang. Wer mit ihnen verkehrt hat, weiß dies und kann nicht ohne Verwunderung hören, daß man sie in Europa wie Ebenbürtige behandelt und manchmal Löwen des Tages aus ihnen machen will.

Für Ward wie für viele Engländer, die im Osten gelebt haben, waren alle Farbigen „Niggers“. Er hatte mit ihnen Geschäfte gemacht, dabei zu verdienen gesucht, war sich bewußt, nicht selten von

ihnen übervortheilt worden zu sein; hatte für einzelne Individuen ein aufrichtiges freundschaftliches Wohlwollen — aber er empfand für die ganze dunkle Gesellschaft eine Art harmloser Geringschätzung. Ganz dasselbe habe ich später bei der überwiegenden Mehrzahl der in Asien ansässigen Europäer und Amerikaner zu bemerken Gelegenheit gehabt. Zu Anfang mißfiel mir dies. In meinem Tagebuche finde ich noch, aus Point de Galle datirt, Notizen über „das brutale Auftreten der Engländer den unterwürfigen, resignirten Eingeborenen gegenüber“. — Später nimmt ein Jeder von dieser ersten Entrüstung das Meiste zurück, denn er verlernt schnell, Asiaten wie Seinesgleichen zu betrachten.

Point de Galle ist von Europäern erbaut worden. Derjenige Theil der Stadt, den ich während meines Aufenthaltes in Augenschein nehmen konnte, hatte ein heimisches Aussehen. Man gewöhnt sich übrigens unglaublich schnell an das Fremdartige. Eine Viertelstunde lang blickte ich neugierig und verwundert auf die schmächtigen braunen Männer, Frauen und Kinder, die an mir vorüberschritten; dann fand ich es ganz natürlich, daß die Frauen kleine Nägel mit Edelsteinknöpfen in den Nasenflügeln trugen und daß die Männer wie die Frauen aussahen. Die einfache malerische Tracht der Einen wie der Anderen überraschte mich schon gar nicht mehr.

Ward hatte mir versprochen, mir behülflich zu sein, meine Reisegefährten von der „Nemesis“ in Galle wiederzufinden. Er hielt auch getreulich Wort; aber unsere vereinten Bemühungen blieben erfolglos. Weder im Lord Mayors-Hotel noch im Hotel Lorette fanden wir, was ich suchte. — Es ist weise, mit den gegebenen Factoren allein zu rechnen; die ganze praktische Lebensweisheit besteht eigentlich darin. Die Reisegefährten, die auf der „Nemesis“ ein wesentlicher Factor meines Lebens an Bord gewesen, waren verschwunden. Ich machte mir klar, daß all' mein Mühen, noch ferner mit diesem Factor rechnen zu wollen, vergeblich sein müßte; aber ich konnte mich des Gedankens an die jüngste Vergangenheit doch nicht plötzlich ganz entledigen, und mein Aufenthalt in der Hafenstadt von Ceylon wurde dadurch etwas getrübt.

Im Hotel Lorette, wo wir schließlich abgestiegen waren, lernte ich indischen Curry und indische Hotelschlafzimmer kennen. Von dem indischen Curry, der mit Reis genossen wird, hatte man mir gesagt, er brenne in der Kehle wie Feuer, und ich würde ihn wohl kaum essen können. Ich fand ihn im Gegentheil ganz wohlschmeckend, obgleich mein Gaumen wenig an heiße Gewürze gewöhnt war. — Im Allgemeinen habe ich auf meinen Reisen neunundneunzig- unter hundertmal die Erfahrung gemacht, daß Alles, was ich Neues sah und erlebte, hinter dem zurückblieb, was ich mir nach Bücherbeschreibungen und mündlichen Erzählungen eingebildet hatte. Neues sieht man während einer großen Reise jeden Tag; das Ueberraschende ist höchst selten. So ist es mir z. B. mit dem „Kreuz des Südens“ und mit dem indischen Curry ergangen.

Was die Gemächer im Hotel Lorette angeht, so fand ich dieselben ohne die bei uns üblichen Rücksichten auf den privaten Charakter eines Schlafzimmers eingerichtet. Sie bestanden aus neben einander liegenden kleinen Zellen, mit je Fenster nach dem Garten und Thür nach dem gemeinschaftlichen Corridor, und waren eines vom anderen durch Bretterverschläge getrennt, die, gleich spanischen Wänden, nicht bis zur Decke reichten, so daß es genügt haben würde, auf einen Stuhl zu steigen, um zu sehen, was im nächsten Zimmer vorging. Mein Nachbar zur Rechten war Herr Ward, zur Linken hatte sich ein anderer Reisegefährte von mir einquartiert. Es genirte mich wenig, mein Schlafzimmer gewissermaßen mit zwei Genossen theilen zu müssen; aber ich sollte meinen, daß die dem heißen Klima von Ceylon vortrefflich angepaßte luftige Einrichtung der Schlafzimmer im Hotel Lorette manchem Reisenden eine unpassende erscheinen mag.

Im Laufe des Nachmittags fuhr ich nach einem Buddahtempel, dessen Pracht man mir gerühmt hatte und in dem eine hochverehrte Reliquie aufbewahrt wird. Letztere sah ich nicht, da der Bonze, der sie zeigen durfte, ausgegangen war. Von der gerühmten Pracht des Tempels konnte ich nichts entdecken. Es war ein ehrwürdiges altes Gebäude mit einem schweren schönen Dach und seltsam geschnitzten Säu-

len und Bildnissen, — ein Gebäude, wie ich ähnliche aus illustrirten Werken über Indien längst kennen gelernt hatte. Einen tieferen Eindruck als der Tempel machte auf mich das Gehölz, durch welches der Weg führte. Es bestand aus riesigen Bäumen, in deren dunklem Schatten winzige braune, nackte Kinder spielten und kleine zierliche Kühe weideten. Das Bild hatte etwas phantastisch Ursprüngliches, Stilles, Warmes, Geheimnißvolles. Man konnte sich dort leicht ein Leben träumen ohne menschliche Freude und ohne menschliches Leid, ein Leben, wie es unsere ersten Ahnen geführt hatten und es die Kinder und die Thiere, die das eigenthümliche landschaftliche Bild belebten, noch heute führen.

Point de Galle liegt an der südlichen Spitze eines Dreiecks, von dem die westliche Seite nach Bombay, die östliche über Madras nach Calcutta führt. Da die meisten englischen Reisenden von Southampton und Marseille sich nach Indien begeben, so liefen damals die großen Dampfschiffe der P. & O.-Compagnie von Suez entweder direct nach Bombay oder über Galle nach Calcutta. Die Reisenden für Singapore oder für die „Straits", wie man im Osten allgemein sagt, — für Holländisch-Indien, China und Japan, mußten sich von Point de Galle aus mit verhältnißmäßig kleinen Dampfbooten begnügen. Mir sowie meinen Reisegefährten war vermittelst eines Anschlages an dem Büreau der P. & O.-Compagnie in Galle mitgetheilt worden, daß wir am nächsten Morgen auf dem Steamer „Aden" unsere Reise fortsetzen würden. — Ich fand mich rechtzeitig am Landungsplatze ein, begab mich um sieben Uhr an Bord und dampfte auf dem starken, schnellen, kleinen Schiffe um acht Uhr von Point de Galle fort, meinem nächsten Bestimmungsort, Pulo-Pinang, zu. — Wir fuhren dicht an der „Nemesis" vorbei, die sich in dem Augenblicke zur Abfahrt nach Calcutta rüstete. Auf dem Verdeck standen in dichtem, buntem Knäuel die Passagiere, meine alten Reisegefährten. Sie winkten mit den Taschentüchern und riefen Hurrah! Wir beantworteten den Gruß in derselben Weise. Es war ein bewegtes Bild. Ich glaubte, es würde mir möglich sein, einzelne Gestalten zu erkennen, und strengte meine Augen an — aber es gelang mir nicht. Gleich darauf machten wir eine Wendung, und ich sah nur noch den mächtigen Bug der „Nemesis". All' meine Genossen auf der Reise von Suez nach Ceylon: der stolze Capitän, die eleganten Offiziere, die hübschen, stillen Indier — Alles war verschwunden.

* *
*

Die Bemannung der „Aden" bestand im Wesentlichen — von dem Capitän und den Offizieren, die selbstverständlich Engländer waren, nicht zu sprechen — aus Malaien und Chinesen: kräftige und verwegen aussehende Burschen die einen, häßliche Creaturen die anderen. Der Capitän der „Aden" war ein aufgeregter Mann, der stundenlang schnellen Schrittes auf dem Verdeck auf- und ablief und dabei erstaunliche Quantitäten von Manillacigarren, sogenannten „Cheroots", consumirte. Er war aber freundlich und mittheilsam und hatte nichts von der erhabenen Würde des Capitäns der „Nemesis". — Seine Offiziere waren junge Männer, die seit geraumer Zeit schon auf der „chinesischen Linie" fuhren und von denen einige Herrn Ward als einen alten Bekannten begrüßten. Sie gaben ihm auf seine Erkundigungen Nachrichten von gemeinschaftlichen Freunden in Hongkong, Canton und Makao und erzählten, welche Pferde und Reiter sich bei dem letzten großen Frühlingsrennen in Hongkong ausgezeichnet hatten. — In den Schiffsräumen und in den Kajüten der „Aden" herrschte ein süßlicher, penetranter, nicht gerade angenehmer Geruch.

„Opium," sagte mir Ward, als ich mich nach der Ursache erkundigte.

War es Opium, war es Langeweile — ich weiß es nicht; aber ich erinnere mich, daß ich nie wieder in meinem Leben verhältnißmäßig so viel geschlafen habe wie an Bord der „Aden". — Eines Morgens nach viertägiger Fahrt erblickte ich Land auf beiden Seiten des Schiffes. Man sagte mir, die große Insel im Süden heiße Sumatra, die kleinere im Norden Nicobar.

Nicobar ... Sumatra. Ich constatire wahrheitsgetreu, daß mich dies vollständig gleichgültig ließ, bemerke jedoch zu meiner Entschuldigung, daß meine sämmt-

lichen Reisegefährten nach dreißigtägiger, einförmiger Fahrt ebenso blasirt geworden waren wie ich. Kein Mensch bekümmerte sich um die Länge und Breite, um Thermometer und Barometer, wie mein fleißiger Landsmann dies so beharrlich von Southampton bis Ceylon gethan hatte.

Unser Schiff hatte seit Ceylon seinen Cours direct nach Osten gerichtet. Nun wandte es sich dem Süden zu, und bald darauf befanden wir uns in der Straße von Malakka. — Die dunklen hohen Berge zur Rechten gehörten zu Sumatra. Einige Stunden später stieg auch zur Linken Land aus dem Meere empor: Malakka. — Am folgenden Tage, dem 27. Mai, näherten wir uns der kleinen Insel Pulo-Pinang, und in den Vormittagsstunden gingen wir dort vor Anker.

* *
*

Pulo-Pinang, die „Betelnußinsel" oder auch die „Insel des Prinzen von Wales", Hauptstadt Georgetown, gehört seit einem Jahrhundert den Engländern. Diese haben das Stückchen Land, das früher zum Königreich Keddah gehörte, jedoch nicht in der gewöhnlichen Weise erworben, d. h. auf dem Wege der Eroberung, sondern die ostindische Compagnie hat Pinang gekauft, und zwar von einem Landsmann, dem Capitän Light, dem sie von einem malaiischen Könige, dessen Tochter der abenteuerliche Capitän geheirathet hatte, als Mitgift geschenkt worden war.

Wir stiegen in Pinang ans Land und sahen uns eine Cascade an, die man mir als eine große Merkwürdigkeit gerühmt hatte, an der aber in der That wenig zu sehen war.

In Pinang roch Alles nach Betel- und Kokusnuß. — Wenn ich heute eine Kokusnuß rieche, muß ich sofort an das gelblich-rothe Land von Singapore und Pinang, an eine blaue See, einen blendenden Himmel, an Palmbäume, Ananas, Bananen, Chinesen, Malaien und weißgekleidete Europäer denken. — In Georgetown bemerkte ich, daß die Chinesen den ganzen Kleinhandel accaparirt zu haben schienen. Ich kaufte mir dort für eine bescheidene Summe einen bequemen und hübschen Sessel aus Bambusrohr, einen sogenannten Pinang-chair, der von außerordentlicher Dauerhaftigkeit war und mir Jahre lang vorzügliche Dienste geleistet hat; außerdem erwarb ich in einem chinesischen Shop einen schweren Stock in Form einer kleinen Keule. Diese Waffe, die hübsch und elegant aussieht, soll den Engländern häufig gute Dienste leisten, um ihre handgreiflichen Schwierigkeiten mit Chinesen und Malaien beizulegen; man hat sie deshalb „Pinang-Lawyer" — Rechtsgelehrter aus Pinang — getauft, und unter diesem Namen ist sie im ganzen Osten und, wenn ich nicht irre, auch in London bekannt.

Die Malaien, die ich in Pulo-Pinang zum ersten Mal als Landbewohner kennen lernte — bis jetzt waren mir nur Matrosen zu Gesicht gekommen —, sahen mit ihren abgefeilten, durch Betelkauen rothgebeizten Zähnen blutgierig und gefährlich aus; auch die Frauen: klein, wohlgebaut, schlank und üppig zugleich, hatten meist ein verwegenes und wildes Aussehen.

In dem Hotel von Pulo-Pinang, in dem wir eine stark gewürzte Mahlzeit, deren Hauptbestandtheile wiederum Reis und Curry waren, einnahmen, hatte ich das kurze Vergnügen, in der Person des blonden, bleichen und schmächtigen Kellners einen deutschen Landsmann begrüßen zu können, und zwar einen Vollblutsachsen, der den Accent seiner Heimath auch beim Englischsprechen nicht verleugnen konnte. Er war weniger erstaunt, mich zu sehen, als ich, ihn so weit von Leipzig und Dresden anzutreffen. Er erzählte mir, daß er sich nun seit achtzehn Monaten in Georgetown befinde. Es kämen dort viel Landsleute vorbei, und sie seien immer alle äußerst freundlich. Er habe sich schon ein paar hundert Dollars erspart und beabsichtige, im nächsten Jahre nach Deutschland zurückzukehren. Er habe zwar noch lange nicht genug erworben, um von seinen Renten leben zu können, aber er wolle sich lieber mit schwerer Arbeit und einem kleinen Verdienst zu Hause begnügen, als noch viel länger in einem heißen Lande wohnen, wo der Mensch ja aus der Transspiration niemals herauskäme. — Er verkaufte mir aus purer Gutmüthigkeit, weil er sich freute, wie er

treuherzig versicherte, einen Landsmann vor sich zu sehen, einen hübschen Rohrstock. Ich zahlte dafür ohne Zögern drei Dollars. Als ich diese Acquisition Ward zeigte, belehrte dieser mich, daß der übliche Preis für ähnliche Stöcke ein Viertel Dollar per Stück sei und daß man gewöhnlich für zwei Dollars ein Dutzend bekomme.

In Pinang stiegen einige neue Passagiere an Bord der „Aden“, darunter ein Franzose, der in Singapore ansässig war und der in Gesellschaft seiner Frau und seiner Schwägerin, Beide aus Mauritius, reiste. — Die Schwägerin war ein junges zartes Mädchen mit der eigenthümlichen langsamen Grazie in den Bewegungen, welche die Creolinnen charakterisiren soll und die mir damals noch neu war. Wenn man sie anredete und dabei neben ihr stand, so gebrauchte sie nach der Uhr drei Secunden, um den Kopf zu wenden, und eine vierte Secunde, um die Augen in die Höhe zu schlagen. Aber sie war sehr hübsch und beantwortete Alles, was man ihr sagte, mit einem müden, freundlichen Lächeln. Dabei legte sie dann das hübsche Köpfchen auf die Seite wie ein Vogel; und ich glaube nicht, daß sie viel mehr Verstand und ebenso viel Willenskraft wie ein kleiner Vogel hatte. — Ihr Schwager erzählte mir, er sei zu seinem Vergnügen nach Pinang gegangen, um einige alte Bekannte wiederzusehen und sich und seinen Damen etwas Abwechselung zu verschaffen, denn das Leben in Singapore biete wenig Zerstreuung. — Zwei Tage Seereise hin und ebenso viel zurück, weiter als von Marseille nach Algier! — Die Transportmittel sind im Osten weit schlechter als bei uns; aber Niemand scheint sich dort um Entfernungen zu kümmern. So spricht man in Yokohama von einer Reise nach San Francisco, die über drei Wochen dauert, wie bei uns von einer Excursion nach Paris oder Rom etwa. „Ich will eine kleine Spritzfahrt nach San Francisco machen“ — „I'll run over to Fr'isco“ — ist eine Phrase, die ich in Japan oftmals gehört habe. Zu verschiedenen Malen bin ich von Schiffscapitänen oder Schiffseigenthümern aufgefordert worden, große Reisen, wie z. B. von Japan nach Korea oder von Singapore nach Borneo, mit ihnen zu unternehmen, und diese Aufforderungen wurden in der anspruchslosen Weise gemacht, in der mich in Berlin ein Bekannter einladen würde, ihn in Potsdam oder Charlottenburg zu besuchen.

Der Weg von Pinang nach Singapore — an der Südspitze der malaiischen Halbinsel — führt durch die Straße von Malakka. Die „Aden“ hielt sich während der ganzen Fahrt in der Nähe der Küste, so daß wir das Land nur selten aus dem Gesicht verloren. Sonntag früh, den 29. Mai — wir hatten Pinang am Donnerstag Abend verlassen —, langten wir an unserem neuen Bestimmungsorte an. Die Einfahrt nach Singapore ist äußerst pittoresk. Die Wasserstraße führt durch ein Labyrinth kleiner grüner, fruchtbarer, mit Palmbäumen bedeckter Inseln.

* *
*

Singapore, von den Engländern „Straits settlement“ genannt, liegt in der unmittelbaren Nähe des Aequators. Ich sah den Ort im Jahre 1859 nur oberflächlich; da ich aber später zu verschiedenen Malen dorthin zurückkehrte und mich im Ganzen wohl vier Monate lang in Singapore aufgehalten habe, so ist mir die Stadt selbst und die kleine Insel gleichen Namens, auf der sie sich befindet, ziemlich bekannt geworden.

Singapore hat einen großen und belebten Hafen. Neben den europäischen und amerikanischen Kauffahrern und zahlreichen englischen und holländischen Dampfschiffen sieht man dort schon die schweren, unförmlichen ostasiatischen Dschunken, die „Enten der See“, wie sie die Engländer getauft haben. Der Strand von Singapore ist flach, nicht ganz so reich und schön wie der von Ceylon, aber hübsch und einladend. Dicht am Meere befindet sich die Promenade, „Esplanade“ genannt, ein großer Kreis, in dem sich die wohlhabenden Einwohner Singapore's von fünf bis sechs Uhr Nachmittags in ihren offenen Wagen und Palanquins umherziehen lassen. Man grüßt nach allen Seiten hin; Bekannte, die sich etwas zu erzählen haben, fahren neben einander her und unterhalten sich von Wagen zu Wagen; die Frauen zeigen ihre bunten Kleider — denn man liebt im Süden

auffallende Toiletten —, die Männer sind vom Kopf bis zur Zehe in Weiß gekleidet. — Man nimmt in Singapore und auch in China einem Manne nicht übel, ein Hemd zu tragen, dessen Kragen oder Manschetten defect zu werden anfangen oder bereits zweifellos defect sind; aber die Wäsche muß schneeweiß sein, oder der Besitzer gilt sofort für: „schlechte Gesellschaft“. Scrupulöseste Reinlichkeit — ich habe es bereits gesagt, aber da es so charakteristisch ist, darf ich es wohl wiederholen — ist das Erste, was man unter dem Aequator, in der englischen Gesellschaft wenigstens, von einem wohlerzogenen Menschen erwartet und verlangt. Es hält übrigens nicht schwer, allen Ansprüchen in dieser Beziehung gerecht zu werden, da nach meinem Wissen nirgends so gut und so billig gewaschen wird wie in Singapore. Ein einzelner Herr konnte sich zu meiner Zeit für fünf Dollars per Monat bei einem indischen Wäscher abonniren und war dann berechtigt, so viel weiße Anzüge, Hemden, Strümpfe, Taschentücher 2c. zur Wäsche zu geben, wie ihm behagte. Da ein Gentleman sich täglich mindestens einmal von Kopf bis zu Fuß frisch anzieht, so beläuft sich die Anzahl der Stücke, die man im Monat für fünf Dollars — ungefähr zwanzig Mark — waschen lassen kann, leicht auf zweihundert.

Dicht neben der Esplanade befand sich im Jahre 1859 das Hotel „Esperanza“, von einer Französin, spanischer Abkunft, vortrefflich gehalten. Ich stieg dort jedesmal ab, wenn ich nach Singapore kam, und knüpfte mit der Zeit eine angenehme Bekanntschaft mit dem spanischen Consul an, der dort seit längerer Zeit wohnte und sich in freundlicher Weise erbot, mein Cicerone zu sein.

Die Zeit vergeht in Singapore in ebenso regelmäßiger Weise wie an Bord eines Schiffes. Jeder Tag im Jahre ist ziemlich genau zwölf Stunden lang — von sechs Uhr Morgens bis sechs Uhr Abends — und der Bequemlichkeit halber haben die meisten Europäer dieselbe Tageseinrichtung angenommen. — Man steht gegen sechs Uhr auf und nimmt zunächst sein Bad; dabei steigt man jedoch nicht in eine Wanne, sondern stellt sich neben einen mit Wasser gefüllten, großen irdenen Kübel und gießt sich aus einem kleineren Gefäß eine oder zwei Minuten lang das Wasser über den Kopf. Diese Art zu baden ist außerordentlich erfrischend.

Nach dem Bade pflegte ich auf der Veranda, die einen hübschen Anblick auf das rege Leben im Hafen gewährte, eine Tasse Thee zu trinken. Ich trug bei dieser Gelegenheit das in Indien und China von allen Europäern und Amerikanern adoptirte, außerordentlich einfache und leichte Schlafcostüm, aus chinesischen Strohpantoffeln, weiten Beinkleidern — Pudjamas genannt — und einer chinesischen seidenen Jacke bestehend. Der ganze Anzug wiegt nur wenige Loth. Die europäischen Bewohner von Holländisch-Indien geben einem anderen Negligé den Vorzug: statt der Beinkleider tragen sie den „Sarong“ aus Seide oder Baumwolle, einen Kleidungsartikel, in dem von den Eingeborenen mit Vorliebe Luxus getrieben wird und der, aus einem langen Tuche bestehend, das, um die Hüften geschlungen, bis auf die Knöchel hinabreicht, wie ein buntfarbiger, ganz eng anliegender Unterrock aussieht. Dieser Morgenanzug, der auch von holländischen Damen getragen wird, würde nach unseren Begriffen nicht gerade als ein decentes Costüm zu bezeichnen sein — aber das Anstandsgefühl ändert sich nach den Breitegraden. Unter den Tropen sieht man fortwährend nackte Gestalten. Das Auge gewöhnt sich schnell daran. Die verschiedenen Empfindungen, welche dieser Anblick bei den eingewanderten Weißen zunächst hervorruft, stumpfen sich in kürzester Frist ab, und zwar nicht nur bei den Männern. Das Wort einer französischen Prinzessin: „Ein Diener ist kein Mann“, ist mit der kleinen Variante: „Ein Farbiger ist kein Mann“, für viele Europäerinnen, die in Hinterindien leben, wahr. Sie zeigen sich innerhalb ihrer vier Pfähle, ohne ihren Gefühlen den geringsten Zwang anzuthun und ohne nach den vorherrschenden Begriffen den Anstand und die Sittlichkeit zu verletzen, in den unglaublichsten Costümen.

Je mehr man sich in der Welt umsieht, desto klarer wird es Einem, daß für das, was schamhaft oder schamlos ist, keine feste Regel gilt. Es wird eben mit der Zeit schlechterdings unmöglich, bei dreißig bis vierzig Grad Hitze dem Anstandsgefühl

denselben Ausdruck zu verleihen wie bei fünfzehn Grad Kälte.

Bis elf Uhr Vormittags pflegte ich im Hotel Esperanza in China-Slippers und Pudjamas ungenirt und unbemerkt umherzugehen. Das waren dann auch meine besten Arbeitsstunden, da die Temperatur in den Zimmern um diese Zeit immer noch eine ganz erträgliche war. Gegen Mittag zog ich mich an, um im gemeinschaftlichen Speisesaale zu frühstücken oder, wie man in Indien sagt: „Tiffin" zu nehmen. Die Table d'hote erinnerte mich lebhaft an die gemeinschaftlichen Mahlzeiten an Bord der „Nemesis". Wir saßen in einer luftigen Halle, an großen, mit Südfrüchten überfüllten Tischen. Ueber dem ganzen Tische hing der Länge nach ein Punka, d. h. ein riesiger Fächer, über zwanzig Fuß lang und ungefähr drei Fuß breit, der mit weißer Leinwand überzogen war und vermittelst eines starken Seiles durch malaiische Diener in fortwährender schwingender Bewegung gehalten wurde. Dieses Punkafächeln ist nicht nur sehr erfrischend, sondern hat auch noch den großen Vortheil, daß es die Musquitos und Fliegen, die in dem Saale umhersummen, vom Speisetisch entfernt hält. — Die Bedienung an der Table d'hote war eine sehr zahlreiche. Ein jeder der Gäste hatte seinen eigenen Diener — Malaien, Chinesen oder Indier —, der hinter dem Stuhl seines Herrn stand; und außerdem liefen die Angestellten des Hotels geschäftig und geräuschlos umher, um jeden der Wünsche der Gäste auf das schnellste zu erfüllen. Selbst in den besten europäischen Gasthäusern dürfte es aus Mangel an Händen unmöglich sein, eine so vorzügliche Bedienung zu finden, wie man sie im Osten überall, auch noch in Gasthäusern zweiten und dritten Ranges, anzutreffen pflegt. — Die Hauptschüssel der Mahlzeit war wie immer Reis mit Curry, und viele der Anwesenden pflegten von keinem Gericht als von diesem zu nehmen, da jede fette und schwere Nahrung bei der herrschenden großen Hitze leicht lästig, schädlich und widerlich wurde.

Um „Tiffin"-Zeit herum war es dann gewöhnlich sehr heiß geworden. Die Straßen waren wie ausgestorben, und auch die Arbeiten im Hafen ruhten mehr oder minder. Gegen vier Uhr sammelten sich die Wolken am Himmel, ein kurzes und oft heftiges Gewitter, von Donner, Blitz und Regen begleitet, entlud sich über Singapore. Es zog schnell vorüber, und dann war der geeignete Moment zur Spazierfahrt gekommen. Der Himmel war noch bewölkt und im Westen besonders von wunderbarem Farbenreichthum. Nirgends habe ich die Sonne prachtvoller untergehen sehen, als dies in Singapore jeden zweiten oder dritten Tag der Fall ist. Zwischen sechs und sieben Uhr wurde gegessen, zwischen acht und zehn Uhr stand es frei, Besuche zu machen, und um elf Uhr ging man zu Bett. Ein einförmiges, nach unseren Begriffen vielleicht nicht sehr thätiges, aber dessenungeachtet anstrengendes und ziemlich langweiliges Leben ist es, was viele Fremde in Singapore führen.

Ich pflegte des Abends auf der Veranda des Hotels Esperanza mit meinem neu erworbenen Freunde, dem spanischen Consul, zu sitzen. Vor uns erblickten wir das von den großen Sternen des südlichen Himmels traumhaft beleuchtete Meer, dessen Wellen im ruhigen Hafen sanft murmelnd an der flachen sandigen Küste erstarben; auf der Veranda standen primitive Lampen, die mit Kokusnußöl genährt wurden. Sie gaben ein schwaches gelbliches Licht, bei dem man nur mit Mühe lesen konnte, und verbreiteten einen starken Oelgeruch. Auf der Decke und an den Wänden wimmelte es von kleinen, schnellen Eidechsen, die auf Musquitofang ausgingen. Manchmal zeigte sich auch ein häßlicher Skorpion oder einer jener Tausendfüßler, deren Biß empfindliche Schmerzen verursachen soll. — Mein Freund Don Balbino, der ein beschauliches Leben führte, durch seinen Beruf wenig in Anspruch genommen war, viel Romane las und der Geselligkeit, weil sie ihn ermüdete, abhold war, hatte zu seinem Privatvergnügen eine große Spieluhr erworben, die in den höchsten Cithertönen ein halbes Dutzend italienischer Arien vortrug. Bei diesem anspruchslosen Concerte pflegten wir gewöhnlich Beide einzuschlafen. Meine Freunde zu Hause dachten wohl an mich wie an Jemand, der ein bewegtes, aufregendes Dasein führen mochte. Ich erinnere mich aber

nicht, jemals so ruhig und regelmäßig gelebt zu haben wie während meiner wiederholten und längeren Besuche in Singapore, muß aber, um billig zu sein, hinzusetzen, daß die Existenz der dort ansässigen fremden Kaufleute keineswegs eine sorgenlose und leichte sein soll, von ihnen vielmehr als eine so aufreibende geschildert wird, daß die meisten gezwungen sind, jedes vierte oder fünfte Jahr nach ihrer Heimath zur Erholung zurückzukehren, wenn sie es nicht darauf ankommen lassen wollen, ihre Gesundheit gänzlich zu ruiniren. Ich machte die Bekanntschaft mehrerer dieser Kaufleute und lernte in ihnen gastfreundliche, liebenswürdige und im Allgemeinen stille und traurige Menschen kennen, die alle den Wunsch hegten, bald in der Lage zu sein, für immer — „für gut", wie man dort sagt — nach Europa zurückzukehren.

Singapore wird von einem englischen Gouverneur regiert. Die Bevölkerung besteht aus den eingeborenen Malaien und aus eingewanderten Indiern, Chinesen und Europäern. In der weißen Gesellschaft bildet englisch, in der farbigen malaiisch die Umgangssprache. Diese letztere ist wohltönend, und man erwirbt leicht eine oberflächliche Kenntniß derselben, welche genügt, um mit den malaiischen Dienern und Kaufleuten direct zu verkehren. Die ersten Worte, die man lernt, sind: „rechts", „links", „geradeaus", „schnell", „langsam", „nach Hause"; denn der erste Malaie, mit dem man sich zu verständigen hat, ist gewöhnlich der Kutscher. Wagen sind in Singapore billig; sie kosten nämlich nur einen Dollar für den ganzen Tag. Da diese Ausgabe aber schwer zu vermeiden ist, so wird sie doch von Vielen als eine drückende empfunden. Im Allgemeinen würde man im Osten ebenso billig, wenn nicht billiger als bei uns zu Hause leben können: Lebensmittel sind zu Spottpreisen zu haben; Heizung, Licht sogar kann man beinahe gänzlich entbehren; auch die Miethen würden niedriger sein, als man in unseren großen Städten dafür zahlt, wenn man im Osten an seine Wohnung dieselben, verhältnißmäßig bescheidenen Ansprüche stellen wollte wie hier. Aber die Existenz aller im Osten ansässigen Fremden hat einen viel großartigeren Zuschnitt als das Leben zu Hause. Selbst der bescheidenste kleine Handlungscommis hält sich seinen eigenen Diener, und wenige Leute versagen sich den Luxus — oder dürfen sich denselben versagen —, Reitpferde oder Pferde und Wagen zu halten. Der nach ökonomischen Principien geleitete Hausstand eines hohen Beamten oder wohlsituirten Kaufmanns zählt in Indien eine weit zahlreichere Dienerschaft, als man in Europa, selbst bei sehr reichen Leuten, anzutreffen pflegt. Ein jeder einzelne dieser Diener kostet verhältnißmäßig wenig, aber wenn man ein Dutzend oder mehr von ihnen hat, so summiren sich am Ende des Jahres der Lohn und die Ausgaben für die Beköstigung doch zu einer bedeutenden Summe auf. Man spricht daher mit Recht von den kolossalen Unkosten des Lebens im Osten; aber man muß dabei berücksichtigen, daß man sich dafür Bequemlichkeiten aller Art gestattet, die man unter dem gemeinschaftlichen Namen „asiatischer Luxus" zusammenzufassen pflegt. Ein wohlhabender Mann, der hier so leben wollte, wie er, ohne für einen Verschwender zu gelten, zu meiner Zeit in Hongkong, Shanghai und Yokohama lebte, ein solcher Mann würde für seinen Hausstand in London, Paris oder Berlin vier- oder fünfmal mehr ausgeben als in China oder Japan. Dies soll sich übrigens in den letzten Jahren erheblich verändert haben, seitdem der Handel mit den ostasiatischen Ländern aufgehört hat ein so lucrativer zu sein, wie er es in früheren Zeiten war.

Die farbigen Diener, wie ich hier noch bemerken will, sind ausgezeichnet in ihrer Art und nicht selten treu und ehrlich, — aber ein jeder von ihnen verrichtet im Laufe des Tages doch nur ein sehr kleines Quantum Arbeit. Der „Wasser-Kuli" füllt des Morgens die Badewannen, hält das Badezimmer in Ordnung und hat dann sein Tagewerk vollendet. Der „Lampen-Kuli" ist auch, so zu sagen, im Besitz einer Sinecure, denn das, was er zu thun hat und mit großer Sorgfalt verrichtet, würde in jedem europäischen Hause ganz beiläufig von einem Diener, der noch vielerlei andere Dienste zu verrichten hätte, gethan werden. Der Kammerdiener hält die Garderobe seines Herrn in Ordnung

und bedient ihn bei Tische. Er hat alle Eigenthümlichkeiten seines Gebieters beobachtet und ist von tadelloser Pünktlichkeit, Ordnung und Reinlichkeit. Sein stilles Wesen trägt dazu bei, seine Bedienung sehr angenehm zu machen; aber man darf nicht mehr von ihm verlangen, als was genau zum engbegrenzten und kleinen Bereich seiner Thätigkeit gehört. In größeren Häusern findet man außer den Genannten noch den Portier, den Nachtwächter, die Kutscher und Stallknechte, Sänftenträger und in vereinzelten Fällen auch Ruderknechte. Die ganze zahlreiche Dienerschaft lebt im Allgemeinen friedlich unter einander; Streit und Eifersüchteleien, wie sie in größeren europäischen Hausständen häufig vorkommen, gehören zu den Seltenheiten. An der Spitze der ganzen Dienerschaft pflegt in den „Straits“ in China und in Japan ein Chinese zu stehen, der den Namen „Comprador“ führt, in kaufmännischen Häusern eine Art Unterkassirer, in anderen gewissermaßen Majordomus ist, eines großen Vertrauens genießt und dasselbe auch gewöhnlich rechtfertigt. Jedermann weiß, daß der Comprador auf alle Beträge, die im Dienste der Herrschaft durch seine Hände gehen, eine bestimmte kleine Commission, den sogenannten „Squeeze“, erhebt. Dieser wird ihm als ein erlaubter Gewinn überlassen; ehe er sich jedoch denselben aneignet, ist er gewöhnlich unermüdlich in der Vertheidigung der Interessen seines Herrn.

Ich selbst trat erst später, nachdem ich mich in Japan niedergelassen hatte und mich an der Spitze eines Hausstandes befand, mit einer zahlreichen Dienerschaft in Verbindung. In Singapore, wo ich im Hotel lebte, genügte es mir vollkommen, einen Diener zu haben, der obendrein sehr wenig zu thun hatte, den ich aber dessenungeachtet schlechterdings nicht hätte entbehren können.

Ich habe die obigen Bemerkungen, von denen die meisten ihren Platz in meinen Erinnerungen an den Aufenthalt in China und Japan gefunden haben würden, hier eingeschaltet, weil der Aufenthalt in Singapore für mich gewissermaßen die Einleitung zu dem Leben in China, Cochinchina und Japan bildete. Mein erster Besuch in den „Straits“ war, wie gesagt, ein kurzer. Sechsunddreißig Stunden, nachdem ich dort angekommen war, setzte ich meine Reise fort, und nach vierzehntägiger Fahrt, während deren wir nur einmal, in Hongkong nämlich, kurze Zeit anhielten, langte ich am 15. Juni, achtundvierzig Tage, nachdem ich Marseille verlassen hatte, wohlbehalten in Shanghai an.

(Fortsetzung folgt.)





Lauf- und Springbrunnen.

Von

Paul Lehfeldt.

Die Wichtigkeit des Wassers ist schon in den ältesten Zeiten anerkannt, es ist ihm selbst eine noch größere Bedeutung als heute im Alterthum beigemessen worden. Freilich ist in den alten Culturländern des heißen Südens der Werth des segenspendenden Wassers ein um so größerer, je weniger die Bewohner im Fall der Noth auf Regen oder Quellwasser rechnen können. Bekannt ist, wie das Schicksal ganzer Städte bei Belagerungen von der Erhaltung oder dem Verlust der Wasserleitungen abhing. Das Dankesgefühl der Alten für den Quellensegen spricht sich darin aus, daß bei den Hellenen die Nymphen eine ältere Verehrung genossen als, mit Ausnahme des Zeus, die olympischen Götter.

Stets haftete auch in Deutschland an dem Wasserbrunnen die tief im Volke wurzelnde Poesie. Am Brunnen vor dem Thore da steht der Lindenbaum, beim Brunnen findet heimliche Zwiesprache statt, und beim Wasserholen wird das Mädchen vom Geliebten getroffen. Ist doch die wasserholende Jungfrau zu allen Zeiten ein dankbarer Vorwurf für Dichter und bildende Künstler gewesen, von jener Lais mit dem Wasserkrug, welche Apelles malte, bis zu dem in unseren Ausstellungen regelmäßig wiederkehrenden Gretchen am Brunnen.

So ist es denn kein Wunder, daß die bildende Kunst sich gern dieses Elementes bemächtigte und die schmuckvolle Einfassung der Mündung von Quellen und künstlichen Leitungen zu einer Reihe der schönsten künstlerischen Schöpfungen Anlaß bot.

Bei der Menge des Stoffes kann ich nur einzelne Beispiele herausgreifen, wie sie mir auf Reisen oder in Abbildungen besonderen Eindruck gemacht haben. Ich verkenne nicht, daß sich die Zahl der aufgeführten noch um viele bedeutende Werke vermehren läßt.

Ich will mich ferner auf die künstlerische Ausstattung des fließenden Wassers beschränken. In den Kreis dieser Betrachtung gehören daher nicht die Cisternen und Ziehbrunnen, von welchen ich nur bemerken will, daß ihre Einfassung eine einfache runde oder vieleckige Form erforderte, welche, innen glatt wie eine Wanne, an der Außenseite Gelegenheit zu Reliefverzierungen bot. Als ein vorzügliches Beispiel seien die in der Mitte des 16. Jahrhunderts aus Bronze gegossenen Cisternen im Hofe des Dogenpalastes zu Venedig genannt.

Bei den Ziehbrunnen kam noch die künstlerische Ausbildung der die Rolle haltenden Stützen und ihre Ueberdachung hinzu. Mehrere Ziehbrunnen führt Lübke in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance“ an, darunter besonders den zu Bruck, welcher durch prächtiges Eisengitter ausgezeichnet ist.

* * *

Wenn wir die Ausschmückung der Brunnen mit stetig laufendem Wasser, der natürlichen wie der künstlichen, betrachten, so machen wir zunächst die Beobachtung, daß es für die künstlerische Ausbildung keinen Unterschied abgab, ob der Brunnen mitten in der Stadt, im Park oder in der freien Natur aufgestellt wurde, ebenso wenig ob ein natürlicher Quell oder eine künstliche Leitung verziert werden sollte. Auch läßt sich kein rechter Unterschied zwischen der Ausbildung der Springbrunnen, welche den Strahl in die Höhe schleudern, und der Laufbrunnen, welche das Wasser seitlich oder abwärts rinnen lassen, feststellen. Die Vermischung beider Arten an demselben Werke muß eine so naheliegende sein, daß sie gerade die häufigste ist. Im Allgemeinen läßt sich annehmen, daß für den Springbrunnen die Schale, für den Laufbrunnen die Säule das Princip der Verzierung bildet, während für beide der Behälter darunter, das Bassin, hinzutritt. Bei diesen beiden Aufgaben fällt die Lösung mehr dem Bildhauer zu, dagegen ist die Gestaltung einer dritten Art, der von den alten Römern als Wassercastelle bezeichneten Abflüsse der großen Wasserleitungen, welche cascadenartig hervorströmen und von Hallenbauten umschlossen und überdeckt sind, eine vorwiegend architektonische Aufgabe.

Die auf uns gekommenen, der Entstehungszeit nach sicher bestimmbaren Springbrunnen gehören erst dem Mittelalter an. Denn von den Hellenen haben wir zwar Nachrichten, welche uns den Untergang der Werke innig bedauern lassen, aber keine Anlage ist so weit erhalten, daß wir sie genau reconstruiren können. Eine Reihe von Sculpturen, welche in mehr oder minder engem Zusammenhang mit dem Wasserabfluß standen, ist aus ihrer Verbindung herausgenommen und der Aufbewahrung für werth befunden worden, während die Anlage selbst der Zerstörung anheimfiel. Nach der Meinung von E. Curtius, welche er in einer schönen Abhandlung über die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen ausspricht, ist die Zahl der in Originalen oder Nachbildungen auf uns gekommenen, hierher gehörigen Bildwerke viel größer, als man im Allgemeinen anzunehmen pflegt. Abgesehen von den Figuren eines Narkissos, Antinous, Eros, der Nymphen und anderer durch die Sage mit dem Wasser in Verbindung gesetzter Gestalten, welche als statuarischer Schmuck an Quellen und Brunnen aufgestellt waren, sind es genrehafte Darstellungen, welche in mehr realistischer Weise den Ausguß vermitteln. So die Silenen, welche einen Schlauch tragen, aus dem das Wasser fließt, der nackte Satyrknabe, welcher eine Kanne auf einem Pfeiler hält, Flußgottheiten, neben Amphoren gelagert, und ähnliche Darstellungen.

Es lag nahe, die aufgesperrten Rachen von Thieren hierfür zu verwenden, besonders von solchen, welche im Wasser leben, wie die Delphine, die Begleiter des Poseidon und der Aphrodite auf vielen Statuen. Andere Thiere versinnbildlichten durch ihre Eigenschaften das Reißende, Unaufhaltsame des Wassers. Dazu gehörte vor Allem der Löwe. Der schöne Körper des liegenden Löwen vor dem Arsenal zu Venedig, welcher durch das Ansetzen eines schlechten Kopfes entstellt ist, schmückte einst eine Wasserleitung zu Athen. Löwenköpfe waren die typischen Maskirungen der Traufrinnen an den Gebäuden. Beiläufig sei hier erwähnt, daß in dieser Beziehung als Wasserspeier im Mittelalter der Drachenkopf allgemein wurde. Ein Beispiel anderer Thiergattungen ist der Molosserhund im vaticanischen Museum, welcher noch seine Röhre im Maule stecken hat. Eine Darstellung mehr genrehaften Inhaltes ist der Knabe mit der Gans.

Schließlich boten auch die Menschen im Alterthume Motive genug. Nicht nur menschliche Masken dienten als Brunneneinfassungen, sondern ganze Figuren von Centauren oder Silenen spieen Wasser aus dem Maule oder gaben es in noch naiverer Weise von sich, wie später das berühmte Manneken in Brüssel. Ebenso lieferte das Alterthum in den Nymphen Vorbilder für den Nürnberger Tugendbrunnen, die kühnen Entwürfe Dietterlein's und die Phantasie des Rabelais in der Schilderung des Brunnens in der Thelemitenabtei, auf dem die Genien des Ueberflusses mit Hörnern standen und das Wasser aus Ohren, Mund, Augen und „anderen Theilen des Körpers“ von sich gaben.

Von den 1352 Brunnen, welche Rom

zur Zeit des Kaisers Augustus besaß, hat kein einziger die Zerstörungen des Mittelalters überdauert. Auch von den gepriesenen Prachtwerken der späteren Kaiserzeit ist nur ein trauriger Rest, nämlich der trümmerhafte Unterbau der von Domitian aufgestellten Meta sudans, bis auf unsere Tage gekommen. Ein Bild der Springbrunnen in Privathäusern geben die in Pompeji gefundenen, welche stets die einfache Schale auf mäßig verziertem Fuße zeigen. Dieses Motiv, welches im Laufe der Zeiten eine so bedeutende Entwickelung genommen hat, ist ein echt hellenisches. Es kommt häufig auf Vasenbildern wenn auch nicht als Springbrunnen, so doch als Badebecken (Luter) vor.

Wie der Festsaal des römischen Hauses auf die christliche Basilica, so wurde das Atrium desselben auf den Vorhof der Basilica übertragen, welcher einst, von Hallen umgeben, den heiligen Raum der Kirche von der Straße schied, jetzt aber meist abgebrochen ist. Inmitten des Hofes stand der Brunnen, an welchem der Gläubige die symbolische Reinigung vor dem Eintritt in die Kirche zu vollziehen hatte. Diese Wasserbehälter, welche ebenfalls die Form der auf einem Fuße stehenden Schale hatten, wurden später in die Kirchen selbst versetzt und oft unpassend genug an Säulen angeklebt. Das herrliche Weihwasserbecken von Benedetto da Majano im Dom zu Siena ist dagegen wiederum in classischer Weise freistehend auf selbständigem Fuße gebildet.

Kunst und Cultur zogen sich während der Stürme der Völkerwanderung in die Klöster zurück. Auch unsere Springbrunnen finden wir dort wieder. Sie gehören zu den reizvollsten Reise-Erinnerungen Italiens, jene stillen, vom Treiben der Welt zurückgezogenen, mit entzückenden Blumenanlagen geschmückten Klosterhöfe, deren friedliche Ruhe durch das leise stetige Plätschern der in der Mitte stehenden Fontäne nicht gestört, sondern eher vermehrt wird.

Zwischen diesen Kunstwerken und dem späteren Mittelalter ist in der Geschichte des Springbrunnens eine bedeutende Lücke. Vereinzelt steht der Pinienzapfen von der Wasserleitung Karl's des Großen zu Aachen da.

Daß in Italien die hellenische Tradition auch auf diesem Kunstgebiet fortgedauert hat, bezeugt der meines Wissens älteste Springbrunnen von künstlerischer Bedeutung, dessen Zeit sich genau bestimmen läßt. Es ist dies die Fontana Grande oder Separi auf dem Gemüsemarkt in Viterbo, 1206 vom Magister Benedictus aus Stein gefertigt. Sie ist von Verdier in dessen erstem Band der „Architecture civile et domestique“ veröffentlicht worden. Die Fontäne erweckt ein besonderes Interesse, da sie eines der Beispiele ist, an welchem sich gothische Kunst in Italien zeigt. Es sind zwei Schalen über einander, von deren unterer größerer das Wasser in die Höhe springt, während es von der oberen aus Löwenrachen vom Rande abfließt. Jede Schale ist aus vier halbkreisförmigen Schalen zusammengesetzt, so daß sie im Grundriß die Form eines Vierpasses hat. Die Spitze des Brunnens bildet eine kleine gothische, mit Fialen verzierte Thurmpyramide, aus deren Kreuzblume ein Wasserstrahl aufsteigt. Trotz dieser und einiger anderer mittelalterlicher Ornamente macht aber das Ganze keinen der nördlichen Gothik ähnlichen Eindruck, um so weniger, da die hauptsächlichen Horizontallinien, von keiner verticalen unterbrochen, durchgehen. Der Brunnen wirkt ungemein malerisch und wechselvoll, besonders dadurch, daß die beiden Schalen übereck gesetzt sind, während das Bassin darunter die Form eines griechischen Kreuzes hat. Die obere Schale ruht auf der unteren vermittelst einer ganz kurzen Säule. Eine etwas längere, dicke Säule mit Basis und Blättercapitäl trägt die untere Schale. An der unteren Hälfte des Säulenschaftes halten vier Löwenrachen die Bleiröhren, von deren Ende, ebenfalls durch kleine Löwenrachen maskirt, Wasser direct in das Bassin fällt. In eigenthümlicher Weise waren diese Bleiröhren in der Mitte durch achteckige Pfeilerchen unterstützt und an dieser Stelle mit hockenden Katzen besetzt, welche jedoch bei einer Restauration im ersten Viertel unseres Jahrhunderts vier steifen gothischen Spitzsäulen Platz machten. Die Thiere bezogen sich auf die Familie Gatteschi. In ihrem Palasthof soll der Brunnen einst gestanden haben, der heute einer der Hauptanziehungspunkte von Viterbo ist.

Ebenfalls trotz einzelner gothischer Details auf classischen Principien beruhend ist der schöne Brunnen, welchen 1280 Giovanni Pisano, der Sohn Niccolo's, in Perugia auf dem Domplatz aus Marmor errichtete. Auch hier beruht die malerische Wirkung vorzugsweise auf dem Aufbau der verschiedenen Etagen. Auf kreisrundem vierstufigen Unterbau ruht ein unteres Bassin, nur eine einfache vierundzwanzigeckige Brüstung, deren Ecken durch vierfach gekuppelte gewundene Säulchen markirt werden, während kürzere Dreiviertelsäulchen die Flächen nochmals theilen. Auf diesem Bassin schwebt gleichsam im Wasser auf schlanken Stützen ein zweites zwölfeckiges Bassin, dessen Flächen an den Ecken und in den Mitten durch Figuren ausgezeichnet sind. Darüber trägt ein achteckiger kurzer Pfeiler die runde Schale von Bronze, welche von einer Thier- und Menschengruppe gekrönt ist. Die vielen wagerechten Linien und rechteckigen Felder geben den Gesammteindruck ruhiger Einfachheit. Die Figuren und Reliefs an den Flächen, welche die zwölf Monate, Fabelthiere, biblische Scenen und moralische Sentenzen illustriren, kurz eine Summe des ganzen damaligen Wissens und Empfindens darstellen, gehören zu dem Schönsten, was die mittelalterliche Sculptur in Italien hervorgebracht hat.

Die Zurückhaltung und zarte Anmuth, mit welcher die Frührenaissance in Italien die altrömischen Motive wieder aufnahm, zeigt sich auch an unserem Stoffe. Bekannt ist der zierliche von Verrochio im 15. Jahrhundert gearbeitete Brunnen im Hofe des Palazzo vecchio zu Florenz. Eine ganz in antikem Sinne gehaltene Schale, darauf eine Vase, von deren oberem Theil Wasser in die Schale fließt, darüber als Abschluß ein geflügelter Knabe mit einem Schlauch als Springbrunnen.

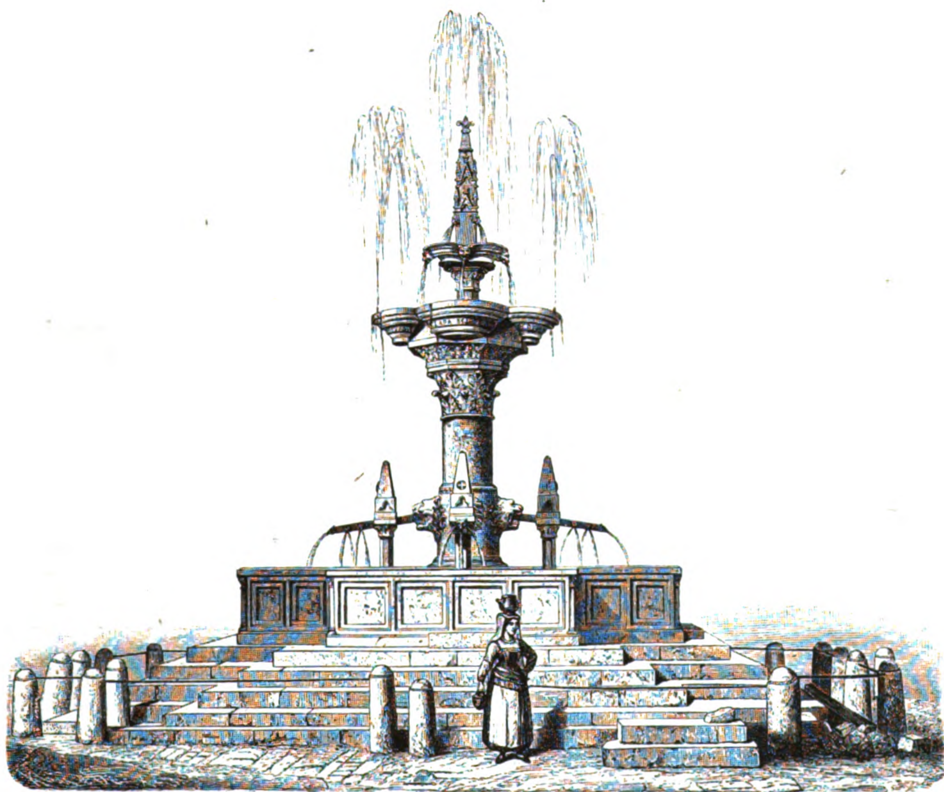
Die stärkere Linienführung und das Vortreten des Malerischen, jedoch verbunden mit einer genaueren Kenntniß der antiken Details, welche die Hochrenaissance gegen die vorherige Periode auszeichnet, vertritt Giovanni da Bologna. Wir werden ihn in seiner Vaterstadt durch ein großartiges, einer anderen Gruppe von Springbrunnen zugehöriges Kunstwerk kennen lernen. Hier erscheint er als Schöpfer der Gruppen im Florentiner Boboligarten, und vor Allem eines reizenden kleinen Brunnens der Villa Petroja bei Florenz. Er ist doppelschalig. Die untere, mit kräftig vortretenden Guirlanden geschmückte Schale stützen Nixen mit emporgehobenen Armen. Die obere Schale ist höher über der unteren und kleiner, als sonst üblich, wodurch das Verhältniß ein sehr elegantes wird. Eine zierliche Bronzefigur, Venus ihr Haar trocknend, krönt die ganze Composition, welche, in ihrer Silhouette meisterhaft, leider viel zu wenig bekannt ist.

Die um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts beginnende Wandlung der malerischen Wirkung in eine theatralische vertritt Vignola in glänzender Weise in dem brunnenreichen Viterbo durch mehrere Fontänen. Die prächtigste ist die (von Verdier im zweiten Bande seiner „Architecture civile“ dargestellte) Fontana della Rocca von 1566. Sie ist doppelschalig; beide Schalen ruhen auf reich und derb gegliederten Pfeilern und lassen das Wasser durch Löwenköpfe herabfließen. Das achteckige Bassin darunter liegt so hoch, daß an vier seiner Seitenflächen Platz für ein in zwei Absätzen angeordnetes Becken ist, welches, von dem oberen Bassin gespeist, als Viehtränke dient. An den vier anderen Seitenflächen liegen Treppen, welche zum Bassin hinaufführen. Vignola empfand den natürlichen Reiz der italienischen, in vielen Abstufungen herabstürzenden Wasserfälle so, daß er dies offenbar in der Kunst nachahmen wollte und selbst an den Treppenwangen kleine Cascaden in drei Absätzen anbrachte. Es gewährt ein höchst anziehendes Bild, wenn Abends die Bewohnerinnen von Viterbo in ihren malerischen Trachten, Krüge auf den Köpfen, die Stufen hinaufschreiten, während dazwischen das Vieh sich an die unteren Tröge drängt.

Die Barockkunst feierte ihre Triumphe in Rom, und die dort von der zweiten Hälfte des sechzehnten bis zu der des siebzehnten Jahrhunderts entstehenden Springbrunnen von der bisher besprochenen Gattung des Schalenmotivs sind so ungemein zahlreich, daß es unmöglich ist, ihnen allen gerecht zu werden.

Die schönste Fontäne dieser Art ist die Fontana della Tartarughe, welche,

westlich vom Capitol belegen, 1585 von della Porta, wie es heißt, nach einer Skizze von Rafael aus Marmor ausgeführt wurde. Der Fuß der Schale ist mit vier Muschelbecken besetzt, welche durch Delphine gespeist werden, so daß das Wasser aus den Becken in das große Bassin darunter überfließt. Auf jeden der Delphinköpfe tritt ein nackter Jüngling



Fontana Grande in Viterbo.

mit dem einen Fuße und hebt mit einer Hand den Schwanz des Fisches hoch. Mit den erhobenen anderen Armen halten die Jünglinge Schildkröten fest, welche über den Rand der oberen runden Schale in diese hineinzukriechen streben. Das Werk ist von heiterster Anmuth und liebenswürdiger Empfindung.

Maderna, der Vollender der Peterskirche, schuf die hübsche Fontäne im Belvederehof des vaticanischen Palastes, sowie 1610 die beiden Fontänen auf dem Platz vor der Peterskirche. Sie sind mehr architektonisch wie plastisch componirt und doppelschalig. Die obere Schale ist umgekehrt, so daß das Wasser an allen Seiten in die untere Schale herabrieselt, während darüber der Mittelstrahl in überraschender Kraft und Fülle in die Höhe schießt, so daß die naive Frage jenes Fürsten, ob es nicht zu viel kostete, wenn man sie seinetwegen so lange spielen ließe, beim ersten Anblick ganz gerechtfertigt erscheint. Die Wirkung wird durch die Stellung der Fontänen auf dem großen Platz zu den Seiten des Obelisken und vor den grandiosen Säulenhallen des Bernini bedeutend gesteigert.

Mehrere römische Schalenbrunnen sind von der Hand Bernini's, darunter der del Tritone, 1641. Die groteske Figur des die Schale haltenden Meermenschen hat unter anderen in dem Brunnen auf

dem Platz della Bocca della Verità Nachahmung gefunden.

Von dem übrigen Italien habe ich vorzugsweise in Sicilien hübsche Schalenbrunnen gefunden. Ein solcher von feiner Anmuth steht vor dem Dom in Taormina; ein figurenreicher, barock-phantastischer auf dem Domplatz in Messina.

Wenn wir unsere Blicke von Italien auf Deutschland lenken, so ist der Springbrunnen auf dem Rathhausplatz in Braunschweig von 1408 noch mittelalterlich. Er ist dreischalig und mit einer zierlichen Thurmspitze gekrönt.

Die edelste italienische Renaissance zeigt ein Brunnen im Garten des Belvedere zu Prag, welchen Thomas Jarosch 1565 ausführte, während Gregor Löffler die Figuren arbeitete. Auf vier Greifen ruht eine geriefelte und mit einem Masken- und Palmettenrelief verzierte untere Schale. Auf derselben erhebt sich ein mit Ornamenten, wasserspeienden Köpfen und Satyrn reich umkleideter Schaft, welcher die obere mit Masken und Blumengewinde tragenden Knaben geschmückte Schale trägt. Zu oberst tritt ein Knabe auf einen wasserspeienden Delphin und bläst einen Dudelsack, von welchem ebenfalls Strahlen in die Höhe spritzen. Dieses anmuthige Werk von feinster Abwägung der Verhältnisse und vollendeter Ausführung ist in der Förster'schen Bauzeitung, sowie in Lübke's „Geschichte der deutschen Renaissance" abgebildet.

Reich an zierlichen Schalenbrunnen aus der Renaissancezeit ist Nürnberg. Hier goß 1556 Labenwolff, ein Schüler Peter Vischer's, den Brunnen im Rathhaushof in Anlehnung an eine Dürer'sche Zeichnung, indem er auf die Schale einen Knaben als Fahnenträger zwischen acht Delphine setzte. Einen anderen Brunnen krönte er mit dem Gänsemännchen, einem Bauern, welcher unter seinem Arm zwei wasserspeiende Gänse zu Markte trägt, in Tracht und Haltung ein charakteristisches Zeitbild. Wurzelbauer fertigte 1589 den Tugendbrunnen, wo vier den Schalenfuß umgebende Jungfrauen Wasser aus ihren Brüsten spenden; wie wir sehen, ein antikes Motiv. Diese Nürnberger Brunnen haben ihre Würdigung in dem trefflichen Aufsatz von Bergau in der Lützow'schen „Zeitschrift für bildende Kunst" gefunden.

In Frankreich repräsentirt ein schöner, 1515 von Jacques d'Amboise in Clermont aufgestellter Brunnen, dessen Bild Lübke in seiner „Geschichte der französischen Renaissance" giebt, die Frührenaissance. Ueber dem runden Bassin erhebt sich eine achteckige Schale mit kleinen sculpirten Pfeilern an jeder Ecke, darüber von Bogen getragen ein dreiseitiges Giebeldach mit einer hübschen Figur auf der Spitze. — Paris besitzt mehrere wohlgelungene Springbrunnen. Außer der 1550 von Lescot und Goujon entworfenen Fontaine des Innocents sind es gerade neuere Schöpfungen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Sie gewinnen dadurch an Reiz, daß sie, von wohlgepflegten Gartenanlagen umgeben, Ruhepunkte in dem Geräusch der großen Stadt gewähren. Besonders Visconti hat mehrere schöne Fontänen entworfen. Unter ihnen ist die zweischalige, 1830 am Platz Louvois aufgestellte, deren obere Schale von den allegorischen Bronzefiguren der französischen Hauptflüsse getragen wird, die beste.

Am populärsten sind in Paris die beiden Fontänen auf dem Platz de la Concorde, welche 1836 im Anschluß an den Obelisken und in freier Nachahmung der Fontänen des Petersplatzes zu Rom aufgestellt wurden. Sie haben wie jene zwei Schalen, von denen die obere umgekehrt ist; doch tritt hier reicher Figurenschmuck von allegorischen Darstellungen der Schifffahrt unter der oberen Schale und von Meergeschöpfen unter der unteren hinzu, während auch die Menge der Wasserstrahlen durch Tritone, die vom Bassin aus Wasser in die Höhe schleudern, gesteigert ist. — Im Gegensatz zu dieser zu sehr nach Effect haschenden Composition sei zum Schluß dieser Gattung die einfache, höchst geschmackvolle Fontaine des Célestins in Lyon erwähnt. Vier Frauengestalten, zwischen denen vier kleine Knaben stehen, tragen eine Schale. Dieses liebenswürdige Werk zeigt, wie auch in beschränkterem Maßstabe und mit geringeren Mitteln sich mit dem Motiv der Schale eine schöne Wirkung erzielen läßt.

Eins ist für alle Springbrunnen nöthig, — die Fülle des Wassers. Bei dem Motiv der Schale drückt sich dies folgendermaßen aus. Die Schale ist der Behälter des Wassers. Aber um so schöner, wenn sie das Wasser nicht fassen kann, wenn

die Fülle desselben übergroß ist und sich gewaltsam Bahn bricht, durch die Oeffnungen der Schale rinnend, über den Rand hinwegfließend. Wenn uns anderswo in der Kunst das Ungebundene, Uebermäßige stört — hier gehört der Gedanke des nicht zu bergenden Reichthums zum Wesen der künstlerischen Wirkung.

* *
*

Gegenüber den freistehenden Brunnen, bei welchen das Gewicht der künstlerischen Gestaltung auf die Schale gelegt ist, möchte ich eine Gruppe von Brunnen zusammenfassen, deren Hauptmotiv der Brunnenstock mit seitwärts angebrachten Rinnen ist. Der künstlerische Ausdruck hierfür ist sowohl die Säule als überhaupt jede Form, deren Tendenz die Höhenentwickelung ist.

Der Ausgangspunkt für sie ist der Laufbrunnen an der Straße: eine echt deutsche Form, welche im Mittelalter auf das schönste ausgebildet wurde. Es ist bezeichnend, daß der gothische Brunnen in Viterbo dieser Auffassung am nächsten kommt, während sich die spätere antikisirende Kunstrichtung Italiens immer weiter davon entfernte.

Wenn die Bezeichnung Säule ganz allgemein aufgefaßt werden darf, so gehört auch die Spitzsäule dazu. Gerade die ältesten monumentalen Laufbrunnen sind in dieser Weise gestaltet. Es ist zu beachten, daß die im Mittelalter Alles beherrschende kirchliche Baukunst auch hierfür maßgebend war, daß die Thurmspitze damals ebenso tektonisch das Emporstreben bezeichnete wie die cannelirte Säule in der hellenischen Kunst.

Obenan steht an Kühnheit und Reichthum des Aufbaues der mehrfach abgebildete Schöne Brunnen in Nürnberg. Er wurde in den Jahren 1385 bis 1396 von Heinrich dem Balier (d. h. dem Parlier) aufgerichtet, 1821 bis 1824 restaurirt. In drei Geschossen erhebt sich die achteckige Pyramide, im Inneren hohl, durch Spitzbogen geöffnet, in reichster spitzbogiger Ausbildung. Im unteren Geschoß stehen zu den Seiten der die Spitzbogen stützenden Säulen sechzehn Standbilder auf Consolen unter Baldachinen, welche die sieben Kurfürsten und je drei berühmte christliche, jüdische und heidnische Helden darstellen. Im Geschoß über dem Erdgeschoß befinden sich in der Mitte der spitzbogigen Oeffnungen acht Standbilder: Moses und sieben Propheten. Das dritte Geschoß ist ohne Figurenschmuck. Ueber ihm erhebt sich der Thurmhelm, ähnlich der Spitze des Wiener Stephansdomes stark zurücktretend und schlank, bis zu einer Höhe von 19,5 m über dem Erdboden. Wimperge, Fialen, Maßwerk und Blumen lösen den Aufbau in zahllose Theile und Spitzen auf, welcher ein Meisterstück deutscher Kunst ist.

Einfacher als der Schöne Brunnen ist der ebenfalls dem vierzehnten Jahrhundert angehörende Fischmarkt-Brunnen zu Basel. Der runde Unterbau des Brunnenstocks geht in ein Sechseck über, trägt drei durch Säulen getrennte Figuren und endet in einer gothischen Pyramide, auf deren Spitze ein Engel mit einer Wetterfahne steht.

Derselben Gruppe gehören der Brunnen in der Kaiserstraße zu Freiburg im Breisgau und der sogenannte Fischkasten in Ulm an. Letzterer (von dem Ulmer Kunstverein 1858 veröffentlicht) wurde im Jahre 1482 von Meister Syrlin dem Aelteren gemeißelt, dem kunstreichen Schnitzer der Chorstühle im Ulmer Münster. Der Brunnen ist viereckig, an den gerade aufsteigenden Flächen mit vier Ritterfiguren besetzt und darüber mit einer gewundenen Pyramide gekrönt.

Einige französische Laufbrunnen in Pyramidenform führt Verdier an, dessen Werk über die bürgerliche und Hausarchitektur wir so viele schätzenswerthe Notizen verdanken.

Einen solchen nennt er in Rouen von achteckiger Form mit einem Kreuz auf der Spitze, der aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt. In Tours fertigte 1510 Michel Colomb für den Garten von Jacques Beaune eine Brunnenpyramide aus weißem Marmor, welche mit einer schönen Schale mit Arabesken und Wappenverzierungen combinirt ist. Sie wurde 1820 auf den Marktplatz versetzt.

Die Renaissance machte diesen Kunstformen ein Ende. Interessant für die Uebergangszeit der Stile ist ein Versuch, die gothische Pyramide in die Kunstsprache der Renaissance zu übersetzen, welcher in Rottweil gemacht wurde. (Eine Abbil-

dung findet sich in Lübke's „Geschichte der deutschen Renaissance".) Ueber einem einfachen viereckigen Unterbau, von welchem aus nach den vier Seiten hin Röhren ausgehen, erhebt sich ein viergeschossiger Aufbau. Es treten von einem Kernpfeiler, welcher in jedem Geschoß mit Säulchen und allegorischen Figuren besetzt ist, in den drei ersten Geschossen Stützen an den vier Ecken vor, und zwar unten auf Consolen vorgekragte Pfeiler, darüber gerade und darüber ausgeschweifte Säulen, welche im ersten Geschoß durch gerades Gebälk mit Stichbogengiebeln, in den beiden höheren luftig durch Rundbogen verbunden sind. Die beiden oberen Geschosse sind jedesmal zurückgesetzt, so daß der Gesammtbau pyramidal aufsteigt, nach oben hin immer leichter werdend. Zu oberst hören die Arkaden auf, und der Kernpfeiler selbst ist als Spitze in vier zusammenstoßende Säulchen aufgelöst, auf deren gemeinsamem Gebälk eine Ritterfigur steht.

Im weiteren Verlauf der Renaissance sehen wir an den Laufbrunnen hauptsächlich die korinthische Säule über dem Bassin sich erheben. Eine große Menge solcher verhältnißmäßig einfacher Brunnen steht in Mittel- und Süddeutschland und in der Schweiz, aus Stein oder Holz, zum Theil in sehr gefälligen und geschmackvollen Formen. Bald ist die Säule gerade, z. B. an dem Marktbrunnen zu Rothenburg, wo der heilige Georg zu Pferde auf das Gebälkstück über dem Capitäl aufgesetzt ist, oder an dem Marktbrunnen zu Hildesheim von 1540 mit einem stehenden Krieger über dem Capitäl des reichverzierten Schaftes. Streng und edel ist der Kindlifresserbrunnen in Bern componirt, trotz seiner grotesken Figur des Kindlifressers auf dem Capitäl und dem Relief des Bärenmarsches am Schaft der Säule. Von geschweiften Säulen giebt Lübke in seiner „Geschichte der deutschen Renaissance" ein einfaches Beispiel in dem Brunnen zu Gmünd von 1604, wo ein Löwe auf dem Capitäl hockt; ein reiches in dem der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts entstammenden Spahlenbrunnen zu Basel, dessen Säule vielfach profilirt und mit Ornamenten und figürlichen Reliefs, darunter einem mit einem lebendig dargestellten Bauerntanze, geschmückt ist und auf dem Compositcapitäl einen Dudelsackspfeifer trägt.

Ganz einfach, doch wahrhaft künstlerisch, ja oft geradezu mustergültig sind die Schweizer Dorfbrunnen, deren einige Gladbach in seinem trefflichen Werke: „Der Schweizer Holzstil", veröffentlicht hat. Mit wenig Profilirungen, in energischen Zügen ist hier so viel erreicht, daß ihr Studium ungemein lehrreich ist. Von Holz oder Stein, sind sie getreu im Charakter des Materials gehalten, und ihre Ornamentik ist eine so fein stilisirte, daß sie manchem prunkvollen Werk an geschmackvoller Erscheinung vorzuziehen sind. Manche haben das obere Stück des Brunnenstocks ausgehöhlt, um eine Laterne aufzunehmen, so einen doppelten Nutzen und Reiz gewährend. Sie geben wie manches Andere Zeugniß, daß das Schweizer Volk weit reicher an Kunstgefühl ist, als die Deutschen im Allgemeinen wissen.

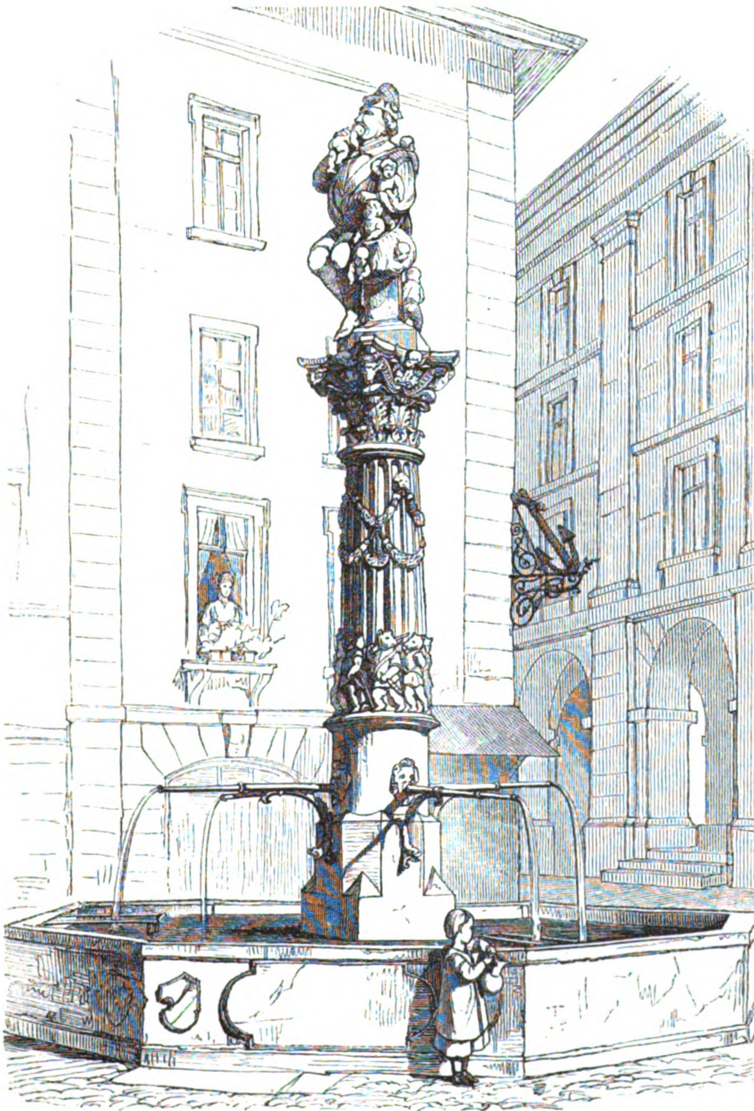
Dieser zugleich praktische und poetische Gedanke, die Brunnensäule mit einer Laterne zu verbinden, ist gerade neuerdings in größeren Städten mehrfach aufgenommen worden. Mit Glück in Lyon, wo auf einer mit Wappen geschmückten Säule ein Knabe die Laterne trägt. Der Fuß der Säule, rund und vielgegliedert, ladet weit aus und ist mit Knaben, welche aus Krügen Wasser in ein Bassin gießen, sowie in den Zwischenräumen mit wasserspeienden Löwen besetzt.

Weniger glücklich ist die bisweilen versuchte Combination des Laufbrunnens mit einer hohen, monumental ausgebildeten Säule. Diese überwiegt dann allzusehr und läßt die Wirkung des Wassers nicht genügend zum Ausdruck kommen. Beispiele dieser Art sind die Münchener Mariensäule aus dem siebzehnten Jahrhundert und die Pariser Chateletsäule von 1807.

Höchst interessant war die für die Ausschmückung des Potsdamerplatzes bei der Rückkehr des Kaisers nach Berlin 1878 von Kyllmann und Heyden versuchte Lösung einer dreifachen Aufgabe, welche einen Obelisken als kolossales Ehrendenkmal mit dem Brunnen und der Gasbeleuchtung zu verbinden strebte.

* *
*

Die eben erwähnte Combination, bei welcher die Wasserspendung zu decorativen Zwecken diente, führt zu einer Reihe von Brunnenanlagen, welche ich als eine dritte Gruppe zusammenfassen will. Es sind dies künstlerische Compositionen, bei welchen das Figürliche in den Vordergrund tritt und das Wasser mehr dazu dient, die Wirkung des Plastischen zu heben. Innerhalb dieser Gruppe lassen sich wiederum die strengeren Entwürfe, bei denen sich ein architektonischer Aufbau erkennen läßt, von den freieren, rein malerischen und auf zufälliger Eingebung beruhenden unterscheiden.



Kindlifresserbrunnen in Bern.

Für die architektonisch aufgebauten Brunnen sind die Standbilder vorbildlich gewesen. Eine Hauptfigur wird auf ein

Postament gestellt. Dieses dient zur Anbringung der Wasser ausgießenden Figuren und wird infolge dessen reicher und überwiegender ausgebildet, als wenn es allein dazu dient, das Standbild zu erhöhen und zur Geltung zu bringen.

Als ein Muster dieser Gattung führe ich den Neptunsbrunnen in Bologna an, welchen 1564 Giovanni da Bologna, wie es heißt, unter Zugrundelegung eines Entwurfs von Lauretti für seine Vaterstadt aus Marmor meißelte. Obgleich nicht mehr streng classisch, ist er doch von großartiger Wirkung und darf als einer der schönsten Springbrunnen Italiens gelten. Das inmitten des Bassins sich erhebende viereckige Postament ist zweifach abgestuft. Der untere Theil ist an den Flächen mit Muschelschalen geziert, in welche aus Rinnen Wasser fließt, an den Ecken mit auf Delphinen reitenden Meerweibern, welche aus ihren Brüsten Wasserstrahlen darbieten. Der obere Theil des Postaments ist einfacher gehalten, an den Ecken mit Muschelschalen, von welchen aus Voluten in die Höhe gehen, an den Flächen finden sich Wappen. Mit feiner Empfindung hat der Künstler den oberen Absatz des Postamentes nur wenig hinter den unteren zurücktreten lassen, wodurch der Aufbau im Kern das Ansehen des Standfesten, Geschlossenen annimmt, während die zweimalige starke Volutenausbiegung, welche die Umrißlinien der Eckfiguren ergeben, dem Gesammtaufbau etwas ungemein Elastisches, Flüssiges verleiht. Die sämmtlichen Profile sind musterhaft. Auf dem Postament, auf dessen obersten Kanten vier, kleine Seethiere haltende Knaben reiten, erhebt sich dann auf kurzem Sockel ein nackter Neptun mit dem Dreizack. Die Figur steht nicht ganz in Einklang mit der Schönheit des Unterbaues. Sie ist etwas zu kolossal und die Stellung des rechten Fußes auf einem sehr kleinen Delphin ein wenig theatralisch, aber an sich ist die Figur von bedeutender Wirkung. Es ist kein Wunder, daß dieses herrliche Werk bald in Deutschland Nachahmung fand. Es waren vorwiegend niederländische Künstler, welche ihre italienischen Studien für deutsche Reichsstädte nutzbar machten.

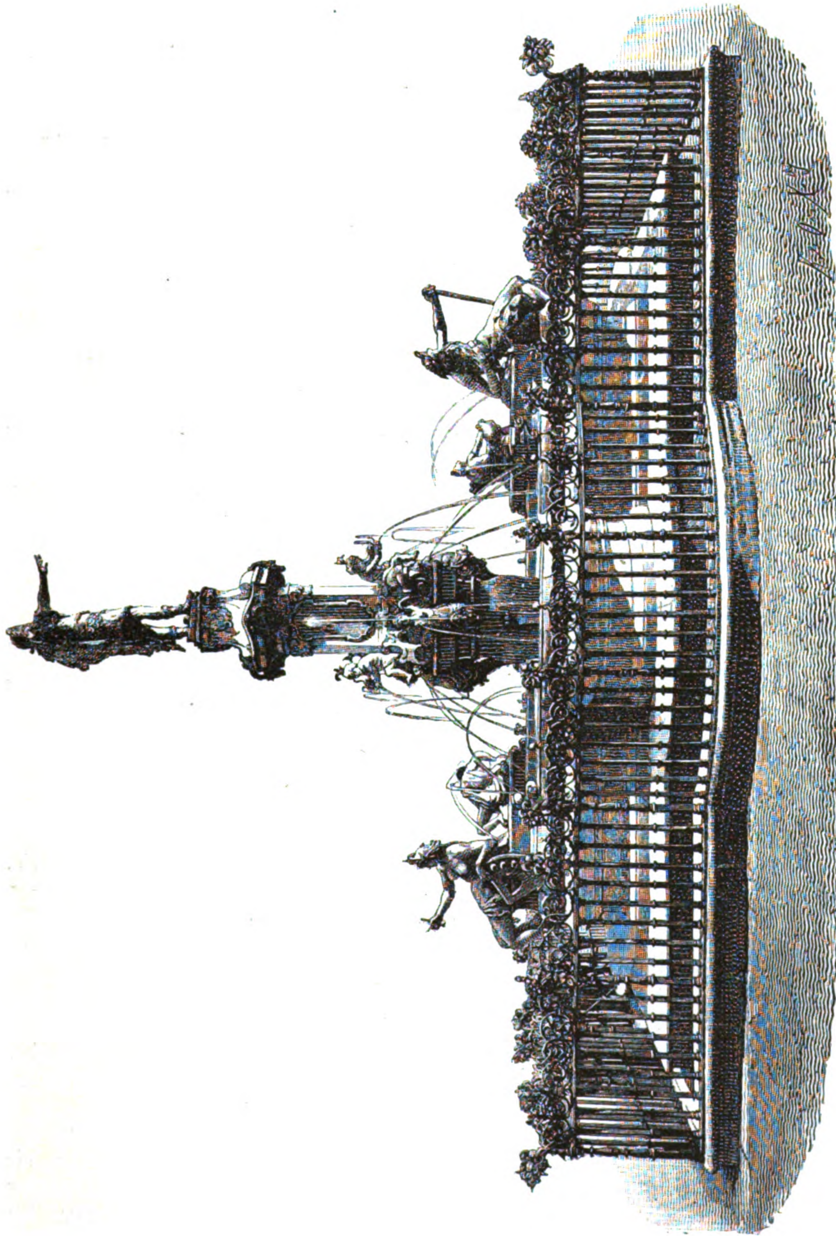
Drei Prachtstücke, die Ergebnisse solcher Studien, zieren die Straßen von Augsburg. Der reichste ist der Augustusbrunnen, 1593 von Hubert Gerhard aufgestellt. Der Kaiser steht in gebietender Haltung auf zweifach abgestuftem Postament. Dadurch, daß der Künstler den Sockel darüber, auf welchem das Standbild steht, gegen das italienische Vorbild vergrößert und das Postament selbst durch einen einfachen Unterbau erhöht hat, ist die Höhenentwickelung dieses Brunnens eine bedeutendere als desjenigen zu Bologna. Wie dort ist das Postament in seinem oberen Theil frei von Figuren, sogar die Knaben an den Ecken sind fortgelassen, und zwar zum Vortheil der Composition. Um so belebter ist der untere Theil. Vor den Flächen sitzen Seejungfern und spenden aus Brüsten Wasser, ebenso über ihnen an den Ecken Knaben aus Gefäßen. Selbst die Bassinbrüstung ist mit sitzenden Flußgottheiten geschmückt, so daß die Steigerung des Aufbaues eine ganz gewaltige ist. Ein schmiedeeisernes Gitter von vortrefflicher Arbeit umgiebt das Ganze.

Einfacher als dieser sind die beiden anderen Brunnen in Augsburg. Der Herkulesbrunnen zeigt Herkules im Kampf mit dem Cerberus auf zweifach abgestuftem Postament. Auf dem oberen Theil sind speiende Löwenköpfe angebracht, auf dem unteren sitzende Frauen, welche Wasser aus Schläuchen in Muscheln gießen, und wasserspeiende Männer. Der Mercursbrunnen mit dem Standbild des Gottes neben einem knieenden Knaben hat ein einfaches Postament, an dessen Ecken oben Wappenschilder schräg vorragen und an den Flächen wasserspeiende Löwenköpfe. Diese beiden Brunnen, wie der Augustusbrunnen mit schönen Eisengittern versehen, wurden in den Jahren 1596 bis 1599 von Adrian de Vries gemacht.

Derselbe Künstler oder einer seiner Schüler verfertigte 1620 das bronzene Neptunsstandbild, welches den prächtigen Springbrunnen vor dem Artushof in Danzig krönt. Es steht auf einer Muschelschale aus schwarzem Tuff, deren Fuß mit Marmorfiguren von dem Bildhauer „Abraham von dem Block" geschmückt wurde. Das reiche Werk, dessen Fertigstellung in den dreißigjährigen Krieg fiel und daher einen langen Zeitraum erforderte, macht mit seinem schmiede-

eisernen Gitter einen sehr malerischen Eindruck.

Ueber diejenigen Fontänenanlagen, die Raum nach eine ganz bedeutende Stelle einnehmen und die Bildhauerkunst in ihnen überaus schöne Werke geschaffen hat, ent-



Augustusbrunnen in Augsburg.

ich als freiere Compositionen bezeichnet habe, kann ich mich verhältnißmäßig kurz fassen. Trotzdem sie der Zeit und dem behren sie doch so der Regel und des systematischen Aufbaues, daß sich für sie keine feste Form und kein Entwickelungs-

gang finden läßt. Das Einzige, was sich an den meisten derselben wiederholt, ist die Nachahmung des natürlichen Felsens, der Grotte — ein Motiv, das mit dem zu gleicher Zeit aufblühenden Rococo, dem style en rocail, innig zusammenhängt.

Als Vater dieser Anlagen ist wohl Bernini zu bezeichnen, welcher um 1650 den Platz Navona in Rom mit zwei Springbrunnen versah. An dem südlichen Brunnen vielleicht von della Porta, seinem Mitarbeiter, von größerer Willkür zurückgehalten, ließ er bei dem mittelsten seiner Laune völlig die Zügel schießen. Alles ist daran voller Bewegung oder vielmehr Unruhe, so daß nicht einmal die um den Felsen gelagerten Flußgötter still sitzen können. Der Fels, vielfach zerklüftet und ausgehöhlt, hat in einer seiner Oeffnungen Platz für ein Pferd, an einer Seite ist ein päpstliches Wappen angeheftet. Oben darüber erhebt sich ein Obelisk, welcher auf der Stätte des alten Circus Maximus gefunden wurde.

Der hierbei maßgebende Gedanke, das Malerische ganz vor dem Architektonischen vorwalten zu lassen, wurde in Frankreich begierig aufgenommen, doch dafür wieder in gewisse Grenzen, nämlich die der malerischen Composition, eingeschränkt. Als eines der geschmackvollsten Beispiele führe ich den Springbrunnen zu Nancy an, welcher, eine Gruppe von muschelblasenden Tritonen und Nymphen auf Felsen und Muscheln, von einer auf der Höhe stehenden Venus überragt, sich vor dem Grün des Hintergrundes malerisch aufbaut und mit der ganzen Umgebung, den eisernen Gittern und Thorwegen des Platzes, eine so anmuthige und harmonische Wirkung hervorbringt, daß man sich ganz in die Zeit des fröhlichen Rococo zurückversetzt glaubt.

Wo man nicht wie in Städten auf ein einziges Bassin beschränkt war, sondern sich beliebig ausdehnen konnte, also in den Parkanlagen der Fürsten und Vornehmen, lag der Gedanke nahe, die Auflösung in einzelne Gruppen weiter zu verfolgen. Es wurden in den Schloßgärten wie in dem Boboligarten zu Florenz größere Teiche angelegt, einzelne Figuren oder Gruppen in das Wasser gesetzt und in gegenseitigen Zusammenhang gebracht; andere, welche unabhängig von der Wasserspendung sich gleichsam nur in der Nähe aufhielten oder herzueilten, gaben köstliche Motive für Zufallswirkungen und geistreiche Einfälle.

Die kostbarste und verschwenderischste Leistung dieser Art entstand am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in dem Park von Versailles, als ein wahres Wunder an Pracht und Grazie von den Zeitgenossen angestaunt. Da war das Bassin de Neptune mit fünf kolossalen Gruppen des Neptun und seines Meergefolges, in Blei gegossen; da erhob sich im Bassin d'Apollon der Sonnengott mit seinem Viergespann von Seeungeheuern aus den Fluthen; in den beiden Bassins des enfants schwammen vierundzwanzig Figuren in Erz, Nymphen, Kinder und die Hauptflüsse Frankreichs, in entzückender Ungezwungenheit auf einander zu oder bildeten Gruppen, deren Reiz durch die Spiegelung des Wassers und das Grün des Parkes gehoben wurde, während allerwegen Springbrunnen aus der Erde oder Blumenvasen emporsprudelten.

Zu diesen Anlagen kam der Effect hinzu, den die damaligen Künstler an den Cascaden der römischen Villen, wie in der Villa d'Este zu Tivoli und der Villa Aldobrandini zu Frascati, studirt hatten, wo Pirro Ligorio und Giovanni Fontana um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in geschickter Weise die natürlichen Wasserfälle und Gebirgsbäche durch architektonische Einfassung und Regulirung in den Bereich der Kunst hineinzogen. Auch dafür bot das Frankreich Louis' XIV. den Schauplatz dar. In St.-Cloud überbot Lepautre in der Grande cascade alles bisher Dagewesene durch die Verbindung eines riesigen Wasserfalls, welchen er von einer aus grauem Tuff erbauten Treppe herabstürzen ließ, mit einer Reihe von Springbrunnen, von seitwärts aus der Mauer kommenden Rinnen und speienden Ungethümen.

Nichts vielleicht erhob den Glanz des französischen Monarchen und erregte die Bewunderung und den Neid anderer Fürsten und Vornehmen so wie die Wasserkünste von Versailles und St.-Cloud. Besonders jeder deutsche Fürst wollte gern ein Versailles im Kleinen haben. Als Beispiele seien nur Caserta und Wilhelmshöhe sowie Sanssouci genannt, für dessen

Fontänenanlagen der sonst so sparsame König Friedrich II. mehr als 300000 Mark und zwar vergeblich ausgegeben hatte, da die Wasserkünste stets den Dienst versagten.

* * *

Die Herableitung des Wassers von der Höhe einer natürlichen oder künstlichen Felswand führt uns in einen neuen Kreis der Wasserkünste ein. Während nämlich die vorher besprochenen Werke, sei es, daß die Schale, die Säule oder das Figürliche das Hauptmotiv bildeten, stets von allen Seiten freistehend zu denken sind, mögen im Folgenden die Anlagen zusammengefaßt werden, bei welchen das Wasser aus einer festen Wand in den darunter gestellten Behälter rinnt. Für diese Gattung haben wir zwei Ausgangspunkte, welche jedoch im Wesen einander



La Vasca im Boboligarten zu Florenz.

gleichen. Der eine ist die Wasserleitung in den kirchlichen Sacristeien, der andere der Brunnen für den Hausgebrauch, welcher an einer Wand des Hofes steht. Bei beiden tritt von vornherein gegenüber dem plastischen und malerischen das architektonische Element in den Vordergrund. Denn es handelt sich darum, die

Wand oder den Theil derselben, welcher den Laufbrunnen umgiebt, selbständig auszubilden. Der vor die Wand gestellte Behälter hat die Form einer Schale oder einer Wanne, ist aber unabhängig von der Ausbildung der Wandfläche.

Der künstlerische Ausdruck für dieselbe ist gewöhnlich die Nische, welche oben rund abgeschlossen ist. Bei einfachster Anlage werden nur die Einfassungen der Nische etwas profilirt und die Wasserröhren mehr oder minder verziert. In Nürnberg finden sich auf den Höfen noch manche derartige Brunnen. Bei reicherer Ausbildung wird die Nische von Pilastern oder Halbsäulen eingefaßt, welche durch ein Gebälk und Giebeldach verbunden sind, also einer Aedicula oder einem Tabernakel gleichen.

Italien, besonders Oberitalien und Rom, ist reich an solchen Hofbrunnen, deren Formen bisweilen durch bunte Färbung gehoben sind. Sie sind ähnlich denen, welche seit den ältesten Zeiten des Christenthums in den Sacristeien für das Reinigen der Hände, der kirchlichen Gefäße, kurz ebenfalls zum wirthschaftlichen Gebrauch üblich waren.

Die Renaissance bemächtigte sich dieser Aufgabe und brachte ihr die schönsten Lösungen. Die Wand der Sacristei wurde um den Ausguß herum mit Platten von gewöhnlichem Kachelthon verkleidet, welche die Fläche der Nische, die ein wenig vortretenden Pilaster und das Gebälk mit dem Giebel (häufig dem Rundgiebel) von der Wand abhoben. In schwachem Relief waren die Gliederungen, die Ornamente und auf den eingeschlossenen zurücktretenden Flächen freiere malerische Composition modellirt. Mäßige Anwendung von Farben, meistens nur gelb, blau und grün, sowie eine Glasur halfen der Modellirung nach, kurz wir haben es mit einer verhältnißmäßig primitiven Technik zu thun. Und dennoch sind diese Arbeiten, welche wir meist der Hand des Luca della Robbia oder seiner Schüler verdanken, für mich das Herrlichste, Edelste, was die gesammte Renaissancedecoration hervorgebracht hat. Die fein abgewogenen Verhältnisse und Profile, die Fülle von zarten Ornamenten und wiederum von derb naturalistischen Blumen- und Fruchtguirlanden, der entzückende Ausdruck der Kindergesichter und der fromme der Alten, die Naturwahrheit der Stellungen, die Composition der Hintergrundslandschaften — Alles dient dazu, um diese Werke des Nutzens und Bedürfnisses zu wahren Meisterwerken der Kunst zu adeln, an denen das Auge sich nicht satt sehen kann. Von vielen will ich nur die eine köstliche Wand der Kirche S. Maria Novella in Florenz anführen.

Daß in der späteren Zeit auch hier die Bildkunst zu weit ging, Hermen vor oder neben die Pilaster traten, dann das Ornament den Aufbau überwog und die strenge Formenbildung verloren ging, lag in der Entwickelung der ganzen Renaissancekunst.

Häufig wurde in Italien eine Straßenecke abgestumpft und durch eine Wasserkunst geschmückt. Uebertrieben und an den vier Ecken einer Straßenkreuzung ausgeführt, wie in Rom am Platz delle quattro Fontane und in Palermo in der Kreuzung der beiden Hauptstraßen, verliert sie an Wirkung.

Die kleinen Privatleitungen in Kirchen und auf Höfen bedurften keines besonderen Schutzes durch Dach und Seitenwände. Etwas Anderes war es mit den großen Endausströmungen der städtischen Wasserleitungen, welche dem öffentlichen Gebrauch dienten und ebenfalls Gelegenheit zu künstlerischer Ausschmückung boten. Hier wurde ein förmlicher Bau für wünschenswerth erachtet, welcher Schutz für die Wasserschöpfenden und zugleich geeignete Räume für die Regulirung der Wasserverhältnisse darbot.

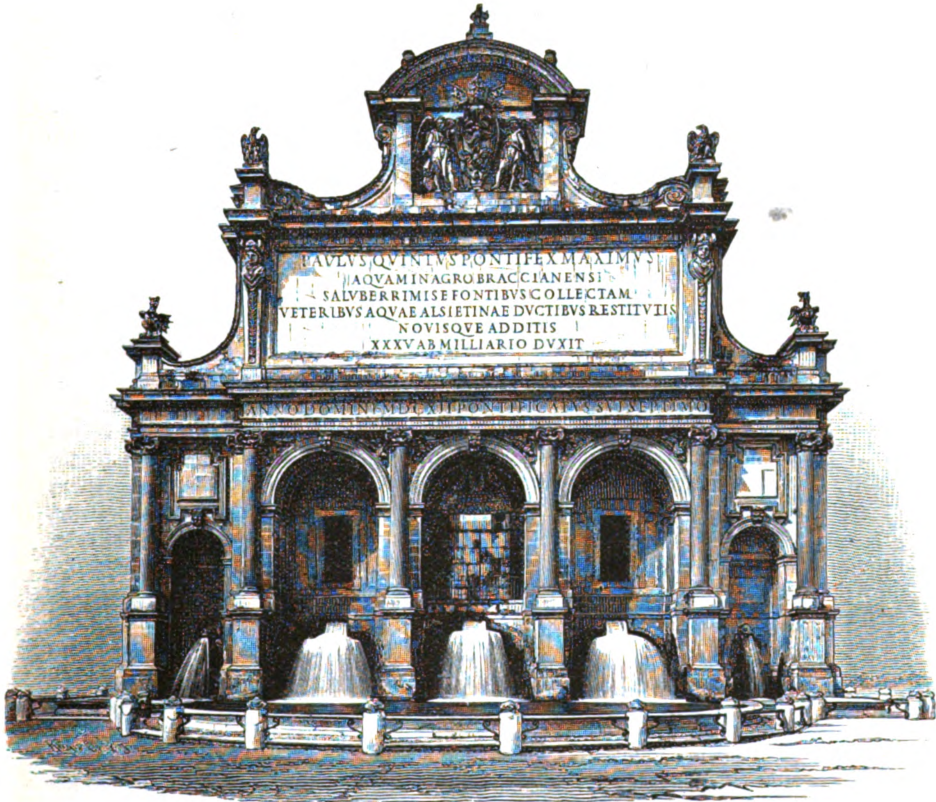
Ueber die Einrichtung der Wassercastelle und Nymphäen, welche das alte Rom hierfür hatte, wissen wir nur wenig, da alle jene Bauten zu trümmerhaft auf uns gekommen sind.

Im Orient wurden die Cisternen und Brunnen, welche auf den Straßen oder in den Höfen der Moscheen standen, überbaut. In Kairo ist über dem Sammelbassin stets eine Kinderschule untergebracht, wovon in dem Werk von Pascal Coste über die arabische Architektur treffliche Abbildungen gegeben werden.

Die ältesten noch in Betrieb stehenden Wassercastelle des Abendlandes finden sich meines Wissens in Siena, zum Theil Bauten von bedeutender Größe.

Dort ist die Fonte Nuova ein Werk des 13. Jahrhunderts aus Backstein und Formsteinen, dessen Grundriß Verdier im zweiten Band seiner „Architecture civile“ giebt. Zwei quadratische, mit Kreuzgewölben bedeckte Räume liegen neben einander. Auf einer Langseite, wo es angelehnt ist, und auf der linken Schmalseite ist das Wassercastell durch Mauern geschlossen, an der vorderen Langseite und der rechten Schmalseite durch drei Spitzbogen geöffnet. Das Wasser strömt aus der linken Schmalwand in das Hauptbassin der ersten Abtheilung, von da in die zweite tiefer gelegene, zum Waschen und Viehtränken bestimmte.

Aehnlich ist die Fonte Brenda in Siena, welche, schon im 11. Jahrhundert erwähnt, im Jahre 1248 von Giovanni da Stephano erneut wurde. Es sind drei Räume neben einander, welche in einer Spitzbogenhalle mit Zinnenkrönung geöffnet sind.



Aqua Paolo in Rom.

Die bedeutendste Stelle nimmt in Bezug auf die Wassercastelle wiederum Rom durch drei großartige Bauten ein, von denen jedoch nur die beiden ersten im eigentlichen Sinne als Castelle zu bezeichnen sind.

Die Aqua Felice, der Schlußpunkt der unter Sixtus V. (Felice Peretti) nach Rom geführten Wasserleitung, welche am Platze di Termini (bei den Diocletiansthermen) endet, wurde 1587 von Domenico Fontana als eine Halle von drei Rundbogennischen zwischen vier Mauerpfeilern entworfen. Vor diese Pfeiler sind nach dem Vorbild der antiken Triumphbogen ionische Säulen aus kostbarem Marmor vorgesetzt, welche das Gebälk, dann eine übermäßig hohe Attica mit langer Inschrift und darüber noch als oberste Krönung an den

Ecken kurze Obelisken, in der Mitte einen Barockaufsatz mit wappenhaltenden Engeln unter einem Stichbogengiebel und einem hohen Kreuz tragen. In der mittelsten der drei Nischen steht eine schlechte Mosesfigur, um derentwillen sich ihr Verfertiger, der Bildhauer Bresciano, das Leben genommen haben soll; in den Seitennischen sind Reliefstafeln mit biblischen, auf Wasserspendung bezüglichen Scenen, nämlich links Aaron mit Volk vom Bildhauer della Porta, rechts Gideon mit Soldaten von Tacca. Unter jeder der drei Darstellungen stürzt das Wasser in mächtigem Schwall in Becken herab, welche außerdem durch die Rachen von vier vor den Säulen liegenden Löwen aus grünem Marmor gespeist werden.

Diesem Wassercastell ähnlich ist die Aqua Paola, welche Domenico Fontana und Maderna als Schluß der von Papst Paul V. wieder in Stand gesetzten Aqua Trajana auf dem Platze San Pietro in Montorio anlegten. Sie ist von besseren Verhältnissen und wirkungsvoller als Aqua Felice. Auch bei ihr ruhen auf einer Halle von drei Bogen mit vor die Pfeiler gesetzten ionischen Säulen das Gebälk, die hohe Attica und der Aufsatz mit den Wappenhaltern in der Mitte. Aber an den Seiten sind oben statt der dortigen Obelisken in geschickterer Weise Adler angeordnet. Außerdem haben die Künstler den schweren Aufbau dadurch erleichtert, daß sie ihn mehr in die Breite zogen. Sie fügten zu beiden Seiten noch je einen etwas zurücktretenden und schmaleren Bogen an, so daß nun fünf Nischen zwischen sechs Säulen ein förmliches Untergeschoß bildeten, während die Attica als ein Obergeschoß erscheint, welches sich nur über den drei mittleren Systemen erhebt und nach den Ecken zu durch Voluten mit den äußeren Säulen in eine Art Verbindung gesetzt ist. In ähnlicher Weise vermitteln Voluten über der Attica die Ecken, wo die Adler stehen, mit dem Mittelstück, so daß im Ganzen ein sehr günstiger pyramidaler Aufbau erreicht wird. Ein anderer Vortheil für die Erscheinung ist der, daß die Nischen ohne plastischen Schmuck blieben. Das Wasser kann infolge dessen aus einer größeren Höhe herabströmen und kommt weit mehr zur Geltung.

Die dritte und größte der römischen Wasserleitungsanlagen ist die von der Aqua Vergine (Virgo) gespeiste Fontana di Trevi, womit 1735 Nicolo Salvi den Mittelbau des Palastes Poli maskirte. Der Palast selbst setzt sich zu beiden Seiten der Fontäne als dreigeschossige Hausfaçade mit je drei Fenstern zwischen korinthischen Pilastern fort, während über dem Hauptgesims ein Atticageschoß angebracht ist. Salvi ordnete nun den Mittelbau dazwischen genau wie einen römischen Triumphbogen mit großer rundbogiger Mittelnische und kleineren rechteckigen Nischen zu den Seiten an. Das Hauptgesims des Palastes ließ er verkröpft durchgehen und setzte den Pilastern entsprechend vor die Mauerpfeiler korinthische Säulen. Auf das Gebälk der Säulen stellte er nach dem Vorbild des Constantinbogens Figuren vor die Attica. In den Seitennischen sind allegorische Figuren, in den Tafeln darüber Reliefs von geringerer Bedeutung gemeißelt, deren Darstellungen auf die Findung und Leitung des Virgowassers Bezug haben. Die Hauptwirkung legte aber Salvi auf die Mittelnische. Hier steht nämlich der alte langbärtige Okeanos in gebieterischer Stellung auf einem Muschelwagen, von Seepferden gezogen, welche von Tritonen gebändigt werden. Diese Gruppe tritt vor die Fläche vor und breitet sich weit nach vorn und den Seiten hin aus. Vor und zwischen den Figuren sind Felsen und Höhlen in vielen Verzweigungen angeordnet, und zwischen allen diesen Hindernissen strömt das Wasser in kolossaler Kraft und Masse hindurch, hinauf und herab, alle Uebergänge vom wildesten Ungestüm allmälig zur spiegelglatten Fläche am Rande des halbkreisförmigen Bassins in ewigem Wechsel und stets sich ändernder Beleuchtung durchmachend.

Es ist nicht uninteressant, mit diesen römischen Werken einige ähnliche in neuerer Zeit in Frankreich ausgeführte zu vergleichen. In Paris trat die Aufgabe durch dort stattfindende gewaltsame Straßendurchlegung und Häuserabbruch hervor, eine entstehende stumpfe Ecke zu maskiren. So ist vor eine Ecke der Rue Richelieu die Fontaine Molière gesetzt. Die sitzende Figur des Dichters ist von Seurre dem Aelteren, die ernste und

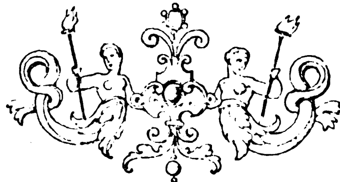
heitere Muse zu den Seiten des Postamentes von Pradier. Das Ganze ist einfach und geschmackvoll.

Im Gegensatz zu ihr ist von keiner monumentalen Wirkung trotz des sichtbaren Kostenaufwandes die Fontaine S. Michel, welche 1860 am Anfang des gleichnamigen Boulevards aufgestellt wurde. Die Wand ist durch vier vortretende Säulen eingetheilt, welche verkröpft sind und auf ihren Capitälen Figuren tragen. Im mittleren der drei Felder ist eine Nische mit der Figur eines den Drachen tödtenden Michael auf einem Felsen. Von diesem fließt Wasser in ein Bassin herab, welches außerdem durch zwei zu den Seiten hockende und speiende Greifen gespeist wird. Das Ganze ist von einem in mehrfachen Voluten geschmacklos geschweiften Barockgiebel gekrönt, welcher in der Mitte Platz für eine lange Inschrift bietet.

Ganz im römischen Sinne ist das Chateau d'eau in Marseille gebaut. Das eigentliche Wasserschloß ist ein einziger von Säulen flankirter, Gebälk tragender Bogen, innerhalb dessen Diana mit zwei Nymphen steht. Zu ihren Füßen fällt die Cascade in drei mächtigen Absätzen herab, aus deren oberstem vier Kühe hervortauchen. Der Effect wird dadurch gesteigert, daß zu beiden Seiten im Halbkreis vortretende ionische Säulenarkaden das Wassercastell mit zwei Museumsgebäuden rechts und links verbinden, während vor dieser Gebäudegruppe nochmals ein mehrfach abgestufter Wasserfall herabstürzt, so daß das Ganze, dessen Aufbau und plastischer Schmuck aus weißem Marmor hergestellt ist, ein prächtiges, wenn auch etwas zu sehr als Theaterdecoration wirkendes Bild gewährt. — —

Wenn wir die eben besprochenen Kunstwerke, welche in Verbindung mit dem Segen der Wasserspendung stehen, noch einmal vor unseren Gedanken vorüberziehen lassen, so müssen wir anerkennen, daß Rom die Palme gebührt, daß die ewige Stadt für die Springbrunnen und Wasseranlagen im Großen wie im Kleinen vorbildlich gewirkt hat. Ich kenne aber auch keine Stadt, bei welcher das Wasser auf Straßen und Plätzen eine so bedeutende Stelle einnimmt. Mit Recht sagt man, daß Rom, trotzdem nur ein Viertel der zur Kaiserzeit in Gebrauch befindlichen Leitungen wieder in Stand gesetzt ist, doch von allen modernen Großstädten am allerbesten mit Wasser versorgt ist. Aber abgesehen von der Fülle und Reinheit des Wassers sind es die überall angebrachten, ewig sprudelnden Brunnen und Fontänen, welche von dem Bilde der Stadt ganz unzertrennlich sind.

Hat sich doch auch alte Ueberlieferung von der Wiederkehr nach Rom an den Abschied von einer Fontäne geknüpft! Das ist wohl erklärbar. Wenn der Fremde erschöpft und aufgeregt von all' den überwältigenden Eindrücken der Kunst und des lauten Volkslebens Nachts durch die stille gewordenen Straßen wandelt, fühlt er mit dem unausgesetzten und schließlich darum gleichförmigen Plätschern der vielen Brunnen eine süße Ruhe in seine Brust einziehen, und gern endet er seinen Rundgang mit der Fontana di Trevi, auf deren Fluthen und Steinbildwerken das Mondlicht zauberhafte Erscheinungen hervorruft. So auch am letzten Abend, wenn er wehmüthig von der liebgewordenen Stadt scheidet. Und gern wirft er dann seinen Soldo in das Wasser und schöpft den Abschiedstrunk heraus, dankbar und hoffnungsfroh der Wiederkehr in die ewige Stadt.





Literarische Mittheilungen.

Neue Schriften zur Ethnographie und Anthropologie.

Das ethnographische Material, welches Reisen darbieten, mehrt sich in einem rapid steigenden Verhältniß. Von dem bedeutenden Werke, dessen wir neulich gedachten: Mackenzie Wallace, **Rußland**, nach der sechsten Auflage des Originals übersetzt von E. R. (Leipzig, Steinacker), sind jetzt die zweite Hälfte des ersten und der zweite Band erschienen; so liegt nunmehr das Ganze abgeschlossen vor uns. Auch diese Fortsetzung beweist uns, daß dies Werk zu den musterhaftesten Untersuchungen gehört, die je über die gegenwärtigen Zustände eines fremden Landes erschienen sind. Es war dies eine echt englische Aufgabe, eine umfassende Induction über den Zusammenhang der socialen Erscheinungen in einem Lande aufzustellen. Und solche Arbeiten müssen auf dem Gebiete der Wissenschaften der Gesellschaft neben denen, die auf Studium von Büchern beruhen, als ein directes Studium des Lebens selber eine immer steigende Bedeutung erlangen. Wallace ist weit entfernt, die dem Engländer natürliche Abneigung gegen den Nebenbuhler seines Landes auf seine Untersuchung einen Einfluß gewinnen zu lassen. So stellt er die Versuche dar, welche von Rußland gemacht worden sind, sein Beamtenthum durch Controle zu purificiren, und bemerkt schließlich, als nach dem Krimkrieg ein großes moralisches Erwachen folgte und der Czar sein Volk zu Hülfe gerufen habe, da habe sich diese Bewegung der öffentlichen Meinung als ein wirklich wirksames Mittel gezeigt, nachdem jede Art von äußerer Controle versagt habe; „eine Zeit lang,“ fährt er fort, „kamen Bestechlichkeit und Erpressungen nicht vor, und seit jener Periode haben sie nie die frühere Ausdehnung wieder erlangen können.“ Er betrachtet Rußland überhaupt als im Fortschreiten begriffen. „Aber“ — so bemerkt er in einer Untersuchung über die Grundherren von der alten Schule — „in Rußland gehen Fortschritte nicht auf die glatte, allmälige, prosaische Weise wie bei uns vor sich, sondern dieselben werden durch eine Reihe unzusammenhängender, unsinniger Anstrengungen gemacht, deren jede eine Periode zeitweiliger Erschöpfung zur Folge haben muß.“ Von ganz besonderem Interesse werden gegenwärtig drei Capitel sein, welche die erste Hälfte des zweiten Bandes enthält: Petersburg und der europäische Einfluß; Moskau und die Slavophilen; Geheime Gesellschaften in Rußland. Man müßte diese Capitel ganz excerpiren, wollte man ihr Interesse erschöpfen. Wir sprechen es geradezu aus: dies Werk von Mackenzie Wallace ist außer der Schrift von Toqueville über Amerika die genialste Analyse eines Landes, welche seit Langem geschrieben worden ist; Wallace ist ein Beobachter und Schriftsteller ersten Ranges.

Neben diese umfassende Forschung über Rußland mag eine Monographie treten, welche eine kleine Völkergruppe aus den Alpen des großen Kaukasus zum Gegenstande hat: Gustav Radde, **Die Chewſ'uren und ihr Land**, untersucht im Sommer 1876. (Kassel, Th. Fischer.) Gustav Radde ist Director des kaukasischen Museums und der öffentlichen Bibliothek in Tiflis und besonders auf botanischem Gebiet ein sehr gründlicher Kenner; eine Reise im Sommer 1876 in die Alpen des großen Kaukasus von Tiflis aus machte ihn mit diesem interessantesten der christlichen Volksstämme des Kaukasus bekannt. Er entwirft lebhafte Bilder der Sitten dieses Gebirgsvölkchens, welche für jenen Landstrich verhältnißmäßig rein sind, von der Erziehung, die sich für den Chewſ'urenknaben auf Rede, Fechten und Handhabung des Gewehrs einschränkt, von ihrem Christenthum. „Dem Christenthum entlehnt sind die fast bis zur Unkenntlichkeit entstellten Gebete

der Dekenosse (Priester), die Verehrung des Kreuzes, die Erwähnung von Petrus und Paulus, die Anerkennung einiger Heiligen, als Georg und Michael, die Feier des Sonntags. Kaum darf man sagen, daß die Chewſ'uren an einen einigen Gott glauben, denn es leben in ihrer Vorstellung vielerlei Götter, die bald hier, bald dort helfen, auch böse. Der Glaube an den Teufel ist sehr verbreitet, und die unbändige Hochgebirgsnatur, mit der diese Menschen in beständiger Fehde leben, ließ sie hinter jedem bösen Ereignisse die Thätigkeit zerstörender Teufel erfinden, wie sie ja auch dem Angenehmen und Guten als Ursache Engel unterschoben. Eine unter den vielen Gottheiten bezeichnen sie aber als Christengott, ohne damit eine Idee der christlichen Lehre zu verbinden." Vorstellungen aus der mohamedanischen Religion wie aus dem Heidenthum verbinden sich auf das sonderbarste mit den Lehren des Christenthums. Eine geschlossene Priesterkaste, so unwissend wie die Chewſ'uren selbst, aber alle Lebensverhältnisse des Bergvolkes hierarchisch leitend, regelt das gesammte religiöse Leben. Unter dieser Priesterkaste finden sich auch die prophetischen Weissager, welche, wenn es beliebt und irgend eine Erpressung stattfinden soll, in die geheuchelte Ekstase verfallen; der Anfang solcher Komödien ist Willkür und Verstellung, aber im Laufe des Vorgangs scheint der Körper wirklich in allerhand nervöse Zuckungen zu verfallen.

So zeigt dies Buch eine in den Bergen ganz eigenthümlich entwickelte Civilisation; eine treffliche Karte und eine Reihe von Illustrationen erläutern die Schilderungen des Werkes.

Indem wir südwärts uns weiter wenden, begegnen wir einer Fortsetzung des schon angezeigten Werkes über die Türkei: Beck, **Die heutige Türkei.** (Leipzig, Spamer.) Dieser zweite Band schildert uns Land und Leute des osmanischen Reiches in Asien vor und nach dem großen russisch-türkischen Kriege, der nunmehr seinen Abschluß gefunden hat. Es ist ein von anschaulicher Erzählung und Illustrationen belebtes geographisch-ethnographisches Handbuch dieser interessanten Gegenden, was auch dieser Band uns bietet. — Reiseskizzen im engeren Sinne über dieses Land enthält: W. v. Criegern, **Ein Kreuzzug nach Stambul.** (Dresden, Pierson.) Der Verfasser hatte die Aufgabe, Pflegerinnen aus Sachsen nach der Türkei zu geleiten und in ihre dortige Thätigkeit einzuführen, und diese Aufgabe brachte ihn naturgemäß mit vielen neueren Verhältnissen des Landes in Relation, welche sich dem Fremden sonst nicht so darstellen. Die Erzählung ist anschaulich und sachlich, das ganze Buch als eine vortreffliche, sehr gut geschriebene Lectüre zu empfehlen.

Zwei Werke liegen vor, welche in umfassenderem Maßstabe ethnographische Forschungen, das Wort in diesem weitesten Sinne genommen, verfolgen.

Das erste ist eine Sammlung einzelner Untersuchungen von einem der ersten europäischen Forscher auf diesem Gebiete: Felix Liebrecht, **Zur Volkskunde.** (Heilbronn, Gebr. Henninger.) Das Gebiet von Liebrecht ist bekanntlich die Welt der Sagen und der Dichtung. Hier schaltet seine stupende Kenntniß der Sprachen und sein Gedächtniß beinahe souverän. Der Gang, den eine Erzählung durch die europäische Literatur hindurch genommen hat, wird heute von keinem zweiten Manne auf dieselbe Weise beherrscht, mag diese Erzählung nun als Sage zuerst auftreten oder als Mythos oder uns zunächst als Märchen begegnen. Gleichviel: er verfolgt ihre Entwickelungsgeschichte wie der Biograph die eines außerordentlichen Menschen.

Das ist auch wieder die Seele des vorliegenden Buches, das eine große Anzahl von Abhandlungen umfaßt, die in Zeitschriften erschienen sind. Der Leser wolle nicht hier behaglich sich ergehende, weitschweifige Aufsätze erwarten. Liebrecht besitzt die seltene Kunst, in kürzester Form nur Selbsterforschtes zu einem interessanten Ganzen zu vereinigen. Er giebt in jeder dieser vielen Abhandlungen eine große Anzahl seltenster Thatsachen und einen neuen Schluß aus ihnen. Sagen, Mythologie und Volksglauben, Volkslieder, Literatur: dieses ganze weite Gebiet empfängt wichtige Bereicherung.

Das andere Werk stellt die Ergebnisse zusammen, welche das Studium der Vorgeschichte des Menschen auf einem weiten und offenbar an Stoff unermeßlich reichen Gebiete gehabt hat: Kohn und Mehlis, **Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa.** Zwei Bände. (Jena, Costenoble.) Das Gebiet der Urgeschichte der Menschheit ist in lebendigstem Betrieb. Deutsche und Engländer wetteifern mit Franzosen und Italienern in der Aufsuchung ältester Denkmale des Vorkommens des Menschen und deren Auslegung.

Auch der Osten enthält ein ungeheures Feld von Funden und Thatsachen. Dasselbe ist nicht unbearbeitet geblieben und in den Zeitschriften von Rußland und Polen ist eine außerordentlich große Menge von Stoff zerstreut für das Studium der Urgeschichte des Menschen. Auch hier können wir von dem Zeitraum der Geschichte, d. h. der schriftlichen Denkmale irgend einer Art, überall vordringen in einen Zeitraum, in welchem nur Gräber oder Höhlen sich öffnen, um uns in Leichnamen, Geräthen, Einzeichnungen auf Steinen die Spuren eines prähistorischen menschlichen Zustandes zu zeigen.

Was hier von Arbeit bisher geleistet ist, kam wenig zur Verwendung der westlichen

Forscher, weil die Kenntniß der russischen und polnischen Sprache wenig verbreitet ist. So ist es ein doppeltes Verdienst des Paares von Schriftstellern, das hier thätig ist, daß sie zuerst die Arbeiten aus ihrer russischen oder polnischen Unnahbarkeit auf das deutsche Gebiet gebracht und sie alsdann zu einem übersichtlichen Ganzen verbunden haben. Die sammelnde Arbeit selber ist von Albin Kohn vollbracht.

Neben Höhlenfunden, Pfahlbautenfunden sind es durchaus vorwiegend die Funde in Gräbern, welche bis jetzt wichtige Resultate auf dem östlichen Gebiet ergeben haben. Der erste Band giebt die Ergebnisse der Durchforschung von Gräbern in Polen, Galizien, Lithauen, Ruthenien und Großrußland. Der zweite durchforscht die Grabhügel der so außerordentlich wichtigen Tamanischen Halbinsel, auf welcher die Einwirkungen der classischen Völker sich mit denen so vieler anderer Stämme kreuzen. Hieran schließen sich dann interessante Untersuchungen, welche die Burg- und Ringwälle im östlichen Europa, die Formation von Schädel und Knochenbau der aufgefundenen menschlichen Reste, sowie Eigenthümlichkeiten des sonst von Geräthschaften 2c. Entdeckten behandeln.

Neuigkeiten des Kunstverlags.

Aus dem trefflichen Kunstverlag von Paul Neff in Stuttgart kommen die weiteren Lieferungen des Werkes: **Französische Maler des achtzehnten Jahrhunderts.** Herausgegeben von Alfred v. Wurzbach. Auch die fünfzehnte bis zwanzigste enthält treffliche Reproductionen von Stichen nach den berühmtesten Gemälden dieser Zeit, in welcher französische Kunst und französischer Geschmack ganz Europa beherrschten. Was für ein idyllisch reizendes Bild jener Zeit ist das von Lacorcince, das eine vornehme Gesellschaft im Park um die Lectüre des „Mercur de France" versammelt findet. Es ist in den meisten dieser Bilder die elegante, reizvolle Darstellung des Lebens der Zeit, getragen von dem Frohmuth und der Genußfreude der Gesellschaft jener Tage, was uns so sehr anzieht, trotz der in die Augen fallenden Mängel der damaligen Kunst. Dazwischen dann jene mythologischen Scenen, in welchen die Maler der Zeit ein Spiegelbild des eigenen Genußlebens in bestrickender Ueppigkeit hinstellten; so von Antoine Coypel „Bacchus und Ariadne". Und schließlich die Porträts der Hauptpersonen jener Tage, wie Ludwig XV. von Vanloo. Wir möchten Herrn v. Wurzbach, welcher diese Edition leitet, besonders darauf aufmerksam machen, daß gute Stiche von Darstellungen der großen Männer des achtzehnten Jahrhunderts, insbesondere der Schriftsteller und Dichter, soweit sie von guten französischen Meistern vorliegen, ein besonders wünschenswerther Bestandtheil dieser Sammlung sein würden. Der französische Geist des achtzehnten Jahrhunderts würde dadurch noch vollständiger in dieser Sammlung zur Anschauung gebracht.

Aus demselben Verlag von Paul Neff gehen uns nun auch weitere Lieferungen zu von der goldenen Bibel oder ausführlicher: **Die heilige Schrift,** illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen. Herausgegeben von Alfred v. Wurzbach. (Lfrg. 11 bis 16.) Der Reiz dieser schönen Photolithographien der besten Stiche berühmter Gemälde, wie sie zunächst das alte Testament zum Gegenstande haben, liegt darin, diesen einheitlichen großen Stoff sich spiegeln zu sehen in der individuellen Auffassung und Darstellung der verschiedensten Länder und Epochen. An diesen Stoff schloß, aus seiner künstlerischen Darstellung entfaltete sich die moderne Kunstgeschichte: nichts kann anziehender sein, als an ihm die verschiedenen Richtungen zu studiren. Im Einklang mit diesem Grundgedanken finden wir denn auch in diesen Lieferungen die mannigfachsten Richtungen der Kunst vertreten. Welch ein Gegensatz zwischen dem Bilde von Cornelius: Joseph deutet die Träume Pharao's, und der Darstellung von van Dyk, die in lebenswarmer Macht von Leidenschaften und Sinnlichkeit Simson zeigt, wie er bei Delila gefangen genommen wird. Oder welch ein Contrast zwischen Procaccini's Erschaffung der Eva, einem edlen Nachklang des berühmten Werkes von Michel Angelo, wie es die Richtung dieser Familie von Malern zum Edleren zurück charakterisirt, und Rubens' Darstellung, wie Lot mit seinen Töchtern Sodom verläßt: ein Bild, auf dem die Gestalten der beiden Töchter, wie sie in stolzer Bewegung die Gefäße und den Schmuck des Vaters tragen, doch schließlich den Mittelpunkt des Interesses bilden; oder gar dem bestrickenden Bilde von Guercino, welches ebenfalls Lot mit seinen Töchtern zeigt. Von außerordentlichem Interesse ist ein Bild von Salvator Rosa: Jonas predigt den Niniviten; hier ist das durchgeistigte Antlitz von Jonas, seine Gestalt und Geberde wirkliche ergreifende Erfindung.

Das verlorene Paradies Milton's, illustrirt von Gustav Doré (Leipzig, Bach), ist jetzt zum Abschluß gelangt. Auch die letzten Lieferungen sind reich an phantastisch schönen Bildern. Ueberblickt man das Ganze dieser Illustrationen, so gleichen sie in einer gewissen Rücksicht dem Gedichte selber, so wenig sie auch

das Tiefenmaß desselben erreichen. Der Stoff hat sowohl dem Zeichner als dem Dichter Schwierigkeiten geboten, die nur stellenweise zu überwinden waren. Sicher ist das Paradies selbst und das erste Menschenpaar ein Stoff, in welchem das Phantastische der Umgebung sich mit dem Rührenden des Ereignisses zu einem einzigen Ganzen mischt. Und so hat auch der berühmte Zeichner es erfaßt; er giebt einige Darstellungen der beiden ersten Menschen, welche, wie sehr man auch das Moderne der Gestalten und der Behandlung tadeln mag, wie diese in rührender Schönheit kaum ihres Gleichen in der Illustrationsliteratur haben. Es ist alsdann dem Dichter gelungen, in Gestalt einer Voraussicht Adam's in die Zukunft Einiges aus der sich anschließenden Menschengeschichte anzuknüpfen, und Doré hat diesen Vortheil sehr wohl wahrgenommen; er hat einige Bilder dieser nächsten Geschichte gegeben, insbesondere das Bild der Trümmer der menschlichen Kunst und Größe, zwischen denen die Sündfluth sich ergossen hat und Meeresungeheuer spielen: Bilder, welche über das Gebiet der nächsten Fabel auf glückliche Weise hinausführen. Jedoch giebt es ein Gebiet des Stoffes — und es bildet die ganze eine Seite desselben — welches zu spröde für den Dichter wie für den Maler war: die Welt der bösen Engel und die Gestalt von Satanas selbst. Gerade hier bleibt auch der Zeichner hinter dem Dichter allzu sehr zurück. Sicher war seine Aufgabe überhaupt unlösbar. Aber diesem langgestreckten Körper mit den unglaublichen Flügeln, wie er in immer anderen und doch gleich theatralischen Positionen und Geberden zurückkehrt, der ganzen hinter ihm her schreitenden, fliegenden, kämpfenden Gesellschaft, in der keine Spur von Individualität zu erblicken, die den unangenehmen Typus nur in gleichgültigen Nachbildungen wiederholt, diesen Schlangen und dem anderen Theaterapparat der Hölle fehlt der Hauch von Größe und Tiefe, den Milton in sein Gedicht zu legen und welchen schöpferische Künstler ersten Ranges wie Michel Angelo solchen Scenen einzuflößen verstanden. So ist ein sehr ungleiches Ganzes in diesem Illustrationswerk hervorgebracht: zwischen wenig Befriedigendem einzelne Bilder von einer Schönheit ersten Ranges. Immerhin, wir haben in Deutschland keinen Illustrator, der ein ähnliches Werk zu schaffen in der Lage gewesen wäre.

Aus diesem Anlasse wollen wir auch noch einmal auf eine Sammlung hinweisen, welche für das Studium der Kunstgeschichte in weiteren Kreisen ein Material zu erstaunlich billigem Preise darbietet. Es sind die **Kunsthistorischen Bilderbogen**, für den Gebrauch bei akademischen und öffentlichen Vorlesungen, beim Unterricht in der Geschichte u. s. w. (Leipzig, Seemann's Verlag). Jeder Bogen enthält eine Anzahl von guten Reproductionen. Das Ganze bietet eine Art von anschaulichem Lexikon der Kunstgeschichte und empfiehlt sich als solches auch für diejenigen, welche werthvollere und künstlerische Reproductionen außerdem für einzelne Partien zur Hand haben. Kaum wird man ein bedeutendes Bild hier vergebens suchen, und von jedem giebt die Abbildung einen gewissen Begriff. Besonders aber möchten wir neben den Bogen, welche die Malerei und Sculptur umfassen, auch auf diejenigen aufmerksam machen, die der Architektur und dem Kunstgewerbe gewidmet sind. Hier genügt für die Kreise der Gebildeten auch die Nachbildung geringeren Umfangs vollständig.

Italien. In Schilderungen von Stieler, Paulus, Kaden; mit Bildern von Calame, Dill, H. Kaulbach, W. v. Kaulbach, Keller, Lindemann-Frommel, Passini, Riefstahl, A. v. Werner u. A. Zweite Auflage. (Stuttgart, J. Engelhorn.)

Das schöne Werk liegt nunmehr vollendet vor uns in seiner zweiten Auflage; es darf wohl gesagt werden, daß ein so außerordentlicher Erfolg, wie ihn diese zwei dicht hinter einander folgenden Auflagen eines solchen Werkes darstellen, nur durch eine Vereinigung seltener Vorzüge erreichbar war. Man liest den Text mit lebhaftem Vergnügen; es geht ein Zug frischen Wander- und Reiselebens durch die Schilderungen. Indeß dieser Text ist eben nur Vehikel für die in ihrer Technik musterhaften, theilweise wirklich glänzenden Holzschnitte, welche nach den Zeichnungen einer Reihe unserer ersten Maler verfertigt sind.

Mit vielem Interesse verfolgt man in der großen Anzahl größerer und kleinerer Darstellungen die Eigenthümlichkeit der verschiedenen hervorragenden Meister, aus deren Verbindung das schöne Unternehmen hervorging. Einige von ihnen haben für die Zwecke dieses Werkes ausdrücklich Reisen nach Italien unternommen, andere theilen hier aus ihrer Studienmappe und dem reichen Ertrage früheren Aufenthaltes in Italien mit. Italien ist ja für unsere meisten Künstler eine Art von zweiter Heimath, und was sie hier bieten, ist nicht das Ergebniß rascher Umschau, sondern die reife Frucht glücklicher Versenkung in Volk und Land.

Unter den Malern dieser südlichen Landschaften versteht es kein zweiter so wie Lindemann-Frommel, den Charakter italienischer Vordergründe zu treffen und zu ihnen die milden Fernen und zarten Linien einer italienischen Landschaft in Gegensatz zu setzen. Immer gleich wohlthuend berührt diese Auffassungsweise der italienischen Gegenden, welche die Harmonie der Linien, das Gefühl von Farben, das mit den Flächen der Seen, mit den Fernen, mit dem Blick in gegliederte Bergmassen für

unsere Vorstellung zusammenhängt, in den Vordergrund stellen. Die Landschaften Keller's dagegen gehen von dem Gefühl der Ueppigkeit, von den starken Contrasten der Beleuchtung, von dem Sinn für die verschiedenen Pflanzenformen dieser südlichen Gegenden aus. In derselben Richtung arbeitet Ludwig Dill mit hervorragender Begabung. Ganz anders wieder Schick, für welchen Böcklin's phantasievolle Behandlung der italienischen Landschaft leitend ist: eine Richtung, welche freilich der Farbe nur schwer entrathen kann. Wogegen dann Hertel kräftige Zeichnung des Wesentlichen bevorzugt.

Wendet man sich zu den Figuren, welche auf diesem südlichen Boden erwachsen und sich in diesen Landschaften bewegen, so wird Niemand Passini den ersten Rang streitig machen. Es giebt keine Begabung für Darstellung von italienischen Scenen, welche sich mit der seinigen vergleichen ließe: er ist in diesem Fach heute in Europa der Erste. Man wird nicht müde, diese Feinheit des Blickes zu bewundern, welcher jede Falte in dem Physiognomischen auszusprechen und ihr Geheimniß auszudrücken scheint. Und es ist nicht ein treuer, kühler Beobachter, welcher dieses Alles auffaßt, sondern Liebe zu diesen Menschen, Humor, schelmisches Verstehen des Versteckten liegen in seinem Blick; nie sind solche Typen des italienischen Geistlichen in der ganzen Stufenleiter vom Seminaristen bis zu bischöflichen Gestalten entworfen worden.

Ganz anders faßt F. Keller italienische Typen und Situationen; für ihn ist es die sinnliche Kraft, wie auch in der vorliegenden Darstellung, was an der südlichen Menschennatur lockt, die ungebrochene Lebensfreude, das Feuer des Lebensgenusses. A. v. Werner kommt diesen Beiden lange nicht gleich, er hat etwas Schematisches, der Blick für volle Realität mangelt ihm.

So mannigfache Talente, neben den genannten eine ganze Anzahl von anderen, wirken hier in glücklicher Gemeinschaft zusammen, das Land der Sehnsucht, das classische Land der Schönheit zu vergegenwärtigen. Niemand, der es genoß, wird ohne lebhafte Freude die Blätter dieses Albums seiner schönen, vielleicht schönsten Erinnerungen durchmustern; und wem die Freude des Eindrucks dieses Landes noch bevorsteht, für den wüßten wir keine lebendigere Vorbereitung für das Studium des italienischen Landes und Volkes. Er kann hier lernen, wie Künstleraugen Italien erblicken. Und es reicht doch nicht aus, sich für Galerie und Kirchen zu rüsten, wenn man die Italienfahrt antritt: das Schönste in diesem schönen Lande ist, daß jeder Gang, jede Wanderung, jeder Ruheplatz Genuß mit sich führt, daß hier das Sehen Freude ist, was es stets sein sollte.

Literarische Notizen.

Aus meinem Leben. Von Louis Schneider. Zweite Auflage. 3 Bde. Berlin, Mittler und Sohn.

Diese Memoiren, nach dem Tode ihres Verfassers, der sie „mit der Absicht der Veröffentlichung und druckfertig hinterlassen", von seinen Erben herausgegeben, und zwar ganz so, wie sie waren, ohne Ueberarbeitung oder Correctur, haben sogleich bei ihrem ersten Erscheinen großes Interesse erregt, und infolge dessen ist denn auch schon sehr bald eine zweite Auflage nothwendig geworden. Sie verdienen aber auch in der That dieses Interesse, denn sie enthalten ein reiches Material von Beobachtungen und Erfahrungen aus des Verfassers vielgestaltigem Leben, sogar manchen nicht unwichtigen Beitrag zur neueren und neuesten Zeitgeschichte, und sie sind frisch, lebhaft, unterhaltend, mit einer gewissen Offenherzigkeit, doch immer innerhalb der Grenzen der nöthigen Discretion, wo es die Wiedergabe intimerer Erlebnisse galt, geschrieben.

Einige Kürzungen hätten freilich nur von Nutzen sein können; wenn der Verfasser z. B. seine Vorlesungen bei Hofe fast Abend für Abend uns vorzählt und bis aufs Einzelnste berichtet, wie es dabei hergegangen, so würden wir wohl auch mit etwas weniger zufrieden sein, obschon, wie nicht geleugnet werden soll, zwischen das Persönliche hinein so Vieles von allgemeinerem Interesse, namentlich zur Charakteristik Friedrich Wilhelm's IV. und seiner Umgebungen, verwoben ist, daß eine sichtende Hand sehr vorsichtig verfahren müßte, um mit dem Entbehrlichen nicht auch Wichtiges hinwegzuschneiden. Schneider war bekanntlich zuerst und ziemlich lange — über ein Vierteljahrhundert — Schauspieler, und in seinem Fache, dem Lustspiel, ein ganz tüchtiger, ebenso wie er als Lustspieldichter manches Gute geliefert hat. Dieser Richtung seines Lebens verdanken wir unter Anderem in seinen Memoiren die ebenso interessant als sachkundig geschriebenen Schilderungen der bedeutendsten Theater Londons, die Schneider 1842 genauer kennen lernte. Dabei hatte er aber schon frühzeitig Trieb zu vielseitiger Bildung und Bethätigung mannigfacher, zum Theil von jenem

Beruf anscheinend weit abliegender Talente und Neigungen. So lernte und übte er alle möglichen modernen Sprachen; so gab er seit 1830 eine populäre militärische Zeitschrift, „Der Soldatenfreund", heraus. Zum Theil durch diese letztere Thätigkeit, zum Theil auch als Schauspieler, außerdem wohl durch gewandtes persönliches Benehmen, trat er den höfisch-militärischen Kreisen, bald selbst dem für alles Soldatische so lebhaft interessirten alten König Friedrich Wilhelm III., ja auch dessen kaiserlichem Schwiegersohn, dem Czar Nicolaus, näher, wohnte mehrmals Zusammenkünften dieser beiden Monarchen und damit verbundenen Truppenübungen (u. A. dem berühmten Lager von Kalisch 1835) zunächst in seiner Eigenschaft als Schauspieler, fast mehr aber noch als militärischer Berichterstatter für Berliner Zeitungen bei und weiß davon natürlich allerhand Interessantes zu erzählen. In den Märztagen 1848 griff er — bis dahin der Politik fremd — in energischer Weise und, wie man gestehen muß, mit einem starken Muthe der Ueberzeugung in die Bewegung ein, indem er in einer großen Landwehrmännerversammlung den demokratischen Agitatoren kühn und erfolgreich entgegentrat. Schneider war, wie er selbst von sich bekennt und rühmt, ultraconservativ, ein grundsätzlicher Feind jeder Concession des „alten Preußens" an die neuere Zeit und ihre Forderungen. Sein Auftreten als Landwehrmann mußte er als Schauspieler büßen: die Rache der Volkspartei verfolgte ihn bis nach Hamburg und ereilte ihn bei seinem dortigen Gastspiel. So ward ihm die Bühne verleidet. Dafür gewann er bald darauf einen ihm noch mehr zusagenden Wirkungskreis als anfangs sporadischer, allmälig aber regelmäßiger Vorleser des Königs Friedrich Wilhelm IV., dessen vielbewegliche und geistreiche Persönlichkeit hier vom Verfasser in manchen kleinen pikanten Zügen anschaulich und lebenswahr geschildert wird. Und auch noch einem dritten preußischen Monarchen sollte Schneider näher treten — dem jetzt regierenden Könige und deutschen Kaiser Wilhelm I. Ihn begleitete Schneider u. A. auf den Feldzügen von 1866 und 1870/71. In dem ersten fungirte Schneider als Verfertiger von Depeschen und sonstigen Berichten nach Berlin aus dem Hauptquartier nach Befehlen und unter persönlicher Controle des Königs, in dem zweiten vorzugsweise nur in letzterer Eigenschaft — beide Male aber hatte er natürlich Gelegenheit, Vieles zu sehen und zu erleben, was zu sehen und zu erleben Anderen nicht zu Theil ward. Aus dieser kurzen Skizze ergiebt sich, daß das Beobachtungsfeld, auf welchem diese Memoiren sich bewegen, ein ziemlich großes und mannigfaltiges ist. Und, wie schon eingangs bemerkt, der Verfasser derselben hat die ihm gebotenen reichen Gelegenheiten des Beobachtens trefflich zu nützen verstanden.

Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite, berichtigte und vermehrte Ausgabe, herausgegeben von W. v. Maltzahn und R. Boxberger. Berlin, Theodor Hofmann.

Daß das im Buchhandel vergriffene classische Werk von Danzel und Guhrauer über Lessing neu aufgelegt und so als Quelle für das Studium Lessing's (in welcher Eigenschaft dasselbe einzig und durch kein anderes ersetzbar ist) wieder zugänglich gemacht wird, ist hocherfreulich. Ebenso erfreulich aber ist, daß dieser Neudruck eines Werkes, dessen erster Theil vor dreißig Jahren erschien, behufs seiner Verbesserung und Berichtigung nach Maßgabe der inzwischen nachgewachsenen zahlreichen Lessingliteratur in so bewährte Hände gelegt ist wie die der beiden Herausgeber, von denen insbesondere der eine, W. v. Maltzahn, als Herausgeber der Werke Lessing's sich schon so viel Verdienste und einen so guten Namen als Lessingkenner erworben hat. Wie die Herausgeber selbst sagen, haben sie den Text des Danzel- und Guhrauer'schen Werkes nur insoweit geändert, „als thatsächliche Berichtigungen und die Ergebnisse eigener und fremder Forschung Aufnahme gefunden haben." Abweichende ästhetische Ansichten haben sie in die Anmerkungen verwiesen. In den bereits vorliegenden vier ersten Lieferungen, die bis zu dem interessanten Briefwechsel Lessing's mit Nicolai und Mendelssohn über den Zweck der Tragödie (von 1757) reichen, finden sich solcher Abänderungen im Texte und solcher Zusätze in den Noten nur wenige, immerhin schätzbare; mehr Anlaß zu solchen dürfte in den späteren Partien sein, wo erst die meisten neueren Schriften über Lessing einschlagen. Wir behalten uns vor, auf das Ganze, wenn es vollendet ist, zurückzukommen, hielten es aber für unsere Pflicht, auf das Erscheinen dieser neuen Ausgabe von Danzel und Guhrauer die Freunde und Verehrer Lessing's — und deren Zahl ist ja sichtlich fortwährend im starken Zunehmen — schon jetzt aufmerksam zu machen.

Karl Biedermann.

Künstlerleben. Von Ferdinand Hiller. (Köln, Verlag der DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.) Unter den deutschen Musikschriftstellern, welche sich die Popularisirung ihrer Kunst zum Ziele literarischen Schaffens gewählt haben, nimmt Ferdinand Hiller eine vorderste Stellung ein. Er hat diese Stellung zunächst dem Umstande zu verdanken, daß er seit Jahrzehnten als ausübender Musiker und Componist an allen Ereignissen der musika-

lischen Welt bedeutenden Antheil genommen und demzufolge mit allen ihren Koryphäen in näheren Beziehungen gestanden hat, sodann aber seiner außerordentlichen schriftstellerischen Begabung und seinem seltenen Talente, auch die schwierigsten musikalischen Fragen populär und anmuthig zu behandeln. So lesen sich seine Aufsätze wie Novellen oder feuilletonistische Skizzen, ohne daß der Leser den Schweiß der Arbeit merkt, ohne daß dem Laien auch nur das Geringste unverständlich bleibt. Auch das vorliegende Buch „Künstlerleben“ ist aus solchen Aufsätzen, die alle „Frau Musicam“ zum Grundthema haben, zusammengesetzt. Des Essays über „Hector Berlioz“ erinnern sich gewiß noch alle Leser dieser Zeitschrift; wir wissen dem ganzen Werke keinen wärmeren Lobspruch mitzugeben als die Versicherung, daß sämmtliche fünfzehn Aufsätze dieses „Künstlerleben“ auf denselben Ton gestimmt sind, dieselbe Begeisterung für die Kunst athmen und mit dem gleichen Geiste und der gleichen Anmuth geschrieben sind.

Geschichte des Dresdener Hoftheaters. Von Robert Prölß. (Dresden, Verlag von W. Baensch.) — **Beiträge zur Geschichte des Dresdener Hoftheaters.** Von Robert Prölß (Erfurt, Verlag von F. Bartholomäus.) Seit Eduard Devrient mit seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ hervorgetreten, hat die Theaterhistorie bedeutende Fortschritte gemacht und eine große Anzahl hervorragender grundlegender Werke aufzuweisen. Ein Zweig der Literatur, der vor noch nicht fünfzig Jahren zu den allotriis gezählt, wurde plötzlich zu dem Rang einer selbständigen historischen Wissenschaft erhoben, der die ernstesten Forscher als einem wichtigen Theil der allgemeinen Culturgeschichte verdiente Aufmerksamkeit zuwenden. Zu diesen Forschern gehört auch Robert Prölß, ja er ist einer der fleißigsten und gewissenhaftesten unter ihnen, und seine Schriften auf diesem Gebiete gehören zu den Grundsteinen, auf denen sich einmal der solide Bau einer Geschichte des deutschen Theaters wird erheben können. Es gilt dies insbesondere von den beiden vorliegenden Werken, die die Geschichte eines der ersten deutschen Kunstinstitute in behaglicher, fast epischer Breite schildern. Das Dresdener Hoftheater hat stets eine leitende Stellung innegehabt, und seine Geschichte ist mit der der deutschen dramatischen Kunst eng verbunden. Diese Geschichte erzählt nun Robert Prölß nach eingehenden Studien in Archiven und einschlägigen Werken von Anbeginn des Schauspiels in Dresden bis auf unsere Tage. Natürlich gewinnt die Darstellung an Interesse, je näher sie der Gegenwart rückt — so sind insbesondere die Abschnitte, in denen Ludwig Tieck und Karl Gutzkow als Dramaturgen geschildert werden, ferner die Kämpfe zwischen Bogumil Dawison und Emil Devrient und beider Künstler mit dem Intendanten, Herrn v. Lüttichau, sodann namentlich das Capitel, in dem das künstlerische Schaffen Richard Wagner's als Capellmeister geschildert wird — besonders lesenswerth. Robert Prölß arbeitet übrigens gegenwärtig — was bei diesem Anlasse wohl erwähnt werden mag — an einer „Geschichte des neueren Dramas“, die wir nach Erscheinen des ganzen Werkes ausführlich zu besprechen gedenken. Bis jetzt ist die erste, das spanische Drama besprechende Abtheilung erschienen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Zweite Violine.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

Es war in dem öffentlichen Tanzlocal einer großen Stadt. Prächtig genug sah es darin aus. Der gewaltige Kronleuchter, eine funkelnde Masse von Krystallprismen, aus der ein paar hundert imitirte Kerzen schimmerten, sandte aus halber Höhe des Saales eine Fluth gelben Gaslichts hinab auf den parketirten Fußboden und rings umher über die Galerien. Aus den bunten Feldern der Wände, aus dem Weiß und Gold der schlanken Pfeiler drängten sich strahlende Kuppeln in dichten Büscheln. Ueberall Licht, grelles, aufdringliches, ermüdendes Licht. In den Ecken streckten aus improvisirten Rasenbeeten exotische Pflanzen ihre seltsamen Blätter, ihre seltsameren Blüthen in die trockene Luft. Aus warm grundirten Nischen glänzten lebensgroße Gipsfiguren: hier Apoll, dort Diana; gegenüber Faun und Nymphe.

Gedämpfter war das Licht in den Nebensälen. Dort drängten sich erhitzt die Paare in den Tanzpausen. Keine seidenen Schleppen rauschten, keine Wolken von zarten, weißen Stoffen schwebten umher, keine Fächer wogten unruhig auf und nieder. Vergebens würde man die blinkende Uniform, vergebens den schwarzen Frack gesucht haben. Auch die Handschuhe fehlten an den meisten Händen. Es fehlten die Anstandsdamen, auf Ecksophas thronend, langsam Thee schlürfend, unermüdlich beobachtend, alter Zeiten mit Seufzen gedenkend. Nicht gingen im Flüsterton zarte Anspielungen von ihm zu ihr, schüchterne Ermunterungen von ihr zu ihm. Derb war die Kleidung, derb die Lust. Kecke Scherze, lautes Lachen. Die Gretchen, welche hier promenirten, brauchten keine Blume zu zerzupfen, um die Antwort auf die Frage zu

finden: liebt er mich? liebt er mich nicht? Denn der Verliebte hatte seiner Neigung kein Hehl. Es zeigte sie der Druck des Armes im wirbelnden Tanz, das unverblümte Wort im gemeinsamen Schlendern.

Die Klänge eines Walzers rauschen durch den Saal, eines Walzers der neuen Schule, durchsetzt mit Vorhalten und pikanten Dissonanzen. Jetzt klagt es sehnsüchtig in breiter, getragener Melodie, nun kichert es übermüthig auf in prickelnden Rhythmen; jetzt murmelt es leise wie verhaltenes Liebesweh, nun jauchzt es auf mit Paukenschlägen und Trompetenfanfaren. Vollbesetzt ist die Capelle des Hauses. Zu besserer Musik hat noch kein Elfenfüßchen in Atlasschuhen den Boden gestreift. Auf und nieder wogt der Strom der Töne vom Podium herab, das eine vergoldete Balustrade von den Tanzenden trennt. Einförmig klingt der Tact vom Fußboden nach, von Hunderten schlürfender Füße markirt. Nun giebt der Vorgeiger mit emporgehobenem Bogen das Zeichen, zu schließen. Noch einige Secunden jubelt es weiter, freudejauchzend, lebensprühend, als ob es nimmer enden könnte. Da plötzlich ein starker Accord, ein letzter dröhnender Schlag auf Pauke und Becken. Es ist vorüber; stumm schleicht die Zeit weiter.

Doch nein, noch nicht. Einförmig tönt es vom Pulte eines zweiten Geigers weiter: — schrumm, schrumm, — schrumm, schrumm, — schrumm, schrumm. Da schlägt der Nebenmann dem zerstreuten Solisten unsanft das Instrument vom Kinn. Der Dirigent wendet den Kopf, daß die schwarzen Locken fliegen, erblickt einen ältlichen Mann mit spärlichem Haupthaar, der in sich zusammengeduckt mechanisch die Geige auf die Kniee legt, mechanisch in die Rocktasche nach der Schnupftabacksdose greift, lächelt mitleidig, zuckt die Achseln und tritt zurück. Der Alte holt langsam die Dose hervor, schnupft einmal, schnupft zweimal und besinnt sich.

Wie war denn das nur gekommen? Mit welchem Gegenstande hatten sich die Gedanken Peter Neumann's beschäftigt, daß er sich seinem einfachen Geschäfte, im besten Falle halb mechanisch verrichtet, nicht gewachsen zeigte?

* *
*

Die Neumanns waren ein altes Musikantengeschlecht. Ihre Trompeten hatten schon den Wallenstein'schen Kriegsvölkern zum Angriff geblasen. Als es dann Friede wurde und das zusammengeschmolzene Häuflein der deutschen Nation sich in der heimischen Wüste wieder bürgerlich einrichtete, da wurden die wenigen Neumanns, die aus der wilden Zeit Leben und Sitte gerettet hatten, Cantoren und musicirende Schulmeister, denn von dem klingenden und tönenden Gewerbe der Ahnen konnten sie nimmer lassen. Im Laufe der Zeit indessen verschwand ein Zweig der Neumanns nach dem anderen aus den Kirchenregistern, und endlich stand das alte Geschlecht nur noch auf den zwei Augen des Peter.

Peter Neumann war als ein schwächlicher Knabe zur Welt geboren worden. Niemand dachte, daß er dahin gelangen werde, in dem alten Häuschen in der Kropfstraße den Herrn zu spielen, in jenem wunderlichen, unbequemen Häuschen, das in selbstzufriedener Baufälligkeit während dreier Generationen sich vom Vater auf den Sohn hatte vererben lassen. Auch die Lust am Musiciren, sonst unabänderlich der jungen Neumanns Wiegengeschenk, war Peter nicht verliehen worden. Er wuchs mühselig heran und zeigte niemals jenen Ueberschuß der Lebensgeister, welcher den eigensten Reiz aller gesunden Jugend ausmacht.

So schien er ein entarteter Sproß des

alten Geschlechts. Dennoch wurde die Profession der Vorfahren auch die seinige. Der Vater gab ihm eine Geige in die Hand und unterrichtete ihn, wie er seinerseits von seinem Vater unterrichtet worden war. Und Peter, trotz mangelnder Begabung, erlernte allmälig die Handgriffe und erhielt bald nach seiner Confirmation einen Platz am zweiten Geigenpulte eines kleinen Orchesters. Und über das zweite Geigenpult kam er auch nicht hinaus. Altersgenossen wanderten von seiner Seite hinweg. Von dem Einen kam die Kunde, daß er auswärts Kammermusikus geworden sei und sich einen eigenen Herd gegründet habe; ein Anderer war unter die reisenden Virtuosen gegangen und hatte aus entlegenen Ländern unglaubliche Schätze heimgebracht. Peter hörte und sah dies ohne Herzklopfen. Gleichmüthig strich er weiter und nahm die Tage, wie sie kamen; zufrieden, wenn die Sonne schien, zufrieden, wenn es regnete.

So erreichte Peter, gemächlich dahinlebend, das sechsundzwanzigste Lebensjahr. Da starben beide Eltern kurz nach einander, und Peter war zu seiner nicht geringen Ueberraschung unbeschränkter Eigenthümer eines Wohnhauses, einiger vergilbter Staatspapiere von geringem Werth und der Neumann'schen Familienkleinodien, bestehend aus verbogenen Hörnern und Stößen uralter Musikalien.

Und bald darauf kam Peter auch zu einer Frau.

Neben Peter's elterlichem Hause hatte ein ehrsamer Schneidermeister schon seit Jahren seine Wohn- und Werkstätte. Die jüngste Tochter des Nachbarn war mit Peter in gleichem Alter. Die beiden Kinder waren in beständigem Verkehr mit einander aufgewachsen. Marie hatte von früh an den schüchternen Knaben, der sich von den Spielkameraden geduldig hänseln ließ, nach Mädchenart patronisirt. Solch ein armer Junge, der nun einmal die schlagfertigen Tatzen, die keck zubeißenden Zähne nicht von der Natur empfangen hatte, womit die Anderen dreist ins Gewimmel drangen, der aber ein gutes Herz besaß, Puppenstuben ausstaffiren, Kästchen bekleben und Bilder coloriren konnte — solch ein Junge war für das natürlich quellende Mitleid des gleichalterigen Mädchens ein passender Gegenstand. Auch später, als Marie ihre Puppen bei Seite geschafft und Peter längst aufgehört hatte, sich auf den umliegenden Straßen mit den Kameraden zu balgen — auch da blieben die beiden Spielgefährten von ehedem gut Freund mit einander und unterließen nicht, Tags über von Hof zu Hof oder von Hausthür zu Hausthür einige Worte zu wechseln. Dieser Umgang aus der Ferne war dem still für sich hinlebenden Peter mit der Zeit zur lieben Gewohnheit geworden; aber er würde ohne einen Anstoß von außen das Verhältniß zur Nachbarin wahrscheinlich lebenslang belassen haben, wie es war, da es seinen blöden Sinn vollständig befriedigte.

Inzwischen aber hatte Marie, ebenso gut wie er, das sechsundzwanzigste Lebensjahr erreicht. Lange genug hatte sie als Gewinnlos im Rade der Ehestandslotterie gelegen und war nicht gezogen worden. Nun machte sie den Versuch, sich dem selbständig gewordenen Jugendfreunde in die Hand zu spielen. Eine gefällige Muhme lieh dem unternehmenden Mädchen ihre Vermittelung und wußte dem arglosen Musikanten durch geheimnißvoll bedeutsame Reden den Glauben beizubringen, daß die angenehme Nachbarin lediglich um seinetwillen eine Reihe von vortheilhaften Anträgen ausgeschlagen habe und, kurz und gut, bis über die Ohren in ihn verliebt sei.

Dieser Glaube wirkte auf Peter Neumann wie frische Hefe auf den Teig.

Sein ganzes Wesen gerieth in eine gelinde Gährung. Bis dahin hatte er den einzelnen Bestandtheilen, woraus sich in ihm das Bild, das er Marie nannte, zusammensetzte, keine sonderliche Aufmerksamkeit geschenkt. Nun, mit plötzlich weit geöffneten Augen, sah er ihr hübsches, kastanienbraunes Haar, aus dessen krausen Wellchen zwei allerliebste Ohren hervorlugten; er sah das niedliche Stumpfnäschen, die frischen Lippen; ja, er ertappte sich sogar dabei, daß er, auf der Straße still stehend, den Füßchen nachsah, bis sie um die nächste Ecke verschwanden. Schrittweise näherte er sich der Nachbarin, die ihm eine neue Erscheinung geworden war. Aufmerksam ihre Lebensgewohnheiten studirend, wußte er sich ihr bald allenthalben in den Weg zu stellen, zuerst nur am hellen Tage, dann auch in der Liebenden sympathischeren Abenddämmerung, und so geschah es eines Abends in der Flur des Schneiderhauses, daß er das Mädchen in seinen Armen hielt und im Dunkeln zu küssen versuchte, bis auf den leisen Schrei desselben die Mutter mit hocherhobener Oellampe aus dem nächsten Zimmer erschien und das neue Brautpaar entdeckte.

Von diesem Augenblick an übernahm Marie die Führung des alten Gespielen. Schon hatte sie überlegt, wie Peter es anfangen müsse, seinen Verdienst zu steigern. Zunächst sandte sie ihn zu einem Pianoforte-Fabrikanten, damit er sich mit dem Mechanismus der allbeliebten Tasteninstrumente bekannt mache und sich zum Clavierstimmer ausbilde. Dann aber mußte Peter sich noch einer weiteren Anstrengung unterziehen. Da er Musiker sei, meinte Marie, werde es ihm ein Leichtes sein, sich die nöthigen Kenntnisse und Handgriffe zur Ertheilung von Clavierunterricht anzueignen. Schon hatte sie bei jener gefälligen Muhme ein Instrument besprochen, das dort seit Jahren unbenutzt in der Rumpelkammer stand. Und kaum hatte Peter, den Anweisungen der verständigen Braut blindlings folgend, seine Hände so weit gebracht, daß sie sich auf den Tasten freundschaftlich vertrugen, als auch Marie schon aus dem Kreise ihrer Bekannten die erste Schülerin geworben hatte. Nach einiger Zeit folgte die zweite, die dritte. Es dauerte kein volles Jahr, bis Peter's Einnahmen diejenige Höhe erreichten, welche Marie als zur Begründung und Erhaltung des ehelichen Glückes erforderlich bezeichnet hatte, und das Aufgebot konnte erfolgen.

Der Tag der Hochzeit kam und ging vorüber. Ein Vollmond nach dem anderen stieg am Himmel herauf, und immer fand der junge Ehemann ein wohlgerütteltes Maß von Arbeit für sich bereitet. Fleißig mehr aus Gewohnheit als aus innerem Trieb, setzte er an Alles, was ihm zu thun oblag, die gleiche mäßige Kraft und glich darin einem Droschkenpferde, das seine Tagesarbeit auch in einem einzigen Bewegungstempo verrichtet und dabei alle Betheiligten, die nichts Anderes erwarten, zufriedenstellt. Natürlich war es, daß Peter nunmehr, bei vermehrter Thätigkeit und seiner Würde als Ehemann eingedenk, von dem Gefühle beschlichen ward, daß er in der Welt etwas vorstelle und bedeute. Unter dem Einflusse dieses Selbstgefühls gewann er ein Weniges in Haltung und Sicherheit des Auftretens, so daß ihm Marie zuweilen mit einem Anfluge von Stolz nachsah, wenn sie ihn Morgens zur Absolvirung seines Pensums aus dem Hause entließ.

Unterdessen bereitete der alte Stammbaum der Musikantenfamilie sich heimlich vor, ein neues, leuchtendes Reis zu treiben. Es kam der Tag, wo Peter in dem engen Hause rathlos hin und her, auf und nieder irrte, dann auf den Hof floh, dann im Nachbarhause sein verstörtes Gesicht zeigte, bis man ihn endlich in die

Wochenstube rief und ihm ein winziges, krebsrothes Wesen als seinen Sohn vorwies. Er fürchtete sich, das Wunderding anzufassen, schlich auf den Zehen in den Ecken umher und hatte für die glückliche Mutter nur ein leise gemurmeltes, verlegenes Wort. Die Weiber lachten über Peter's wunderliches Betragen und schoben den lästigen Gast unter gutmüthigen Scheltworten zur Thür hinaus, ihm anempfehlend, er möge sich im Wirthshause zur Feier des Ereignisses eine Güte anthun. Peter, der gewohnten häuslichen Behaglichkeit verlustig, wußte nichts Besseres zu thun, als diesem Rathe zu folgen, und brachte, das einzige Mal in seinem Leben, einen kleinen Spitz nach Hause, wo man ihm in einer Dachkammer sein Lager bereitet hatte. Und während er, sich auskleidend, ängstlich bemüht war, den dräuenden Balken über seinem Haupte auszuweichen, die in vervielfältigter Anzahl nach ihm herabzulangen schienen, drang von unten ein seltsam dünnes Stimmchen klagend an sein Ohr und erschwerte es ihm noch mehr, sich in der plötzlich veränderten Welt zurechtzufinden.

In der nächsten Zeit war nun zu entscheiden, welchen Namen der Knabe führen sollte, ob denjenigen des Vaters, wie Peter wünschte, oder einen anderen, weniger altmodischen, mit dessen Auswahl sich Marie im Stillen eifrig beschäftigte. Als die Eltern sich nicht verständigen konnten, kamen sie überein, dem Prediger, der die Taufe zu vollziehen hatte, die Wahl des Namens zu überlassen, und dieser, ein Verehrer Mendelssohn's, wußte für den Sohn eines Musikers keinen passenderen Namen zu finden als Felix, womit sich denn Vater wie Mutter zufrieden gaben.

Felix wuchs zu einem hübschen Knaben heran. Von der Mutter hatte er die hellen, braunen Augen, die lockigen Haare und das gleichmäßig heitere Temperament, das Allem die beste Seite abzugewinnen wußte. Von dem Vater schien die Bildung von Mund und Kinn zu stammen, während von Seiten des Charakters keine Aehnlichkeit mit demselben sich bemerklich machte. Es war aber etwas Fremdes, etwas Neues in dem Knaben, was sich nicht auf Vererbung zurückführen ließ. Marie nannte ihn lächelnd einen kleinen Aristokraten, wenn er ihr zu seiner Kleidung einen feineren Stoff abschmeichelte, als sie, ihren Verhältnissen Rechnung tragend, zu geben geneigt war, und wenn er seinem Großvater, dessen Kunst seit seiner Niederlassung als Meister keine Förderung erfahren hatte, die neue Mode erklärte, nach welcher sein Anzug zu verfertigen sei. Felix konnte von früher Jugend an nichts Unsauberes, Unordentliches, Unschönes an sich leiden. Er pflegte seine kleine Person mit peinlicher Sorgfalt und hielt sich von allen Spielen fern, bei denen seine äußere Erscheinung leiden konnte. Auch hatte er eine Art, sich zu bewegen, den Kopf zu tragen, zu essen und zu trinken, die er Niemandem aus seiner Umgebung hatte absehen können.

Als dies besondere Wesen des Knaben allmälig durchbrach und sich immer mehr befestigte und ausbildete, schüttelte der Vater manchmal den Kopf darüber und äußerte sich bedenklich über die Zukunft seines Sohnes, der mit großen Ansprüchen in ärmliche Verhältnisse hineinwachse und sich schwer in dieselben schicken werde, während die Mutter im Gegentheil auf Grund dieses Wesens durchaus Erfreuliches an Felix zu erleben erwartete und an seine eigenartige Entwickelung die ausschweifendsten Hoffnungen knüpfte. Auch konnte Peter's nüchterne Natur keinen sympathischen Ton im Verkehr mit dem lebhaft empfindenden Knaben finden, so daß derselbe naturgemäß die Mutter, welche mit jugendlicher Frische seinen Stimmungen und Launen entgegenkam, zur besten Freundin erkor.

Felix wurde zehn Jahre alt, ohne daß sich sein Lebensgang von demjenigen vieler Knaben irgendwie unterschieden hätte. Er war mit dem siebenten Jahre in die Schule eingetreten und seitdem von Classe zu Classe regelmäßig aufgerückt. Ein Musterschüler war er nicht; die oberen Sitze blieben ihm unerreichbar. Sein Zahlensinn war beschränkt, seine Begabung für Mathematik mittelmäßig. Dagegen besaß er Anlage für fremde Sprachen; nur blieben ihm, der doch seine Sätze vollständig correct bildete, Grammatik und Syntax ein fast unzugängliches Gebiet, worauf er sich in eingelernten Schritten nur äußerst mühsam bewegte. Im Ganzen ähnelte seine Erkenntniß der Dinge mehr der allmäligen Aufhellung eines verschleierten Prospects als der mühsamen Construction der Außenwelt nach Begriffen, welche Thätigkeit man insgemein als den Bildungsproceß anzusehen gewohnt ist, wie ihn die Schule vermittelt.

Unerwartet that um diese Zeit Peter einen Eingriff in die Erziehung des Sohnes, deren Verlauf er bis dahin ohne besonderen Antheil zugeschaut hatte. Die Familientradition verlangte, daß Felix bei dem Eintritt in sein elftes Lebensjahr anfange, ein musikalisches Instrument zu erlernen. Denn daß ein Neumann nichts Anderes werden könne als ein Musiker, das stand bei Peter so durchaus fest wie die Lehren des Katechismus. Mariens Ansichten freilich liefen dem conservativen Sinne des Gatten schnurstracks zuwider. Ihr graute bei dem Gedanken, daß ihr geliebter Felix auch ein geplackter Lohnfiedler werden solle wie der Vater. Sie hatte es besser mit dem Knaben vor; er sollte keiner von denen werden, die der Genußsucht Anderer die ganze Lebenskraft verkaufen, keiner von denen, die an den schimmernden Blüthen des Lebens entsagend vorübergehen müssen. Das Beste, was Andere genossen, war für ihren Felix gerade gut genug. Der Vater war geworden, wozu ihn Natur und Verhängniß bestimmten; ihn hätte keine Götterkraft auf eine höhere Stufe heben können, ohne ihn vorher von Grund aus zu verändern. Den Sohn aber wiesen Anlage und Naturell über des Vaters Grenze hinaus. Mancherlei konnte er werden; in Allem würde er nach der Mutter Meinung Bedeutendes leisten. Nur mußte er vor dem Elend des Musikantenthums bewahrt bleiben, wie sie es mit dem Vater trug!

Aber Marie bemühte sich vergebens, den starren Sinn des Gatten zu beugen. Derselbe war nicht geneigt, die Profession, die ihn und seine Familie nährte, gering zu achten. Vielmehr glaubte Peter, so viel im Leben erreicht zu haben, daß ein Mehreres ernstlich zu wünschen Vermessenheit gewesen wäre. Nach seiner Ansicht genoß er bequemlich von Tag zu Tag Luft und Speise, so gut, wenn nicht besser als irgend einer seiner Bekannten, und er sah nicht ein, weshalb er nicht darauf bedacht sein sollte, den Sohn für ein ebenso angenehmes Dasein vorzubereiten. Deshalb auch mußte Felix, trotz aller Einwendungen Mariens, an die Violine.

Der Knabe hatte keinen rechten Begriff davon, was ihm bevorstand. Wohl kannte er Musik, nämlich diejenige der Militärcapellen, welche von der Spitze tactmäßig ausschreitender Soldaten durch die Straßen klang. Sogar pfiff er die beliebten Märsche des Tages von A bis Z und ahmte dabei Trommel und Becken auf den klirrenden Fensterscheiben des Hauses nach. Auch waren ihm die melancholisch gefärbten Weisen der Drehorgeln nicht entgangen. Er sang sie nach, mit Worten und ohne Worte, wie es gerade kam, und trug manches Lied in die Schneiderwerkstatt nebenan, wozu der Großvater verwundert den Kopf schüttelte. Wohl

stand da im besten Zimmer des Elternhauses auf vier dünnen Beinen ein länglicher Kasten, der Töne von sich gab, wenn man ein Brett aufhob und auf die weißen und die schwarzen Stäbe schlug; aber was wollte das bedeuten? Darin war kein Klang, der mächtig die Sinne ergriff, kein Dröhnen und Rauschen, das durch Mark und Bein ging. Sonntag Morgens stümperte ein kleines Mädchen unter des Vaters Anleitung auf den Tasten umher; was Felix da zu hören bekam, vermochte vollends dem Knaben nicht zu imponiren. Und des Vaters Geige blieb wohlverwahrt in dem Ballsaale, wo er an einigen Abenden der Woche spielte. Denn Peter fiel es nicht ein, in seinen Mußestunden Musik zu machen, ebenso wenig wie es dem Schuster einfällt, nach Feierabend zu seinem Vergnügen mit Pfriem und Pechdraht zu hantiren.

So hatte Felix, als der Vater anfing, ihn zu unterrichten, noch niemals die Geige spielen hören und stellte sich in der ersten Stunde ungeschickt genug an, da er von dem Endzweck der ihm zugemutheten verzwickten Griffe keine Vorstellung hatte. Bald indessen bemerkte er, daß sich kleine Melodien auf dem Instrument wiedergeben ließen. Nun freute er sich über das artige Spielzeug, und nach einigen Tagen lief er in des Großvaters Werkstatt hinüber und trug dort „O du lieber Augustin" vor.

Der Großvater belobte den Enkel gutmüthig; der Altgeselle aber sagte: „Wir haben einen Kunden, den Herrn Berntal: das ist ein Spieler! Als ich ihm neulich den Rock brachte, weil der Bursche sich den Fuß verstaucht hatte, da hab' ich ihm draußen auf dem Gange eine Weile zugehört. Man sollt's nicht glauben, welche Menge Musik in solch winziger Geige drinsteckt. Manchmal glaubte ich unsere alte Dorforgel zu hören, und dann klang's wieder, als ob Spielleute auf einer Kirmeß musicirten."

Neugierig horchte Felix bei dieser Rede auf. „Nimm mich mit, Robert, wenn du wieder hingehst," bat er den Gesellen.

„Warum nicht?" antwortete dieser. „Aber es nützt dir nichts, Felix. Solch ein Musiciren schlägt aus eurer Art, das ist etwas ganz Besonderes, etwas ganz Hohes; das gelingt nur Einem, der am Sonntag geboren ist und einen Sinn überher hat."

„Ei, warum denn?" meinte Felix. „Was Jener gelernt hat, kann ich auch lernen. Meinst du vielleicht, dein Herr Berntal hätte nicht, so gut wie ich, mit dem „lieben Augustin" angefangen?"

„Das wohl," versetzte der Gesell und ließ die Arbeit ruhen. „Versteh' mich recht, Felix. Es ist eine schöne Sache mit dem Fleiß. Will man sich zu irgend einer complicirten Verrichtung geschickt machen, so kann man ihn nicht entbehren. Auch genügt er, um uns die meisten Fertigkeiten zu verschaffen, deren wir im Leben bedürfen. Aber er reicht nicht zu allen Dingen aus. In einem hellen Vers, einem schönen Bilde, einem mächtigen Musikstück steckt noch etwas ganz Anderes darin als bloßer Fleiß. So etwas kann nicht Jedermann machen lernen, und wenn er so lange lebte wie weiland Methusalem und Tag und Nacht studirte. Daraus lacht etwas hervor wie ein Stückchen Himmel. Aehnlich mag's auch wohl mit dem Geigenspiel sein. Viele bringen's zu einer großen Fertigkeit und werden darum billigerweise gepriesen, weil ein hoher Grad von Geschicklichkeit in irgend einer Sache schon etwas Seltenes ist. Wenige kommen darüber hinaus, und Niemand kann genau angeben, was es nun eigentlich ist, wodurch Diese eine weit tiefere Wirkung erreichen als Jene. Aber es ist da und fühlt sich recht deutlich. So konnte im alten Bunde auch nicht

Jeder Prophet werden, der da wollte, sondern er mußte von oben dazu berufen werden."

Der Großvater schüttelte zu dieser dunklen Rede den Kopf; Felix entnahm daraus, daß Herr Berntal eine Art Prophet oder Heiliger sei, und sah fortan mit eigenthümlicher Spannung dem Augenblicke entgegen, der ihm die Bekanntschaft mit einer solch ehrwürdigen Persönlichkeit gewähren würde. Es dauerte indessen einige Zeit, bis aus der Werkstatt des Großvaters wieder einmal eins ihrer altmodischen Fabrikate an Berntal abzuliefern war. Da erfüllte der Gesell sein Versprechen; Felix, in seinen Sonntagskleidern, schloß sich diesem schneidernden Philosophen an, und bald stand er, durstig nach Offenbarung, vor dem Hause Berntal's.

* * *

Berntal war ein Künstler von großen Gaben. In früheren Jahren hatte er, als Solospieler hin und her reisend, sich einen Namen gemacht, dann in seiner Geburtsstadt niedergelassen und lebte nun, im Besitze eines ausreichenden Vermögens, frei seiner Kunst. Man nannte ihn einen Sonderling, weil er ganz und gar unterließ, sein Talent zu Gunsten seiner Person nutzbar zu machen, wie dies sonst in der Welt Brauch ist. Indessen schätzten die Einsichtigen ihn sehr hoch, da er ein eifriger Diener seiner Kunst blieb und für irgend ein Werk oder eine Persönlichkeit, sofern ihm dieselben bedeutend schienen, mit großer Energie eintrat. Auch hatte er einige Schüler, die mit schwärmerischer Zuneigung an ihm hingen. Im Ganzen war die Lehrthätigkeit nicht nach seinem Geschmack; sie war ihm ein Opfer, das er im Interesse der Sache einzelnen Begabten brachte; dem bloßen Dilettanten sowohl als dem nur oberflächlichen Talente blieb seine Thür verschlossen.

Als die beiden Pilger aus der Kropfstraße bei Berntal eintraten, saß er am Schreibtisch, arbeitend, und streifte sie nur mit einem flüchtigen Blick. Der Gesell legte seine Waare auf den nächsten Stuhl und trug in seiner verschnörkelten Weise das Anliegen des jungen Freundes vor. Lächelnd wandte Berntal sich nun dem Knaben zu, der mit gerötheten Wangen dastand und halb scheu, halb neugierig den berühmten Mann anstarrte. Es mußte etwas in dem hübschen Gesichte des jungen Bittstellers sein, was auf Berntal einen besonderen Eindruck machte; denn er erhob sich, ging auf ihn zu, strich ihm leicht über das lockige Haar, faßte ihn unters Kinn und blickte ihm forschend in die Augen. Dann winkte er dem Gesellen, er möge gehen.

„Komm, Felix," sagte er und legte dem Knaben vertraulich die Hand auf die Schulter, „setz' dich zu mir und erzähle mir etwas von dir." Und er zog den Erglühenden sanft aufs Sopha und brachte ihn zum Plaudern. Nicht gar lange dauerte es, da wußte der menschenkundige Künstler viel mehr von den Eltern und ihm als der Knabe selbst. Vor sich sah er im Geiste den Vater, den Handlanger der Kunst, im Vorhofe sich ums tägliche Brot mühend, ohne Ahnung von dem Tempel, dessen Außenmauern doch auch ihn umschlossen; er sah die wackere Mutter, bereit, auch das ihr ewig Unsichtbare ahnend zu glauben, sobald es dem Blicke des Sohnes erreichbar wurde; er sah endlich diesen Sohn selbst, in dessen junger Seele ein Licht aufzitterte, das allerdings nur eine kindische Liebhaberei bedeuten konnte, das aber auch der erste Schein einer heiligen Flamme sein mochte, die in der Tiefe glomm.

„Du hast ein Künstlerauge, Felix," sagte Berntal und liebkoste den Knaben. „Wenn dein Auge nicht lügt, so wirst du dereinst sehen, was den meisten Menschen

verborgen ist. Du wirst Vermittler werden zwischen dem ewig Schönen und dem blöden Verständniß der Menge. Allein der Künstler bedarf der geschickten, allzeit willigen Hand, die dasjenige treu nachbilden kann, was er mit dem inneren Sinn wahrnimmt. Jede Geschicklichkeit aber läßt sich nur langsam, sehr langsam erwerben. Es muß viel Fleiß, viel Ausdauer aufgewandt werden, ehe die Finger dem Geist gehorchen. Nichts Anderes will das alte Sprüchwort sagen, welches heißt: Uebung macht den Meister. Werde du also nicht ungeduldig, Felix, wenn man dir, jetzt wie später, langweilige Uebungen zumuthet. Frage nicht vorwitzig nach dem Nutzen derselben; dem Schüler kann nicht Alles erklärt werden; er muß vertrauensvoll, geduldig dem Lehrer sich fügen. So folge du den Anweisungen, der Lehre deines Vaters, Felix. Und wenn du das ein Jahr lang gethan hast, merke wohl auf: ein ganzes Jahr lang, dann komm wieder zu mir und bringe deine Geige mit."

Es klopfte. Ehe Berntal Herein! rufen konnte, trat ein junger Mann ins Zimmer. „Du kommst mir sehr gelegen, Reinhold," rief ihm Berntal entgegen. „Setze dich an den Flügel; wir wollen etwas Musik machen. Es gilt, eine Seele zu gewinnen; da muß der Altmeister helfen." Damit legte Berntal ein Adagio von Beethoven auf.

Der Besucher präludirte in feierlicher Weise; Berntal nahm seine Geige aus dem sorgfältig verschlossenen Kasten; Felix wurde in die entfernteste Ecke des Zimmers gewiesen. Da setzte er sich in einem geräumigen Lehnstuhl zurecht, und es war ihm gar märchenhaft zu Muth. Er sah, wie Berntal ans Fenster trat und die Geige hob. Der rothe Schein des Abendlichts fiel verklärend auf seine Züge, funkelte in seinem jetzt etwas verschleierten Auge, umspielte die weiße, zarte Hand, die den Bogen hielt und nun langsam auf und nieder glitt. Welch wunderbar süße Töne schlugen da an des athemlos horchenden Knaben Ohr! Darin war nichts Irdisches mehr; es waren Klänge aus dem Geisterreich, fremd und doch so vertraut!

Leise hallte der Schlußaccord aus; es war zu Ende. „Bis übers Jahr, Felix!" so tönte Berntal's weiche Stimme in dem Knaben nach, da befand er sich schon draußen auf der Flur, da taumelte er die Treppe hinab, da stand er, die Mütze in der Hand, auf der Straße und konnte sich kaum besinnen, wo er war und was mit ihm geschehen.

Oben sagte Berntal zu dem Freunde: „Nun geht der Kleine zurück in sein armseliges Leben und hat, will's Gott, ein Ideal in der Brust, das ihn weiter und weiter lockt, über die steinige, staubige, gefährliche Straße, die auch wir Beide einst gewandelt sind. Es ist ein Versuch; es ist ein Samenkorn, aufs Gerathewohl ausgeworfen. Wären wir echte Apostel der Kunst, wenn wir unterließen, ihr neue Jünger zu suchen, auch unter den Armen, den Unmündigen?"

Felix strömte der Mutter sein volles Herz aus. Marie meinte nachdenklich, es sei ebenso gut, wenn der Vater nichts von diesem Besuch erfahre. Man könne ja erst abwarten, was sich übers Jahr aus der Sache entwickele; dann sei es noch immer Zeit, dem Vater damit zu kommen. Uebers Jahr! Wie entsetzlich lang däuchte dem Knaben diese Zeit, da sie noch vor ihm lag, da sie sich für ihn in Wochen, Tage, Stunden zerlegte! Und wie langsam ging es mit dem Lernen zuerst! Wie widerspenstig erwiesen sich die Finger! Und als diese gefügiger wurden, wie rauh, wie ordinär war noch immer der Ton, welchen unter seinem Bogenstrich die kleine Fabrikgeige hergab, die der Vater angeschafft hatte! Wie himmelweit

verschieden von jenem Ton, der von dem Besuche bei Berntal her noch immer dem Knaben in den Ohren klang! Oft genug war er nahe daran, vor Ungeduld in Thränen auszubrechen; dann aber kamen ihm Berntal's Worte in den Sinn, Berntal's goldene Worte, die er, so hoch sie ihm auch geklungen hatten, dennoch treu im Gedächtniß bewahrte. Und er überwand sich tapfer und übte weiter.

Wochen, Monate vergingen. Allmälig hatte Vater Peter Grund, sich zu verwundern, da der Sohn anfing, seinem Unterricht vorauszueilen. Er stand nicht hoch genug, um sich der Gangart des Schülers anbequemen zu können; es war ihm eher lästig, vorwärts gezerrt zu werden. Armer Felix! Da wurde er unter dem Vorwande der Gründlichkeit, dessen sich pädagogische Unfähigkeit so häufig zur Rechtfertigung ihrer geringen Erfolge bedient, bei dem Abc aufgehalten, wo er schon Silben, Wörter hätte lesen können. Wie mancher regsame Geist wird auf Lebenszeit flügellahm, weil er zu lange in der Jugend das Joch trägt, welches pedantische Weisheit nach dem Nackenmaß der Dummen hat anfertigen lassen!

Bei Peter Neumann blieb es aber nicht beim Verwundern. Es kamen Fälle vor, wo der Sohn die Erklärungen des Vaters lachend abwies, weil dasjenige selbstverständlich sei, was dieser sich anschickte, mit großer Weitschweifigkeit zu erläutern. So ging es mit den Tonarten in Dur und Moll. Das war für Peter in seiner Jugend ein ungemein schwieriges Capitel gewesen. Jahre lang war's ihm unverständlich geblieben, weshalb die kleinen Zeichen immer wieder an der nämlichen Stelle erschienen. Die Praxis hatte ihn endlich das Geheimniß gelehrt. Und nun kam sein elfjähriger Sohn und behauptete dreist, all' diese Kreuze, Been und Quadrate, sowohl die stationären am Anfange als die unregelmäßig hier und dort erscheinenden, seien Zeichen, deren systematischer Zusammenhang ihm gar nicht weiter erklärt zu werden brauche! Und wirklich: der kleine Sohn hatte sich das ganze complicirte Gebäude der Tonarten auf irgend eine geheimnißvolle Weise selbst construirt und war demgemäß durchaus zu Hause darin, so daß ihn keine Vorzeichnung mehr anfocht. In diesem Vorgang war für Peter etwas durchaus Unbegreifliches. Was? für eine Zeichnung, die ihm ein unentwirrbares Durcheinander willkürlich gezogener Linien geschienen, für eine Zeichnung, in der er sich auch jetzt nur zurechtfand, weil die Schnörkel sich alle dem Sinn eingeprägt hatten, dafür fand der Junge aus sich selbst eine Formel, eine Zauberformel, welche das Ganze in die reinste Harmonie, in ein Einfaches, Naturgemäßes auflöste? Das war mehr als seltsam; das war unheimlich. Gab es denn Menschen, die mehr Sinne mit sich führten als er, Peter?

Wunderliche, unbequeme Frage! Immer wieder drängte sie sich dem alten Musikanten auf und wollte beantwortet sein. Und Peter putzte seine Schulkenntnisse auf, setzte seinen gesunden Menschenverstand in Betrieb und suchte die Frage zu lösen.

So gewiß die Menschen alle die nämlichen Organe haben, so gewiß müssen sie auch gleich sehen, gleich hören, gleich riechen, gleich schmecken. Das war von vornherein gewiß. Denn wenn es nicht so wäre, so würde längst die heilloseste Verwirrung eingerissen sein. Wenn ein Jeder seine aparte Art der Wahrnehmung hätte, so würde Keiner den Anderen verstehen. Nein: wir werden Alle vermittelst desselben Trichters mit Wissen gespeist. In Verschiedenen ist allerdings die Gabe der Aneignung verschieden. Aber das Angeeignete, wenn es auch hier mehr, dort weniger sein mag, ist doch dem In-

halte, der Qualität nach dasselbe. Niemand sieht mehr als sieben Farben. Und der Zusammenhang der Dinge muß mühsam ergrübelt und erklügelt werden. Die unzähligen Ketten von Ursache und Wirkung, die durch die Schöpfung laufen, entdeckt der Geist nur durch langsame, vielfältige Arbeit. Was weiß das spielende Kind von Schwerkraft, von Anziehung, von Beharrungsvermögen?

Dies Alles schien so klar, so selbstverständlich! Aber kaum hatte Peter sich durch solche Erwägungen beruhigen lassen, als er durch eine neue Erfahrung wieder gänzlich irre gemacht wurde. Peter hatte in früheren Jahren die verschiedenen Tactarten durch hartnäckiges Zählen endlich mechanisch bewältigt; der Sohn aber begriff sie mit einem Male, aus dem Gesetz des Rhythmus heraus, das sie bildet. Noch redete Peter von der Theilung eines gewissen Quantums Zeit durch zwei, durch drei, durch vier und so weiter, da war Felix schon wieder einmal mit der Sache fertig. Wozu weiter erklären? meinte er ungeduldig; das verstehe sich ja ganz von selbst!

Peter war verblüfft. Gab es denn Wunder? War er nicht belehrt worden, das Wunder sei innerhalb der von Ewigkeit her vortrefflich regulirten Weltordnung durchaus unzulässig? Geschahen vielleicht noch weitere Wunder um ihn her, und er hatte sie bis dahin nur nicht gesehen?

Da stand in seinem winzigen Hofraum hart an der Wand des Nachbarhauses ein alter Rosenstamm, dessen Zweige allmälig das häßliche Gemäuer bedeckt hatten. Immer wieder, in jedem Jahre, verkündigte dieser Stamm in rothleuchtender Blumenschrift die Nähe der Sonnenwende. Wenn der goldene Ball kleinere Kreise am Himmel zog, schlief der bemooste Bursche langsam ein; er hörte auf, Knospen zu treiben; die Blätter wurden mißfarben und unansehnlich.

War etwa auch dieser Vorgang ein Wunder? Und wenn dem so war, wo hörten die Wunder auf?

Peter hatte immer gehört, das Tabackschnupfen schärfe den Verstand. Und da ihm nunmehr sein Kopf der Erhellung dringend bedürftig schien, begann er zu schnupfen. Aber trotz zahlreicher Prisen wurde der Wirrwarr in Peter's Kopf immer größer. So sicher hatte er dahingelebt, so fest hatte er sich als Rädchen im Weltenuhrwerk gefühlt, und nun schwankte plötzlich der Boden unter ihm, und er schwebte, des Verstandes beraubt, als Atom inmitten eines geheimnißvoll beseelten Atomenzuges.

Vergebens besann sich Peter auf sein altes Einmaleins. Mit leeren Händen, mit leerem Kopfe kommt der Mensch zur Welt; er muß erwerben, was beide füllt. Und bringen auch Einige den goldenen Löffel in die Wiege mit, der ihnen lebenslang des Leibes Nothdurft aus der Väter Gut schöpft: der Kopf wird nimmer von der Ahnen Studium voll. Das Reich der Erkenntniß ist demokratisch, Allen gleich zugänglich wie die Luft.

Diese tröstlichen Axiome schienen auf einmal falsch. Es gab angeborene Reichthümer aller Art. Gleichheit war nirgendwo unter den Menschen. Das Reich der Erkenntniß war ein aristokratischer Staat.

Einst träumte Peter, er stände mit seinem Knaben vor einem wilden, unwegsamen Waldesdickicht, das sich rings um einen Berg zog. Oben aber auf dem Berge, so ging die Sage, stand ein herrliches Schloß, und die es erreichten, wurden darin gastlich aufgenommen und fanden Glück und Zufriedenheit bis an ihr Lebensende. Als er eindrang und über Wurzeln und durch Gestrüpp sich mühsam einen Weg bahnte, hob sich Felix plötzlich neben ihm empor und schwebte über die Wipfel der Bäume davon. Er aber verfolgte am Boden seinen Weg, Schritt für

Schritt, hartnäckig aufwärts strebend. Das Jahrhundert rückte vor; von fernen Uhren schlugen neue Jahreszahlen an sein ängstlich lauschendes Ohr. Er wurde alt, sein Rücken krümmte sich, weiß wuchs ihm der Bart zur Erde. Rufend hörte er von oben des Sohnes Stimme; ein seltsamer Glanz fiel aus der Höhe in seine blöden Augen. Gewaltig wuchs die Sehnsucht in ihm; er drängte vorwärts; aber die Füße versagten ihm, seine Kraft war dahin. Er hörte noch das Rauschen der freien Wipfel über sich; er selbst war nicht mehr.

Grübelnd am Tage, träumend in den Nächten, lebte Peter dahin, für die Seinigen scheinbar derselbe, innerlich zerspalten, ruhelos, verwirrt.

* * *

Ein Jahr war verflossen, und Felix, unter dem Arme im grünen Beutel die kleine Geige, begab sich wieder zu Berntal.

„Du bist pünktlich, mein junger Freund," sagte der Meister erfreut und strich dem Knaben liebkosend die Locken von der Stirn. „Nun laß mich hören, ob du fleißig gewesen bist! Hier ist ein Duett für zwei Geigen; nimm die erste Stimme und zeige, was du kannst! Sieh nicht die Noten mißtrauisch an; was darin steckt, wirst du erst inne, wenn du die schwarzen Zeichen zum Leben erweckst. Denn etwas Lebendiges bedeuten sie; vergiß das niemals. Und nun fang' an!"

Mit entzückendem Wohlklang mischte sich die zweite Stimme der ersten. Felix mußte zuerst alle Kraft zusammennehmen, um nicht verwirrt zu werden. Aber bald merkte er, daß, was zur Ablenkung seiner Aufmerksamkeit ersonnen schien, ihm in Wahrheit die treueste Unterstützung gewährte. Und nun beschwingte sich sein Bogen; schärfer trat der Rhythmus hervor, gesangreicher die Melodie. Er gerieth ganz in den Bann des Tonspiels; er spielte, als ob er mit dem secundirenden Gefährten allein in der Welt sei. Ueber und über glühte er, als er am Schluß, tief aufathmend, den Bogen senkte und mit Augen voll Seligkeit den Meister anblickte.

Berntal lächelte. Schweigend ging er einige Male im Zimmer hin und her. Dann sagte er: „Komm künftig jeden Sonnabend Nachmittag um drei Uhr hierher, Felix. Du brauchst deine Geige nicht wieder mitzubringen. Ich habe noch aus meiner eigenen Lernzeit ein Instrument, so groß wie das deinige, das dir schon gefallen wird. Soll ich auch dem Vater ein paar Worte sagen? Du weißt nicht? Nun: ihr mögt das einstweilen unter euch besprechen, du und deine Mutter. Sollte von dem Vater Einsprache zu befürchten sein — man kann das nicht wissen, mein Junge —, dann fragt ihn lieber nicht. Später wird er doch uns Allen dankbar sein."

Felix beichtete der Mutter getreulich, was ihm widerfahren war. Und Frau Marie beschloß in ihrer Weisheit, daß zwar Berntal's Anerbieten anzunehmen sei, aber ohne Vorwissen ihres Mannes. Sie hatte recht wohl bemerkt, daß Peter sich in einer Art innerer Bedrängniß befand und in seinem Kopfe etwas gährte. Daß er sich das Schnupfen angewöhnt hatte, war ein böses Zeichen; daß er, sich unbeachtet glaubend, stille vor sich hin nickte oder träumerisch den Kopf schüttelte, war ein schlimmeres. Mit dem Talente des Sohnes hatte dieser Spuk etwas zu thun, so viel ahnte sie. Genaueres zu erfahren, hatte sie kein Bedürfniß. Wozu auch? Ging doch Peter seine Wege genau so pünktlich wie bisher, aß und trank wie bisher und litt an Schlaf keinen Mangel. Aber Peter wäre vielleicht im Stande gewesen, den Antheil, welchen der fremde Künstler an seinem Sohne nahm,

mit dem Stolz des Armen zurückzuweisen. Und das durfte nicht sein, sagte sich Frau Marie. Es fiel ihr nicht auf, daß sie dem unbekannten Berntal ein Vertrauen schenkte, welches sie ihrem Manne hartnäckig versagt hatte, daß nun sie, sie selbst ihren Felix zur Musik drängte, und seltsamer Weise hinter dem Rücken ihres Mannes. Freilich, freilich: unbewußt war und wirkte in ihr die Einsicht, daß der Pfad, den sie den Sohn einschlagen ließ, der Pfad zur Kunst, zu Ruhm und Vermögen sei, jener aber, den der Vater ihn führen wollte, im dürren, lorbeerlosen Lande verlaufe.

Schleichende Krankheiten setzen bisweilen aus, und der Kranke hat unerwartete Anfälle von Gesundheit. So erging es auch Peter Neumann. Es kam die Zeit, wo er rüstig Duette mit dem Sohne geigte, Duette von alten zopfigen Meistern, Theile des alten Familienschatzes, die auf dem Boden des Musikantenhauses den Würmern und Mäusen leidlich Trotz geboten hatten. Ach! diese Duette waren dem Sohn eine Qual. Er verwünschte die Vorväter, die diese Blätter aufgehäuft hatten. Der Sinn für die Form, für die geschickte contrapunktische Verschlingung der Themen war ihm noch nicht aufgegangen. Er klagte Berntal seine Noth. „Du hast nicht Unrecht," sagte dieser. „Jene Sachen sind nicht für die Geige gedacht, und keine der Besonderheiten dieses Instruments kommt darin zur Geltung. Nimm sie als ein Spiel mit Tönen, worin, wie bei jedem Spiel, nach selbst auferlegten Gesetzen verfahren wird. Und sind auch diese Gesetze meist ungefähr dieselben, da sie der Eine dem Anderen überliefert hat, so ist doch die wortführende Melodie stets eine andere, und dadurch entsteht innerhalb gewisser Grenzen eine unendliche Mannigfaltigkeit in den Bildungen, die wohl eine Weile zu unterhalten, ja zu fesseln vermag." — Felix ließ sich dies gesagt sein und wurde fortan geduldiger, und Peter hatte seine Freude daran, wie es mit dem Zusammenspiel so glatt und hübsch ging.

Da nun Peter in jener Zeit wieder ganz normal dachte, wie es einem Menschen seiner beschränkten Art zukommt, so gerieth er auf den Einfall, durch nachträgliches Studium das früher Versäumte nachzuholen. Während der Sohn in der Schule war, übte er. Verwundert horchte Marie auf und sah ihm mit stillem Mitleid nach, wenn er nachher an seine Arbeit ging. Sie fühlte, daß Peter sich einer Illusion hingab; sie fürchtete, daß seine Versuche, mit dem Sohne Schritt zu halten, eines Tages kläglich zum Scheitern kommen würden. Und so geschah es auch. Einstmals überraschte Felix den Vater bei seinen Uebungen, schlüpfte arglos ins Zimmer, stellte sich neben den Ertappten und folgte dem Spiel desselben mit großer Aufmerksamkeit. Peter bemeisterte den Anflug von Verlegenheit, der ihm kam, und spielte weiter. Nun aber gerieth er an eine böse Stelle, die im ersten Anlauf nicht zu nehmen war. Anstatt sich zuerst mit dem Terrain gründlich bekannt zu machen, ging er verwegen darauf los und blieb stecken, wie nicht anders zu erwarten war. Dreimal nach einander setzte er an, und dreimal brach er zusammen. Eben wollte er zum vierten Male sein Heil versuchen, da stand Jung-Felix neben ihm, die Geige am Kinn, und die verzwickte Stelle kam rein und glatt unter den kleinen Fingern hervor.

Da senkte Peter die Waffen. Höhnisch grinste ihn die alte Geige an, als er sie in den Kasten legte. „Du Tropf!" tönte es aus ihr hervor. „Weshalb marterst du mich? Was in dir lag, bist du geworden! Meinst du etwa, du könntest dich noch hinausschwingen in die duft- und honigerfüllte Blüthenwelt der Kunst? Bleibe auf dem Grunde, du Seele von

Blei, wohin du gehörst! Entferne den Tropfen thörichten Ehrgeizes aus deinem Blut, den dir ein boshafter Dämon eingemischt hat, um dich zu fruchtlosem Groll mit deinem unabänderlichen Schicksal zu verführen!"

Peter hörte den Zuruf der verdrießlichen Gefährtin und entsagte. Heftiger als je zuvor fiel ihn die alte Krankheit wieder an. Nein: es war ihm kein Organ gewachsen, womit er Uebersinnliches meistern konnte. Es half nichts, daß er mit all' seinen Sinnen hinausrang aus der alten, festumgrenzten Welt, die ihm heimisch war. So sehr er auch seine Augen anstrengen mochte: der Erlkönig blieb ihm ein Nebelstreif.

Mit fast schmerzhaftem Antheil beobachtete er die weiteren Fortschritte des Sohnes, beobachtete er, wie Felix auch das alte Clavier aus dem Schlummer erweckte und, kaum einigermaßen auf den Tasten zu Hause, halb spielend kleine Stückchen unter seinen Fingern entstehen ließ. Heckenröslein waren es nur; simple Heckenröslein, kleinblätterig, blaßfarbig und ohne Duft: aber sie hatten die organische Structur der Königin der Blumen. Wenn Felix ungemein ernsthaft hinter dem großen bleiernen Tintenfasse saß und seine Stücklein in mächtigen Noten aufs Papier malte, dann mußte Peter noch zuweilen helfen, so gut er konnte. Aber auch dabei war er gar bald entbehrlich. Dennoch setzte er mit Felix beharrlich fort, was er Violinunterricht nannte. Mechanisch gingen seine Gedanken über des Sohnes Zukunft noch immer den alten Weg. Daß die Begabung, deren Unbegreiflichkeit ihn ängstigte, den Knaben auch unter den Menschen in eine ganz andere Sphäre weise als in diejenige des Neumann'schen Musikantenthums, kam Peter nicht in den Sinn. Vielmehr hielt er jetzt und später an der Vorstellung fest, daß Felix' Laufbahn ein verschönertes Abbild der seinigen sein werde. Während er, Peter, mit schweren Schritten darin vorwärts stolperte, würde Felix, der Glückliche, sie leichtbeschwingt durchmessen. Und des Neides darüber konnte er sich nicht erwehren.

Im Laufe der Zeit erfuhr man im Publikum dies und jenes über das Talent des jungen Neumann. Denn Felix kam häufiger zu Berntal und traf allerlei Kunstgenossen dort, junge und alte, Musiker und Dichter, Maler und Bildhauer. Man konnte den hübschen Knaben nicht übersehen, um so weniger, als Berntal, der ihn mit fast väterlicher Zärtlichkeit behandelte, bei jeder Gelegenheit sein Talent heranzog. Nun redete hin und wieder ein Bekannter den Vater Peter an, rühmte, wie glücklich er sei, solch einen Sohn zu haben, und wünschte das Nähere zu wissen, wann und wie sich die Begabung des Knaben zuerst gezeigt habe. Hätte Peter die theilnehmenden Frager nicht stets kurz, fast unwirsch, abgewiesen, so würde er damals schon erfahren haben, was außer ihm alle Welt wußte, nämlich daß Berntal seinen Sohn in der Musik ausbilde. Aber Peter mochte nun einmal über das fatale Thema von Felix' Gaben weder selbst reden noch Andere reden hören. Bald genug merkten dies die Bekannten; sie machten unter sich ihre Glossen über den wunderlichen Kauz von Vater, der dem Sohne die öffentliche Anerkennung nicht zu gönnen scheine, und ließen ihn fortan unbehelligt.

Besser fuhren die Freundinnen bei der Mutter. Marie hatte allezeit ein offenes Ohr für jedes Lob, das ihrem Sohne gespendet wurde, einerlei aus welchem Munde. Daß des Sohnes Begabung nicht von ihr ererbt sein könne, gestand sie bereitwilligst zu und ärgerte sich auch nicht darüber. Diese Begabung war eben ein Wunder, und Wunder sind nicht die

schlechtesten Erfahrungen, welche gläubig-fromme Gemüther machen. Marie wohnte in keinem logisch construirten Gedankenhause, wo das Wunder als fahrender Charlatan grob von der Thür gewiesen wird. Mochte es eintreten und sie ergötzen! Sollte es einmal plötzlich den Gänsen belieben, sich in melodischen Gesängen vernehmen zu lassen, so würde Marie nicht sehr darüber erschrecken. Brauchte sie zu wissen, woher die Ideen kommen, aus denen Tonstücke geboren werden? Wenn die Reseda in ihren Töpfen aufschoß und die Nelken dicke Knospen trieben, brauchte sie da nach dem Gesetze zu suchen, nach welchem diese organischen Gebilde ihre Zellen nun gerade in der ihr sichtbar werdenden Weise an einander reihen? Wenn jene ihre Stube durchduftete, diese in mannigfaltigen Farben von ihrem Fenster leuchteten: sollte sie da ihre stille Freude durch die müßige Frage stören, was als Duft und was als Farbe auf sie wirke? Und wenn ein Menschenkind emporwuchs wie eine Pflanze aus unbekanntem Samen und der Ansatz zu Blatt und Blüthe in Formen geschah, wie sie in den gewöhnlichen Gemüsegärten nicht vorkommen: brauchte sie sich abzumühen, bis sie die Heimath des Gewächses ausfand, ehe sie sich erlaubte, ihren Sinn daran zu weiden? Kam nicht Alles, was sich um sie her lebendig regte und in der verschiedensten Weise Strahlen aus dem Reiche der Schönheit auffing und zurückwarf, Alles, was grünte und blühte, dichtete, malte und musicirte, mit einem Worte Alles, was künstlerisch bildete, kam es nicht aus Gott, dem Urquell aller Werdelust?

* * *

Binnen Kurzem sollte Felix von der Realschule abgehen. In Berntal's Hause hatte sich der Knabe die Gunst reicher Kunstfreunde erworben, und von diesen waren die Mittel zur Vollendung seiner künstlerischen Ausbildung zur Verfügung gestellt worden. Felix sollte hinaus in andere Umgebung; die Lücken seines Wissens sollte er ausfüllen; durch Leben und Lehre sollte er sich bilden. Alles war überlegt, Alles angeordnet; es fehlte nur noch die Einwilligung des Vaters.

Wenn man einmal in das Heimlichthun hineingerathen ist, so fällt es immer schwerer, davon zu lassen. Der große Moment, wo dem ahnungslosen Peter gebeichtet werden sollte, was alle die Jahre hindurch hinter seinem Rücken getrieben worden war, wollte sich um so weniger finden lassen, je nothwendiger er gefunden werden mußte. Berntal's Vermittelung wurde erbeten und zugesagt; aber Berntal, der Fernstehende, hielt die von Marie heißgewünschte Mittheilung des ohnehin Unabänderlichen an den verkümmerten alten Musikanten für eine leere Förmlichkeit, deren man sich in acht, in vierzehn Tagen ebenso passend unterziehen könne als heute oder morgen, und es verging deshalb Woche auf Woche, ohne daß der Vermittler sein Angesicht in der Kropfstraße zeigte. Bedrückt ging Marie umher; seit sie ihre Sache in Berntal's Hände gelegt hatte, fühlte sie noch deutlicher als zuvor, daß gerade sie die nothwendigen Eröffnungen am allerungeschicktesten machen werde. Endlich beruhigte sie sich mit der Erwägung, die sich in solchen Fällen gewöhnlich dem Zaghaften als letzte Zuflucht darbietet, mit der Erwägung nämlich, daß ihr Geheimniß unvermeidlich auf die eine oder andere Weise an den Tag kommen müsse. Sie schwieg und stellte die Lösung der Wirren dem Zufall anheim.

Leider ist der Zufall ein rücksichtsloser, ja boshafter Gesell. Liegt ihm eine unangenehme Verrichtung ob, so wählt er dazu meist einen Augenblick, wo sein unglückliches Opfer am wenigsten in der

Stimmung ist, seinen Besuch mit Fassung zu empfangen.

Eines Tages bürstete Peter länger als gewöhnlich den schäbigen Seidenhut, zog den langen braunen Sonntagsrock an und begab sich, ohne den Seinigen etwas von seinem Vorhaben zu verrathen, zu Laub, dem jugendlichen Vorgeiger und Dirigenten jener Capelle, worin Peter seit langen Jahren am zweiten Geigenpulte thätig war.

Laub, als Freund Berntal's, hatte in dessen Wohnung häufig den jungen Neumann angetroffen. Auch waren ihm die Zukunftspläne nicht fremd, die für Felix geschmiedet worden waren. Er hatte fast vergessen, daß der aufgeweckte, talentvolle Knabe der Sohn jenes stillen Mannes war, der marionettenhaft in seinem Orchester agirte, mechanisch streichend, mechanisch schnupfend. Als nun plötzlich diese Puppe bei ihm als lebendiger Mensch eintrat, sah er die Erscheinung mit großen Augen an. In seiner raschen Weise fuhr er ihm barsch entgegen: was er wünsche?

Peter wurde bei solchem Empfange das Reden doppelt sauer. Er habe einen Sohn, stammelte er — Laub nickte ungeduldig — einen nunmehr erwachsenen Sohn — Laub nickte heftiger — der sich eine hübsche Fertigkeit auf der Geige erworben — Laub machte eine Bewegung mit beiden Händen — und für den er eine Anstellung im Orchester wünsche.

Es war glücklich heraus. Aber welch ein Gesicht machte Peter, als Laub nun ärgerlich aufsprang, vor ihn hintrat und, immer heftig gesticulirend, ihm eine donnernde Strafpredigt hielt!

„Mann! Mann!“ rief Laub, „wie kommen Sie nur zu diesem curiosen Einfall? Sind Sie denn ganz und gar von allen guten Geistern verlassen? Ich sollte die Hand dazu bieten, ich, Ihren Felix in die Arbeitszelle zu sperren, worin er täglich mit den übrigen Sträflingen ein Quantum Noten abhaspelt und allmälig zu dem Glauben kommt, die Spitze seines Bogens sei das Ende der Welt? Nein, Mann, da sind Sie an den Unrechten gekommen. Auch unser Metier muß seinen jungen Nachwuchs haben; aber aus Palisanderholz fabricirt man keine Nürnberger Hampelmänner; dazu genügt Fichtenholz, wie man es in den vaterländischen Waldungen genugsam hauen kann. Wir Beide, Sie und ich, stecken nun einmal in der Tretmühle drin; uns ist nicht mehr zu helfen. Aber meinen Sie etwa, daß mir das Genre der Kunst behagt, als dessen berühmten Pfleger mich das löbliche Publikum beklatscht? Allerdings: wir geben uns die möglichste Mühe, das Beste dieses Genres gut zu machen. Aber es ist und bleibt ein Frohndienst, der in sich selbst keinen Lohn trägt. Hier bei mir zu Hause laß ich andere Götter herrschen als die vergänglichen Walzergötter, deren Priester wir draußen sind. Blicken Sie um sich: hier steht die Büste von Beethoven, dort diejenige Bach's; hier hängt ein Bild Mozart's, dort ein Medaillon von Schumann. Unter den Augen dieser Meister mach' ich täglich eine Fahrt in die höheren Regionen meiner Kunst. Gestärkt komme ich zurück und nehme mein Kreuz wieder auf mich. Ihr Sohn aber, Herr Neumann, ist berufen, da zu wohnen, wo Unsereiner nur zu flüchtiger Visite zugelassen wird. Gestern noch hat mir Berntal ein Albumblatt für Geige und Clavier gegeben, das Ihr Sohn geschrieben; dort liegt's auf dem Pulte. Kennen Sie's nicht? es ist entzückend schön und höchst originell. Zum Bettelsack geboren kommt man sich vor, wenn man solch einen Knirps sieht, der mit Edelsteinen um sich streut. Und dies Talent sollte nicht ausreifen dürfen, sollte grün ausgepreßt werden? Sie sind von Sinnen, Mann! Ueberdem: wie ist mir denn? Hat mir nicht Berntal gesagt, es sei Alles

arrangirt, damit Ihr Sohn seine Studien auswärts fortsetzen könne?"

Peter hatte bis zu dieser Erwähnung Berntal's aus der heftigen Rede nur verstanden, daß Laub sein Gesuch rundweg abschlug. Bei der letzten Frage fing sein Herz an, ahnungsvoll zu klopfen. „Berntal?" wiederholte er langsam, rieb sich die Stirn und sah den Anderen rathlos an.

„Ei freilich, Berntal," erwiderte Laub. „Ist denn das so wunderbar? Sie thun ja gerade, als ob der Mann auf dem Monde wohne! Ist es nicht Berntal, der die ungewöhnliche Begabung Ihres Sohnes entdeckt und ihn Jahre lang nach Kräften gefördert hat? Ist es nicht Berntal, der — Mensch, sehen Sie mich nicht so gläsern an! Fehlt Ihnen etwas?"

„Das ist mir ganz neu," sagte Peter. „Von alledem weiß ich nichts."

„Von alledem wissen Sie nichts?" wiederholte Laub und schlug die Hände zusammen. „Wie ist das nur möglich? Wo haben Sie in den letzten Jahren Ihre Augen und Ohren gehabt? Sollten Sie wirklich geglaubt haben, der Junge verdanke den Nachtigallenschlag Ihrer Unterweisung? Unmöglich! Was die halbe Stadt weiß, sollte Ihnen verborgen geblieben sein? In welcher Welt leben Sie denn mit Ihren Gedanken?"

Peter wischte den kalten Schweiß von der Stirn. Mühsam erhob er sich.

„Es ist mir etwas schwindelig geworden," stotterte er. „Ich danke Ihnen, Herr Laub; Sie haben es gut gemeint; aber ich kann das Alles nicht so rasch fassen; ich bin wie vor den Kopf geschlagen; ich — ich muß an die Luft — Guten Morgen, Herr Laub!"

Peter wankte hinaus. Laub überzeugte sich, daß er sicher die Straße gewann; dann eilte er in sein Schlafzimmer, kleidete sich rasch um und stürmte nach Berntal's Wohnung.

Matt hinwandelnd, wiederholte sich Peter, was er soeben vernommen. Berntal hatte die Begabung des Sohnes erkannt, nicht er! Berntal hatte ihn ausgebildet, nicht er! Berntal hatte für seine Zukunft gesorgt, während er, der Vater, in trauriger Beschränktheit, den Wissenden zum Spott, den Plan verfolgt hatte, dem Sohne sein eigenes Metier aufzudrängen!

Wohl mochte Laub fragen, wo er seine Augen und Ohren gehabt habe! Alles um ihn her war im Complott gegen ihn gewesen; er war umhergegangen wie ein Träumender und hatte nichts bemerkt! Für das weise, vorsorgende Haupt seiner Familie hatte er sich gehalten, indeß Jene seiner albernen Gedanken heimlich spotteten und die Zukunft in ihrem eigenen Sinne fundamentirten!

Ziellos irrte Peter umher; seine Füße sträubten sich, den Weg zur Kropfstraße einzuschlagen. Was wollte er noch dort, er, ein längst entthronter Herrscher, dem man nur aus Mitleid ein paar purpurne Lumpen gelassen, aus Mitleid die Anrede „Majestät" noch gönnte, damit er fernerhin glücklich sei in der Einbildung, zu regieren wie vordem?

Wenn es noch in ihm gewesen wäre, sich über das zu empören, was man ihm angethan hatte! Wenn er in Zorn hätte ausbrechen können und wie ein Ungewitter unter die Verschworenen fahren, mit Blitz und Donner sie strafend! Aber dazu fehlte ihm die Berechtigung. Jene hatten gehandelt, wie sie mußten. Auch ihm hatte die Erkenntniß unablässig an das blöde Hirn gepocht; er hatte sich gesträubt, sie einzulassen. Als sie dennoch eindrang, als er des Sohnes Wesen mit Flügeln ausgerüstet erblickte, wie sie das seinige auszubilden keine Kraft hatte, da war sein Handwerkerverstand geschäftig gewesen, das wunderbare Fluggeräth zum nützlichen Organ eines Lastthieres zu verkleinern. Er hatte sich emporzuschwingen kein Geschick; nun sollte der Sohn, den es

zum Aether trieb, neben ihm am Grunde bleiben! Das war, tief verborgen, unabänderlich in allem Wandel der Gedanken, das Motiv gewesen, dem er nachgab. Häßlich, eine naturwidrige Ausgeburt der Selbstsucht, starrte ihm aus dem Grunde seiner Seele dieser Dämon seines Handelns entgegen.

Nun sah er sich, plötzlich erleuchtet, in seinem wahren Charakter; er sah sich als das, wofür Andere ihn hielten, ihn halten mußten. Er war der Troßknecht, der weit hinter den wehenden Fahnen, den glitzernden Waffen sich mühselig durch Staub und Hitze schleppen mußte, im Heere verachtet, ausgeschlossen von den Kränzen, die vorn der Jubel des Sieges auf helle Stirnen wehte. Bösen Neides voll, im elendesten Zustand durch wahnsinnige Liebe zum Leben gehalten, hing er am großen Körper des Heeres. Seine Genossen schwelgten in dem Abhub von fremden Tafeln, der ihrer rohen Gier zufloß; Sättigung, derbe Sinnenlust und Schlaf waren die Lockmittel, womit die Natur sie durchs Dasein führte. Wie sich Jene darstellten, schien auch er. Dem Knecht, der sich, von Lüsternheit getrieben, zur Herrentafel drängt, gebührt der Fußtritt. Er muß zurück zu seinen Träbern, zu seinem Schmutz, zu seinen Lumpen. Weh ihm, wenn er sein dunkles Schicksal nicht tragen mag!

Zurück zur Kropfstraße, zum alten, grämlichen Musikantenhause! Verstört genug sah Peter aus, als er dort spät am Nachmittage angeschlichen kam. Marie zuckte es durchs Herz, als sie in seine Züge sah. Sie brauchte nicht zu fragen; sie fühlte, daß er Alles wisse. Nun beichtete sie in fliegender Hast, in wirren, sich überstürzenden Worten. Kaum schien Peter sie zu verstehen; stier vor sich hinblickend, saß er und antwortete nichts. Berntal kam und redete lange Zeit klar und verständig. Die Sache lag so einfach, die getroffenen Anordnungen waren so angemessen, die weitere Laufbahn des Sohnes war so zweckmäßig ausgelegt, daß Peter vernünftiger Weise nichts zu erinnern haben konnte. So sagte ihm Berntal. Der fremde Mann hatte Recht, natürlich: Alle hatten sie Recht, nur er nicht; er war das störrige Maulthier, welches von dem neuen bequemen Pfad nichts wissen wollte; er war das große Kind, das zu seinem und Anderer Besten geleitet werden mußte —

„Es ist ja Alles gut, was geschehen ist," erwiderte er endlich, wie übersättigt von den Ermahnungen, die man ihm hatte zu Theil werden lassen. „Ich bin ganz wirr; laßt mich zu Bett, ich muß schlafen, das Denken thut weh!"

Das Laub'sche Orchester mußte sich einige Wochen lang ohne Peter Neumann behelfen. Als er ausgefiebert hatte, als in die stillbehagliche Langeweile der ersten Stunden seiner Reconvalescenz die Erinnerung an die Plagen des Daseins hineindämmerte, welche draußen harrten, um dem Genesenen wieder auf den Nacken zu springen, da war Felix auf und davon. Schon hatte Marie ihm mehrere Briefe des Sohnes mitzutheilen, frische, fröhliche Briefe. Felix war in seinem Element, davon gab jedes seiner Worte Zeugniß. Was aber den Genesenden am meisten rührte, war, daß der Sohn ihm von dem Fortgange seiner Studien aufs genaueste Rechenschaft ablegte, als ob er ihm, dem Vater, Alles zu verdanken habe, als ob der Vater das volle Verständniß für die hohen Dinge besäße, die Jener zu treiben begann. Dadurch wurde dem Lebensmüden die Rückkehr zur gewohnten Thätigkeit erleichtert.

Denn es war nicht anders: Peter mußte seinen Packen wieder aufnehmen und nach Kräften weiter tragen. Er trat wieder in Reih' und Glied, ein Halbinvalide, der nur noch mechanisch die

bekannten Griffe machte, die bekannten Wendungen und Schwenkungen ausführte. Um ihn hatte die Welt genau das alte Aussehen. Es war dasselbe, sattsam bekannte Treiben, die beständige Flucht vor der Sorge unten, die Jagd nach dem Glück oben, und weder der Gejagte noch der Jäger kamen je zu Athem. Aber Peter sah jetzt mehr; es war wie eine Erleuchtung über ihn gekommen. Es giebt Wesen, welche keine Sorge anficht, welche kein Wahnbild von Glück zu locken vermag. Frei, nur innerem Triebe freudig gehorchend, schweben sie inmitten des Getümmels. In ihrem Geiste spiegelt sich eine Welt, die niemals war und doch immer sein wird: die Welt der Kunst, die Welt des Schönen. Diesen Wesen sich zu gesellen, strebte Felix empor. Peter aber, der Aermste! gewahrte nun die Kinder des Genius, wie sie in hellen Lüften schweben, und er war verurtheilt, ewig ängstlich im Dunkel zu tappen, geschoben, gestoßen, gescholten, verachtet — im großen Orchester der Menschen wie in dem kleineren des Ballhauses nichts weiter, jetzt und allezeit, als eine zweite Violine!

* * *

Als im Ballsaale Peter so unaufmerksam gewesen war und den Schluß des Walzers verdarb, hatte er besondere Veranlassung gehabt, sich einmal wieder mit seinem erbärmlichen Schicksal zu beschäftigen. Am Morgen jenes Tages hatte ihm Felix gemeldet, daß er als zweiter Capellmeister an einem mitteldeutschen Hoftheater angestellt worden sei. Der Brief war in Peter's Tasche; er hatte den Inhalt Niemand mitgetheilt als der aufjubelnden Mutter. Wozu auch? Würde ihm doch die Röthe der Scham in die Wangen steigen, wenn er prahlerisch an Hinz und Kunz die Nachricht mittheilte! Er hatte keinen Theil an diesem neugebackenen Capellmeister; nichts hatte er vermocht, dem Sohne zu geben, als das Leben; ja, wenn es nach ihm gegangen wäre, so war dieser Sohn heute noch mit ihm in demselben Dunkel — eine zweite Violine wie er!

Morgen würde Felix eintreffen, die Eltern zu besuchen, ehe er die Stelle antrat; so stand in dem Briefe. Ach! der Junge würde zu Hause liebenswürdig genug sein! Den Mehlpudding mit Rosinen, von der Mutter zum Empfange bereitet, würde er schmackhafter finden als alle Austern und Gänseleberpasteten der Welt; er würde die Mutter zu überzeugen wissen, daß es nirgendwo für den verwöhnten Sohn ein traulicheres, besseres Daheim geben könne als in dem Musikantenhäuslein in der Kropfstraße, das doch, weiß Gott! im Laufe der Zeit baufällig genug geworden war! Ihm, dem Vater, würde Felix auf Befragen von seinen Compositionen erzählen, die draußen so viel Aufsehen machten; vielleicht sogar ließ er sich herbei, auf dem alten Claviere diese und jene Stelle zu spielen. Der hohe Herr würde gar freundlich mit dem armen Schlucker thun, den er seinen Vater nennen mußte. Verstellung, nichts als Verstellung! Kann der Frosch, der im sumpfigen Grunde quakt, verstehen, was die Lerchen in den Lüften jubiliren? Weshalb sollte sich denn Felix abmühen, dem Vater, der nichts Anderes war als solch ein schleimiges Sumpfthier, die Wunder zu erklären, die jenen da oben die Brust bewegen? Ach nein: das Beste, was Felix besaß, der eigentliche Kern und Inhalt seines Wesens war und blieb dem Vater verborgen; denn das Reich des Schönen bleibt hienieden demjenigen unsichtbar, deß Augen nicht gesalbt sind mit der Salbe aus jenem geheimnißvollen Büchslein, das im orientalischen Märchen der räthselhafte Derwisch in seinem Bambusstabe trägt. Das fühlte, das wußte

Peter; und daß er es wußte, war sein Unglück.

Während Peter am Pulte sein einförmiges Schrumm, Schrumm herabstrich, kam wieder der Dämon des Neides über ihn. Da würde morgen der junge Herr Capellmeister in der Stadt hin und her laufen, angethan mit untadeligem schwarzen Frack, mit hellen Handschuhen, und die Thüren vornehmer Häuser würden sich ihm bereitwillig öffnen. Die vermögenden Gönner, die sich mit einem Theil ihres Ueberflusses in das dankbare Herz des jungen Mannes eingekauft hatten, würden den Wohlgerathenen mit freundlichem Lächeln empfangen. Gemästete Puter und Enten würden ihr Leben lassen müssen um seinetwillen; die älteste Flasche Wein würde im Keller aufgestöbert werden; zarte Händchen, aus Seide und Spitzen hervorguckend, würden das gelbe Siegel lösen und ihm den Willkommentrunk credenzen. Für die Mutter wird das ein Labsal sein; jede Einladung, die der Sohn empfängt, bringt ihr ein Fest, an das sich frohlockend ihre Gedanken heften; jeder Triumph des Sohnes ist ihr Triumph, wenngleich Niemand nach ihr fragt, Niemand an sie denkt als vielleicht der Sohn in einem verlorenen Augenblick! Wer doch auch so neidlos sein könnte! Den Frauen ist nun einmal die Fähigkeit gegeben, mit ihrer Persönlichkeit ganz und gar in derjenigen eines Anderen, den sie lieben, aufgehen zu können; für sich selbst fordern sie nichts, begehren sie nichts, sofern nur Jener sein volles Theil an Ehren, an Freuden, an Allem, was die Welt an Werthen zu geben hat, empfängt!

Peter saß und sann und strich wie sinnlos seine zweite Stimme herab.

Nun sah er im Geiste, wie während der kommenden Tage sein berühmter Sohn ihn gelegentlich an die Hand nehmen würde und ihn hier und dort präsentiren, wo man dies dem jungen Herrn in einer Anwandlung von Mitleid zur Pflicht gemacht hatte. Er sah, wie die Blicke der Vornehmen, der Künstler, mit leichtem Lächeln über ihn hinwegglitten; er sah sich unbeachtet im Winkel stehen, ein lächerlicher, unbegreiflicher Appendix jenes blühend frischen, eleganten jungen Mannes, dem aus den Divans, von den Sesseln Alles entgegenlächelte, was jung, anmuthig und reich war; er, eine ausgediente Vogelscheuche, ein unbehülflicher Klotz, ein verkümmertes Unkraut, ein —

Weiter raste der Walzer. Peter strich und strich.

War er überhaupt noch nöthig in der Welt jetzt, wo Felix der Mutter eine Heimath zu bieten vermochte, eine Heimath, in der keine Gespenster umgingen wie in der Stammruine der Neumanns in der Kropfstraße? Wenn er in diesem Augenblick auseinander floß wie ein Nebelgebild: wer würde ihn entbehren? Seine Frau und sein Sohn hingen wohl eng unter sich zusammen, aber nicht mit ihm. Ihnen müßte sein Abscheiden eine Wohlthat sein. Bis so weit hatte ihn das Gefühl der Pflicht weiterbewegt; jetzt lahmte diese Triebfeder und versagte den Dienst. Welches andere Motiv zum Leben blieb ihm denn noch? In seiner öden Brust regte sich keine einzige Illusion mehr und winkte ihm vorwärts, zu scheinbar glücklicheren Tagen. Nackt und starr, wie ein frisches Lavafeld, streckte sich die Zukunft vor ihm aus, bis zu jener schwarzen Linie am Horizonte, die für ihn das Ende aller Dinge bedeutete.

Im tiefsten Schrecken flog Peter's Auge über die entsetzliche Fläche; ein kalter Schauder ergriff ihn; der Bogen flog hin und her auf den Saiten; Peter wußte nicht, was er trieb; durch das Notenblatt hindurch sah er die unendliche Oede, den lebendigen Tod —

Da kam das Signal Laub's; der Wal-

zer klang plötzlich aus; einförmig schnarrte die zweite Violine nach.

Es war nur ein kleines, unbedeutendes Intermezzo. Die Wenigen, welche davon Notiz nahmen, hatten es nach einigen Minuten wieder vergessen. Nicht so das niedergebeugt auf dem Stuhle hockende Männchen, das aus einer großen Dose kolossale Mengen Schnupftabacl in regelmäßigen, kurzen Zeitabschnitten zur Nase führte.

Peter Neumann, sagte das Männchen zu sich selbst, es ist vorbei mit dir. Du bist arbeitsunfähig, Peter Neumann. Noch eine kurze Zeit, und du wirst nichts weiter sein als ein Maul, das nach Brot schreit. Höchstens könntest du bei deinem Sohne Holz klein machen, Kaffee mahlen und Stiefel putzen. Willst du das nicht, so packt dich die Gesellschaft brummend auf und sperrt dich zu den übrigen Krüppeln und Nullen ins Armenhaus. Das ist dein Los, Peter Neumann, wenn du nicht vorbeugst.

Und er trug seine alpartige Angst vor der Zukunft hinaus in die menschenleeren Gassen. Gespenstisch klang der Ton seiner schlurfenden Schritte von den leblosen Häusern zurück. Den Blick am Boden, trieb er dahin wie ein verlorenes Blatt, das die Luftgeister erfaßt haben, um es an entlegener Stätte zu verbergen. In ihm hatte die wilde Jagd der Gedanken aufgehört; wie ein Bleimantel hing's über seinem Geiste; nur ein dumpfes Wollen war noch in ihm thätig.

Bald entließ die Stadt den einsamen Wanderer aus ihren tiefen Schatten, und ein kleines Wäldchen nahm ihn auf. Wie Wasserströme glitten die Kieswege ins Dunkel einem Weiher zu, der mit mattem Blinken zur schmerzlosen Ruhe einlud.

Auf eine Bank, die am Ufer stand, sank Peter nieder. Fahle Dämmerung drang aus Osten herauf; langsam verblaßten die Sterne. Ein leichter Wind strich heimlich durch die lichten Baumkronen; aus dem jungen Grün kam hier und dort ein leises Zirpen. Es war wie ein Stammeln des eben geborenen Frühlings, wie ein süßer Lockruf aus dem geheimnißvollen Grunde, wo in ewiger Werdelust unendliche Kräfte sich regen.

Wohl schlugen die Stimmen an das Ohr des armen Mannes, der regungslos am Seeufer saß, aber er achtete ihrer nicht. Das Irdische hatte keine Macht mehr über ihn. Wunschlos, bedürfnißlos, ein abscheidender Geist schwankte er über der Grenze zwischen Zeit und Ewigkeit. Sehnsuchtsvoll riß es ihn empor zu den verglimmenden Sternen, die in undenkbaren Fernen versanken.

Und wie seine halbgelöste Seele mit bebenden Schauern diesem Zuge folgte, fiel Schleier um Schleier von seinem erkennenden Wesen. Sinne öffneten sich, die er nie an sich gekannt hatte. Aus Höhe und Tiefe zitterten Melodien auf wie beseelte Wesen, und sie alle vereinigten sich zu einer einzigen Harmonie. In Allem, was war, klang diese Harmonie mit, auch in ihm; auch er war darin ein selig genießender, selig empfindender Ton. Verklärte Gestalten schwebten heran, mit ihm aus demselben Accorde gewoben, und langten nach ihm mit liebenden Armen. Marie! Felix! Er sank ihnen entgegen, sie umschlangen ihn, ein überirdisches Licht quoll auf und überfluthete das All —

Mit einem leisen Schrei neigte sich das Haupt des Verzückten auf seine Brust.

So fanden ihn Spaziergänger am Morgen. Um seine Lippen lag ein glückliches Lächeln: einmal hatte sie der Genius der Kunst geküßt, ehe sie sich für immer schlossen.



Das Horn von Wanza.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

Der Tag blieb regnerisch, doch eigentliche Regenschauer waren nur am Morgen heruntergekommen. Der Nachmittag fand die Gassen des Städtchens im ziemlich abgetrockneten Zustande, und zwischen drei und vier Uhr sah Wanza etwas ganz Neues. Es erblickte seine Frau Rittmeisterin am Arme des Jünglings aus der Fremde, von dem das Gerücht wußte, daß er auch Grünhage heiße, vorgebe, der Neffe der alten Dame zu sein und mit der ausgesprochenen Absicht in der Stadt, sie — die arme Alte mit dem gar nicht üblen Vermögen so rasch als möglich zu beerben. Wanza wunderte sich. Es wunderte sich unendlich über die unbegreifliche, bodenlose Naivetät, mit der die sonst doch ganz scharfe Frau diesen doch so klar zu Tage liegenden Absichten anheimgefallen sei. Daß der Erbschleicher ein ganz hübscher Mensch sei, gestanden wenigstens die jungen Mädchen von der Wipper hinter ihren Gardinen zu; der junge hübsche Mensch aber sah merkwürdig unbefangen zu ihren Fenstern hinauf, schien große Lust zu haben, zu grüßen, und war sich unstreitig doch dabei der Ehre und des Vergnügens bewußt, die hübscheste und wohlhabendste Greisin von Wanza an seinem Arm über den Markt und gegen das Teichthor hin zu führen. Die dem Paare begegnenden Wanzaer grüßten höflich zuerst.

In einer der Hauptstraßen der Stadt wohnte Fräulein Thekla Overhaus nicht mehr. Vor dem Teichthore erstreckt sich ziemlich weit ausgedehnt eine Art Vorstadt, bestehend aus den Hütten und Häuschen der kleinsten Leute und der Gemüsegärtner des Ortes. Alle Gassen oder besser

Gäßchen laufen hier sofort in Feldwege oder Wege zwischen Gartenhecken und Zäunen aus. Im Sommer giebt es nichts Grüneres, im Winter nichts Verschneiteres als diese Gegend; und „der Schmutz ist auch großartig, sobald es nur eine halbe Stunde lang geregnet hat," sagte die Tante Sophie.

„Wie oft habe ich sie schon gebeten," fügte sie hinzu, „es doch wenn nicht mir, so doch meinen weißen Strümpfen zu Liebe zu thun und zu mir zu ziehen und mein Haus, in dem ich bis jetzt ja doch nur mit den Mäusen, Ratten und Katzen allein gewohnt habe, mit mir zu theilen. Aber da kennst du ihren steifen Sinn und Nacken nicht! Ich habe es denn auch allmälig aufgegeben, ihr damit die Laune zu verderben, und wate, wie's Exempel zeigt, durch jeglichen Sumpf mit Todesverachtung zu ihr, so lange es der liebe Gott erlauben wird. Du hast es schon gehört, daß die Overhaus die reichsten Leute hier am Orte waren und lange Zeit mit vollem Rechte die erste Geige spielten; aber wie das so geht, auf die Vergänglichkeit ist Alles in dieser Welt gestellt. Es war auch eine volkreiche Familie; und heute ist von der ganzen Schar die Alte allein noch übrig und von dem großen Wohlstande gar nichts. Da sind wir nun, Bernhard, und wenn du dich in Wanza schon einige Male gewundert hast, so kannst du jetzt von Neuem dazu kommen. Siehst du, da sitzt das alte brave Mädchen, barhäuptig bei einer Witterung wie diese im Winde und unterm Regenhimmel mit seinem Strickzeug und dirigirt seinen Majordomus Marten Marten bei der Hausarbeit. Ja, ja, von Rheumatismus hat sie nie was gehört, und was die Bedienung und Aufwartung anbetrifft, so kann's keine Prinzeß großartiger haben und besser sich wünschen."

Es war eines der besseren von den bescheidenen Gärtnerhäuschen, das Fräulein Thekla Overhaus mit dem Gärtner und seiner Familie theilte und vor dem sie wirklich allem üblen Wetter zum Trotz eben saß und der Säge, der Axt und den angenehmen Reden des Meisters Marten Marten zuhörte.

„Wir sind es, Thekla," rief die Frau Rittmeisterin, „ich und mein Neffe. Hier bringe ich dir den jungen Grünhage, von dem dir Marten sicherlich schon Bericht erstattet hat."

Das alte Fräulein erhob sich von ihrem Schemel, und wie sie dastand mit dem Herbstwind in ihren Haubenbändern und weißem Haar, hatte sie trotz dem Strickzeug in ihren Händen und dem blauwollenen Garnknäuel unter der linken Achsel in der That etwas Prinzeßhaftes an sich. Und obwohl sie eben gelacht hatte und noch nicht ganz damit fertig war, sah man ihr das Patricierthum des Städtchens wahrlich an; und Marten stand mit der Mütze in der einen Faust und der Holzaxt in der anderen auch nicht anders neben ihr als ein etwas eingeschrumpfelter Leibtrabant, der mit seinem Beil nicht nur ihr Holz klein machte, sondern auf ihren Wunsch mit Vergnügen jedweden Widersacher um einen Kopf kürzer gemacht haben würde.

„Marten hat mir freilich schon von dem jungen Mann gesprochen," sagte das Fräulein, „und ich freue mich deinetwillen, Sophie!"

„Schön! Dann kommt zu dem Uebrigen nur rasch ins Haus. Da haben wir die ersten Tropfen schon wieder, und der Nordost weiß es auch sicher, daß die Blätter von diesem Jahre jetzt ihm gehören. Die da macht sich freilich nichts daraus, wie du siehst, Bernhard; höchstens findet sie es sonderbar, daß mich mein Leben mehr verwöhnt und verweichlicht habe als sie das ihrige."

„Nun, Jeder in seiner Art! Zäh genug sind wir alle Zwei gottlob geworden, Rittmeisterin Grünhage."

„Gottlob!“ sagte auch die Tante; doch Fräulein Oberhaus wendete sich zu ihrem Oberhaushofmeister: „Marten!“ und der Nachtwächter von Wanza sprang zu. Er hatte dem feuchtkalten Tage zum Trotz auch in Hemdsärmeln an seinem Sägebock und Hackklotz gestanden, war aber beim ersten Erblicken des Besuchs so rasch als möglich in seine Jacke gefahren, und so bot er jetzt seinem Fräulein den Arm: Niemand hatte dem Studenten mitgetheilt, daß die älteste Jungfer von Wanza seit einigen Jahren vollkommen erblindet sei. Jedermann hatte natürlich das als Jedermann bekannt vorausgesetzt, sogar die Tante Grünhage.

Sie traten in das Haus, und ein halbwachsen Mädchen, die Tochter der Gärtnerleute, räumte allerhand Haus- und Gartengeräth aus dem Wege, ehe es dienstbeflissen die Thür der Stube „Fräuleins“ öffnete und den Nordostwind sowohl heraus- wie hereinließ. Da schloß die Frau Rittmeisterin die Fenster im Zimmer lieber gleich selber und wartete auf keinen Anderen zur Hülfsleistung.

„Das sind wir Veteranen!“ brummte sie; „ich meine doch, daß ich auch meine Feldzüge hinter mir habe, die mir doppelt angestrichen werden können, was die Abhärtung angeht; aber hiergegen ist ein Kartoffel- oder Biwakfeuer im freien Felde mir lieber. Siehst du, Bernhard, dies ist auch einer von den Millionen Gründen, weswegen sie nicht zu mir ziehen will. Es zieht ihr überall nicht genug bei mir, es ist ihr überall bei mir zu warm; o, es gehört wahrlich ein recht heißes Herz dazu, um mit ihr zurecht kommen zu können. Na, einerlei; hier sitze ich denn mal wieder, o du — eiserne Jungfrau von Wanza!“

„Wieder einmal ein recht hübsches neues Epitheton, Fiekchen!“ rief das Fräulein lachend. „Daß sie darin groß ist, haben Sie wohl auch schon an ihr erfahren, Herr Studiosus?“

Vor allen Dingen hätte ihr der Herr Studiosus sagen mögen, wie ihm ihr Lachen, ihr aufrecht Haupt, ihre Haube, das graue Kleid, das sie trug, ihre Stube und die reine Luft um sie her imponirten; aber fürs Erste hatte die Tante Sophie noch etwas zu sagen.

„Jetzt nennt sie, so wahr ich lebe, den dummen Jungen Sie!“ rief sie. „Sie redet er dich an, Thekla; du aber wartest erst ab, bis er es gleichfalls durch Naseweisheit oder andere Untugenden mal verdient hat, daß du ihn durch Höflichkeit roth anlaufen läßt, wie dann und wann den nichtsnutzigen Menschen, unseren guten Freund Dorsten. Und nun, Marten, wie wär's mit dem ersten Feuerchen im Ofen? Roth anlaufen lassen wir den gleichfalls erst später; aber ein wenig kochend Wasser für den Theetopf möchte ich doch gern haben.“

Und die Dämmerung nahm zu mit dem Wind und dem Regen vor den Fenstern. Marten wußte den kleinen eisernen Ofen wohl zu behandeln; als er vor ihm kniete und in die erste Gluth blies, sahen Alle nach ihm hin, auch Fräulein Thekla horchte fröhlich auf das Prasseln und Knattern der Tannenspäne. Der Thee kam so richtig wie in dem Hause am Markte auf den Tisch; dem Studenten aber schwand es mehr denn je bis jetzt in Wanza aus dem Begriff, daß er sich mit seiner Existenz bereits im letzten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts befand. Die Wunder der Vergangenheit, auf die zu Hause Niemand selber recht achtet, häuften sich um ihn her, und er achtete, jetzt in der Fremde, die sich ihm so wunderlich bekannt-behaglich gestaltete, sehr darauf, und fest nahm er sich vor, künftig in der Heimath, d. h. in Gifhorn an der Aller, auch besser aufzupassen — „schon der culturhistorischen Vergleichungen wegen“, wie er sich lächerlicherweise immer noch in dem bekannten dummklugen Tagesjargon vorredete. Auf

was für Redensarten verfällt der Mensch nicht dann und wann, um sein menschlich Interesse an einem Dinge bei sich selber oder gar bei Anderen zu entschuldigen!

„Na, wer sattelt nun seinen Hippogryphen zum Ritte ins alte romantische Land? würde unser guter Bürgermeister sagen," sprach die achtzigjährige Blinde lächelnd. „Wer hebt von meinen Augen den Nebel ... das heißt, was giebt es Neues in Wanza, Fiekchen?"

„Jedenfalls bringst du mich mit deinem alten Wieland und seinem Oberon sofort auf das richtige Feld," meinte die Frau Rittmeisterin. „Es klingt mit lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn, und Alle ergreift die wilde Lust zu tanzen; — ganz Wanza hebt sich schon auf den Zehenspitzen und probirt die Kniegelenke; aber ein wahres Glück ist es doch, daß mein Herr Neffe hier heute Morgen bei dem Narrenconvivium auf dem Rathhause zugegen gewesen ist, sonst wüßte ich wahrscheinlich noch nicht das Geringste von der ganzen Geschichte. Sie sind und bleiben ein alter Narr, Marten."

„Wovon redest du denn eigentlich, Fiekchen?"

„Nun, von seinem Tuthorn und was dranhängt. Also dir hat er gleichfalls sein Herz verschlossen gehalten? Natürlich! Und es ist sein einziger Wunsch zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum, sagt mein Neffe und nennt ihn ganz im Geheimen einen ganz curiosen Kindskopf —"

„O, ganz gewiß nicht, Fräulein Overhaus!" rief der Student; und das Fräulein rief:

„Jetzt redet ihr Verständigen endlich verständig und sagt deutlich, wovon ihr ins Blaue hinein schwatzt!"

Nun kam die Geschichte heraus, das heißt der Meister Marten Marten schämig und verlegen jetzo zum Wort, um sich wegen der „ihm entfahrenen Dummheit auf dem Rathhause" bei seinen zwei Freundinnen zu rechtfertigen; und rührend und komisch zugleich war's, wie sie mit ihrem ganzen Interesse bei der „Thorheit" waren. Es gab wahrlich viel großartigere Jubiläen auf Erden, die wohl mit mehr Lärm, aber sicherlich nicht mit mehr Eifer behandelt wurden; und zum zweiten Mal strich mitten in der Rede das erblindete Fräulein dem Studenten mit der Hand über das Gesicht, wie um sich zu überzeugen, ob er sich auch nicht langweile.

„Nicht wahr, wir sind sonderbare Leute hier im Orte, wir ältesten wenigstens?" fragte sie. „Werde nur auch alt und komme nur auch deinen Enkeln und Neffen und Nachkommen sonderbar in der richtigen Weise vor, junger Mann. Es soll dir erlaubt sein, dann eben so schwatzhaft zu sein wie wir heute. Also dem Meister Marten habt ihr seine Lebenshistorie, mit euren Acten auf dem Tische, herausgezerrt? Und meine mit, und die meines seligen Bräutigams auch? Ganz gewöhnliche Geschichten, mein Kind! Kannst auch dergleichen erleben im Frieden und im Kriege. Werde nur alt! werde alt! recht, recht alt! Wenn du den Kopf oben behältst, thut dir auch das Altwerden nichts. Frage nur den Meister Marten, frage deine Tante Grünhage. Hat dir ja auch wohl schon von sich erzählt?"

„Alte Violen!" rief die Frau Rittmeisterin. „In deine ‚Potpourrivase' habe ich ihn riechen lassen. Ich weiß selber nicht, wie ich eigentlich dazu gekommen bin Es hatte so lange kein Grünhage die Nase bei mir in die Thür gesteckt; und nun kam dieser hier aus der Lüneburger Haide und bestellte Grüße von seinem Herrn Vater, meinem Hochzeitsgast Anno Neunzehn in Halle an der Saale. Und den Dorsten sah ich wie gewöhnlich nach dem Kellerschlüssel blinzeln und war wie gewöhnlich seiner stummen Sehnsucht

gegenüber weichmüthiger, als dem Burschen dienlich ist. Und so kam ich ins Erzählen und dazwischen rief der Meister Marten, und so ließ ich wahrhaftig nicht eher ab, bis ich in der Michaelisnacht hier in Wanza ankam, — gerade recht zum Jubiläum nach fünfzig Jahren."

„Mit klingendem Herzen habe ich zugehört!" rief Bernhard Grünhage. „Meine Schwester Käthe sagt so, wenn sie wieder mal hundert Glocken aus dem Märchenbuch im Ohr gehabt hat. O, ich habe ihr heute Nachmittag davon geschrieben; aber besser wär's, sie säße jetzt mit an diesem Tische und hörte selber! Wenn ich Jemanden hierher wünsche, so ist es unsere Alte, meine Schwester Käthe!"

Sie waren sämmtlich einverstanden mit dem Wunsche des Studenten, und Fräulein Thekla sagte: „Unsere Alte nannten sie mich vor sechzig, siebenzig Jahren auch in meines Vaters Hause; nur mein seliger Erdmann hat das nie gethan; Er nannte mich nur sein liebes Kind. Weißt du noch, Marten?"

„Gewiß, Fräulein!" sagte der Nachtwächter. „Aber Fräulein, es ist doch eigentlich schade, daß die Frau Rittmeistern den Herrn Nevöh nur bis zu ihrer Ankunft allhier in Wanza gebracht hat. Meiner Meinung nach kommt da das Beste erst nachher; nur erzählt vielleicht der großen Lobwürdigkeit wegen ein Anderer besser davon, zum Exempel Sie, Fräulein! ... Schade, daß ich nicht in mein Horn dazu blasen kann; aber Fräulein, Sie sollten wirklich dem jungen Herrn auch davon Bericht geben, wie die Frau Rittmeistern im Verlaufe der Zeiten es fertig brachte und Sie, Fräulein, dazu halfen, den seligen Herrn Onkel, den Herrn Rittmeister, zu — zu —"

„Ducken!" sprach Thekla. „Gieb dir mit dem Suchen weiter keine Mühe, ein ander Wort giebt es nicht."

„Na, na!" sagte die Tante Sophie hinter ihrer Theetasse.

„Und Wanza duckte sie ganz gehörig mit," fuhr das Fräulein fort, „und es war wirklich die höchste Zeit, daß endlich einmal Jemand kam und das alte Nest zurecht rückte. Aber Kinder, seid ihr denn sicher, daß das Kind, der junge Mensch schon versteht, was wir ihm erzählen können?"

„Uebertreibe nur recht, altes Mädchen," meinte die Tante Grünhage, die statt verlegen und abwehrend zu thun, ganz behaglich still saß und gar nichts dagegen einzuwenden hatte, daß ihr Lob gesungen werden sollte. „Uebertreibst du nur ordentlich, wie es sich heute gehört, so wird der Junge ja wohl wieder einmal die Glocken aus dem Märchenbuche läuten hören. Uebertrieben wollen sie aber jetzt Alles haben, altes Mädchen. Das merke dir, ehe du deinen Psalm über mich beginnst!"

Nun klingt es auch dem Unbefangensten immer ein wenig seltsam, wenn ein achtzigjährig Mütterchen plötzlich noch als Mädchen angeredet wird; aber im gegenwärtigen Falle fand der Jüngste in der Gesellschaft gar nichts Curioses dabei. Im Gegentheil, — der Student von heute kam sich merkwürdig als der Aelteste im Kreise vor. Sie waren Alle fast ein Jahrhundert jünger als er; er aber hatte bis dato nur aus seinen Büchern von ihnen erfahren, und nun blieb ihm nichts übrig, als — die Jungen reden zu hören und mit seiner altklugen Büchererfahrung gleichfalls sehr geduckt dabei zu sitzen.

„Zu übertreiben ist hier eigentlich nichts, Frau Rittmeistern," meinte Marten Marten. „Nur ein paar von unseren begrabenen Wanzaern, die ich vorgestern Nacht dem Herrn Nevöh durchs Kirchhofsgitter zeigen sollte —"

„O!" stöhnte der Student.

„Sollten auch noch ihr Wort dazu geben können. Erzählen Sie dreist und schlankweg dem jungen Herrn von seiner Frau Tante, Fräulein."

„Mein Wort darf ich doch wohl stellenweise dreingeben, da ich nun einmal noch dabeisitze," meinte die Tante lächelnd. „Na, nur zu; es soll mich deinetwegen freuen, wenn etwas Nützliches für dich bei der Geschichte zu Tage kommt, mein Sohn Bernhard."

* *
*

Von draußen herein klang das Geräusch der häuslichen Abendverrichtungen der Gärtnersleute. Harmonisches Getön war wenig dabei; aber in Begleitung des Windes in den Obstbäumen und Stachelbeerbüschen kam doch die richtige Begleitung zu der ferneren Unterhaltung am Theetisch von Fräulein Thekla Overhaus heraus. In was für einen Haushalt die junge Frau des westfälischen reitenden Kriegsknechts niedergesetzt worden war, wissen wir, und es war nunmehr des Weiteren davon die Rede. Die Welt ist immer alles Lärmes voll gewesen, und wenn die Frau Rittmeisterin vorhin meinte, daß sie ihr von Tag zu Tag schriller vorkomme, so — kam ihr das eben nur so vor, und ihrem jungen Verwandten, auf ihr Wort hin, gleichfalls in der stillen Stunde beim Mittagsessen.

„Guck dir jetzt den Marten genau an, junger Grünhage," sagte die Blinde; „ich wollte, ich könnte es auch noch. Ein hübsch, fein Ding war sie, deine Tante nämlich, als sie vor fünfzig Jahren hier anlangte, und verdiente wohl einen treuen, ehrbaren Liebhaber — da kichern sie Beide! und der liebe Gott hat es doch Alles in Allem recht gut gemacht, daß sie heute Abend noch hier sitzen und lachen können."

„Und eifersüchtig war die schöne Thekla Overhaus aus der Schwarzburgerstraße gar nicht!" lachte die Frau Rittmeisterin. „Nur barmherzig und voll Güte sagte sie: Da hast du ja noch eine Gelegenheit, dich angenehm und nützlich zu machen, Marten; — geh' nur hin und sag': Fräulein Thekla schicke dich, halb aus Neugier und halb aus Mitleid, um das angefangene Werk der Barmherzigkeit fortzusetzen."

„So ist es, Herr Student," lächelte die Blinde. „Aber Fräulein Thekla ging damals doch wohl noch zu tief in Schwarz, um nicht ihre Neugier bezähmen zu können. Laß nur mein gutes Herze gelten, Fiekchen! Es fielen mir nur gerade so wie ganz Wanza die Arme am Leibe herunter, als Morgens am neunundzwanzigsten September des Jahres Neunzehn in meines Vaters Hause Marten Marten seinen Rapport machte und verkündete: Der Westfälinger hat sich über Nacht ein jung Weib mitgebracht, und ich habe ihm geholfen, es ihm ohnmächtig in sein Haus zu schaffen! — Alle Teufel! sagte Wanza und lachte, und ich höre heute noch meinen seligen Vater und meinen Bruder und sonstige Hausgenossen am Kaffeetisch ihren Spaß haben; — ich aber habe: O du barmherziger Himmel! gesagt und Marten so bald als möglich von der Arbeit abgewinkt und mir in meiner Stube von der Geschichte genauer erzählen lassen. Und dann habe ich Erdmann gefragt, was wir wohl dazu thun könnten."

Der Student sah bei dem letzten Worte verwundert und fragend auf; doch die Tante winkte ihm und legte ihm die Hand auf das Knie, was nur heißen konnte: Laß sie nur, sie erzählt die Sache ganz richtig.

„Nämlich, lieber Studente," fuhr die Blinde fort, „wir Overhaus waren damals noch nicht auf mich alte heruntergekommene Jungfer und dies Stübchen vor dem Teichthore beschränkt, sondern wir waren ein großes Haus und eine weitläuftige Familie und hielten es als

von der göttlichen Vorsehung uns bestimmt, daß wir unsere Nase sofort in Allem haben mußten, was hier am Orte und in der Umgegend passirte. War das nicht so, Marten?"

„Das war so, und ich wollte, es wäre noch so, Fräulein," sagte der Nachtwächter mit einem tiefen Seufzer. „Es war eine gute Zeit damals."

„Und von der besseren, die gewesen war, sprachen wir damals auch schon; und die, welche wir damals meinten, war erst eben vergangen in Knechtschaft und fremdländischer Willkür; aber — unser Erdmann lebte darin, Marten Marten! Der Sieg, die Freiheit und das Glück machten damals meiner besten Zeit ein Ende, denn sie nahmen meinen Freund hinweg! — Aber wo waren wir doch? Ja so; bei der Nase, die wir in Alles steckten, was der Stadt Wanza passirte! Nun denn, weil wir denn unseren Senf zu Allem zugeben mußten, so mischten wir uns denn auch sofort speciell in den Haushalt der Frau Rittmeisterin Sophie Grünhage. Das heißt, ich mischte mich darein — meine Verwandtschaft wollte natürlich nur wie das übrige Wanza ihren Spaß und Hohn an dem Dinge haben; mir aber half Marten sogleich allzu scharf in das Mitleiden hinein —"

„Und für dieses Mitleid suche ich nun schon fünfzig Jahre nach der richtigen Gegenleistung und finde sie nicht. Du bist nur ganz einfach mein altes gutes Mädchen!" sagte die Tante Sophie leise, ganz leise.

„Nämlich, Herr Studente," fuhr die Blinde fort, „wenn so ein Nachtwächter für seinen Dienst recht ordentlich passen soll, dann muß er jederzeit Augen und Ohren am rechten Flecke haben, und so kam er denn, wie es sich gehörte, und meinte: ‚Gräulich, Fräulein! Sie glauben es nicht, was das junge Geschöpf auszuhalten hat in seinem jungen Ehe- und Wehestand vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Sie sagt, sie habe Eltern, aber zu glauben ist das nicht; denn Eltern können ein jung Kind nicht so aufs Gerathewohl mit einem Währwolf zusammengekoppelt in die weite Welt schicken. Sie trägt es kein halbes Jahr; und noch dazu meint Er, der Herr Rittmeister meine ich, es gar nicht böse, sondern recht gut nach seiner Art; Ich zum Exempel komme schon recht gut mit ihm aus; aber der Satan muß ihm die Lust zum Freien eingeblasen haben, um die unschuldige Creatur zu ruiniren. Mich hat er gedungen zur Hausarbeit, und wenn Sie nichts dagegen haben, Fräulein Thekla, so will ich den Dienst weiter tragen; denn ein ander Frauenzimmer außer seiner Frau will der Unmensch nicht im Hause dulden.' — Das wollen wir doch einmal sehen, habe ich damals im Stillen gesagt; aber Urlaub von meinem Dienst habe ich dem Marten Marten fürs Erste doch gegeben und es für eine Weile noch nur von ferne angesehen. Ein paar Monate später kommt er denn — dieser hier gegenwärtige Marten Marten, Herr Student Grünhage, und lacht und brummt: ‚Sie haben befohlen, Fräulein, und Ihnen bin ich mit Leib und Seele verpflichtet, und der Frau Rittmeistern habe ich nunmehr nach Gottes Willen zugeschworen; aber was der Teufel Alles verlangt, wenn man ihm den kleinen Finger gegeben hat, das läßt sich an allen zehn Fingern nicht herzählen. Jetzo spiele ich Alles dort im Hause und will ja auch Alles ohne zu mucken weiter spielen; aber — vor Einem bewahre mich der gütige Herre Gott, nämlich daß ich auch noch die Amme und Kindsfrau machen muß. Lieber noch einmal in Sanct Amand unter dem niederbrechenden Brandschutt als jetzo hier in Wanza mit einer königlich westfälischen Krabbe im Kattunmantel auf der Straße spazieren! Der Frau Rittmeistern wollte

ich ja auch das wohl zu Gefallen thun, was ich sonst gewißlich nur unserem Herrn Erdmann und Ihnen, Fräulein, zu Liebe gethan hätte, wenn es Gott so gewollt hätte, aber — Herrgott, sie wachten expreß Nachts auf hier in Wanza, um mein Horn zu hören und über den freiwilligen Jäger zu lachen, der sich zu 'nem Kindermädchen für den König Hieronymus hätte machen lassen.'"

Sie lächelten auch um den Theetisch in dem Gartenhause vor dem Teichthore, obgleich der Candidat der Theologie Erdmann Dorsten, dem der Nachtwächter von Wanza auch diesen Liebesdienst erwiesen haben würde, vor dem Ranstädter Thor erschossen worden war. Der Meister Marten brachte es seinen Jahren und seiner Lederhaut zum Trotz schier noch zu einem Erröthen, und die Frau Rittmeisterin mußte ihm wirklich mit der Vermahnung an die Freundin zu Hülfe kommen:

„Jungfer Overhaus, hat Sie es wirklich schon vergessen, daß es ein noch ziemlich junger Jüngling ist, dem Sie alles Dieses zum Besten giebt?"

„Na, was Das anbetrifft," brummte aber der junge kindliche Mensch Bernhard Grünhage vollständig im Ton und Ausdruck seines Freundes Ludwig Dorsten, und Fräulein Thekla kam nun ihm zu Hülfe, klopfte mit dem Theelöffel auf den Tisch und sagte vergnügt:

„Ich erzähle; und Sie, Rittmeisterin Grünhage, mache Sie nur die Jungfer Overhaus nicht irre, wie Sie es Anno Zwanzig probirte. Und du, merke dir, Sohn Bernhard Grünhage, stirb lieber jung, als daß du alt wirst, ohne dir deinen Humor durch die Zeit festhämmern zu lassen. Mit einem wetterfest geschmiedeten Gleichmuth magst du meinetwegen gleichfalls achtzig Jahre alt werden und zuletzt dich blind, ohne viel weltlich Besitzthum und als einzig Ueberbleibsel von deiner Familie, vor das Teichthor hinsetzen und Historien aus der Vergangenheit erzählen. — Nun also, mit dem Marten Marten als Wartefrau mit dem Kindermantel um die Schultern war das nur ein blinder Lärm; aber mich brachte es doch mehr auf die Beine als nächtlicherweile ein Feuerjo! von demselbigen Marten Marten. Springt man bei dem einen mit beiden Beinen aus dem Bett, so sagte ich mir jetzo: Jetzt greifst du aber mit beiden Händen zu, Thekla! und — so kam es zum ersten Rendezvous und Scharmützel mit deinem seligen Onkel, an deiner Tante Gartenhecke, junger Grünhage, und sehr poetisch machte es sich, im schönsten Frühling Achtzehnhundertundzwanzig! Der Marten hatte natürlich das Stelldichein vermittelt, und ich sehe mit meinen dunklen Augen heute noch den Knix, den mir deine Frau Tante machte, und das Gesicht wie drei Tage Regenwetter, was sie mir über die Hecke zeigte."

„Du aber sagtest: Mach' die Thür auf, Kind; mein Name ist Thekla Overhaus, wir kennen uns schon lange durch Marten Marten, und ich bin gekommen, dir Wanza ein Bischen leichter zu machen; — guten Morgen, Herr Capitän Grünhage."

„Und Das gehörte item dazu, daß mir der Unhold richtig aus dem nächsten Gebüsch auf den Hals kam, um die Romantik zu stören. Gnrrrr! knarrte er; aber verblüffen ließ sich Thekla Overhaus nicht so leicht, weder durch seinen Schlafrock, noch seinen schwarzen Thonpfeifenstummel, noch durch den Rausch vom letzten Abend in seinen Augen. Bon jour, Herr Rittmeister Grünhage, sage ich höflich; — nicht wahr: Charakter und Aufrichtigkeit! so heißt die Devise auf dem Orden der westfälischen Krone? — Sie befehlen, Mademoiselle? fragt der Menschenfresser mit hoch heraufgezogenen Augenbrauen. — Mit Charakter und Aufrichtigkeit komme ich, um Ihrer Frau die Visite zu

machen, die sie mir schuldig geblieben ist, Herr Rittmeister, antworte ich freundlich. Wir sind schon alte Bekannte von Leipzig her, wo mein Bräutigam, der Candidat Dorsten, geblieben ist; also nehmen Sie nur meinen Besuch an, Herr Rittmeister! — Du erinnerst dich noch, Fieckchen? Machte die Eule Augen! So habe ich keinem zweiten Menschen imponirt wie deinem biederen Alten, und es war wahrhaftig nicht nothwendig, daß ich ihm auch noch mit dem übrigen Zubehör seines Ordre de la Couronne de Westphalie, dem Löwen von Kassel, dem Pferde von Niedersachsen und dem kaiserlichen Adler mit dem Je les unis auf dem Blitze auf den Leib rückte. — So höflich hat mir auch kein Zweiter je die Thür geöffnet und mich gebeten, einzutreten und vorlieb zu nehmen, Herr Grünhage. Und daß er sie mir nachher nicht wieder vor der Nase schloß, dafür habe ich denn auch Sorge getragen."

Was fiel der Frau Rittmeisterin plötzlich ein? Sie erhob sich, ging um den kleinen Tisch und gab der Erzählerin einen Kuß auf jedes der erblindeten Augen. Aber in heller Begeisterung rief der Nachtwächter Marten Marten:

„Ja, Sie haben ihn zu nehmen gewußt, Fräulein! Es war aber auch die höchste Zeit, daß Sie uns persönlich zu Hülfe kamen."

„Gar nicht!" sprach Thekla Overhaus lachend. „Eine Viertelstunde nachher hätte ich eigentlich ruhig nach Hause gehen können und den jungen Ehestand, das heißt die junge Frau im Hause, dreist ihrem eigenen Ermessen überlassen können. Eine Viertelstunde in der Gartenlaube mit den beiden guten Leutchen genügte der Mamsell Overhaus vollkommen, um sie zu überzeugen, daß die Sache gar nicht so schlimm war. Die Frau Rittmeisterin war schon recht löblich im besten Zuge, ihr borstig Ungeheuer glatt zu kämmen, und zwar mit Charakter und Aufrichtigkeit —"

„Ich war das unglückseligste Geschöpf auf Gottes weitem Erdboden, und du kamst wohl zur richtigen Stunde, liebes Herz, und griffest im letzten Moment nach der Haarflechte, die noch mal über Wasser auftauchte und an der du mich richtig triefend ans Land ziehen konntest."

„Naß wie eine Katze, Fieckchen!" rief Fräulein Thekla gerührt. „Das Gleichniß paßt ausnehmend. Der arme Mann trug schon mehrfach die Spuren von deinen Sammetpfoten, und ich habe es dem Marten lange nachgetragen, daß er mich zu meinem Trost nicht auch hiervon in Kenntniß gesetzt hatte."

„O, wie konnte ich denn?" fragte der Meister Nachtwächter verschämt, und sich an den Studenten wendend, setzte er hinzu: „Wir waren doch Beide immerhin Kriegskameraden, Herr Grünhage, wenn wir auch auf verschiedenen Seiten gestanden hatten; und Ihr seliger Herr Onkel war ein braver Offizier in seinem Regimente gewesen und in hundert Schlachten, und Wanza paßte uns schon so genug auf jede Witterung zu einem Pläsir über uns; — nicht wahr, Frau Rittmeistern?!"

„Heitere Geschichten erzählen sie dir, Neffe Bernhard," sagte die Tante, „aber Lügen strafen kann ich sie nicht. Erzählt meinetwegen von den alten Dummheiten dem dummen Jungen weiter; ich aber sage kein Wort mehr, bitte mir nur aus, daß du mir deinen nächsten Brief, den du nach Hause schicken willst, vorher zeigst. Man weiß doch niemals so ganz genau, wie ein Wort das andere giebt, selbst zwischen den besten Freunden —"

„Und Freundinnen!" sprach die Blinde. „Alte Kriegskameradin, ärgerst dich wohl gar noch über deine eigene Bravour? Preise lieber mit mir den Himmel, daß er dir auf allen zehn Fingern die dazu gehörigen Nägel wachsen ließ, um dich

damit um dein jung Leben zu wehren und um dein deutsches Volk und Vaterland dazu, du allerechteste Ritterin vom eisernen Kreuze! Was wir Anderen vor und in dem Kriege tragen mußten, das hast du nachher tragen müssen, und zwar doppelt und dreifach. Wie gut hatt' ich es mit meinem todten Helden und bei Leipzig mitbegrabenen Schatz gegen dich mit deinem lebendigen Mann in der nichtsnutzigen, schadenfrohen Welt hier am Markte in Wanza! Und wenn mir in meinem stolzen Schmerz das ganze deutsche Volk zur Seite stand: wen hattest du in deinem Elend, welchem auch die paar Leute rundum nur höhnisch zusahen? Den Meister Marten und mich! Denn wer in Wanza oder sonst umher in der Bevölkerung hätte nicht nach den großen Molesten der eben verflossenen Jahre jetzt nicht gern sein Vergnügen an Dem, was dir als Weiberschicksal aufgelegt worden war, mitgenommen? Ja, wer das nun so beschreiben könnte, wie es eigentlich beschrieben werden muß! Nämlich von Tage zu Tage, zum Weinen und zum Lachen durch einander! Der könnte Geld verdienen mit dem Komödienschreiben. — Guten Morgen, Fiekchen! Guten Morgen, Chevalier! — Gnrrr! brummt's aus dem Ofenwinkel her, und von der anderen Seite kriege ich einen heißen Kuß, und die Frau Rittmeisterin hält mich fest am Arm und spricht nach der Rauchwolke am Ofen hin: Es ist gut, daß du kommst, Thekla. Sag' du es ihm auch, daß es sich nicht schickt, seine Frau in einer Schenke zum Besten zu halten, in der man selber nur der Lustbarkeit wegen geduldet wird. Sie haben im ‚Bären‘ gestern Abend auf die Gesundheit der Frau des Rittmeisters Grünhage getrunken, und als er in der Nacht mit Marten nach Hause kam und wohl nicht wußte, was er sagte, hat er mir davon als von einer Ehre erzählt, die sie uns an seinem Zechtisch angethan hätten. Sie lachen ihn damit aus, wenn er ihnen damit kommt, wie er hoch zu Pferde mit Helmbusch und Panzer in alle Hauptstädte der Welt eingeritten sei, — Wanza lacht ihm unter die Nase, und er wird weinerlich und tröstet sich damit, daß er den verschluckten Zorn zu Hause an seinem Weibe auslassen kann. Ich aber bin sein Weib und heiße die Rittmeisterin Grünhage und sage ihm nichts, wenn er in seinem Unglück wüthend wird und nach mir schlägt wie das Kind nach der Tischecke; — aber ihre Ehre soll er der Rittmeisterin Grünhage lassen, und um die bringt er sie, wenn er ihre eigenen Landsgenossen dazu aufreizt, ihr spöttisch ein Vivat in der Trinkstube und vor ihrer Hausthür zu bringen! Marten Marten blies sein Horn dazwischen und rief zwei Uhr ab und schickte die Narren und Dummköpfe zu ihren eigenen Weibern; ich aber habe bis zum Sonnenaufgang vor meinem Bette gesessen, auf der Fußbank und mit dem Kopfe auf den Knieen, und über all' die Siege nachgedacht, in die der Kaiser Napoleon und der König Hieronymus ihre deutschen Kriegsleute mit hineingenommen haben; — o, hilf mir, hilf mir, Thekla!"

„Nun hör' Einer die Komödiantin!" rief die Tante Sophie, die Hand ihres Neffen und des Neffen des seligen Herrn Rittmeisters erfassend und festhaltend. „Selbst meine Stimme von Anno Toback kriegt sie noch heraus. Im ‚Bären‘ saß ihr Erdmann freilich nicht mit den Wanzaer Spießbürgern bis zwei Uhr Morgens. Aber nur weiter! Trotzdem daß man nicht weiß, ob man sich mehr ärgern, lachen oder weinen soll, so ist es doch mir alten Person, als würde mein jüngstes Leben wieder lebendig, und interessant ist das jedem Menschen immer."

Wenn so die Tante sprach, was sollte denn der junge Neffe sagen? ... Gar nichts! — Er sah nur mit weit aufge-

rissenen Augen in die Jahre hinein, über welche die „gute Komödiantin", die blinde Thekla Overhaus, so gelassen sprach und die Anderen zuhörten, und konnte höchstens fürchten, demnächst zu erwachen, um sich die Augen zu reiben: „So lebhaft habe ich aber lange nicht geträumt!"

Noch aber dauerte die Magie fort. Ohne sich durch die Freundin stören zu lassen, sprach Fräulein Thekla weiter:

„Mein seliger Vater rauchte auch und machte vielen Dampf, wenn er über etwas nachdachte; aber das Gewölke, was dein Seliger alle Tage unter deinem Regime um sich versammelte, brachte er doch nur bei höchsten Ausnahmsgelegenheiten zu Stande. Daß du viel gute Reden in den blauen Dunst hinein reden mußtest, läßt sich wohl nicht leugnen, Fiekchen; aber zertheilte sich mal der Nebel und kroch der arme Sünder draus heraus, so war die Wirkung deiner natürlichen Begabung meistens überraschend. Wie aus dem russischen Winter von Zwölf kam er dann und wann hinter dem Ofen krummbuckelig hervor und ächzte: Es ist ein wahres Glück, daß Sie endlich sich sehen lassen, Mamsell Overhaus! Sapristi, wer mir das an der Moskwa gesagt hätte, wie weit ein Rittmeister im zweiten königlichen Kürassierregiment herunterkommen kann, wenn er sich einfallen läßt, sich eine Frau zu holen, um nach Mont Saint Jean sein letztes Behagen an seinem eigenen häuslichen Herde zu finden! Marten weiß es, wie oft sie damit droht, daß sie mir in die Wipper gehen will; aber läge ich bei Leipzig oder sonst wo wie andere brave Leute verscharrt und moderte ruhig, so wäre mir auch wohler; lassen Sie sich auch darüber eine Rede von ihr halten, Mamsell."

Die Frau Rittmeisterin rückte auf ihrem Stuhle und schob ihn knarrend ein wenig zurück vom Tische. Der Meister Marten räusperte sich wie Einer, der wohl ein warnendes Wort ins Gespräch geben möchte, aber es unterläßt, theils aus Respect, theils weil er ganz genau weiß, daß es doch nichts helfen werde. Fräulein Thekla Overhaus erzählte gut, aber sie erzählte fast zu gut für den ferneren gemüthlichen Verlauf der Abendunterhaltung; am liebsten hätte jetzt der Nachtwächter von Wanza den Studenten Grünhage einen Augenblick mit vor die Thür genommen, um ihm zuzuflüstern:

„Aengstigen Sie sich nur nicht. Man muß sie seit fünfzig Jahren kennen, um zu wissen, daß auch dieses dazu gehört. Wenn Fräulein den Ton annimmt und die Frau Tante das Gesicht macht, dann weiß ich schon, was sich begeben wird. Na, Sie werden's ja gleich selber hören, was jetzo kommt."

Ein süß aber etwas spitzig Gelächel der Tante Sophie kam, und dazu sanften und leidenden Tones das Wort an die alte Freundin:

„Es geht doch nichts über ein gutes Gedächtniß, und es ist gottlob nicht das erste Mal, daß ich dir dazu gratuliren kann, liebste Thekla. Zumal jedesmal, wenn wir auf dies Capitel gerathen! Gewöhnlich wird es dann aber auch Zeit, daß man an den Aufbruch denkt und, wie im Evangelium Lucä geschrieben steht, die Todten ihre Todten begraben läßt; — meinst du nicht, mein Herz? ... O ja, meine Gute, es war wirklich ganz behaglich, so erhaben und elegisch und so gelassen mit ruhigem Gemüthe über dem albernen Neste Wanza und über dem Hause des Rittmeisters Grünhage zu schweben und von Zeit zu Zeit hinzugehen und den Einen um den Anderen sein Elend aufsagen zu lassen. Von einer Schulmeisterin hattest du immer Einiges an dir zu unserem Besten; o ja, und du hast natürlich vollkommen Recht, im Grunde war es nur meine Schuld, wenn ich mich einen um den anderen Tag in mein Giebelstüb-

chen flüchten und verriegeln mußte, wo dein seliger Bräutigam die schönen Verse auf das deutsche Vaterland und dich gemacht hat. Du hast die Verse noch; aber ich habe auch noch die Erinnerung an alle die Stunden, die ich allein da gekauert habe mit gerungenen Händen. Natürlich hat es an mir nicht gelegen, daß er — mein seliger Mann — sich nicht aufgehängt oder erschossen hat, um seinem Ueberdruß an der Welt ein Ende zu machen! Ich danke dir recht innig, daß du mich in gewohnter Weise von Neuem darauf aufmerksam gemacht hast, meine beste Thekla; und dir, Herr Neffe, rathe ich —"

„Jetzt hör' auf, Sophie!" sagte Fräulein, aufrechter denn je sitzend. „Wären wir mit Marten unter uns allein, so möchtest du, so lange es dir beliebt, deine Dummheiten auskramen. Da sitzt aber ja wohl noch der junge Mensch, den du mir mitgebracht hast, um ihm meinerseits von dir und seinem verstorbenen Onkel zu erzählen. Der wird eine schöne Idee von dir mit sich nach Hause bringen! Wahrhaftig, hört man dich so reden, so möchte man glauben, man schriebe noch immer Achtzehnhundertfünfundzwanzig und nicht Neunundsechzig. Uebrigens aber schwatzest du doch nur drauf los, um mir nochmal zu beweisen, daß dir, Gott sei Dank, das Temperament nicht fehlte, um damals dein heute verjährtes Elend zu tragen. Und nun mach' uns nicht ferner lächerlich vor deinem Herrn Neven und unserem alten Freund Marten. Klappe dem jungen Mann gegenüber einen Deckel auf die Vergangenheit, und wenn es absolut nothwendig ist, daß er noch weiter was draus erfahre, so verweise ihn an Marten Marten; uns aber laß unsere letzten Wege in Frieden zusammen gehen. Ich meine, für uns Zwei ist es allgemach doch wohl ein wenig zu spät geworden, als daß wir uns die paar übrigen guten Stunden hier in Wanza und auf der Erde selber verderben sollten durch die paar Tropfen warmen Blutes, die wir aus unseren jungen Jahren noch übrig behalten haben."

* * *

Eine Viertelstunde später befanden sie sich auf dem Heimwege. Die Tante Grünhage nämlich sammt ihrem Neffen und dem Nachtwächter Marten, welcher letztere den zwei Anderen zwar wiederum eine Laterne durch den dunklen regnichten Abend vorantrug, dieselbe aber ebenso gut auf dem Küchenschranke Fräulein Thekla's hätte belassen können. Die Frau Rittmeisterin in ihrer jetzigen Laune kümmerte sich nicht im mindesten um die sauberen Strümpfe an ihren Beinen und die Pfützen auf ihrem Wege. Sie schritt geradezu und durch, hing zwar ziemlich schwer am Arme ihres jungen Verwandten, aber statt sich von ihm führen zu lassen, zog sie ihn im Gegentheil erbost-gewaltthätig hinter sich her und räsonnirte fortwährend — über sich selber.

„So 'ne alte Schachtel! ... so 'ne verrückte alte Schachtel! ... so 'ne ganz und gar fürs Raspelhaus reife dumme alte Gans! Was hilft es mir für meine Nachtruhe, daß ich sie mit blutendem Herzen um Verzeihung gebeten habe und sie mir dieselbige diesmal zum viertausendsten Mal gutmüthig nicht vorenthalten hat? Nichts! gar nichts! ... Nicht eine Viertelstunde lang werde ich darum die Augen zudrücken, ohne sie vor mir zu sehen, wie sie sich mit ihren blinden Augen über die unverbesserliche Kratzbürste moquirt. Und Sie, Marten, hätten auch verständiger sein und rasch zuspringen können, ehe es wie gewöhnlich zum Aeußersten kam. Daß ich keine Vernunft annehmen kann, wenn sie mir vernünftig vorgestellt wird, das kann

doch gewiß Keiner behaupten; — selbst das alte gute Herz, die Thekla, nicht."

„Entschuldigen Sie, Frau Rittmeistern —"

„Gar nichts entschuldige ich. Was Sie sagen wollen, weiß ich wohl; nämlich daß Sie sich die Finger schon allzu oft geklemmt haben, und daß das noch nie was genutzt hat und überhaupt ein Vergnügen für Sie gar nicht ist. Und dann — du — alberner Bengel — liebster Bernhard, meine ich — konntest du nicht zur rechten Zeit eine nützliche Bemerkung oder dergleichen machen, um deiner alten Tante dies Aergerniß vor dir zu ersparen? Aber Das saß nur da, mit den Händen auf den Knieen, und guckte wie die Eule in den Blitz. Wozu studirt ihr denn Geisterkunde oder Psychologie auf euren jetzigen überstudirten Universitäten, wenn ihr nicht einmal einer alten Tante damit zu Hülfe kommen könnt, wenn sie sich wieder mal ihrer einzigen, besten, treuesten Freundin in der Welt gegenüber blamiren will? ... Ja, das war wieder ein Sumpf! bis an die Kniee! und mit Ihrer Laterne leuchten Sie eigentlich nur sich selber, Marten! Hier her! ... da hört ja Alles auf bei solchem Wege, und Bürgermeister und Rath sollten sich bis in die Puppen schämen; aber — weiß der liebe Himmel, das ist mir in diesem Moment ganz einerlei, und der Bürgermeister, der Dorsten, ist mir in meiner jetzigen Stimmung doch lieber als ihr Alle mit einander. Ich will nicht sagen, daß er immer an der rechten Stelle mit seiner Weisheit den richtigen Fleck trifft, aber im Stich hätte er mich mit meiner nichtsnutzigen Dummheit sicherlich nicht gelassen wie ihr Beiden! Gott sei Dank, da sind wir unter dem Teichthor und wenigstens auf festem Pflaster. Ach ja, Kinder, gar nichts wollte ich sagen, wenn ich nur mein Gewissen heute Abend in die Wäsche geben könnte wie meine Strümpfe!"

„Frau Rittmeistern," meinte Marten, „dies möchten sich stellenweise wohl mehr Leute wünschen und aus mehr Gründen als Sie. Je ja, und es ist ja auch nicht das erste Mal —"

„Gott bewahre! die Regel ist es! ... Und geht gar nicht anders! Und nun — wenn ich nur wüßte, was ich jetzt mit dem Jungen hier für den Abend anfangen soll? Den Humor habe ich mir zu gründlich verdorben, um ihm behaglich gegenüber am Tische sitzen zu können, und jeder Grünhage'sche Familienzug an ihm ist mir auch wie ein Gewissensbiß. Nimm es mir nicht übel, mein guter Bernhard, aber —"

„Aber dann habe ich einen Vorschlag zu machen," rief der Meister Marten, ehe der Student dazu kam, halb lachend, halb verdrießlich die gute Tante seines abendlichen Behagens wegen zu beruhigen. „Wie wäre es, wenn Sie den jungen Herrn mir noch ein Stündchen mitgeben würden, wenn wir Sie richtig nach Hause gebracht haben, Frau Rittmeistern? Freie Nacht hab' ich heute und kann mir ruhig von meinem Collegen meine schlaflosen Stunden abrufen lassen. Sie wissen, mit dem Teichthorthurm hängt der Herr Rittmeister doch auch immer ein Bischen zusammen, und auch da — bei mir — könnte vielleicht noch ein Wort das andere geben über ihn."

Die alte Dame murrte leise etwas vor sich hin und schritt fürs Erste tapfer zu, ohne ihre Meinung deutlicher auszudrücken. Aber, wie schon gesagt, Wanza ist nicht groß, und sie standen bald vor dem Hause auf dem Marktplatze; auf der Treppenstufe stehend, sprach die Frau Rittmeisterin:

„Du bist dazu nach Wanza gekommen, um deine Tante Grünhage kennen zu lernen. Da der Meister Marten hat Recht: der Teichthorthurm gehört auch dazu und steht sogar da wie ein Punkt

am Ende einer Historie. Ja, es schickt sich wirklich recht gut, daß Sie heute Abend noch dem jungen Menschen an Ort und Stelle gleichfalls von seinem — verstorbenen Onkel Bericht thun, Marten. Eine bessere Gelegenheit dazu kommt vielleicht doch nicht wieder, und ein besserer Mann dafür als Sie, alter Freund, ganz gewiß nicht. So kriech' ich denn ins Bett und rede, mit der Decke über dem Kopfe, noch ein Stündchen mit der Thekla. Louise soll mit deines seligen Onkels Hausschlüssel wach bleiben, und kommst du heim, so gehst du mir leise auf der Treppe und vor allen Dingen vorsichtig mit dem Lichte um. Gute Nacht für diesmal in dieser närrischen confusen Welt!"

Die Thür hatte sich hinter ihr geschlossen; der alte und der junge Mann standen allein, und der Meister Marten hob seine Laterne auf und ließ den Schein nicht nur dem Studenten, sondern auch sich selber ins Gesicht fallen. Er selber hatte bis jetzt in diesen Wanzaer Geschichten noch nie so klug und Herr Bernhard Grünhage noch nie so rathlos, um nicht zu sagen dumm, ausgesehen. Für den Letzteren war es eine wahre Erlösung, als ihm der Alte jetzt vertraulich den Ellenbogen in die Seite stieß und vergnüglich-schlau zuflüsterte:

„Ja, dies Frauenzimmervolk! So ist es nun mal, und von uns ändert es Keiner! Na, Sie glauben es doch wohl auch nicht, daß es heute Abend das erste Mal gewesen wäre, daß sie in Anbetreff des seligen Herrn Onkels das, was sie in Eintracht angefangen hatten, ebenso zu Ende abgewickelt hätten? Na, na, nun kommen Sie nur her und erweisen Sie mir die Ehre, Herr Studiosius Grünhage. Auf große Tractamente ist der Nachtwächter von Wanza freilich wohl nicht eingerichtet; aber tractiren will ich Sie doch und nachher Sie fragen, ob sich die Stunde nicht lohnte, die wir noch zusammensitzen wollen, ohne die Bettdecke über den Kopf zu ziehen."

Der Student hatte noch nie der Einladung eines Nachtwächters, mal mit ihm zu kommen, so eifrig Folge geleistet wie jetzt der des nächtlichen Wächters von Wanza.

„Und da sitzt nun mein Alter an der Aller und weiß von gar nichts!" murmelte er.

Ein Thurm ist der Teichthorthurm eigentlich nicht, sondern nur eine Durchfahrt unter einem Feldschlangen-Kugelsicheren, schiefergedeckten Gemäuer aus dem sechzehnten Jahrhundert. In lyrischen Gedichten und Balladen kommt das Ding häufig vor; dann aber schaut stets des Wärters rosig Töchterlein hinter ihren Gelbveigelein, Nelken und Rosen hervor und wird angesungen. So hübsch können wir's leider in diesem jetzigen Falle nicht liefern. Der Vorgänger des Meisters Marten in diesem Thorgebäude war, wie schon bemerkt wurde, der Stadtbüttel, der darin seine Amtswohnung hatte und seine jeweiligen Gäste hinter seinen Gittern nicht vorschauen ließ. Die Tauben, die der jetzige Bewohner hielt, würden wohl schon eher in ein Lied passen, aber —

„Sie sind nur ein Nebenverdienst, und man hat auch nur seine leidige Noth und wenig Vergnügen damit," sagte Marten Marten.

Ein paar ausgetretene Steinstufen führten zu einer niedrigen Pforte; dann ging's eine enge Steintreppe weiter aufwärts in eine kellerartige Wölbung, die bei Tage durch einige winzige Schießscharten erhellt wurde. In dieser Abendstube hatte der Meister Marten wiederum seine Laterne hochzuheben, um seinem jungen Gast die feuchten schwarzen Wände und noch eine Merkwürdigkeit zu zeigen.

Er hob eine rostige Kette nebst Halseisen und Handschellen, die neben einer

mit rostigen dicken Nägelköpfen beschlagenen Thür hing, auf und ließ sie klirrend wieder an die Steinwand fallen.

„Noch von meinen Vorfahrern, junger Herr!“ sagte er. „Im neuen Amtsgebäude haben es die Leute anjetzo behaglicher. Diese Thür führt in das alte Loch, in welchem auch ich, wie Sie heute Morgen auf dem Rathhause vernommen haben, mal zum Nachdenken über meine Sünden gehockt habe. Wenn's Ihnen Pläsir macht, leuchte ich hinein; wir stören keine Eulen und Fledermäuse drin auf, sondern nur mein Geflügel in der ersten Nachtruhe.“

„Dann wollen wir es ja in Ruhe lassen bis auf eine hellere Stunde, Marten,“ meinte Bernhard Grünhage fröstelnd.

„Schön! Dann stoßen Sie sich gütigst hier nicht an den Kopf. Treten Sie aber nur ein und seien Sie fröhlich willkommen in meiner Behausung. Dies ist mein Losament und nebenan schlafe ich, dicht an meinem früheren Prison, dicht an der Wand, an der ich mir Wochen lang so oft den Kopf einstoßen wollte, bis mein lieber Herr Erdmann und Fräulein Thekla mich auf andere Gedanken brachten. Ja, ja, junger Herr, so soll der Mensch es abwarten, was mit ihm geschieht; nun hoffe ich auf einen stillen sanften Tod mit dem Kopfe an der selbigten harten Mauer, die ich Anno Neun nicht umreißen und eintreten konnte in meiner Tollheit und Wuth.“

Er hob wiederum die Laterne.

„Nun setzen Sie sich da in den Stuhl am Ofen, bis ich die Lampe angesteckt habe; denn bei dieser Beleuchtung läßt es sich auf die Länge doch schlecht weiter schwatzen. Die Frau Tante würde wohl auch hier sogleich ein Feuerchen in den Ofen commandiren; aber ich meine, wir Anderen warten wohl noch ein Bischen damit mehr in den Herbst hinein.“

Die kleine Blechlampe leuchtete, das Licht in der Laterne wurde ausgeblasen, der Student saß in dem großen schwarzen Lederstuhl an dem mittelalterlichen Kachelofen und sah stumm dem Greise zu, der immer beweglicher in seinen gastfreundlichen Haushaltsverrichtungen wurde. Marten Marten rückte ihm den Klapptisch näher an seinen Sitz, er öffnete einen tief in das Mauerwerk eingelassenen Wandschrank und brachte ein schwarzes Brot, einen Teller mit Butter, zwei Messer und ein Pfeffer- und Salzfaß zum Vorschein. Er entschuldigte sich höflichst für einen Moment, verließ das Gemach und kam nach einer Weile mit einem geräucherten Schinken und einem verpichten Steinkruge zurück. Letzteren stellte er nebst zwei Gläsern, melancholisch den Kopf schüttelnd, auf den Tisch. Er seufzte sogar auch, als er dann sprach:

„Ein Schuft, wer's besser giebt, als er's hat, Herr Grünhage. Ein Wachholderbusch im Walde ist wohl etwas recht Nettes und Angenehmes, was den Geruch anbetrifft; und dem seligen Herrn Onkel sein Lieblingsgewächs war's immer, vorzüglich aber bei so naßkalter Witterung und einer Jahreszeit wie die jetzige.“

Er zog den Pfropfen aus, und ein intensiver Duft vom alten märchenhaften Machandelboom verbreitete sich freilich sofort in dem Gemache.

„Echter doppelter Steinhäger, Herr Studiosius, und was Besseres hab' ich gewiß nicht; denn es ist die letzte von den Kruken, die sich der Herr Onkel, der Herr Rittmeister, hier bei mir im Teichthorthurm eingelegt hatte. Sie liegt manch liebes langes Jahr; — was sagen Sie aber auch zu dem Geruch? Sapperment, und nun sitzen Sie da und heißen auch Grünhage, und sind der rechte Herr Nevöh der Frau Rittmeistern, und haben sich den Herrn Onkel von mir durchs Kirchhofsgitter bei Sanct Cyprian zeigen

lassen wollen. Prost, junger Herr; an diesem Tische hat er oftmalen gesessen mit mir wie mit seinem besten Kriegskameraden, wenn er es nirgends anderswo in der Welt und hier in Wanza aushalten konnte. Und nun greifen Sie auch sonsten zu! Alles, was das Quartier liefern kann, steht auf dem Tische. Und schneiden Sie nur recht ins Fette; es geht nichts über den richtigen Speck an so 'nem Schinken um die Zeit, wo die Tage abnehmen und bald Frost im Kalender steht. Mit dem Schinken versorgt mich Jahr ein Jahr aus die Frau Tante in ihrer Güte; und darauf können Sie sich verlassen, daß sie sich vorher genau erkundigt hat von wegen der neumodischen Thierchen und Gewürmer, die man, Gott sei Dank, nunmehr endlich mit dem Vergrößerungsrohr drin aufgefunden hat."

Der Stammhalter der Familie Grünhage hielt noch immer das Spitzglas mit dem silberhellen Trank, — ein Geisterseher in der echtesten Bedeutung des Wortes. Da saß aber der Meister Marten mit beiden Ellbogen auf dem Tische ihm so realistisch, gutmüthig und vertrauenerweckend gegenüber, daß er es endlich wortlos doch wagte. Er hob das Glas, kippte es über und stellte es mit einem Klapp auf den Tisch.

„Wunderbar!" rief er, sich schüttelnd. „Geisterhaft! Sie aber, Marten, bester alter Freund, schmunzeln Sie mich nicht so natürlich-behaglich an. Zum Henker mit Ihrem Schinken und Speck mit und ohne Trichinen! Geben Sie mir noch einen Juniperus aus meines Onkels letzter Flasche. Sie alter unheimlicher Zauberer, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, so lange es spukt auf Erden, ist noch niemals in ähnlicher Weise einem Neffen sein längst verstorbener Onkel aus dem Geisterreich heraufbeschworen worden! ... Weiß der Himmel, er grinst ruhig weiter, und ganz Wanza, den weisen Seneca, seinen Bürgermeister, eingeschlossen, wird mir allmälig zu einem Traumgebilde und — ich auch! Selbst an diesen Stuhl, in den Sie mich hingesetzt haben, Marten, glaube ich schon nicht mehr. Auch er wird sofort unter mir anfangen, seine Geschichte von dem Rittmeister Grünhage und der Frau Rittmeistern, von Fräulein Thekla Overhaus und dem Nachtwächter Marten Marten zu erzählen."

„Er? Er besser als ein Anderer von uns! Ja, wenn der von dem Herrn Onkel erzählen könnte, Herr Grünhage! Er — und jetzt meine ich den seligen Herrn Rittmeister — hat so manche Stunde in der Unterhaltung mit mir, oder im Schlummer, oder im Nachdenken über sich selber, oder im Halbdusel, oder im Nachdenken über die Welt überhaupt zugebracht, daß der alte Sitz sammt Rücklehne wohl auch Manches von ihm wissen muß. Und, was Sie wohl noch mehr verinteressiren wird, junger Herr — er ist ihm auch zu seinem letzten Ruhehafen geworden. Bitte, bleiben Sie nur sitzen, bester junger Herr, — er ist auch sanft für immerdar drin eingeschlafen —"

„Was?" rief der Student aufspringend.

„In Frieden zur großen Armee abmarschirt," fuhr der Alte nickend fort; „wie ein unschuldig Kind nach allem Kriegstumult in aller Herren Ländern und auch hier zu Hause und in Wanza!"

Der Neffe setzte sich wieder oder fiel vielmehr zurück in den letzten „Ruhehafen" seines seligen Onkels.

„Und nicht in seinem Hause am Markte? Und meine Tante Sophie hat nicht nachher diesen Stuhl aus diesem Hause los sein wollen und Ihnen ein Geschenk damit gemacht, Marten Marten?" stotterte er.

„Ne, ne! Was das Möbel angeht, so stammt das aus dem Overhaus'schen Hause, und ich habe es der Güte von Fräulein Thekla zu verdanken. Wenn Sie es ganz

zufällig nennen wollen, daß der Herr Rittmeister hier im Teichthorthurm beim Nachtwächter Marten in den ewigen Frieden eingegangen ist, so kann ich's wohl nicht verhindern, denn von wegen seiner Constitution konnte man damals eigentlich schon lange drauf gefaßt sein; aber ganz allein der Zufall war's doch nicht, denn dazu war der selige Herr doch zu häufig bei mir auf Besuch."

„Weil er es zu Hause nicht mehr aushalten konnte!" rief der Student, mit beiden Armen auf den Tisch sich legend und das Gesicht so weit als möglich gegen den Alten vorschiebend. „Weil er wirklich geduckt worden war, wie Fräulein Thekla vorhin sich ausdrückte! Wollen Sie eine Cigarre, Marten?"

Der alte Wächter dankte, holte dagegen selber eine kurze Holzpfeife aus der Jackentasche, füllte sie aus einer Schweinsblase mit einem Husarenknaster, der das Lob seines Fabrikanten, daß er „sehr gut in der Pfeife stehe", vollkommen verdiente, und sprach durch den sich entwickelnden süßen Qualm grinsend:

„Schade, daß Sie nicht manchmal dabei sein konnten, Herr Nevöh, — bei unserem Stillvergnügen an diesem Tische, meine ich. Da haben wir uns doch noch manchen Sommernachmittag hindurch und tief in manche Winternacht hinein unsere Feldzüge auf die Platte gemalt, sobald ich den verstorbenen Herrn nur erst nothdürftig ein Bischen zur Ruhe gebracht hatte, wenn er in der hellen Wüthenhaftigkeit gekommen war und sein Wort gesprochen hatte: ‚Kamerad, es ist ein Hundedasein, und eine Welt, um drin zu bersten! Marten Marten, ich bin die miserabelste Creatur auf Erden, und mein Mädchen, mein Fiekchen, hat sich auch wieder im Winkel unter dem Dache verriegelt, und der Rittmeister Grünhage, der so manch eine Thür in aller Herren Ländern frei mit dem Reiterstiefel eingetreten hat, darf diesen allerbesten Schlüssel in seinem eigenen Hause nicht mehr gebrauchen, sondern muß durchs Schlüsselloch parlamentiren: Nimm Vernunft an, mein Herzchen, mein Püppchen, mein Schäfchen, mein Täubchen; dein Männchen, dein Capitänchen, dein Rittmeisterchen Grünhage kriecht zu Kreuze!' — Daß die Kränklichkeit des Herrn Onkels damals schon längst ihren Anfang genommen hatte, können Sie sich wohl selber hieraus abnehmen, Herr Studiosius. — ‚Ihren Kummer sieht man Ihnen meistens, gottlob, doch noch nicht an, Herr Rittmeister,' sage ich, um ihm doch fürs Erste was zum Troste aufzutischen; er aber sagt dann auch schon viel ruhiger: ‚Schafskopf, es lacht Mancher auf seinem Stockzahn, der vor Wehmuth sich im ersten besten Mauseloch verkriechen möchte. Und dazu mit dem kleinen Mann auf dem Schimmel, mit der blanken Klinge in der Faust, durch ganz Europa spazieren geritten, um zuletzt so auf den Nachtwächter zu kommen — Himmelsakerment!' — Nun hätte ich das letzte Wort eigentlich wohl für'n Affront nehmen müssen, aber dazu mußte ich es zu oft vernehmen, war also schon drauf eingerichtet in Gutmüthigkeit. — ‚Es hat uns Anderen Mühe genug gekostet, diesem sapperlotschen Spazierreiten ein Ende zu machen, Herr Rittmeister,' sage ich nun ruhig; und damit kommen wir denn schon mehr ins Geleise und die Behaglichkeit. ‚Alabonnör, Kamerad Marten,' sagt der Herr Onkel, sitzt schon ächzend, wo der Herr Nevöh anjetzo sitzt, und stopft sich seine Pfeife, als ob er ganz Wanza, seinen Haushalt und Ehestand mit in den Maserkopf drücke — ‚das ist ein schlechter Soldat, der brave Arbeit, die ein braver Feind macht, nicht gelten läßt. Aestimire ich nicht etwa auch dein Fräulein — dein Fräulein Overhaus, trotzdem sie tagtäglich mich nicht bloß aus dem Hause, sondern

auch immer mehr aus der Haut heraus-manövrirt?! Jetzt sitzt sie nun wieder bei meiner Frau, die ich mir doch zu meinem Pläsir ihrer Mutter und ihrem Vater aus dem Neste geholt habe, und trocknet ihr die Thränen, und ich verkrieche mich vor ihrem Geschützfeuer schon wieder hier bei dir im Teichthor hinterm Ofen, als ob ich dem Fieckchen (was beiläufig immer Ihre Frau Tante ist, Herr Grünhage) nicht Alles zu Liebe thäte, wenn ich's nur anzufangen wüßte. Kann ich denn was dafür, daß ich nicht auch ein Candidate, Schulmeister und Versemacher fürs deutsche Vaterland, sondern der Capitän Grünhage im zweiten königlich westfälischen Kürassierregiment geworden bin? Das sage ich dir aber, Kamerad Marten, Gewissensbisse kriegt die doch noch mal, sobald nur erst meine Sophie von dem Rittmeister Grünhage als von: meinem seligen Mann reden wird; und beerben mögen sie mich Beide so bald als möglich meinetwegen; man hat doch seinerzeit manches hübsche Mädchen in der Welt geküßt, und so mag Eins ins Andere gehen, wenn es zuletzt auch das angenehme Weibervolk ist, was Einen aus eben der nichtsnutzigen Welt herausärgert. Stoß an, Marten Marten, die Rittmeistern Grünhage und Fräulein Thekla Overhaus sollen leben!' -- Begreifen Sie nun wohl, Herr Studiosius?"

Der Gast des Nachtwächters Marten Marten von Wanza, der Herr Neffe der Tante Sophie, der Student der Philologie und „Studiosius" aller möglichen Philosophien, begriff allgemach so gut, wie man es seiner Jugend und seiner theilweisen Erziehung durch seinen Freund Dorsten, den weisen Seneca und pro tempore Wanza regierenden Bürgermeister, gar nicht zugetraut haben sollte.

„Ich werde mich wohl hüten, Ihnen dazwischen zu schwatzen, Herr Nachtrath!" rief er. „Da kommt man bei euch an auf der ganz gewöhnlichen Chaussee durch den ganz communen hellen Sonnentag und denkt an gar nichts weiter, als daß man demnächst gerade so wieder gehen wird, wie man gekommen ist. Nicht das geringste Merkwürdige findet man im Anfange an euch; denn daß ihr den Senior der Caninefatia zu eurem Burgemeister gemacht habt, kann zwar auffallen, ist aber mit Hülfe guter Bekanntschaft und Verwandtschaft schon häufiger dagewesen. Und euer Herr Burgemeister langweilt sich sträflich bei euch und hat keine Ahnung davon, daß ihr das curioseste Volk seid, das je einen Erdenfleck bevölkert hat. Nun aber fängt plötzlich der Eine an, so ganz beiläufig vom Anderen zu erzählen. Anfangs hört man mit halbem Ohre hin und meint: Großer Gott, wie gut diese Philister und Phileusen ihre Erinnerungen verkorkt gehalten haben! Aber dann kommt der Andere und fährt da fort, wo der Erste aufgehört hat, und man geräth in Spannung. Alte Violen in alten Potpourris werden Einem unter die Nase gehalten. Auf eurem Rathhause blättert man alte Papiere durch, und das Interesse wächst, daß das gar nicht auszudrücken ist. Und immer mehr Volk giebt das Seinige dazu. Das Tuthorn, das Nachtwächterhorn hat man zwar in Wanza wie überall sonst abgeschafft, aber der alte Zauberer, der Meister Marten Marten, stößt doch hinein, und rund umher wird Alles wieder lebendig, was dem Schuljungen von heute, nämlich mir, lieber Marten, längst und für immer abgethan, verblaßt, begraben und vermodert war. Immer bunter und doch auch immer deutlicher werden Einem die alten Historien, die unsere Väter und Mütter, unsere Onkel und Tanten in Aerger und Behagen an ihren lebendigen Leibern durchzumachen hatten. Das Horn von Wanza soll leben, Marten Marten; und nun thun Sie mir den einzigen Gefallen und er-

zählen Sie ruhig weiter und fragen Sie nicht mehr, ob ich auch verstehe, was Sie erzählen! Ja wohl, Sie können sich darauf verlassen, daß ich jetzt ziemlich genau weiß, weshalb meine Frau Tante, die Frau Rittmeisterin Grünhage, und Fräulein Thekla Overhaus sich dann und wann in Betreff meines seligen Herrn Onkels in die Haare gerathen, wenn sie zu Anfang der Kaffeevisite oder Theegesellschaft auch noch so einträchtig in ein Horn geblasen haben. Was aber Sie und Ihr Horn angeht, Marten, so verpfände ich Ihnen hiermit mein Wort: wir holen Sie ab von Wanza, wenn wir demnächst das neue deutsche Reich fertig bringen. Sie werden mit in den allgemeinen Tusch hineintuten, — weiß Gott, 's gehört dazu! — es gehört unbedingt dazu, und ohne es fehlt der ganzen Jubelmusik etwas ganz Hauptsächliches!"

„Na, na, wenn Sie mich nur noch hier in Wanza treffen, wenn Sie mit dem Uebrigen so weit sind, junger Herr," meinte der alte Schlaukopf und demnächstige Jubelnachtwächter Marten Marten.

* *
*

Eine Weile saßen sie nun stumm einander gegenüber, der Student und der Nachtwächter von Wanza. Der Eine blies den Rauch seiner Cigarre gerade so nachdenklich vor sich hin wie der Andere die Wolken aus seinem schwarzen Nasenwärmer, der ihm, wie es auch im Liede steht, schon durch manche bittere Winternacht eben seine Nase in gewohnter gutmüthiger Schlauheit unerfroren erhalten hatte. Der Wachholderduft aus des seligen Onkel Grünhage's letztem Kruge echten doppelten Steinhägers wurde immer intensiver im Gemache, und die philosophische Gelassenheit, mit welcher der graue Freund und Dienstmann von Fräulein Thekla und Frau Sophie in die Schicksale seiner Bekanntschaften und Freundschaften hineinsah, gleichfalls.

„Nun noch das Letzte vom guten Oheim Dietrich; — vorstellen kann ich's mir jetzt zwar schon, als ob ich dabei gewesen wäre, aber — erzählen Sie doch nur weiter, Marten. Wie Sie da so sitzen und schmunzeln, muß er ein beneidenswerthes Ende genommen haben!"

„Je ja, so mit Fallen und Aufstehen und zuletzt umgekehrt, wie wir meistens Alle — nach meiner längeren Erfahrung. Daß es in der großen Weltgeschichte auch mit Fallen und Aufstehen alleweile Achtzehnhundertdreißig geworden war, davon hatten wir hier an der Wipper eigentlich gar nichts zu merken gekriegt. Es war, als ob eine große warme Schlafhaube über ganz Wanza gezogen sei, und nun, will ich Ihnen sagen: der Zipfel daran war um diese Zeit einzig und allein der Herr Onkel. In den ‚Bären' reichte die Frau Rittmeistern selbst in ihren mächtigsten Perioden nicht hinein, und den großen runden Tisch im ‚Bären' haben Sie ja auch schon kennen gelernt und auch da schon auf des Herrn Rittmeisters Sitze gesessen. Ja, so'n solider eichener Wirthshaustisch, der hält sich wohl eine geraume Weile länger als die Ansichten und Meinungen der Herren dran und die Freundschaften, die dran geschlossen werden, und die Feindschaften, die dran zu Platze kommen. Stehen Sie nur mal so'n fünfzig Jahre lang draußen und gucken Sie durch die Ritze im Laden auf den Nebenverdienst hin, daß einer von den Herren drin nach Hause begleitet sein will! — Je ja, im Jahre Dreißig war der Herr Onkel im ‚Bären' schon längst der Herr Rittmeister und schon lange nicht mehr der Westfälinger Raufbold — des Franzosen Spießgeselle — der Kassel'sche Räuberhauptmann. O, ganz im Gegentheil! Und daß er ein vermöglicher Mann war, that ihm in Wanza auch keinen Schaden mehr

an seiner Achtung. Sie reichen in die Zeit nicht hin, Herr Studente, sonst wüßten Sie auch, wie hoch die Franzmänner knappe fünfzehn Jahre nach Waterloo wieder bei uns in Deutschland waren."

„Anno Achtundvierzig ritt ich noch auf meines Vaters Knie."

„Nun, sehen Sie wohl; dies nennt man denn eben Weltgeschichte. Und darüber wußte denn der Herr Onkel damals natürlich zu discurriren wie kein Anderer in der Stadt. Wie es auch zu Hause mit ihm aussehen mochte, nießte er im ‚Bären', so sprach die ganze Gesellschaft: Zur Gesundheit, Herr Rittmeister! Und schlug er auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen hüpften, so kriegte er das Wort, um seine politische Meinung durchzusetzen, und behielt's, so lange er es nur mochte. Wer aber drunter durch war, das waren die Dorsten und die Overhaus, und wem die Fenster zu Ehren der neuen französischen Revolution eingeschmissen wurden, das waren sie auch. Wer aber die ganze Wanzaer Revolution und was dazu gehört hier besorgte, das waren einzig und allein die drei Geschwister Lunkenbein, obgleich man es ihnen noch nicht einmal nachweisen konnte, und auch nicht, wer eigentlich in der Nacht vom ersten auf den zweiten August das Overhaus'sche Gartenvergnügen, den Birkenpavillon, in Brand steckte. Je ja, in einer Bevölkerung von fünftehalbtausend Menschen, Weibsleute und Kinder mitgerechnet, wo doch Jeder den Anderen ziemlich genau kennt und auch Alles in Allem ganz einträchtiglich mit ihm auskommt, sind so drei Spitzbuben wie die Geschwister Lunkenbein ein wahrer Segen, wenn es sich ums Revolutionsmachen handelt und Jeder sich schämte, wenn alle Anderen sagen: So war's bei uns in der großen Zeit! und bei ihm zu Hause gar nichts losgewesen ist. — So wahr ich hier vor Ihnen sitze und bei Leipzig, bei Laon, bei Paris und bei Ligny mit gewesen bin, ohne die Geschwister Lunkenbein hätte Wanza sich zu Tode schämen müssen; aber die zwei Hauptkerle mit der Spitzbübin ihrer Schwester hatte uns Gott zu unserem Troste in die Behaglichkeit gesetzt, und ihnen zu Ehren schafften wir auf dem Rathhaus zwei neue Trommeln an, und aus Furcht vor ihnen richteten wir eine Bürgergarde ein, und weil es uns an Flinten ermangelte, kriegte jeder ausgewachsene Bürger und Bürgerssohn 'nen Spieß neun Fuß im Lichten und kam mehr als eine Nacht erst am Morgen zu Bette von wegen den zwei Trommeln, die doch auch mal zum Alarmschlagen benutzt sein wollten. Was aber das Tollste war, um der Geschwister Lunkenbein wegen ist der selige Herr Onkel, der Herr Rittmeister Grünhage vom hochseligen zweiten westfälischen Kürassierregimente, der durch das wirkliche französische Donnerwetter unter dem großmächtigen Kaiser Napoleon von Lübeck bis Belle-Alliance mitgeritten war, noch einmal in seinem Leben zu Pferde gestiegen, und zwar als Commandant von unserer Wanzaer Spieß- und Bürgergarde, und dabei umgekommen, ohne daß Einer was dafür konnte; denn die Frau Rittmeistern, Ihre liebe Frau Tante, Herr Grünhage, hätte sich doch gewiß und wahrhaftig mit ihrem Lachen bezähmt, wenn sie vorausgewußt hätte, was sie damit anrichtete!"

„Sie hat ihn, den Onkel Grünhage, also zu Tode gelacht?" rief der Student, beide Hände flach vor sich auf den Tisch legend.

„Das Feuer vom Overhaus'schen Pavillon habe ich in Wanza ausgetutet," fuhr der Alte, ausweichend, in seiner wunderbaren Historie fort, „und ich hätte es mir gewiß lieber erst in der Nähe besehen sollen, ehe ich von Amtswegen solchen Lärm drum machte. Unsere Trommeln und unsere Spießgarde habe also ich item aus 'm Bett und auf die Straße

gebracht und den Herrn Rittmeister mit dem Kürassiersäbel über 'm Schlafrock auf den Posthalter seinen damaligen Schimmel. Ich sehe ihn noch wie heute, wie er bei Laternen und Fackeln unter Fräulein Thekla's Fenster hielt und sie, auch im Schlafrock und der Nachtmütze, herausguckte und ihm eine Kußhand zuwarf und sich bei ihm für seine Hülfe in der Noth bedankte. Es genügten aber zwei Mann, um die brennenden Pfosten von dem Birkenhaus hinten im Garten aus einander zu ziehen; und nothwendig war's gerade auch nicht, daß wir dann mit ganzer Heerschar vors Teichthor zogen und die Geschwister Lunkenbein in ihrer Kabache belagerten. Das lag natürlich bis über die Ohren im Stroh und that, als ob es die ganze Affaire ganz unschuldig verschlafen habe! Mit der Jungfer Lunkenbein war's freilich eine andere Sache, und meine persönliche Meinung ist, wenn ein Mensch das Genauere über den Mordbrand angeben konnte, so war's das armselige unsinnige Geschöpfe Gottes. Nun, da sie gerade so log wie die Anderen, so kam denn, wie gesagt, gar nichts heraus, und die Sonne ging richtig noch mal ganz nett über Wanza auf und beschien Gerechte und Ungerechte. Mit dem Frühesten meldete ich mich dann nach gewohnter Weise auch wieder bei meinem Fräulein und hatte sie lange nicht so spaßhaft und bei gutem Humor gesehen. Die Uebrigen im Hause waren natürlich Alle in hellster Wuth; aber mein Fräulein saß in seinem Hinterstübchen und lachte und sagte: ‚Wie wir unseren Erdmann kennen, Marten, so hätte der ganz gewiß sein Vergnügen an der jetzigen neuen Lebendigkeit in der Welt und nähme auch schon einen Wanzaer Ziegelstein ins Fenster seiner lieben Verwandtschaft mit in den Kauf!‘ Und damit schließt sie unseres Herrn Erdmann's Brieftafel, die sie auf dem Tische vor sich gehabt hatte, in die Commode und nimmt ein Tuch um und sagt: ‚Nun komm, 's ist ein Morgen, als ob unser Herrgott Geburtstag habe, und deine Frau Rittmeistern hat die große Wäsche; aber den Herrn Rittmeister, den sollte man für ewige Zeiten auf seinem Roß als Bildsäule auf den Wanzaer Marktplatz stellen. Nur schade, daß man über den Mann nicht lachen kann, nachdem man aufgehört hat, sich über ihn zu ärgern!‘ — Da gehen wir denn durch den Overhaus'schen Garten, wo Alles von unserer Bürgergarde zertrampelt ist und das Sommervergnügen immer noch leise dampft, und spazieren hinter den grünen Hecken weg um die Stadt bis zu Ihrem Grünhage'schen Garten, Herr Studiosius; und als wir nun allda über den Zaun gucken, da haben wir wiederum ein Schauspiel und einen Aschenhaufen, der auch nur noch leise dampft, nämlich Ihren Herrn Onkel mit der Wäschleine unterm Arm, als ob von Ewigkeit an nichts als Friede auf Erden gewesen sei und von dem Kaiser Napoleon, dem König Hieronymus, dem Marschall Blücher und den Geschwistern Lunkenbein nun und nimmer die Rede. Damals hätten Sie Ihre Frau Tante auf dem Gartenstuhl stehen sehen sollen, Herr Studente, in ihren geschürzten Röcken und weißen Strümpfen; denn mit dreißig Jahren gehörte sie immer noch zu den Hübschesten in der Stadt. Mein Fräulein aber sah nur den Herrn Rittmeister und schüttelte den Kopf und meinte: ‚Da möchte ich doch jetzo in dein Horn stoßen, Marten — tut, tuuuut — tut!‘ — Ueber die Hecke aber ruft sie doch nur: ‚Guten Morgen, Herr Commandant, und nochmals schönsten Dank für die gute Hülfe heute Nacht; da hat man ja wirklich mal wieder gesehen, was ein Mann und Kriegsmann in der rechten Stunde werth ist!‘ — Die Frau Tante sagt auch: ‚I, guten Morgen, Thekla!‘ Aber

der Herr Rittmeister thut leise einen französischen Fluch, stellt seine lange Pfeife an eine Gartenbank, wirft mir die Zeuglinienrolle vor den Bauch und spaziert, ohne noch weiter ein Wort zu sagen, weg unter der weißen Wäsche, geht weg aus dem Garten und kommt nicht wieder. Warten Sie nur, Herr Nevöh, haben Sie nur Geduld; ich kann nur erzählen, wie es sich zugetragen hat und wie man überhaupt hier in Wanza jede Geschichte erzählt. — Mein Fräulein und meine Frau Rittmeistern unterhalten sich nun zuerst ganz freundschaftlich über den schönen Morgen und die Vorkommnisse in der Nacht und die Geschwister Lunkenbein, aber leider immer mit der Aussicht auf den Herrn Onkel, und da bleibt denn natürlich wie gewöhnlich die Meinungsverschiedenheit nicht aus. Ich aber helfe als Factotus wie gewöhnlich rund herum, obgleich weibliche Bedienung von der Frau Tante jetzt längst nach aller Nothdurft durchgesetzt war — kann also nicht auf jedwedes Wort achten und sehe zuletzt nur, daß sie wieder mal von einander Abschied nehmen in der Art, wie Sie, Herr Nevöh, es ja selber erst vor zwei Stunden erlebt haben. Und die Stunden fließen so hin, eine nach der anderen. Der Kirchthurm, der uns in den Garten und Hof hineinsieht, zählt sie uns zu; aber am Tage habe ich mich ja gottlob nicht drum zu scheren, und so thue ich's auch nicht. Wanza liegt rundum, als ob es von dem nächtlichen Tumult gründlich ausschlafe; aber die Frau Rittmeistern, noch dazu mit der Erzürnung über Fräulein Thekla in den Gliedern, hat es desto eiliger, und erst, als es zu Tische gehen soll, fragt sie: ‚Ist denn mein Alter noch nicht wieder da aus dem ‚Bären'?' — Und ziemlich ärgerlich sagt sie eine halbe Stunde später: ‚Wenn es Fräulein Thekla erlaubt, so thut mir den Gefallen und seht mal nach im ‚Bären', Marten Marten!' — ‚Zu Befehl, Frau Rittmeistern,' sage ich und gehe hin und gehe durch Wanza — den Weg kennen Sie ja schon, Herr Studiosius — gerade als es Eins schlägt, und es ist mir, als habe mir die liebe Mittagssonne noch niemalen so heiß auf den Schädel gebrannt. Punkto Zwölfe aß man damals in jedem ordentlichen Hause in Wanza, wenn man was hatte, und der selige Herr Onkel war wirklich der Einzige, der zuweilen sehr häufig die Stunde überhörte. Aus dem Essen nämlich machte er sich schon seit Jahren nicht viel, denn sein Magen war die letzte Zeit durch recht schwach, was ich aber nicht weiter untersuchen will, sondern gehe lieber weiter auf meinem Wege nach dem ‚Bären'. Und weiß der Teufel, kommt es, weil es durch das Ausbleiben des Herrn Onkels auch bei mir noch vor Tische ist, auch mir wird auf einmal ganz sonderbar durch den ganzen Leib. Kein Mensch in der Straße, nur ein oder zwei Hunde, die im Schatten liegen und nach Fliegen schnappen, und mit einem Male thut mir an diesem hellen heißen Augusttage Ihr seliger Herr Onkel so von Herzen leid, wie es doch gar nicht nöthig ist. Mit Respect zu sagen, junger Herr, er kommt mir wie ein armer Narr oder genärrter Mensche vor, der Herr Rittmeister, und wie ich so gehe, denke ich: es ist richtig, ganz wundersam muß es ihm zu Muthe sein, wenn er hier in Wanza so wie gestern Nacht auf einmal durch Trommelschlag und Feuergeschrei aufgeweckt wird, aus dem Bette springt und seinen Reitersäbel umschnallt, und noch halb im Schlafe meint, ganz Deutschland, Spanien und Rußland rücke auf ihn los. Und damit bin ich denn auch so in meinem eigenen jungen Leben und überlege mir, wie es anfing und weiter lief, und plötzlich wird es auch mir ganz flau, und ich glaube, hätte mir da Einer mein Nachtwächterhorn in

die Hand gegeben und gesagt: Marten, blas'! so wäre ich vor meinem eigenen Schall wie vor einem Gespenst in der helllichten Mittagssonne in die Kniee geschossen! — Im ‚Bären' wußten sie nichts von dem Herrn Rittmeister. Alle sonstigen gewohnten Stammgäste waren von halb Elf bis halb Zwölf dagewesen und hatten heftig discurrirt, und ein junger Herr hatte auch die Marselljäse gesungen, gerade als ob ich am hellen Mittage in mein Horn getutet hätte; aber den Herrn Onkel seinen Stuhl hatte ein Anderer warm gesessen. Na, da stehe ich denn hernach ziemlich ohne Rath vor der Thür; denn ohne den Herrn Onkel wäre ich gerade heute der Frau Tante nicht gern zur Suppe zurückgekommen. Was hilft's aber? Also ich geh' wieder die Straße hinunter auf das Teichthor zu, und der Kellner vom ‚Bären' gähnt hinter mir her, als wenn er ganz Wanza, und die ganze damalige Welthistorie dazu, überschlucken will; ich aber denke: sollte er in seinem Ingrimm bei der Temperatur gar nach dem Spatzenkruge hinausgewallfahrtet sein, der Herr Onkel nämlich!? Na, denn aber! ... An meinen eigenen kühlen Unterschlupf im Teichthorthurm und den von dem Herrn Rittmeister daselbst eingelegten Vorrath von Trost im irdischen Dasein denke ich in meiner Dummheit mit keinem Gedanken, als — sieh', sieh', mir mit einem Male wieder mal die richtige Stunde angesagt wird; — durch die Jungfer Lunkenbein nämlich. Die humpelt mir entgegen und will mit ihrem boshaften Katzenblick wie eine Katze mit bösem Gewissen an mir vorbei, so dicht als möglich an der Hauswand hin. Und ihre Schürze trägt sie dabei aufgerafft und zusammengegriffen, als trüge sie Cröfussen seine Schatzkammer drin; und ich weiß eigentlich selber nicht, wie es zugeht, daß ich dem armen Thier ganz höflich die Tageszeit wünsche; noch dazu nach dem Zunder-, Stahl- und Feuerstein-Verdachte von der letzten Nacht. ‚Na, Jungfer, ausgeschlafen mit gutem Gewissen?' frage ich. ‚Wohin geht denn der Weg? und was trägt Sie denn da so verborgen, als ob Sie es vor der heutigen Hitze vor 'm Anbrennen bewahren müßte?' — Und weil die trübselige Creatur und ich augenblicklich doch die einzigen lebendigen Wesen rundum sind, binde ich an die Höflichkeit auch noch die Frage und frage sie, ob ihr nicht der Herr Rittmeister Grünhage begegnet ist! ... Herr Studente, was mir entgegengezetert wird, ist das alte Lied, was immer von vorn angeht, so lang noch Einer lebt aus Denen, die mit mir in die Welt kamen. ‚Pferdedieb! Schinderknecht! Haltet den Dieb!' kreischet giftig das unsinnige Geschöpfe und giebt sich zugleich mit seinem Klumpfuß ins Laufen, und die Schürze giebt nach, und — sakerment, da läuft mir auch ein Thaler vor die Füße, und noch einer und noch einer. Und ein Sortimente klein Geld rollt auch aufs Pflaster, und ich — nunmehr wie von Amtswegen — greife nun natürlich ganz feste zu. Mit der einen Hand das alte Mädchen an der Schulter, mit der anderen in die Kattunschürze. Und was faßt meine Seele? Ein Bund Schlüssel, einen Korkzieher und eine Uhr mit einer Kette und einem Haufen Bammelotten, die ich so genau kenne wie die gelbe Lederhose, vor der sie seit den zehner Jahren hier in Wanza gebaumelt haben! ... ‚Menschenkind, wie kommst du dazu?' rufe ich. ‚Das sind ja meinem Herrn Rittmeister seine leiblichen Eigenthümer! Um Gott und Jesu, wo liegt er am Wege, daß du ihm die Taschen hast ausräumen können?' — Da lacht die Creatur, als ob alle Schlauheit der Welt aus ihren Augen wie aus einem Tollhause herauslachte: ‚Ehrlich Gut, ehrlich Gut, Marten Marten! Kein gestohl'ner Gaul

von Rasehorn's Anger! Unterm Teichthor da ist es mir von Seinem Westfälinger geschenket als einer guten Kameradin, Marten Marten; und wenn Er wissen will, wo er sitzt, Marten, — wo Er selber gesessen hat, Er Schinder, Er Dieb, Er Pferdedieb. Und jetzo lasse Er mich frei, oder ich kratze Ihm die Augen aus dem Gesichte, daß Er sie bis zum jüngsten Tage mit Seiner dummen Laterne suchen soll, anstatt daß Er damit jetzt allnächtlich mich und meine Gebrüder ins Unglück bringen will!' — Sehen Sie, Herr Studiosius, da blieb mir denn freilich fürs Erste nichts übrig, als daß ich die Unhuldin frei ließ auf ihr Wort und hinging und nachsah, ob sie die Wahrheit gesagt habe, denn möglich war das, wie ich es auf manchem Schlachtfelde und auch im Lazareth in Erfahrung gebracht habe, wie Leute Allerlei wegschenken können, wenn sie nur in der richtigen Stimmung dazu sind und für sich selber glauben, keinen Gebrauch mehr von der Welt und ihren Besitzthümern machen zu können. Glauben Sie ja nicht, Herr Nevöh, daß Einem dazu das Messer schon in die Kehle gefahren sein muß; manchmal genügt es schon, daß man es nur die gehörige Zeit in der Einbildung hat von Weitem blinken sehen. So war doch Ihre liebe Frau Tante nie, daß ich sie mit einem Messer vergleichen möchte, das sich der Herr Onkel, als er aus seinen Kriegen kam, selber an den Hals gesetzet habe! Nachher ist die Jungfer Lunkenbein vor Gericht noch mal genauer inquiriret, und es hat sich, obgleich sonst kein Mensch freilich dabei gewesen ist, richtig erwiesen, daß es so gewesen ist, wie sie mir zugeschrillt hat. Unter dem Teichthor ist er wie Einer, der schon halbwegs in einer anderen Welt spaziert, auf sie losgekommen und hat was gesagt, wovon sie nichts weiter verstanden hat, als daß er arg geschimpft und sie seinen Kameraden genannt hat. Und sie hat wieder geschimpft und gesagt: er sollte doch nicht auch arme Leute hohnnecken; er, den die ganze Welt doch auch nur zum Narren hielte. Und da hat er sie ganz stier angesehen, und sich an die Wand gelehnt als ob ihm schwindelig werde; aber noch einmal ist er doch wieder zur Besinnung gekommen, wenn Sie dies so nennen wollen, Herr Studente, daß Einer mit dicker Stimme sagt: ‚Halt die Schürze auf, Mädchen! Dich hätt' ich freien sollen und mit dir und deinem Lumpengesindel Haus halten hier in Wanza, um dem verfluchten Nest das faule Pläsir an sich zu ruiniren. Da hast du zum wenigsten deinen Theil an des Satans Aussteuer, und die Uhr braucht der Rittmeister Grünhage auch nicht mehr, um zu wissen, was die Zeit ist. Sie stammt aus dem Kosackenkriege und kommt ganz richtig an die Jungfer Lunkenbein!' ... Ach, Herr Studiosius Grünhage, dann hat er ganz weinerlich ‚Fiekchen! Fiekchen!' gerufen; aber die Jungfer Lunkenbein hat natürlich gesagt: ‚Da sollen Sie ja auch tausendmal bedankt sein, Herr Rittmeister, und Vivat in alle Ewigkeit Ihr lieber Herr Kaiser, der Kaiser Napoleon!' — Ja, lieber junger Herr, dies wurde, wie gesagt, vor Gerichte von ihr zu Protokoll gegeben; aber was blieb mir übrig, als ich sie zuerst traf mit ihrer Schürze voll Ausbeute vom seligen Herrn Onkel? Nichts, als daß ich selber lief, was das Zeug halten wollte, und die Treppe in meinem Thurm mehr herauffiel als lief! Ich war damals erst im vorigen Jahre in diese meine mir von Stadtwegen angewiesene Behausung eingezogen; und dies war nun seit meiner Prisonzeit das Erste von Merkwürdigkeit, was ich darin erleben sollte. Tauben hielt ich damals noch nicht, und die lieben nutzbaren Thierchen flogen mir nicht ums Dach. Die Sonne dagegen liegt grausam heiß auf dem alten

Steinklumpen, aber drinnen ist's kühl und kalt wie im Grabe. Und wie ich die Thür da aufmache, da sitzt er richtig an diesem Tische und auf dem Stuhle, wo Sie da sitzen, Herr Nevöh, und ruht aus von seinen Feldzügen durch ganz Europa und von allen seinen Pläsiren und Molesten in Wanza an der Wipper. Ganz friedlich und still sitzt er da, als ob er nicht einmal in seinem Dasein mit Säbel und Pistol dem Teufel Bonschur gesagt hätte. Wie'n Kind sitzt er da; bloß ein Bischen blau im Gesicht und ein bischen weniger roth um die Nase; aber sonst viel, viel freundlicher und, mit Erlaubniß zu sagen, lieblicher als wie zum Exempel auf seinem Bildniß über der Frau Tante ihrem Sopha, allwo er noch Jedermann anguckt, daß man sich erst ganz allgemach dran gewöhnt, ihn zu betrachten. — Na, daß aber mein Schrecken dessenungeachtet nicht klein war, das können Sie sich wohl vorstellen, bester junger Herr. Aber was half es? Der Nachtwächter von Wanza weckte ihn nicht mehr auf, und wenn er ihm sein Horn dicht an das Ohr gehalten hätte. Alle Trommeln und Trompeten des Kaisers Napoleon weckten ihn nicht mehr auf; und mir blieb dann nichts weiter übrig, als wenigstens für die Anderen Lärm zu machen, unnöthigerweise mit Hülfe der Nachbarschaft einen Doctor herbeizuschreien und die Frau Tante mit Vorsicht von ihrer Wäsche abzurufen —"

„Und was hat meine Frau Tante dazu gemeint?" rief der Neffe, der mit beiden Fäusten im Hauptthaar und mit beiden Ellenbogen auf dem Tische in athemloser Spannung der Erzählung des Alten zugehört hatte, jetzt einmal wieder, nach Luft schnappend, dazwischen. Der Meister Marten klopfte ruhig die Asche aus seiner Pfeife, füllte die letztere bedächtig von Neuem aus seiner Tabaksblase und erwiderte:

„Je ja, was sollte sie sagen? Gedenken Sie nur daran, daß wir sie auf meiner Hellebarde in Wanza und in ihren Ehestand 'reingetragen hatten. Und bei was für einem schlimmen Wetter — nicht bloß in der Nacht da, sondern überhaupt in jenen Zeiten, wo wir jung waren. Wir konnten Alle unseren Puff vertragen, daran hatte uns das Schicksal wohl gewöhnt. Je ja, ich muß mich wirklich erst darauf besinnen, was sie gesagt hat, ihre Frau Tante, Herr Grünhage! Ja, eigentlich weiter nichts als: ‚Wie ist denn das gekommen, Marten?' Eine lange Rede hat sie nicht gehalten und noch weniger vor der Menschheit irgend eine Thräne vergossen; nur in dem Herrn Erdmann Dorsten seinem Giebelstübchen hat sie sich die nächsten Tage durch wieder häufiger eingeschlossen, und was sie da mit sich und dem seligen Herrn Rittmeister ausgemacht hat, das hat sie Wanza weiter nicht mitgetheilt, sondern ruhig es draufhin rathen und reden lassen, wie es ihm gefällig war. Aber als die Frau Rittmeistern, wie wir sie hier im Orte heute kennen und Sie, Herr Nevöh, sie nunmehr auch bereits kennen gelernt haben, ist sie aus der Giebelstube herausgekommen und so zu sagen auf dem Gemeinen Wesen zu Pferde gestiegen. Manch Einer will zwar behaupten, daß sie manchmal ein Bischen zu hoch drauf sitzt; aber, du lieber Gott, fragen Sie nur den anjetzt regierenden Herrn Burgemeister, Ihren lieben Herrn Freund, mit wem er in communalen Angelegenheiten am liebsten zu thun hat, ob mit dem löblichen Magistrat und Stadtverordneten oder mit Ihrer Frau Tante."

„Bei den ewigen Göttern, was soll mir das?" rief der Student. „Ich bin mit Ihnen immer noch da, wo mein Onkel — mein verstorbener Onkel hier sitzt, wo ich sitze. Was sagte denn Fräulein Thekla — Fräulein Overhaus dazu?"

Des Alten Augen fingen über seinem Gläschen und des Rittmeisters letzter

Flasche echten alten Steinhägers auf einmal an, ganz wundersam zu leuchten und zu zwinkern.

„Herr!“ rief er, „die that, was die Frau Tante nicht selber besorgte, sondern durch den Herrn Oberpastor auf Sanct Cyprian's Kirchhofe vornehmen ließ an dem Herrn Onkel; sie hielt ihm eine Rede noch hier im Teichthorthurm, ehe sie ihn in der Abenddämmerung still wegbrachten; und es ist mir dabei gewesen, als hörte ich meinen seligen Herrn Candidaten auf mich einreden, als ich Anno Neun in diesem selbigen Thurm in meinem jetzigen Taubenschlag wegen meiner Missethaten einspundiret lag. Ja, wenn da Einer die Worte noch wüßte oder damals zu Papiere gebracht hätte!“

„Besinnen Sie sich nur, Marten Marten.“

Der Nachtwächter von Wanza lächelte immer seliger durch sein Spitzgläschen und wiegte das graue Haupt dazu hin und wieder wie Einer, dem es nun bald so wohl und vergnügt zu Muthe ist, wie es nur je solch ein stillbehaglich Plauderstündchen am Herbstabend mit sich bringen kann. Und als der Student den Steinkrug aus Steinhagen ergriff, um ihn ein wenig zur Seite zu rücken, der Aussicht auf den fröhlichen Greis wegen, däuchte ihm das Gewicht des Gemäßes um ein Merkliches leichter denn zuvor.

„Je ja, was meinte mein Fräulein?“ sprach der Meister Marten. „Daß wir allesammt arme Sünder seien, sowohl hier in Wanza wie überhaupt auf Erden, und daß der Herr Rittmeister doch zum wenigsten eine gute Seite gehabt habe, nämlich daß er sich niemalen besser gemacht habe, als er von Natur gewesen sei; und daß sie — nämlich mein Fräulein — für ihr Theil immerdar ganz gut mit ihm ausgekommen sei, nachdem sie ihn im Laufe der Zeit ganz genau kennen gelernt habe. — Na, Herr Studiosius, ob Ihre liebe Frau Tante, die Frau Rittmeistern, dies nun für einen Stich nahm, will ich dahingestellt sein lassen. — ‚Freilich war er für mich zu gut, Thekla,‘ sagte sie, aber erst am Abend nach dem Begräbniß; — ‚schade, daß er nicht dich an meiner Statt sich aus Halle geholt hat, beste Thekla! Aber, mein Herz, so laut und deutlich vor allen Leuten im Teichthorthurm in Marten Marten's Stube brauchtest du mir eigentlich doch nicht mein ehelich Glück unter die Nase zu reiben!‘ — Na, Herr Studente, Nevöh und Studiosius Grünhage, was meinen Sie, wenn wir nunmehr hiermit dies Capitel zuschlagen? Viel Moralität und gute Lehre, Exempel und Beispiel steckt eigentlich doch nicht drin und läßt sich daraus abziehen. Die beste und nützlichste Weisheit Salomonis habe, bei Lichte genau besehen, vielleicht ich selber mich draus abgefüllt —“

„Und was ist die, Meister Marten?“ rief der Student, zappelnd vor Spannung.

„Nämlich daß ich als Junggeselle gelebt habe und auch ganz sicher als ein solcher aus dieser auch hier in Wanza doch meistens auf die Verheirathung gestellten Welt abscheiden werde. Ich hätte wohl mehr als einmal Gelegenheit dazu gehabt, denn mein festes Brot und gute Versorgung hatte ich hier ja im Gemeinwesen nach meiner Art so ausreichend wie der selige Herr Onkel, und ein und zwei Male auch unbändige Lust dazu, einmal mit 'ner Jungfer und das andere Mal mit 'ner Wittwe mit 'nem recht hübschen schuldenfreien Anwesen. Aber, aber — dann war ich zuerst doch immer ein zu guter Freund von meinem lieben Fräulein Thekla und von Ihrer hochverehrten Frau Tante gewesen, um mich nicht immer wieder von Neuem zu besinnen, ehe und bevor ich zugriff und die Sache richtig machte. Und vom August Anno Dreißig an hat mir immerdar die Jungfer Lunkenbein

mit ihrer zusammengerafften Schürze vorgespukt; und als es mit der Wittwe Knöffler und mir nur an einem seidenen Faden hing und damals sogar mein Fräulein und die Frau Rittmeistern zuriethen, ist, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin und hier vor Ihnen sitze, der Herr Rittmeister mir erschienen, als ich mit dem Morgen gerade vom Dienste kam und eben mein Horn an den Nagel hing. Da, wo Sie sitzen, hat er wiederum gesessen, aber in seiner Kürassieruniform wie auf dem Bildniß über der Frau Rittmeistern Sopha, aber längst nicht mit dem Gesichte wie auf der Schilderei und auch wie ganz eingefallen in seinem Harnisch, und hat mit der Hand — wer kommt denn da jetzt noch die Treppe herauf?!“...

* *
*

Ob der Neffe der Frau Rittmeisterin Grünhage jetzt gleichfalls den Schemen seines Onkels oder der Jungfer Lunkenbein in der Thüröffnung zu erblicken erwartete, mag zweifelhaft bleiben. Jedenfalls hatte er sich aus des verstorbenen Oheims Lehnstuhl halb erhoben und sank mit einem erleichternden Seufzer erst dann auf den Sitz zurück, als in der mittelalterlichen Pforte des Gemaches eine wohlbekannte Stimme durch das Gewölk mit einschlürfender Nase sprach:

„Ei, ei, welch ein Gedüfte allhier! Da sitzen richtig die beiden Geistbeschwörer, und rundum spukt es wahrlich in mehrfach aromatischer Weise. Wonach riecht es denn aber eigentlich?“

Es war der regierende Bürgermeister von Wanza, der durch die Dunkelheit seinen Weg zum Teichthor und im Teichthorthurme hinauf gefunden hatte und vor welchem sich sein städtischer Unterbeamter wahrscheinlich aus Respect ein wenig unsicher auf die Füße stellte und mit zwei militärisch grüßenden Fingern an der Schläfe wie im Dienste beruhigend meldete:

„Nur ein Bischen nach dem Herrn Rittmeister Grünhage, Seligen, Herr Burgemeister! Nach seinem Wachholder nämlich, Herr Burgemeister. Es war der letzte Krug von seinem Nachlaß, und wieso konnte ich denselbigen schicklicher herauf aus dem Keller holen als anjetzo zum Vergnügen und der Ehre von seinem Herrn Nevöh? Sie kommen aber gerade noch recht zum Ende von der Geschichte, Herr Burgemeister.“

„Hm, hm,“ sagte Freund Dorsten, trat näher an den Tisch, warf einen ziemlich verständnißvollen Blick über ihn hin und sodann auf den Freund aus der Lüneburger Haide und meinte:

„Nun, daß du mehr als einen Geist heute Abend gesehen hast, das sieht man dir wohl an, mein Sohn. Jedenfalls hast du hier beim Meister Marten in deines seligen Onkels Lehnstuhl recht gemüthlich gesessen. 's ist die Möglichkeit, wozu die Jugend, sobald man sie nur einen Moment aus dem überwachenden Auge läßt, Einem sofort hier an der Wipper verführt wird unter dem Vorwande, der Familiengeschichte bis in die rührendsten Einzelheiten nachzugehen! Ja wohl ist das so behaglicher, als es sich auf dem Rathhause von mir in den Acten nachschlagen zu lassen. Mathilde hatte ganz Recht, daß sie mich vorhin noch einmal vor dieser Familie warnte, als sie sich erkundigte, ob du außer der Tante Grünhage auch sonst noch weibliche Verwandte in der Welt besäßest, und ich ihr erwidern mußte: Ein halb Dutzend allerliebste Schwestern.“

„Sprich Vernunft, Dorsten, ich bitte dich!“ rief der Bruder unserer Alten lachend; doch Dorsten, ohne sich irre machen zu lassen, stöhnte:

„O Calvisius! Dir habe ich heute Nachmittag auf dem Rathhause gerade lange genug vergeblich geredet, und davon

— sogleich. Fürs Erste, Marten, lassen Sie sich durch Ihre Stellung zu mir nicht abhalten, mir einen Stuhl und gleichfalls einen Tropfen aus dieser unheimlich-verführerischen Flasche anzubieten. Es war in Ihrer Angelegenheit, daß ich mir in der Magistratssitzung den Hals — gegen die Cultur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wund gesprochen habe. Laboremus! — sonst weiter gar kein Grund zur Fidelität! sagte der Kaiser Alexander Severus, als er in der Stadt York zum letzten Mal zu Bette ging. Dieses Glas den Manen deines Onkels und deiner gottlob noch ganz lebendigen Tante! Wahrlich, ein Tropfen, der der alten Kriegsgurgel, dem braven bonapartistischen Landsknecht Onkel Dietrich, alle Ehre macht, aber an dem Resultate der heutigen Sitzung nicht das Mindeste ändert. Möge die Frau Rittmeisterin Sie und mich an den Gefühlen von Wanza rächen; wir mit den unserigen sind abgeblitzt an dem Verstande des verruchten Philisternestes; es ist nichts mit dem Horn von Wanza, Marten Marten!"...

„Wie so?" fragte der Student, wie nach einem entglittenen Faden in seiner Erinnerung tastend; doch der Nachtwächter von Wanza schüttelte nur lächelnd und gleichmüthig das graue Haupt und meinte:

„Dieses brauchten Sie mir eigentlich gar nicht mitzutheilen, Herr Burgemeister. Ich wußte es schon im Voraus!"

„Wie so?" fragte der Philologe zum zweiten Male.

„Je ja, Herr Studiosius, Sie haben es wohl natürlich schon vergessen, daß heute Nachmittag Magistratssitzung gewesen ist und daß der Herr Burgemeister so gütig sein wollte, sich zu meinem Jubiläum meiner anzunehmen und die Herren zu bitten, mir mein altes Horn für den Rest meiner Lebens- und Dienstzeit wieder zu gestatten."

„Je ja!" rief der Student, ohne es zu wissen ganz und gar in die Stimmung, den Ton und Ausdruck des Alten mit seiner Interjection fallend.

„Eine nette Sitzung war's, in der ich mich Ihnen zu Liebe, Marten, und Ihres abgeschmackten Hornes wegen wieder mal zum Narren habe machen lassen!" berichtete der Bürgermeister mit so zu sagen behaglichem Verdruß. „Eine Sitzung, in der wir uns wie noch nie auf der Höhe der Zeit befanden. Hier sitze ich denn, geknickt durch den Bürgervorsteher Tresewitz — der Senior der Caninefaten hingeredet durch einen schnöden Wanzaer Lichtzieher und Seifensieder! es ist zu großartig! ... Geben Sie mir noch ein Glas von des alten seligen Stadtonkels concentrirtem Waldduft, Marten! Weder auf Universitäten noch hier im Amte in Wanza habe ich je eine Herzstärkung so nöthig gebraucht wie in diesem Moment. Fünfundzwanzig Thaler Gratification für Ihre fünfzigjährigen Dienste sind Ihnen verwilligt, Marten; aber was Ihr Horn anbetrifft, so — will ich den Seifensieder Tresewitz seine Gründe gegen die Wiedererweckung desselben selber vortragen lassen. Ich habe Gefühle geredet, er aber Verstand. O Calvisius, Calvisius, hätte ich mir doch auch einen Sclaven für meine Gefühle halten können, als ich heiser wie ein mit vernünftigen Gründen übernudelter Gänserich zum Si vobis videtur, discedite, Quirites! kam, zur Abstimmung schritt und das Facit der Berathung zog."

„Wenn Sie so gütig sein wollen, Herr Burgemeister; für den Meister Tresewitz und seine Ansichten habe ich immerdar ein Ohr übrig."

„Und ein jegliches in der Versammlung der patres conscripti von Wanza, Grünhage, wurde um ein Bedeutendes länger, als er sich zum Worte meldete, es leider erhalten mußte und sich erhub, — das kann ich euch versichern."

Der Bürgermeister von Wanza erhob sich gleichfalls von seinem Holzschemel im Teichthorthurm, suchte nach Möglichkeit wie ein Wanzaer Lichtzieher auszusehen und redete mit dem Seifenfabrikanten Tresewitz wenn nicht in der Brundelweis, dem Blutton, der spitzigen Pfeilweis, der verschlossenen Helmweis, so doch unbedingt in der Blasii Luftweis noch einmal gegen das Horn von Wanza.

„Herr Burgemeister und meine Herren. Sie kennen mich und ich kenne Ihnen. Unseren städtischen Nachtwächter Marten kennen wir auch allesammt, und was er uns werth gewesen ist durch diese letzten fünfzig Jahre, hat der Herr Burgemeister uns soeben recht gut und zu seinem Lobe auseinandergesetzet. Daß ich auch heute mit der Majorität gehe, glaube ich wohl schon; aber, meine Herren, ich meine doch auch: erst noch mal sich's ein Bischen überlegen und überdenken, ehe man sich möglicherweise vor seiner Zeit und Mitwelt gottsträflich blamirt und ganz Wanza nachher womöglich vor ganz Deutschland zum Gespött und Amüsemang wird, was auch schon dagewesen ist. Denn wie so? Alabonnör mit der Pietät; aber weit kommt man denn doch gerade nicht damit und zumal in städtischen Angelegenheiten, wo man immer am besten in der Geschichtschreibung oder der Zeitung damit wegkommt, wenn man eben abgethan sein läßt, was abgethan ist. — Daß Marten Marten fünfzig Jahre lang nächtlicherweile seine Schuldigkeit gethan hat, will ich gerne anerkennen, wenn ich auch persönlich von den ersten, nämlich Jahren, noch nichts aus eigener Erfahrung sagen kann. Aber, meine Herren, daß wir Anderen uns deshalb vor dem Universum, und reichte dasselbige auch nur bis Sondershausen, blamiren sollen, kann er und der Herr Burgemeister doch eigentlich nicht von uns verlangen. Denn wie so? Stimmt das Horn noch mit der heutigen Jahreszahl und gegenwärtigen Cultur, so verpflichte ich mich hierdurch und aus Achtung vor unserem Herrn Burgemeister, ihm zu seinem Jubiläum ein silbern Mundstück aus meiner Tasche drauf setzen zu lassen. Stimmt es aber nicht, so glaube ich, haben wir schon damals unser Allermöglichstes an ihm geleistet, als wir es hier an eben diesem Tische Marten Marten auf sein Ersuchen als Andenken behalten ließen, und es nicht, wie der Vorschlag war, es ihn an Putferkel, unseren Schweinehirten, abgeben ließen zur ferneren nützlichen Verwendung als communales Eigenthum, wogegen ich, wie Sie Alle gewiß noch wissen, meine Herren, damals stimmte und so lange in der Minorität war, bis ich meine Gründe mitgetheilt hatte. Nämlich ebenfalls der Blamage wegen. Wie so? Weil ich doch nicht gerne wollte, daß ein Instrumente, mit dem ich mir die lieben langen Jahre habe sagen lassen, was es an der Zeit in der Nacht war, nunmehr vor dem lieben Vieh geblasen würde und noch dazu die Schweine — denken Sie mal! — Meine Herren, doch um nun bei unserem jetzigen Thema und Antrag zu verharren, so wissen Sie allesammt, wie ich als Lichtzieher am hiesigen Orte begonnen und auch nahe an die dreißig Jahre nunmehr die Talglichter ins gemeine Wesen geliefert habe. Wie würde es Sie nun gefallen, wenn ich nunmehr, wo jetzt das Petroleum angekommen und die Lichter abgekommen sind, von Sie zu meinem Jubiläum prätendiren wollte, daß Wanza sich wieder in die alte Erleuchtung schicke und sich von mir jeden Abend das Licht anstecken lasse? Ne, ne, Ihr Wort in allen Ehren, Herr Burgemeister, und das, was Sie von der Frau Rittmeistern als einen intimen Wunsch bemerken, auch; aber damit können Sie auch bei dem besten Willen unsrerseits diesmal nicht durchkommen! Bedenken Sie mal, meine Herren, wenn wir Marten diesen Gefallen

thäten und sein abgeschafft Horn für unsere nächtliche Ruhe wieder einführten, und nachher vielleicht vom Horn von Wanza in der Welt gesprochen würde?! Ich glaube, alle Seife, die ich in meinem Laden und Geschäft augenblicklich in Disposition habe, wüsche uns dies nicht ab! Noch liegt Wanza nicht an der Eisenbahn, aber wie bald vielleicht mit Gottes und der Regierung Hülfe? Und da sehe ich es denn heute schon wie mit meinen leiblichen Augen, wie sich auf unserer Station die reisende und intelligente Menschheit aus 'm Coupeefenster hängt, wenn die Schaffner uns ausgerufen haben, und sagt: Guck, das ist also Wanza, wo sie das Horn von Wanza wieder eingeführt haben! — Malen Sie's sich aus und dann zum Schluß meiner Rede, meine Herren. Wie so? Nämlich dafür, daß wir den alten Mann, den Marten Marten, für seine langen treuen Dienste redlich belohnen, stimme ich ebenfalls aus vollem Herzen, wenn er eigentlich auch nichts weiter als seine Pflicht und Schuldigkeit wie wir Anderen auch gethan hat. Und wie ich die Menschheit kenne, so ist ihr eine Remuneration in Baarem immer noch das Liebste und wird's ihr bleiben bis an der Welt Ende, und alles Uebrige sind Fisimatenten und Redensarten. Nöthig hat er's ja eigentlich nicht, denn sein gut Gehalt von wegen seiner Verdienste um die Stadt und, wie man sagt, auch ums deutsche Vaterland vor Olimszeiten als Freiheitskämpfer hat er, und die freie Wohnung im Teichthor hat ihm die Familie Overhaus, als sie noch allhier am Ruder war in Wanza, auch verschafft. Und wie er zu der Frau Rittmeistern Grünhage, einer so vermöglichen Frau, mit seinen Extrabedürfnissen steht, weiß ja auch Jedermann. Aber des Anstandes wegen — meinetwegen! machen wir ihm 'ne Extrafreude zu seinem Jubiläum, und auch schon um dem Herrn Burgemeister zu zeigen, daß wir ihm von Magistratswegen gern in allen verständigen Dingen zu Willen sind. Zehn Thaler sind wohl zu wenig; zwanzig ihm aufgezählt wären gewiß genug; aber — meinswegen — sagen wir fünfundzwanzig, und — meinswegen — auch etwas Schriftliches und Orthographisches oder Kalligraphisches dazu, was ihm dann hier auf dem Rathhause in feierlicher Sitzung und mit einer Vermahnung zu fernerem Wohlverhalten überreichet werden kann. Fünfundzwanzig baar aus der Stadtkasse und ein Diplom, das ist's, was Ich nobel nenne und passend; aber sein Gelüste von wegen Wiedereinsetzung seines Tuthornes nenne ich eine Dummheit, und damit soll er uns vom Leibe bleiben, Ihre und der Frau Rittmeistern gewiß achtbare und sinnvolle Gefühle in allen Ehren, Herr Burgemeister! Und nun, wenn Keiner sonst noch was zu bemerken hat, trage ich auf Schluß der Verhandlung über diesen Antrag an. Denn wie so? Ich meine, dieses hochselige Horn von Wanza hat uns allmälig doch wohl lange genug um die Ohren geklungen, und ich habe meine kostbare Zeit für mein eigen Geschäft zu Hause lieber als für solches Allotrium hier auf dem Rathhause!"

„Wunderbar! höchst wunderbar!" rief der Student, aus des Onkels Ruhehafen aufspringend und sich dem durch seine mimisch-bürgerliche Leistung schier erschöpften Exsenior der Caninefaten an den Busen werfend. „Caninefatia sei's Panier! hurrah hoch! Mensch, ich kenne dich aus großartigen Stunden nächtlicher Weihe her; aber — bei den unsterblichen Göttern — sie wußten es, was sie thaten, als sie dich zum Bürgermeister von Wanza machten! Dich brauchten sie hier in Wanza, dich allein! Thyrsusträger sind Viele, jedoch der Berufenen Wenige! Dich aber haben sie wahrhaftig unbändig glücklich für den allein dir zukommenden und

passenden Stuhl in der Weltgeschichte herausgefunden. O, bleibe mein Freund auf der Menschheit Höhen, weiser Seneca! bleibe mein Bruder, Ludwig Dorsten!"

„He, nicht wahr:

Nach meinem Tod wünsch' ich zum Herold mir,
Der meines Lebens Thaten aufbewahre
Und meinen Leumund rette vor Verwesung,
So redlichen Chronisten als mein Griffith."

citirte grinsend und des Onkels Grünhage letzten Rest geistigen Nachlasses zu sich herüberziehend Dorsten. „Sonst aber erscholl ringsum unendlich Gemurmel des Beifalls; ich durfte mir nur einfach die Gesichter rund um mich betrachten und mir alle weiteren Bemerkungen als unnütz ersparen. Mit einer gegen alle Stimmen sind wir durchgefallen, Marten, was Ihr Horn anbetrifft; zu der Extrafreude hingegen, die Ihnen der Senat für die Nacht vom Achtundzwanzigsten auf den Neunundzwanzigsten dieses Monats macht, gratulire ich herzlich. Das wenigstens haben Sie und die Frau Rittmeisterin sicher —

Datum im völligen plenissimo magistratu,
Coram sämmtlichen gegenwärtigen Senatu.
Affigatur et publicetur
Et ad Protocollum notetur!"

„Danke ganz ergebenst, Herr Burgemeister. Werde mich über dieses mit der Frau Rittmeistern noch des Weiteren bereden, glaube aber fest, daß sie sagt: Da wären Sie ja ein wahrer Esel, wenn Sie dem Herrn Bürgervorsteher Tresewitz auch diesen Triumph machten und nicht zugriffen!" sprach der alte Schlaumichel Marten Marten, erhob sich dabei von seinem Sitz, ging in seine Schlafkammer und kam nach einem Augenblick wieder zurück mit dem Nachtwächterhorn von Wanza in der Hand.

Sanft, zärtlich legte er es auf dem Tische vor den beiden Herren und neben der letzten Flasche des Rittmeisters Grünhage nieder und sagte:

„Wenn ich es so angucke, ich komme mir selber ganz erhaben vor! Denn — wie so? sagt Herr Fabrikant und Seifensieder Tresewitz; — nämlich ganz feste muß die heutige hohe Cultur hier bei uns in Wanza, mit Respect zu sagen, noch nicht auf den Beinen stehen, wenn es menschenmöglich ist, daß ich armer alter Kerl sie noch damit über den Haufen blase. Je ja, wenn das aber wirklich sich so verhält damit, wie Sie sagen, Herr Burgemeister, daß löblicher Magistrat und Bürgerschaft es befürchtet, na, dann lassen wir's um Gotteswillen ja beim Alten, das heißt in diesem Falle beim Neuen! Ich für mein Theil wenigstens will die Verantwortlichkeit nicht auf mich nehmen; und noch dazu so kurz in meinem Falle vor Sanct Cyprian's Kirchhofe und der jüngsten Gerichtstrompete. Denn dafür hat auch Keiner eine Garantie, daß er nicht seiner Zeit da Oben mal gefragt wird, was er seiner Zeit hier Unten zur Beförderung des Fortschrittes beigetragen hat. Und denn, sehen Sie mal, ich will meinen Gesang gerade nicht loben, aber zu dem alten guten Instrumente gehörte er doch auch; und wenn Einer Jahre lang allnächtlich die Bürgerschaft gewarnt hat, auf die Erleuchtung zu passen und das Feuer und das Licht zu bewahren, so will er doch gewißlich nicht seinen letzten Odem dazu verwenden, es in Wanza ganz auszublasen. So wahr ich selber jetzt noch im heutigen Tage lebe, da tutete ich mir doch lieber vorher um meinen Hals! Uebrigens habe ich zu Ihnen sowohl, Herr Burgemeister, wie auch der Frau Rittmeistern und auch nachher Fräulein Thekla gleich gesagt, daß es mit diesem meinem närrischen Wunsche nichts auf sich haben würde; also bestätigen Sie mir durch Meister Tresewitzens Rede meinen eigenen Trost, den ich mir selber gegeben habe. Aber, Herr Burgemeister, wenn es dazu noch ein zweiter Trost für mich ist, daß unser

Herr Bürgervorsteher selber Angst vor dem Mißbrauch der guten alten Musik haben und es nicht gerne in Putferkel's Händen sehen wollen, so ist in Anbetracht unserer Sterblichkeit darauf doch kein Verlaß. Also legen Sie es doch lieber mir mit in den Sarg, das Horn; denn für den öffentlichen Aufstreich vielleicht mal steht Ihnen kein Mensch, und Lichtzieher Tresewitz, unser Herr Bürgervorsteher, leidergottes so wenig als ein Anderer. 'Kommt es mal zur Auction über meine Hinterlassenschaften, und Sie, Herr Burgemeister, oder die Frau Rittmeistern greifen nicht rasch zu, so kriegt es Putferkel doch noch in seine Tatzen und bläst es mir zum Tort durch die Kirchhofsthür bis in den kühlsten Grund der Erde hinein; und wenn Herr Tresewitz sich selber für diesen Scandal zu lieb hat, so habe ich immer noch, Alles in Allem genommen — Wanza zu lieb dazu. Der Herr Nevöh sind Zeuge, daß ich es Ihnen, Herr Burgemeister, hiermit feierlich im Voraus vermache und in die Hände lege, das Horn von Wanza, auf daß es in Ehren bleibe und kein Schaden damit geschehe, wenn ich nicht mehr vorhanden bin."

Der regierende Bürgermeister von Wanza nahm das Horn, wog es einige Augenblicke zweifelnd in der Hand — setzte es an den Mund — setzte es wieder ab, ohne ihm einen Laut entlockt zu haben, und sprach mit tonloser Stimme und mit einem nicht zu beschreibenden Blicke auf den jüngeren Freund:

„Na, was sagst du nun hierzu, Grüner? ... Auf daß es Putferkeln nicht in die Hände falle! Nicht wahr, das hätte man voreinst dem Senior der Caninefaten zu mitternächtlicher Stunde auf der Weender Straße prophezeien sollen!"

* * *

Am folgenden Morgen setzte die gute Tante den Neffen von Neuem dadurch in Verwunderung, daß sie das Ding höchst kühl und gleichgültig aufnahm.

„Das dumme Tuthorn hätte uns doch nur das ganze Nest mit in die Feierlichkeit hineingezogen," sagte sie. „Nun bleiben wir jetzo ganz unter uns und begehen unsere Festivität in der Familie, du und ich. Und mit deinem Trübsals-Magistrate und Seifensiedereien bleibe mir gar vom Leibe! — Wenn der Mensch aus purer Bosheit über sich selber in solch 'ner Nacht wie die vergangene wieder einmal dazu gekommen ist, über sich selbst ein Bischen nachzudenken, so kann er bei der Gelegenheit auf gerade so einen curiosen Einfall kommen wie Marten Marten. Und vielleicht gerade so gut wie er zum unsinnigsten Erstaunen von ganz Wanza an der Wipper. Jetzt kommen nur allein Die, welche von Rechtswegen dazu-gehören, und dich scheint der Himmel speciell dazu geschickt zu haben; — Dorsten aber wird diesmal nur im Frack eingelassen. Ich habe mich gestern Abend wieder mal viel zu sehr über mich selber geärgert, um noch für anderes Aergerniß Platz in meiner Seele zu haben. Thekla Overhaus sitzt natürlich zu oberst bei Tische, und für die Nacht wenigstens muß sie Quartier in deines — seligen Onkels Hause nehmen, mein Sohn. Marten Marten nimmt unbedingt die fünfundzwanzig Thaler, ohne sich gerade viel dafür zu bedanken bei der Stadt Wanza. Seine Stunden ruft er auch ruhig bis Mitternacht in das neue Halbjahrhundert hinein — seinen Platz bei Thekla heben wir ihm auf, bis er um zwölf Uhr abgelöst wird. Na, und — das Uebrige wird sich ja auch wohl dazu finden und machen lassen. Dir, mein Sohn Bernhard, rathe ich nur, mir die nächsten acht Tage hindurch so viel als möglich aus dem Wege zu gehen. Fürs Erste bin ich mal todt

für Vieles, was mir sonst ziemlich interessant war — je ja! wie Meister Marten Marten sagt."

Nun war es in der That merkwürdig, wie „todt" die Tante Sophie die nächsten acht Tage durch für alle Interessen Wanza's war, und wie lebendig in mysteriösester Weise sie sich nach den verschiedensten anderen Richtungen hin erzeigte. Fast jegliche Tagesstunde fand sie einmal auf dem Wege durchs Teichthor zu Fräulein Thekla Overhaus, und von jeder dieser Visiten und Conferenzen kam sie munterer und erregter, aber auch zugleich heimtückisch und hinterlistig-geheimnißvoller nach Hause. Was sie eigentlich vorhatte, erfuhr Niemand in Wanza außer dem alten Mit-Jubelkinde, dem Meister Marten Marten. Dieser schien ganz gegen die Regel und Ordnung sofort ins Vertrauen gezogen zu sein, und — ganz in der Ordnung und Regel weder mit seinem Sinn noch seinem Verstand, seinem Gefühl und seiner Vernunft hinterlistig und heimtückisch hinter dem Ofen geblieben zu sein.

„Je ja, meine Herren," grinste er mit kitzelndem Behagen, „wenn die Sache so ausfällt, wie sie sich anjetzo eingerichtet hat, dann weiß ich mir wirklich kein besser Jubiläum hier in Wanza zu wünschen. Sehen Sie mal, das Eine kann ich Ihnen sagen; zwischen uns Dreien hier an der Wipper seit fünfzig Jahren, ich meine zwischen mir und meinem Fräulein und der Frau Rittmeistern, ist das immer so gewesen, nämlich daß wir uns immer gegenseitig auf die richtigen Sprünge helfen. Sie verstehen doch, meine Herren?"

„Nicht im mindesten, grauer Isispriester," brummte Dorsten.

„Ich ebenso wenig, Marten!" rief der Student; und der Alte, die Mütze von einem Ohr aufs andere schiebend, gestattete sich zuerst einen langen grinsenden Blick von einem der beiden jungen Männer zum anderen, um sodann, wie überwältigt von innerstem Behagen, es sich sogar zu erlauben, seinen Chef, den regierenden Bürgermeister der Stadt, ganz zärtlich auf den Rücken zu klopfen und dabei gegen den Neffen der Frau Rittmeisterin zu bemerken:

„Ja, dann ist das freilich eine böse Geschichte, und ich kann Ihnen fürs Erste auch nur dasselbige anempfehlen, was Ihnen, Herr Grünhage, schon die liebe Frau Tante angerathen hat. Nämlich gehen Sie uns jetzo gefälligst so weit als möglich aus dem Wege und laufen Sie uns ja nicht immer vor die Füße; denn, weiß Gott, wir haben wirklich noch alle Hände voll zu thun, um unsere fünfzigjährige Ankunft hier im Amte und, was die Frau Rittmeistern angeht, in Wanza überhaupt anständig zu begehen, wo mein Horn nicht dabei sein kann und die Frau Rittmeistern mit uns ganz unter sich sein will!"

Eine vollständige Umkehr des Hauses am Marktplatz schien vor allem Anderen zuerst dazu zu gehören, um die erwünschte „Anständigkeit" der Feier des Einzuges der Frau Rittmeisterin in Wanza und des Amtsantritts des Wanzaer Nachtwächters vorzubereiten. Der Bürgermeister hub an, jedesmal, wenn er in den Dampf und Aufruhr die Nase hineinsteckte, Schiller's Taucher zu citiren und den befreundeten Jüngling, Bernhard Grünhage, schadenfroh auszufragen, wie es ihm auf des Meeres tiefunterstem Grunde gefallen und wie viele Salamander er bereits mit den Salamandern, Molchen, Waschlappen, Scheuerbürsten und dem sonstigen grausen Gemisch scheußlichen kalten und warmen Wassergeziefers gerieben habe?

„Sie ist glorreich auch in dieser ihrer Raserei!" stöhnte der Neffe und meinte mit dem Worte seine Tante Sophie, die

in diesem Augenblicke mit einem Besen in der einen Hand und einer Bürste in der anderen, und wiederum ohne im geringsten auf ihre weißen Strümpfe zu achten, sich von dem Treppenabsatz auf das Wogen, Wallen, Sieden und Zischen in dem unteren Raume des Hauses niederbeugte und rief:

„Da stehen sie Einem richtig schon wieder im Wege! Liebe Jungen, verlaßt euch drauf: zur rechten Stunde werdet ihr gerufen; jetzt aber schert euch auf der Stelle wieder zum Tempel hinaus.“

„Komm!“ sagte Dorsten, und fürs Erste nichts weiter. Erst drei Gassen weiter weg meinte er ganz scheu:

„Ich kenne eure Alte nicht; aber Mathilde kenne ich, und — Eine ist wie die Andere darin! Zu dieser Kunst, uns Männern die Angst der Creatur deutlich zu machen, scheinen sie allesammt schon neun Monate vor ihrer Geburt berufen zu werden — die Frauenzimmer nämlich! O Grüner, du hast nicht bloß Philologie, sondern auch Einiges von der Geschichte studirt: sag' mal, läßt es sich wirklich nicht historisch nachweisen, daß die Damen von Kaschmir noch am letzten Sonnabend vor der Sündfluth haben scheuern lassen und aufgewaschen haben — all' ihrer übrigen Unreinigkeit unbeschadet? ... Halt' dich nicht auf mit der Antwort — da kommt Tresewitz über den Weg — gerad', als ob uns die Welt noch nicht genug nach grüner Seife röche!“

Sie retteten sich in den „Bären“. Sie retteten sich sehr häufig während dieser schweren Tage in den „Bären“; und auch der Teichthorthurm erwies sich jetzo für den Neffen mehrfach als derselbige gute und sichere Zufluchtsort wie vordem für den seligen, dann und wann auch aus seinem eigenen Hause gespülten Onkel Rittmeister. Wo es irgend ein Asyl gab, kroch der Student unter in diesen unruhevollen Tagen. Er saß vor dem Teichthore bei Fräulein Thekla, hörte sie von dem Candidaten Erdmann Dorsten und der Schlacht bei Leipzig erzählen; und was sonst die Mysterien von Wanza anbetraf, so weihte eine stille Stunde hier ihn tiefer in dieselben ein, als es ein jahrelanges Studium in dem Archive oder der Registratur der Stadt auf dem Rathhause vermocht hätte. Auf dem Rathhause brachte er dessenungeachtet doch auch manche stille Stunde hin, indem er mit Ausdauer Fliegen für den Laubfrosch des regierenden Bürgermeisters fing. Er überfütterte ihn — den Laubfrosch — vollständig, während die Tante weiterscheuerte und nebenan im Sitzungszimmer das Räderwerk des städtischen Verwaltungsmechanismus mit dem weisen Seneca an der Kurbel weiterknarrte.

„Es ist eine recht pläsirliche Creatur, hier dem Herrn Burgemeister sein Frosch, Herr Studente; und ich sehe ihm auch manchmal ganz gerne auf seiner Leiter zu. Er ist uns immer eine angenehme Unterhaltung, wenn wir gerade nichts Anderes vorhaben, Herr Grünhage,“ meinte Hujahn.

Am Vierundzwanzigsten, einem Freitage, brachte der „Bote an der Wipper“ die Nachricht von dem Morde zu Pantin bei Paris in den „Bären“; aber der Neffe der Tante Sophie Grünhage war nunmehr allgemach so weit herunter, daß ihm die schauderhafte Tragödie vollständig einerlei war. Am Sonnabend regnete es noch tüchtig auf den Höhenpunkt der Ueberschwemmung im Hause am Marktplatze hernieder; aber am Sonntag kam die Sonne durch und wurde es das wundervollste Herbstwetter. Der achtundzwanzigste September fiel auf einen Dienstag, da der siebenundzwanzigste auf den Montag gefallen war —

„Traupmann! ... Zu Hülfe! Sie duckt uns unter! ... Onkel Dietrich zu Hülfe!“ ächzte der Student aus dem beängstigend-

sten Traume seines Daseins in Wanza unter einer schüttelnden Hand und beschienen vom fröhlichsten Strahl der Morgensonne auf seinem gastlichen Lager im Hause des Onkels sich aufrecht setzend.

„Je ja, da ist es ja ein wahrer Segen, daß nur ich es bin; ich — Marten Marten, Herr Nevöh! ... Sie müssen ja ganz erschrecklich geträumt haben! Na, besinnen Sie sich nur und sehen Sie mal diese Witterung. Je ja, hätten wir nur heute vor fünfzig Jahren solch ein Wetter gehabt!" sprach das eine Jubelkind des heutigen Tages, dem jungen Verwandten des Hauses die Stiefel, ausnehmend blank geputzt, vor das Bett stellend. „Mit Erlaubniß zu fragen, was hat Ihnen denn gerade in dieser gesegneten Nacht in Ihrem Traume so abscheulich mitgespielt? Das muß ja gerade so wie bei mir Anno Fünfzehn im Feldspital gewesen sein, wo ich alle Nacht von dem gottverdammten Sanct Amand und der gluhen Brandmauer auf mir träumen mußte, ob ich wollte oder nicht."

„Sind Sie es wirklich, Marten?" stammelte der Student, noch immer ganz verwirrt mit der Hand in dem feuchten gesträubten Haarwuchs. „Wovon ich geträumt habe? ... Ja, warten Sie mal — von dem Mörder aus dem dummen Wipperboten, dem Mörder Traupmann! von dem Onkel Dietrich Grünhage, von der Tante großem Reinmachen, von der Jungfer Lunkenbein und — zuletzt — wieder von der Tante Sophie! Aber wie kommen Sie denn jetzt schon — so früh hier ins Haus, Marten?"

„Bitt' ich Sie, bin ich denn nicht heute mit eine von den Hauptpersonen? Da habe ich mich denn diesmal nur um eine oder zwei Stunden früher ein Bischen nützlich gemacht. Nun, jetzt fahren Sie nur so rasch als möglich in die Stiefeln; unten im Hause ist Alles abgetrocknet, und der Kuchen steht schon auf'm Tische. Je ja, wer weiß, ob nicht heute um Mitternacht uns diesmal die liebe Sonne nicht gerade noch so scheint wie jetzt, allen Ihren schlimmen Träumen zum Trotze?!"

„Die Tante hat nicht heizen lassen?"

„Heute nicht!" lachte der Alte. „Sie schwitzt auch schon ohne dieses vor Aufregung. Gehen Sie nur hinunter, Sie finden sie an ihrem Platze hinterm Kaffeetisch; aber noch Eins, vergessen Sie es nicht, sich auch den alten Herrn, den Herrn Rittmeister, den Herrn Onkel meine ich, überm Sopha und über ihr zu betrachten. Mir sieht er nämlich heute ganz anders wie sonsten von der Wand."

Der Student stand jetzt bereits im Hemde am Fenster des früheren Schmollwinkels der Frau Sophie Grünhage. Wahrlich, da lagen unter ihm die Dächer und Gärten im Sonnenschein; im Sonnenschein lag die bunte grüne hügelige Landschaft drüber weg, und im blauesten Morgennebel die Thüringer Berge. Eine Viertelstunde später trat er überall im Hause auf (nach der Mode von Achtzehnhundertneunzehn) frischgestreuten weißen Sand, und — da saß sie richtig unter dem Bildniß ihres Seligen, so früh schon in feierlicher schwarzer Seide, doch mit einer schneeweißen Küchenschürze über dem Festgewande nach der Mode von Achtzehnhundertdreißig. Sehr herbstlich aber doch auch sonnig mit einem netten Ausdrucke von Güte und Milde in dem alten hellen Gesichte, den er bis jetzt so noch nicht darauf bemerkt hatte, erhob sie sich halb von ihrem Sitze und reichte ihm die Hand. Sein Auge wanderte von ihr nach dem Porträt über ihr. Bekränzt hatte man dasselbige nicht; aber der Meister Marten hatte doch Recht: der selige Herr Onkel stierte ihm heute Morgen ganz anders entgegen wie sonst. Ob es die sonnige Beleuchtung machte oder etwas Anderes: der Rittmeister sah, in diesem Augenblicke wenigstens, nicht aus,

als ob er dem Beschauer eine Ohrfeige geben wolle, sondern als ob er sie ihm bereits versetzt habe und nunmehr mit erleichtertem Gefühl, ganz à son aise, die Gegenwirkung erwarte, in der gemüthlichen Sicherheit, zu Fuß, zu Pferde und auch in Oel für Alles bereit zu sein.

„Setze dich, mein Kind,“ sagte seine greise Wittwe gemüthlich. „Mit unseren Vorbereitungen sind wir gottlob zu Ende. Unten in der Stube wird natürlich gegessen. Und was das Uebrige anbetrifft, so bin ich mit mir, Thekla und Marten Marten völlig einig: es ist besser, wir bleiben heute Abend ganz unter uns in der Familie und lassen alle Philister der Welt draußen. Um elf Uhr kommt die letzte Post in Wanza an — eine ganze Stunde früher als vor fünfzig Jahren. Thekla wartet natürlich hier im Hause; aber ich, du und Dorsten, wir nehmen sie auf dem Posthofe in Empfang. Seit vorgestern habe ich ihren Brief in der Tasche — es ist wirklich eine große Freundlichkeit von deinem Papa und deinen Schwestern, daß sie kommen wollen, um heute Nacht den Eintritt der Tante Sophie in die Familie und ihren Einzug in Wanza mitzufeiern. Wenn aber auch dieses mir nicht dazu hilft, um diesem ewigen Krakeel mit der Thekla über — deinen — verstorbenen Onkel Dietrich endlich ein Ende zu machen, so — weiß ich wirklich nichts weiter!“

Der Neffe der Tante Sophie sagte nichts, sondern ließ nur seine Tasse zu Boden fallen. Die Frau Rittmeisterin Grünhage sprach nur:

„Noch ein paar nichtsnutzige Scherben mehr! Was hast du denn, mein lieber Junge? Thu' mir doch nicht gerade so verwundert wie dein alter Papa in seinem Briefe! Bis jetzt ist mir nichts bei der ganzen Geschichte verquer gegangen, als daß uns Marten Marten diesmal nicht wie vor fünfzig Jahren auf seinem gräulichen Tuthorn die Stunde, die es für uns in der Zeit ist, antuten soll.“ — —

Wir sagen auch nichts weiter. Wir können es jetzt einfach nur elf Uhr Abends werden lassen. Wenn wir aber nicht gleichfalls, äußerlich sehr kühl, innerlich vor Aufregung schwitzen, so ist das nur, weil wir an derlei Aufregungen schon seit lange und von mancher gar nicht üblen Berichterstattung über der Menschheit Haushaltsangelegenheiten auf dieser armen reichen Erde her gewöhnt sind. Kühl und gelassen bleiben wir jedenfalls um elf Uhr Morgens, als auf dem Rathhause von Wanza der Herr Bürgermeister Dorsten dem städtischen Nachtwächter Marten Marten seine fünfundzwanzig Thaler „Gratification“ übermacht und das schriftliche Belobigungsdiplom mit seinen eigenen Bemerkungen spickt. Wir nicken nur ganz zustimmend, als Hujahn brummt:

„Ne, so 'n Lumpenkerl mit so 'nem verdammten Glücke! Ja wohl, mit einer Glückshaube ist der alte Schinderknecht und Pferdebieb freilich hier in Wanza zur Welt gekommen.“

Als es Dämmerung geworden war, stand aber Wanza auf den Zehen wie seit lange nicht:

„Wissen möchte ich es wohl, was die Rittmeistern Grünhage schon wieder mal vor hat! ... Alle Fenster erleuchtet und kein Mensch aus der Stadt eingeladen! ... Das mit ihrem fünfzigjährigen Jubiläum hier im Orte ist doch wohl nur eine Dummheit; aber wie man auch herumgefragt hat, Keiner kann Einem eine genauere Auskunft darüber geben, — was meinen Sie denn, Frau Nachbarin? ... Ja, denken Sie, wissen Sie, was Marten Marten sagt? Vorhin begegne ich ihm bei Sanct Cyprian, und weil man seine Wißbegierde doch immer mit sich herumträgt, suche ich ihn wirklich ein Bischen auszuholen. Da grinst er nur ganz

heimtückisch: Der Frau Rittmeistern ihr Jubiläum? Ach, lassen Sie sich doch nichts einbilden, Herr Haugohr; meines wird gefeiert! Die Frau Rittmeistern hat sich auf heute Abend, nur um mir ein Pläsir zu machen, die Gesellschaft aus der Fremde hergebeten. Wer aber eigentlich kommt, kann ich Ihnen selber noch nicht sagen. Daß wir nachher vielleicht auch unser Testament machen, kann Wanza ganz einerlei sein. — Nun, denken Sie mal, Frau Gevattern!"

Gut! War der Tag schön, so wurde der Abend womöglich noch schöner; aber daß die Gemüther in dem Hause am Marktplatze sich mit untergehender Sonne beruhigten, kann man nicht behaupten.

Kurz vor zehn Uhr trat der Mond ins letzte Viertel und der weise Seneca im Frack zu dem Neffen der Frau Rittmeisterin, packte ihn am Arm, führte ihn hinter die Fenstergardine, aus dem Lampenschein hinein in die unzulängliche Beleuchtung durch das bleiche Himmelslicht und seufzte ihn an:

„Mensch, scheint es mir nur so oder bin ich in der That so gräßlich aus dieser abgeschmackten Körperbedeckung herausgequollen? Hat mich eure allgemeine Aufregung und meine innige Theilnahme dran nur so aufgeschwellt, oder bin ich wirklich aus Naturanlage und als Bürgermeister von Wanza so maßlos über einen anständigen Leibesumfang herausgewachsen, wie mir das augenblicklich vorkommt?! Ich bitte dich, Knabe, verkünde mir ehrlich, ob ich nicht zu lächerlich aussehe?! Guck nur die Alte, wie sie ihr Gaudium an mir hat! Und Mathilde hat natürlich auch längst Wind davon, daß etwas Ungeheures sich vorbereitet. Sie hat sich mit ihrer intimsten Busenfeindin, Postmeisters Victorinchen, versöhnt und auf heute Abend eine Einladung zum Thee und auf das neueste Buch der Fräulein Marlitt angenommen. Aber das ist mir ganz einerlei, Grüner! wissen will ich nur, ob ich nicht der übrigen Menschheit zu bodenlos lächerlich vorkommen werde — wenn — wir in einer Stunde deine lieben Angehörigen vom Posthofe abholen werden?! Deine gute Tante hat sie mir nämlich allesammt auf den Hals geladen — deine vier Schwestern! — Du nimmst dich wohl ein Bischen der jungen Damen an, liebster Ludwig! hat sie mir vor fünf Minuten nochmals dringend auf die Seele gebunden, und — du siehst ja gottlob ganz würdig und anständig aus! hat sie auch gehohngrient, die alte Spitzbübin!"

„Hohngrienig" sah die Tante Grünhage um drei Viertel auf elf Uhr nicht mehr drein. Zum letzten Mal an diesem Abend holte sie eine Uhr hervor (nicht die, welche ihr seliger Rittmeister aus Moskau mitgebracht hatte, denn die hatte sie der seligen Jungfer Lunkenbein mit in die französische Julirevolution gegeben, d. h. sie ihr — der Jungfer — gelassen) und sprach mit großem Ernste:

„Kinder, wir müssen jetzt wohl gehen."

— — — — — — — — — — — — —

Ein schriller Pfiff, der an seinem Ende in einen absonderlichen, gar nicht dran gehörenden Triller auslief, klang von Sanct Cyprian's Kirchhofe her.

„Die Glokke hat Elf geschlagen! Elfe ist die Glokk!" rief der Nachtwächter von Wanza an der Wipper die Stunde ab.

„Und da bläst Füllkorn gerade auf die Minute unter dem Teichthor, Frau Rittmeistern," sagte der Postmeister von Wanza, ein paar Minuten später hinzufügend: „Sieh, sieh, auch eine Beichaise. Ja, ja, Wanza wird Weltstadt, und der Verkehr mehrt sich. Nun Leute, alle heran! Hierher, leuchtet den Herrschaften zum Aussteigen! Viel Damengepäck! Na, Marten, dann kommen Sie nur und halten Sie Ihre Laterne mit her. Heute vor fünfzig Jahren sollen Sie ja auch wohl schon mit ihr dabei gewesen sein? Nun, in Ihrer

Stelle läge ich denn doch lieber im warmen Bette, um mein Jubiläum und noch dazu auf solch 'nem Ruheposten wie der Ihrige zu feiern."

„Ist dies Wanza?" fragte aus dem jetzt auf dem Posthofe haltenden gelben Wagen eine biedere, aber etwas heisere Männerstimme.

„Ja wohl!" rief die Frau Rittmeisterin. „Macht doch Platz, ihr Anderen, und laßt mich heran! Du aber mach doch die Thür auf, Bernhard!"

Ein alter breitschulteriger, würdiger Herr mit einer Brille auf der Stirn haspelte sich zuerst aus dem Gefährt, blinzelnd vor dem Laternenlicht Marten's und unterstützt von dem rasch zugreifenden jungen Gast der Frau Rittmeisterin Grünhage.

„Nun, Papa, möglich ist es, daß du es bist — und die Mädchen auch; aber —"

„Ist er es wirklich?" fragte jetzt die Tante Sophie im hellsten metallischen Ton. „Nun denn, das ist freilich ungemein freundlich von ihm. Schönen guten Abend, lieber Schwager! ich bin nämlich die Rittmeisterin Grünhage in Wanza an der Wipper, und — wissen Sie wohl noch? vor fünfzig Jahren auf meinem Hochzeitstanz in Halle an der Saale haben Sie mir die Schleppe abgetreten! Jetzt geben Sie mir die Hand, bester Bruder Doctor; und Sie, Marten Marten, halten Sie doch Ihre dumme Laterne ein Bischen höher, daß die zwei Grünhage von Anno Neunzehn sich im Jahre Neunundsechzig wiedererkennen können. Je ja, ein Bischen älter sind wir in der Zeit wohl geworden, Schwager; es war aber desto hübscher von Ihnen, daß Sie mir neulich Ihren Jungen schickten, um die alte gute Bekanntschaft durch das jüngere Volk aus der Familie wieder anzuknüpfen. Wo stecken denn aber die Mädchen?"

Drei von ihnen entwanden sich eben auch dem Hauptwagen, standen nun ebenfalls im Laternenlicht auf dem Wanzaer Posthofe, lächelnd, knixend und ziemlich verlegen.

„Marie! meine Anna und meine Martha, verehrte Schwägerin!" zählte sie der Doctor aus Gifhorn ab und der Frau Rittmeisterin von Wanza zu, und sie bekamen eben jede einen Kuß von der alten Frau, als der Bruder Bernhard plötzlich ganz kläglich und vorwurfsvoll dazwischen rief:

Ja, aber unsere Alte?! ... Wo steckt denn unsere Alte? ... Na, das wäre freilich großartig, wenn ihr die Alte wieder mal als Aschenbrödel zu Hause gelassen hättet, um in eurer Abwesenheit es zu hüten und den Torfhandel der süßen Heimath zu überwachen."

„Das wäre mir freilich auch nicht lieb!" sprach die Tante Grünhage, die jüngste Nichte eben aus den Armen freilassend; aber der Vater Grünhage brummte behaglich:

„Ne, ne, beruhige dich nur, lieber Sohn. Sie sitzt in der Beichaise, Frau Schwägerin. Bis zur vorletzten Station hat sie sich drin einer armen Person und Mitpassagierin mit drei Kindern und einem meines Erachtens ziemlich bedenklichen Husten erbarmt. Uebrigens hat es freilich einige Mühe gekostet, sie auf so kurze Ordre hin, verehrte Frau Schwester, mit uns Anderen auf diese Fahrt in die weite Welt zu bringen; und zuletzt that sie es auch da nur aus Mitleid, da sie wußte, daß wir ohne sie auf keine Weise unterwegs fertig geworden wären."

Es war der städtische Nachtwächter von Wanza, der mit dem unverkennbarsten Vergnügen seinem regierenden Bürgermeister mit seiner Laterne an der Beichaise das nöthige Licht lieferte. Es war der Bürgermeister von Wanza, der unsere Alte aus der Beichaise hob und in seinem ominösen Examinationsfrack dergestalt eifrig

sich dabei bewegte, daß ihm in der That eine Naht unterm Arm mit einem merkbaren Krach platzte. Daß in dem nämlichen Augenblick ein Fenster in der Privatwohnung des Herrn Postmeisters klirrend zugeschlagen wurde, erschütterte ihn wenigstens doch so weit in seinem Gewissen, daß er auf dem Heimwege nach dem Hause am Marktplatz seinem früheren Studiengenossen zuraunte:

„Du, das war Mathilde, die dem Postmeister eben eine Fensterscheibe schuldig wurde. Ich konnte nichts dafür. Ich war doch einfach nur so höflich, als es sich unbedingt schickte gegen unse— gegen deine Fräulein Schwester.“

Der Schlingel führte diese „Fräulein Schwester“ dabei am Arme und sah in seinem lächerlichen Feiergewande fast ebenso schlau-behaglich wie unmenschlich dick aus.

Aber wir stehen ja immer noch auf dem Posthofe von Wanza, wo jetzt gottlob die Tante Sophie auch unser gutes altes Mädchen, unsere Käthe Grünhage, in den Arm genommen hat und sie von Marten Marten beleuchten läßt; sie abküßt wie die Anderen, aber dazu ruft:

„Also du bist es, die die Beste in unserer ganzen Familie sein soll! Und die Verständigste auch! Und die Vernünftigste dito! Und nicht wahr, du bist es auch gewesen, die zuerst auf den vernünftigen Einfall gekommen ist, den ganz anständigen und braven Jungen, euren Bernhard, hierher nach Wanza zu schicken, um die Alte an der Wipper im — Vorbeigehen von euch mal zu grüßen?“

„Ja, liebe Tante!“ sagte Käthe Grünhage treuherzig, aber doch auch durch ihre Thränen lachend. „Daß es aber so — so — schön ausfallen würde, habe ich mir nicht vorher gedacht!“

„Elf Uhr ist die Glokk!“ rief Marten Marten mit rauhester Amtsstimme, in Ermangelung des Hornes von Achtzehnhundertneunzehn die Mark und Bein durchdringende Pfeife von Achtzehnhundertneunundsechzig an den Mund setzend.

„Herr du meine Güte, und es ist gut halb Zwölfe schon, und Thekla hat wahrhaftig alles Recht, allgemach wieder einmal ungeduldig zu werden!“ rief die Frau Rittmeisterin, gleich allen Uebrigen vor dem unvermutheten Amtsgetöse ihres alten Freundes zusammenfahrend. „Jetzt kommt nach Hause! Wissen Sie wohl noch — heute vor fünfzig Jahren, Marten?“

„Alles noch wie von gestern in meinem Gedächtniß, Frau Rittmeistern,“ erwiderte Marten Marten ehrbar. „Mit dem Horn und dem Spieß kann ich heute Ihnen und den übrigen Herrschaften nicht mehr aufwarten; aber mit meiner Laterne leuchte ich Ihnen gerne noch heute so wie damals. Und wenn der Mond auch noch so voll im Kalender und am Himmelsgezelt stände, sie müßte doch dabei sein, und das von Rechtswegen.“

„Dann gehen Sie mit ihr nur vorauf; und ihr Anderen kommt. Sie geben mir wohl Ihren Arm, lieber Schwager.“

— — — — — — — — — — — —

Sie — Fräulein Thekla Overhaus — saß mit ihren erblindeten Augen freilich ganz allein in der großen Stube linker Hand im unteren Stock des Grünhage'schen Hauses am Marktplatz, wo der Tisch für die erwarteten Gäste und Verwandten gedeckt war; aber sie wartete mit großer Geduld. In dem alten Potpourri stand vor ihr ein großer Strauß frischer, aber letzter Herbstblumen, die sie nicht sah, über die sie aber von Zeit zu Zeit mit der Hand fuhr wie über ein liebes bekanntes Gesicht. Und als das Festgewühl dieses sonderbaren Jubiläums nunmehr in das vor fünfzig Jahren so wüste Festgemach drang und ihr die Verwandten des Hauses Grünhage aus der Lüneburger Haide nach einander vorgestellt wurden, fuhr sie auch ihnen über die Gesichter

mit der Hand (den Doctor nicht ausgeschlossen); und als sie damit fertig war (Fräulein Katharina Grünhage war die Letzte), sagte sie nichts weiter als:

„Dies ist der vernünftigste Streich, den Fiekchen, Ihre Frau Schwägerin meine ich, Herr Doctor, je in ihrem Leben ausgeheckt hat —"

„Halt den Mund, alte Kriegskameradin, oder lobe dich selber!" rief die Tante und Rittmeisterin Sophie Grünhage.

Sie sollten aber allesammt noch einmal zusammenfahren, und diesmal heftiger denn zuvor.

„Tut — Tuuut!" erscholl es in der Thür des Festgemaches, und da stand Marten Marten, nachdem er für diese Nacht sein Amt an seinen Collegen abgegeben hatte, und blies das Horn von Wanza nicht als städtischer Nachtwächter, sondern als ganz einfacher Privatmusikante.

„Mit gütiger Erlaubniß, meine Herrschaften, und Sie, Herr Burgemeister!" sagte er. „Unsere übrige Verabredung wissen Sie ja, Herr Burgemeister."

„Da bei Fräulein Thekla sitzen Sie, Marten!" rief die Frau Rittmeisterin über den Tisch weg. „Nachteulen sind wir diese Nacht Alle, und es wird ein wahres Glück sein, daß wir wiederum den Nachtwächter von Wanza zur Hand haben, um uns von ihm mit oder ohne sein Horn die Stunde ansagen zu lassen. Punkte ein Uhr gehen wir zu Bette. Für jetzt: Willkommen in Wanza die Familie Grünhage! . . . Es ist wirklich ein vernünftiger Streich, den Thekla Overhaus, Marten Marten und ich ausgeheckt haben. Punkte ein Uhr zu Bett: denn ich freue mich zu sehr darauf, euch Alle mir morgen früh bei der lieben hellen Sonne erst noch viel genauer besehen zu können."

„Ich auch!" sprach der weise Seneca und zur Zeit sich selber noch allein regierende Bürgermeister von Wanza an der Wipper. Es berechtigte immerhin zu einigen Hoffnungen für ihn, daß er in diesem Augenblicke weder Mathilde's gedachte, noch den Calvisius Sabinus hercitirte.





Maria Theresia.

Von

Adolf Beer.

Am 29. November 1780 hauchte Maria Theresia, eine der sympathischsten Gestalten der Habsburger, eine der bedeutendsten Frauen aller Zeiten, ihren Geist aus. Schon in den ersten Jahren nach ihrer Thronbesteigung erregte sie die Bewunderung Aller, die mit ihr in Verbindung kamen und Gelegenheit hatten, sie in der Nähe in ihrem Schalten und Walten zu beobachten, und selbst der größte Gegner ihres Hauses war für ihre Person von Hochachtung erfüllt. Die eingehenden Studien, welche besonders in den letzten Jahren über die Regierungszeit der großen Monarchin zu Tage traten, haben das Urtheil der Zeitgenossen nicht nur vollauf bestätigt, sondern zum Theil noch gesteigert, und Oesterreich kann mit Stolz auf die Frau zurückblicken, welche vierzig Jahre lang das Scepter führte.

Eine schwierigere Aufgabe fiel kaum zarter Frauenhand anheim. Elisabeth von England hatte eine harte erfahrungsreiche Vergangenheit hinter sich, als sie nach dem Ableben ihrer Schwester die Zügel der Regierung ergriff, und in ihrer Einsamkeit Muße gefunden, sich mit den Problemen, die ihrer harrten, zu beschäftigen. Katharina von Rußland, vielleicht das größte weibliche Herrschertalent, entnahm das Scepter mit einem fast vollständig durchgearbeiteten Programm den schwachen Händen ihres Gatten. Gänzlich unvorbereitet für ihren Herrscherberuf gelangte die Königin von Ungarn auf den Thron. So sehr sich ihr Vater abgemüht hatte, durch eine Reihe von Verträgen die weibliche Nachfolge in allen Königreichen und Ländern zu sichern, darauf richtete er sein Augenmerk nicht, seine Tochter auch nur einigermaßen mit den großen Fragen bekannt machen zu lassen, wenn der letzte männliche Sproß der Habsburger das Zeitliche segnen sollte. Trotz der harten Erfahrungen, welche Karl VI. zu machen Gelegenheit hatte, mit welcher Leichtigkeit kaum abgeschlossene Verträge über Bord geworfen wurden, rechnete er darauf, daß durch die vielen Tractate, die er zur Sicherung der weiblichen Nachfolge unterzeichnet hatte, die unverkürzte Erhaltung des österreichischen Ländergebietes gewährleistet sei. Die mühselige Arbeit vieler Jahrzehnte war rein nutzlos. Kaum hatte Karl die Augen geschlossen, als von allen Seiten Ansprüche erhoben wurden, und die junge Fürstin sah sich einer Schar von Gegnern gegenüber, die ihr das väterliche Erbe bestritten. Die Hoffnung, ohne Kampf sich im Besitze zu behaupten, schwand bald. Das Schwert mußte entscheiden, ob der mühselig erworbene Ländercomplex werde zusammengehalten werden können. Für diesen Fall waren durchaus keine Vorbereitungen getroffen: Heer und Finanzen in einem trostlosen Zustande, und auch unter der Bevölkerung tief-

gehende Spuren einer großen Unzufriedenheit mit dem habsburgischen Regiment.

Bewunderswerth rasch fand sich Maria Theresia zurecht. Ohne Zweifel ging der energische Entschluß zur Abwehr aus ihrer eigenen Initiative hervor; sie entschied gegen die Stimmen derer, welche ein Abkommen mit ihrem gefährlichsten Gegner, Friedrich II., befürworteten, obgleich sie bald mit vollster Klarheit die Ueberzeugung gewann, daß sie zur Vertheidigung ihres Erbes auf sich allein angewiesen bleiben werde. Die fein ausgesponnenen Pläne des französischen Ministers, den Tod des Kaisers zu einem Schlage auszuholen, um die habsburgische Monarchie aus der Reihe der Großmächte zu streichen und Maria Theresia zu einer Königin von Ungarn herabzudrücken, schienen sich der Verwirklichung zu nähern, und gering waren die Hoffnungen, daß es gelingen könnte, mit den zur Verfügung stehenden winzigen Hülfsmitteln einer Welt von Feinden Stand zu halten. Der große Feldherr und Staatsmann, dem die deutsche Linie des Hauses Habsburg ihre selbständige Großmachtstellung zu danken hatte, Eugen von Savoyen, hatte längst die Augen geschlossen, und weder im Felde noch im Rathe winkte ein Ersatz. Die meisten greisen Staatsdiener, welche Maria Theresia aus der Erbschaft ihres Vaters übernahm, gingen über die gesunde Mittelmäßigkeit nicht hinaus und verwirrten ihren Blick. Mit rührender Einfachheit spricht sie es in ihren Aufzeichnungen aus, in welche Unruhe und Verwirrung sie durch die aus einander gehenden Ansichten ihrer Minister versetzt wurde, wie sie immer tiefer und tiefer in ein Labyrinth gerathen sei, erfüllt von Mißtrauen und Unentschlossenheit, und „wenn nicht Gott selber," fügt sie hinzu, „dadurch einen Strich gemacht hätte, daß sie alle starben, wäre ich niemals im Stande gewesen, Abhülfe zu treffen, indem ich lieber selbst gelitten habe als zu den äußersten Entschlüssen zu schreiten wagte."

Auch die Mittel zur Abwehr spähte die Fürstin aus. Die Seemächte, England und Holland, zögerten mit der Hülfeleistung; Rußland wurde durch die Staatsumwälzung, welche die Czarin Elisabeth auf den Thron erhob, abgehalten, den übernommenen vertragsmäßigen Verpflichtungen nachzukommen. Kurfürst August von Sachsen, der durch österreichische Unterstützung die polnische Königskrone erlangt hatte, schlug sich, nicht eingedenk der Opfer, welche Karl VI. gebracht hatte, zu den Gegnern Maria Theresia's, um bei der für unvermeidlich gehaltenen Theilung der österreichischen Länder auch ein Stück für sich zu erlangen. Von keiner Seite winkte Hülfe und Rettung aus der schweren Bedrängniß. Die junge Frau wendete sich an den Leiter der französischen Politik, den Cardinal Fleury, und erklärte sich mit harten Opfern zum Frieden bereit. Frankreich wies das Anerbieten zurück. Auf die eigene Kraft angewiesen, faßte Maria Theresia den Entschluß, die Unterstützung der Ungarn anzurufen, unbekümmert um das Mißtrauen ihrer Umgebung, welche nicht ohne Grund auf die gegnerischen Stimmungen in Ungarn hinwiesen, die trotz aller Versicherungen von Loyalität und Treue daselbst fortwucherten. Die Furcht war eine verbreitete, daß die Magyaren die traurige Lage der Königin zu eigenen Zwecken ausbeuten würden. „Die Königin zeigte," schreibt ein eingeweihter zeitgenössischer Berichterstatter, der venetianische Botschafter in Wien, „bei dieser Gelegenheit alle die Gaben des Verstandes und des Gemüthes, mit welchen Gott sie vor der Mehrzahl der Fürsten Europa's ausgezeichnet hatte. In jenen Tagen war sie gewissermaßen aufs Aeußerste gebracht, oder konnte wenigstens von keinen ihrer Unterthanen als von den Ungarn Vertheidigung hoffen. Dennoch widersetzten sich die Oesterreicher, noch unter dem Eindrucke der früheren Aufstände und von dorther nur Gefahren für ihre Herrscherin besorgend, einem solchen Schritte, so daß man füglich sagen kann, Ihre Majestät sei, um jenes Volk zu bewaffnen, gezwungen gewesen, den Plan allein zu entwerfen und ihn gegen die Meinung ihrer Minister und wider die Hindernisse zu verwirklichen, welche von denselben dagegen erhoben wurden."

Es kamen Zeiten der tiefsten Bedrängniß. Von allen Seiten drangen feindliche Heere in das Herz der österreichischen Staaten. Tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Rathgeber Maria

Theresia's; sie allein blieb ungebrochen, muthig und ausdauernd. In den düstersten Stunden blieb ihr Gottvertrauen aufrecht; „ich verliere den Muth nicht," schrieb sie einmal, „nachdem ich eine solch gerechte Sache für mich habe." Die Minister der Königin von Ungarn befürworteten eine Verständigung mit Preußen, selbst Bartenstein, der energischste Gegner Friedrich's, die Seele der Kriegspartei in Wien, erklärte, es gebe kein anderes Rettungsmittel, als empfindliche Opfer zu bringen; Maria Theresia blieb unbeugsam, sie wollte nichts von Nachgiebigkeit wissen. Erst nach mehrtägigem Andrängen gelang es, sie anderen Sinnes zu machen. „Placet," schrieb sie, „weil kein anderes Mittel, zu helfen, aber wohl mit meinem größten Herzeleid." Als dann im weiteren Verlaufe des Krieges Nachrichten von einigen Erfolgen nach Wien gelangten, sah sie darin einen Finger der Vorsehung, die sich ihrer als eines Werkzeuges bediene, um das Haus Oesterreich zu erhalten und es aus seiner tiefsten Erniedrigung wieder emporzuheben. Die alten Traditionen ihres Hauses lebten in ihr wieder auf. Sie trug sich mit dem Plane eines Austausches der Niederlande gegen Baiern. Der Gedanke tauchte auf, die Herrschaft Oesterreichs in Italien dauernd zu begründen; all' die reichen Länder, welche Karl VI. auf der apenninischen Halbinsel abzutreten genöthigt worden war, sollten wieder erworben werden, und die Eroberung Neapels wäre ihr geglückt, wenn sie von Seiten der Seemächte unterstützt worden wäre.

Nahezu acht Jahre dauerte der große Kampf um das Erbe; mit verhältnißmäßig geringen Verlusten ging Maria Theresia aus demselben hervor; es war ihr gelungen, die deutsche Kaiserkrone ihrem Manne nach der kurzen Zwischenregierung des Kurfürsten von Baiern aufs Haupt zu setzen und sich selbst eine achtunggebietende Stellung in dem europäischen Staatensystem zu sichern. Wenn die Befürchtungen oder Hoffnungen jener, welche den sicheren Untergang Oesterreichs voraussagten, nicht in Erfüllung gingen, so kann Maria Theresia einen großen Theil des Verdienstes für sich in Anspruch nehmen, den Staat aus der schweren Krise gerettet zu haben. In den Zeiten der Noth und Gefahr war sie herangereift zum vollen Verständniß ihrer Aufgabe. Mit staunenswürdiger Raschheit hatte sich die junge kenntnißlose Frau in die wichtigsten politischen und staatlichen Fragen hineingelebt. Zeitgenössische Beurtheiler, die in der Lage waren, Verhältnisse und Personen in nächster Nähe kennen zu lernen, sind erfüllt von Bewunderung für die Herrscherin, die mit seltener Leichtigkeit die schwierigsten und verwickeltsten Angelegenheiten bewältigte und durch rastlosen Fleiß dem Mangel an Wissen und Erfahrung abzuhelfen bemüht war. „In der Königin," schrieb der Venetianer Capello bereits im Jahre 1744, „sind alle jene Gaben vereinigt, welche die Geschichte an den berühmtesten Fürsten und Staatsmännern preist. Bewunderungswürdig ist die Leichtigkeit ihrer Auffassung eines jeden Gegenstandes, derselbe mag sich auf Rechtswesen, auf Politik, auf Staatswirthschaft oder auf Kriegswesen beziehen, so daß sie sich nicht allein stets für die beste unter den verschiedenen Meinungen entscheidet und für dieselbe die gewichtigsten Gründe anführt, die entgegengesetzte aber schlagend widerlegt, sondern auch die passendsten Auskunftsmittel vorschlägt. Niemals läßt sie sich abschrecken durch die Menge der Geschäfte, niemals ermüdet sie."

Die epochemachende Wirksamkeit Maria Theresia's für Oesterreich tritt nach Herstellung des Friedens durch eine Reihe von Maßnahmen hervor, die mit ihrer vollsten Zustimmung bewerkstelligt wurden, um dem lockeren, fast zusammenhangslosen Ländergefüge ein staatliches Gepräge zu geben. Wohl wird man auch die Einflußnahme jener Männer in Anschlag bringen müssen, die bei der Neuordnung des Staates eine Fülle schöpferischer Kraft entfalteten, allein die Wahl dieser Persönlichkeiten war die eigenste That Maria Theresia's, und durch die bereitwillige Unterstützung, welche sie ihnen bei der Durchführung der Reformvorschläge angedeihen ließ, bekundete die Monarchin ein eindringliches Verständniß für das, was Noth that, und einen unentwegbaren Willen, das als zweckmäßig Erkannte allem Widerstande zum Trotz zu verwirklichen. Die Fehler früherer

Regierungen standen klar vor ihrem Geiste, und ihr Urtheil über die Versäumnisse ihrer Vorfahren ist ebenso scharf als richtig. Nicht selten zeichnete sie durchaus selbständig die Bahn vor, welche eingeschlagen werden sollte, und selbst in Fragen, die sonst dem Verständnisse einer Frau fern liegen, fand sie sich instinctiv zurecht. Der tief gehaßte Nachbarstaat hatte gezeigt, was ein verhältnißmäßig kleines Staatswesen zu leisten fähig sei, und das Vorbild Preußens blieb für die Umgestaltung Oesterreichs mustergebend.

Während des Kampfes um ihr Erbe hatte sie genugsam erfahren, wie tief die österreichischen Streitkräfte unter jenen des Nachbarstaates standen und wie ungenügend die Hülfsmittel zur Erhaltung einer genügenden Kriegsmacht waren. Langwierige Verhandlungen mit den Ständen waren erforderlich, um dieselben zu bestimmen, an Stelle der jährlichen Bewilligung von beiläufig neun Millionen Gulden sich zur Uebernahme einer um fünf Millionen höheren Summe für zehn Jahre zu verpflichten. Nicht bloß die Steigerung der Abgaben rief einen mächtigen Widerstand hervor, sondern gegen die Beseitigung der bisherigen Gepflogenheit, alljährlich Steuern und Truppen zu bewilligen, zeigte sich eine tiefgehende Abneigung, die um so bedeutsamer in die Wagschale fiel, als sie von einigen Personen, die in der unmittelbaren Umgebung der Monarchin in einflußreicher Stellung sich befanden, genährt wurde. Nach dem eigenen Geständnisse Maria Theresia's wurde sie durch das Vorbild Preußens bestimmt, auf dem einmal gefaßten Beschlusse zu beharren, um durch eine Reihe von Verhandlungen das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Die Einheit der wichtigsten staatlichen Institution, des Heeres, wurde glücklich bewerkstelligt, und die österreichische Armee war der erste Repräsentant Gesammtösterreichs. Auch der Organisation des Heeres widmete die Kaiserin stete Sorgfalt; die Einführung eines „gleichförmigen Exercitiums und einer wohlanständigen Militärdisciplin" lag ihr am Herzen. „Wer würde es glauben," sagt sie in ihren Aufzeichnungen, „daß nicht das Mindeste eingeführt war im Regul bei meinen Truppen; ein jeder machte ein anderes Manöver, im Marche, im Exercitio und in Allem; einer schüßet geschwind, der andere langsam; die nemliche Wort und Befehle wurden bei einem also, bei dem anderen wiederumb anderst ausgedeutet, und ist wahrhaftig kein Wunder, wenn zehn Jahre vor meiner Regierung der Kaiser allzeit geschlagen worden." Die Verbesserungen traten in fast allen Zweigen der Kriegsverwaltung hervor, und wenn die österreichischen Heere in dem großen Kampfe, der später sieben Jahre lang die Kräfte des Staates in Anspruch nahm, sich mit Lorbeeren bedeckten, so kann Maria Theresia das Verdienst in Anspruch nehmen, ihr Scherflein dazu beigetragen zu haben. Friedrich II., gewiß der competenteste Beurtheiler, sagt es selbst: „Durch diese Bemühungen erreichte das Kriegswesen eine Stufe der Vollkommenheit wie noch nie unter den Kaisern aus dem Hause Oesterreich, und eine Frau führte Entwürfe aus, die eines Mannes würdig waren."

In einem Staate wie Oesterreich, aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, bildet die Verwaltung den Kitt, und die Nothwendigkeit entsprechender Einrichtungen tritt um so fühlbarer hervor. Die zu überwindenden Schwierigkeiten waren und sind in Oesterreich größer als anderswo, wo eine gleichartige Bevölkerung die Ergreifung der erforderlichen zweckmäßigen Maßnahmen erleichtert. Der Kampf zwischen Föderalismus und Centralismus, welche Schlagworte in neuester Zeit das politische Leben beherrschen, ist in Oesterreich uralten Datums und wurde auch unter Maria Theresia mit außerordentlicher Zähigkeit geführt In dieser einzigen Frau dämmerte das Bewußtsein auf von der großen Bedeutung der Verwaltung für den Staat, und sie hielt dauernd die Erkenntniß von der Nothwendigkeit fest, den losen Mechanismus durch organische Einrichtungen zu ersetzen. Die verschiedenen Länder Oesterreichs waren durch keine oberste Verwaltungsbehörde unter einander verbunden und standen unter abgesonderten Kanzleien, welche Verwaltung und Rechtspflege leiteten. Nutzloser Streit und leidige Rivalität unter den Behörden machten sich nicht selten breit und hemmten jeden Fortschritt. Die höh-

mische Hofkanzlei wies eine jede Einmischung einer anderen Centralstelle zurück und machte selbst dem Landesfürsten einen Einblick in die inneren Angelegenheiten des Landes unmöglich. So weit sei es gekommen, sagt Maria Theresia selbst, daß der Landesherr gegen den Willen des obersten Kanzlers schwerlich durchzudringen vermochte. Zweierlei schien erforderlich: einmal eine größere Verschmelzung bezüglich der einzelnen Ländergruppen, sodann eine schärfere Trennung der Geschäfte. Ersteres wurde erreicht durch die Schaffung einer Centralbehörde an Stelle der österreichischen und böhmischen Hofkanzlei, welcher alle Verwaltungsangelegenheiten zugewiesen wurden; letzteres durch Trennung der Verwaltung von der Justiz. Die wichtigeren Angelegenheiten der nunmehrigen obersten Verwaltungsbehörde ließ sich die Kaiserin an einem bestimmten Tage allwöchentlich vortragen, und die oberste Justizstelle nahm ein Werk in Angriff, welches allerdings erst nach Jahrzehnten zu einem endgültigen Abschluß kam: die Codification des Civilrechts. Diese Scheidung der auf die Justiz und Verwaltung bezüglichen Angelegenheiten wurde auch in den einzelnen Provinzen durchgeführt; Maria Theresia erblickte darin nach ihren eigenen Worten „den wahren Grundstein“ für die Monarchie, indem dadurch „dem Landesfürsten die Gelegenheit verschafft würde, die wahre Kenntniß von der Beschaffenheit seiner Länder für sich selbst zu gewinnen, deren Beschwerden zu erörtern und zu prüfen, mithin einen justizmäßigen, Gott gefälligen Vorgang zwischen Obrigkeiten und Unterthanen zu fördern, insbesondere aber ein wachsames Auge zu führen, damit die Armen und hauptsächlich die Unterthanen von den Reichen und Obrigkeiten nicht unterdrückt werden.“ An der neuen Einrichtung hielt Maria Theresia unerschütterlich fest und forderte in ihren Aufzeichnungen ihre Nachfolger auf, dieselbe „wie einen Augapfel“ zu bewahren. Die Anzahl der Gegner war keine kleine. Namentlich die Stände und der große Adel verhehlten ihren Unmuth nicht. „Das größte Geschrei,“ klagt die Kaiserin, „war an dem Hofe selbst und von Seite Jener, die theils von meiner Gnade leben, theils durch die ihren Voreltern von meinen Vorfahren erwiesene Milde und Großmuth zu Reichthum und Ansehen gekommen sind, weshalb sie freilich auch durch Abstellung der unerlaubten Mißbräuche und durch das Bestreben, geordnetere Zustände und eine gleichere Vertheilung der Lasten herbeizuführen, am meisten betroffen wurden; aber,“ fügt sie hinzu, „ich ließ mich durch das Geschrei nicht irre noch abwendig machen, dasjenige auszuführen, was ich durch Gottes Beistand unternommen, nachdem ich von dessen Billigkeit und Unentbehrlichkeit in mir fest überzeugt war.“

Durch die Errichtung des Directoriums, wie die neue Centralbehörde für die österreichischen und böhmischen Länder genannt wurde, war wohl einem großen Uebelstande abgeholfen, allein noch immer bestanden abgesonderte Oberbehörden, sogenannte Hofstellen, welche der Kaiserin unmittelbar Berichte und Vorträge erstatteten und daher „die rechte Verbindung aller Theile mit dem Herzen“, wie Kaunitz sich ausdrückt, vermissen ließen. „Ein auf richtige Grundsätze gebautes Universalsystem in den inneren Angelegenheiten“ war nicht vorhanden. Diesen Mangel ersetzte Kaunitz durch seine außerordentliche Arbeitskraft, indem er nicht bloß auf die auswärtigen Angelegenheiten einen bestimmenden Einfluß ausübte, sondern auch in den wichtigen, die innere Verwaltung betreffenden Fragen Gutachten erstattete, eine Zeit lang sogar auch die oberste Leitung der militärischen Operationen in den Bereich seiner Wirksamkeit zog. Die Arbeitskraft dieses Mannes wurde stark in Anspruch genommen, und das tiefe Bedürfniß, sich durch Heranziehung anderer Kräfte eine Erleichterung zu verschaffen, führte zu dem Vorschlage, eine berathende Centralstelle, den Staatsrath, in Antrag zu bringen. Das Hauptübel bestehe darin, so lauten die Darlegungen des Staatskanzlers, daß keine Oberleitung, keine Aufsicht, keine Ueberwachung, keine Verbindung des Ganzen mit seinen Theilen bestehe, Alles werde nur stückweise behandelt. Jeder arbeite nur, wie er wolle. Die umfassenden Denkschriften von Kaunitz erfreuten sich der vollständigen Billigung der Kaiserin, wie aus ihren eigenhändig beigesetzten Worten hervorgeht. „Die Schilderung,“ schreibt sie, „ist nichts

weniger als übertrieben. Mit Hülfe des Staatsrathes und desjenigen, der mir ihn vorschlug, schmeichle ich mir, dem Ruin des Staates vorbeugen zu können.“ Und als Kaunitz infolge dieser principiellen Billigung seiner Ansichten eingehende Vorschläge über die Organisation des Staatsrathes entwarf, schrieb die Kaiserin gleichfalls eigenhändig: „Ich erwarte mit grossen verlangen dem anfang dieses neuen staatsrath als das heyl meiner erblanden, beruhigung meines gemüths und gewissens.“ So sehr die Kaiserin von den Rathschlägen ihres Ministers sich leiten ließ, sie zeigte auch bei dieser Gelegenheit, daß sie demselben nicht blindlings folgte, sondern sich ihre eigene selbständige Auffassung gebildet hatte, der man es nachrühmen muß, daß sie an Zweckmäßigkeit jene des Staatskanzlers übertraf.

Ein Ergebniß des Krieges fiel ungemein schwer in die Wagschale: das Aufkommen Preußens, wodurch die Stellung Oesterreichs in dem europäischen Staatensystem verschoben wurde. Der alte Kampf des Hauses Habsburg gegen Frankreich und die Obermacht in Europa trat in den Hintergrund der neuen großen Gefahr gegenüber, welche der europäischen Machtstellung Oesterreichs von dem Nachbarstaate drohte. Denn die bedeutsame Tragweite der Erwerbung Schlesiens durch Preußen wurde in Wien von vornherein erkannt, und Maria Theresia war erfüllt von der Ueberzeugung, daß in Friedrich II. ihrem Hause der mächtigste Gegner erstanden war. Begreiflich genug, daß die eigene Sicherstellung nunmehr den Angelpunkt ihrer Politik bildete und sie allen Maßnahmen bereitwilligst ihre Zustimmung gab, die dahin abzielten, Oesterreich gegen einen neuen Angriff von Seiten des Nachbars wehrhaft zu machen. Daß Friedrich mit dem Errungenen sich nicht begnügen würde und nur auf einen günstigen Moment ausluge, um abermals über Oesterreich herzufallen, galt als ausgemacht. Man kann heute, nachdem wir einen genügenden Einblick in die Gedankenkreise Friedrich's II. besitzen, den Beweis erbringen, daß der König sich mit dem Erworbenen begnügte und keineswegs eine weitere Beschränkung Oesterreichs beabsichtigte; aber es ist erklärlich, daß man ihn in Wien mit umfassenden Plänen zum Sturz Oesterreichs beschäftigt wähnte. Der Vorwurf, daß Maria Theresia selbst mit dem Erbfeinde Deutschlands in innige Verbindung trat, um gegen Preußen einen Halt zu gewinnen, ist ein gänzlich unbegründeter: Friedrich II. hat es auch nicht verschmäht, das Bündniß mit Frankreich anzustreben und das Versailler Cabinet für sich günstig zu stimmen. Was in unseren Tagen als ein Frevel erscheinen mag, unterlag im vorigen Jahrhundert nicht dem geringsten Tadel. Die Unterstützung der alten Verbündeten Oesterreichs, der Seemächte England und Holland, hatte sich im Erbfolgekriege nicht als ausreichend erwiesen; von Frankreich ließ sich eher erwarten, daß es dem Umsichgreifen Friedrich's Schranken setzen werde.

Dem größten Staatsmann Oesterreichs nächst Eugen von Savoyen gelang der große Wurf.

Mit richtigem Blick hatte Maria Theresia unter den Rathgebern ihres Vaters denjenigen herausgefunden, dem sie ihr vollstes Vertrauen zuwendete: Bartenstein. Niemand war geeigneter, die junge unerfahrene Monarchin in die Geschäfte einzuführen, als der ehemalige Straßburger Professor, der nunmehr seit Jahren in den Conferenzen der Minister das Protokoll führte und mit einer umfassenden Kenntniß eine seltene Arbeitskraft paarte. Seine ausführlichen Vorträge enthielten eine Fundgrube von Angaben über die diplomatischen Verbindungen und Verhandlungen und gewährten der Königin von Ungarn einen Einblick in die politischen Strömungen damaliger Tage. Sein Rath war inmitten großer Fragen entscheidend, seiner Führung vertraute sich Maria Theresia an. Zum leitenden Staatsmann aber war Bartenstein ganz ungeeignet, davon abgesehen, daß schon seine bürgerliche Geburt in dem damaligen Oesterreich ein großes, schwerlich zu überbrückendes Hinderniß gewesen wäre, ihn mit der Führung der auswärtigen Geschäfte zu betrauen. Maria Theresia erspähte aus den ihr zur Verfügung stehenden Kräften unstreitig die tüchtigste Persönlichkeit: Kaunitz. Bei den Verhandlungen in Aachen hatte er Proben eines ausgezeichneten Talentes gegeben, nach seiner Rückkehr in einer

Denkschrift die Grundzüge seines politischen Systems dargelegt und sodann eine Zeit lang als Vertreter Oesterreichs in Paris fungirt. Eine bessere Wahl konnte schwerlich getroffen werden, denn Kaunitz überragte alle Mitbewerber. Durch Maria Theresia wurde der Mann an die Spitze der Geschäfte gestellt, der nunmehr unter den mannigfachsten Wandlungen fast vierzig Jahre lang einen maßgebenden Einfluß auf die Politik Oesterreichs übte.

Die größte und feinste politische Haupt- und Staatsaction des 18. Jahrhunderts war unstreitig das Werk von Kaunitz: die Zermalmung Preußens das Ziel, welchem er zustrebte. Es wurde ihm nicht ganz leicht, alle maßgebenden Persönlichkeiten mit dem Gedanken einer Verbindung mit Frankreich zu befreunden, und lange genug hatte er einen zähen Widerstand zu bekämpfen; die Unterstützung der Kaiserin verschaffte ihm den Sieg. Wohl läßt sich nicht der Beweis erbringen, daß Maria Theresia seit Abschluß des Aachener Friedens nur einen dritten Krieg mit Friedrich geplant haben soll, aber sie stimmte zu, als die politische Conjunctur sich günstig erwies, eine europäische Coalition gegen den tiefgehaßten Gegner heraufzubeschwören. Die Hoffnung, das alte Uebergewicht ihres Hauses dauernd zu befestigen, mochte keine eitle sein, nachdem es gelungen war, Frankreich und Rußland zur Bekämpfung Preußens heranzuziehen.

Seit dem Beginn des großen Kampfes wurden unter persönlicher Mitwirkung der Kaiserin alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die österreichische Streitmacht entsprechend zu verstärken und vollständig auszurüsten. Unermüdlich arbeitete sie auf Beschleunigung der erforderlichen Maßnahmen. Zahlreiche Aufschreibungen aus jener Zeit bekunden ihre rastlose Thätigkeit und verrathen uns die Ungeduld, welche sie beseelte. Die mit der Leitung der Kriegsanstalten betraute Commission wurde von der Kaiserin mit Anfragen bestürmt, und selbst während ihres Wochenbettes nach einer schweren Entbindung, in der sie am 8. December 1756 ihr letztes Kind, den Erzherzog Maximilian, zur Welt brachte, beschäftigte sie sich mit der Sorge, ihr Heer auf einen möglichst hohen Stand zu bringen und ihre Commission anzutreiben, die Durchführung der militärischen Rüstungen zu beschleunigen. Nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit: die Ergänzung der Regimenter, die Bekleidung und Bewaffnung der Truppen, die rasche Absendung derselben, das Geschützwesen und die Bespannung, die Herbeischaffung der Pferde für die Cavallerie beschäftigen sie unausgesetzt. Düstere Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Wiener Kreise, als die Kunde von der Niederlage bei Prag nach der Residenz gelangte; aber mit bewundernswerther Raschheit gewann die Kaiserin wieder die Spannkraft des Geistes, um zum Theil aus eigener Initiative an Daun und Nadasdy Befehle ergehen zu lassen. Als Daun die Ermächtigung erhielt, um Prag zu befreien, selbst eine zweite Schlacht zu wagen, ordnete die Kaiserin Gebete an, um ihren Waffen den Sieg zu erflehen. Und als am 20. Juni die freudige Botschaft in Wien anlangte, daß es dem österreichischen Feldherrn gelungen sei, bei Kollin einen bedeutsamen Erfolg zu erringen, überhäufte sie den Feldmarschall mit den höchsten Lobsprüchen, pries seine Maßnahmen, nur fügte sie hinzu, einen einzigen Fehler habe er sich zu Schulden kommen lassen, indem er sich allzu sehr der Gefahr ausgesetzt und nicht bedacht habe, wie viel ihr selbst und ihren Ländern an seiner Erhaltung gelegen sei. Noch in späterer Zeit erinnerte sie sich am 18. Juni der Verdienste ihres Feldherrn; sie bezeichnete diesen Tag als den „Geburtstag der Monarchie“: die Zertrümmerung des preußischen Staates schien ihr nur eine Frage der Zeit. Die Wechselfälle des Krieges erschütterten sie nicht; die Friedensmahnungen an der Seine, die nach jedem Unfall der österreichischen Heere sich geltend machten, wies sie mit Entschiedenheit zurück und ermüdete nicht mit ihren Vorstellungen, daß es im europäischen Interesse liege, „das Ungethüm“, wie sie Friedrich nannte, zu bekämpfen. Die Wiedererwerbung Schlesiens oder mindestens der Grafschaft Glatz war das sehnsüchtige Ziel ihrer Wünsche; es war, wie richtig bemerkt wurde, die einzige politische Leidenschaft, welche sie beseelte. Wie beneidete sie ihren großen Gegner, daß er an der Spitze der Heere stand,

während sie in Wien zwischen den oft divergirenden Ansichten ihrer Umgebung eine Entscheidung treffen sollte. Nicht selten ging der Entschluß zu einem energischen Vorstoße von ihr aus. Aus dem Hauptquartier gelangten die Gutachten der Generale und das Votum des Oberbefehlshabers nach Wien. Die Antworten der Kaiserin waren maßgebend für die Operationen im Felde. Der Hofkriegsrath versammelte sich unter ihrem Vorsitze; ruhig und aufmerksam hörte sie die verschiedenen Meinungen an und gab sodann mündlich oder schriftlich ihre eigene Ansicht kund.

Wenn sie dennoch genöthigt war, die Idee fallen zu lassen, welche zum Kriege geführt hatte, und darauf verzichten mußte, den König von Preußen in die gehörigen Schranken zurückzuweisen, „obgleich dies für das Erzhaus, die katholische Religion und selbst für das deutsche Reich nothwendig wäre“, so wurde sie durch die Wandlungen der politischen Verhältnisse dazu genöthigt. Die Thronumwälzung in Rußland hatte Oesterreich den mächtigsten Bundesgenossen geraubt, und obgleich es trotz aller Niederlagen und Unfälle ungebrochen dastand, sah man sich doch gezwungen, die Ueberlegenheit Friedrich's anzuerkennen. Nur nach hartem Kampfe verzichtete Maria Theresia auf die Wiedererlangung von Glatz, woran sie noch nach Beginn der Friedensverhandlungen festgehalten hatte. „Es war für ihr politisches Leben,“ bemerkt Ranke richtig, wenn man den ganzen Verlauf desselben erwägt, „der bedeutendste Moment, daß sie dem beistimmen und den Frieden eingehen mußte. Die Ereignisse sind auf beiden Seiten zugleich persönlich und die größten Angelegenheiten des Staates: in Maria Theresia repräsentirt sich die Politik Oesterreichs, welche Deutschland dominirt und zuweilen die Welt; in Friedrich II. die Unabhängigkeit und Macht des preußischen Staates, die zu erwerben er doch selbst das Meiste beigetragen hatte.“

Der plötzliche Tod ihres Gatten traf Maria Theresia ungemein empfindlich; bis an ihr Lebensende konnte sie den Verlust des geliebten Mannes nicht verwinden. Franz war keine bedeutende Persönlichkeit, besaß aber gesunden Verstand und in Finanzfragen nicht geringe Kenntnisse. Obgleich Maria Theresia sich es angelegen sein ließ, seine Anerkennung zum Mitregenten zu erwirken, und in der ersten Zeit sich mit dem Gedanken getragen haben mochte, ihm einen entscheidenden Antheil an den Geschäften einzuräumen, überließ sie ihm doch nur die Handels- und Finanzangelegenheiten und einige Zeit hindurch das Kriegswesen. Seine Ansichten wurden wohl gehört, und die Minister bemühten sich, ihn für ihre etwaigen Vorschläge zu gewinnen; eine entscheidende Stimme hatte er nicht; die Kaiserin faßte nicht selten Entschlüsse, die von ihrem Manne nicht gebilligt wurden. Franz widmete seine Mußezeit wissenschaftlichen Spielereien, vertiefte sich in seine Sammlungen, ließ mechanische Apparate anfertigen, beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Jagd und dem Spiele. Das Familienleben war ein inniges, echt bürgerliches. Maria Theresia hing an ihrem Manne mit großer Zärtlichkeit und quälte ihn auch manchmal mit ihrer Eifersucht. Sechzehn Kinder brachte sie zur Welt, von denen zehn die Eltern überlebten. Der Tod vernichtete das häusliche Glück. Es ist rührend zu lesen, wie die Kaiserin das Andenken an den im besten Mannesalter entrissenen Geliebten ehrte, wie die Erinnerung an die Zeit ihrer Ehe sie während ihres ganzen Lebens bis zur letzten Stunde erfüllte. An dem Todestage verschloß sie sich in ihr Cabinet, „umgeben von den Bildnissen ihres Geliebten und großen Gebieters“. „Alle die Stunden,“ schreibt sie am ersten Jahrestage, „habe ich mich mit meinem entschwundenen Glück beschäftigt, nicht ohne bittere Reue, in der Zeit, da ich ihn besaß, nicht genug davon Gebrauch gemacht zu haben. Was mir übrig bleibt und ich mit Ungeduld erwarte, das ist meine Bahre und mein Sterbekleid, es wird mich mit dem einzigen Gegenstand der Liebe vereinigen, den mein Herz in dieser Welt gekannt hat, und welcher der Gegenstand und der Zielpunkt meiner Handlungen war.“ Das Sterbezimmer ihres Gatten in der Hofburg zu Innsbruck ließ sie in eine Capelle umwandeln, und der Ausschmückung desselben widmete sie ihre ganze Sorgfalt. Den Schlafrock des Verstorbenen verwendete sie zu einem Meßkleide. „Disen schlafrock,“ schrieb sie an den

Grafen Enzenberg, „hat der Kayser niemahls unterlassen, allzeit zu tragen an demselben Tage, der der glückseligste Tag meines lebens war, nahmentlich der 12. Februarty, als wie der 18. August der unglückseligste seyn wird, es hat mir vill gekostet, disen von mir zu lassen, ich habe aber geglaubt, gott kein größeres Sacrifice machen zu können, als selben zu seinem dienst zu widmen.“ Zeitweilig trug sie sich mit dem Gedanken des Rücktritts; der Ueberredung ihres Ministers und Freundes Kaunitz gelang es, sie anderen Sinnes zu machen. Sie ließ sich, wie sie schrieb, „nach Wien schleppen, einzig und allein, um für die Waisen Sorge zu tragen, welche um so mehr zu beklagen sind, als ihre Geburt und die Art, in der sie bisher gelebt haben, ihr Schicksal immer trauriger und beweinenswerther gestalten wird.“

Der einheitliche Charakter, welcher die bisherige Regierung Maria Theresia's kennzeichnet, hörte seit dem Tode ihres Gatten auf. Josef II. erhielt als Mitregent Einfluß auf die Geschäfte, und Maria Theresia mochte wähnen, daß der Sohn sich mit einer ähnlichen untergeordneten Stellung begnügen werde wie der Vater; allein vom ersten Augenblicke an faßte der junge Monarch seine Mitregentschaft in einem anderen Sinne auf: er zeigte wirkliche Theilnahme an den Geschäften. Die schwierige Stellung der Kaiserin, sich nicht selten mit den Ansichten und Plänen ihres Sohnes in Widerspruch zu befinden, wurde noch gesteigert, wenn differirende Meinungen zwischen Josef und Kaunitz zu Tage traten und ihr die eigentliche Entscheidung anheimfiel. Das Verhältniß der beiden Männer zu einander war nicht immer ein vollständig ungetrübtes; so hoch auch der junge Monarch die Einsicht und das Talent des Ministers stellte, in vielen Fragen der inneren und auswärtigen Politik neigte er sich einer anderen Auffassung zu und vertrat dieselbe mit Energie und nicht selten mit Gewandtheit. In der ersten Zeit wurde es dem Staatskanzler leicht, die nicht immer durchgearbeiteten und vielfach unreifen Vorschläge des Kaisers kritisch zu beleuchten und die Durchführung zu hintertreiben; aber mit der Zeit entwickelte sich Josef zu einem Politiker von eigenartigem Gepräge, der, obgleich in der Schule des Ministers herangewachsen, doch eigene Bahnen ging.

Am meisten trat die Verschiedenartigkeit der Ansichten seit dem Ausbruche des russisch-türkischen Krieges hervor, nachdem es den russischen Waffen gelungen, unerwartete Erfolge davonzutragen, und die Interessen Oesterreichs hart in Mitleidenschaft gezogen wurden. Kaunitz und Josef, obgleich zum Theil über die letzten Ziele abweichender Ansicht, faßten doch die Möglichkeit einer Betheiligung Oesterreichs am Kriege ins Auge; Maria Theresia wollte von vornherein den Frieden und nur den Frieden. „Ich habe die Schläge des Krieges allzu schmerzlich empfunden und gedenke keinen mehr zu führen,“ schrieb sie an Lacy. „Allzu sehr liebe ich meine Völker, meine Ruhe, und ich will sie mir wenigstens nach außen hin schaffen, da ich sie in meiner Familie nicht finde.“ Mit dem Standpunkt ihres Sohnes, daß die geschickte Benutzung der sich darbietenden Gelegenheiten das Wesen der Staatskunst ausmache, Oesterreich daher aus den Umständen Nutzen ziehen müsse, und wenn es nicht gelänge, die Vergrößerung Rußlands zu hindern, durch Erwerbung fremden Gebietes das frühere Gleichgewicht thunlichst wiederherzustellen sei, konnte sich die Kaiserin nicht befreunden.

Das große diplomatische Intriguenspiel, welches später zur ersten Theilung Polens führte, widerstrebte der Kaiserin. Die Erhaltung des Friedens war ihr Losungswort, und den Gedanken, sich auf Kosten der Republik zu bereichern, warf sie weit hinweg. Es ist keine eitle Phrase, wenn sie dem englischen Botschafter Lord Stormont die Versicherung gab: kein Theilungsplan, wie vortheilhaft er auch sein möge, werde sie auch nur einen Augenblick in Versuchung führen; sie werde vielmehr alle Entwürfe solcher Art mit Verachtung verwerfen. Und wenn sie dabei doch gleichzeitig zu erkennen gab, daß sie vielleicht gezwungen werden könnte, an dem Kriege theilzunehmen, so folgte sie dabei bloß den Darlegungen des Fürsten Kaunitz, um auf diese Weise die Erhaltung des Friedens zu sichern. Allein sie war weit davon entfernt, das Schwert aus der Scheide ziehen zu lassen, und in unbewachten Augenblicken ließ sie sich von der Lebhaftigkeit ihres Wesens hinreißen,

um selbst dem preußischen Gesandten gegenüber aus ihrer Friedensliebe kein Hehl zu machen und dadurch die kunstvollen Gänge ihres Ministers zu kreuzen.

Die in jenen Tagen so mannigfachen Schwankungen der Wiener Politik erklären sich durch das Widerstreben der Kaiserin, den Kreuz- und Querzügen ihres Sohnes und ihres Ministers zu folgen, und tief beklagte sie in entscheidungsvollen Augenblicken, daß sie dennoch sich habe verleiten lassen, aus dem Kriege zwischen Rußland und der Pforte Gewinn zu ziehen. Sie fühlte tief die ganze Unehrlichkeit, sei es gegen die Pforte, sei es gegen Polen, zu irgend einem Abkommen die Hand zu bieten.

Die ersten Monate des Jahres 1772 gehörten wohl zu den trübsten in dem Leben Maria Theresia's; aus ihren zahlreichen Aufzeichnungen erhält man einen unzweideutigen Einblick in die harten Kämpfe ihrer Seele. Zu wiederholten Malen macht die Kaiserin ihre Ueberzeugung geltend, daß man, ohne sich eines Treubruchs schuldig zu machen, sich nicht auf Kosten der Pforte bereichern dürfe; und sie bekämpft die Richtigkeit des von Kaunitz verfochtenen Grundsatzes, daß, wenn zwei Staaten in unrechtmäßiger Weise ihr Gebiet erweitern, der dritte Staat dies ebenfalls thun müsse. „Ich begreife nicht die Politik," so lauten ihre eigenen Worte, „welche erlaubt, daß, wenn zwei Staaten sich ihrer Ueberlegenheit bedienen, um einen Unschuldigen zu unterdrücken, der dritte auf Grund der Convenienz für die Gegenwart und bloßer Vorsicht für die Zukunft die gleiche Ungerechtigkeit begehen soll. Mir scheint dies unhaltbar zu sein. Ein Fürst besitzt keine andere Berechtigung als jeder Privatmann... Trachten wir lieber danach, die Begehren der Anderen zu vermeiden, statt mit ihnen auf ungleiche Bedingungen hin zu theilen; suchen wir eher für schwach als für unredlich zu gelten." — Sie befreundete sich vorübergehend mit dem mit Rücksicht auf ihre Abneigung, polnisches Gebiet zu erwerben, von Kaunitz beantragten Projecte, einen Theil der Moldau und Wallachei an die Republik als Entschädigung zu geben; als jedoch Josef Widerspruch erhob, erwachten ihre alten Bedenken. „Retten Sie mich und den Staat," schrieb sie in diesen qualvollen Stunden dem Fürsten Kaunitz. Bis zum letzten Augenblick setzte sie der Erwerbung Widerstand entgegen: „Ich bekenne, daß ich Zeit meines Lebens nicht so beängstigt mich gefunden. Als alle meine Länder angesprochen wurden, stützte ich mich auf mein gutes Recht und den Beistand Gottes; allein im gegenwärtigen Falle, wo nicht allein das Recht auf meiner Seite nicht vorhanden, sondern Verbindlichkeiten, Recht und Billigkeit wider mich streiten, bleibt mir keine Ruhe, vielmehr Unruhe und Vorwürfe meines Herzens übrig, so niemahlens Jemanden oder sich selbsten zu betäuben oder Duplicität für Aufrichtigkeit gelten zu machen gewohnt waren. Treu' und Glauben ist für alle Zeit verlohren, so doch das größte Kleinod und die wahre Stärke eines Monarchen gegen die anderen ist." Und noch in der letzten Stunde faßte sie in einer Denkschrift ihre Bedenken zusammen, die ihr sogar als politische Denkerin Ehre machen. Tief beklagte sie den gewundenen Gang der österreichischen Politik und daß man nicht die Stellung eines einfachen Friedensvermittlers zwischen der Pforte und Rußland eingehalten; denn zweifellos würde man durch ein einfaches, festes und redliches Verfahren die Beendigung des Krieges erzielt und die Zerstückelung Polens verhindert haben. Aber man habe sich zu falschen, übelberechneten, inconsequenten und gefährlichen Schritten verleiten lassen. „Was Polen angeht," heißt es wörtlich, „so werden wir den König von Preußen nicht mehr verhindern, einen Theil davon an sich zu reißen. Rußland wird den seinigen nehmen, und uns bietet man einen gleichen an. Unter Privatleuten würde ein solches Anerbieten eine Beschimpfung und seine Annahme eine Ungerechtigkeit sein. Sollen die Gesetze des natürlichen Rechtes nicht gleichmäßig in Kraft sein für die Handlungen der Herrscher?"

Die Theilung Polens vollzog sich; gezwungen und widerwillig nahm Maria Theresia die Erwerbung hin, und bis zum Tode ließ sie zeitweilig der trübe Gedanke nicht los, ihre Zustimmung gegeben zu haben. Noch in den letzten Wochen ihres Lebens klagte sie sich fast an, daß sie den Bestrebungen ihrer Rathgeber nicht energischen Widerstand entgegengesetzt habe.

Am schärfsten tritt der Zwiespalt zwischen Mutter und Sohn in der baierischen Erbfolgefrage hervor. Lange vor dem Ableben des kinderlosen Kurfürsten faßte Kaunitz dieses Ereigniß ins Auge und erblickte darin eine günstige Gelegenheit zur Abrundung der österreichischen Monarchie durch den Austausch der entfernteren belgischen Gebiete gegen das benachbarte Baiern. Die Machtstellung des Staates würde dadurch gewiß in außerordentlicher Weise gefördert und auch dessen innere Gestaltung durch die Verstärkung des deutschen Elements erleichtert worden sein. So lange der Staatskanzler die Erwerbung des baierischen Gebiets auf friedlichem Wege, durch Verhandlungen, in sichere Aussicht stellte, stimmte die Kaiserin allen seinen Maßnahmen bereitwillig zu. Als jedoch die unerwartete Nachricht von dem Ableben des Kurfürsten in Wien einlief und Josef am Neujahrstage 1778 dem Fürsten den Vorschlag machte, sich in den Besitz von Niederbaiern zu setzen, um sich sodann mit dem Nachfolger des Verstorbenen, dem Kurfürsten von der Pfalz, zu verständigen, konnte sich Maria Theresia großer Bedenken nicht entschlagen. „Die große Last derselben," schrieb sie ihrem Sohne, „drückt mich zu Boden; es handelt sich nicht bloß um das Glück und die Ruhe der meiner Fürsorge anvertrauten Völker, sondern derjenigen von ganz Deutschland. Unsere Länder, die kaum von den überstandenen Unglücksfällen sich zu erholen beginnen, werden am meisten leiden. Selbst wenn unsere Ansprüche auf Baiern nachweisbarer und begründeter wären, als sie es sind, sollten wir zögern, um unseres speciellen Vortheils willen einen allgemeinen Brand zu entzünden. Bedenke doch, wie viele wenig bewiesene und bewährte Rechte abgewogen werden müssen, um nicht Verwirrungen hervorzurufen." Sie bäumte sich dagegen, diese Angelegenheit durch Gewalt auszutragen. Der Wille Josef's überwog, obgleich die Kaiserin die Folgen kriegerischer Maßnahmen weit richtiger beurtheilte. Josef schwelgte in dem Gedanken der „leichten" Erwerbung; die Kaiserin sah in dem Ableben des Kurfürsten ein verhängnißvolles Ereigniß, von welchem sie gewünscht hätte, es nicht zu erleben. Denn ihrer Darlegung nach werde der König von Preußen es nicht unterlassen, sich den Vergrößerungsabsichten Oesterreichs zu widersetzen. Und wie jubelte sie auf, als am 16. Januar die Ratification der mit Karl Theodor abgeschlossenen Convention nach Wien gelangte.

Schon nach wenigen Wochen wich die freudige Erregung düsteren Stimmungen. Friedrich II. ahnte längst die Absichten des Wiener Hofes und war entschlossen, die Erwerbung Baierns zu hindern. Schon in den ersten Februartagen schien es zweifellos, daß man zu den Waffen werde greifen müssen. Kaunitz vertrat die Ansicht, daß Friedrich einen Krieg zu führen nicht beabsichtige, sondern nur Alles in Verwirrung bringen wolle, um namhafte Vortheile für sich zu erlangen; Maria Theresia war anderer Ansicht, und sie machte ihrem gepreßten Herzen in ihren Briefen an ihre Tochter Marie Antoinette Luft. Mit Leidenschaft klammerte sie sich an jede Aussicht, welche die Möglichkeit einer friedlichen Begleichung eröffnete; sie zeigte sich mit Allem einverstanden, um nur einen Waffengang zu vermeiden. Als man endlich dennoch sich entschließen mußte, Vorbereitungen zum Kriege zu treffen, entfaltete Josef eine aufreibende Thätigkeit und dürstete danach, sich mit dem großen Gegner seines Hauses zu messen, während sich die Kaiserin großer Angst nicht erwehren konnte. Der Brief vom 14. März 1778 an ihren Sohn, fünf Tage nach Ueberreichung des preußischen Ultimatums geschrieben, gewährt uns einen tiefen Einblick in die trostlose Stimmung, der sie anheimgefallen war. „Es handelt sich um nichts Geringeres," schrieb sie, „als um den Sturz unseres Hauses und der Monarchie, ja um eine völlige Umwälzung in Europa. Kein Opfer ist zu groß, um dieses Unglück noch rechtzeitig zu verhüten. Bereitwillig werde ich mich zu Allem herbeilassen, selbst bis zur Erniedrigung meines Namens. Man mag mich albern, schwach und kleinmüthig nennen; nichts wird mich abhalten, Europa aus dieser gefahrdrohenden Lage zu befreien; ich kann den Rest meiner unglückseligen Tage in keiner besseren Weise verwenden. Ich gestehe, dieses Opfer kostet mich große Ueberwindung, aber es ist gebracht, und ich werde es aufrecht zu erhalten wissen." Sie gab sich keinen


MARIA THERESIA KAISERIN
KÖNIGIN

Täuschungen hin; die Ueberlegenheit der Preußen zur Verfügung stehenden militärischen Kräfte stand klar vor ihren Augen. „Befänden wir uns in der Lage des Königs," schreibt sie ihrem Sohne, „dann dächte ich nicht an den Frieden; wie es aber um uns steht, ist er uns nöthig; ich fürchte die Krankheiten, die Verheerungen und den Mangel an Geld." — „Schließen wir Frieden, mein lieber Josef," schrieb sie wenige Wochen später; „sei der Patriarch, der Vater deiner Völker." Als Friedrich II. am 5. Juli bei Nachod die böhmische Grenze überschritt, unterdrückte die Kaiserin ihrem Sohne gegenüber die Gefühle der Angst, die sich ihrer bemeisterten; aber ihrem Vertrauten, dem Grafen Mercy, schrieb sie am 7. Juli: „Nun sind wir in dem Kriege, den ich seit Anfang Januar gefürchtet — und in welchem Kriege! Sie können sich vorstellen, wie sehr ergriffen ich davon bin. Gott bewahre uns davor, daß dieser Krieg nicht so ende, wie ich seit dem Beginn vorhersah."

Freudig begrüßte sie den Antrag ihres Ministers, den Freiherrn v. Thugut in das preußische Hauptquartier zu senden, und mit Ungeduld sah sie der Abreise desselben entgegen. Unmittelbar nach der Abreise Thugut's unterrichtete sie ihren Sohn von dem Schritte. Josef war entrüstet. Ruhig und die Empfindlichkeit ihres Sohnes schonend, rechtfertigte Maria Theresia ihr Beginnen, und mit Spannung erwartete sie die Nachrichten. Und wie sehnsüchtig erstrebte sie eine Verständigung mit Josef; mit welcher Beredsamkeit redete sie ihm ins Gewissen, „dem größten Unglück für den Staat, für die Menschheit und unser Haus ein Ende zu machen". „Wir waren eine große Macht," schrieb sie, „wir sind es nicht mehr; man muß sein Haupt beugen, wenigstens die Trümmer retten und die uns verbleibenden Völker glücklicher machen, als sie während meiner unglücklichen Regierung waren, weil wir trotz unserer Verluste uns immer auf der früheren Höhe erhalten wollten. Rette deine Völker und erwirb dadurch größeren Ruhm als durch alle Ansprüche auf den Namen eines Eroberers." Josef verweigerte jede Mitwirkung; sie entschloß sich, Thugut zum zweiten Male an Friedrich zu schicken, und schwer fiel es ihr auf die Seele, daß eine Verständigung nicht erfolgte. „Leyder, das nichts zu Stande gekommen," lauteten ihre Worte auf den umständlichen Bericht, den Thugut über seine Mission erstattete.

Mit dem unmittelbar nach Abschluß des Teschener Friedens auftauchenden Plane Josef's, durch eine Zusammenkunft mit der russischen Kaiserin innige Beziehungen zwischen den beiden Staaten anzubahnen, war Maria Theresia nicht einverstanden. Mochte auch ihre Abneigung gegen Katharina, welche sie nie überwinden konnte, daran Theil haben, daß sie in der Reise des Kaisers eines „der traurigsten Ereignisse" erblickte, „von welchem sie nur immer habe betroffen werden können", ausschlaggebend für sie war, daß sie von diesem Schritte unliebsame Rückwirkungen auf den Staat befürchtete. Der Kaiser freute sich des Herzleids, welches die Zusammenkunft mit der nordischen Fürstin dem Könige von Preußen verursachen werde; milder gestimmt, sah Maria Theresia mit Bedauern, „daß man einen neuen Stoff anhäufe, die Erbitterung des Königs zu vermehren und die Verbündeten in Unruhe zu versetzen". Den politischen Zielen gegenüber, welche sich an die Zusammenkunft knüpften, verhielt sie sich ablehnend. Schon früher hatte sie sich gegen die Ansichten Josef's und seines Rathgebers Lacy über die Theilung der Pforte ausgesprochen; es war dies ihrer Ansicht nach eine der gewagtesten und gefährlichsten Unternehmungen, wobei Oesterreich auch dann nicht viel gewinnen würde, wenn es seine Eroberungen bis vor die Thore Constantinopels ausdehnen möchte, da ungesunde Provinzen weit geeigneter seien, die Kräfte der Monarchie zu erschöpfen als zu vermehren. Die Ahnungen der Kaiserin erfüllten sich nach ihrem Tode vollauf; der Schritt Josef's wurde der verhängnißvollste für das österreichische Staatswesen, und die eingeleitete innige Verbindung mit Rußland brachte den Staat hart an den Rand des Abgrundes; nur der bedächtigen Politik Leopold's gelang es, den größten Gefahren vorzubeugen.

Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Maria Theresia und Josef erstreckten sich nicht bloß auf die großen, die auswärtige Politik betreffenden Fragen; auch bezüglich der inneren Verwaltung gingen ihre

Ansichten aus einander. Josef's lebhafter, fast stürmischer Reformeifer verleitete ihn dazu, die bestehenden Einrichtungen einer einschneidenden Kritik zu unterziehen, die in vielen Punkten das Richtige traf, in manchen weit über das Ziel hinausschoß. Die Mutter bewunderte den Verstand und den Geist ihres Sohnes, konnte sich jedoch, vielfach auch mit Recht, nicht entschließen, den Rathschlägen desselben zu folgen. Sein nicht selten herbes und ungerechtes Urtheil über verdiente Staatsmänner verletzte sie; sie empfand aufs tiefste die Kränkung, wenn er selbst den Fürsten Kaunitz nicht schonte. „Glaubst du dir," schrieb sie ihm, „in solcher Weise brauchbare Leute zu erhalten? Ich fürchte sehr, du wirst in die Hände von Schurken fallen und niemals Freunde finden. . . In unserer Religion ist vor Allem die Nächstenliebe die wichtigste Grundlage; sie ist nicht ein Rath, der uns gegeben, sondern eine Vorschrift, die uns ertheilt wird. Glaubst du sie zu üben, wenn du durch deine Ironie die Menschen und sogar Diejenigen kränkst und verletzest, welche große Dienste geleistet haben, während sie doch nur gleich uns große Schwächen besitzen... Welche Talente du auch besitzen magst, so ist es doch nicht möglich, daß dir die Erfahrung so zu Gebote steht, Alles allein thun zu können. Hüte dich wohl, dir in Böswilligkeiten zu gefallen; dein Herz ist noch nicht böse, aber es wird es werden. Es ist hohe Zeit, nicht an allen diesen Wortspielen, diesen geistreichen Redensarten Gefallen zu finden, welche nur darauf abzielen, die Anderen zu demüthigen und sie lächerlich zu machen, dadurch aber alle verständigen Leute von sich zu entfernen. . . Du bist eine Kokette des Geistes und läufst diesem urtheilslos nach; ein Wortspiel, ein besonderer Witz beschäftigt dich, du magst ihn lesen oder hören. Dann wendest du ihn bei jeder Gelegenheit an, ohne recht zu überlegen, ob er paßt; du machst es wie deine Schwester Elisabeth mit ihrer Schönheit; sie mag den Ihrigen oder den Fürsten gefallen, sie ist damit zufrieden und hat kein anderes Verlangen. Indem ich diesen Brief ende, nehme ich dich beim Kopf, umarme dich zärtlich und wünsche, daß du mir die Langeweile dieser üblen Reden verzeihen mögest und nur auf das Herz siehest, aus dem sie kommen. Ich wünsche ja nichts, als dich von aller Welt so geschätzt und geliebt zu wissen, wie du es verdienst." So lange es sich um allgemeine Fragen handelte, waren die Differenzen zu begleichen; Josef unterwarf sich reuig der Mutter, bat um Verzeihung und damit war Alles abgethan. Allein die Kluft zwischen den Anschauungen der Kaiserin und ihres Sohnes war eine zu große, um immer leicht überbrückt werden zu können. Maria Theresia war eine eifrige Katholikin, fast unduldsam gegen Andersgläubige, die habsburgische Tradition verkörperte sich auch in ihr; mit außerordentlicher Pünktlichkeit unterwarf sie sich kirchlichen Vorschriften und forderte auch von ihrer Umgebung die Erfüllung religiöser Satzungen. Josef ließ es an derartigen Aeußerlichkeiten nicht fehlen; auf seinen Reisen selbst besuchte er die Kirchen, um seine Andacht zu verrichten, aber erfüllt von den freisinnigen Ideen des Jahrhunderts, wähnte er sich zu Gewissenseingriffen nicht berechtigt. Die Duldung Andersgläubiger schien ihm vom staatlichen Standpunkte gebotene Pflicht. Zerwürfnisse kehrten von Zeit zu Zeit wieder, und zwar zumeist durch die Schuld Josef's veranlaßt.

Seit der Beendigung des siebenjährigen Krieges nahmen vorwiegend reformatorische Arbeiten die Thätigkeit der Kaiserin in Anspruch; sie umfaßten fast alle Gebiete des staatlichen Lebens.

Vielleicht am einschneidendsten sind die Umgestaltungen, die nun auf dem Gebiete des Unterrichtswesens sich vollzogen. Fast überall macht sich eine bessernde Hand bemerkbar, und Maria Theresia gebührt das Verdienst, zum Theil durch eigene Initiative dazu beigetragen zu haben, wenn das österreichische Schulwesen bei ihrem Tode ein ganz anderes Bild bot als zur Zeit ihres Regierungsantrittes. „Die Studien hier sind gewiß nicht viel nutz und voller Gebrechen," schrieb sie im Jahre 1752. Durch van Swieten, ihren Leibarzt, der ihr volles Vertrauen besaß, erfuhren zunächst die medicinischen Studien mächtige Förderung, später wurden auch die juridischen und philosophischen Facultäten reformirt. Der Bau eines neuen Universitätsgebäudes ist das Werk

der Kaiserin; am 5. April 1756 fand die festliche Einweihung statt; Maria Theresia regelte selbst das Ceremoniell. Um dem minder bemittelten Adel die Möglichkeit zu bieten, die Söhne zu Staatsbeamten heranziehen zu lassen, wurde das Theresianum gegründet. Die lateinischen Schulen, von denen sich eine große Anzahl in den Händen der Jesuiten befand und deren Unzulänglichkeit in den weitesten Kreisen tief gefühlt wurde, erfuhren Verbesserungen. Die Kaiserin gab dazu den mächtigsten Anstoß, indem sie im Jahre 1766 den Grafen Pergen als Gehülfen des Fürsten Kaunitz nach Wien berief und ihn mit der Aufgabe betraute, einen Plan auszuarbeiten. Erhielten auch die umfassenden Anträge des Grafen Pergen die Zustimmung der Kaiserin nicht, der Grundgedanke, die Schulen dem Staate zu unterstellen, erfreute sich ihrer vollen Billigung, und der Reformplan des Piaristen Gratian Marx bezeichnet einen mächtigen Fortschritt im Vergleiche zu den bisherigen Einrichtungen und erhielt sich mit geringen Aenderungen, die nicht immer Verbesserungen waren, bis zum Jahre 1849.

Epochemachend wurde die Thätigkeit der Kaiserin für die Volksschule; sie kann im vollsten Sinne des Wortes als die Gründerin derselben betrachtet werden. „Das Schulwesen ist und bleibt allezeit ein Politicum," lautet eine kaiserliche Entschließung vom 28. September 1770 — ein charakteristisches Wort für die treu der Kirche ergebene Tochter. Die Berufung des Abtes Felbiger aus Preußisch-Schlesien war ein ungemein glücklicher Griff, und die Uebertragung der gesammten Schulorganisation an denselben durch die Entschließung vom 1. September 1774 trotz aller Einwürfe der hervorragendsten Mitglieder der Studienhofcommission bekundet das große Vertrauen, welches er der Monarchin einflößte. Maria Theresia ging durch die Gründung der Schulen mit gutem Beispiele voran; sie besuchte selbst die Schulen, besichtigte die Handschriften der Schüler, kargte nicht mit anerkennenden Worten und dictirte Strafen für Eltern, welche ihre Kinder nicht zur Schule schickten. Mit großer Sorgfalt las sie die einlaufenden Berichte über die Fortschritte der neuen Methode aus den einzelnen Provinzen und sprach ihre warme Anerkennung jenen Männern aus, die sich um die Durchführung der Maßnahmen besondere Verdienste erworben. Ueber Felbiger hielt sie ihre schützende Hand und wehrte alle Angriffe seiner Gegner ab.

Die Rückwirkung der deutschen Aufklärungsliteratur auf Oesterreich in jener Zeit darzulegen, wäre eine interessante und lohnende Aufgabe. Das katholische Oesterreich war in mehr als einer Hinsicht durch eine große Kluft von dem protestantischen Deutschland getrennt. Der frische Pulsschlag in fast allen Zweigen des staatlichen Lebens blieb jedoch nicht ohne Einfluß auf die geistigen Bestrebungen, und wenn auch Oesterreich unter Maria Theresia keine bedeutende Persönlichkeit hervorbrachte, die mit den Führern der deutschen Literatur in eine Linie gestellt werden kann, so trat doch auf manchem Gebiete eine Regsamkeit zu Tage, welche vielverheißend für die Zukunft erschien. Die medicinischen Studien in Wien, durch van Swieten's Einfluß gefördert, erfreuten sich eines großen Rufes; van Swieten's geistvolle, anregende Persönlichkeit stand unter den Lehrern in erster Linie. Auch an der juridischen Facultät wirkten Kräfte ersten Ranges, die sich außerhalb der Grenzen Oesterreichs Anerkennung errangen. Die Thätigkeit des Breisgauers Josef Pius Riegger als Lehrer, Schriftsteller und Staatsbeamter war eine einschneidende. In allen kirchenrechtlichen Fragen, deren praktische Lösung für den Staat von Wichtigkeit war, vertrat er die freisinnige Richtung des Aufklärungszeitalters und verfocht den staatlichen Standpunkt gegenüber der Kirche. Seine Lehrbücher über das Kirchenrecht, seine Schriften über die Zauberei, über die Kirchenstrafen, über die Concilien haben ihm eine geachtete Stellung erworben; seine Darlegung über die Grenzen der päpstlichen Gewalt verdient auch gegenwärtig noch, im Jahrhundert des Culturkampfes, eine größere Beachtung. Und es muß hervorgehoben werden, daß Maria Theresia die schriftstellerische Thätigkeit des Mannes beachtete und die Nützlichkeit seiner Arbeiten für den Staat zu würdigen verstand. Für die Bestrebungen der theresianischen Regierung auf dem Gebiete der confessionellen Fragen lieferte Riegger das Rüstzeug,

und vergebens arbeitete die Geistlichkeit gegen ihn. In seinem Sinne wirkten nach seinem Tode sein Sohn Josef Anton und sein Nachfolger auf dem Lehrstuhle des Kirchenrechts an der Wiener Universität Josef Valentin Eybel. Der gleichen freisinnigen Richtung gehörte der als Lehrer und später als Staatsmann hochbedeutende Karl Anton Martini an. Sein Einfluß auf die Unterrichtsgesetzgebung kann nicht hoch genug gestellt werden, und die Jesuiten und deren Anhänger wußten wohl, weshalb sie diese durchaus maßvolle Persönlichkeit mit außerordentlicher Energie bekämpften. Es ist geradezu staunenerregend, welche Aufmerksamkeit Maria Theresia selbst solchen Gegenständen zollte, die ihr der Natur der Sache nach ferner liegen mußten, und wie hoch sie die Bedeutung der juridischen Studien für den Staat anschlug. Hatte sie sich eine feste Ueberzeugung gebildet, so ließ sie sich durch gegnerische Strömungen nicht beirren. Auch Josef v. Sonnenfels erfreute sich des Wohlwollens der Kaiserin, obgleich von einflußreicher Seite die nicht selten scharfen Ausfälle dieses ausgezeichneten Lehrers der Staatswissenschaften gegen die bestehenden staatlichen Einrichtungen getadelt wurden und es nicht an Bemühungen fehlte, der Kaiserin die Verwerflichkeit der Sonnenfels'schen Ansichten eindringlich zu Gemüthe zu führen. Als Sonnenfels auf die Entscheidung drang, ob er gehalten sein solle, in seinen Vorträgen die in Oesterreich bestehenden Einrichtungen auch in dem Falle, wenn es seinen Ueberzeugungen widerspreche, als die richtigen und zweckmäßigen darzustellen, befahl Maria Theresia, ihm zu eröffnen, daß er nach den Grundsätzen, die er als die richtigen betrachte, arbeiten solle, nur, ließ sie hinzufügen, möge der Lehrer jederzeit eine vernünftige Mäßigung beobachten.

Die große Frage über das Verhältniß der geistlichen und weltlichen Gewalt, welche in unserem Jahrhundert so vielfach die Köpfe beschäftigt, war bereits im vorigen Jahrhundert Gegenstand sorgfältiger Erwägung. Der aufgeklärte Absolutismus wahrte eifersüchtig das Recht des Staates der Curie gegenüber und wies jede übergreifende Einflußnahme derselben entschieden zurück. Auch Oesterreich blieb von diesen Strömungen nicht unberührt, und die meisten hervorragenden Männer, die auf die staatliche Verwaltung von gewichtigem Einfluß waren, huldigten einer freisinnigen Richtung. Viele Personen, denen die Kaiserin vollstes Vertrauen schenkte, gehörten der Reformpartei an und vertheidigten in Wort und Schrift die Superiorität des Staates. Maria Theresia, den Lehren der katholischen Kirche innigst zugethan, an den Gebräuchen zähe festhaltend, gab ihre Zustimmung zu einer Reihe von Maßnahmen, wodurch zum Theil Mißbräuche beseitigt wurden. Sie hob das Asylrecht der Kirchen trotz des Widerspruches der Bischöfe auf und war damit einverstanden, eine Herabminderung der zahlreichen Feiertage von Rom zu erwirken. Die Ansichten, welche im 18. Jahrhundert für diese heilsame Maßregel ins Feld geführt wurden, daß dadurch dem Müßiggang gesteuert und die Wirthschaft gefördert werde, fanden bei ihr Anklang. Ihre Forderungen an die Curie waren größere, als diese gewährte, und mit Energie ließ sie gegen jene Geistlichen einschreiten, welche die Bevölkerung zum Widerstande antrieben, um an abgeschafften Feiertagen jede Arbeitsleistung zu verweigern. Die streng kirchlich gesinnte Regentin Oesterreichs blieb überhaupt von der geistigen Strömung, die aller Orten im 18. Jahrhundert sich durchrang, nicht unberührt, nur daß diese in Oesterreich in höchst gemäßigter Weise zur Geltung kam.

In einer Frage vermochte die Kaiserin ihre religiösen Ueberzeugungen allerdings nicht zum Opfer zu bringen: sie war entschiedene Katholikin und eine Gegnerin der namentlich von ihrem Sohne befürworteten religiösen Toleranz.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer herrschenden Religion erfüllte sie ganz; die Toleranz, die Gleichgültigkeit seien gerade die Mittel, Alles zu untergraben, schrieb sie ihrem Sohne; selbst in politischem Sinne sei nichts so nothwendig und so heilsam als die Religion. „Kein Geist der Verfolgung, aber noch weniger einer der Gleichgültigkeit oder des Tolerantismus: hieran hoffe ich mich zu halten, so lange ich lebe, und ich wünsche nur so lange zu leben, als ich hoffen darf, mit dem Troste hinabzusteigen

zu meinen Ahnen, daß mein Sohn so groß, so religiös sein wird wie seine Vorfahren, daß er zurückkehren wird von seinen irrigen Anschauungen, von jenen schlechten Büchern, deren Verfasser ihren Geist glänzen lassen auf Kosten alles dessen, was das Heiligste und Verehrungswürdigste auf der Welt ist, welche eine eingebildete Freiheit einführen wollen, die niemals zu existiren vermag und die in Zügellosigkeit mündet und in gänzlichen Umsturz." Als in Mähren im Jahre 1777 wegen religiöser Bedrückungen Unruhen ausgebrochen waren und der kurzsichtige Eifer der Behörden mit Strenge vorging, mühte sich Kaunitz ab, die Kaiserin zu anderen Ansichten zu bekehren. Maria Theresia studirt mit Aufmerksamkeit die Schriftstücke; nicht ohne Behagen weidet sie sich an der Dialektik, mit der er die Gegner seiner Auffassung zermalmt, aber das Princip der Toleranz auszusprechen scheut sie dennoch zurück.

Maria Theresia war eine ungemein zärtliche Mutter, die ihren Kindern eine stete Sorgfalt zuwendete und dieselben auf ihrem Lebensgange im Auge behielt. Der Erziehung ihrer Söhne wendete sie eine besondere Aufmerksamkeit zu, und die von ihr verfaßten Instructionen sind glänzende Zeugnisse ihres eindringenden Verstandes und ihrer Bemühungen, die charakteristischen Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten ihrer Kinder zu studiren und danach die Erziehungsmethode zu bemessen. Die Instructionen, welche sie für ihre Töchter mit großer Sorgfalt ausarbeitete, umfassen fast alle Verhältnisse; sie empfiehlt ihnen Liebe zu ihren Gatten, Pünktlichkeit in Erfüllung ihrer Pflichten, Sanftmuth und Freundlichkeit im Verkehr. „Den zahlreichen Deutschen in Neapel," heißt es in der Weisung an ihre Tochter Caroline, „sollst du besondere Rücksicht widmen; du wirst niemals vergessen, daß du eine Deutsche bist, und wirst dich bemühen, dir die guten Eigenschaften zu bewahren, welche unser Volk charakterisiren: die Herzensgüte und die Redlichkeit." Ausführlich ergeht sich die Mutter über die Fehler der Tochter: Unbesonnenheit, Hang zur Neugierde, Hochmuth und Selbstüberhebung, Herrschbegierde, Uebellaunigkeit und unfreundliches Benehmen gegen ihre Untergebenen. „Vermeide die Koketterie; wisse, daß bei einer verheiratheten Frau nicht alles dasjenige unschuldig ist, was bei einem Mädchen keinen Anstoß giebt, obwohl sich Beide nur verächtlich machen durch das niedrige Bestreben, durch außergewöhnliche Kleidung gefallen zu wollen. Es ist wenig schicklich, allzusehr mit seinem Anzuge beschäftigt zu sein und ganze Stunden bei der Toilette zu verweilen." Sie endigt mit folgenden Worten: „Wenn du auf dem Pfade der Tugend bleiben, wenn du pünktlich sein wirst in der Erfüllung der Pflichten deiner Religion, dann wirst du glücklich sein hier und in der anderen Welt. Liebe deinen Gatten und sei ihm recht anhänglich, das ist das einzige wahre Glück auf dieser Erde. Sei von Nutzen deinem Könige und deinen Völkern, darin besteht die einzige Belohnung der Herrscher. Vergiß niemals deine Familie und diejenigen, die dir Gutes gethan haben. Liebe mich und denke oft an eine Mutter, der du immer vor Augen sein wirst; niemals wird sie aufhören, Gott zu bitten, daß er dich erleuchte, dich unterstütze und dich in seine heilige Obhut nehme."

Mit welcher Sorgfalt Maria Theresia ihre Kinder im Auge behielt, geht auch aus dem Briefwechsel mit Marie Antoinette und ihrem Vertreter am französischen Hofe hervor. Aengstlich verfolgte sie ihre Tochter von ihrem ersten Eintritt in das Land ihrer Bestimmung, und wirklich bewundernswerth sind die Briefe, welche sie ihr schrieb, Lob und Tadel klug abwog. Maria Theresia hatte eine Ahnung von den großen Schwierigkeiten, die sich ihrem Kinde entgegenstellten. Die ehelichen Beziehungen zwischen dem Dauphin und seiner Frau bereiteten ihr manche kummervolle Stunde; fast verzichtete sie auf den sehnlichen Wunsch, daß ihre Tochter Frankreich mit einem Thronerben beschenken möge, worauf sie um so größeren Werth gelegt hatte, als durch diese Heirath die Allianz zwischen Frankreich und Oesterreich, an welcher Maria Theresia als dem wichtigsten Grundsatze des politischen Systems unverbrüchlich festhielt, enger gekittet werden sollte. Die Gunst und das Wohlwollen des Königs zu erwerben, schärft sie ihrer Tochter ein; und die Frau, welche Zeit ihres Lebens mit den strengsten Worten eine jede freiere Beziehung zwischen

Mann und Weib geißelte, überwand ihren Widerwillen gegen die Dubarry und redete ihrer Tochter zu, ihre schroffe Haltung zu überwinden und eine gewisse Zuvorkommenheit an den Tag zu legen. Es war gewiß eine harte Zumuthung, welche Mercy an sie stellte, indem er sie aufforderte, der Königin ins Gewissen zu reden; aber Maria Theresia hielt es für ihre Pflicht, im Interesse des Staates den Vorstellungen ihres Vertreters am französischen Hofe nachzukommen. Für den Charakter Marie Antoinettens ist es jedenfalls bezeichnend, daß alle Ermahnungen der Mutter vergebliche blieben und sie dieser „Creatur" gegenüber ihre Abneigung offen zur Schau trug. Um so anmuthender sind die sonstigen Ermahnungen und Rathschläge der Mutter. Selten versäumt sie eine Gelegenheit, um ihr Wohlwollen für die Deutschen einzuschärfen. „Glaube nur," schreibt sie einmal, „der Franzose wird dich höher schätzen, wenn er deutsche Gediegenheit und deutschen Freimuth in dir findet. Schäme dich nicht, eine Deutsche zu sein, selbst in dem linkischen Wesen, das ihnen anklebt; du mußt dies entschuldigen und nie dulden, daß man darüber spottet." „Nimm nicht französischen Leichtsinn an," heißt es in einem anderen Briefe, „sondern bleibe eine gute Deutsche."

Wahrhaft einzig in seiner Art war das Verhältniß Maria Theresia's zu Kaunitz, gleich ehrend für die Fürstin und ihren ersten Diener. Unerschütterlich in ihrem Vertrauen auf die geistige Kraft ihres Kanzlers, entschied sie keine Angelegenheit von irgend welcher Bedeutung, ohne den Rath desselben eingeholt zu haben, und wenn ihre Entscheidung manchmal in einem anderen Sinne lautete, als ihr vorgeschlagen wurde, rechtfertigte sie dieselbe ausführlich, da ihr wohl bekannt war, daß Eitelkeit eine der Schwächen des Mannes war. Selten ließ sie eine Gelegenheit vorübergehen, ohne dem Fürsten in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen zu geben, wie sehr sie seinen Werth zu schätzen wisse. Ueber die Launen und Sonderbarkeiten des Ministers sah sie hinweg und ertrug dieselben mit unvergleichlicher Geduld. Mit innigster Theilnahme erkundigte sie sich nach seinem Befinden; wenn er durch ein kleines Unwohlsein das Zimmer zu hüten gezwungen war, beschwor sie ihn, sich zu pflegen. „Ich hoffe," schrieb sie ihm einmal, „Ihre Gesundheit ist gut; ich sehne mich danach, Sie zu sehen, und kann mich an das Gegentheil nicht gewöhnen." „Aus Dankbarkeit wie aus Freundschaft," lautet ein anderes Billet, „liegt mir Ihre Erhaltung so sehr am Herzen."

Die seltene Eigenschaft der Dankbarkeit besaß Maria Theresia überhaupt in hohem Grade. Auch anderen Staatsdienern gegenüber kargte sie nicht mit huldvollen Zeichen ihres Wohlwollens. Nicht nur bei äußerlichen Auszeichnungen ließ sie es bewenden, an allen Wechselfällen des Lebens nahm sie den herzlichsten Antheil. Während der Krankheit erkundigte sie sich nach dem Befinden und gab ihrer Freude über die einlaufenden Nachrichten innigen Ausdruck. „Gott sei Dank," schrieb sie einmal an van Swieten, als dieser ihr seine Genesung anzeigte; „aber ich befehle Ihnen ernstlich, sich zu schonen und zu hätscheln. Ihre Lebenstage sind mir zu kostbar." „Sie kennen mein Herz," schrieb sie ein anderes Mal, „und wissen, wie sehr es der Anhänglichkeit fähig ist; urtheilen Sie, wie Ihr Unwohlsein mich beunruhigt. Ich hoffe zu Gott, daß Ihre Gesundheit wiederkehre." Nie vergaß sie geleistete treue Dienste. In ihren Aufzeichnungen hob sie hervor, wie viel sie Tarouca und Koch, Bartenstein und Haugwitz zu danken habe. „Die beiden Ersten," sagt sie, „dienten mir zu Trost und Rath, zur Erkenntniß und Besserung meiner selbst. So lange ich lebe, werde ich diesen vier Personen, ihren Kindern und Kindeskindern für die Dienste erkenntlich sein, die sie mir und dem Staate geleistet haben. Auch verpflichte ich meine Nachfolger, das Gleiche an den Nachkommen jener Männer zu thun, so lange deren vorhanden sind."

Maria Theresia war in ihrer Jugend eine schöne Frau; große blaue Augen, blonde Haare, schön gezogene Augenbrauen, eine regelmäßige Nase, nicht Adlernase, nicht Stumpfnase, schöne Zähne, ein voller üppiger Mund, herrliche Hände und Arme, ein schön gebildeter Nacken: so wird sie uns von einem Zeitgenossen geschildert. Ihr feiner und ungezwungener Gang, ihre große Gestalt, ihre majestätische

Haltung machten allgemein einen großen Eindruck, und noch mehr als die sinnliche Erscheinung wirkten die Anmuth und Liebenswürdigkeit ihres Wesens. Auch in ihrem vorgerückteren Alter bewahrte sie noch die Spuren großer Schönheit, obgleich die Jahre darauf nicht ohne Einfluß blieben. Podewils, der preußische Gesandte, der sie kennen lernte, nachdem sie das dreißigste Jahr zurückgelegt hatte, nennt sie eine schöne Frau; und noch acht Jahre später schreibt der preußische Großkanzler Fürst, sie sei eine der schönsten Fürstinnen Europa's, und all' ihren Nachtwachen und Geburten zum Trotz habe sie sich sehr gut erhalten.

„Die Art und Weise," berichtet Podewils, „in welcher die Kaiserin mit den Leuten verkehrt, ist so einnehmend, daß sie auch die Schüchternsten ermuthigt; ihre ungezwungene und zuvorkommende Umgangsweise bringt einen um so tieferen Eindruck auf ihre Unterthanen hervor, als dieselben seit langer Zeit gewohnt waren, stolzes und hochfahrendes Wesen für unzertrennlich anzusehen von der Majestät. Die Kaiserin spricht gut und drückt sich mit Anmuth aus. Selten wird Jemandem der Zutritt versagt. Mit Geduld und Güte hört sie, was man ihr vorträgt, und sie übernimmt selbst die Bittschriften, die man an sie richtet." „Und hat man einmal Audienz bei ihr," schreibt Fürst, „so braucht man sich nicht an den Gegenstand zu halten, um dessentwillen man sie sich verschafft hat. Man kann sein ganzes Herz ausschütten und genießt doch wenigstens den Trost, dies gethan zu haben, selbst wenn man nichts weiter damit gewinnt."

Die Regierung dieser einzigen Frau war für den Staat von epochemachender Bedeutung; das mittelalterliche Oesterreich wurde zu Grabe getragen und an Stelle eines losen Staatengebildes trat ein Einheitsstaat. Nicht gewaltsam, sondern langsam und allmälig sollte das große Ziel staatlicher Einheit erreicht werden. Der geschichtliche Beruf Oesterreichs, der deutschen Gesittung und Cultur als Pionier zu dienen, fand in Maria Theresia eine mächtige zielbewußte Vertreterin. Selbst in Ungarn wurden die ersten Schritte zu einer Annäherung, ja Verschmelzung mit der diesseitigen Reichshälfte gelegt. In einem mehrsprachigen Lande wie Oesterreich machte sich die Nothwendigkeit einer allgemein herrschenden Geschäftssprache von jeher fühlbar, aber es ist nicht ersichtlich, daß die Vorgänger Maria Theresia's ernstliche Maßnahmen in dieser Beziehung ergriffen hätten. Die theresianische Regierung ging daran, diesem Mangel abzuhelfen, indem selbst in Ungarn die deutsche Sprache im amtlichen Leben angewendet wurde; aber alle hierauf bezüglichen Maßnahmen bekunden eine seltene Besonnenheit, welche jedenfalls in glänzender Weise von der wahrhaft staatsmännischen Auffassung der Kaiserin und ihrer Rathgeber zeugt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Länder der ungarischen Krone in eine innigere Verbindung mit den deutsch-slavischen Provinzen gebracht worden wären, wenn auch später die gleiche Behutsamkeit die österreichische Staatskunst erfüllt hätte. Mit dem großen Gegner ihres Hauses hatte Maria Theresia eine große Eigenschaft gemein: volle, entschiedene Hingabe an den Staat. Bis zu ihrem letzten Athemzuge lebte und webte sie für die staatlichen Interessen, und so zärtlich sie auch an den Gliedern ihrer Familie hing, der Staat stand ihr in erster Linie. Sie sagt es einmal selbst: „So lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß keinen Fleiß, Kummer und Sorgen noch Arbeit für selbe spare, so hätte jedoch deren Länder Bestes denenselben allzeit vorgezogen, indem sothaner Länder allgemein und erste Mutter bin." Maria Theresia war eine geborene Fürstin, welche den Größten ihres Geschlechtes angereiht werden muß. Nicht die Nachwelt fällt dies Urtheil, ein Zeitgenosse hat es ausgesprochen. „Das Haus Oesterreich hat ihres Gleichen nicht gehabt," schreibt Fürst im Jahre 1755. Das neunzehnte Jahrhundert kann an diesem Ausspruche nicht mäkeln.



Die Nervosität unserer Zeit.

Von

Prof. Dr. Friedrich Siebert.



Die Geschichte der Medicin bekundet in der Behandlungsmethode der Krankheiten oftmals einen schroffen Systemwechsel, der mit den gewöhnlichen Zeichen der Umwälzung liebgewordener Anschauungen, einer beißenden Polemik, einem wahren Grobgeschützfeuer von Für- und Gegenschriften verbunden ist. Das Laienpublikum ergreift bald Partei für die neue Richtung, bald lobt es sich seine alten, vielerprobten und erfahrenen Helfer in der Noth und will in treuem Sinn nichts von den jungen Heißspornen wissen.

Dem kritischen Auge kann es nicht entgehen, daß hier nicht Willkür oder die besondere Begabung eines Einzelnen den Bruch hervorrief, daß nicht die älteren Aerzte gänzlich im Irrthum befangen waren und die junge himmelstürmende Aera das einzig Richtige getroffen hat, sondern daß der Systemwechsel seine volle Berechtigung hatte in der Umänderung des Charakters der Erkrankungen, die eben eine andere Art der Bekämpfung nothwendig machte.

So finden wir, um an naheliegende Zeiten anzuknüpfen, im vorigen Jahrhundert die Behandlungsart mit einem Medicamentenwust, der unserer heutigen Anschauung ein mitleidsvolles Lächeln abnöthigt und bei dem wir uns nur über die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Organismus gegen die Heilinsulte der Aerzte wundern müssen.

In den ersten Decennien unseres Jahrhunderts trat bekanntlich Hahnemann dagegen auf, der in der Medicamentenvergiftung einen häufigen Grund ärztlicher Mißerfolge sah und einer rationellen Diätetik das Wort redete. Sein System der Homöopathie goß das Kind mit dem Bade aus, und bei aller traditionellen Gläubigkeit an Medicamentenerfolge reducirte er seinen Heilapparat auf Verdünnungen, die weit unter die Möglichkeit einer Wirkung auf den Organismus sanken. Der darob entbrannte Zorn der gelehrten Herren ist genugsam bekannt, wie die unabsehbare Polemik in Schrift und Wort. Der ruhig denkende Arzt mußte im Allgemeinen die Berechtigung dieser Reaction gegen den alten Schlendrian anerkennen; waren doch die Jahre der Revolutionen und schweren Kriege vorausgegangen, welche die Krankheitsformen und Widerstandskräfte der an den Zeitereignissen theilnehmenden Völker geändert hatten und energisch einen anderen Heilapparat forderten. Die sogenannte Allopathie acceptirte mit Dank die guten Winke einer rationellen Diätetik und ließ der heilenden Naturkraft wieder größeren Spielraum.

In dem langen darauf folgenden Frieden erstarkten von Neuem die Constitutionen; bei den wiederum gekräftigten Naturen unserer unmittelbaren Voreltern nahmen die Krankheiten abermals einen stürmischeren Verlauf, und die Aerzte mußten

neue Waffen gegen die hohen Entzündungs- und Fiebererscheinungen hervorsuchen. So entwickelte sich die sogenannte antiphlogistische Schule, die mit kräftigen Ableitungen, Nahrungsentziehung und vor Allem mit Blutlassen zu Felde zog.

Dies dauerte bis Anfang der vierziger Jahre, als sich von Neuem Bedenken gegen diese Behandlungsmethode erhob, das zuletzt zu energischem Kampf gegen die „Blutlasser" entbrannte. Die Aerzte theilten sich in zwei Heerlager; die Homöopathie erhob stolzer ihr Haupt, und der Laie folgte kopfschüttelnd über das Gezänke den Eingebungen persönlichen Vertrauens.

Nun kamen zuerst schüchtern und vereinzelt die Nachrichten aus England, daß dort Nervenfieber, Lungenentzündungen und ähnliche schwere Erkrankungen nicht mehr, wie bisher, entziehend und schwächend behandelt werden dürften, sondern bei der im Verlauf des Krankseins auffallend rasch eintretenden Blutleere und dem Kräfteverfall mit concentrirter Fleischnahrung und Portwein zu bekämpfen seien. Die Koryphäen der Medicin in Deutschland fanden erst diese englische Methode exorbitant, bald aber entdeckten weniger starre Doctrinäre, daß die Beobachtung im praktischen Inselreiche eine richtige sei. Auch bei uns nöthigte der rasche Verfall der Kräfte und Blutbereitung in fieberhaften Krankheiten zur Vorsicht, die Widerstandsfähigkeit auch unserer Generation hatte abgenommen, und der Grundcharakter aller Erkrankungen zeigte eine wesentliche Aenderung.

Die Bleichsucht, welche bisher nur als zweifelhaftes Vorrecht verwöhnter höherer Stände angesehen wurde, verirrte sich bis in die Hütten der Landbewohner und nahm von Jahr zu Jahr an Ausbreitung überhand; alle Krankheiten aber wurden beherrscht von dieser Neigung zur Blutleere, wozu sich eine nervöse Reizbarkeit gesellte.

Neigung zu Blutleere und Nervosität haben sich bis in unsere Tage immer mehr gesteigert, und von früheren eingreifenden Entziehungscuren ist kaum mehr die Rede; der Heilapparat ist wesentlich ein anderer geworden.

Man begreift unter „Nervosität" im Allgemeinen eine geringere Widerstandsfähigkeit mit erhöhter Reizbarkeit im ganzen Nervensystem. Geringfügige periphere Eindrücke rufen bereits Gefühle der Unlust bis zu Schmerzempfindungen hervor, die aber nicht auf das Erregungsterrain beschränkt bleiben, sondern weithin in die verschiedenen Nervenprovinzen ausstrahlen. Die Folge einer so erhöhten Reflexreizbarkeit des gesammten Nervenapparats äußert sich in Neigung zu Krampfzuständen und Neuralgien, sodann aber in Alteration der psychischen Thätigkeiten, im Wechsel der Gefühle und Stimmung, im leichten Aufflackern der Affecte, im hastigen, überstürzten, darum weniger besonnenen Handeln. Die Ausbreitung des Reizes auf zu viele nervöse Leitungsbahnen hindert die Persistenz der Erscheinungen, und der aufflackernde Sturm erlahmt bald wieder; daher ist der Nervöse launenhaft, inconsequent in der Neigung und dem Handeln, unberechenbar und wenig zuverlässig. Ebensolche Erregungen mit rasch nachfolgender Erschlaffung vollziehen sich im sogenannten vegetativen Nervenbereich und werden am deutlichsten im Gefäßapparat und den Assimilationsorganen erkennbar. Herzklopfen, Blutwallungen mit raschem Wechsel der Hautfärbung und Verdauungsstörungen sind constante Begleiter der Nervosität und erklären uns den Zusammenhang mit dem gestörten Körperaufbau, der in Qualität und Quantität herabgesetzten Blutbereitung, die sogenannten anämischen Zustände. Blutleere, Bleichsucht und Nervosität bedingen sich demnach gegenseitig und resultiren in dem als irritable Schwäche bezeichneten Gesammteffect. Dieser, einmal entstanden, bildet die trübe Klangfarbe des Lebens und prägt jeder intercurrenden Erkrankung seinen Charakter auf. Leichte Vererbbarkeit dieses Zustandes steigert seine Verbreitung, die sich zuletzt in dem vielfach ungerecht beurtheilten „Hysterismus" zur schweren, die Geduld des Kranken und des Arztes stark beanspruchenden Neuropathie entwickelt.

Um diesen ausgeprägten Charakter der Nervosität unserer Zeit einzusehen, ist es nothwendig, den Ursachen nachzuforschen, denn es ist ersichtlich, daß zu deren Bekämpfung nicht Recepte für den einzelnen Fall Hülfe schaffen können, sondern daß diese Krankheit, die alle Gesellschafts-

kreise beherrscht, ihren Grund in gemeinsamen Mißständen haben muß, denen entgegenzuarbeiten nicht bloß Aufgabe der Aerzte, sondern eines jeden Gebildeten ist. Nervosität und Blutarmuth sind Symptome körperlicher und geistiger Ueberanstrengung und Erschöpfung, es ist also zu fragen, welches sind denn die Momente, wodurch die jetzt lebende Generation zu solcher gemeinsamer Ueberanstrengung genöthigt wird?

Mit dem Ende des dritten Decenniums unseres Jahrhunderts beginnt durch die Triumphe, welche naturwissenschaftliche Forschung in ihrer praktischen Verwerthung für die technischen Gewerbe feierte, eine neue, tief eingreifende Aera unserer Culturzustände. Im mächtigen Wettstreit der Nationen entstehen unter Benutzung der Dampfkraft die Eisenbahnen und das Maschinenwesen. Man bedenke, welche Umwälzungen mit diesen neuen Schöpfungen in unseren Verhältnissen zur Außenwelt auftreten mußten. Die Möglichkeit der raschesten und billigsten Weiterbeförderung, die enorme Erleichterung der Locomotion eröffnete eine früher nie geahnte Erweiterung des Gesichtskreises und schuf ein Heer neuer Vorstellungen und Anschauungen. Die Maschinentechnik erleichterte die industrielle Production. Viel exacter und rascher, aber zugleich billiger, als vordem Menschenhände vermochten, wurde nun in großen technischen Werkstätten gearbeitet. Die mit einem Male geöffneten Thore ließen gewaltige Perspectiven erblicken, der Wettkampf neuer Erfindungen und Verbesserungen war eingeleitet und die Concurrenz machte immer größere Anstrengungen nöthig, denn wer zurückblieb, war in Kurzem überflügelt, vereinsamt oder niedergetreten.

So sehen wir in wenigen Jahrzehnten durch die gewaltige Hülfe der praktisch angewandten Naturwissenschaft ein Ringen und Kämpfen entstehen, welches in hohem Grade aufreibend auf die Betheiligten wirken mußte. Und wirklich kamen zu uns, wie erwähnt wurde, gerade von England her, wo Eisenbahnen und Maschinenindustrie etwas früher heimisch geworden waren, die ersten Nachrichten von vermindertem Widerstand der Gesammtbevölkerung, der nur zu bald auch bei uns fühlbar werden sollte. Man suchte zuerst einzig und allein in dem neugeschaffenen Fabrikproletariat die Quelle der krankhaften Erscheinungen, konnte aber nicht verkennen, daß bis in die höchsten und wohlhabendsten Stände die Erschöpfungszustände: Bleichsucht, Blutleere und Nervosität, auftraten.

Das Phänomen steht nicht einzig da. Vielfach treten uns in der Geschichte der Völker solche Perioden entgegen, in denen nach längerer Ruhe die Civilisation einen gewaltigen, fast überstürzten Aufschwung nimmt, dem so leicht nervöse Ueberreizung folgt. In diesem Sinne ist unsere Zeit epochemachend, hochinteressant, aber zugleich aufreibend, weil in kurzer Spanne sich so viel des Neuen vollzieht. Die Bedürfnisse wachsen proportional mit der Möglichkeit, dieselben zu befriedigen, und wenn wir Aelteren unserer Jugendjahre gedenken mit ihrer Einfachheit der Lebensweise und der relativen Beschränktheit unserer Vorstellungskreise gegenüber den Anforderungen, aber auch der Verwöhntheit der heutigen Jugend, so werden die gewaltigen Umwandlungen unserer Lebensanschauungen sowie die gesteigerten Ansprüche an unsere Leistungsfähigkeit ins rechte Licht fallen.

Von der Postkutsche bis zum Dampfroß und dem Telegraphen, der Kienfackel und dem Talglicht bis zur elektrischen Beleuchtung ist ein weiter Weg, und doch wurde er durcheilt in wenig mehr als einem Menschenalter. Diese Veränderungen aber im Großen wie im Unscheinbaren bedingen große Umwälzungen in den Gewohnheiten und dem geistigen Horizont der Menschen. Alle diese neuen Apperceptionen, die Bildung unzähliger neuer Begriffe und geistiger Combinationen sind allein schon wesentliche Mehrarbeit, welche Nervenkraft absorbirt. Und nicht mehr darf der Geist ruhen, jeder Tag bringt neue Arbeit. Wenn früher die Jugend das geistige Capital sammelte, mit dem das übrige Leben hindurch hauszuhalten war, so beginnt jetzt mit der praktischen Thätigkeit das stete Weiterlernen ohne Ausruhen, ohne Muße zu behaglichem Beschauen des Errungenen.

Wie dem Einzelnen, so ergeht es der Gesammtheit. Die Staaten wurden gleichzeitig in ihrem Innersten erschüttert durch schwere Kriege, Revolutionen, Finanz-

krisen, Aenderung der Gesetzgebung und Verwaltung und somit der Einzelne in Gemüthsschwankungen der extremsten Art versetzt. Ist es in solchen Zeiten forcirter Entwickelung zu verwundern, wenn das überbürdete Organ, das Nervensystem, der Anstrengung und Ueberlastung erliegt und vorherrschend in der Erkrankung seine Erschöpfung bekundet?

Von größter Wichtigkeit bei Mehrleistung ist das Vererbungsgesetz. Die Organismen passen sich im Kampf ums Dasein den vorhandenen Widerständen allmälig an. Da aber die Natur in ihrer weisen Oekonomie den Ueberfluß vermeidet, so reicht jedes Organ in seiner Leistungsfähigkeit gerade nur für das jeweilige Bedürfniß aus. Erziehung und Uebung lassen bis zu einer gewissen Grenze die angeborene Functionsfähigkeit steigern, wird aber diese überschritten, so tritt mit dem Unvermögen die schädliche Rückwirkung, der pathologische Zustand, in die Erscheinung. Nur besonders gottbegnadete Naturen oder einseitige, durch Erziehung, Gewöhnung und Vererbung gekräftigte Anlagen entwickeln sich zu ungewöhnlichen Leistungen und führen uns im Talent und im Genie die staunenswerthesten Resultate vor die Augen, welche oft weit den Geist der Zeit überragen. Halten staatliche Ereignisse und civilisatorische Entwickelung nicht gleichen Schritt mit der Normallage der Leistungsfähigkeit im Allgemeinen, so wird die Ueberanstrengung die Gesammtheit treffen, und in diesem Sinne ist unsere Zeit zu beurtheilen, die wie kaum jemals eine andere die Widerstandsfähigkeit Aller herausfordert. Man denke sich die Mitlebenden mit einem für einfachere Verhältnisse vollkommen ausgestatteten Organismus, in deren Lebensdauer sich die Segnungen neuer Erfindungen und Entdeckungen zusammendrängen, wie wir sie sonst nur in sehr langen Zeiträumen der Völkerentwickelung sich ansammeln sehen, so reicht für die Gewöhnung an solche Masseneindrücke und sich immer wieder erweiternde Lebensanschauungen dieser Organismus nicht vollkommen aus, er erschöpft sich in seinen Anstrengungen und ermüdet auf der Lebensbahn, wie der Bewohner des Flachlandes bei erstmaliger Gletscherbesteigung weit hinter dem Sohne des Gebirges zurückbleibt. Aber das mühsam Erworbene hinterläßt bleibend seine Spuren und kommt als Anlage durch die Vererbung wieder zur Erscheinung. Auf diesem für die neuen Anschauungen vorbereiteten Boden vollzieht sich in der Nachkommenschaft viel leichter die Anpassung, und spätere Generationen erfreuen sich ohne Anstrengung des Gewonnenen, wodurch sich erst die wahre Errungenschaft, der civilisatorische Fortschritt vollendet.

Aber nicht bloß im Krankheitscharakter, in der Disposition zu Blutleere und Nervenstörungen gipfeln die nachtheiligen Einflüsse unserer Zeit, sondern weit eingreifender für die Gesammtheit in den Eigenthümlichkeiten, die im Walten des höheren Geisteslebens der Nationen zu Tage treten. Es ist nicht zu leugnen, daß die Fortschritte in allen Gebieten des Wissens und Könnens mächtige sind. Sehen wir ab von den großen Leistungen der theoretischen Wissenschaften, welche in ihren Vorkämpfern erst das Terrain schaffen, so imponiren in der praktischen Verwerthung die staunenswürdigen Resultate im Verein mit entsprechenden Hülfsapparaten. Der Trieb, immer Neues und Besseres zu leisten, fordert die Vereinigung und den Vergleich des Geleisteten heraus, und so entwickelt sich der Wettkampf der Kräfte, wie wir ihn bei internationalen Ausstellungen zu bewundern Gelegenheit haben.

Doch das Licht hat auch seine Schatten. Die Ueberproduction muß der Hast in der Concurrenz folgen, der Schwächliche, weniger Leistungsfähige entfernt sich vom Soliden und deckt künstlich die Mängel durch Fälschung und Täuschung, und so kann bei allem Vorzüglichen das Schwindelhafte in unserer Zeit nicht ausbleiben. Es berühren sich eben in großen Culturwandlungen stets die Gegensätze in besonders auffallender Weise.

In der Politik begegnen wir neben großartiger Erhebung und Leistung doch überall der Ueberreiztheit. Die Parteien verlieren den Pfad der besonnenen Prüfung, alle Fragen werden mit leidenschaftlicher Gefühlsfärbung behandelt, persönliche Sympathien und Antipathien stören deren objective Lösung, der Terrorismus erhebt sein Haupt und führt zu den be-

dauerlichsten Ausschreitungen. Ist es dabei zu verwundern, wenn selbst die gesetzlichen Feststellungen in letzter Instanz den Charakter des Unfertigen, des Schwankens in den Extremen, des Experimentirens erhalten? So beherrscht die Nervosität überall die Besonnenheit.

Wie in der Politik, so zeigt sich leider auch in der Wissenschaft neben gewaltigem Arbeiten der Redlichen die Sucht nach raschen äußeren Erfolgen, wobei das selbstlose Streben nach Erforschung der Wahrheit hintangesetzt wird. Ueberstürztes, sanguinisches Verfolgen einzelner Thatsachen in die nebelhafte Sphäre des Unbewiesenen, eine nervöse Polemik, eine Stellenjagd, persönliche Eitelkeit hat auch hier vielfach Platz gegriffen und wirft seine Schatten auf die edelsten geistigen Erzeugnisse unserer Zeit. Nicht minder ist dies in der Kunst der Fall, in welcher neben den besten Leistungen der Technik sich häufig eine Sterilheit des Gedankens, ein die Grenzen überschreitender Realismus, eine Sucht nach dem Manierirten und Barocken kund giebt.

Steigen wir hinab in die Regionen des alltäglichen Lebens und Treibens, so treten uns Klagen über die Verderbtheit der Zeit endlos entgegen. Bei Vermeidung einseitiger Auffassung wird man aber leicht erkennen, daß auch hier sich wiederholt, was als Resultat einer abnormen Zeit sich in den oberen Kreisen vollzieht.

Mit einigem Recht wird in den Vordergrund gestellt, daß unserer Zeit die ideale Auffassung mangele und die Volksmasse, der Ideale bar, in Realismus und Materialismus versinke. Aber der Ausbau des Idealen bedarf der ruhigen Beschaulichkeit; wenn dagegen, wie heutzutage, der Einzelne darauf angewiesen ist, der Concurrenz wegen übermäßige Anstrengungen zu machen, um seine Existenz nach Möglichkeit zu erkämpfen, wenn auf ihn täglich neue Eindrücke einstürmen, die bewältigt werden müssen, wenn sich ihm die Sorge an die Fersen kettet, dann ist es nur zu erklärlich, daß sich leicht Erbitterung und Egoismus entwickeln und das Anmuthige im Leben, die ideale Anschauung, zurücktritt. Der Egoismus unserer Zeit geht aus Uebergangszuständen hervor und ist ein unabweisbarer Schatten, der den Sinn für höhere Empfindungen des Allgemeinwohls und der Zusammengehörigkeit, überhaupt das Bewußtsein der ethischen Ziele verdunkelt. Es ist schlimm, wenn das ideale Denken und Streben durch den Egoismus verdrängt wird, denn die Consequenzen sind erschreckend für das Ganze wie für den Einzelnen. Zunächst sucht sich der Egoist vom Lebensgenuß das Möglichste zu retten, daher entsteht ein krankhaftes Jagen nach mühelosem Erwerb, nach Sinnesreizen, ein wüster Unabhängigkeitsdrang, der sich gegen das Gesetz auflehnt, gerade so, wie er die Schranken, die ihm Familienleben und Sitte auferlegen, zu lockern sucht. Mit dem Verlust idealer Ziele schwindet die Freude an eigener Leistung und die Arbeit wird zur Last, zuletzt das Leben selbst eine Bürde; denn dasselbe verliert bei Disharmonie des Empfindens durch seine Widerstände oder ohne betäubenden Genuß allen Reiz, und so beobachten wir neben viel geistiger und körperlicher Zerrüttung die Häufung der Verbrechen, die Nichtachtung des Eigenthums und Lebens Anderer und endlich als schwerste Schreckgestalt den überhandnehmenden Selbstmord aus geringfügigen oder frivolen Ursachen.

Man hat oft gesagt, daß in der Religionslosigkeit unserer Tage der schlimmste Krebsschaden zu suchen sei. Es soll dies nicht vollkommen in Abrede gestellt werden; allein die Intensität der religiösen Empfindung ist abhängig von der Höhe idealer Vorstellungen überhaupt. Der Glaube auf sterilem Boden treibt keine Blüthen. Nicht in der Hast und im ruhelosen Getriebe des Alltagslebens, sondern in der Muße und der Zufriedenheit gedeiht die innere Beschaulichkeit und reift das Gemüth zu allem Guten und Edlen. Ebenso braucht das wahre religiöse Empfinden die volle Wärme der Nächstenliebe und verkümmert im kalten Hauch des durch die Zeit bedingten Egoismus. Es sehnt sich die ermüdete, nervöse Welt vielleicht am meisten nach der Wiederkehr weihevoller religiöser Empfindung, aber die bisher gemachten Anstrengungen, das scheinbar erloschene religiöse Interesse wieder anzufachen, zeugen ebenfalls zum Theil mehr von Nervosität als von klarer Erkenntniß dessen, was Noth thut.

Zum Ueberfluß fand auch von Seiten

einzelner hervorragender Philosophen die pathologische Richtung der Zeit beredte Rechtfertigung, indem von ihnen das Leben in seiner Corruption zum Ausgang der Untersuchung gemacht und aus den sich ergebenden Widersprüchen der Zweifel am Werth des Lebens überhaupt vorangestellt wurde. In der dadurch der Ideale entkleideten Welt bleibt nichts als Kampf, Mühe und Arbeit. Die Ziele, um die sich der Mensch abmüht, sind nichtig und deshalb verwerflich, und die Sehnsucht der Erlösung liegt zuletzt nur noch im gänzlichen Aufhören der Dinge, im Nirwana der Buddhisten. Es ist erklärlich, daß solche in philosophisches Gewand gekleidete Anschauungen, daß der moderne Pessimismus der großen Masse imponiren mußte; wird ja nur in wissenschaftliche Ausdrucksform gebracht, was von den Meisten in ihrer Ueberreizung dunkel empfunden wurde.

Immerhin ist es ein düsteres Bild, welches sich bei Erforschung der Consequenzen entrollt, die eine nervös erschöpfte, mit Arbeit überbürdete Zeit in sich birgt; aber geht denn deshalb wirklich die gegenwärtige Culturperiode ihrem Verfall entgegen, wie vielfach behauptet wird, werden denn die Menschen immer ungesunder und verkehrter?

Man darf nicht vergessen, daß wir trotzdem in einer großen Zeit leben, in der neben der Ueberarbeitung doch noch eine Menge Kräfte bleiben, die in ihrer besseren Widerstandsfähigkeit der Müdigkeit Herr werden. Von diesen talentvoll Ausgestatteten haben wir die Pflege und den Ausbau des großartigen Werkes neuer Errungenschaften zu erwarten. Mit den heranwachsenden neuen Generationen wird die Anpassung an die Mehrleistung vollzogen, und Kinder und Kindeskinder werden sich durch Vererbung viel schmiegsamer in die wesentlich complicirteren Berührungen mit der Außenwelt hineinleben, als es uns mit der einfacheren, unzureichenden Veranlagung möglich war. Dazu kommt noch, daß die Zeit weitgreifender Entdeckungen stets eine kurze ist. Es öffnen sich die Thore, und vor uns liegt das früher unbekannte Terrain in voller Pracht; unsere Phantasie lockt uns in unbegrenzte Weiten, und doch gelangen wir gar bald auf neue Schranken, die Halt gebieten. Dann kehrt die Ernüchterung wieder, und es beginnt das ruhige Durchforschen des neu eroberten Gebietes.

Es scheint, als trete bereits dieser Wendepunkt in das Gesichtsfeld. Schon gehen die Wogen nicht mehr so hoch wie vordem, die Brandung der schweren Krisen scheint überwunden, die Zeit des Hastigen, Ueberstürzten weicht dem besonnenen Ausbau, und wenn uns der Segen des Völkerfriedens bleiben sollte, so wird sich die Anpassung leichter vollziehen und der ernüchterte Fleiß wird die affectvollen Stürme in unserem Inneren beruhigen. Dann erst wird man die Größe und Wichtigkeit der neuen Fortschritte voll begreifen und genießen können, und die Menschheit ist um einen guten Schritt in der Entwickelung weiter gekommen. In solchen Zeiten befriedigt wieder das Schaffen, verschwindet die Nervosität von selbst und erblüht ein widerstandsfähigeres Geschlecht.

Noch sind wir auf geebneter Bahn nicht angekommen, wenn auch die Symptome der Umkehr bereits ersichtlich sind. Die Versuche, das Gemüthsleben wieder in seine Rechte einzusetzen, werden zwar gemacht, aber die Mittel sind noch häufig schlecht gewählt, hastig und nervös das Ziel verfehlend.

Das religiöse Empfinden ist noch nicht durchwärmt von dem hohen ethischen Inhalt der ewigen Wahrheiten, die für alle Vorkommnisse im Völkerleben die Leuchte bilden müssen; dagegen echauffirt man sich am Wunderglauben und bekämpft sich wegen unwesentlicher dogmatischer Abweichungen.

Der Glaube an geheimnißvolle, den wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden unzugängliche Kräfte ist alt und insoweit als berechtigt anzusehen, als er das Abhängigkeitsgefühl von einer höheren Weltordnung bekundet; sprossen ja aus ihm die herrlichsten Blüthen des Gemüthslebens, die idealen Schöpfungen in Kunst und Poesie. Aber die Grenze vom Gebiet des Aberglaubens ist nicht scharf markirt, und die an der Peripherie Hinwandelnden laufen in steter Gefahr, dieselbe zu überschreiten. Die Sehnsucht unserer Zeit, diesen Kern des Geheimnißvollen zu retten, finden wir begreiflich,

aber sie äußert sich ebenfalls nervös, hastig, von dem Affect getragen, und so entsteht die Erscheinung des Jagens nach dem Dunklen, Mystischen und Wunderbaren bis zur kritiklosesten Leichtgläubigkeit. Kein Wunder, daß der Industrieritter seine Beute findet, wird er doch von der bethörten Masse getragen, die sich feindlich dem Versuch nüchterner Aufklärung entgegenstellt.

Die neueste Zeit ist für das Gesagte an Belegen reich. Die Erhitzung der Phantasie durch Wundererscheinungen ist an der Tagesordnung. Die immerhin für den Fachmann interessanten Braid-Charcot'schen Experimente, die jedem Irren- und Nervenarzt wohl bekannt sind, werden unter „magnetischer“ Farce dem Publikum vorgeführt, so daß eine Zeit lang sich der freie Blick selbst der Hochgebildeten trübte. Unvermuthet rasch gelang es diesmal der nüchternen wissenschaftlichen Untersuchung unserer geachtetsten Physiologen, die Nebel zu zerstreuen und die seltsamen Erscheinungen des Hypnotismus, der künstlich erzeugten Katalepsie und der imitatorischen Zwangsbewegungen der unabsichtlichen oder gewollten mystischen Beigabe zu entkleiden.

Weit bedenklicher ist die noch fortwirkende Seuche des sogenannten Spiritismus. Sinnestäuschungen aller Art, verschwommene, lückenhafte Beobachtungen rufen in dessen Jüngern die Ueberzeugung eines directen Verkehrs mit der Geisterwelt hervor, alte Ammenmärchen gewinnen Gestalt, und die fanatischen Vertheidiger dieser „Erfahrungen“ unternehmen es kühn, die ewige Gesetzmäßigkeit in der Natur in Frage zu stellen und die auf diese gegründeten Leistungen aller Wissenschaften anzutasten. Die Aeußerungen dieser Art citirter Geister, meist geschmacklos und albern nach Inhalt und Form, entsprechen nichts weniger als unseren Vorstellungen von einer Veredelung im Jenseits.

Doch genug der Zerrbilder einer nervösen, zu allem Haut-gout geneigten phantastischen Richtung. Wir danken solche Ausschreitungen zumeist dem Land der Gegensätze, Amerika, und cultiviren diese zweifelhaften Gaben leider weit mehr als das viele Vortreffliche, welches dies großartig lebenskräftige Volk uns außerdem zu bieten vermag. Aber auch dort ist im regen Kampf des Lebens die realistische Anschauung zur Nothwendigkeit geworden, und wir sehen in diesen phantastischen Auswüchsen nur eine Art Erholung und Anfrischung der vernachlässigten Gefühlssphäre, für deren Erhebung in der Thatkraft des Schaffens und Erwerbens keine Zeit bleibt. Bei uns liegt ein ähnliches Motiv zu Grunde, nur ist der Boden, auf welchem es entsteht, nicht so originell urwüchsig, weshalb die Caricatur in der Erscheinung greifbarer wird. Es hat indessen keine Gefahr, die Zerrbilder werden bald größerer Besonnenheit, die gerade der deutschen Nation innewohnt, weichen, das deutsche kritische Element wird sich wieder geltend machen und der Uebergang durch Incorrectheiten zur Klärung und Wiedergewinnung der Ideale wird nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen.

Ein der Erschlaffung unserer Zeit heilsames Entgegenwirken kann nur durch den ernsten, verständigen Willen der Einzelnen stattfinden. Die Häufung nervöser Erkrankungen hat die Aufmerksamkeit medicinisch Sachverständiger längst auf diesen Gegenstand gelenkt, und nach keiner anderen Seite ist durch das Zusammenwirken der Physiologen und Aerzte so viel Fruchtbares im letzten Decennium geleistet worden als in der Nervenpathologie. Wenn demnach auch die Bekämpfung der Nervenkrankheiten eine wirksamere geworden, so ist doch noch ein weiterer Punkt ins Auge zu fassen, krankhafte Nervenzustände und deren ganzes verderbliches Gefolge zu verhüten.

Zeit und Generationenwechsel werden Ausgleichung in die unvermeidlichen Schäden unserer Zeit bringen, aber der lange Weg ist durch vernünftige Gewöhnung und Selbsterziehung abzukürzen. Die altclassische Mahnung „Erkenne dich selbst“ muß vor Allem heutzutage beachtet werden. In der Selbsterkenntniß, der eigenen inneren Prüfung liegt der erste Weg zur Besonnenheit und der vernünftigen Beurtheilung des Verhältnisses zwischen dem Ich und der Außenwelt. Entdeckung der eigenen Lücken und Schwächen führt zum Billig- und Gerechtdenken über Andere und hält die affectvollen Stürme nieder, die so leicht zur Nervo-

sität führen und diese nähren. Selbstüberschätzung, Unfehlbarkeitsdünkel, Verachten jeder Autorität erzeugen Prätensionen, die überall Widerstand finden und durch Kampf und Ruhelosigkeit den Menschen aufreiben. Richtiges Abschätzen des eigenen geistigen Vermögens und weises Beschränken auf das zugewiesene Gebiet machen allein leistungsfähig und erzeugen die Befriedigung in der Arbeit, welche am meisten vor Egoismus und Zerfahrenheit bewahrt. Die Zurückführung auf die Analyse des eigenen Inneren, das Heben des Selbstvertrauens und das Erwecken der Ueberzeugung, daß nervöse Irritationen doch im Grunde nicht das Leben bedrohen, bildet als sogenannte **psychische Behandlung** eine wichtige Aufgabe für den Nervenarzt.

Wenn wir von der künftigen Generation eine Anpassung und eine Besserung erwarten, so ist weiter auf die Erziehung der Jugend alle Sorgfalt zu verwenden. Eine geschickte Entwickelung der Anlagen, eine Rücksichtnahme auf Fassungskraft und physisches Gehirnwachsthum, Sorge für harmonische Kräftigung von Geist und Gemüth, Körper und Seele sind die Aufgaben der Pädagogik. Bei der großen Erreglichkeit und Reizbarkeit der seelischen Eigenschaften des Heranwachsenden strafen sich Einseitigkeiten für alle Zeiten. Vor Allem hemmt übermäßige Reizung der Phantasie jede Intelligenzentwickelung, weshalb immer und immer wieder auf Vereinfachung in der Lebensweise, Vorsicht in den Vergnügungen, weise Leitung der Spiele der Jugend hingedeutet wird. Sinnenreize und Phantasieerhitzung legen den ersten Grund zur Nervosität und erschlaffen Körper und Geist.

Man hat vielfach die Ansicht ausgesprochen, daß die Ueberbürdung der heutigen Jugend mit geistigen Arbeiten den Keim zur Nervosität, Bleichsucht und selbst zum Irrsinn lege. Es ist richtig, daß die Kinder heutzutage mehr lernen müssen, denn der geistige Horizont hat sich gegen früher wesentlich erweitert; und doch dürfen keine Lücken bleiben, wenn nicht Hemmnisse aller Art im Leben durch mangelhafte Allgemeinbildung entstehen sollen. Es ist Aufgabe einer verständnißvollen Pädagogik, durch Modificirung der Unterrichtsmethode die Mehrleistung ohne Gefahr zu ermöglichen. Passende Auswahl in den Lehrgegenständen mit Vermeidung für die Kinder unfaßbaren Eingehens in Details, Erweckung des Interesses durch Klarheit der Darstellung und durch Anschauungsunterricht, Beschränkung leerer Gedächtnißarbeit ohne belebenden Inhalt erwecken im Lernenden Lustgefühle beim Ueberwältigen der Aufgabe und erhöhen die Leistungsfähigkeit.

Es ist nicht ganz in Abrede zu stellen, daß namentlich in höheren Lehranstalten, auch in Mädchenschulen, häufig Ueberbürdungen stattfinden, die vermieden werden sollten. Gewiß war es dankenswerth, daß diese Frage im Kreise Berufener, auf der diesjährigen Versammlung der Neurologen und Irrenärzte in Eisenach, auf die Tagesordnung gesetzt war. Wenn sich auch einzelne Stimmen gegen manche Ausführung erhoben und Uebertreibungen gerade in dieser Angelegenheit streng vermieden werden müssen, so ist doch von vornherein nicht zu verkennen, daß die für **manche** Schulen nachgewiesene Arbeitszeit von zehn Stunden des Tages (incl. der Hausarbeit) eine zu hohe Anforderung an den **wachsenden** Menschen ist, die der völlig Entwickelte nicht ohne Nachtheil ertragen kann. Ohne weiter in die Discussion dieser hochwichtigen Frage eintreten zu wollen, die ihrer Lösung durch Berufenere harrt, sei doch auf zwei Punkte hingewiesen, die der Beachtung werth scheinen.

Jedes Lernen ist organische Entwickelung und bedarf der Zeit zur Assimilation. Forcirtes Einpfropfen, sogenanntes „Drillen“, bewirkt geistige Indigestion. In dem Maße, als sich das Unbewältigte anhäuft, steigen die Unlustgefühle und die nervösen Perturbationen. Die Anlagen der Einzelnen sind grundverschieden, und es gebietet sich von selbst, daß ersteren entsprechend Zeiteintheilung und Inhalt zu wählen sind. Daraus entstehen die verschiedenen Unterrichtssysteme und Schulordnungen. Es ist nun zunächst die Aufgabe, die geistige Normallage zu entdecken, um die entsprechende Schule zu wählen. Nicht Jeder ist zum „Studiren“ geeignet, der vielleicht ausgezeichnete Anlage zur Mechanik oder Mathematik besitzt. Auch die Raschheit und Gewandtheit der Apperception ist sehr verschieden, Manche

kränkeln an dem Nachlaß der geistigen Kräfte, um den normal Angelegten folgen zu können. So werden oft schwere Fehler in der Wahl der Schule wie in der forcirten Höhe der Classe gemacht. In beiden Fällen wird Ueberanstrengung und Entwickelung der Nervosität bedingt sein. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an das Einjährig-Freiwilligen-Institut, welches die höheren Bildungsanstalten bedenklich überlastet und durch Zuströmen „Innormaler" in seiner gesunden Leistung hemmt.

Eine große Berücksichtigung in pädagogischer Hinsicht verlangen die Jahre der Pubertätsentwickelung. Es tritt aus physiologischen Gründen in dieser Zeit eine Aenderung des Charakters und Empfindens ein, das verbunden ist mit einer körperlichen Schlaffheit, Neigung zu Blutleere und nervöser Reizbarkeit. Die Betreffenden werden in der Schule lässiger, träumerisch und zeigen Neigung zu Extravaganzen oder zu phantastischen Incorrectheiten. Die Erziehung hat mit diesem Uebergangsstadium zu rechnen und die disciplinaren Maßregeln danach zu modificiren. Gerade in dieses psychische Nachlassen fällt aber die größere geistige Anforderung, es ist dies die Zeit der Secunda des Gymnasiums und der Prima und Selecta der höheren Töchterschulen. Berücksichtigt man dazu noch, daß sich in diesen Jahren Vererbungen von Krankheitsanlagen geltend machen, die, durch irgend welche Fehler geweckt oder präcipitirt, sich entwickeln können, so dürfte die ärztliche Mahnung zur Vorsicht, eventuell ein ärztliches Einmischen in Schulangelegenheiten seine Rechtfertigung finden.

Zuletzt kann aber die Schule nicht Alles leisten, die Familienerziehung muß unterstützend, Mancherlei corrigirend und die Gemüthssphäre besonders pflegend mitwirken. Wenn Schule und Haus Hand in Hand gehen und sich nicht in unvernünftiger Opposition gegenseitig die Arbeit erschweren, so wird das Werk der Erziehung in gesunder und rationeller Weise gefördert werden.

Der Mittelpunkt alles Versöhnenden und Ausgleichenden in unserer ernsten Zeit muß aber überhaupt in die Familie gelegt werden. Es darf nie vergessen werden, daß die ganze Fülle menschlichen Leistens in seinen Geistes- und Gemüthsäußerungen, in dem Ringen zur Veredelung nach innen und außen nur durch die Vereinigung der different veranlagten männlichen und weiblichen Natur, in der Ehe zu ermöglichen ist, die in der Kindererziehung mit all' der gemeinsamen Sorge, aber auch ihrer Lust und Befriedigung die schönsten Blüthen treibt. Die Hintansetzung dieser idealen Vorstellung einer deutschen Ehe ist aber von den schwersten Folgen begleitet, und wenn die Hast nach dem Erwerb dem Einzelnen nicht mehr Zeit läßt, die gerade ihm angepaßte Hälfte zu suchen und zu erringen, wenn er dazu den Aufruf in der Zeitung braucht oder wenn die Eheschließung als national-ökonomische Frage behandelt wird, dann ist es kein Wunder, wenn die Sonne des ehelichen Glücks erlischt, die Häuslichkeit trübe wird, die Kinder belästigen, zu deren Fürsorge nur der Kindergarten und später die Schule und der Mentor bleibt. Es bedarf nur dieser Andeutung, um sofort einzusehen, daß nicht mit Unrecht eine Fülle schädlicher Zeiterscheinungen, Leidenschaftlichkeit, Nervosität, die Neigung, in der Zerstreuung Ersatz für den verlorenen häuslichen Frieden zu suchen, auf ungeschickte Eheschließung zurückzuführen ist.

Es wird allmälig das Gespenst des nationalen Verfalls, der drohenden geistigen und körperlichen Aufreibung bei näherer Betrachtung der Ursachen und der Einsicht der möglichen Abhülfe bei gutem Willen der Einzelnen verschwinden. Die heutige Nervosität mußte sich mit Naturnothwendigkeit entwickeln und bekundet nur einen Uebergangszustand, dessen Ende zu beschleunigen zu großem Theil in unsere Hand gelegt ist. Die Enkel werden die Erbschaft der großen, ereignißvollen Zeit, in der wir leben, antreten, ihnen kommen die Segnungen hoffentlich unverkürzt zu Gute, die wir mit unserem Herzblut und in besonders erschwerter Friedensarbeit vorbereiten mußten.



Hans Makart.

Ein kritischer Essay

von

Alfred v. Wurzbach.

Man hat sich in jüngster Zeit gewöhnt, Makart's Namen in so guter Gesellschaft zu nennen und den Künstler mit den besten Meistern der Vergangenheit in Parallele zu stellen, daß es wohl der Mühe lohnt, einmal die Berechtigung dieser Gleichstellung zu untersuchen. Die vorurtheilsfreie Würdigung der Werke eines lebenden Künstlers dürfte wohl immer eine der mißlichsten Aufgaben der Kritik sein, im gegenwärtigen Falle aber steigern sich die Schwierigkeiten noch bedeutend.

Versuchen wir es, zunächst jene Frage zu formuliren, welche die Kritik vorerst zu beantworten hat, um den Standpunkt klarzustellen, von welchem aus die Kunstwerke der Gegenwart zu beurtheilen sind; sie dürfte ungefähr so lauten: Ist das Werk, welches wir heute bewundern und preisen, welches auf uns Zeitgenossen einen überwältigenden Eindruck übt, nur eine ephemere, durch irgendwelche Umstände an die Oberfläche des Tages geführte Leistung, oder nimmt es durch wirklichen, inneren Werth und thatsächliche Bedeutung diesen Platz mit Berechtigung ein? Diese Frage ist durchaus nicht müßig, denn in Literatur und Kunst herrschen die Mode und der Zeitgeschmack, und die Geschichte lehrt uns, daß Vieles, was seiner Zeit bewundert wurde, heute nur als Product der Laune des Augenblicks angesehen werden kann.

Wichtig ist diese Frage jeder Berühmtheit der Gegenwart, und mehr als allen Anderen Makart gegenüber. Gedenken wir doch beispielsweise der großen Meister: Tizian, Dürer, Rubens, Rembrandt; die Kunst kennt wenige größere Namen, und ich wähle sie mit Absicht — denn keiner von ihnen stand so hoch in der Werthschätzung seiner Zeitgenossen und keiner erregte die Aufmerksamkeit der Massen in so hohem Grade wie Makart die unsere.

Lassen wir alle Werke, Alles, was uns von und über einen von ihnen bekannt wurde, an unseren Augen vorüberziehen, so wird uns aus diesen Schöpfungen ein so klares und unverfälschtes Bild ihrer Zeit vor Augen treten, daß wir in Kürze

mit jeder Einzelheit des damaligen Lebens bekannt und vertraut sein werden; ja, wir brauchen nur Dürer's Werke zu studiren, und wir kennen sein Heim, seine Familie, das Nürnberg des 16. Jahrhunderts mit seinen kleinen Giebelhäusern in- und auswendig; wir lernen die bürgerlich bescheidenen Verhältnisse des damaligen Familien- und öffentlichen Lebens einer deutschen Reichsstadt in jeder Beziehung genau kennen; ja noch viel mehr, es spiegelt sich in dem einen Menschendasein, in dem Griffel dieses einen Künstlers die ganze Zeit mit einer Treue und Sicherheit wieder, die des peinlichsten Historikers spottet. Dürer's Werke kennen, heißt tief eingedrungen sein in den Geist seiner Zeit; Tizian's, Rembrandt's Werke kennen, besagt dasselbe. Kein Historiker, und sei er noch so farbenprächtig, noch so gewandt in der Führung der Feder, im Ausmalen der verborgensten Details, spricht so überzeugend, so sicher und beredt zu unseren Sinnen wie die dürftigste Federzeichnung des Künstlers, geschweige denn irgend ein großes Bild des Meisters, in welchem er bewußt oder unbewußt mitten hineingriff in das Leben und die politische und geistige Bewegung seiner Zeit.

Wohin wir sehen, der große und wahre Künstler steht immerdar fest und unverrückt auf dem Boden seiner Zeit, mit allen Wurzeln seines Stammes ruht er in der heimathlichen Erde; seine Zweige rauschen in der Luft des Heimathlandes — und die Sonne, die auf seine Blüthen fällt und seine Früchte reift, ist die Sonne Italiens, oder die Sonne Deutschlands, oder die Sonne der Niederlande — nie aber ein falsches Streiflicht einer anderen Zone; finden wir aber ein solches in seinen Werken, so ist es ein Merkmal unmittelbar empfangener, unabweislicher Eindrücke, denen seine Individualität zeitweilig gehorcht; unterliegt sie ihnen für die Dauer, so ist dies ein Beweis seiner Schwäche und Unfähigkeit, und es giebt keinen Meister ersten Ranges, an dem sie sich nachweisen ließe. Dies sind Thatsachen; es verhält sich so und nicht anders, und nur irrige Anschauungen, insbesondere aber halbes Wissen, welches schnell mit seinen Urtheilen fertig, ist anderer Ansicht. Wer lange Jahre hindurch Werk um Werk der Kunst geprüft und wieder gesehen, wird uns vollinhaltlich beipflichten müssen: das erste Gesetz der Kunst ist die innere Wahrheit der Production. Die nothwendige Grundbedingung jeder bedeutenden Schöpfung, die auf die Nachwelt übergehen soll, ist ihr unlösbarer Zusammenhang mit dem realen Boden, dem sie entsprossen ist. Das Bewußtsein dieses ewigen und unerschütterlichen Gesetzes kann uns verloren gehen, ja wir sind desselben Jahrhunderte hindurch nicht bewußt gewesen, aber das ändert nichts an der Unbeugsamkeit des Gesetzes.

Wie verhält sich nun dem gegenüber Makart, und nicht er allein, sondern mit ihm ein großer Theil der künstlerischen Bestrebungen der Gegenwart, deren charakteristische Aeußerung gerade seine Werke sind? Leben wir in einer productiv bedeutenden Zeit, oder leben wir in einer Epoche unsicheren Hin- und Hertastens, unbewußten Wollens und Ringens? Lassen wir die Hauptwerke Makart's an uns vorüberziehen, um zuerst seine Leistungen kennen zu lernen, ehe wir ihren ästhetischen Werth untersuchen und die eben gestellten Fragen beantworten.

Das erste bedeutendere Gemälde, welches ihm in Wien und im Auslande einen Namen machte, war die sogenannte „Pest in Florenz“. Makart selbst taufte es so, um dem Kinde einen Namen zu geben; Andere nannten es „Die sieben Todsünden“ oder „Der Traum eines Wüstlings“; doch der Name thut nichts zur Sache. Es ist ein Bacchanal der sinnbetäubendsten, um nicht zu sagen widerlichsten Art, ein Gemenge von weiblichen und männlichen Körpern, ein schier unentwirrbarer Körperknoten, dessen beste Eigenschaft eben diese Unentwirrbarkeit ist, denn wäre er zu lösen und aus einander zu legen, wir dürften es kaum wagen, davon zu sprechen.

Kaum ein bedeutender Künstler ließ derartige Stoffe ganz unberührt an sich vorübergehen. Tizian malte das wunderbare Bacchanal — gegenwärtig in Madrid — aber Jedermann kann seine Frau oder Schwester vor das Bild führen und wird seinem Entzücken über die Frauengestalt im Vordergrunde Ausdruck geben können, denn es ist nur eine der schönsten Venetia-

nerinnen, die der Pinsel Tizian's hier in selbstvergessener Trunkenheit verewigt hat. Der Eindruck vor dem Madrider Bilde ist derselbe wie vor jedem großen Kunstwerke: es entzückt, fesselt und erhebt uns.

Das kann man von Makart's Bilde nicht behaupten. Es ist eine Apologie des Häßlichen, der Sünde, vielleicht berechtigt, im kleinen Format das Cabinet eines älteren Kunstfreundes zu zieren, aber in dieser Größe, in solchen Dimensionen unbedingt die Verurtheilung herausfordernd. Das Gemälde befindet sich gegenwärtig im Besitze eines Kunstfreundes in Florenz und ist heute nur mehr eine aschgraue Ahnung dessen, was es ehedem war: ein ausgestopfter Paradiesvogel, dem die farbigen Federn ausgefallen sind.

Die nächste größere Leistung (1870) Makart's war die „Huldigung vor der Königin Katharina Cornaro von Cypern". Hier war ein unverfängliches Motiv gewählt, eine Darstellung, vor welche man auch Mädchen führen konnte; die Farbenpracht, geradezu tropisch, und der Aufbau der Composition erinnerten an ähnliche Werke der Venetianer, zunächst an Paul Veronese. Einzelne Gestalten zeigen wahrhaft große Schönheit und bekundeten Sinn für Adel und Würde. Der Gegenstand war allerdings nicht so deutlich und klar ausgedrückt wie in dem ersten Bilde, aber Jedermann legte sich endlich den Stoff zurecht, und man interpretirte die Idee hinein: der Jugend und Schönheit legen sich alle Schätze der Welt zu Füßen. Ob das Motiv irgend eine historische Berechtigung habe oder nicht, blieb schließlich gleichgültig, denn dem Künstler war es nur um die Entfaltung blendender Farbenpracht und um die decorative Wirkung zu thun. Das Gemälde befindet sich heute, nach jahrelangen Reisen, in der Berliner Nationalgalerie. Es hat hinreichend durch das Ab- und Aufrollen und die Gefahren des Transportes gelitten, so daß jetzt nur noch die Composition Makart's Eigenthum ist; die Farbe ist zum größten Theile die eines ihm befreundeten Malers, der das Bild auf seinen Fahrten um die Welt begleitete und die Schäden, die es erfuhr, nach Thunlichkeit ausbesserte.

Das folgende größere Bild — 1878 — war der vielbesprochene „Einzug Karl's V." Das große Aufsehen, welches es erregte, die hundert und aberhundert Kritiken und Besprechungen entheben uns fast der Nothwendigkeit, uns eingehend damit zu befassen. Nur ist bis heute die Frage nicht beantwortet, ob das Werk größeres Aufsehen erregte als Gemälde an sich, oder durch das Gerücht, daß die dem Zuge vorangehenden Gestalten Porträts mehrerer Frauen aus den Kreisen der sogenannten „guten Gesellschaft" Wiens seien. Wie dem auch sein möge, das Gemälde weist große Schönheiten auf; die im Vordergrunde stehende Frau und der Knabe sowie die erwähnten Mädchengestalten sind Meisterwerke des Pinsels.

Es ist begreiflich, daß dieses Bild in den Räumen der Pariser Weltausstellung nicht geringeres Aufsehen machte als in Wien. Die große Opposition, die es in anderen Städten hervorrief, läßt uns einen Schluß auf die Anziehungskraft bilden, die es allerorten ausgeübt haben muß.

Hierauf folgten die gegenwärtig ebenfalls auf der Rundreise durch die europäischen Städte befindlichen „Fünf Sinne"; fünf Frauengestalten, in welchen Makart das von der älteren französischen und niederländischen Schule so oft behandelte Thema neuerdings variirt. Sie können ihre innige Verwandtschaft mit den Frauen aus dem Einzuge Karl's V. nicht verleugnen, aber sie stehen, losgelöst von dem Zusammenhange mit einer größeren Composition, da wie gefällige Modelle, die sich drehen und wenden, wie der Maler es eben verlangt.

Das jüngste Bild Makart's ist die ebenfalls gegenwärtig auf der Rundreise befindliche „Diana". Das Bild zeigt die Göttin mit ihren Nymphen, in der Verfolgung eines Hirsches begriffen, der sich vor dem Geschosse der kühnen Jägerin durch einen Sprung in das Meer, in das Reich der Nereiden rettet; die Meernymphen nehmen das Thier in ihre Hut; eine derselben hebt sich hoch aus den Fluthen und stellt sich abwehrend zwischen die Göttin und das verfolgte Thier. Die Idee ist so subtil, daß sie dem Publikum fast unverständlich sein muß, denn kein Mensch kann den hier dargestellten Vorgang begreifen. Ueberdies aber kann die Rettung in der That nur eine momentane und

scheinbare sein, denn der Hirsch, der im Walde geboren ist und nur im Walde sein Leben fristen kann, muß im Meere — er mag noch so lange schwimmen können — in Kürze ertrinken.

Auch die Anziehungskraft und der Reiz dieses Bildes beruhen lediglich in der hier ungewöhnlich reichhaltigen Auswahl



Hans Makart.

von Frauengestalten, die, von allen Seiten dargestellt, als Hintergrund eher ein Frauenbad als diese tropische Landschaft erheischen würden.

Dies sind die bekanntesten Bilder Makart's; zwischen diese aber wären noch viele andere einzureihen, von denen wir nur einige wenige erwähnen wollen.

Zunächst eines der ältesten, „Romeo und Julie", gegenwärtig in der kaiserlichen Galerie des Belvedere in Wien: ein Bild, welches heute den Beschauer vollständig kalt läßt. Die Farbe ist grau geworden, trocken und reizlos; die Composition selbst ist niemals anziehend gewesen.

Besser erhalten ist die „Kleopatra" (1874), gegenwärtig im Stuttgarter Museum. Die in ihrer Prachtbarke im Nil hinfahrende Königin, ausgestattet mit dem ganzen fabelhaften Luxus orientalischer Pracht, zeigt eine gewisse Verwandtschaft der künstlerischen Auffassung mit der Katharina Cornaro. Die Entwickelung des reichsten, farbenprächtigsten Costüms charakterisirt diese Periode seines Schaffens. Seit dem Einzug Karl's V. läßt Makart jedoch diesen Flitter mit Vorliebe fallen.

Noch sind zu erwähnen vier Plafond-

bilder der ehemaligen Galerie Oeltzelt, die im vorigen Jahre bei der Auction dieser Sammlung als unverkäuflich zurückgezogen wurden. Sie stellen Morgen, Mittag, Abend, Nacht, personificirt in weiblichen reizvollen Gestalten, vor.

Außerdem wäre eine große Anzahl einzelner Porträts anzuführen. Die Spitzen der Wiener Aristokratie sind wohl sämmtlich von Makart porträtirt, überdies eine große Menge anderer Berühmtheiten. Seine Productivität ist staunenswerth, und wenn ihn das Original anregt, so arbeitet er unglaublich rasch und gern. Er liebt gesuchte prächtige Costüme und kleidet das Original mit Vorliebe selbst. Seine Porträts weisen infolge dessen die sonderbarsten Reminiscenzen künstlerischer Laune auf. Bald drapirt er sein Original nach Palma Vecchio, bald erinnert es an ein Porträt des Rubens, noch häufiger an Rembrandt; aber nahezu alle charakteristischen Trachten von der Semiramis bis auf den Incroyable der französischen Revolution weisen seine Porträts auf. Sie üben infolge dessen einen phantastischen Reiz auf Kosten der Wahrheit, denn es ist nicht die Seele, nicht der Geist des Originals, der in seinen Porträts zum Ausdruck kommt, sondern der phantastische Flitter und der seltsame Farbenprunk, der im gegebenen Augenblicke die Einbildungskraft des Malers anregte, oder wenn nicht dieser, so lediglich die körperliche Form, der fleischgewordene Sinnesreiz — aber fast gänzlich isolirt von jedem seelischen Affect. Makart kann einen reizenden Körper, aber keinen liebenswürdigen Charakter, ein phantastisches Costüm, aber keine leidenschaftlich bewegte Seele malen.

Es wäre unbillig, wenn wir, ehe wir die Reihe seiner Werke schließen, nicht auch der bedeutendsten Schöpfung Makart's gedenken würden, welche ihre Entstehung einzig und allein seiner unerschöpflichen Phantasie verdankt. Wir sprechen von dem zur Feier der silbernen Hochzeit des österreichischen Kaiserpaares — 1879 — von der Stadtvertretung Wiens arrangirten Festzuge. Die geradezu fabelhafte Farbenpracht, die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Costüme, der Reichthum und Luxus des ganzen Arrangements spotten jeder Beschreibung; es ist kaum je ein ähnliches Schauspiel inscenirt, wohl niemals ähnliche Pracht entfaltet worden. Makart entwarf die Skizzen, wählte die Stoffe, zeichnete die Costüme; und ohne irgend einem der anderen Künstler, die bei diesem Aufzuge mitgewirkt haben, im geringsten nahe treten zu wollen: ohne Makart's unerschöpfliche Phantasie hätte das Ganze nicht im entferntesten dieses Gepräge von Pracht und zauberhaftem Luxus erhalten.

Nun wir die Hauptwerke des Künstlers kennen gelernt oder vielmehr dieselben dem Leser nur wieder in Erinnerung gebracht haben — denn wem sind sie nicht wenigstens aus Photographien bekannt? — können wir sie nach dem inneren Kern und Werth des Talents, welches sie geschaffen hat, prüfen. Vor allem Anderen beantworten wir die Frage, in welchem Zusammenhange diese Bilder mit dem geistigen Leben der Gegenwart stehen, wie sie mit dem Boden zusammenhängen, aus dem sie hervorgegangen sind. Wird irgend Jemand, der in hundert und mehr Jahren die Geschichte Wiens studirt, in Makart die Illustration unseres Decenniums erkennen können oder nicht? Wird ihm Makart dieselbe Erscheinung für Wien sein wie Dürer für Nürnberg, Tizian und Bellini für Venedig, Rubens für Antwerpen, Rembrandt für die Niederlande und Amsterdam? Wird sich der später Geborene eine Vorstellung unseres gesellschaftlichen Lebens, unserer sittlichen Zustände, unserer Bildungsstufe aus Makart's Schöpfungen bilden können? — Man wird mir einwenden: Unsere um hundert und hundert Jahre späteren Nachkommen werden dies nicht nöthig haben, denn sie werden sich aus anderen Einrichtungen dieses Bild viel sicherer und zuverlässiger construiren können. Mag sein; das könnten wir vielleicht bei den anderen oben genannten Meistern auch, aber dies enthebt sie nicht dem zwingenden Gesetz, dem die zeitgenössische Production unterworfen bleibt; wir können demnach von unserer Forderung kein Haar breit nachlassen.

Man wiederhole Alles dem Gedächtnisse, was wir von Makart kennen, und versuche es, daraus ein Bild unserer Zeit zu construiren. Es ist absolut unmöglich; wir können uns nicht nur keine Vor-

stellung bilden, sondern wir werden, wenn wir es überhaupt unternehmen, in jeder Beziehung hin- und hergezerrt und irre geleitet. Versuchen wir es immerhin: Steht die „Pest in Florenz“ in irgend welchem Zusammenhange mit dem sittlichen Boden einer Großstadt, und sei es Sodom und Gomorrha? — Unmöglich; das Bild ist die Vorstellung einer schamlosen, nichtswürdigen Gesellschaft, die sich in dieser Mischung kaum irgendwo zusammenfinden kann, nicht einmal vor dem Weltuntergange so zusammenfinden wird, nur in der erhitzten Phantasie eines gährenden Talentes. Und die „Königin Katharina Cornaro“? Dieses Bild entfaltet uns wohl die fabelhafte Pracht, welche die Wiener Gesellschaft umgab, in deren Kreise der Künstler lebte? Möglich. Vielleicht ist es der Zauber unserer Maskenbälle, unserer so beliebten Costümfeste, der hier ins Künstlerische übersetzt wurde? Vortrefflich. — Weiter; der „Einzug Kaiser Karl's V.“? Es hat wohl je, seit die Welt steht, und die civilisirte insbesondere, Jemand das Schauspiel gesehen, daß junge Mädchen in dieser Weise bei hellem Tage dem Einzuge eines Kaisers vorangingen? Und bei dieser Gelegenheit beobachtete man die merkwürdige Erscheinung, daß keiner von all' den gemalten Zuschauern diese Mädchen mehr beachtet, denn es ist ihnen allen etwas ganz Selbstverständliches, daß hier Mädchen so auf der Straße umhergehen? Oder es ist wohl historisch nachgewiesen — oder es hat irgend ein Phantast von Historiker diese Lüge in unseren Tagen der Nachwelt aufgebunden, und wir waren einfältig genug, daran zu glauben, und haben dies in unser historisches Wissen aufgenommen? Nein, das Alles ist nicht der Fall, — jeder Gymnasiast weiß, daß dieser Vorgang, wie ihn Makart darstellt, nur eine gemalte Unwahrheit sein kann. Die ganze Scene trug sich lediglich in der Phantasie Makart's zu; sie hat weder die historische Wahrheit, noch die Wahrscheinlichkeit, noch auch die Möglichkeit für sich, und kein besonnener Mensch glaubt daran, daß Aehnliches je möglich gewesen wäre. Und nun die „Diana“! — Welchen Zusammenhang hat diese Diana mit unserer Zeit, mit unserem mythologischen Verständniß? Keinen. Ist es aber dem Künstler nicht gestattet, aus der Geschichte, aus der Mythologie, aus der Bibel, oder woher er sonst will, einen Vorwurf zu wählen und ihn darzustellen, mit Farbe auf die Leinwand zu fesseln? Kann er denn nicht malen, erfinden, was er will; schreiben, dichten, schaffen, erzählen, was er will? — Ist das nicht das Recht der Kunst, ist das Gebiet der Phantasie nicht unendlich wie der Himmelsraum, unerschöpflich wie das Meer, und die Ideen mannigfaltig wie die Gebilde der Natur? — Ja — dreimal ja. Und doch kommen wir mit alledem nicht heraus aus unserem Irrgarten und werden damit nicht klüger und nicht bewußt des Gesetzes dieser Makart'schen Schöpfungen.

Alle diese Bilder, sie stehen in keinem nachweisbaren Zusammenhange mit unserem öffentlichen, gesellschaftlichen, bürgerlichen und Familienleben, für keines läßt sich die Erklärung seiner Existenz finden, ja nicht einmal für eines der Porträts Makart's! Man sehe sich jedes beliebige dieser Bilder an und frage sich dann selbst: Ist das die Frau X. oder das Fräulein J.? — Ja und nein, denn wir haben sie nie in diesem Gewande gesehen! Aber vielleicht trat sie in einer Komödie auf, und Makart malte sie im Costüm ihrer Rolle. Warum soll man eine Künstlerin nicht im Costüm porträtiren? Warum nicht? Warum soll man das Original nicht überhaupt nach Willkür costümiren? Haben es nicht ältere Meister auch gethan? Hat es nicht Rembrandt gethan und seine eigene Frau dreißigmal und öfter in den reizendsten Toiletten gemalt? — Ja, auch das ist wahr; aber alle jene Toiletten waren zeitgemäß oder seinem und seiner Zeit historischen Wissen entsprechend für eine bestimmte historische Gestalt entworfen. Vielleicht hat auch in vielen Fällen der gemalte Flitter seine Ursache in der Putzsucht eines lieben Kindes. Doch abgesehen davon, ordneten alle Meister das Costüm ihrer Originale an, da die Tracht des gewöhnlichen Lebens niemals sehr malerisch ist, aber mit fabelhaften Costümen hat sie noch keiner bekleidet. Wenn Makart's Bilder um einige hundert Jahre älter werden sollten, wird man in großer Verlegenheit sein, zu bestimmen, welcher Zeit sie überhaupt an-

gehören können, denn das Costüm wird unsere Nachkommen darüber nicht belehren.

Aber dies scheint Nebensache, wenn sie es auch in der That nicht ist; wir forschen nach dem ästhetischen Gesetze seiner großen Schöpfungen, welches uns berechtigen soll, ihnen einen Creditbrief für die Zukunft auf den Weg zu geben, den die Nachwelt nach Sicht honoriren soll. Bei solchem Geschäfte muß man vorsichtig sein. Vielleicht sind wir aber nun auf den richtigen Weg gekommen, vielleicht liegt gerade diese Maskerade in dem Charakter unserer Zeit. Vielleicht ist Wien die Stadt der unaufhörlichen Komödie, und es ist doch irgend ein Faden zu finden, der unser Dasein an diese Compositionen knüpft; vielleicht im geistigen Leben, vielleicht in der Dichtung oder im Roman? Mag sein, daß es Dichtungen giebt, die gleichen Schritt halten mit den Bildern Makart's; aber wenn dies der Fall ist, dann ist ihnen schon längst oder wird ihnen noch täglich das Urtheil gesprochen, dauernden Werth wird ihnen Niemand beimessen können, und das dürfte schließlich auch das Endurtheil über die Schöpfungen Makart's werden.

Ihre Entstehung zu erklären, ist vielleicht eher möglich, als ihren Gehalt zu rechtfertigen. Makart kam verhältnißmäßig jung — er ist im Jahre 1840 zu Salzburg geboren — zu berühmtem Namen; ehe er die strenge Schule des Zeichners durchgemacht und kaum dem Lehrer Piloty entwachsen war, fühlte er sich flügge und seines Talentes bewußt.

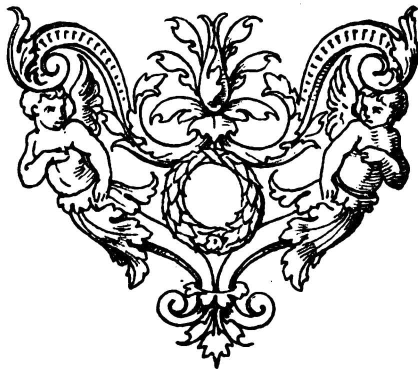
Man berief ihn nach Wien und richtete ihm ein großartiges Atelier ein, ohne jemals Sorge zu tragen, ihn von Staatswegen auch mit Aufträgen zu beschäftigen. Die Anerkennung und der Beifall aber, die er sofort im Publikum fand, der reiche und rasche Erwerb, den damals die im aufblühenden Wohlstande dem „Krach" erst allmälig entgegenreifende Stadt bot, genügten bald, um jede seiner Phantasien zu befriedigen. — Makart schuf um sich eine eigene Welt. Die feenhafte Pracht seines Ateliers ist weit und breit bekannt; der Luxus des Continents kann in den Räumen eines Weltausstellungspalastes im Großen nicht üppiger und glänzender seine Speicher öffnen, als es dort im Kleinen geschieht. Diese Räume zu beleben, schuf er seine costümirten Gesellschaften und seine Bälle; er umgab sich mit jenen Gestalten, die seine Phantasie erfand, um sie gehen und sich bewegen zu sehen und sie sprechen oder lallen zu hören, wie es seine Laune wünschte. Die erträumte Welt wurde Realität und Wirklichkeit für ihn und Alle, die daran Theil nahmen. Diese Realität ist es, die uns aus seinen Bildern entgegentritt; die für Stunden verwirklichte Welt seiner Phantasie. Eine glanzvoll inscenirte Puppenkomödie, von der am anderen Tage nichts übrig ist als die zerknitterten Schleppen und die Champagnerflecken in den Kleidern, — nichts wie nur die bunten Lappen von jenem glänzenden Festzuge sind übrig, der für einen Vormittag die Straßen Wiens in nie gesehenen Aufruhr und Bewegung setzte. Makart selbst verewigt dann seine costümirten Gäste nachträglich auf der Leinwand, und der Graf Y., den wir als Edelmann der modernsten Renaissance im Zobel und Scharlach gemalt sehen, trägt im gewöhnlichen Leben den simplen Frack oder nicht einmal diesen, sondern präsidirt dem Verwaltungsrathe der x-beliebigen Gesellschaft im Gehrocke. Seine Ururenkel, wenn er ihrer haben sollte, werden ihn für seinen eigenen Ahn oder für einen Thoren halten.

Wir sind weit genug gekommen, um Makart's künstlerische Bilanz zu ziehen. Ein außerordentliches, ungewöhnliches Talent, producirte er, ehe er hinreichend studirt hatte. Seine Bilder zeigen die bedenklichsten Zeichenfehler, die ein Meister niemals an den Werken Anderer, geschweige an seinen eigenen dulden darf. Sein coloristisches Talent ist bizarr, denn sein Auge sieht nur die momentane Farbe, beachtet aber die Veränderungen nicht, die sie neben der anderen erfährt. Seine Phantasie ist wie der Wind, der, in dem Balg der Orgel eingefangen, den Pfeifen die wunderbarsten Töne entlocken kann, frei und fessellos aber wie ein Irrer durch das Gewölbe rast, an den Fenstern rüttelt und durch die Hallen pfeift, der aber, wenn er sich auch zufällig in den Blasebälgen der Orgel verfängt, doch keine Symphonie ertönen lassen kann, denn der Organist sitzt nicht an den Registern.

Es fehlt irgendwo in diesem Instrument.

Es ist ganz bezeichnend, daß in keinem von Makart's Werken fremde Eindrücke mit Entschiedenheit fühlbar werden. Makart hat wiederholt Italien, in jüngster Zeit auch Aegypten bereist, ohne nur von den Eindrücken dieser Länder oder der daselbst befindlichen Kunstwerke berührt zu werden. Er gehorcht lediglich seinen Inspirationen, seinen coloristischen und sinnlichen Eingebungen — was in der Welt um ihn herum vorgeht, existirt kaum für ihn. Es charakterisirt ferner Makart und diese Zeitströmung, aber nicht die geistige, sondern lediglich die geschäftliche, daß sie nicht Kunstwerke und Bilder für den Salon schafft, sondern Panoramen, Effectstücke für den großen Markt, für die Schaulust Europa's und Amerika's, daß sie somit für die Speculation arbeitet. Natürlich muß der Menge viel geboten werden, wenn sie sich massenhaft in die Ausstellungsräume drängen soll. Aber es wird wohl Niemand im Ernste glauben, daß es sich hier in der That um bedeutende Kunstwerke handeln wird; Makart ist leider derjenige, der diese wandelnden Bilder zuerst auf die Höhe ihres eigentlichen Zwecks hob. Aus all' diesen Thatsachen sind seine Compositionen sehr wohl zu erklären; daraus wird es auch begreiflich, daß unsere realistische Zeit einen Maler feiert, der, losgelöst von allem geistigen Leben der Gegenwart, ferne stehend den geistigen Bedürfnissen des Jahrhunderts, ahnungslos und fast unbewußt der Gesetze des Schönen, in der erträumten Sphäre einer gänzlich isolirten Ideenwelt, unberührt von dem Flügelschlage der Zeit, in seinem Atelier vor der Leinwand sitzt und unermüdlich malt, den farbenprächtigen, aber hinwelkenden und vergänglichen Traum einer selbstgeschaffenen — nichtigen Lüge.

Die Geschichte, die erbarmungslose, wird sich einen Augenblick besinnen, ob es je etwas Aehnliches gegeben hat, und wird sich jenes Malers Wiertz in Brüssel erinnern, der die Iliade im neunzehnten Jahrhundert in Lebensgröße malte, und gleich wie über diese, so wird sie auch über Makart's „Pest in Florenz“, über die „Königin Katharina Cornaro“, über „Karl V.“, über die „Diana“ und alles Uebrige — zur Tagesordnung übergehen.





Ernte und Ernährung.

Von

August Vogel.

Ein berühmter Anatom pflegte seine Vorlesungen mit den Worten einzuleiten: „Wir durchforschen die Todten nur zum Wohle der Lebenden, die Todten lassen wir ruhen.“ Etwas Aehnliches könnte, wie ich glaube, als Einleitung zu agricultur-chemischen Vorlesungen gesagt werden. Alle unsere gelehrten landwirthschaftlichen Bestrebungen beziehen sich in letzter Instanz doch nur auf die Ernte, — die Periode des Frucht- und Samentragens im Interesse der consumirenden Menschheit. Auch die Wilden Nordamerika's schon wußten die Bedeutung der vegetabilen Ernte wohl zu schätzen. Ein Häuptling sagt in einer Anrede an seinen Stamm: „Seht ihr nicht, daß die Weißen von Körnern, wir aber vom Fleische leben? Daß das Fleisch oft mehr als dreißig Monde braucht, um heranzuwachsen und oft selten ist? Und daß jedes dieser wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, sie ihnen mehr als hundertfältig zurückgiebt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen, wir aber nur zwei haben, um es zu verfolgen? Daß aber die Körner da, wo die weißen Männer sie hinsäen, bleiben und wachsen? Daß der Winter für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden, ihnen die Zeit der Ruhe ist? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich hören will, bevor die Cedern unseres Dorfes vor Alter abgestorben sind und die Ahornbäume des Thales aufhören, Zucker zu geben, wird das Geschlecht der weißen Kornsäer das Geschlecht der Fleischesser vertilgt haben, wofern sich diese Jäger nicht entschließen, zu säen.“ (Crevecoeur's Reiseberichte.) Es läßt sich, nebenbei bemerkt, nicht leugnen, daß jener Häuptling ungewöhnliches Rednertalent besaß, denn das Beispiel von den vier Füßen des fliehenden Thieres und den zwei Füßen des verfolgenden Menschen ist ein überaus anschauliches und glücklich gewähltes, und bekundet jedenfalls ein sehr richtiges Erfassen des Bildungsgrades seiner wilden jagdtreibenden Zuhörer.

Wohl darf nicht unerwähnt bleiben, daß der vorwiegende Einfluß praktischer Tendenz auf die Arbeit des Forschers eigentlich unserer unmaßgeblichen persönlichen Ansicht von der Bedeutung der Naturwissenschaft einigermaßen widerspricht. Die Naturwissenschaft ist allerdings die Leiterin der Praxis, sollte aber nicht direct von industriellen Interessen beeinflußt werden. Auch Liebig hat sich durch seinen berühmten charakteristischen Ausspruch zu dieser Ansicht bekannt. „Wir studiren eine Naturerscheinung, ohne nach ihrem Nutzen zu fragen: nicht jede ist im Leben anwendbar und nützlich. Der Regenbogen, der in seiner überirdischen Schönheit tröstliche Empfindungen in jedes Menschen Brust erweckt, bringt dem Menschen keinen directen Nutzen; er ist ebenso gut Gegenstand der Natur-

forschung als wie die Aufsuchung eines Mittels, um das Seewasser trinkbar zu machen oder um die Butter vor dem Ranzigwerden zu schützen." Die Geschichte der Chemie spricht deutlich dafür, daß fast alle größeren technischen Errungenschaften als Erfolge reiner wissenschaftlicher Forschung zu bezeichnen sind, — als Ausfluß der reinen Wissenschaft. Ich erinnere z. B. nur an die berühmte Arbeit Chevreuil's über die Fette; nicht die Errichtung von Stearinsäurefabriken hatte er bei seinen Arbeiten im Auge, sondern als ein echter Forscher von Gottes Gnaden nur die theoretische Erforschung jener Reihe von Substanzen. Bei der Darstellung stecknadelkopfgroßer Stücke von Aluminium lag dem Entdecker der Gedanke fern, daß alsbald dieses Metall in größtem Maßstabe, centnerweise fabricirt werden sollte. Ja, mitunter ist es sogar nicht einmal vortheilhaft, wenn der Forscher selbst es versucht, die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit unmittelbar in die Praxis einzuführen. Ein lehrreiches Beispiel in dieser Hinsicht liefert uns die Liebig'sche Mineraltheorie. Um wie viel besser wäre es gewesen, wenn der Erfinder der Mineraltheorie sich darauf beschränkt hätte, seine Lehre — eine vollendete wissenschaftliche Thatsache — dem praktischen Landwirthe einfach als eine werthverheißende Gabe darzubringen und seiner Thätigkeit deren praktische Anwendung ganz zu überlassen. So hätte die neue Lehre schneller, als es in der Wirklichkeit der Fall war, Eingang gefunden; jedenfalls wäre ihm — dem Begründer der Theorie — eine lange Reihe von Enttäuschungen, von feindlichen Angriffen aller Art, manch kränkender Widerspruch erspart geblieben. Die Darlegung der Mineraltheorie als rein wissenschaftliche Errungenschaft hätte allein schon ohne den Versuch, diese mit eigener Hand in die Praxis einzuführen, dem Entdecker ein unendlich großes Verdienst um die Landwirthschaft für alle Zeiten gesichert. Doch Liebig ist noch einen bedeutungsvollen Schritt weitergegangen, — mit aller Anstrengung erstrebte er, seiner Theorie auch eine unmittelbar praktische Richtung selbst zu verleihen. Und auf diesem mit staunenswerthem Selbstvertrauen betretenen Wege war ihm persönlich die Begegnung so mancher Hindernisse, die unverdiente Verzögerung der Anwendung lange Jahre hindurch beschieden. Neues Leben, „erneute Weise" ist durch die Mineraltheorie in die Landwirthschaft gekommen; sehr bezeichnend sagt Goethe von dem langsamen Fortschreiten der Landwirthschaft, daß sie

„— in ihrem Kreise
Sich immer kräftig still bewegt,
Nach alter, nach erneuter Weise
Der Erde Fruchtbarkeit erregt,
Den Menschen lehrt, sich selbst genügen,
Gefesselt gern am Boden bleibt,
Indem sie mit gewissen Zügen
Die lange reine Furche schreibt."

Und doch, trotz des rationellen Aufschwunges der Landwirthschaft, lassen unsere deutschen Ernten neuerer Zeit Manches zu wünschen übrig, und wir müssen es uns gefallen lassen, China und Japan als Musterwirthschaften aufgeführt zu hören.

Seit Jahren ist es nämlich Mode, Japan und China als nachahmenswerthe Muster des landwirthschaftlichen Betriebes aufzustellen. Dies rührt daher, daß in jenen Ländern die menschlichen Auswurfstoffe zur unmittelbaren landwirthschaftlichen Verwendung gelangen. „China und Japan sind die bevölkertsten Länder der Welt; in Preußen kommt z. B. mindestens fünf- bis sechsmal so viel Land auf eine Person als in China, und dabei ernähren diese Länder nicht nur ihre Bewohner, sondern sie liefern noch, seit ihre Häfen geöffnet sind, dem Export nicht unbedeutende Mengen von Lebensmitteln." (Heiden's Düngerlehre.) Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten wird indeß doch Niemand leugnen können, daß etwas Beschämendes darin liegt, uns die landwirthschaftlichen Bestrebungen solch wenig cultivirter Nationen in dieser Beziehung als mustergültig immer vorgeführt zu sehen, obschon wir die Bedeutung dieser Düngstoffe in landwirthschaftlicher und nationalökonomischer Hinsicht keineswegs verkennen. Wir dürfen bei Beurtheilung dieser Verhältnisse doch nicht außer Acht lassen, daß die Bewohner China's und Japans sehr wenig Viehzucht treiben und daher ihre Art der Düngung in Ermangelung einer anderen und besseren, ihnen aber unbekannten gar nicht entbehren können. Sie sind dazu durch die

Nothwendigkeit gezwungen, weil die Unfähigkeit ihrer Bewohner es nicht gestattet, sich ihre Nahrung zum größeren Theile durch Handel mit auswärtigen Nationen zu verschaffen, — weil ihre Unwissenheit in den Naturwissenschaften es ihnen unmöglich macht, Ersatzmittel für die natürlichen Düngstoffe im Mineralreiche u. s. w. aufzufinden. Freuen wir uns, daß unsere Cultur, unsere Kenntnisse uns die landwirthschaftliche Anwendung der von der Natur so reichlich gebotenen Phosphorit-, Staßfurter Salzlager u. a. eröffnet haben. Dabei wollen wir aber in unseren Bestrebungen, die Auswurfstoffe, namentlich der Großstädte, in eine zur landwirthschaftlichen Verwendung geeignete Form zu bringen oder denselben passende Transportmittel zu bieten, keineswegs ermüden.

Schon seit Jahren ist in dankenswerther Weise der richtige Weg zur Erreichung dieser Zwecke angebahnt worden. Der Landwirth gerade muß von der Bedeutung dieser Stoffe, die auf die Länge doch kaum ersetzbar wären, durchdrungen sein.

Wenn wir die Ernteerträge als den Hauptzweck aller landwirthschaftlichen Bestrebungen annehmen, so ist doch auch noch der Blumenzüchter zu erwähnen. Bekanntlich ist die kunstgärtnerische Blumenzucht hoch entwickelt, obschon in der Vorzeit gerade sie noch ausgedehnter betrieben worden zu sein scheint. Wir erinnern nur an den Rosenverbrauch im alten Rom. Bei den Gastmahlen und Trinkgelagen der alten Römer spielten wohlriechende Blumen und Blumenkränze eine große Rolle. Eine für diesen Zweck vorzugsweise beliebte Rosensorte war eine brennend rothe, zwölfblätterige, die milesische Rose genannt. Wir lesen in altrömischen Schriftstellern, daß Kaiser Nero bei einer einzigen Abendmahlzeit mehr als 30000 Pfund Rosen gekauft habe, und Kleopatra soll für Ankauf von Rosen bei einem Bankett ein Talent — nach unserem heutigen Gelde ungefähr 5000 Mark — ausgegeben haben. Hiernach scheint die Angabe keineswegs übertrieben, daß bei dieser Gelegenheit der Fußboden des geräumigen Speisesaales $1^1/_2$ Fuß hoch mit Rosen bestreut war. Auch wird uns berichtet, daß bei den alten Römern die Rosen auf großen Beeten gezogen und dabei alle Mittel der Düngung und Behandlung angewendet wurden, die Rosenblüthe theils früher zu erzwingen, theils künstlich zurückzuhalten, um sich dieser Lieblingsblume möglichst andauernd und ohne Unterbrechung erfreuen zu können.

Der Ausdruck „landwirthschaftliche Ernte“ bezieht sich der Hauptsache nach auf die Getreideernte. Schon die ältesten Schriftsteller sprechen vom Getreidebau, und doch läßt sich das ursprüngliche Vaterland des Getreides nicht mit voller Sicherheit nachweisen. Wahrscheinlich ist es Asien. In der Verbreitung darf den gefiederten Bewohnern der Lüfte, „die nicht säen und doch ernten“, eine eingreifende Rolle zugeschrieben werden. Sie sind überhaupt wohl Träger und Vermittler gewesen, wenn eine Pflanze dort vorkommt, wo sie früher nicht gewesen, wenn sie an einzelnen Stellen plötzlich aufhört, um dann wieder massenhaft zu erscheinen. Bei den Hebräern war Getreide der Gattungsname mehrerer zu Brot und Mehlspeisen tauglicher Fruchtarten, namentlich Weizen, Gerste und Spelt. Um Brot aus dem Getreide zuzubereiten, wurde es gewöhnlich von Sclaven und Sclavinnen in Handmühlen, vermittelst zweier auf einander liegender Steine, zermalmt; anstatt der Dreschflegel brauchte der Hebräer Ochsen, die man durch Treten das Getreide ausdreschen ließ. Von dem Getreide mußten Zehnten an die Leviten und später auch an die Könige abgegeben werden, außerdem gehörten die Erstlinge des Getreides den Priestern. Joseph errichtete in Aegypten Vorrathskammern für Getreide und versorgte damit in der Theuerung Aegypten und benachbarte Länder. Die bekannteste Getreideart bei den Israeliten war die Gerste, theils zu Brot, theils zur Fütterung der Pferde und Kameele verwendet, theils gedörrt oder geröstet, in welcher Form sie auf Reisen oder im Kriege die Stelle des Brotes vertrat. Die Aussaat geschah zu Anfang unseres Novembers; die Ernte, die um die Zeit des Osterfestes fiel, wurde mit dem Schneiden der Gerste begonnen. Der kanaanitische Boden wird wegen seiner Tauglichkeit zum Gerstenbau vor anderen gerühmt. Weizen war in Palästina ein Haupterzeugniß des Ackerbaues; er wuchs dort ungemein ergiebig

und übertraf an Güte selbst den in Aegypten gebauten, daher auch die Phönicier, denen Palästina gleichsam zur Kornkammer diente, sich fast mit keinem anderen versorgten. Der Weizen wurde im October, November und December ausgesäet; die Weizenernte fiel in wärmeren Lagen schon in den Ausgang des April. Weizenmehl der besten Sorte machte einen Theil der Opfergaben aus. Die Karthager, obwohl mehr ein handeltreibend Volk, huldigten auch schon dem Ackerbau und befolgten die weise Politik, die von ihnen besiegten Völker an den Ackerbau und somit an feste Wohnsitze zu gewöhnen. Den Aegyptern hat Isis und Osiris das Getreide geschenkt und auch den Ackerbau eingeführt. Da Aegypten früher ein Weideland war und erst durch Cultur zum Ackerlande wurde, so findet sich auch keine Culturpflanze wild vor. Die Aegypter bauten vorwaltend Weizen und Reis; aus ihren Hieroglyphen und Wandgemälden erfahren wir Manches über die Art ihres Ackerbaues. In Griechenland dürfte der Getreidebau durch Cecrops und Danaus eingeführt worden sein. Neben dem Weizen kannten die Griechen die Gerste, wegen deren Vorkommens Homer die Umgegend von Athen besonders rühmt; Roggen und Hafer waren ihnen, wie es scheint, noch unbekannt. Persien und die meisten anderen alten Staaten umgaben den Getreidebau mit Gesetzen und Gebräuchen, die sich an göttlichen Cultus anlehnen. Sehr merkwürdig sagt das Zend-Avesta, daß es so gut sei wie zehntausend Gebete hersagen, guten Samen zu säen. Ueberhaupt ist diese persische Bibel ein äußerst naives Buch: der Getreidehandel nach auswärts wird als Verbrechen erklärt und den Königen die Vermehrung der Steuern strengstens verboten.

Die Ernte bietet von vornherein so manche auffallende Erscheinung; zunächst in ihren quantitativen Verhältnissen. Schon bei einer anderen Gelegenheit (Landwirthschaftlicher Kalender von 1868) habe ich gezeigt, daß der Ernteertrag im Vergleich zur Aussaatmenge auch unter den günstigsten Verhältnissen landwirthschaftlichen Betriebes doch nur immer einen kleinen Bruchtheil darstellt und daß man somit das übliche Saatquantum wohl für etwas zu verschwenderisch halten möchte, wenn wir nicht die zahllosen hungerigen Mitesser der Lüfte und des Bodens freundschaftlichst mitberücksichtigen müßten. Auf 100 Decimeter Ackerland werden durchschnittlich drei Millionen Haferkörner ausgesät, und da das Haferkorn vier Halme treibt, so berechnet sich unter der geringsten Annahme von zehn Körnern für die Aehre der Ertrag zu 120 Millionen Körnern, in der Wirklichkeit aber ergiebt die Ernte nur 18 Millionen Körner, also etwas mehr als $1/7$ des möglichen Ertrages oder das Sechsfache der Aussaat. (Adam Müller.) In den alttestamentlichen Schriften sowie auch in der oben erwähnten Rede des Häuptlings an seine Wilden ist wiederholt von einem hundertfältigen Ernteertrage die Rede. Ob eine solche Ernte im landwirthschaftlichen Betriebe auch in der fruchtbarsten Gegend jemals als erreichbar gedacht werden kann, dürfte heutzutage wohl kaum mit Sicherheit zu entscheiden sein.

Die letzten Jahre haben eine wunderbare Veränderung der landwirthschaftlichen Verhältnisse namentlich für Mitteleuropa eingeleitet. Es ist hier nicht am Orte und liegt auch außer dem Kreise meiner Befähigung, auf die Gründe der verminderten landwirthschaftlichen Rente kritisch einzugehen. Ein Hauptfactor liegt nach meinem Dafürhalten in den in neuerer Zeit so sehr erleichterten Transportmitteln. Vor zehn Jahren betrug die Fracht pro Tonne (20 Centner) indischen Weizens 150 bis 160 Mark bis Marseille oder England, heutzutage 42 Mark. Natürlich konnte damals, weil jene Fracht zu theuer war, kein Weizen von Bombay und Calcutta nach Europa exportirt werden. Hiernach konnte es nicht ausbleiben, daß mitteleuropäische Agriculturbevölkerungen in unerhörtem Verkehrsmaßstabe Nordamerika zustrebten, dort der Landwirthschaft in weiten fruchtbaren Gebieten großartigen Aufschwung gaben und Europa mit landwirthschaftlichen Producten aller Art überschwemmten, so daß eine europäische Concurrenz außerordentlich schwer geworden. Wenn jetzt schon, wie behauptet wird, amerikanisches Mehl am Rhein bedeutend billiger ist als ungarisches, so ergiebt sich die Beurtheilung der

Concurrenzverhältnisse von selbst. Nordamerikanische Weizenbauer ermöglichten es, schon im Monat April der Königin Victoria einen Laib Weizenbrot von im Jahre 1880 geernteten Weizen zu überreichen. Der Weizen war in der Lea-County (Georgia) im November 1879 gesäet und Mitte April 1880 geerntet worden. Eine so frühzeitige Production war bisher unerhört und erschien in der That kaum glaubhaft, wenn nicht der im Monat Mai der Königin von England gespendete Brotlaib als corpus delicti vorläge. Hieraus geht hervor, daß in Georgien ebenso wie in Californien zwei Getreideernten in einem und demselben Jahre erzielt werden können. Liebig behauptete: „Wenn eine volle Weizenernte gedeihen soll, so müssen im Bereiche der Wurzeln hinreichende Elemente für hundert Weizenernten sein.“ Dies scheint wohl in jenen glücklichen Gegenden der Getreidedoppelernten im bevorzugten Maßstabe der Fall zu sein.

Unleugbar werden Ernteertrag und -Verwerthung in Deutschland und somit die deutsche Landwirthschaft überhaupt von den Zeitverhältnissen ungünstig berührt. Das dankenswerthe Bestreben Sachverständiger ist daher schon seit einiger Zeit auf Hebung eines bisher mitunter etwas stiefmütterlich behandelten Productionszweiges landwirthschaftlichen Betriebs gerichtet; dies ist die Obstcultur — der Ertrag der Obsternte. Und in der That, wenn wir den günstigen Einfluß einer rationell betriebenen Obstcultur auf den Wohlstand eines ganzen Landes betrachten, so müssen wir die wirthschaftliche Bedeutung dieses Culturzweiges anerkennen und dessen Förderung dringend befürworten. In Württemberg sowie in Böhmen, in welchen Ländern neuerer Zeit Wege und Landstraßen, Anhöhen, Raine, Weide- und Ackerland mit Obstbäumen edler, tragbarer Sorten, theils mit Tafel-, theils mit Wirthschaftsobst, reichlich bepflanzt wurden, hat sich durch die beträchtlichen Erträgnisse der Obsternte der Wohlstand der Bevölkerung trotz ungünstiger Zeitverhältnisse wesentlich gehoben. Auch aus anderen Gebieten Deutschlands sind Beispiele von außerordentlicher Rentabilität der Obstcultur bekannt, welche in hohem Grade zur Nachahmung anzuregen geeignet sind. Die kleine Gemeinde Kronberg bei Frankfurt am Main, in welcher der berühmte Pomologe Christ als Pfarrer den Obstbau einführte und leitete, nimmt jährlich etwa 80000 Mark für Obst ein. So beträgt die durchschnittliche Einnahme aus der Obsternte von Werder bei Potsdam, ungeachtet schlechten Sandbodens und rauher, kalter Lage, jährlich 800000 bis 900000 Mark. Auch im Königreich Sachsen, in welchem der seit einigen Jahren bestehende Landesobstverein besonders anregend und ersprießlich wirkt, hat sich der überall quantitativ und qualitativ erblühende Obstbau als eine reiche Quelle des Wohlstandes für Landwirthe und Gemeinden erwiesen. Dort haben manche Gemeinden ihr Gemeindeland, ihre Communications- und Feldwege mit Obstbäumen bepflanzt und beziehen aus diesen Pflanzungen hohe Einnahmen, welche ihnen öfters sogar gestatten, hieraus die Gemeindeunkosten ganz oder doch zum Theil zu decken. In einzelnen sächsischen Gemeinden werden nach glaubwürdigem Berichte nicht nur die Kosten der Gemeindeverwaltung, der Wegeunterhaltung, der Bedürfnisse für Kirche und Schule, sondern sogar die Grundsteuern und Abgaben an die Brandkasse aus den Erträgen der Obsternte beschafft, so daß die Gemeindeglieder jeder Steuer- und Abgabenzahlung enthoben sind. Aehnliche bemerkenswerthe Erscheinungen werden vom Eichsfelde in Hannover erwähnt, wo sämmtliche Communicationswege mit prachtvollen, wohlunterhaltenen Obstalleen besetzt sind, von denen Staat und Gemeinden bedeutende Einnahmen beziehen. Außerdem können für die besonders wichtige lucrative Verwerthung des Obstes in sehr zweckmäßiger Weise Gemeindeeinrichtungen Sorge tragen. In Württemberg, Baden, der Rheinpfalz, der Normandie, in Belgien u. s. w. findet man, je nach der Gattung der Obstsorte, von der Gemeinde angeschaffte und erhaltene Obstdarren und Obstpressen, welche den Verkaufswerth der erzielten Obsternte außerordentlich erhöhen.

Das Wesentliche während der Obstreife besteht in Vermehrung des Zuckergehaltes und in Verminderung und Einhüllung des Säuregehaltes, wobei die Pflanzengallerte (Pektin) eine wichtige

Rolle spielt. Auf diese Vorgänge ist die Cultur von bedeutendem Einflusse; so enthalten z. B. Tafeläpfel zwanzigmal mehr Zucker als Säure, Wirthschaftsäpfel dagegen nur neunmal mehr Zucker als Säure. Als die ursprüngliche Heimath der meisten Obstsorten, deren Genuß heutzutage allgemein verbreitet ist, dürfte der Orient zu betrachten sein. Ganz sicher gilt dies von den Steinfrüchten: Pfirsich, Aprikose, Pflaume und Kirsche. Den ersten Kirschbaum brachte der Consul Lucullus Licinius nach seinen Kriegen in Kleinasien von Pontus nach Italien (74 v. Chr.); indeß erst 120 Jahre später treffen wir Kirschenpflanzungen in England. Auch die wichtigsten Aepfelfrüchte der Gattung Pyrus, der Apfelbaum Pyrus malus und der Birnbaum Pyrus communis, sind von den Alten schon cultivirt worden, besonders die Kretenser und Peloponnenser Birnen, sowie die Aepfel von Epirus waren berühmt.

Der Vorgang der Obstreife besteht, wie schon gesagt, der Hauptsache nach in der Verminderung des Säuregehaltes und Vermehrung des Zuckergehaltes. Die unreifen Früchte enthalten einen großen Ueberschuß an freier Säure; durch die Einwirkung der Säure und der Fruchthefe auf das Stärkemehl, welches nur in unreifen Früchten vorkommt, wird der Zucker erzeugt. Wir können somit die Zuckerbildung während der Reife als Resultat der Wechselwirkung zwischen Säure, Fruchthefe und Stärkemehl, betrachten. Dieser Vorgang, den wir auch außer der Frucht künstlich einleiten können, ist bekanntlich in der Technik von Wichtigkeit. Kocht man nämlich Stärkekleister mit verdünnter Schwefelsäure, so wird er sehr rasch dünnflüssig und verwandelt sich nach und nach in Zucker. Die Fabrication des Stärkezuckers bildet einen wichtigen Industriezweig, dessen Bedeutung noch dadurch gewinnt, daß es hierdurch gelungen ist, einen gährungsfähigen Zucker darzustellen, unabhängig von der Obstzucht.

Den deutlichsten Beweis des Einflusses der Cultur auf die Qualität des Obstes liefert der Vergleich der Gartenhimbeere mit der Waldhimbeere oder der Ananaserdbeere mit der Walderdbeere. Der Zuckergehalt der Walderdbeere zur Ananaserdbeere verhält sich wie 3 : 8. Freilich ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß so manche wildwachsende Früchte würziger schmecken als diejenigen, welche durch den Gartenbau ihrer ursprünglichen Natur einigermaßen entfremdet sind, wie denn namentlich Walderdbeeren aromatischer sind als viele Sorten von Gartenerdbeeren, die mit größter Sorgfalt behandelt wurden. Und dies führt auf einen anderen Bestandtheil des Obstes: das Aroma der Früchte, welchem sie neben dem richtigen Verhältniß zwischen Zucker und Säure ihren angenehmen Geschmack und somit vorzugsweise ihren Werth verdanken. Das Fruchtaroma wird durch zwei Gruppen von Körpern bedingt, einmal durch ätherische Oele, dann durch eigenthümliche Aetherarten. Bei einigen Früchten ist es fast nur das Aroma, von welchem ihr Werth abhängt. Dies ist z. B. der Fall bei der Quitte; es ist der Hesperidenapfel der Alten, der Venus geweiht. Nach der solonischen Gesetzgebung soll die Braut vor dem Hymensfeste, um die Lieblichkeit des Kusses zu erhöhen, einen Quittenapfel essen. Von den ätherischen Oelen der Früchte ist am bekanntesten das flüchtige Oel der Citrusfrüchte, wie solches in den Schalen der Citronen und Pomeranzen vorkommt und aus denselben in großer Menge gewonnen wird. Die Aetherarten, welchen die Früchte ihren Duft verdanken — wodurch sie ebenso angenehm auf den Geruchssinn als auf den Geschmack wirken —, sind noch nicht unmittelbar aus den Früchten abgeschieden worden. Man kennt sie mehr auf synthetischem als auf analytischem Wege, d. h. der modernen Chemie ist es gelungen, Aetherarten darzustellen, die in verdünnten alkoholischen Lösungen täuschend das Aroma mancher Früchte nachahmen. So giebt es im Handel Birnöl, Apfelöl, Ananasöl u. dergl., welche aus Fuselöl oder Theeröl gewonnen sind. Kaum kann ein Zweifel bestehen, daß der Chemie in der Folge die künstliche Darstellung der feinen Fruchtwürze gelingen wird.

Es fehlt auch noch fast gänzlich an Untersuchungen über den wachsartigen Ueberzug, — den weichen Glanz der Früchte. Ebenso wenig ist die Farbenveränderung aufgeklärt, welche die Früchte in der Periode des Reifens erfahren. Wir kennen

wohl im Allgemeinen die Hauptvorgänge, welche die Frucht von ihrer Entstehung an bis zum Ende der Reife durchläuft, aber diese Kenntniß ist keineswegs ausreichend zur Erklärung des auffallenden Farbenwechsels, welchen z. B. die Pflaume von Hellgrün durch Gelb, Roth bis zum Tiefblau zeigt. Bei vielen Früchten finden sich die Farbstoffe auch im Inneren des Fleisches, so bei manchen Kirschen, Johannisbeeren, Pomeranzen und anderen. Man darf vielleicht annehmen, daß die Umwandlung der Gerbsäure, die in manchen unreifen Früchten (in Birnen und Erdbeeren) reichlich enthalten ist, ebenso wie auf die Färbung der Blüthe auch auf die Färbung der Frucht Einfluß ausübe.

Im Allgemeinen kann das Obst nur als ein sehr geringwerthiges Nahrungsmittel betrachtet werden, zunächst deshalb, weil die Obstsorten durchschnittlich 70 bis 90 Procent Wasser enthalten und dann wegen des äußerst geringen Gehaltes an eiweißartigen Stoffen; derselbe beträgt ungefähr 5 pro Mille. Für das tägliche Kostmaß eines Erwachsenen wäre somit von einer Obstsorte, auch von der eiweißreichsten, ein ganz ungewöhnlich großer Consum nöthig. Hiernach erscheint es unmöglich, eine ausreichende Ernährung durch Obst zu erzielen. Payen (des substances alimentaires) erwähnt ein interessantes Beispiel von der mangelhaften Ernährungsfähigkeit des Obstes. In einigen weinreichen Gegenden der Cote d'or in Burgund war es üblich geworden, die Winzer nur mit wenig Brot und Suppe zu verköstigen, indem man von der allerdings richtigen Voraussetzung ausging, daß sie das Bedürfniß an Nahrungsstoffen leicht durch den Genuß von Trauben, die sie selbstverständlich nach Gutdünken consumiren durften, ergänzen könnten. Allein bald zeigte es sich, daß die Arbeiter auf diese Weise ihr nothwendiges Kostmaß nicht erhielten, denn ihre Kräfte schwanden und ihre Leistungen verringerten sich auffallend. Es ist klar, daß sie in ihren Butten um so viele Trauben weniger tragen konnten, als sie deren innerhalb ihres eigenen Körpers herumschleppen mußten. Bald nachdem ihrer Kost die entsprechende Menge Fleisch zugefügt war, zeigte sich ihre Arbeitsleistung ergiebiger, als sie es vorher gewesen. Günstiger stellt sich der Nahrungswerth der getrockneten Früchte heraus, da ja hier die Menge der festen Substanz durch theilweise Entfernung des Wassers wesentlich erhöht erscheint.

Im Gegensatz zu der thatsächlich sehr beschränkten Nährfähigkeit unserer Obstsorten wird von den Bananen behauptet, daß diese Frucht fast allein ohne weitere Zugabe zur Ernährung des Menschen sein ganzes Leben hindurch ausreichen könne; hiernach scheint die bekannte Aeußerung Cook's nicht übertrieben: „Hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, so hat er seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht ebenso vollständig und reichlich erfüllt als ein Bewohner unseres rauhen Himmelsstriches, der sein Leben hindurch während des Winters gepflügt, in der Sommerhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an barem Gelde kümmerlich erspart hat." Der Baum, der die Bananen trägt, ist nach Baumeister ein holzloses, saftiges, hohes Staudengewächs, das wie alle Stauden nur einmal blüht und Früchte trägt, dann abstirbt bis auf die Wurzel, welche stets neue Schößlinge in mehrfacher Zahl entwickelt. Jede Pflanze bringt gegen hundert Früchte, und die Wurzel keimt unablässig fort, ohne jemals abzusterben; das Gewächs ist ungemein ergiebig.

In Betreff der Ertragsergiebigkeit einzelner Obstbäume unseres Klimas möchte ich noch zwei Beispiele der neueren Zeit erwähnen. Im Etschthale hat ein Rebstock, allerdings in besonders günstiger Lage (feucht, warm, vor Winden geschützt, in nächster Nähe eines unterirdischen Behälters für Abfälle u. s. w.), jüngst eine Ernte von 1100 Trauben ergeben. In Worms wurden von einem Birnbaum im vorigen Jahre 18 Hektoliter gewonnen. Wenn solch' ungewöhnliche Ertragsfähigkeit selbstverständlich nur in einzelnen Fällen beobachtet werden konnte, so erkennt man daraus doch die auffallende Wirkung besonderer Pflege und Cultur auf die Obsternte.



Es giebt wenig Erscheinungen, welche das Gesammtbild unserer modernen Einrichtungen, welche unser modernes Kunstgewerbe in fast allen seinen Theilen so stark beeinflußt haben als der massenhafte Eintritt chinesischer und japanischer Luxusartikel in unseren täglichen Verkehr. Wir können jetzt in einer größeren wohlhabenden Stadt nicht mehr eine Straße entlang gehen, ohne an irgend einem Schaufenster chinesische Tassen, japanische Lackteller, Fächer, Theebüchsen, Shawls zu sehen. Bis in die kleinsten Städte ist der Vertrieb vorgedrungen, und man erwirbt diese zierlichen Stücke nicht als Seltenheit oder anmuthige Spielerei, sondern als Gebrauchsgegenstände, die zum großen Theil handlicher und erheblich billiger sind als die entsprechenden europäischen Waaren. Wenn wir ein solches Porzellanschälchen achtlos als Teller für Cigarrenasche in die Ecke stellen oder es den Kindern zum Spielen geben, so wird es uns schwer, uns vorzustellen, daß eben ein solches Schälchen noch vor hundert Jahren ein begehrtes Schmuckstück für die Tische vornehmer Personen war, daß vor dreihundert Jahren ein Stück chinesischen Porzellans als ein fürstliches Geschenk angesehen wurde, dessen sogar bei der Königin Elisabeth von England ganz ausdrücklich Erwähnung gethan wird. Und wenn wir noch weiter zurückgehen, werden wir ein solches Schälchen aufgestellt finden in den Schatzkammern der Paläste, in den Sacristeien der Kirchen, als merkwürdigstes Wunderwerk des fernen sagenhaften Ostens, werth in Gold gefaßt und mit köstlichen Steinen besetzt zu werden und angesehen als ein Wunderstück von geheimnißvollen, übernatürlichen Eigenschaften, welches hart war wie Granit, durchschimmernd wie Edelgestein und doch wieder augenscheinlich geformt von Menschenhand, bedeckt mit wunderlichen, geheimnißvoll unverständlichen Figuren, widerstandsfähig gegen Stahl und Säuren und somit doch wohl das Werk zauber-

hafter, über die gewöhnliche Menschlichkeit erhabener Kräfte.

Um fast zweitausend Jahre zurück können wir diese so verschiedenartigen Beziehungen Ostasiens zum europäischen Kunstleben verfolgen. Es ist natürlich, daß bei den sehr losen und ungenügenden Verbindungen in früherer Zeit keine genaue Unterscheidung zwischen den einzelnen Ländern Ostasiens, zwischen China und Japan oder gar den Provinzen gemacht wurde. Erst während der letzten Jahrzehnte hat man hierauf geachtet; eine wirkliche Kenntniß haben erst die Expeditionen der letzten Jahre, die willigere Aufschließung von Japan für die Europäer gebracht, und noch bleibt an vielen Punkten unser Wissen über die Herkunft einzelner Stücke lückenhaft. Bis gegen die Mitte unseres Jahrhunderts pflegte man im gewöhnlichen Gebrauchsleben alle von Ostasien kommenden Waaren als chinesisch zu bezeichnen; Japan kommt erst in neuester Zeit zu seinem Recht.

Allerdings ist China das ältere Land; seine Kunstbildung reicht in Zeiten zurück, in welchen Europa sich noch in den Anfängen der Cultur befand, während Japan erst im 16. Jahrhundert und zwar von China her die Elemente seiner künstlerischen Bildung erhielt. Japan hat zuerst und lange Zeit hindurch sich lediglich an chinesische Muster gehalten und bedient sich bis heute noch mannigfach chinesischer Formen und zugleich chinesischer Schrift, so daß die Unterscheidung der Arbeiten, besonders der älteren Stücke, überaus schwer und selbst gebildeten Japanesen in vielen Fällen nicht möglich ist.

Zwischen den Arbeiten neuester Zeit ist die Unterscheidung nicht schwierig. In China sehen wir wenig oder gar keine Ansätze selbständig schaffenden Lebens, die Gestaltungsfähigkeit ist wie erstarrt, man ahmt die alten Muster in geringerer Qualität nach und bequemt sich in den Geräthformen den Anforderungen, welche der europäische Handel stellt. In Japan dagegen gewahren wir ein reiches künstlerisches Leben, eine selbständige, freie Naturbeobachtung, eine Fülle interessanter Einzelheiten an jedem Stücke, und so vermochte das moderne Japan auf der letzten Pariser Ausstellung die chinesische Abtheilung vollständig zu überflügeln. Für die älteren Perioden bleibt dagegen China als das vornehme Stammland ostasiatischer Kunst in voller Geltung.

Die Handelsverbindungen zwischen China und Europa sind fast so alt als überhaupt die historischen Nachrichten über unser Culturleben. Es waren vornehmlich zwei Producte, welche Europa von China abhängig machten: die Seide und das Porzellan. Bis in das 4. Jahrhundert nach Christus verstand man es in Europa nicht, Seide zu züchten, erst im 18. Jahrhundert wurde das europäische Porzellan erfunden; bis dahin mußte Alles, was von diesen beiden Hauptgruppen der Luxusindustrie in Europa benutzt wurde, aus dem Osten geholt werden. Seide und Porzellan sind es, welche die Kunstformen von China nach Europa vermittelt und übertragen haben.

Die Seide hatte zuerst diese Mission zu übernehmen. Im classischen Alterthum, in der Culturperiode von Hellas und Rom, waren Seidenzüchter und Chinesen, die Serer, ein identischer Begriff, ebenso wie später in England der Name China zugleich der Name für Porzellan wurde; die Engländer haben hierfür bis heute noch kein anderes Wort.

Die hochcultivirten Staaten von Mittel- und Vorderasien, Assyrien, Babylonien, Persien, Lydien und Phrygien, übernahmen im Alterthum die Vermittelung der chinesischen Waaren. Wenn in den Zeiten der rein griechischen Kunstbildung der Verbrauch an Seide nur ein geringer war, so steigerte sich derselbe sehr erheblich, als die Römer in die Weltherrschaft eintraten. Als dann unter den römischen Cäsaren im Anfang unserer Zeitrechnung jener wahnsinnige Luxus begann, gegen welchen alle Verschwendungssucht späterer Zeiten wie ein kindliches Spiel erscheint — da war der Verbrauch chinesischer Seide in Europa bereits derart gestiegen, daß die seidenen Gewänder, welche vornehme Römer besaßen, nach Hunderten zählten und gelegentlich eine solche Garderobe ein ganzes Vermögen ausmachte. Eine große Menge dieser Seide kam aber jedenfalls als fertiger Stoff von China her und wurde in Rom getragen gerade so, wie die babylonischen Teppiche und andere orientalische Waaren zum täglichen Gebrauch gehörten. Unsere archäologisch ge-

bildeten Maler, wie Alma Tadema, haben sich diese Erkenntniß auch nicht entgehen lassen und in ihren Darstellungen aus der römischen Cäsarenzeit derartige orientalische und chinesische Gewänder und Prachtstücke mit vollem Recht reichlichst angebracht.

Noch erheblich größer wurde der Bedarf an chinesischer Seide zur Zeit des byzantinischen Kaiserthums. Für Byzanz war bis zum 5. Jahrhundert Persien der einzige Vermittler dieses kostbaren und nachgerade unentbehrlichen Materials. Persien, welches in jener Periode unter der Herrschaft der Sassaniden wiederum eine hohe Kunstblüthe entfaltete, hat die Seide, zum Theil als Gespinnst übernommen, im eigenen Lande verarbeitet; aber sicherlich haben die vorderasiatischen Länder vielfach fertige Stoffe aus China bekommen und weitergeführt. Somit beginnt bereits im Anfang des Mittelalters, wenn nicht schon früher, der Einfluß chinesischer Formen auf mittelasiatische Kunst, dessen Tragweite wir erst jetzt allmälig zu errathen beginnen. Je mehr sich uns die Kenntniß der mittelalterlichen Formen in Vorderasien erschließt, um desto mehr gewahren wir Einzelheiten, welche an China erinnern. Wiederum bringen uns gewählte Sammlungen altchinesischer Producte merkwürdige Stücke, bei welchen ein persischer Einfluß ganz unverkennbar ist. (Illustr. c, S. 397.) Wir wissen jetzt, daß sich in Persien gegen Ende des Mittelalters auch eine selbständige Porzellan- und Fayence-Industrie entwickelt hat, welche ganz und gar auf chinesischen Vorbildern beruht. Wir finden in orientalischen Goldgeweben, welche nachweisbar dem 11., 12. oder 13. Jahrhundert angehören, die unverkennbaren Spuren chinesischer Muster, und wenn wir uns nun weiter vergegenwärtigen, daß aus den Mustern der orientalischen Prachtgewebe, auf welche Europa das ganze Mittelalter hindurch angewiesen war, die größte Menge mittelalterlicher europäischer Ornamente erwachsen ist, so sehen wir hier ein weitgedehntes Netz von Zuflüssen aller Art, die aus den entlegensten Provinzen Ostasiens her durch Indien und Persien durchsickern und mannigfach verändert und versetzt mit fremden Bestandtheilen, aber doch immer noch erkennbar und keineswegs ohne Bedeutung sich bis in unsere europäischen Kunstformen hinüberleiten.

Seit der Einführung des Seidenbaues in Vorderasien und in Europa im 5. Jahrhundert beginnt der chinesische Massenimport sich abzuschwächen, aber aufgehört hat er nie bis in unsere Tage hinein, und hat das ganze Mittelalter hindurch die Form regelmäßiger Handelsverbindungen gehabt.

Wir finden noch immer im gebildeten Publikum, selbst in historischen Werken die Annahme verbreitet, daß die Kreuzzüge es gewesen, durch welche orientalische Waaren aller Art nach Europa gekommen seien, während dagegen die Beutestücke dieser Kriegsfahrten doch nur ein verschwindender Tropfen sind in der Fluth orientalischer Producte, welche der Handel fortwährend über Europa ausschüttete. Wissen wir doch aus den Aufzeichnungen eines arabischen Oberpostmeisters im 9. Jahrhundert, daß damals bereits nicht weniger als vier regelmäßige Handelsrouten zwischen Europa und China bestanden haben! Die Reise des Marco Polo und sein langjähriger Aufenthalt in China am Ende des 13. Jahrhunderts erscheint uns wie eine Art wunderbares Märchen. Allmälig hat sich aber herausgestellt, daß Marco Polo doch nur einer gewesen ist aus einer ganzen Reihe von europäischen Kaufleuten, welche vor ihm und besonders nach ihm sich in China aufgehalten und den Verkehr der Producte vermittelt haben. So finden wir denn auch, lange nachdem die Seidencultur bereits an allen Küsten des Mittelmeeres eingeführt war und sich zu einer selbständigen Blüthe entfaltet hatte, noch fortwährend chinesische Seidenstoffe im europäischen Verkehr; ist doch selbst einer der deutschen Kaisermäntel aus einem solchen Stoffe gefertigt.

Die Spuren des Porzellans können wir nicht ganz so weit zurückverfolgen, — Funde altchinesischen Porzellans, welche man in ägyptischen Pyramiden gemacht hat, stellten sich bald genug als betrügerische Einschmuggelungen heraus. Daß zur Zeit des hochentwickelten chinesischen Seidenhandels während der römischen Kaiserherrschaft auch gelegentlich Porzellan mit nach Europa gekommen sein mag, bleibt sehr wahrscheinlich. Man hat die

von römischen Schriftstellern als besonders kostbar erwähnten murrhinischen Gefäße als Porzellan in Anspruch genommen, aber Bestimmtes hat sich bisher noch nicht feststellen lassen. Irgend ein Einfluß auf römische Gefäßbildnerei oder Verzierungsweise ist nicht nachzuweisen.

Ob diejenigen Stücke, die in den Verzeichnissen mittelalterlicher Schätze als Porzellan aufgeführt werden, wirklich aus der von uns so benannten Masse bestehen, bleibt noch zweifelhaft. Allem Anschein nach war Porzellan im Mittelalter die Bezeichnung für gewisse Muscheln, welche die ungefähre Gestalt eines kleinen Schweines (italienisch: porcello) hatten und deren glänzende Färbung den Europäern allerdings schnell in Erinnerung kommen mußte, als sie die ersten Stücke chinesischen Porzellans zu Gesicht bekamen, so daß die chinesischen Waaren hiervon ihren Namen erhielten. Einzelne Stücke dieses Materials sind aber jedenfalls im Mittelalter bereits nach Europa gekommen. Aus dem Jahre 1285 haben wir die bestimmte Angabe eines persischen Schriftstellers über einen Kaufmann, welcher in regelmäßigem Tauschverkehr chinesisches Porzellan nach Griechenland schaffte. Um Jahrhunderte früher ist bereits chinesisches Porzellan in den Schatz der Marcuskirche zu Venedig gewandert. Aus dem Jahre 1487 wird eine große Schenkung chinesischen Porzellans erwähnt, welche der Florentiner Lorenzo de Medici von einem ägyptischen Sultan erhielt. Für derartige Importe war keineswegs nur der mühselige und für so gebrechliche Waare etwas gefährliche Landweg gegeben; von China her war die Schifffahrt über Indien bis in das rothe Meer hinein vollständig organisirt, und von dort ging die gewöhnliche Verkehrsstraße mit Europa über die griechischen Inseln.

Aber der große Aufschwung kam in diese Handelsbeziehungen doch erst, seitdem der Seeweg um das Cap der guten Hoffnung entdeckt und die Portugiesen im Jahre 1518 ihre erste Handelscolonie in Macao errichtet hatten.

Was die chinesischen Stücke dem Mittelalter so überaus kostbar erscheinen ließ, war in erster Linie das herrliche Material, dessen Klarheit, Härte und Glätte die gewöhnliche Fayence mit ihren irdenen Scherben so weit übertrifft als ein Achat einen Sandstein.

Mit der Vorliebe für das Material drang nun unvermerkt auch eine Neigung für die Ausstattungsweise des Porzellans in den Geschmack ein. Einer der höchst entwickelten Zweige des Kunstgewerbes der Renaissance, die italienische Majolikamalerei, trägt davon die deutlichen Spuren. Wir finden Teller und Schüsseln mit blauem Schnörkelwerk bemalt, besonders an den Rückseiten, welche ganz unverkennbar Nachahmungen der chinesischen sind und welche auch im 16. Jahrhundert alla porcellana genannt wurden.

Je stärker der Import chinesischer Waaren wurde, um so stärker wurde auch der Einfluß des Geschmacks, und wir können speciell auf dem Gebiete der Kunsttöpferei es genau verfolgen, wie Schritt für Schritt die Formen der europäischen Renaissance zurückgedrängt werden durch das einschreitende Chinesenthum. Den eigentlichen Aufschwung nahm diese ganze Richtung jedoch erst im 17. Jahrhundert, als die Holländer ihre Handelscolonien in Ostasien errichtet und zu gleicher Zeit die Jesuiten in China eine andauernde und feste Verbindung mit dem Abendlande hergestellt hatten. Jetzt begann ein Import von einer solchen Großartigkeit, daß noch heutigen Tages, obgleich seit zwei Jahrhunderten doch gewiß eine tüchtige Menge von Porzellan zertrümmert worden ist, Europa so voll ist von chinesischem, im 17. Jahrhundert eingeführten Porzellan, daß die Chinesen jetzt anfangen, diese Stücke, welche sie als Antiquitäten hochschätzen, in Europa aufkaufen zu lassen. Ganze Schiffsladungen voll Porzellan sind damals gewöhnliche Frachtgüter, welche fortdauernd von China und Japan her über Holland ihren Vertrieb finden. Und diese Masseneinfuhr dauerte fort bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. In ganz Europa, besonders aber in den nördlichen Theilen, für welche die holländischen Häfen maßgebend sind, füllen sich die Paläste der Fürsten, die Wohnungen des Adels und der wohlhabenden Bürger mit chinesischem Porzellan. Aber nicht wie in unserer Zeit, in welcher man zwanzig bis dreißig Stück Porzellane in einem Zimmer als eine große Zahl, als eine über-

reiche Decoration ansehen würde, sondern es werden Räume hergerichtet, welche von oben bis unten vollständig mit Porzellan decorirt werden. Noch ist ein solches Zimmer im Schlosse zu Charlottenburg bei Berlin erhalten, und die Porzellansammlung von Dresden giebt trotz der ungeheuren Einbuße, welche sie erlitten hat, ebenfalls ein Bild jenes Reichthums. Sechshundert bis achthundert Stück Porzellane in einem Raume sind für derartige Einrichtungen eine niedrige Durchschnittszahl. Mächtige Pyramiden von großen Vasen, Becken und Schüsseln bauen sich an allen Ecken und Pfeilern auf, die Verkleidungen der Thüren und Fenster sind mit Schalen und Tassen ausgesetzt, die Voute der Decke ist aus mächtigen Prachtschüsseln gebildet, die Kronleuchter aus Körpern von Vasen, Tassen und Schalen, in die Cassetten der Decke sind Porzellanschüsseln eingelassen. Die Liebhaberei für diese Waaren wird zu einer Art von Manie und gehört zu den berechtigten Leidenschaften fürstlicher und königlicher Personen. August der Starke von Sachsen giebt an den preußischen Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. eine Compagnie von Riesengrenadieren für eine Anzahl chinesischer Orangenkübel, welche aus dem Schlosse zu Charlottenburg stammen und sich noch jetzt im japanischen Cabinet zu Dresden befinden.

Die Handelsverbindungen mit China sind derart geordnet, daß man große Aufträge ertheilen kann. Für Friedrich den Großen wird vom holländischen Gesandten ein vollständiges Tafelservice dort bestellt; das Schiff, welches dasselbe nach Europa führte, scheiterte an der friesischen Küste, und so kamen einzelne Stücke desselben, welche aus dem Schiffbruch gerettet wurden, in die Hände friesischer Bauern, aus deren Besitz sie jetzt allmälig für schweres Geld in die Museen Europa's weiter verkauft werden. Aber auch minder hochstehende Personen konnten sich recht wohl Geschirre in China bestellen. Wir besitzen in unseren Sammlungen eine ganze Reihe mit Wappen adeliger Geschlechter, ja sogar mit den Namenszügen bürgerlicher Familien. Holland war der Hauptabnehmer



a bis d Alt-chinesisches Porzellan; e Figur von Meißener Porzellan. Im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

ostasiatischer Waaren und durchsetzte sich so vollständig mit chinesischem Geschmack, daß bis zum heutigen Tage die Spuren dieses Einflusses sich in jeder holländischen Einrichtung fühlbar machen.

Die Folge des chinesischen Importes war im europäischen Kunstbetriebe zunächst die völlige Umgestaltung des nächstverwandten Gebietes, der Kunsttöpferei. Für die mittleren Classen, welche das kostbare ausländische Geschirr nicht erwerben konnten, mußte der europäische Betrieb helfen; da derselbe noch nicht fähig war, echtes Porzellan zu erzeugen, so wurde zunächst in Holland eine glasirte Irdenwaare, eine Fayence, hergestellt, welche es ganz vorwiegend auf Nachahmung der chinesischen Vorbilder anlegte. Dies war die Blüthezeit der berühmten Delffter Fayence (Illustr. S. 405), welche allmälig in der einen Stadt Tausende von Töpfern beschäftigte und ihre Waaren, welche damals Delffter Porzellan genannt wurden, gleichfalls über ganz Europa verbreitete. Die Mehrzahl der eingeführten chinesischen und noch mehr der japanischen Porzellane — einen Unterschied zwischen diesen Waaren machte man, wie gesagt, im 17. Jahrhundert nicht — bestand aus blau bemaltem Geschirr. Die blaue Kobaltfarbe ist die einzige, welche feuerfest genug ist, um den hohen Hitzegrad zu ertragen, welcher zum Garbrennen des echten Porzellans nothwendig ist; es ist daher auch die einzige, welche im Porzellan unter der Glasur gemalt werden kann und sich vollständig einheitlich mit der Masse verbindet, so daß eine Beschädigung und Abnutzung der Malerei, wie sie bei den obenauf bemalten und nur nachträglich eingebrannten bunten Porzellanfarben stattfindet, nicht eintreten kann. Das blau gemalte Porzellan stand daher ganz besonders in Ansehen und wurde nunmehr in der Fayencemalerei fast ausschließlich nachgeahmt. So sehen wir denn auf diesen Vasen, Schüsseln und Krügen, welche mitten im lieben Europa entstanden sind, auf einmal Chinesen sich tummeln, mit langen Zöpfen, spitzen Hüten, großen Sonnenschirmen unter Palmen und Pagoden, umgeben von schnörkelhaften Blumen und Blättern, phantastischen Vögeln und Beiwerk aller Art. Daß es hierbei nicht ohne starke Zusätze europäischen Geschmackes abging, versteht sich von selbst.

Was hier in Holland begann, nahm unaufhaltsam seinen Weg über ganz Europa. Bald sehen wir die französische Kunsttöpferei in Rouen, Moustiers, Nevers und anderen Orten auf demselben Wege. In Deutschland erstehen in Nürnberg und an vielen anderen Orten, welche jetzt erst allmälig zu allgemeiner Kenntniß gelangen, Fayencefabriken, welche im holländischen Geschmacke arbeiten; selbst nach Italien dringt die holländische Blaumalerei vor, und die edle Majolika, welche aus den Traditionen eines Rafael lebte, sinkt machtlos dahin vor den chinesischen blaugemalten Schnörkeln von Genua und Savona.

Natürlich mußte diese ganze Industrie immerfort in sich den Stachel fühlen, daß sie doch nur eine mindergute Waare schaffe, und unablässig war das Bemühen aller Techniker jener Zeit, welche in halb abenteuerlicher Art alchemistisch der Sache beizukommen suchten, das Geheimniß des Porzellans zu ergründen. Schon die Mediceer hatten im 16. Jahrhundert in Florenz die gewaltigsten Anstrengungen gemacht und schließlich eine kleine Reihe von porzellanartigen Stücken wirklich zu Stande gebracht; aber erst im Jahre 1712 gelang es durch einen Zufall dem Alchemisten Böttger, welcher auf dem Königstein eingesperrt war, um für den König von Sachsen Gold zu machen, in der weißen Hallischen Erde den eigentlichen Bestandtheil des chinesischen Porzellans, das Kaolin, aufzufinden. Schon vorher hatte Böttger aus einem braunen Thon ein ganz vorzügliches Steingut hergestellt, welches gewissen chinesischen, damals ebenfalls in Europa beliebten Waaren ähnlich war und von ihm auch fast ausschließlich in chinesischen Formen verarbeitet wurde. Sobald aber einmal die Masse des echten weißen Porzellans entdeckt war, ließ man jede braune Waare bei Seite und stürzte sich nun mit wahrer Begeisterung auf die Ausbeutung des endlich entdeckten Geheimnisses.

Es bleibt äußerst wunderbar, daß es der europäischen Fabrication gelang, sofort nach Auffindung des Materials zur Herstellung einer Masse zu gelangen, welche an Güte jenen kostbaren chinesischen

Waaren gleich kam, die eine fast zweitausendjährige Tradition hinter sich hatten. Gerade die frühesten Arbeiten Böttger's aus der Zeit von 1712 bis 1720 sind von einer solchen Güte der Masse, einer solchen Frische der Form und der Decoration, daß sie vollständig auf der Höhe der Aufgabe stehen. Diese sächsische Porzellanfabrication, welche sehr bald vom Königstein auf die Albrechtsburg zu Meißen übersiedelte, wurde unter militärischer Bewachung als strengstes Staatsgeheimniß gehalten; aber man konnte trotzdem nicht verhindern, daß sich in kurzer Zeit die Kenntniß des Verfahrens über ganz Deutschland und die Nachbarländer verbreitete und nunmehr an allen Höfen Porzellanfabriken entstanden, welche einen wichtigen Bestandtheil des fürstlichen Luxus im 18. Jahrhundert ausmachten. Es war natürlich, daß man hierbei zunächst nach chinesischen Modellen arbeitete; viele der frühesten Arbeiten von Meißen sind ohne nähere Prüfung von chinesischen Arbeiten kaum zu unterscheiden. Für gewisse Geräthe, besonders die Theetasse und Theekanne, ist man bis zum heutigen Tage nicht von der chinesischen Grundform abgegangen oder, wenn man es that, jedenfalls nicht ohne erheblichen Schaden. Ebenso haben sich gewisse einfache chinesische Grundmuster bis zum heutigen Tage durchaus lebendig erhalten. Jeder von uns kennt das sogenannte Meißener Zwiebelmuster und andere Blaumalerei, deren Vorbilder lediglich in China und Japan zu suchen sind. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts ist die Herrschaft des Porzellans in der Kleinkunst besiegelt. Allerdings begnügt man sich nicht andauernd mit der bloßen Nachahmung von China. Die besten Modelleure und Maler der Zeit setzen ihre Kräfte daran, um Figuren und Schmuckformen aller Art zu ersinnen; aber alle Schmuckformen jener Periode des Rococo sind durchsetzt von chinesischem Einflusse. Das Schnörkelwerk, die eigenthümliche Behandlung leicht hingeworfener Blumensträuße, selbst die figürlichen Darstellungen, vor Allem aber Form, Gestaltung und Bemalung größerer Vasen, der Potpourris, zeigt den unverkennbaren Einfluß chinesischen Geschmacks.

Der Import von Porzellan genügte bald nicht mehr, um die Lust an den Chinoiserien, wie man sie nannte, zu befriedigen; gerade im Porzellan hatte die europäische Waare der chinesischen bis zu einem gewissen Grade den Rang abgelaufen, und so warf sich der Handel nunmehr auf die anderen Luxusgegenstände. China wurde Mode, wenn man es noch Mode nennen kann, was sich bis zu einer Art von Raserei entwickelte. Um die Mitte des Jahrhunderts mußte eine Zeit lang Alles chinesisch sein, was überhaupt Anspruch auf besondere Beachtung in der eleganten Welt machen wollte. Gestickte Seidentapeten an den Wänden, Lackschränke, Bambustische mit Porzellanplatten, Figuren von Speckstein, Schälchen von Porzellan, die Fächer, Büchsen und Kästchen von geschnitztem Elfenbein, Alles muß aus China kommen, und was man nicht direct beziehen konnte, die Täfelungen, Stuckverzierungen und Anderes, mußte wenigstens in chinesischem Geschmack gehalten sein. In Bielefeld befinden sich sogar Meßgewänder und Altardecken chinesischer Arbeit, Seide mit Gold gestickt, aus deren Musterung unsere Schlußvignette genommen ist. Der dickbäuchige Porzellanchinese mit wackelndem Zopf, Händen und Zunge ist ein wahres Symbol jener wunderlichen Periode. (Illustr. e, S. 397, Chinese von Meißener Porzellan.) Aber für uns ist das Wunderbarste bei Allem, daß im 18. Jahrhundert das Chinesenthum nicht als eine Verzopfung, sondern vielmehr als eine Umkehr zur Natürlichkeit aus einem veralteten Formenkreise heraus angesehen wurde.

Am durchschlagendsten zeigt sich dies in der Gartenkunst. Bis zur Mitte des Jahrhunderts herrschten unbeschränkt die steifen architektonischen Windungen, die geschnittenen Hecken und Laubengänge des höfischen Gartenstils, welche Lenôtre in Versailles zur höchsten Blüthe gebracht hatte. Nun erfuhr man durch die Berichte der Jesuiten und anderer Reisenden, daß China eine eigenartige Poesie der Gartenkunst besitze, daß man dort mit freier Willkür Gebäude und Zierrathe aller Art vertheile, so daß man unvermuthet bald hier auf einen Tempel, bald dort auf eine Hütte stoße, und nunmehr wurde von derselben Gruppe von Leuten, welche mit Rousseau für die freien Beziehungen des Menschengeschlechtes und mit den Eng-

ländern für die mächtigen wiesen- und triftenreichen Parke schwärmten, der chinesische Garten als der Erlöser von der Unnatur proclamirt und Alles durchsetzt mit chinesischen Pagoden, Glockenthürmchen, Affenhäusern, Miniaturfelsen und ähnlichem Unfug.

So blühte und wucherte das Chinesenthum lustig in Holland, Deutschland und Frankreich; man wird kaum ein Gebäude aus dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts finden, welches in seiner inneren Ausstattung nicht die reichlichsten Spuren jener Einflüsse trüge. Chinesenthum und Rococo sind wahlverwandt und so eng mit einander verbunden, daß es unmöglich erscheint, alle die feinen Fäden aufzuwirren, welche sich hier in Kunst- und Formenanschauung durch einander schlingen. Und so mußte denn auch Chinesenthum und Rococo gemeinsam weichen, als die ersten Wehen der französischen Revolution sich kundgaben und die Hinneigung zu der Staatsform der antiken Republiken auch die Kunstformen der Antike als ein Rettungsmittel aus dem Verfall der Sitten erscheinen ließ. Wenn sich in den Uebergangsstil Louis' XVI. in den zierlichen Einzelheiten noch Manches von Rococo und Chinesenthum hinüberrettete, so verschwand doch Beides bald genug, als jenes Spielen mit antiken Idealen in den furchtbaren Ernst der französischen Revolution umschlug und die ganze altfranzösische Gesellschaft mit ihren Rechten, ihren Schlössern, mit ihren Lebensformen in dem grimmigen Blutbad fortgefegt wurde. In dem steifen und nüchternen Classicismus des Kaiserreiches, des Empire, war kein Platz für chinesische Tändelei. Alle jene Porzellane, Elfenbeine und kostbaren Geräthe, welche jüngst noch so hoch gehalten wurden, daß sich die Familien ruinirten für den Besitz derselben, wanderten auf die Trödelkammer, wurden das Spielzeug der Kinder, wurden unbeachtet verschleudert, zerbrochen, aus den nicht mehr benutzten Schlössern als gemeines Gebrauchsgeschirr der Dienerschaft, den Bauern überlassen, aus deren Besitz wir jetzt wieder die einzelnen zufällig erhaltenen Stücke mit schwerem Gelde für unsere Kunstsammlungen zu erwerben suchen.

So war denn das alte Reich und das Rococo, der Zopf und das Chinesenthum endgültig besiegt und aus Europa herausgefegt. Der classische Geschmack, welcher besonders in Berlin unter Schinkel seine feste Herrschaft aufschlug, herrschte überall unbeschränkt. Aber das französische Königthum kam wieder, und das Rococo kam wieder, und die geschweiften Beine der Tische kamen wieder und die vergoldeten reichen Rahmen der Spiegel, die buntgemusterten Stoffe, Porzellane, Püppchen und Geräthe, Reifrock, Puffen und hohe Frisuren und mit alle diesem auch allmälig wieder das liebe Chinesenthum. Man suchte zusammen, was vom alten Hausrath noch vergessen auf Böden und Söllern stand. Früher als bei uns erwachte in England und Frankreich wiederum die Neigung für die farbigen geschmückten und reichverzierten Waaren des Ostens, in Holland hatte die nationale Vorliebe für chinesische Arbeiten nie ganz aufgehört, und so wanderte zunächst manches Stück guter alter chinesischer Arbeit für wenige Groschen aus Deutschland heraus.

Sobald aber einmal der Geschmack an den Waaren des fernen Ostasiens zur Geltung gekommen war, wurde es dem modernen Handel mit seiner stattlichen Entwickelung leicht genug, das Bedürfniß von China und Japan her zu befriedigen. Den wichtigsten Anstoß für die richtige Werthschätzung chinesischer Arbeit über das Modebedürfniß hinaus gab die Plünderung des kaiserlichen Sommerpalastes zu Peking durch die Franzosen und Engländer im Jahre 1860. Als auf der Weltausstellung des Jahres 1862 zum ersten Male die dort erbeuteten Stücke vorgeführt wurden, als nach Paris die Beutestücke kamen, welche der Herzog von Palikao der Kaiserin Eugenie zum Geschenk machte und welche später den Gegenstand des famosen Processes gebildet haben, in dem schließlich diese ganze unendlich werthvolle Sammlung als Eigenthum der französischen Nation erklärt worden ist, — als hierdurch zum ersten Male wirklich gute Stücke ersten Ranges in größerer Menge und in einem inneren Zusammenhange dem europäischen Publikum vorgeführt wurden, da wurde es uns Allen klar, daß man mit der Beurtheilung der chinesischen Kunst nicht



Japanische Fayencevase von Sadzuma im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

fertig ist, wenn man sie lediglich als eine Mischung wunderlicher Schnörkel und als Spielerei ohne ernstliche Berechtigung ansieht.

Will man ein lebendiges Beispiel von dem Umschwung in der Anschauung der künstlerischen Kreise Europa's in jenen Tagen haben, so nehme man ein Werk zur Hand, welches auf Geschmack und Bereicherung unseres Decorationswesens den nachhaltigsten Einfluß gehabt hat, die „Grammatik der Ornamente“ von Owen Jones. In diesem Buche, welches seine Zusammenstellung der Zeit vor der Zerstörung des Sommerpalastes verdankt, wird China abgefertigt mit zwei bis drei Blättern, auf welchen nichts enthalten ist als das gewöhnlichste Schnörkelwerk, wie man es auf den gemeinen Exportwaaren findet, welche bis dahin europäische Schiffer als Curiosität aus den Hafenstädten China's in unserem Jahrhundert mitgebracht hatten. Nach Uebertragung jener kaiserlichen Beute war Owen Jones veranlaßt, einen kräftigen Folianten herauszugeben, angefüllt mit chinesischem Ornament, das in Klarheit und Feinheit der Zeichnung, in vornehm getönter Farbe es mit den besten Flachornamenten aufnimmt, die jemals an irgend einer Stelle entstanden sind.

Unsere Künstler, unsere Sammler, alle diejenigen, denen daran gelegen war, ihren Zimmern anstatt der nüchternen, unerfreulichen und buntscheckigen Charakterlosigkeit, welche die erste Hälfte unseres Jahrhunderts beherrschte, wiederum den warmen, behaglichen und malerischen Gesammtcharakter früherer Perioden zu geben, alle diese griffen begierig nach dem herrlichen Material, welches China und Japan ihnen bot, und so ist denn in den letzten zwanzig Jahren die Liebhaberei für diese Waaren mit Riesenschritten vorangegangen. Eine Emailschale, ein Lackteller, die noch vor zehn Jahren eine Curiosität waren, welche man allenfalls in einem großen Magazine von Paris und London finden konnte und welche man bei uns in Deutschland sorgsam aufhob oder einem Gewerbemuseum einverleibte, bekommt man jetzt dutzendweise und hundertweise in jedem Theeladen, und kaum mag es noch einen irgendwie besser ausgestatteten Haushalt in Deutschland geben, in welchem nicht dieses oder jenes Stück chinesischer oder japanischer Arbeit seinen Einzug gehalten hätte. Die japanischen Arbeiten stehen hierbei im Vordergrunde des Interesses, aber im großen Consum gehen die Bezeichnungen für die Arbeiten beider Völker noch ziemlich durch einander. Leider haben die Waaren in den letzten Jahren durch die fabrikmäßige Massenproduction für den europäischen Markt nicht unerheblich gelitten, besonders die chinesischen; aber in Europa bildet sich jetzt doch das Verständniß für die verschiedene Güte der Arbeiten aus, und die Händler sind wieder darauf bedacht, bessere Waaren einzuführen.

Was wir an diesen ostasiatischen Arbeiten bewundern, ist ja in erster Linie die außerordentliche Güte und Feinheit der Arbeit, welche noch dazu für einen so erstaunlich billigen Preis hergestellt wird. Es ist eine wahre Freude, ein gutes Stück chinesischer oder japanischer Arbeit in der Hand zu haben. Ein solches Lackbrett muß selbst einem Blinden Vergnügen machen; so leicht und sicher ruht es in der Hand, die Fläche ist so glatt und zugleich so weich und elastisch, alle Ecken sind abgerundet, keine Kante steht vor, nirgends ist eine Fuge oder ein Winkel, in welche sich Staub oder Krümelwerk hineinsetzen könnte. Und dieser glänzende, tiefschwarze Lack ist dabei von einer Dauerhaftigkeit, daß er warmem Fett, heißem Wasser, ja selbst brennendem Spiritus Widerstand leistet. Wenn man das Brett niedersetzt, so legt es sich geräuschlos und weich der Tischplatte an, nimmt man einen Satz derselben, so paßt Stück für Stück in einander, und zehn von ihnen bilden einen kleinen Stoß, den man leicht in jeden Kasten hineinschieben kann. Und ein solches Brett, ein solches Schälchen kostet schließlich nur wenige Mark oder gar nur wenige Groschen und ist noch dazu decorirt mit den reizendsten Goldornamenten, Vögeln und Blüthen. Oder man nehme eine Theebüchse in die Hand, von schlichtem Holz gedreht; wie glatt und geschmeidig schließt der Einsatzdeckel, vollkommen staub- und luftdicht, wie fest steht die Büchse auf dem Tisch, wie kann man sie umherwerfen und -rollen, ohne daß eine Beschädigung zu fürchten ist. Oder man nehme den einfachsten Fächer,

den man für 40 bis 50 Pfennige in jedem Theeladen kauft; wie wundervoll haltbar und handlich ist ein solches kleines Kunstwerk, die schönsten und kostbarsten Fächer unserer europäischen Arbeiten haben nicht diesen leichten Wurf, diesen Schluß, der die Platten zusammenhält, die leichte Eleganz im Profil, welche den gemeinsten japanischen oder chinesischen Fächer auszeichnet. Und wie köstlich und eigenartig ist die Metallarbeit jener Völker! Eine Sammlung japanischer und chinesischer Bronzearbeiten giebt, ganz von der Gestalt abgesehen, eine Reihe von Metallfärbungen, welche kein anderes Volk, kein anderes Land auch nur annähernd je erreicht hat. Lediglich als Kunstgüsse betrachtet, sind diese Vasen mit Gruppen von Vögeln und Blüthen wahre Wunder der Geschicklichkeit.

Und wie köstlich verstehen es diese Völker, die schwere Masse der Bronze aufzulichten durch Einlagen von Gold- und Silberdrähten, vor Allem aber durch den Schmuck aufgeschmolzener Glasflüsse, durch das köstliche Email. Der Körper des Gefäßes wird überzogen mit einem Netzwerk feiner Drähte und Stäbchen, welche auf den Grund durch ein sehr einfaches und sinnreiches Verfahren aufgelöthet werden. In dieses Zellennetz, welches vom einfachsten Muster auf geometrischer Grundlage gebildet ist bis zur reichst entwickelten Zeichnung, werden mit dem Pinsel die Schmelzmassen im geriebenen und leicht angefeuchteten Zustande eingetragen und sodann eingeschmolzen, so daß sie mit dem Metall unlöslich verbunden sind. Um die Zellen ganz zu füllen, wird dieser Proceß zwei- ja auch dreimal wiederholt, schließlich wird das Ganze abgeschliffen, und nunmehr haben wir jene glänzende Fläche des Emails, dessen einzelne Farbstellen von den zierlichen goldenen Rändern des Metalls so zart umsäumt sind. Diese Arbeit des Zellenschmelzes, des émail cloisonné, welche wir sonst nur bei einigen wenigen Kirchenschätzen aus altbyzantinischer Zeit in Europa sehen, kommt uns aus China und aus Japan herüber als eine gewöhnliche Dutzendwaare, und wenn wir uns jetzt bemühen und es uns auch gelingt, diese Stücke in Europa nachzuahmen, so sind selbst die besten und glänzendsten Erzeugnisse unserer ersten europäischen Häuser doch nur Versuche und Experimente gegenüber jener absoluten, unzweifelhaften Meisterschaft der Völker Ostasiens. Ein solches Emailschälchen, wie wir es jetzt in einem Laden für wenige Mark kaufen und als Aschenbecher auf unsere Tische stellen, würde, wenn es nicht eben so massenhaft verbreitet wäre, in unseren Museen einen Ehrenplatz neben den besten Metallarbeiten haben, welche zu irgend einer Zeit in Europa und den ihm verwandten Culturländern gefertigt sind.

Das Porzellan von China und Japan nimmt unter jenen ostasiatischen Waaren in der Vorliebe Europa's nicht entfernt mehr den Rang ein, welchen es in früheren Jahrhunderten behauptete. Die japanischen Arbeiten von Lack und Email kauft Jeder, das orientalische Porzellan kauft nur ein gewisser Kreis von Liebhabern, während der große Consum die europäischen Fabricate vorzieht. Es liegt das hauptsächlich daran, daß eben das europäische Porzellan technisch dem asiatischen völlig gleich steht.

Dagegen treten uns jetzt andere Erscheinungen entgegen: die Arbeiten von Fayence und Steingut, besonders die kostbare Sadzumawaare (Illustr. S. 401), Gegenstände, die man in früheren Jahrhunderten nicht beachtete, da man eben Fayence in Europa zu machen verstand und von China nur das edle Material des Porzellans begehrte, welchen man aber jetzt wegen ihrer eigenartigen, künstlerisch so unendlich reizvollen Decoration die größte Aufmerksamkeit schenkt. Ebenso wenig hatte man früher das chinesische Glas beachtet, welches im 18. Jahrhundert eine Vollendung der Kunstform erfahren hat, für die Europa nur aus dem classischen Alterthum Beispiele besitzt. Erst die letzten Jahre haben uns Proben hiervon gebracht; die schönste Sammlung besitzt das Kunstgewerbemuseum zu Berlin und verdankt dieselbe dem ausgezeichneten Kunstverständniß des Gesandten Herrn v. Brandt, dessen jetzt in Berlin befindliche Sammlung nach allen Seiten hin die wichtigsten Aufschlüsse für altchinesische Kunst darbietet.

Neben dem Porzellan ist auch der andere Hauptfactor des alten chinesischen

Handels, die Seide, in ihrer Bedeutung für das europäische Kunstleben erheblich zurückgegangen. Man bezieht von China nur noch das Rohmaterial oder Bastseide, allenfalls gestickte Tücher; den jetzt üblichen Mustern können wir wenig Geschmack abgewinnen, gelegentlich führen sich japanische Seidenstoffe für Phantasietoiletten ein.

Die wichtigste Frage ist nun, ob diese chinesischen und japanischen Waaren, welche wir mit solcher Vorliebe in unsere Häuslichkeit aufnehmen, für uns lediglich Curiositäten sind oder ob ihre Formen und Muster einen bestimmten Einfluß auf unsere europäische Kunstrichtung gewinnen können, wie sie es schon gelegentlich im 17. und 18. Jahrhundert gethan haben.

Ich bin überzeugt, daß dieser Einfluß immer nur ein beschränkter sein kann und nicht geeignet ist, eine wirkliche und bleibende Umgestaltung größerer Gebiete unseres Kunstlebens herbeizuführen. Die Art der europäischen Ornamentation ist von der ostasiatischen in ihrem innersten Kerne verschieden und duldet daher keine tiefgehende Mischung. In der europäischen Kunst herrscht das organische Gesetz, in der Kunst von China und Japan die Laune, der Einfall, die neckische Caprice. In Europa ist die Baukunst die eigentliche Leiterin der Bewegung durch die Art, in welcher sie die einzelnen Theile des Gebäudes künstlerisch zusammenfügt und die Schmuckformen des Gebäudes und seiner Einzelheiten bedingt. Wenn die griechische Kunst es sich zur Aufgabe stellt, offene Hallen mit frei schwebendem Dachgebälk zu schaffen, so bedarf sie zur Stütze dieses Gebälkes der leichten raumöffnenden Säulen, und in den Capitälen der Säulen und den Verzierungen des Gebälkes drückt sich dieses Verhältniß von Last zur Stütze aus. Licht und glatt und einheitlich streben die schlanken Cannelüren der Säulen; um die Last des Gebälkes aufzunehmen, öffnet sich nach oben ausladend das Capitäl, und die Akanthusblätter desselben beugen unter der Last des Gebälkes sinnbildlich ihre Spitzen nieder, während am oberen Rande des Gesimses der lichte Schmuck der Palmetten frei endigend nach oben erblüht. An den Balken der Decke, welche wie ein Band von einer Wand zur anderen ausgestreckt sind, zieht sich der leichtgemusterte Mäandersaum, während in der Füllung eines Pilasters das Aufwachsen nach oben sich ausdrückt durch den schlanken Schaft des Ornaments, der, nach oben strebend, gleichmäßig nach rechts und links hin seine Blätter und Blüthen entsendet. In rhythmischer Gesetzmäßigkeit bewegen sich alle Formen; nichts ist Schnörkel oder Laune, die Bewegung jeder Linie drückt den Zusammenhang aus, in welchem das geschmückte Glied zum Ganzen steht. Was sich uns so in der griechischen Kunst offenbart, das geht, wenn auch in veränderter Form und auf veränderten constructiven Grundbedingungen, durch die ganze europäische Kunst. Auch in der Gothik sind die ornamentalen Theile nichts Zufälliges. Jener reiche Schmuck von Fialen, von Wimpergen, Streben und Schwibbögen aller Art, welcher wie ein lustiger Blumenkranz die Thürme und Zinnen unserer Dome umspielt, er ist nichts Zufälliges; dem kundigen Auge löst er sich auf in ein Gerüst eng zusammenhängender, in sich nothwendiger Theile. Gerade aus der Erkenntniß, der wissenden oder der instinctiven, von dieser Nothwendigkeit jedes Theiles, aus dem Gefühle des organischen Zusammenhanges, in welchem das Kleinste zum Ganzen steht, erwächst unserem Kunstgefühl die wahre und höchste Befriedigung.

Wir bestreben uns, selbst an den einfachsten Geräthen diesen Ausdruck organischer Nothwendigkeit zur künstlerischen Form zu erheben. Unsere europäische Ornamentation ist in erster Linie plastisch-architektonischer Art, und die Schmückung einer unbestimmten, nicht gegliederten Fläche, wie z. B. eines für Kleider und Bezüge bestimmten Gewebes, steht bei ihr erst in zweiter Reihe und wird gewöhnlich von den Abfällen des anderen Ornaments gespeist. Wenn wir unserer europäischen Ornamentation einen Vorwurf zu machen haben, so ist es meistens der, daß sie sich auf das Flächenornament nicht versteht und geneigt ist, in dasselbe plastische Motive hineinzubringen.

Gerade das Umgekehrte findet nun in der chinesisch-japanischen Kunst statt. Bei beiden Völkern, wie übrigens bei den meisten Völkern des Orients, geht die

Ornamentation aus von der Flächenverzierung und beharrt in ihrer Vorliebe für Flächenornamentation auch noch in den weitaus meisten Fällen, für welche wir in Europa unbedingt eine plastische und organisch gegliederte Decoration wünschen müssen. Wenn wir ein in Europa decorirtes Gefäß betrachten, sei es eine Vase aus einem griechischen Grabe vor der christlichen Zeitrechnung, sei es ein Thon, das deutsche Steingut haben als Material gar keinen Werth und bekommen ihre Bedeutung lediglich durch die Formgebung und plastische Verzierung; die chinesische Porzellanvase soll aber vor Allem den schönen Glanz des ursprünglichen Scherbens zur klaren Geltung bringen. Aus technischen Gründen ist die Gliederung und Einschnürung dieser Masse, welche beim Brennen weich wird,



Delffter Fayence (17. Jahrh.) im Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Steinguthumpen aus einem Zimmer der Renaissance, so haben wir immer Fuß, Mündung, Henkel scharf von einander abgesetzt, durch Einschnitte getrennt und durch Ornamentation verschiedenartig charakterisirt; die Porzellanvase des Chinesen dagegen hat von dieser Gliederung keine Spur. Nur mäßig ausgebaucht oder eingezogen, bietet sie eine völlig ungebrochene Fläche, und auf dieser Fläche beginnt nun die spielende Decorationsweise, welche kein Oben, kein Unten, keine Gliederung, keine Theilung mehr kennt. Hierbei ist der Charakter des Materials jedenfalls ein wichtiges Element. Der griechische in sich sinkt und schwindet, schwer durchführbar, und so kommen äußere technische Umstände und der allgemeine orientalische Geschmack für Flächendecoration zusammen, um den Chinesen zu seiner Art des Ornamentirens zu bestimmen. Uebrigens hat es auch in China Zeiten gegeben, in welchen persische und indische Vorbilder erheblichen Einfluß hatten und in welchen man wenigstens die Grundformen der Gefäße durch Ornamentation anzudeuten liebte (Illustr. a, S. 397); aber die Mehrzahl der Geräthe hat eine elegante, frei über die Fläche sich ausbreitende Decorationsweise. Das gemalte Ornament des Chinesen

ist voll und ganz Flächenornamentation und entnimmt seine Grundelemente der Pflanzenwelt. Man kann das Einzelne wohl als Blätter, Blüthen bezeichnen, aber Alles ist in conventioneller Weise so umgestaltet, daß es den natürlichen Gesetzen des Wachsthums entzogen und zu einem freien Spielwerk umgewandelt ist. Hierbei wird jede Art von körperlicher Wirkung vermieden; nirgends ist Rundung oder Schatten, und selbst wenn Thiergestalten und Figuren hineingewebt werden, so nehmen sie Theil an der körperlosen Existenz, welche sie eben zur Decoration der Fläche als solcher berechtigt. Ein Haus in einer chinesischen Malerei steht auf keinem Boden, ein Baum hat keine Wurzeln, Alles endet in freier Auflösung, sich schmiegend nach dem Wunsch des Ornamentisten, der sich wohl bewußt ist, daß er lediglich künstlerischen Gesetzen, aber keinen naturwissenschaftlichen zu gehorchen hat.

Derartige Formen, welche sich loslösen von der eigentlichen Naturbeobachtung, bilden das eiserne Capital aller ornamentalen Kunst, tragen aber auch die Gefahr in sich, allmälig zu verknöchern, wie ja selbst die geistvollen Formen griechischer Kunst schließlich starr und leblos wurden. Die Chinesen sind diesem Naturgesetz verfallen, und noch zeigt sich kaum irgendwo eine Spur, daß eine neue Belebung ihrer Kunst einträte.

Ganz anders bei den Japanern. Wenn dieselben zunächst von den chinesischen Vorbildern ausgingen und dieselben bis in unser Jahrhundert hinein kaum jemals ganz unberücksichtigt gelassen haben, so trieben sie doch daneben ein eifriges, liebevoll eingehendes und fein beobachtendes Studium der Natur, und dieses Studium hat augenscheinlich in unserem Jahrhundert an Lebhaftigkeit und Frische nur noch gewonnen. Wir kennen keine Kunstperiode, so weit wir auch die europäische Kunstgeschichte überblicken mögen, in welcher ein Volk sich mit einer solchen allseitigen leidenschaftlichen Liebe in die Formen der Natur vertieft hätte. Es ist nicht möglich, das einfachste Schälchen, den schlichtesten Papierfächer in die Hand zu nehmen, ohne immer wieder überrascht zu sein von der Feinheit der Beobachtung, von der souveränen Freiheit, mit welcher diese Blätter, Blüthen und Ranken über die Fläche hingestreut sind. Wenn wir aber schon von den Chinesen sagen mußten, daß sie hierbei den organischen und constructiven Charakter des Gefäßes und der Geräthe nicht beachten, so gilt dies in noch viel höherem Grade von den Japanern. Der Japaner behandelt jedes Geräth, sei es ein Fächer, sei es ein Lackteller oder eine Vase, wie ein weißes Stück Papier, auf welches er mit leichter Hand eine Skizze hinwirft. Links an der Ecke tritt plötzlich ein Zweig hervor, geht quer über den Gegenstand, verschwindet rechts oben und zwischen den Blättern des Zweiges tummeln sich Vögel und Insecten im lustigen Spiel. Lose Blüthen sprühen nach allen Seiten aus einander, Alles ist so leicht, so keck, so verständnißvoll hingeworfen, daß die kleinste Zeichnung uns anmuthet wie ein wahres Kunstwerk, das hervorgegangen ist aus dem Bedürfniß einer wahrhaft künstlerischen Seele. (Illustr. S. 401.)

Wir haben in den letzten Jahren Studienbücher japanischer Maler kennen gelernt, in welchen die Zeichnungen nach Thieren und Pflanzen vollständig auf der Höhe stehen, die wir an den Pflanzenzeichnungen Albrecht Dürer's oder den Thierstudien Paul Potter's bewundern. Jede Feder eines Vogels, jeder Zeh eines Frosches ist in immer neuen Richtungen und Wendungen sorgfältigst nach der Natur gezeichnet, und erst aus dieser intimen Kenntniß der Einzelheiten erwächst die staunenswerthe Sicherheit, mit welcher in der flüchtigsten Skizze mit wenigen Strichen eine jede Gestalt so überzeugend und lebenswahr hingestellt werden kann.

Bei den Japanern wird die Malerei von der allgemeinen Liebe des Volkes getragen wie bei uns die Musik. Zu großen Festmahlen läßt man berühmte Maler von allen Seiten zusammenkommen, welche in Anwesenheit der Gäste auf Papiertafeln von gleicher Größe decorative Blumen und Thierstücke in Wasserfarben hinmalen. Solche Tafeln werden, sorgsam aufgezogen, mit farbigen Seidenstreifen eingefaßt und behufs des Aufrollens oben und unten an zierlichen Querstäben befestigt, deren Enden bei besonders geschätzten Tafeln mit Elfenbein und Edelmetall geschmückt werden. Diese

Bilder werden dann bei festlichen Gelegenheiten als Schmuck an die Wand gehängt. Das Kunstgewerbe-Museum in Berlin besitzt eine größere Sammlung derartiger Bilder, von denen die besten bei Festen am kaiserlichen Hofe in Japan entstanden sind. Die mehr ausgeführten Bilder mit figürlichen Darstellungen entziehen sich durch die oft fratzenhafte Behandlung der menschlichen Gestalt und die Ungeschicklichkeit in der Perspective unserer Werthschätzung, obgleich wir auch Zeichnungen nach männlichen Köpfen besitzen, welche auf das lebhafteste an die Porträtzeichnungen eines Holbein erinnern.

Unsere eigentliche Bewunderung gilt aber den ornamentalen Arbeiten nach Thier- und Pflanzenformen. Nur dürfen wir nicht vergessen, daß, so herrlich die Zeichnungen im Einzelnen sind, sie doch als Ornamentation im eigentlich europäischen Sinne eine sehr beschränkte Berechtigung haben. Möglich und denkbar ist eine solche Zeichnung eben nur, wenn der Organismus eines Gefäßes völlig unberücksichtigt bleibt. Möglich ist sie nur auf einem Teller, der keine Mitte und keinen Rand, auf einer Vase, die keinen Fuß, keine Mündung, keinen Henkel hat, sondern sich wie ein Schlauch, wie ein glattes Brett darbietet. Sobald diese Decorationsweise anfangen will, plastisch zu werden, so kommt sie zu Wunderlichkeiten, die noch viel ärger sind als irgendwelche, die wir in Europa mit dem umgekehrten Hineintragen plastischer Ornamente in die Fläche etwa anrichten können. Chinesische oder japanische Vasen, welche bedeckt sind mit einem Gewirre plastisch herausgearbeiteter Blätter und Zweige, japanische Leuchter, welche sich wie ein Stiel mit Blumen und Blättern in die Höhe winden, und andere Stücke mehr mögen wir als technische Meisterwerke und in ihrer feinen Wiedergabe der Einzelheiten bewundern, als Kunstwerke in unserem Sinne können wir sie nicht anerkennen und werden schließlich nur noch Gefallen an ihnen finden insoweit, als alles Ungewohnte und Bizarre die abgestumpften Nerven unseres blasirten Kunstgeschmacks reizt.

Gestehen wir es nur: bei aller berechtigten Bewunderung, welche wir für die Erzeugnisse von Japan und China haben, es bleibt immer etwas von Modelaune in dem einseitigen Bevorzugen derartiger Stücke, mehr vielleicht, als wir es glauben. Wenn auf der Weltausstellung von 1878 große Pariser Häuser als einzige Neuheit moderne Luxusartikel brachten, mit chinesischem und japanischem Ornament, so war dies in den meisten Fällen eine Verirrung. Die ostasiatischen Formen sind nicht direct übertragbar, wir können sie immer nur da benutzen, wo auch wir es nicht mit organisch abgegrenzten Flächen zu thun haben. Ein japanischer Blüthenzweig ist allerliebst, auf einem Ofenschirm, der leicht zwischen Bambusstäben aufgespannt ist, oder einer spanischen Wand, oder einem Papierschirm, welcher ohne feste Einfügung im Zimmer in eine Ecke gestellt wird; sobald wir aber eine feste Wand gestalten mit einer Einrahmung von Säulen und gegliedertem Gebälk, so ist es unmöglich, daß wir in eine solche organisch geschlossene Umgebung hinein kreuz- und querlaufende Blüthenzweige und Vögel bringen. Wir können allenfalls einen solchen Blüthenzweig über einen spielenden Fächer legen, aber nimmermehr über ein wirklich gegliedertes und in seinen Theilen scharf von einander abgegrenztes Gefäß.

Sonach würden wir also wohl die chinesischen und japanischen Waaren im Wesentlichen nur als Gäste anzusehen haben, die sich gelegentlich bei uns einfinden, ohne eine tiefere Einwirkung auf unser Kunstleben auszuüben? Diese Frage müßten wir bejahen, wenn es unbestritten wäre, daß die europäische Kunst unter allen Umständen festzuhalten hat an der organischen Gliederung, dem mehr architektonischen Aufbau jedes Geräthes.

Nun sehen wir aber in den letzten Jahren besonders in England eine bewußte Verschiebung der alten Formenanschauung immer weiteren Boden gewinnen, vornehmlich im Bau der Möbel, welche als leitendes Element in der Hausausstattung das wichtigste Gebiet des Kunstgewerbes bilden. Man hört in England auf, die Möbel nach der mehr architektonischen Art der Antike und Renaissance als einen Aufbau von stützenden und getragenen Theilen zu gestalten, und behandelt sie vielmehr als ein Gerüst von leichtem Stabwerk, in welches je nach Bedürfniß

Platten als Füllungen eingesetzt werden. Dies ist genau das Princip der chinesischen und japanischen Möbel aus Bambusrohr, bei welchen ebenfalls Stützen und Verbindungen ungeschmückte Rundstäbe sind, wodurch die Einsatzplatten zu Füllbrettern werden, welche man nun mit phantastischer Flächendecoration ohne organischen Zusammenhang bedecken kann.

Diese Erscheinung in England ist um so bedeutsamer, als sie zusammenhängt mit der modernen Maschinenconstruction, dem eigentlichen Kinde unserer Zeit. Die Maschine will keinen Kunstgedanken ausdrücken, sondern lediglich in jedem Theile die nöthige Construction mit einem möglichst geringen Aufwand von Material und Arbeit herstellen. Ein Schmuck derselben hat keinen organischen Gedanken, sondern kann lediglich ein Spiel mit angehängten Decorationen sein.

Sobald es einer solchen rein constructiven Richtung gelingt, das alte europäische Kunstsystem auf irgend einem Gebiete zu beseitigen, so ist Japan und China nicht mehr ein geduldeter Gast, sondern ein vollberechtigter Lehrmeister, von dessen Wissen und Können denn auch das englische Kunstgewerbe der letzten Jahre den allerumfassendsten Gebrauch gemacht hat. Somit sieht uns die Frage nach dem Einfluß ostasiatischer Arbeiten auf unser europäisches Kunstleben ernsthaft genug an.

Aber selbst derjenige, der geneigt ist, die ganze Richtung abzulehnen, der sich ärgert über die gedankenlose Modesucht, welche bei der Bevorzugung dieser japanischen Arbeiten so lebhaft mitspricht, der strenge Stilist und Verfechter classischer Formen — er wird sich dem Reiz jener Arbeiten, dem Glanz ihrer köstlichen Ausführung, der anmuthigen Frische ihrer Naturbeobachtung nicht entziehen können. Und wenn auch ein neuer Modewind Vieles von dem fortweht, was sich jetzt wie ein leichter, neckischer Blüthenschaum auf die Simse unserer ehrbaren Kamine gesetzt hat: die wahrhaft guten Stücke chinesischer und japanischer Arbeit tragen in sich einen künstlerischen Werth, der sie zu allen Zeiten und unter allen Umständen als Kleinodien menschlicher Kunstfertigkeit, als Perlen im Geschmeide unserer Sammlungen, unserer künstlerisch durchwehten Wohnstätten ihre Geltung behalten läßt, welcher immer wieder anregend und erfrischend auf das europäische Kunstleben wirken wird.





Literarische Mittheilungen.

Neuigkeiten des Kunstverlags.

Acht neue Hefte der von uns bereits öfter empfohlenen Sammlung liegen vor: **Die französischen Maler des 18. Jahrhunderts.** Herausgegeben von Alfred v. Wurzbach. Lieferung 21 bis 28. (Stuttgart, Verlag von Paul Neff.) Auch in dieser Reihenfolge von Bildern tritt wieder der ganze Geist Frankreichs im 18. Jahrhundert auf das anschaulichste vor den Betrachter. Unmöglich kann Jemand diesen einst Europa beherrschenden Geist ohne das Studium der Gemälde der Epoche kennen lernen, und auf keine Weise kann ein solches Studium leichter gemacht werden als an der Hand dieser Sammlung. Ueberall derselbe Grundzug einer künstlichen Umwandlung der den Erdgeruch der Natur an sich tragenden mächtigen Leidenschaften, welche das Leben regeln, in ein heiteres Spiel. Dies vergegenwärtigen namentlich zwei Bilder von Boucher, dem Maler der Grazien, das eine die Entführung Europa's, das andere Ehe und Liebe darstellend. Die Attribute der Götter in den Wolken mischen sich mit den Zofenfiguren und Blumengewinden auf der Erde, eine heitere Landschaft umschließt das Ganze, in welchem sich eine zweite und völlig willkürliche Welt darstellt. Von demselben Geist sind in einer anderen Richtung die geistvollen Porträts von Rigaut beseelt, wie das hier gebotene einer schönen Frau. Und denselben Geist athmen die Sittenschilderer; wohl suchen sie das Leben darzustellen, aber sie wissen in ihm den gleichen Grundzug herauszuheben. Da sind von Creuze zwei Bilder, welche ihn in seiner Stellung als malerischen Repräsentanten der Richtung Diderot recht deutlich zeigen, das eine: der blinde Vater, das andere: das unvorhergesehene Mißgeschick — ein anmuthiges Mädchen bei der Toilette, welchem der Schoßhund den Spiegel zerbrochen hat. Auch fehlt in den Heften nicht ein Bild des kecken Baudouin, welcher bekanntlich in der Sittenschilderung dem eben genannten Creuze eine realistisch verwegene Opposition macht. Von seinen mehr als verfänglichen Bildern ist hier eines der leidlichsten gegeben. Sie gingen einst bei Hofe ähnlich wie gewisse Romane von Voltaire und Diderot von Hand zu Hand.

Aus demselben vortrefflichen Verlag gehen uns auch die Schlußlieferungen des Prachtwerkes zu: **Die heilige Schrift**, illustrirt von den größten Meistern der Kunstepochen. Herausgegeben von Alfred v. Wurzbach. Lieferung 17 bis 25. (Stuttgart, Verlag von Paul Neff.) Schon früher haben wir unseren Lesern den Charakter der goldenen Bibel geschildert. Es bildet ihren auszeichnenden Vorzug, daß sie nicht Darstellungen der biblischen Gegenstände von einem Künstler oder in einer bestimmten Kunstrichtung darbietet, vielmehr hat an dieser goldenen Bibel die ganze Christenheit mitgearbeitet, und alle schöpferischen Künstler des neueren Europa scheinen ihr Bestes für das Werk gethan zu haben. Giebt es doch nur einen Stoff, welcher eine Vergegenwärtigung der ganzen Kunstgeschichte, der verschiedensten künstlerischen Auffassungsweisen gestattete: die Bibel, welche den Hauptvorwurf der gesammten christlichen Kunst bildet. So entstand ein Werk, welches an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Illustration jede andere illustrirte Bibel übertrifft. Der schöne Stich von Edelinkh: Moses, steht würdig am Eingang. Das ganze Werk ist eine schöne Gabe für den Weihnachtstisch dieses Jahres. Gern werden wir demnächst auch von dem rüstigen Fortschreiten der Illustration des neuen Testamentes Mittheilung machen. Hier sind noch Schätze zu heben, die wenig bekannt sind, besonders aus der deutschen und niederländischen Kunst.

Ferner geht uns eine Reihe von Fortsetzungen des trefflichen Werkes zu: **Hellas und Rom.** Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums. Von Jakob v. Falke. Heft 16 bis 30. (Stuttgart, Verlag von W. Spemann.) Wir haben es wiederholt als einen besonderen Vorzug dieses vortrefflichen Illustrationswerkes bezeichnet, daß es sich durch zwei Classen von Abbildungen dicht an die Wirklichkeit hält. Einmal durch Abbildungen von Resten aus dem Alterthum selber, alsdann durch Nachbildungen von Landschaften und Reconstructionen von Städten. Gern wird man hier und da freie Darstellungen aus dem Leben der Alten erblicken. Wenn es dem Unternehmen vergönnt war, das berühmte Bild von Feuerbach, welches das Gastmahl des Platon darstellt, seinen Lesern in einer Nachbildung zu bringen, so hat dies selbstverständlich ein sehr großes Interesse. Jedoch den eigenthümlichen Werth desselben machen seine Darstellungen der ersten Classe aus. So heben wir hier besonders die Abbildungen von pompejanischen Wandgemälden hervor, alsdann eine große Anzahl vortrefflich wiedergegebener Landschaften, wie die Strandscenerie von Bajä, und vortreffliche Reconstructionen, wie das Wagenrennen im Circus Maximus von Professor Alexander Wagner. Ferner bietet Bühlmann in mustergültiger, anschaulich schöner und wissenschaftlich correcter Darstellung das Rom zur Zeit des Kaisers Aurelianus, das Dionysostheater in Athen — zwei schöne Blätter in Tondruck — und Forum und Denksäule des Trajan.

Nunmehr liegt auch eine längere Reihe von Lieferungen eines Illustrationswerkes vor, welches, den zwei schon eingebürgerten, im Verlag von Engelhorn erschienenen illustrirten Darstellungen von Italien und dem Schweizerland nacheifernd, ein Bild von Spanien zu geben unternimmt. **Spanien.** In Schilderungen von Theodor Simons. Illustrirt von Prof. Alexander Wagner in München. (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel.) In den vorliegenden sechzehn Lieferungen führt uns der geistvolle Künstler, unterstützt von den Schilderungen des Textes, von Madrid nach Toledo, von Toledo nach Cordoba. Was für einen Reichthum von Anschauungen schließen diese drei Namen spanischer Städte in sich! Die Mischung der Völker, ja die Kreuzung der Einwohner von zwei verschiedenen Erdtheilen hat Spanien zu dem Lande der Wunder in Europa gemacht, und Niemand kann die Galerien auch nur einiger europäischer Länder sehen, ohne die bizarrsten Eindrücke von dem spanischen Geiste und der spanischen Bevölkerung aus den Gemälden derselben zu empfangen; Niemand kann Cervantes oder Calderon aus der Hand legen ohne Staunen über diese die Grenzen der abendländischen Phantasie überschreitende, in das Grenzenlose und Bizarre sich verlierende Gewalt der Gestalten, der Bilder und Ideen. Gründe genug, eine treue Wiedergabe von Land, Menschen, Architektur, Kunstwerken auf das innigste zu wünschen, sei es, um die Anschauung an Ort und Stelle, die Einem noch nicht ohne Gefahr möglich und sehr beschwerlich ist, zu ersetzen, sei es, um in der Erinnerung sie aufzufrischen. Mit seltener Wahrhaftigkeit und Treue hat der Maler sich eingelebt und wiedergegeben. Er ist kein ängstlicher Linienzähler: gerade die malerische, die pittoreske Wirkung bringt er durch eine Behandlung hervor, welche die Linien der Form durchkreuzt und durch die großen und bewegteren Massen der Schatten, Lichter und Farben bricht. Dies wird besonders deutlich, wenn man seine Nachbildungen aus der Madrider Galerie etwa mit Photographien zusammenhält: er hat hier — man nehme z. B. seine Nachbildung des wunderbaren Knabenporträts „Don Juan von Oesterreich“ von Velasquez — die Farben des Bildes selbst, die Natur der Stoffe durch eine kühne Behandlung sichtbar zu machen gewußt. Dies giebt auch seinen Postillonen und Eseltreibern, seinen Bettlern und Mönchen, seinen stolzen andalusischen Rossen wie seinen Eseln die heraustretende, den Moment wirklich vergegenwärtigende Lebenswahrheit. Besonders steht diese Art mit der Architektur des Landes im Einklang. Charakteristisch in dieser Art ist das kleine Bild, welches das Sanctuarium der Araber in der Moschee von Cordoba darstellt: hier sieht man nicht nur die mächtigen Massen von Licht und Schatten, nein, man erkennt die Färbungen des Mauerwerkes, die Art der Oberfläche der Fliese des Bodens.

Zweier Werke haben wir dann Erwähnung zu thun, welche die Trachten und Lebensgewohnheiten der Völker in Buntdruck und mit erläuterndem Texte darstellen. Das erste von ihnen erscheint nunmehr bereits in zweiter Auflage: **Die Trachten der Völker.** Vom Beginn der Geschichte bis zum 19. Jahrhundert. Von Albrecht Kretschmer und Dr. Karl Rohrbach. (Leipzig, Verlag von J. G. Bach.) Der Zeichner dieses Werkes ist der bekannte Costümzeichner an den königlichen Hoftheatern in Berlin, und die Tafeln in Buntdruck sind in musterhafter Kraft und Lebhaftigkeit der Farben ausgeführt. Jede Tafel enthält eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Figuren; es sind nur die Haupttypen für jedes Volk ausgewählt und diese in erheblicher Größe und in einer sehr sorgfältigen und glänzenden Ausführung hingestellt. Sobald diese Auflage weiter fortschreitet, gedenken wir näher auf das Werk einzugehen. Wesentlich anders in der Art der Durchführung und daher ein ergänzendes Gegenstück liegt in dem Werke: **Trachten,**

Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker alter und neuer Zeit. Gezeichnet und beschrieben von Fr. Hottenroth. (Stuttgart, Verlag von Gustav Weise.) Schon der Titel zeigt, daß der Zweck dieses Werkes ein viel umfassenderer ist. Die ganze Lebensumgebung der Völker ist in die Darstellung mit hineingezogen und dem entsprechend erscheinen auch die Figuren theilweise in bestimmten Thätigkeiten; ihre Auswahl ist eine viel mannigfaltigere, dafür die Ausführung in einem erheblich kleineren Maßstabe. Der lithographische Farbendruck ist zarter, weniger lebhaft. Die Gegenstände des täglichen Gebrauches: Waffen, Transportmittel zu Wasser und zu Lande, die Erzeugnisse des Kunstgewerbes, ergänzen das Bild der Menschen, wie es mit feiner physiognomischer Kunst aufgefaßt ist, und geben ihm einen breiteren Hintergrund. Es ist geradezu ein ethnographisches Museum, was sich in diesen uns vorliegenden ersten Lieferungen aufbaut. Auch hier werden die folgenden Lieferungen wohl Gelegenheit geben, das Werk näher und von verschiedenen Seiten kennen zu lernen und zu charakterisiren. Das sieht man jedoch schon jetzt: die beiden Unternehmungen ergänzen sich in der wünschenswerthesten Weise. Handelt es sich darum, daß gewisse Haupttypen sich der jugendlichen Phantasie mit großer Lebhaftigkeit einprägen, oder gilt es, ausgeführte Modelle dieser Haupttypen zu erhalten: dann werden die Buntdrucke nach Kretschmer's Bildern vorzuziehen sein. Dies entspringt auch ganz naturgemäß aus seiner langgepflegten Beschäftigung mit dem Entwerfen solcher Typen oder Modelle für die Praxis eines großen Theaters. Handelt es sich dagegen um die Erwerbung oder Befestigung umfassender Bilder von den gesammten Lebensgewohnheiten der Völker, will der Maler mehr als ein Modell, will er Anregungen und Hülfsmittel für ganze Scenen, will der Historiker ein zusammenhängenderes Bild der Costüme in dem ursprünglichen umfassenden Sinne des Wortes: dann wird das Werk von Hottenroth ihm am nächsten liegen.

Beide Werke sind nicht nur für die praktische Verwerthung von Costümen von Interesse: der Culturhistoriker wird gern diese Bilder an sich vorüberziehen lassen, vor Allem der Gebildete wird hier Anschauungen zu den abstracten Worten der Geschichte finden, und in diesem Sinne werden beide Werke den historischen Unterricht und das geschichtliche Selbststudium von Jung und Alt beleben. X.

Wir haben einige vorzügliche Publicationen auf diesem Gebiete zu verzeichnen, die nicht verfehlen werden, die Aufmerksamkeit Aller zu fesseln, die Sinn und Verständniß für das Schöne haben. In Bruckmann's Verlag in München ist eine Prachtausgabe von **Goethe's Faust**, erster Theil, mit Illustrationen des gewandten Zeichners A. v. Kreling erschienen. So lange Deutschland seine großen Geister nach ihrer Würdigkeit zu schätzen weiß, wird sich auch die Kunst in die geheimsten Tiefen ihrer Dichtungen versenken, um immer neue Blüthen darin zu entdecken und damit die Welt zu beglücken. Goethe's Faust ist Eigenthum aller Gebildeten geworden, aber noch ist das classische Werk nicht nach seinem universellen Inhalt durchgekostet, noch immer finden Schauspieler, Denker und Künstler neue Lichtpunkte in demselben, wie wir es nun auch in dem genannten Prachtwerke anzuerkennen verpflichtet sind. Schon die vierzehn ausgeführten Bilder, die in trefflichen Photographien wiedergegeben sind, bilden einen geistig eng verbundenen Cyklus, der die große Tragödie in der würdigsten Weise zum Ausdruck bringt. Man konnte sich beim Lesen in den glücklichsten Stunden kunstgeübter Phantasie die Scenen nicht zutreffender, nicht idealer denken. Es wird auch schwer, in diesem Cyklus Einzelnes als gelungener vor dem Anderen zu bezeichnen; Mephisto, die gefährlichste Klippe für den Künstler, ist glücklich erfunden und in die Mitte zwischen den Hofnarren und hohlen Pathetiker gestellt; besonders in der Scene im Garten, in Gesellschaft der Martha, ist er unübertroffen. Die übrigen Zeichnungen ranken sich in Arabeskenform wie Epheu um den weiteren Inhalt des Buches, und hier fand der Künstler die Gelegenheit, den Inhalt so manchen markirten Wortes in die Kunstsprache zu übersetzen. Goethe's Freunde werden das Buch mit hoher Befriedigung aufnehmen, deß sind wir sicher.

In demselben Verlage erschien: **Opern-Cyklus im Foyer des k. k. Opernhauses in Wien.** Vierzehn Compositionen von M. v. Schwind, mit Text von Dr. E. Hanslick. Das neue Opernhaus, ein Werk van der Nüll's, welches die Prachtbauten der Ringstraße Wiens inaugurirte, gehört zu den imposantesten Werken moderner Baukunst. Aber nicht die Steine allein sollten zu einem Tempel und Monument für die Tonkunst sich zusammenfügen, auch die darstellende Kunst des Malers trat hinzu, um auf den Wänden die Triumphe der Töne zu verewigen. Kein Künstler war mehr dieser Aufgabe gewachsen wie M. v. Schwind. Selbst ein großer Freund der Musik, mit den besten Tonkünstlern befreundet, wußte er auch immer den rechten Ton anzuschlagen und gleichsam den Schlüssel zu den Opern, die im Inneren des Kunsttempels Tausende erwärmen und begeistern, anzugeben. M. v. Schwind wählte vierzehn Opern ebenso vieler Tonkünstler aus, die besonders die letzteren charakterisiren. In der offenen Loggia wird Mozart durch Dar-

stellungen aus der Zauberflöte ein herrliches Monument gesetzt; im Foyer sind dann die Opern jener Künstler zuerst berücksichtigt, die in Wien lebten oder starben, wie Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert und Dittersdorf; an diese reihen sich Cherubini, Spontini, Spohr, C. M. v. Weber, Marschner, Rossini, Boildieu und Meyerbeer, deren Muse im Wiener Operntheater Triumphe feierte. Ueber die künstlerische Vollendung der Compositionen ein Wort zu verlieren, ist wohl bei einem Meister wie Schwind unnöthig. Der Text zu den Bildern ist sehr instructiv, er ist nicht allein ein gewiegter Interpret der Compositionen, sondern er wirft auch interessante Streiflichter auf die Geschichte der Oper. Hanslick ist auf diesem Gebiete Autorität, und mit freudigem Herzen ist der Text auch geschrieben, das fühlt man aus jedem Worte heraus.

Noch ein illustrirtes Werk haben wir alsdann aus gleichem Verlage zu rühmen; es ist **E. Tegnér's Frithjof-Sage**, übersetzt von Dr. O. v. Nordenskjöld, mit zwölf Compositionen in Lichtdruck und vielen Holzschnitten von Knut Ekwall. Die Frithjof-Sage hat sich längst ihr Bürgerrecht in der deutschen Literatur errungen, und Dank den eifrigen Bestrebungen der Gegenwart, die Urgeschichte Europa's immer gründlicher durchzuforschen, werden auch entlegene Culturzustände unserem Verständniß näher gerückt. Uebrigens waren Liebe und Haß, Kampf und Friede, seit die Welt steht, Hausgenossen der Menschheit, und hierin sind die fernsten Geschicke derselben ganz verständlich. Auch in unserem Gedichte wechseln die Leidenschaften, aber schließlich feiert Liebe und Treue den Sieg. Die Bilder sind vom poetischen Hauch des Werkes berührt, wenn auch im ersten Augenblick etwas fremdartig, doch im Worte ihre Lösung findend. Das erste Bild erinnert unwillkürlich an Paul und Virginie — ist es doch ein allgemeiner Zug der Jugend, daß der Stärkere den Schwächeren schützt. Die Compositionen zu „Frithjof's Glück" und „Ingeborg's Klage" werden gewiß überall mit Freude begrüßt werden.

Ferner wollen wir einem Werke ein freundliches Geleite in die heutzutage nur allzu verwöhnte Oeffentlichkeit, in das gemüthliche deutsche Haus geben; es betitelt sich: **Kunst und Leben**, ein neuer Almanach für das deutsche Haus, und erblickte das Licht der Welt in dem äußerst rührigen Verlag von W. Spemann in Stuttgart. Der Inhalt ist gemischt: Blumen aus verschiedenen Gärten und ungleicher Art sind hier zu einem sinnigen Strauße zusammengebunden. Da sind zarte Blüthen, in der Stunde der Begeisterung von Dichtern gepflückt, so von G. Keller, Betti Paoli, H. Allmers, W. Jansen und Sonette von E. Paulus; dazwischen Prosa, ohne prosaisch zu sein: ein brieflicher Erguß von G. Ebers aus Nizza, der uns in unserer nordischen, winterlich-trüben Heimath wenn nicht neidisch, doch sehnsüchtig nach dem Lande der Hesperiden macht. Ferner eine Novelle von C. v. Schwarzkoppen: „Verirrt vom Wege", eine rührende Erzählung, eine alte Geschichte, die ewig neu bleibt, wie ein kleiner unbedächtiger Schritt den Menschen auf die schiefe Ebene bringt, auf der es nicht möglich, zurück zur Höhe zu kommen. Doch ich darf nicht verrathen, was Alles das Buch enthält: Frohes und Trauriges, Ideales und Materielles in Wort und Kunst. Ja auch die Mappen der Künstler, und nicht der gewöhnlichen, wurden geplündert, und was aus denselben stammt, war keine vertrocknete Blüthe aus dem Herbarium, sondern echtes, lebendes, blühendes Edelweiß. Wir wollen nur die Namen Knaus, Vautier, Rumpler, Meißner nennen — richtig, auch Rafael ist vertreten. Der den Illustrationen beigegebene Text von Fr. Pecht begleitet die künstlerische Seite des Buches in durchaus ansprechender und geschmackvoller Weise.

Schließlich sei noch besonders aufmerksam gemacht auf das im Erscheinen begriffene **Rafael-Werk**. Herausgegeben von A. Gutbier, mit Text von W. Lübke, Lichtdruck von M. Rommel. (Dresden, Ernst Arnold, Königl. Hofkunsthandlung.) So geläufig der Name Rafael's ist, auch denen, die sich nicht eingehend mit Kunst beschäftigen, von dem Reichthum seines Schaffens ist ihnen nur wenig bekannt. So Mancher wird bei der im vorigen Jahre in Dresden durch die Hofbuchhandlung von Arnold inscenirten Rafael-Ausstellung gestaunt haben, daß ein Einzelner bei so kurz bemessener Lebenszeit einen solchen Reichthum der vollendetsten Kunstwerke hinterlassen konnte! Eine solche Ausstellung der Gesammtthätigkeit des großen Urbinaten war sehr instructiv; sie hat den Beweis geliefert, daß selbst dem großen Genius nicht die Kunstvollendung wie eine Gabe vom Himmel in die Hand fiel, sondern daß auch der begnadete Künstler sein ganzes Genie, seine unausgesetzte Thätigkeit einsetzen mußte, um Schritt für Schritt sich der Vollendung zu nähern. Die Ausstellung war nur temporär; neben dem Kunstgenuß, den sie gewährte, erzeugte sie auch den Wunsch, sie in irgend einer Art festzuhalten, um das Studium Rafael's nach Zeit und Raum auszudehnen, weiten Kreisen zugänglich zu machen. Wie sollte aber für die Ausstellung Ersatz geboten werden? Die Gemälde des Meisters sind in aller Welt zerstreut, und auch eine Sammlung von gediegenen Kupferstichen nach dessen Werken, wenn sie nur einigermaßen das Gesammtwirken des Meisters umfaßt, ist für den minder Begüterten unerschwinglich. Wohl können wir einen Anlauf zu diesem Ziele verzeichnen, wir meinen das Rafael-Werk,

das Landon in Paris zu Anfang des Jahrhunderts in Umrissen herausgab. Aber diese dürftigen Umrisse lassen die Schönheit und Kunstvollendung Rafael's kaum ahnen. Erst eine Erfindung unserer Tage macht es möglich, durch Reproduction des Stiches vermittelst Lichtdruck eine Sammlung herzustellen, die auch dem minder Bemittelten zugänglich ist. Der Gedanke, auf diesem Wege die Ausstellung dauernd fortzusetzen, war bereits während derselben entstanden. Wir begrüßen nun die begonnene Realisirung desselben in dem oben genannten Werke. Dieselbe Buchhandlung, welche die Ausstellung ins Leben rief und sich die Kunstwelt zum besten Dank verpflichtete, sorgt für dessen Herausgabe, und zwar in einer Form, die des gefeierten Künstlers vollkommen würdig ist. Rafael's Werke waren von jeher ein mächtiger Magnet, der die besten Kupferstecher aller Zeiten zur Wiedergabe derselben auf der Kupferplatte anfeuerte; im edelsten Wetteifer suchte Jeder mit seinem ganzen Können dem Ideal Rafael's nahe zu treten. Der Lichtdruck giebt uns diese Arbeiten der Stecher in ihrer ganzen Schönheit wieder. Die Verlagshandlung verfügt über die besten Abdrücke jedes in dem rühmlich bekannten Atelier von M. Rommel zu reproducirenden Stiches. In einem solchen mit Sorgfalt das Beste wiedergebenden Werke wird nicht nur Rafael in weiteren Kreisen seine Triumphe feiern, es wird dabei auch sicher die Ausbildung feinen Kunstgeschmacks gefördert werden. Es werden alle Tafelbilder und Wandmalereien Rafael's, soweit sie nachzuweisen sind, in ungefähr 190 Blättern vorgeführt. Den Text zu dem Werke liefert Prof. Wilhelm Lübke, für diesen Stoff die geeignetste Kraft. Neben einem einleitenden Ueberblick über Leben und künstlerische Entwickelung Rafael's wird jedes Blatt von einer kurzen Erklärung begleitet sein, welche die Geschichte des Bildes darlegen soll. Einem solchen Unternehmen Glück zu wünschen, ist wohl nicht nothwendig; da es sich mit solcher Gediegenheit in seinen ersten Heften einführt, kann ihm allseitige Anerkennung und gedeihlicher Fortgang nicht fehlen. W.

Ein monumentales Geschichtswerk.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Herausgegeben von Wilhelm Oncken. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alexander Brückner, Felix Dahn, Johannes Dümichen, Bernhard Erdmannsdörffer, Theodor Flathe, Ludwig Geiger, Richard Gosche, G. Hertzberg, Ferdinand Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, S. Ruge, Eberh. Schrader, Bernh. Stade, Alfred Stern, Otto Waitz, Ed. Winkelmann, Adam Wolff.

Von diesem epochemachenden Geschichtswerke, welches die bekannte Verlagsfirma G. Grote (Müller) in Berlin vor zwei Jahren begonnen und das die Culturvölker des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit in den Hauptepochen ihres geschichtlichen Lebens der gebildeten Lesewelt vorführen soll, liegen gegenwärtig bereits dreiundzwanzig Abtheilungen vor, und es läßt sich nunmehr übersehen, ob und in welchem Maße die Intentionen des in seiner Art einzigen Unternehmens zur Ausführung gelangt sind. Das Princip der Arbeitstheilung, welches überhaupt der Motor unserer ganzen modernen Civilisation ist und am durchgreifendsten in der Wissenschaft zur Anwendung gelangen muß, liegt auch der „Allgemeinen Geschichte" zu Grunde, welche die umfassenden Resultate der historischen Forschung, die gerade in unseren Tagen die reichste Ausbeute gewähren, in allgemein fesselnder und lebendig anregender Darstellung zum Gemeingut aller Gebildeten zu machen bestimmt ist. — Nur eine Vereinigung von Fachmännern vermochte die großartigen Entdeckungen und Errungenschaften der historischen Wissenschaft in der Weise zusammenzufassen zu einem zugleich übersichtlichen und gründlichen Geschichtswerke, das, nach einem einheitlichen Plane gearbeitet, schließlich eine vollständige Geschichte der Menschheit bietet. Der Umstand, daß es dem Verleger gelungen ist, für einen solchen einheitlichen Plan einen Mann wie Wilhelm Oncken und dann unter seiner Mitwirkung eine Reihe von Gelehrten zu gewinnen, die auf dem Gebiete historischer Forschung sich längst rühmlich hervorgethan, sicherte von vornherein dem Unternehmen ein glänzendes Gelingen. Einen nicht unwesentlichen Beitrag zu diesem Gelingen liefern neben einer gediegenen Ausstattung die ungemein zahlreichen instructiven, nach wissenschaftlichen Principien zusammengestellten culturhistorischen Illustrationen, Karten, Pläne 2c., welche jeder einzelnen Abtheilung beigegeben sind und eine sehr anschauliche Wechselwirkung von Wort und Bild vermitteln.

Die „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" gliedert sich in vier Hauptabtheilungen nach den vier Hauptepochen der Weltgeschichte. Von den Werken dieser Hauptabtheilung ist bereits die „Geschichte von Hellas und Rom" von Hertzberg in zwei Bänden zum Abschluß gelangt. Der erste Band umfaßt die Geschichte von Hellas in drei Büchern: I. Von der pelasgischen Urzeit bis zum Beginn der Perserkriege; II. Vom Beginn der Perserkriege bis zur Schlacht bei Mantineia; III. Das macedonische Zeitalter,

und enthält eine ungemein farbenreiche Darstellung der Entwickelung des Hellenenthums von seinen Uranfängen, welche durch eine Schilderung des Landes und des Einflusses derselben auf die Bewohner wirksam eingeleitet wird; der griechischen Verfassungskämpfe, der Herrlichkeit und des Verfalls des Griechenvolkes und seiner endlichen Unterjochung durch Alexander den Großen und seine Nachfolger bis zum Frieden von Naupaktos 217 v. Chr., dem letzten, den die Griechen selbständig unter einander ausgemacht haben. Der Verfasser war vor vielen anderen zur Ausführung dieses schönen Werkes berufen, das seiner gründlichen Forschung, seiner Gewandtheit und der Sicherheit, mit welcher er alle neueren quellenkritischen Forschungen verarbeitet und das thatsächlich feststehende historische Material von den bloßen Hypothesen geschieden hat, und endlich seiner lebendigen plastischen Darstellungsgabe ein rühmliches Zeugniß ausstellt. Es gehört zum Plan des ganzen Unternehmens, nicht eine ausschließliche Regenten- und Schlachtengeschichte zu liefern, sondern den Schwerpunkt in die Culturgeschichte zu legen, und dem entsprechend entwirft auch Hertzberg eine ebenso ausführliche als fesselnde Schilderung von dem Leben der Griechenstämme, ihren Sitten, ihrer Kunstentfaltung, ihren wissenschaftlichen und poetischen Schöpfungen. Die subjectiven Urtheile, welche der Historiker fast überall eingestreut hat, ohne indeß die Objectivität der Darstellung im geringsten zu beeinträchtigen, sind durchweg maßvoll und athmen eine freisinnige Anschauung. Einen der glänzendsten Abschnitte des Werkes bildet die Darstellung des perikleischen Zeitalters, in welchem die hellenische Kunstentwickelung ihren Höhepunkt erreichte. In strenger und reicher Ausführung des vorgezeichneten Planes unterstützt eine große Anzahl von Karten (Hellas, Attika, Lakonien), von Plänen (u. a. das Gebiet von Marathon, Situationsplan der Thermopylen, die Pläne von Athen und Sparta, der Grundriß eines griechischen Wohnhauses), von culturhistorischen Illustrationen, die mit historischer Treue theils nach der Natur photographisch aufgenommen, theils nach den besten Denkmälern des Alterthums wiedergegeben sind, das lebendige Wort des geistvollen Autors. Porträts der historischen Persönlichkeiten, Facsimiles, Siegel, Waffen, Rüstungen, Münzen wechseln ab mit Costümen, Monumenten, Bauwerken, antiken Gemälden und vervollständigen das Bild des Culturzustandes der verschiedenen Epochen. Die in den Text eingedruckten Holzschnitte stellen die berühmtesten Sculpturen der griechischen Kunst und fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der griechischen und macedonischen Geschichte dar.



Die Kaiserin Agrippina (Mutter Nero's). Museum von Neapel.

Von den Hellenen, „denen weithin nur die

Pflege des Schönen, der Kunst, der Wissenschaft geblieben, deren sittliches Capital nahezu verbraucht, deren politische und kriegerische Kraft stark verzehrt war", geht der gelehrte Verfasser im zweiten Bande zur Geschichte Roms bis zur Aufrichtung der Alleinherrschaft des Augustus und dem Aufbau der cäsarischen Monarchie über.

In drei Büchern — I. Von den Anfängen des römischen Staates bis zur Vollendung der Einheit Italiens; II. Das Emporwachsen Roms zur Weltmacht; III. Die Revolution; der Bürgerkrieg; der Cäsarismus — schildert Hertzberg, gestützt auf die gründlichsten Forschungen, in glänzender Darstellung die Entwickelung des gewaltigen Römerreiches bis zum Ende der Republik. Besonders gelungen sind die Darstellungen der gracchischen Revolution und die Schilderung der wahrhaft dramatischen Kämpfe um die Weltherrschaft nach der Ermordung Cäsar's zwischen Octavian und Antonius. Es gebricht uns an Raum, die vielen Vorgänge dieser römischen Geschichte einzeln hervorzuheben, in welcher der culturellen Entwickelung ebenfalls die größte Aufmerksamkeit geschenkt ist. Auch hier sind zahlreiche Illustrationen, Karten und Pläne beigegeben, die sämmtlich in vorzüglicher Ausführung nach den besten Mustern reproducirt sind.

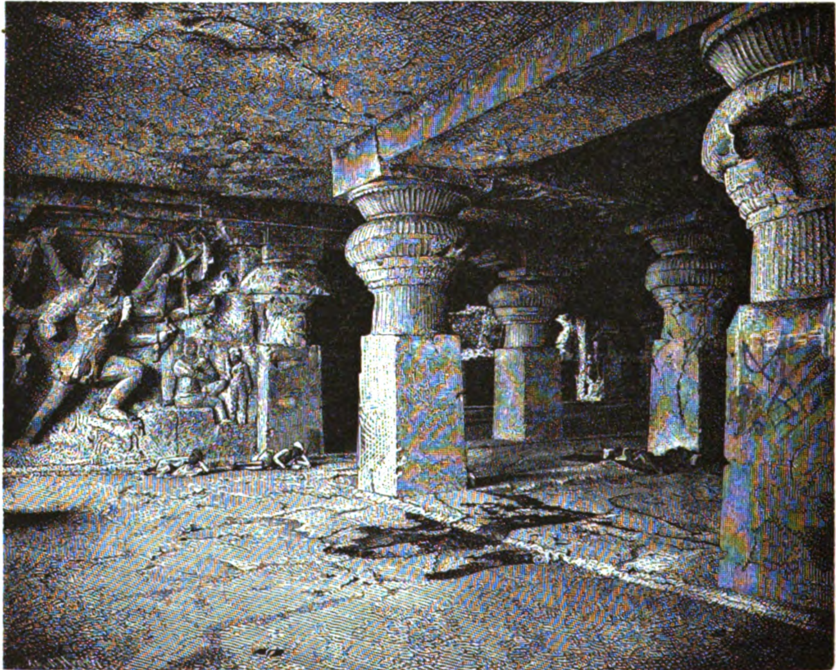
An die „Geschichte von Hellas und Rom" von Hertzberg schließt sich die „Geschichte der römischen Kaiserzeit" von demselben Verfasser an, die schon der zweiten Hauptabtheilung des großen Geschichtswerkes angehört, von wo ab der Stoff nach Epochen in durchaus rationeller Weise gegliedert ist. Von Hertzberg's römischer Kaisergeschichte liegt indeß erst eine Abtheilung vor, das Zeitalter des Augustus umfassend, mit den Vollbildern des Kaisers Augustus, dem Reiterstandbild Marc Aurel's sowie den Ansichten des Forum Romanum und der Porta Nigra in Trier; wir behalten uns eine längere Besprechung vor, wenn das Werk vollendet sein wird. Einstweilen bringen wir aus einer der noch nicht zur Ausgabe gelangten Lieferungen einen vortrefflichen Holzschnitt zum



Büste des ägyptischen Königs Chafra.

Abdruck, welcher die berüchtigte Agrippina, die Mutter des Kaisers Nero, darstellt.

Schließlich wollen wir noch der „Geschichte des alten Aegyptens“ von Johannes Dümichen und der „Geschichte des alten Indiens“ von S. Lefmann hier erwähnen, von welchen erst je eine Abtheilung ausgegeben ist. Aber schon die Anfänge dieser Werke liefern einen glänzenden Beweis davon, daß beide Gelehrte ihrer schwierigen Aufgabe vollkommen gewachsen sind. Dümichen hat sich durch die Herausgabe geographischer und historischer Inschriften Aegyptens als vollständig qualificirt erwiesen, eine Geschichte des alten Aegyptens zu liefern, die in beredter, gefälliger Darstellung nicht entfernt die Schwierigkeiten ahnen läßt, welche dem Bearbeiter dieses ungemein spröden Stoffes erwachsen. Zunächst entwirft er ein anschauliches Bild von der geographischen Beschaffenheit des Landes, wobei er insbesondere auf die Bedeutung des fruchtbaren Nilstromes eingeht, der auf den Charakter, die Gewohnheiten, die Culturentwickelung dieses wunderbaren Landes und seiner Bewohner von Anbeginn der Geschichte einen bestimmenden Einfluß geübt hat. Die anschauliche Darstellung wird hier besonders wirksam unterstützt durch die zweckentsprechenden Illustrationen, die allerdings großentheils schon auf die weiteren (noch nicht erschienenen) Abschnitte der ägyptischen Geschichte hinweisen. — Auch Lefmann, der uns zur eigentlichen Wiege des Menschengeschlechts geleitet, weiß uns durch anziehende, klare Darstellung zu fesseln. Nachdem er in der Einleitung auf unsere früheren Kenntnisse von Indien einen Rückblick geworfen, wobei er die Schwierigkeiten sehr anschaulich macht, mit denen die englischen Sprachforscher zu kämpfen hatten — Schwierigkeiten, die erst mit Hülfe deutscher Gelehrten, eines Bopp, Jakob Grimm,



Ellora, Dhumnar-Lena-Grotte (Indien).

Wilhelm v. Humboldt, vollkommen überwunden worden sind —, stellt er im ersten Buch die altvedische Urzeit bis zur Entstehung des Buddhathums dar. Ausgehend von einer auf die Vedas, die altindischen Liedersammlungen, gestützten Entwickelung der indischen Götterwelt, die in lebhafter, schwungvoller Weise geschildert ist, gelangt er zur Darstellung der Religion und Sittlichkeit, des Haus- und Familienlebens der arischen Indier in der Geschlechts- und Namensgemeinschaft. Wir widerstehen der Versuchung, auf das farbenglänzende Bild näher einzugehen, welches Lefmann, oft zu poetischem Schwunge sich erhebend, auf Grund der heiligen Schriften der Indier von diesem Volke entwirft. Man darf auf die Fortsetzung

des interessanten Werkes gespannt sein, das außerdem durch zahlreiche Illustrationen geschmückt ist. Aus den letzten beiden Werken haben wir die Büste des ägyptischen Königs Chafra und die Ansicht von Ellora, einer indischen Grotte, zum Abdruck gebracht. Es kann somit schon jetzt constatirt werden, daß das großartig angelegte Unternehmen, welches unter vorzüglicher Leitung seiner Vollendung entgegengeht und allen Mitwirkenden zur hohen Ehre gereicht, ein nationales Monumentalwerk bilden wird.

F. C. Schlosser als nationaler Historiker.

Zwei Werke Schlosser's treten in neuen Ausgaben wieder vor uns, nachdem sie schon eine Reihe von Jahrzehnten hindurch auf unser Volk gewirkt und in den Händen von Hunderttausenden von Deutschen dreier Generationen gewesen sind. Das erste und bedeutendste derselben ist: **Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung.** Von F. C. Schlosser. Fünfte Auflage. In acht Bänden. (Berlin, Verlag von Oswald Seehagen.) Dieses Werk hat in seinen verschiedenen Auflagen den Verfasser bis in sein 84. Lebensjahr beschäftigt. Mit seinem achten Bande in der vierten Umarbeitung hat er einst im Jahre 1860 seine schriftstellerische Laufbahn geendet. „Wir überlassen übrigens," so schrieb er damals, „in unserem 84. Jahre die Kritik unserer Zeit und unserer Zeitgenossen anderen Beurtheilern, weil wir eingestehen, daß wir der Aufgabe, ein auf verschiedenen Seiten und nach verschiedenen Richtungen hin verdorbenes Geschlecht zu ermahnen und dadurch zu verbessern, nicht gewachsen sind. Diese Zeit und ihre Bildung ist in den letzten Jahren von uns abgewichen und wir von ihr, so daß wir gewissermaßen aufgehört haben, Zeitgenossen der Begebenheiten zu sein, die rund um uns vorgehen." So endet die Laufbahn dieses merkwürdigen Mannes, der bei dem mächtigsten Einfluß auf seine Zeitgenossen niemals das Bewußtsein verlor, mit seiner moralischen Strenge einsam in seiner Zeit dazustehen, und so endet ein Werk, welches den großen Proceß darstellt, der auf dem Höhepunkt des Absolutismus beginnt und mit der gänzlichen Umwälzung der europäischen Gesellschaft endet, welche die französische Revolution hervorrief. — Neben dieses Werk tritt mit einem gleichen Erfolg, als Zusammenfassung des Inbegriffs seiner universalhistorischen Studien: **Weltgeschichte für das deutsche Volk.** Von F. C. Schlosser. Zweite Ausgabe. Mit der Fortsetzung bis auf die Gegenwart und Zugrundelegung der Bearbeitung von Kriegk besorgt von Oscar Jäger und Th. Creizenach. Siebzehnter unveränderter Stereotypabdruck. In achtzehn Bänden. (Berlin, Oswald Seehagen.) Dieses Werk war nur gerade diesem Manne möglich, welcher mit mittelalterlichen Studien von weitestem Umfange zuerst hervorgetreten war, welcher dann eine Geschichte der alten Welt geschrieben, die zuerst dies große Gebiet unter einen umfassenden culturhistorischen Gesichtspunkt gestellt hatte, und den man dann mit der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts viele Jahre hindurch beschäftigt sah. Geschrieben freilich ist es nicht ganz von seiner Hand, vielmehr ist Vieles darin nur nach seinen Materialien von Kriegk gearbeitet; aber es ist sein Geist, seine Art der Geschichtsforschung, es sind seine Resultate und zumeist doch auch seine eigenen Worte, die der Leser hier vor sich hat. Dazu ist dann die Fortsetzung bis zur Gegenwart gekommen. Doch auch so zeitgemäß erneuert ist es das alte Buch und trägt noch ganz den Charakter des hervorragenden Historikers an sich, aus dessen umfassenden Studien es sich einst aufbaute.

Wollen wir den Werth dieser neu dargebotenen Bücher recht verstehen, so müssen wir wohl auf die Entwickelung und den Charakter Schlosser's blicken, um von da aus die beiden uns vorliegenden Werke besser würdigen zu können.

Schlosser's Geschichtschreibung erwuchs aus jener umfassenden Beschäftigung mit den größten Phänomenen der Cultur der Menschheit, welche das Erzeugniß unserer classischen Epoche war. Gern knüpfte er selbst an die Romantik an und hat jederzeit dankbar ausgesprochen, was er insbesondere Friedrich Schlegel schuldig geworden ist. Er war von der Theologie ausgegangen, und seine ersten monographischen Arbeiten hatten eine der wichtigsten Seiten in der Entwickelung der christlichen Kirche, dann wieder einige der barockften und besonders schwierig aufzufassenden Entwickelungen derselben zum Gegenstande gehabt. Er hatte sich als Erzieher versucht, und ein Werk des Mittelalters über Erziehung wurde der Gegenstand einer bedeutenden Einzelarbeit. Die Beschäftigung mit Dante, in welchem Theologie und Philosophie, kurz die Weltanschauung des Mittelalters gipfelt, begleitet ihn durch sein ganzes Leben. Er war gleich heimisch in den Schriftstellern des Alterthums wie in denen des 18. Jahrhunderts. Er hatte mit ihnen allen gelebt und aus ihnen Nahrung gesogen.

Dies ist die Art, wie er zum Universalhistoriker geworden ist.

Nun trat aber ein ganz anders geartetes Element zu diesen Beschäftigungen hinzu. Man hat es wohl als den süddeutschen Liberalismus bezeichnet. In der Hauptsache war es die Verknüpfung aller seiner Beschäftigungen durch den Gedanken eines fortschreitenden Geistes in der Geschichte, einer allmäligen Befreiung von Bevormundung, von jenen Unterschieden, die nur auf Gewalt gegründet sind und keine social-politische Bedeutung haben, voranschreitender Aufklärung. Sicher ist diese Richtung in dem europäischen Geiste, welche im achtzehnten Jahrhundert als treibende Gewalt zu Reformen wie zu plötzlichen Explosionen sichtbar wurde, zu einseitig von Schlosser als die Seele der Geschichte herausgestellt worden. Dennoch sah er Wahrheit, wenn er auch nicht die ganze Wahrheit sah. Es ist der Geist Kant's, der seine Grundauffassung bestärkt und ihn gänzlich von jener Menschenfurcht frei macht, welche für den Eroberer oder das Genie einen anderen Maßstab hat als den des Sittengesetzes.

Dieser Geist der Geschichtschreibung Schlosser's spiegelt sich in den beiden nunmehr neu ausgegebenen Werken, in jedem auf seine besondere Weise.

Das vollständigste Bild seiner ganzen Auffassung der Geschichte der Menschheit bietet seine Universalgeschichte. Sie enthält den Ertrag seines ganzen Lebens. Sie war nur möglich auf Grund eines solchen oder ähnlichen Lebensganges, der zuerst auf die centralen Punkte führte, der so zu sagen die Gipfel des geschichtlichen Lebens frühe schon, wie sie neben einander lagen, erblicken ließ. Wir vernehmen heute, daß Ranke ebenfalls mit einem universalhistorischen Ueberblick beschäftigt ist. Ein solches Werk dieses großen Historikers würde eine merkwürdige Vergleichung ermöglichen: denn Ranke wurde einen ganz ähnlichen Weg geführt in Bezug auf die politischen Höhepunkte der europäischen Entwickelung als Schlosser in Bezug auf die der Cultur.

Schlosser selbst traute sich nicht die glatte Feder zu, welche für ein Werk nothwendig ist, das der ganzen Nation zugänglich sein soll. Daher überließ er seinem Freunde Kriegk die Ueberarbeitung, und dieser hat unter Schonung der Eigenthümlichkeiten des mächtigen Mannes dem umfassenden Werk die Glätte und Leichtigkeit der Form gegeben, welche es so sehr gegenüber den anderen Hauptschriften Schlosser's auszeichnet. Natürlich wurde bei der heute vorliegenden neuen Auflage eine Umarbeitung nothwendig, welche die Ergebnisse der gegenwärtigen Geschichtsforschung so einfügte, daß ein Ganzes entstand aus einem Gusse, im echten Geiste von Schlosser und doch überall den Anforderungen und Ergebnissen der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft entsprechend. Diese Aufgabe ist von den beiden Herausgebern Prof. Creizenach und Dr. Jäger in musterhafter Weise gelöst worden. Es handelte sich dann um die Fortführung des Werkes bis auf die Gegenwart. Diese Aufgabe fiel Oskar Jäger allein zu, und seine ebenso gewandte als kräftige Feder hat diese Darstellung der Geschichte des 19. Jahrhunderts, die auch für sich ausgegeben wurde, zu einem der heute gelesensten Bücher gemacht.

Anders stand es mit dem Neudruck der Geschichte des 18. Jahrhunderts, welcher bei Oswald Seehagen in Berlin erschienen ist. In dieser Geschichte treten die culturhistorischen Abschnitte durchaus in den Vordergrund. Sie sind es gewesen, durch welche dieses Werk einen großen Einfluß auf die neuere Geschichtschreibung erlangt hat, insbesondere die literarhistorischen Partien sind das Vorbild für die Literaturgeschichte von Gervinus geworden. In diesen Abschnitten ist nichts veraltet. Sie haben einen unnachahmlichen Reiz, welcher aus dem beständigen unmittelbaren Verkehr des einsamen Heidelberger Gelehrten mit den großen Geistern des 18. Jahrhunderts entspringt. Alles ist in ihnen Leben, natürliches und mächtiges Gefühl der Wirkung dieser Bücher und ihres Inhaltes. Es sind nicht Auszüge, gemacht zu dem Zweck, um über diese Bücher zu schreiben, sondern das Ergebniß lebenslanger Beschäftigung. Daher natürlich kein Wort in diesen Abschnitten im neuen Abdruck verändert werden durfte. Nicht lebhaft genug oder nicht zu lebhaft können wir den Lesern dieser Zeitschrift diese culturgeschichtlichen Darstellungen empfehlen, welche zu dem Ursprünglichsten und Bedeutendsten gehören, was in unserem Jahrhundert geschrieben worden ist. In den politischen Partien dagegen dominirt ein gewisser Tiefblick Schlosser's, der in die innersten Motive der geschichtlichen Personen eindringt, unbeirrt von dem, was sie sagen, nur geleitet durch das, was sie thun. Es herrscht ferner darin damit zusammenhängend das politische und moralische Urtheil. Wie ein Weltgericht sind über Europa die großen Katastrophen hereingebrochen, die mit den französischen Revolutionen beginnen und in deren Gefolge Europa ein einziges ungeheures Schlachtfeld wird bis zum Untergange Napoleon's. Daß dies ein Weltgericht war über die Sünden des 18. Jahrhunderts, bewies der aus unbestechlichem Wahrheitssinn entsprungene Grundgedanke des Werkes. So wird Schlosser diese Geschichte zu einer ungeheuren Tragödie, in welcher die Verwickelungen sich steigern, Peripetien eintreten, bis endlich die Katastrophe mit dem Jahre 1789 hereinbricht. An einer Darstellung, die so aus einem Gusse,

in einem Gedankenzusammenhange geschaffen ist, läßt sich nichts ändern, wie wünschenswerth das auch in Rücksicht auf die fortgeschrittene Forschung gewesen wäre, welche an vielen Punkten zu einem abweichenden Ergebnisse gelangt ist.

So empfängt in diesem Jahre unser Volk von Neuem die beiden großen nationalen Werke Schlosser's. Die Gesinnung, die in ihnen lebt, ist gerade heute unserem Volke aufs innigste zu wünschen.

Literarische Notizen.

Frauen-Liebe und -Leben. Illustrirt von P. Thumann. Vierte Aufl. — **Lebenslieder und -Bilder.** Illustrirt von P. Thumann. (Leipzig, Verlag von A. Titze.) Adalbert von Chamisso hat in Paul Thumann einen gleich zart und innig empfindenden Illustrator gefunden. Jene herrlichen Lieder, in denen das „Himmelhochjauchzend" wie das „Zu Tode betrübt" des Frauenherzens einen selten poetischen Ausdruck gefunden, die uns rühren und ergreifen, so oft wir sie recitiren, die uns förmlich ans Herz gewachsen sind und denen Robert Schumann musikalische Verklärung zu Theil werden ließ, sie haben nun auch durch Paul Thumann's Bilder die unvergängliche Weihe der Kunst erhalten! Die keusche Anmuth, die Lebenswahrheit und der sittliche Adel der Dichtung — sie sind auch in den Zeichnungen des Künstlers wiedergegeben und werden so die deutschen Frauenherzen, an welche sich ja der Dichter zunächst gewendet, von Neuem ergreifen. — Dasselbe gilt von den „Lebensliedern und -Bildern", in denen der Dichter das ganze Leben des Mannes und des Weibes von der Wiege bis zur Bahre schildert. Verständnißinnig begleitet ihn der Künstler auf seinem Wege und giebt die Empfindungen des Poeten rein und voll in seinen Bildern wieder. Der Knabe wie das Mädchen, der reifende Jüngling und die erblühende Jungfrau, Bräutigam und Braut in des Glückes höchster Seligkeit, Vater und Mutter, der Held, der im Kriege für das Vaterland gefallen, und die trauernde Wittwe — sie Alle ziehen an uns vorüber, in Wort und Bild gleich innig erfaßt und rein dargestellt, und erfreuen oder rühren uns im bunten Wechselspiel des Erdenwallens. Die künstlerische und typographische Ausstattung beider Werke ist glänzend; das erstere hat in der kurzen Zeit eines Jahres bereits vier Auflagen erlebt, das letztere wird sich wohl gleicher Erfolge zu rühmen haben. „Eine Zierde des Weihnachtstisches" — leider ist das Wort bereits zur üblichen Reclame geworden — verdienen aber beide Werke vor vielen anderen gleichen Genres genannt zu werden. Sie sind zugleich die würdigste Erinnerung an den liebenswerthen Dichter, dessen hundertjährigen Geburtstag wir in wenigen Monaten feiern werden und in dessen Erdenleben die Poesie auch jenen dunklen Schatten warf, den er in seinem „Peter Schlemihl" so wundervoll geschildert hat.

Gedichte von Rudolf Niggeler. (Bern, Verlag von J. Dalp.) — Gedichte eines schweizerischen Staatsmannes, die aus der Fluth der poetischen Literatur hoch emporragen und es verdienen, bekannt und gelesen zu werden. Rudolf Niggeler ist kein Alltagslyriker, der, weil ihm ein Vers gelingt in einer Sprache, die für ihn dichtet und denkt, den Parnaß zu erklimmen sich unterfängt; er ist ein echter berufener Dichter, dem Apoll der Lieder süßen Mund geschenkt. Von dieser Gabe macht der Poet frohen Gebrauch; er besingt die Natur, die Liebe, die Heimath in fröhlichen Liedern und anmuthigen Weisen; von der Mode des Weltschmerzes ist er frei, und die schönsten seiner Gedichte sind dem Erdenglück an der Seite des treuen Weibes, von fröhlicher Kinderschar umspielt, in der theuren Heimath geweiht. Von besonderem Werthe sind aber die Uebertragungen Niggeler's aus amerikanischen Dichtern und zwar von Edgar A. Poe, Longfellow, Bryant. Seit ein Meister der Form wie der Sprache zuerst amerikanische Dichter verdeutscht hat, haben sich gar viele Jünger an diese schwierige Aufgabe herangewagt — nur wenigen ist dies Bemühen in gleicher Weise geglückt wie Rudolf Niggeler, die Treue gegen das Original mit der Schönheit der Form in ihrer Uebersetzung zu vereinen. Freilich sind die Uebersetzungen jenes Meisters nicht ohne Einfluß auch auf unseren Dichter geblieben — aber wir werden deshalb nicht mit ihm rechten, sondern uns vielmehr der poetischen Spenden freuen, die er uns in seinen Gedichten bietet, und wünschen, daß in unserer der Lyrik so abholden Zeit diese Lieder trotzdem im Dichterwalde nicht verloren gehen, sondern in den Herzen vieler Leser wiederklingen mögen!

Dichtungen von Paul Schönfeld. (Stuttgart, Verlag der Metzler'schen Buchhdlg.) Auch von diesen Gedichten kann man behaupten, daß sie sich hoch über das Durchschnittsmaß moderner Lyrik erheben. Schönfeld verfügt über einen reichen, hier und da sogar originellen Gedankeninhalt und ist vollständig Herr der poetischen Form. In den meisten seiner Dich-

tungen ergänzen sich Inhalt und Form, und nur in wenigen ist letztere nicht durchweg zu voller Reinheit und Klarheit des Ausdrucks gelangt. Wenn diese Gedichte poetische Erstlinge sind, so darf man Schönfeld wohl eine Zukunft als lyrischer Dichter prognosticiren.

Goethe's Leben. Von Heinrich Düntzer. (Leipzig, Fues' Verlag.) Ein ausgezeichnetes Buch, dem wir die weiteste Verbreitung und allenthalben gerechte Würdigung wünschen! Heinrich Düntzer, der hochverdiente Veteran der Goethe-Forschung, hat in diesem Werke die Quintessenz seiner mühevollen Lebensarbeit gegeben; es ist eine der besten Darstellungen des Lebens Goethe's — auf den gründlichsten Quellenstudien basirend und mit liebevollster Versenkung in den Lebensgang des Dichters geschrieben. Die Darstellung ist warm und innig, die Diction eine schöne. Die Verlagshandlung hat das Werk prächtig ausgestattet; zahlreiche Illustrationen, Porträts, Autographa, Facsimiles schmücken dasselbe, so daß es in Wahrheit ein Schmuck jedes Büchertisches zu werden berechtigt ist. Wir besitzen in diesem Buche ein vorzügliches Lebensbild des deutschen Dichterfürsten aus deutscher Feder und in deutschem Geiste und werden nun nicht mehr nöthig haben, über den Lebensgang Goethe's uns durch englische Weisheit unterrichten zu lassen.

Für den Weihnachtstisch hat der thätige Kunstverlag von G. Stilke in Berlin zwei anmuthig schöne Gaben geliefert.

Die eine ist das „Abc" von Paul Meyerheim — siebenundzwanzig aquarellirte Zeichnungen, von J. Trojan mit Reimen begleitet. Welch sinnig humoristische Zeichnungen! welch gemüthvoll drollige Reime! Das ist freilich der urväterliche Kikerikihahn nicht mehr, der auf den vergriffenen Büchelchen unserer Kinderzeit prangte, und nicht mehr der gar possirliche Affe, der vom Apfel fraß — eine ganze bunte vielgestaltige neue Welt drängt sich herzu — der fernste Orient erschließt seine geheimnißvollen Pforten — und doch wie hübsch findet sich das Alles zusammen, wie ist das Alles der schweifenden Kinderphantasie so nahe gebracht, aus der Kinderseele heraus-, in die Kinderseele hineingeschaut! Und wenn's auch manchmal in den Bildern — und nun gar im Text! — nach der Melodie von: „Reim' dich, oder ich fress' dich" geht — auch das, und das erst recht ist ja nach Kinderart und Kindersinn. Brauchen wir zu sagen, daß bei diesem lustigen, lärmenden, spielseligen Kinderfest auch die Erwachsenen auf ihre Rechnung kommen? hundertfältige Gelegenheit haben, den genialen Künstler zu bewundern, wo die lieben Krausköpfe nur dem drolligen Spaßmacher zujubeln? — für wen von uns, der seinen Paul Meyerheim kennt — und wer kennte ihn nicht? — wäre das nicht selbstverständlich! — Und so gehe denn hin, du geistreich herziges Buch, und lehre und ergötze die Jungen, die über dir nicht altklug, und die klugen Alten, die über dir wieder jung werden sollen!

Auch die zweite Gabe erschließt dem Beschauer eine Welt, freilich nicht die der Kinderphantasie, sondern die wirkliche, von der wirklichen Sonne überstrahlte, von dem wirklichen Mond überdämmerte Welt, wie sie der sieht, dem Gott seine Gunst erweisen wollte und den er auf die Reise schickt. Oder sieht er sie auch dann nur — in ihrer ganzen märchenhaften Pracht und Herrlichkeit — wenn er zufällig ein Eduard Hildebrandt ist? Mag Jeder die Frage bei sich selbst entscheiden. Wir aber wollen uns freuen, daß es einmal einen Eduard Hildebrandt gab, und uns freuen der neuen Folge seiner unschätzbaren „Aquarelle" — in den bekannten unübertrefflichen Chromo-Facsimiles von R. Steinbeck und W. Loeillot. Es sind diesmal nur fünf Blätter: Markt in Kairo, Pyramiden von Gizeh, Genua, Villa d'Este, Fjord von Sören — aber Alles echteste Perlen, unter denen zu wählen eine Qual ist, und die wir, um der Qual zu entgehen, lieber gleich alle zu den alten in unsere Mappe legen.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Heinrike.

Erzählung

von

Ludwig Laistner.

n Schwaben lebte im ersten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts eine junge Wittwe, Heinrike, aus dem burgundischen Hause Mömpelgard, Gräfin von Württemberg. Die Seuche, welche ihren Gemahl dahingerafft, brachte ihr Befreiung aus den Fesseln einer unglücklichen Ehe. Wie weit an diesem Zerwürfniß Graf Eberhart selber Schuld trug, der am Hofe des Königs Siegmund als Zeuge eines überaus freien Lebens aufgewachsen war, darüber sind wir nicht unterrichtet. Von ihrer Seite war einem guten Einvernehmen der hochfliegende Sinn hinderlich, welchen in dem früh verwaisten Kinde das Bewußtsein, eine reiche Erbtochter zu sein, großgezogen hatte. Mit vier Jahren schon verlobt, pflegte sie jeden Versuch, ihrem Willen eine Führung zu geben, mit den Worten zurückzuweisen: So befiehlt die Gräfin von Mömpelgard und Württemberg. Hinter derlei Aeußerungen von Eigensinn und Hochmuth barg sich jedoch in Wahrheit ein edlerer Stolz. Als kleines Mädchen hatte sie unbeachtet die Trauerbotschaft mit angehört, welche der jahrelangen Ungewißheit über das Schicksal ihres in den Türkenkrieg gezogenen Vaters ein schmerzliches Ende bereitete: er war unter den dreitausend Gefangenen gewesen, welche nach der Schlacht bei Nikopolis der Sultan vor seinem Zelte niedermetzeln ließ. Die Schreckenskunde erschütterte das Kind weit heftiger, als von seinen Jahren zu erwarten war, und von Stund' an trug sich ihr erregter Geist mit überfliegenden Gedanken an Vaterrache; was zur Erreichung dieses hohen Zieles den beiden vereinigten Grafschaften an Macht etwa abzugehen schien, das ergänzte ihre Phantasie leicht durch die Aussicht auf die

deutsche Königskrone, welche schon zweimal Neigung gezeigt haben sollte, sich auf ein Haupt aus dem Hause Württemberg niederzulassen. Der trotzig kühne Geist, welcher dies Haus auszeichnete, schien ihr eine gute Gewähr ihrer Hoffnungen, und den Wahlspruch eines von diesen starkmuthigen Herren: „Gottes Freund, aller Welt Feind“, machte das frühreife Kind zu dem seinigen. Nach Schwaben, dem alten Kaiserlande, war all' ihre Sehnsucht gerichtet; die Schwaben, hätte man ihnen bei Nikopolis ihr altes Recht des Vorstreites belassen, würden nicht gleich den Franzosen, welche sich desselben angemaßt, die Schlacht verloren haben.

Der Ehestand brachte ihr Enttäuschungen. Ihre hochgestimmte Seele fand statt Verständniß lachende Zurückweisung bei dem ganz anders gearteten Gemahl, welchen die Erbweisheit seines in dem herzoglosen Lande klug und thatkräftig sich emporarbeitenden Hauses auf das zuhanden Liegende sein Augenmerk zu richten gelehrt hatte. Mit fünfzehn Jahren Mutter eines Töchterchens, begann das zarte Wesen zu kränkeln. Sie zog sich auf ihr Widum Hohentübingen zurück, während der Gatte nach Mömpelgard ging, um in der erheiratheten Grafschaft sich für die Uebernahme der Gesammtregierung vorzubereiten. Ihre Gesundheit erstarkte rasch, aber in der Einsamkeit der Wälder, die sie rüstigen Fußes durchstreifte, empfing ihr herrisches und doch zugleich jede Berührung scheuendes Wesen eine sanfte Dämpfung. An ihrem achtzehnten Geburtstage vereinigte sie sich wieder mit dem Gemahl. Zwei Jahre dauerte der Hausfrieden; dann muß irgend etwas Verhängnißvolles vorgefallen sein, denn plötzlich sehen wir tiefer als zuvor den Riß zwischen Beiden klaffen. Heinrike bricht ganz offen die Gemeinschaft ab und begiebt sich wieder nach Tübingen. Versöhnungsversuchen, welche der pfälzische Hof betrieb, erweist sie sich gleichwohl mit der Zeit zugänglich, obschon sie neuerdings den Zwiespalt der Gesinnungen erfahren hatte: von König Sigmund war Eberharten der Fürstenhut angetragen worden, er aber schlug ihn aus, weil er lieber der erste Graf im Reiche als der letzte Fürst sein mochte. Nun aber ward der Starrsinn des Gatten zum Hinderniß: er wollte eine Zeit lang die Frau entgelten lassen, daß sie den Unfrieden ihrer Ehe in der Leute Mund gebracht hatte.

Dann trat der Tod dazwischen und sie war frei — mit sechsundzwanzig Jahren. Aber nicht in dem Sinne, wie sonst junge Wittwen pflegen, fühlte sie sich Herrin ihres Lebens. Die Erfahrungen ihrer Ehe gaben ihr kein Verlangen nach einer neuen Verbindung, und überdies war sie in den letzten sechs Jahren gewissermaßen zum Manne geworden. Nicht im Gebaren, das niemals eine frauenhafte Würde und Zierlichkeit verleugnete; auch die äußere Erscheinung fing gerade jetzt durch eine verspätete Fülle der Formen an, die ganze Schönheit des bisher schmächtigen Leibes zu zeigen. Aber ihr stolzes Gemüth hatte in der Stellung, welche von Natur und Sitte dem Weibe angewiesen ist, eine schmachvolle Entwürdigung sehen gelernt; Herz und Sinne, falls sie jemals nach Liebe verlangt hatten, waren so gewöhnt, froh zu sein, wenn sie keine zu gewähren brauchten, daß der herrische, thatkräftige Zug ihres Charakters ihr als ihr eigentliches Wesen erschien. Bisher hatte sie die Mannheit ihrer Seele nur in engen Grenzen bethätigt; zu befehlen, zu ändern, durchzuführen gab es wenig in ihrem Widum; kein Wunder, wenn sie darauf verfiel, auf andere Weise sich selber zu beweisen, daß sie kein schwaches Weib sei. „Reuterische“ Frauen hat das Mittelalter nicht selten hervorgebracht, und auch aus schwäbischer „Landsart“ weiß ein alter Bericht eine solche Amazone oder „Pan-

tasileam“ zu nennen; mit derlei ungeschlachten Weibern hatte Heinrike nichts gemein, als daß sie zu Pferde saß, eine Weidmännin war und im Waffensaal eine behende Klinge führte; aber die Art, wie sie das trieb, ließ keinen Gedanken an ein Mannweib aufkommen, so anmuthig war ihre Bewegung, so züchtig Haltung und Geberde, und die hochauf geschnürten Stiefelchen, welche den kleinen Fuß verhüllten, hatten durchaus nichts „Reuterisches“ an sich. All’ diese Behelfe ihrer Unrast gab sie auf, sobald sich ihr mit dem Tode ihres Mannes ein größeres Feld aufgethan hatte. Mit Kraft und Klugheit wußte sie gegen mächtige Mitbewerber ihre Ansprüche auf die Vormundschaft über ihre Söhne durchzusetzen. Mit Eifer betrieb sie die Erneuerung der Lehensbriefe. Die Kinder, welche ihr bisher als lebendige Unterpfänder ihres Unglücks keineswegs ans Herz gewachsen waren, nahm sie in strenge Zucht und widmete ihrer Erziehung große Sorgfalt. In dem Mißtrauen gegen alle Welt bestärkte sie der Widerstand, den sie bei Uebernahme der vormundschaftlichen Regierung gefunden hatte, und mit eifersüchtigen Augen spähte sie umher, ob sich irgendwo in Worten oder Werken die schnöde Meinung kundgebe, als stünde in Württemberg kein Mann an der Spitze. Das „Gottes Freund, aller Welt Feind“ fand auch Ausdruck in dem phantastischen Entwurf, den sie für ihr Wittwensiegel machte. Die herkömmliche klagende Taube auf dürrem Baume zu wählen, wäre ihr als unwürdige Lüge erschienen. Inmitten eines nach Art des Andreaskreuzes gestellten vierstrahligen Sternes liegen zu einem Wappen vereinigt die Hirschhörner von Württemberg neben den Fischen von Mömpelgard, und daran schließen sich, in die Buchten des Sternes passend, vier Scheiben, so daß auf dem Sterne ein aufrechtes Kreuz mit abgerundeten Balken zu ruhen scheint. Auf der oberen Scheibe ist ein Drache dargestellt, auf der unteren eine Fledermaus, während rechts und links je ein Engel Wache hält: sie trutzt den bösen Mächten im Vertrauen auf die guten. Die Umschrift zeigt den Namen Heinrita, eine kosende Form, welche auch in einem schriftlichen Denkmal des 15. Jahrhunderts in Bezug auf sie gebraucht wird: sie hörte sich so lieber nennen.

Kaum hatte sie die Regierung angetreten, so schien sich in der That zu bewähren, daß draußen die Meinung gelte, gegen die Herrschaft eines Weibes und ihres vielköpfigen Vormundschaftsrathes dürfe man sich kecklich etwas herausnehmen. Die Herren von Geroldseck kränkten einen württembergischen Dienstmann in sonnenklaren Rechten. Heinrike war Feuer und Flamme. Sie schaute sich nach Bundesgenossen um und sah sich nun genöthigt, zu denselben Mitteln zu greifen, die sie ihren Vorgängern in der Regierung schwer verübelt hatte. Zwei ihrer Kinder verlobte sie mit Sprößlingen mächtiger Häuser, und die verhaßten Reichsstädte mußten ihr willkommen sein zum Abschluß eines Bündnißvertrages. Gewissermaßen als Vergütung empfand es ihre stolze Seele, daß in den Reihen ihrer Freunde und Helfer auch tapfere Herren von Adel standen, und darunter der tapferste von allen, Friedrich Graf von Zollern, mit dem Beinamen der Oettinger, nach dem Hofe der Grafen von Oettingen, wo er erzogen worden war.

Das Schicksal hat in die Beziehungen Heinrikens zu diesem Manne einen komödienhaften Zug gebracht dadurch, daß lange Zeit hindurch sie nur ihn, nicht aber er sie von Angesicht kannte; Aehnliches, nur daß es nicht so bedeutsam eingreift, spielt ja auch zwischen Kriemhilden und Siegfried. Zum ersten Mal hatte sie ihn gesehen mit siebzehn Jahren wäh-

rend ihres ersten Aufenthaltes zu Tübingen. Und das kam so. Von seinem Vater hatte er ein überschuldetes, stark geschmälertes Besitzthum und zahlreiche Feindschaften geerbt. Diese unerfreuliche Hinterlassenschaft hatte er mit einem Bruder zu theilen, der nach zollerschem Hausbrauche den gleichen Namen wie er, aber ohne Beinamen, führte und deshalb Eitelfritz, d. h. Friedrich schlechtweg hieß. Derselbe war habgierig, verschwenderisch, mißgünstig und hat sich späterhin als Ehemann durch läppische Kundgebungen einer durchaus ungegründeten Eifersucht lächerlich gemacht. Mißhelligkeiten mit diesem jüngeren Bruder führten den Oettinger wiederholt nach Rottweil, wo die Grafen von Sulz das kaiserliche Hofgericht verwalteten. Er lernte die Tochter des Hauses kennen und warb um sie. Der Hofrichter aber kannte die zerrütteten Verhältnisse der Brüder und ihr unfriedfertiges Wesen allzu gut aus amtlichem Verkehr, als daß er sich hätte entschließen mögen, ja zu sagen. Auf diesen Korb hin gab der Oettinger vorläufig das Freien auf, bis er sein Heimwesen in besserem Stande hätte. Bei seiner Jugend hatte er es auch nicht so eilig, für Leibeserben zu sorgen. Lustiger däuchte ihm ohnehin, heute da, morgen dort in Burgen und Städten leichtgeschürzte Bande zu knüpfen und zu lösen; auch in Klöstern gab es trostbedürftige Seelen, und die Aebtissin von Oberndorf war nicht die einzige, welche neben dem himmlischen Bräutigam in ihrem Herzen noch Raum für andere hatte. Solcher Zeitvertreib ward ihm bald zum Bedürfniß bei dem fortwährenden Verdruß, den ihm der Bruder machte. Abkommen über Abkommen ward getroffen und gebrochen. Anlässe, über Rechtsverletzung und Wortbrüchigkeit zu schreien, fanden sich nur zu leicht, und beschworenen Frieden zu halten, erachteten jene kleinen Herren so gut wie die großen lediglich als Sache der Zukömmlichkeit. Aus den wiederholten Friedensbrüchen ungünstige Schlüsse auf Friedrich's Charakter zu ziehen, wäre voreilig, zumal dieselben in den selteneren Fällen von ihm ausgingen. Er besaß ein männlich tüchtiges, offenes Wesen und ein lebhaftes Ehrgefühl; im Anfang bekundete er selbst haushälterische Talente, die leider in dem Wirrsal, das ihn bedrängte, bald zu Grunde gingen.

Allmälig gereichte das Zerwürfniß der Brüder dem ganzen Lande zum Aergerniß. Einflußreiche Nachbarn suchten eine Versöhnung herbeizuführen. Unter anderen bemühte sich hierum auch Heinrikens Schwäher, Eberhart der Milde. Er lud die Beiden nach Tübingen vor eine glänzende Versammlung von Schiedsrichtern, doch erschien nur der Oettinger. Damals hatte die scheue junge Frau Gelegenheit, selber ungesehen den stattlichen Jüngling zu betrachten, und ließ sich in argloser Bewunderung die straffe, männliche Erscheinung wohlgefallen. Sie bedauerte ihn aufrichtig, daß der böse Bruder ihm keinen Frieden gönne. Der Ruf von seinen kriegerischen Thaten frischte sein Bild in ihrer Erinnerung immer wieder auf; und was sie von seinen Frauensiegen vernahm, that demselben keinen Eintrag: brach er doch keiner Gattin die Treue, indem er von einem Weibe zum anderen flatterte. Zugleich aber ward er eben dadurch einem Herzen wie dem ihren völlig ungefährlich; daß irgend Zufall oder Wunsch sie ihm, und wär' es im reinsten und treuesten Sinne, nach neunundneunzigen zur hundertsten machen könne, das lag bei ihrer Gemüthsverfassung so fern, daß auch nicht die leiseste Regung eine solche Möglichkeit selbst nur träumend erwog. Sie schätzte seine Mannheit, wie ein Mann sie schätzen mochte, und aus dieser Empfindung von Ebenbürtigkeit heraus freute sie sich hoch, als sie vernahm, daß der Oettinger, der, von Schul-

den gedrängt, bald in städtische, bald in Herrendienste trat, durch ein Vertragsverhältniß seinen tapferen Arm dem Hause Württemberg lieh.

Als nun im Beginn ihrer vormundschaftlichen Regierung die Wolken der geroldseckischen Fehde aufstiegen, schien ihr seine Hülfe von vornherein als eine Bürgschaft des Sieges, und mit freudiger Genugthuung dachte sie daran, ihn zu ihrer Heerschar stoßen zu sehen. Anders betrachtete der Zollergraf das Verhältniß. Er war ungern in württembergische Dienste getreten. Daß dies mächtige Grafenhaus Herrschaft um Herrschaft „schlucke", war sprüchwörtlich im Schwabenland. Sein eigenes Gebiet sah er schon fast ringsum von württembergischem „beschlossen", und die zollersche Uneinigkeit selbst hatte erst vor Kurzem diese Umklammerung beträchtlich gefördert. Wie nämlich die Brüder unter einander haderten, so bestand Zwietracht zwischen Zollern und der schalksburgischen Seitenlinie; als nun der einzige Sohn des letzten Herrn von Schalksburg verunglückte und die Leiche am Fuße des Zollern vorbei nach dem gemeinsamen Erbbegräbniß getragen ward, da ließ des Oettingers Vater, statt die Trommeln zu dämpfen, helle Wirbel schlagen, in roher Freude über den sicher scheinenden Heimfall des reichen Erbes an den Hauptstamm. Im Innersten gekränkt, hieß der Schalksburger den Sarg wenden und bestattete seinen Sohn zu Balingen, der Hauptstadt seiner Herrschaft. Diese selbst aber verkaufte er, dem argen Vetter zum Trotze, an Württemberg — um einen Hirschgulden, wie nachher die Volkssage wissen wollte. So besaß nun Württemberg das Balinger Amt, und der Oettinger selber sah sich genöthigt, auch Stücke seines eigenen Erbes in den gierigen Schlund zu stecken; eine Reihe von zollerschen Dörfern hatte er an Württemberg veräußert, auf Wiederlösung allerdings — aber woher sollte er hoffen die Kaufsumme aufzubringen? Daß er nicht hatte umhin können, auch seine Dienste dem gefährlichen Nachbar zu verkaufen, fraß an seinem Herzen; er entschloß sich endlich, nach Zürich hinüberzureiten und anzufragen, ob diese Stadt nicht wie schon früher einmal etliche Feinde niederzulegen für ihn habe. Die Züricher aber brauchten gerade keinen Hauptmann. Auf dem Heimweg, jenseits des Bodensees erfuhr Friedrich den jähen Hintritt Eberhart's des Jüngeren und erwog nun doppelt eifrig die Kündung des Dienstvertrages. Einem Weibe zu dienen, vollends einem solchen, das wegen der landkundigen Ehezerwürfnisse in dem Rufe eines „bösen" stand, schien ihm nicht sehr wünschenswerth; auch hoffte er, ihrem Frauenregiment die hingegebenen Dörfer leichter mit freier Hand wieder abzugewinnen als mit gebundener. Aber die Verhältnisse waren mächtiger als sein Wille. Eitelfritz bedrängte ihn stärker als je, und er vermochte des württembergischen Goldes nicht zu entrathen. So kam es, daß er, nachdem Monde verstrichen waren, sich endlich doch entschloß, nach Stuttgart zu reiten und die neue Herrin zu begrüßen.

Hätte es damals der Zufall gefügt, daß er sie von Angesicht gesehen, bräunlich und schön gleich dem jungen David, so würde vielleicht ihrer beider Geschick einen friedlicheren Verlauf genommen haben. Doch kam es dazu nicht. Als er in den Hof des Stuttgarter Schlosses einritt — es stand auf derselben Stelle, wo heute das sogenannte alte Schloß sich erhebt, und war zwar niedriger, aber umfangreicher als dieses — da erblickte er an allen Fenstern neugierige Frauenköpfe, welche des Wächters Horn hervorgelockt hatte. Mit einem vergnüglichen stillen Fluche murmelte er: „An Wildpret fehlt es nicht unter den Hirschhörnern!" und sandte mit über-

müthigem Handwurf den Schönen einen Kundkuß zu. Noch im Sattel bewillkommnete ihn einer von Heinrikens Räthen, Rudolf von Ehingen, und ließ ein scherzendes Wort fallen, daß es Arbeit genug gebe. Der Graf saß ab, schüttelte ihm die Hand und fragte, mit wem der Reigen eröffnet werde. Als Rudolf den Namen Geroldseck aussprach, that der Oettinger betreten einen Schritt rückwärts und legte die Hand auf den Sattelknauf. Mit den Geroldseckern verknüpften ihn Bande der Freundschaft. Sie waren von demselben „unfriedlichen Holze“ wie er selber, hatten in einer seiner zahlreichen Schuldsachen Bürgschaft für ihn geleistet und in seiner Fehde gegen den Pfalzgrafen Otto ihm getreulich Zuzug gethan.

„Unmöglich,“ sagte er, „wider die Geroldsecker zieh' ich nicht.“

Rasch fiel Rudolf ein, später wollten sie Weiteres bereden; so halb im Stegreif seien solche Dinge nicht zu verhandeln.

Im Oettinger aber kochte schon der Groll; was doch nur eine Tücke des Schicksals war, daß er gegen seine Freunde kämpfen sollte, erschien seinem unbestimmten Argwohn als Menschentücke, und heftig versetzte er: „Nicht über die Schwelle tret' ich, ehe diese Sache im Reinen ist.“

„Ich bitt' Euch, edler Graf,“ entgegnete Rudolf, „mehr ins Reine, als Ihr schon thatet, kann ich sie zwischen Thür und Angel auch nicht bringen. Ihr erkläret, wider die von Geroldseck fehdet Ihr nicht; nun wohl, soll ich, ein Diener, ja oder nein dazu sagen? Ihrer gräflichen Gnaden wird es leid thun, daß Ihr eine Ausnahme zu machen begehret, von der meines Wissens nichts im Vertrage steht.“

„Wer kann an Alles denken?“ murrte der Oettinger dazwischen.

„Aber,“ fuhr der von Ehingen fort, „Euch zwingen, bei Eurem Worte zu stehen, wird die Frau Gräfin weder wollen noch können.“

„Noch können, noch können!“ wiederholte Friedrich scharf.

Der Ritter sprach mit so gehaltener Stimme, daß seine Worte kaum an ein anderes Ohr als das des Grafen gelangen mochten; der aber, in ungestümem Aerger über den Zwiespalt von Pflichten, worein er sich versetzt sah, und gereizt durch die überlegene Gelassenheit des Anderen, schleuderte seine Reden so heftig heraus, daß man sie im ganzen Hofe vernehmen konnte.

„Ich weiß,“ fügte er hinzu, „Ihr seid der Frau Gräfin rechte Hand; sagt ihr ...“

Aber der Ehinger fiel ihm ins Wort. Mit einer innigen Geberde raunte er ihm zu: „Ich beschwör' Euch, edler Graf, bei der Treue, die wir All' einander schuldig sind, sagt jetzt nichts, sagt mir nichts, worauf ich Euch doch keine andere Antwort geben könnte als: kann ich entscheiden?“

„Ei, Stral auf Schalksburg!“ wetterte der Oettinger mit einem Leibfluche seines Vaters; „entscheiden? was ist hier zu entscheiden? Wenn ich mit den drei Hirschhörnern den Vertrag nicht erneuern will, wer hat da noch etwas zu entscheiden? Tod bricht Lehen, und der Sterbfall — Gott schenk' ihm fröhliche Urständ, Eurem Herrn — sollte einen Dienstvertrag nicht brechen? Einen Vertrag, geschlossen mit einem Mann und nicht mit einer Schürze?“

„Ganz richtig, mit keinem Fürtüchlein,“ suchte der Ritter zu scherzen; „mit einem Manne, und gültig für seine männlichen Nachkommen ...“

„Die eine Schürze zum Vormund haben.“

Der Ehinger erbleichte. Nun gab er die Sache verloren, die er bisher mit dem Aufgebote seiner ganzen Mäßigung zu Gunsten seiner Herrin zu wenden noch

gehofft hatte. „Herr Graf von Zollern," sagte er, „für dies Wort, das ich zuvor habe überhören wollen, werdet Ihr mir zu seiner Zeit Rede stehen. Jetzt aber sprech' ich zu Euch nicht im Namen der gekränkten Frau, sondern als Rath der Vormünderin. Sonder Auftrag erkühn' ich mich, für meine jungen Herren, die hochgeborenen Grafen Ludwig und Ulrich, das Wort zu nehmen."

Er trat nahe zu dem Zürnenden, der beide Hände an den Sattel gelegt hatte und mit geschwollener Stirnader vor sich hinstarrte. „So Ihr denn durchaus den Vertrag nicht halten oder erneuern wollt," sagte er leise, „so heischt es doch wohl die Billigkeit, daß Ihr nicht wider Württemberg fehdet. Ihr wißt, Herr Graf, daß Württemberg ein Pfand von Euch in Händen hat. Es soll Euch nicht verhalten noch beschlossen bleiben, sondern ausbezahlt bei Heller und ..."

„Tod und Teufel," brach jetzt Oettinger los, der seinen Entschluß gefaßt hatte. „Ein Pfand, sagst du, ein einziges? Ein ganzes Dutzend, sag' ich dir. Zur rechten Zeit gemahnst du mich daran, was Alles mir deine Burgunderin beschlossen hält. Die Pfänder hol' ich mir, damit sie mich nicht ganz und gar beschließe."

Er schwang sich in den Sattel. Da klang es von einem der Fenster nieder: „Graf von Zollern, nicht die Pfänder allein, dein ganzes Land und deine Burg und dich selber wird die burgundische Schürze beschließen, damit du sehest, nicht ein schwaches Weib, sondern deine Fürstin habest du beleidigt."

Schrill und hart tönte Heinrikens Stimme, wie es ihr immer im Affecte widerfuhr.

Der Graf wandte den Kopf, konnte aber unter all' den besetzten Fenstern nicht das rechte entdecken.

„Eia, Frau Beschließerin," lachte er trutzig zurück, „habt Ihr zugehört? Im Elsaß wohl, da war einmal ein Fräulein, die bracht' ihrem Vater einen Bauer sammt Pflug und Rossen in der Schürze. Aber Burg und Land und mich selbst dazu! Auf Wiedersehen, Ehinger, vor Geroldseck, wenn dich's noch gelüstet!"

Er sprengte aus dem Thor, seine staunenden Knechte hintennach.

Rudolf von Ehingen verfügte sich in das Vorgemach seiner Herrin, die er drinnen mit raschen Schritten auf- und abgehen hörte. Er fürchtete einen heftigen Ausbruch. Nach einer Weile riß sie die Thür auf. „So, du bist schon da, Ehinger," sagte sie; „eben wollt' ich dich rufen lassen. Nun, was sagst du? wie bist du zufrieden mit der Schürze? Hab' ich's nicht recht gemacht?"

Der Ritter blickte verwundert seiner Herrin in die von Stolz und Muth strahlenden Augen. „Vortrefflich, gnädige Frau," sagte er, „fürstlich wie ein Mann!"

„Nicht wahr, wie ein Mann?" fiel sie lobgierig ein. „Welch' bäuerische Sitten, welche Dörperheit, hierher zu reiten, eigens zu dem Zwecke, um mich in meinem Hause, vor meinem Hofe zu beschimpfen!"

„So ist es leider nicht," entgegnete Rudolf und erzählte in kurzen Worten den ganzen Lauf der Unterredung. Die Gräfin war wie umgewandelt. In zürnenden Worten brach sie los, auf die Ungeschicklichkeit ihres Dieners scheltend, der durch voreiliges Reden den „einzigen Mann in Schwabenland" von ihrer Schwelle gescheucht. Sie verstieg sich bis zu dem Vorwurfe, der Ehinger habe aus persönlichem Hasse gegen den Grafen den Auftritt absichtlich herbeigeführt; das bezog sich auf den Umstand, daß Ehinger's Vater, Burkhart mit dem Zopfe, in einer jener Fehden, welche auch den Unschuldigen in ihr Wirrsal rissen und unter stren-

ger Wahrung der Formen zum schreiendsten Unrecht führten, vom Oettinger erschlagen worden war. Seinen wunderlichen Beinamen hatte er daher, daß er, ehedem in Diensten des österreichischen Herzogs Albrecht III. stehend, Mitglied des von diesem gestifteten Ordens geworden war, dessen Abzeichen ein im Nacken angehefteter, kostbar eingefaßter Zopf bildete. Heinrike war über jene Verhältnisse ganz wohl unterrichtet, als sie vor einigen Jahren Rudolf von Ehingen in ihre Dienste nahm, hatte dieselben aber bisher noch mit keiner Silbe berührt, weil sie dem Oettinger gewogen war.

Rudolf that einen stillen Seufzer und bat seine Herrin, ihn anzuhören. Wohl sei es wahr, daß er dem Zollergrafen Haß trage, und falls er ihm irgendwo im Felde gegenüber zu stehen käme, würd' er mit Freuden Leib und Leben daran setzen, ihn zu fällen; denn er erachte außerdem diesen unfriedlichen Menschen für einen Landschaden, der je eher je besser aus der Welt geschafft würde. Aber selbst wenn sein Vater nicht in ehrlicher Fehde gefallen wäre, würde er nur auf dem Wege des Rechtes gegen den Oettinger vorgehen. In schmerzlichen Erfahrungen gereift, sei dies der Grundsatz seines Lebens, nach seinen schwachen Kräften dazu beizutragen, daß das aus tausend Wunden blutende deutsche Reich größere Ruhe und Sicherheit erlange. Was mächtige Fürsten, wie Heinrikens eigener Schwäher, angestrebt hätten, dem Worte statt des Schwertes Geltung zu verschaffen, das sei auch Aufgabe jedes minderen Mannes, und wo es ihre Erfüllung gelte, da müsse das eigene Herz schweigen. Darum beklage er aufs tiefste, unabsichtlich der Urheber des Zerwürfnisses mit dem Oettinger geworden zu sein, der, auf Seite Württembergs stehend, raschen Sieg verbürgt, das Frieden gebietende Ansehen dieses Hauses verstärkt und seine eigene wilde Rauflust bändigen gelernt hätte, während er nun die Kräfte des Feindes mehre und der Fehde größere Ausbreitung zu geben nöthige. Uebrigens bitte er zu bedenken, ob die Sache auch nur um ein Haar anders läge, wenn er, statt im Hofe, innerhalb der Schwelle und, statt von ihm, von jemand Anderen erfahren hätte, es gelte den Geroldseckern. Da nun aber, fügte er mit einem resignirten Lächeln hinzu, diesmal das Wort nur Unheil statt Segen gestiftet, müsse man um so eindringlicher das Schwert reden lassen.

Die schlichten Worte machten Eindruck auf die Gräfin; dunkel dämmerte ihr die Empfindung, eine Art von Mannheit vor sich zu haben, welche den Vergleich mit dem, was sonst dafür galt, nicht zu scheuen brauche. Sie gab ihm begütigende Worte, dankte ihm, daß er um ihretwillen den streitkundigen Grafen vor seine Klinge gefordert, und drückte die Hoffnung aus, er möge dem Uebermüthigen nicht im Kampfe begegnen, da ihr sehnlichster Wunsch sei, denselben nicht todt, sondern lebend, als Gefangenen vor ihren Füßen zu sehen.

Nachdem sie ihn dann entlassen, zuckte sie jedoch die Achseln und murmelte: „Brauchbar und treu; aber — ist das ein Mann?"

Nachdenklich nahm sie einen Bauriß auf, der auf ihrem Tische lag. Zuhinterst im Echazthale hatte sie eine reizend gelegene Burg entdeckt, welche noch nicht lange in den Besitz Württembergs übergegangen war. Der weltabgeschiedene Aufenthalt auf dem Lichtenstein hatte etwas Lockendes für sie, und sie beschloß, durch einen eingreifenden Umbau die Burg nach ihrer Gemächlichkeit einzurichten. Heute hatte der Baumeister die Risse abgeliefert. Als sie, aus tiefer Versonnenheit erwachend, wahrnahm, daß sie

das Blatt in Händen hielt, warf sie es ärgerlich fort und sprach: „Bauen! bauen! Ich habe Anderes zu thun als zu nisten.“

* *
*

So war der Bruch erfolgt in dem Augenblicke, der die Annäherung bringen sollte. Der Oettinger wußte, was er that, indem er sich so entschied. Klüger wäre das Gegentheil gewesen: unter dem Schirme des Hauses Württemberg hätte er den Sturm vorübertoben lassen können, den eben damals die rastlosen Bemühungen seines Bruders wider ihn heraufbeschworen hatten. Seit Jahr und Tag schon war er vom Hofgerichte zu Rottweil in die Acht erklärt, und dem weltlichen Arme leistete Constanz geistliche Subsidien durch einen Bannstrahl. Weil aber weder Acht noch Bann bisher etwas gefruchtet, so trat das Hofgericht noch entschiedener auf und gebot im Namen des römischen Königs einer Reihe von Fürsten, den Grafen Eitelfritz im Besitze der ihm zugesprochenen Güter seines Bruders zu schützen, widrigenfalls nach Recht wider sie würde vorgegangen werden. Als Dienstmann Heinrikens hätte er ruhig abwarten können, daß auch dieser Aufruf an die Fürsten ungehört verhallt wäre; dagegen stand Alles für ihn auf dem Spiele, indem er die Gräfin herausforderte. Daß er diesen Schritt that, dazu mag die verzweifelte Stimmung des müdgehetzten Mannes mitgewirkt haben, die ihm als den ehrenvollsten Ausweg empfahl, seine Sache nur noch auf die eigene Faust zu setzen; aber das Entscheidende für ihn war, daß er den ungeschriebenen Bund mit den Geroldseckern nicht brechen, daß er seinen Freunden die Treue halten wollte.

Heinrike gedachte ihm lediglich den Mann zu zeigen, sie bildete sich ein, nur ihre gekränkte Fürstenehre zu rächen; in Wirklichkeit war die heiße Leidenschaft, womit sie auf diese Rache brannte, ganz die des verschmähten Weibes. Und noch höher angefacht ward diese Gluth dadurch, daß sie die Hände nicht frei hatte, daß erst die Geroldsecker Fehde zu Ende geführt werden mußte, ehe sie sich auf den Oettinger allein stürzen konnte. Und diese Fehde war keine leichte, da außer dem Zollergrafen noch zahlreiche andere Herren denen von Geroldseck Hülfe leisteten. Ihr Racheburst ließ ihr keine Ruhe zu Hause; sie zog selber mit zu Felde. Daß sie hierzu Panzerhemd und Helm anlegte, war nicht etwa kokettirende Putzsucht, sondern durchaus geboten bei einem Unternehmen, das sie jeden Augenblick in persönliche Gefahr bringen konnte. Die schwarze Fluth ihres vollen, langen Haares wollte sie jedoch nicht opfern, es ward aufgebunden und kunstreich in einander gesteckt; es weibisch flattern zu lassen, widerstrebte ihr ebenso sehr, wie es männisch kurz zu schneiden. Statt des Helmsturzes hatte sie ein Geflecht aus Stahldraht gewählt, das schleierartig niederzulassen war und das sie auch meistens so trug, weil es ihr nicht zusagte, von den Kriegsleuten begafft zu werden.

Der Verlauf dieser langwierigen Fehde geht uns hier nicht an; und ebenso wenig die nicht minder langwierige Belagerung von Hohenzollern, zu welcher sie sich alsbald wandte, nachdem der Friede mit den Geroldseckern geschlossen war. Zu Bundesgenossen hatte sie dabei die Reichsstädte; denn in seinem wilden Trotze hatte der Oettinger sich nicht gehütet, die halb eingeschlafene Erbfeindschaft seiner Nachbarin Rottweil zu wecken, die sich an ihre Schwesterstädte und an Friedrich's Feindin Heinrike um Hülfe wandte. Daß sie dieses Bündnisses nicht entrathen konnte, kostete ihr wenig Ueberwindung; aber mit tiefem Ekel sah sie zu, wie Graf

Eitelfritz im Lager erschien und den Belagerern mit Rath und That an die Hand ging, um ihren Angriff auf die Burg seiner Väter nach den schwächsten Stellen zu leiten. Der Verblendete redete sich ein, all' dieser Aufwand an Kräften werde nur gemacht, um den Spruch des Rottweiler Hofgerichts zu vollstrecken und ihn in Besitz des Erbes zu setzen. Aber trotz seiner Beihülfe waren die Erfolge überaus langsam. Die stolze Feste, von welcher nach einem alten Zeugniß Alle, die sie je gesehen, gestehen mußten, daß wehrlicher Haus im Schwabenlande nit gewesen sei, hielt sich beinahe ein Jahr lang. Die Thürme wurden durch eine lange und wirksame Beschießung zu Fall gebracht; unter dem Schutze der „Katze", eines auf Rollen beweglichen Bohlengefüges, rückte man der Feste dicht auf den Leib; und von der „Ebenhöhe" herab, einem gewaltigen Belagerungsthurme, der die Mauern überragte, schickte man sich an, die Feuerschlünde und Wurfmaschinen gegen das Innere der Burg spielen zu lassen, deren Steingewölbe, überschüttet von den Trümmern der Thürme und Häuser, noch der einzige Zufluchtsort der Belagerten waren.

Heinrike, die in brennender Ungeduld immer wieder im Lager erschienen war, so oft sie auch schon, die Langsamkeit des Vorrückens verwünschend, im Zorn hinweggeritten, hatte endlich die Nachricht empfangen, es falle kein Schuß mehr aus der Burg und man erwarte jeden Tag die Uebergabe. Sie ritt alsbald von Tübingen herüber und bezog die Zellen, welche im Kloster Stetten am Fuß des Zollern, dem Hauptquartier der Belagerer, für ihre Besuche bereit gehalten waren. Rudolf von Ehingen, ihr getreuer Rath, der fortwährend im Lager blieb, erstattete ihr Bericht über den günstigen Stand der Angelegenheiten und über die freudige Stimmung der Mannschaft. Sie wollte, obgleich die Sonne am Untergehen war, noch zur Burg hinaufreiten. Er widerrieth es ihr und zeigte sich, entgegen seiner sonstigen stillen Art, beflissen, durch Erzählung allerhand gleichgültiger Dinge sie festzuhalten. Er berichtete von dem Zeitvertreib, den die Leute sich zu machen pflegten, vom Schuhbergen, einem Spiele, das unter dem Namen „Mäuslein läuft" noch heute den Kindern bekannt ist: ein Taschentuch (damals also ein Schuh) geht hinter dem Rücken der gedrängt sitzenden Gesellschaft von Hand zu Hand, und die Aufgabe des Hauptspielers ist, das wandernde Ding zu erhaschen. Ebenso kindermäßig erscheint uns heutzutage die Unterhaltung im Gespräche, von welcher der Ehinger Mittheilung machte: der Eine hub an, wie es wäre, wenn man die Donau auf den Zollern hinaufleitete; der Andere spann die Vorstellung aus, daß vielmehr der Berg zum Wasser käme und im Bodensee versenkt würde; den Dritten mahnte der Bodensee an Constanz, und er schlug vor, die Burg als Scheiterhaufen sich zu denken, worauf Huß und Hieronymus und nebenbei auch der Oettinger mit seinen Leuten verbrannt würde, worauf dann die Donau ihre Asche hinwegschwemmen könnte. Ferner kam der Ehinger auf das abergläubische Gerücht zu sprechen, welches im Lager gehe, daß nämlich zum Oefteren die weiße Frau gesehen worden sei, langsam zur Burg hinansteigend und ohne Zweifel den Tod des Oettingers vorausverkündend.

Heinriken fiel seine Gesprächigkeit auf; sie fühlte, daß er sie hinhalten und den Besuch des Burgberges ihr aus dem Sinn bringen wollte, und kam deshalb auf diese ihre Absicht zurück. Nach etlichem Ausweichen gab er zu: allerdings lasse eine bestimmte Rücksicht es ihm wünschenswerth erscheinen, daß sie sich von der Burg fern halte, ehe diese vollends ge-

fallen sei: nämlich die auf einen anderen Aberglauben der Mannschaft. Zu den Spielleuten, welche das stattliche Kriegslager herbeigezogen, sei in den letzten Tagen einer aus dem Hessischen gestoßen, und der habe unter allerhand Schnurren, Schwänken und „Schimpfbossen“ auch ein Thiermärlein vorgetragen, das den größten Eindruck auf die Zuhörer gemacht, weil er hoch und heilig versichert habe, es sei nicht, wie man vermuthete, seine eigene Erfindung, sondern stamme von seiner Großmutter, die es ihrerseits von einer steinalten Base vor Menschenaltern gehört habe. Der Inhalt sei in Kurzem dieser: Eine Lerche hält mit einem Hunde gute Freundschaft. Der Hund wird im Schlafe von einem rohen Fuhrmann muthwilliger Weise überfahren und bleibt todt. Die Lerche droht dem Fuhrmann Rache, der sie aber auslacht. Sie pickt die Spunden an seinen Fässern los, sie hackt den Rossen nach den Augen, daß er im Zorne nach ihr schlägt, aber statt ihrer die Thiere trifft. Beim Anblick des ausgelaufenen Weines und der erschlagenen Thiere klagt er: Ach, ich armer Mann! Sie aber ruft: Noch nicht arm genug! und entfliegt. Alle Vögel des Feldes sammelt sie, die ihm zu Hause den Weizen auffressen. Wieder klagt er: Ich armer Mann! und wieder entgegnet sie: Noch nicht arm genug! und fügt hinzu: Fuhrmann, es kostet dir noch dein Leben! Ihm zum Aerger flattert sie vor seiner Nase in der Stube herum, daß er in seiner Wuth, sie zu treffen, alle Geräthe zerschlägt. Endlich läßt sie sich erwischen, und in blinder Rachgier verschlingt er sie. Sie aber schlüpft wieder nach seinem Munde empor und droht ihm zwischen den Zähnen hervor: Fuhrmann, es kostet dein Leben. In toller Wuth reicht er seinem Weib eine Hacke und heißt sie den Vogel tödten. Das Weib schlägt zu, er stürzt todt nieder, die Lerche aber fliegt davon.

Heinrike hatte mit Spannung dem wunderlichen Märchen zugehört und rief am Schlusse: „Die Lerche bin ich!“

„Das sagen die Leute auch,“ entgegnete Rudolf; „und was schlimmer ist, sie glauben daran.“

„Was schadet es, wenn sie daran glauben?“

„Gnädigste Frau, die Lerche wird verschluckt.“

„Aber dann fliegt sie davon! Und wenn sie's nicht thäte, bist du so abergläubisch?“

„Ich nicht, aber die Leute. Ihnen ist das Märchen, weil es so alt sein soll, eine Prophezeiung, die bis zu Ende eintreffen müsse, wie sie bisher eingetroffen. Reitet Ihr nun, erlauchte Gräfin, zur Burg hinauf, so mag leicht hier unten das Gerücht entstehen, Ihr seid gefangen. Sie werden zu den Waffen greifen, Euch zu retten, und ehe bei der großen Zahl allgemein kundbar geworden, daß es nur ein blinder Lärm sei, werden sie ringsum wider die morschen Mauern rennen und die ausgehungerte Besatzung, die sich sonst wohl morgen schon ergeben würde, zu einem verzweifelten Kampfe nöthigen, der uns ganz überflüssiger Weise Menschenleben kosten wird.“

„O du kluger Mann,“ lachte Heinrike. „Sei zufrieden, dein Gewissen soll unbeschwert bleiben.“

Sie entließ ihn und trat ans Fenster. Wie ein trotziger Löwe, hoch aufgerichtet, war der Berg hingelagert und hob das Haupt in den silbernen Abendhimmel; aber die Mähne über seinem Scheitel war schlimm zerzaust. Von links her stieg aus leichten Dünsten über den Kamm der Alp die rothe Mondscheibe empor, zu gewaltigem Umfang vergrößert. Der letzte Widerschein des Abendhimmels verblich, und das siegreich gewordene Mondlicht lag hell über der Landschaft, durch die scharfen Gegensätze von Hell und Dunkel die

Gegenstände deutlicher und näher erscheinen lassend, als sie in Wirklichkeit waren. Heinrike trat vom Fenster zurück. Eine Weiberlaune trieb sie, dem „Weiberglauben“ zu trotzen; ihre Brust war so voll brennender Ungeduld, daß sie dem Drange nicht widerstand, heute noch sich zu überzeugen, wie baufällig die stolze Feste da droben geworden. Sie hieß ihr Roß satteln und sprengte, alle Begleitung verbittend, durch das schlafende Zeltlager, die verschlossenen Krambuden entlang, über die thauschimmernden Felder hin und den waldigen Berg hinan. Schon war sie in der Nähe der Erdwerke, hinter denen die eigentliche Belagerungsmannschaft sich deckte, da scheute ihr Thier. Mit einiger Mühe bändigte sie das Roß und schaute sich nach der Ursache des Schreckens um; vergebens, sie nahm den Schatten nicht wahr, der seitwärts durch die Bäume schlich. Es war ein hoher Mann, der ihr mit glühenden Augen nachschaute, die Hand unwillkürlich an die Wehre legend. „O, nur auf Armeslänge komm heran,“ knirschte er, „dich wollt' ich herzen, daß du des Athmens vergäßest.“ Der Oettinger war es, der vor Monden schon die Burg verlassen hatte und in großer Heimlichkeit bei mehreren Fürstenhöfen umhergereiste, um Beistand zu erflehen. Aber weder der Markgraf von Baden, noch der Herzog von Lothringen, noch sein Stammverwandter, der Kurfürst von Brandenburg, wagten etwas für ihn zu thun. So war er heimgekehrt, ohne Hoffnung, ohne Geld, und dachte sich in seine Burg zu schleichen, deren kläglich zerfallene Mauern droben im Mondlicht schimmerten. Weichmüthig machte ihn der Anblick nicht. Grimmiger als je kochte in ihm der Haß gegen die Verderberin, und bis zum letzten Athemzuge wollte er ihre Knechte fühlen lassen, dem Bracken von Zollern seien die Zähne noch nicht ausgefallen.

Indessen so der Gebieter der Burg auf heimlichen Steigen, die Wachen der Belagerer umgehend, durch Buschwerk sich windend, hinter Klippen sich duckend, der letzten Höhe sich näherte, wo es galt, an der jähen Ostwand des Berges vollends emporzuklimmen, denn die übrigen Seiten waren alle vom Feinde besetzt, begann sich in der Tags über wie ausgestorbenen Feste ein nächtliches Leben zu regen. Die Besatzung, auf zweiunddreißig Mann herabgeschmolzen, wagte sich aus ihren Felsenkellern hervor: bleiche, ausgehungerte Gestalten schlichen sie trübselig im Mondlicht umher; ihr Anführer selbst, der wackere Meinloh von Dettlingen, den linken Arm, welchen ein abspringendes Mauerstück getroffen, in der Schlinge, ließ den Kopf hängen. Aber als nun beim Anblick der gräulichen Zerstörung, welche ein einziger Tag gebracht hatte, die Knechte ihm zu verstehen gaben, es sei Thorheit, dem aus nächster Nähe und von oben her spielenden Geschütz länger zu widerstehen, die Burg sei einmal dem Untergange geweiht und es helfe zu nichts, sich unter den Trümmern begraben zu lassen oder Hungers zu sterben, da richtete er sich hoch auf. Noch drei Tage — sprach er — fehlten an der Zeit, die sie ihrem Herrn versprochen hätten, auszuhalten. Ob sie ihr Wort brechen wollten? ob sie Anlaß sein wollten, daß es von ihm heiße, er habe das seinige gebrochen und sei nicht wieder zurückgekehrt? Daß er lebe und den Feinden nicht in die Hände gefallen, sei gewiß, denn im anderen Falle hätten die draußen es nicht unterlassen, ihnen Kunde davon zu geben. Darum aber sei auch gewiß, daß im Laufe dieser nächsten drei Tage der verabredete Kuckucksruf, dreimal drei Schreie, am Graben vor dem Burgthor sich hören lassen werde. Eh' er diesen Ruf nicht gehört, lege er den Befehl nicht aus der Hand. Wenn ihnen der Magen allzu laut knurre, so überlasse er ihnen willig seinen kärglichen

Antheil an dem letzten Restchen des Vorraths. So lange der Herr noch verziehe, so lange gedenk' er's auch ohne Speise auszuhalten. Er heiße Meinloh und nicht Meineider.

Die Knechte murrten; der Hunger war lauter, die ganze Hoffnungslosigkeit der Lage redete eindringlicher als Stimme und Worte des Anführers. Da plötzlich ließ sich vom Thore her der Kuckuck vernehmen, dreimal drei Schreie. Der Ruf war nicht täuschend, wie ihn ein achtsamer Jäger thut, sondern heftig hervorgestoßen wie in höchster Leidenschaft. Kein Wunder, daß den Oettinger, als er seine Burg in nächster Nähe sah, der Ingrimm übermannte; sie, die Krone aller Burgen im Reiche, war einem Trümmerhaufen gleich. Alle wollten nach dem Thore eilen, selbst die Wachen auf der Ringmauer machten Miene, ihren Stand zu verlassen. Aber: „Nicht von der Stelle!" rief Meinloh; dann beorderte er sechs Mann nach dem Thore, hieß die Uebrigen in Reih und Glied treten, und selbst an der Spitze haltend, erwartete er mit freudestrahlendem Antlitz den Gebieter.

Der stand draußen, sorgsam spähend, ob nicht die Aufmerksamkeit der Feinde jetzt aufs Thor gerichtet sei. Indeß ihn schon die Seinen flüsternd aus den Schießscharten begrüßten und die Verrammelung hinter dem Thore wegrückten, blickte er unverwandt, weit vorgeneigt, nach den Verschanzungen der Feinde. Dort hielt hoch zu Roß, einem Schusse leicht erreichbar, Heinrike; sie wußte, daß den Belagerten das Pulver ausgegangen war, und dachte nicht daran, sich zu decken.

„In Dreiteufelsnamen," sprach Friedrich heiser über den Graben hinüber, „habt ihr nicht ein Körnlein Pulver mehr, die Hexe vom Gaule zu schießen?"

„Einen Schuß noch vielleicht!" klang es von drüben.

All' der Jammer, den der Anblick seiner Burg ihm auf die Seele gehäuft, all' der Haß, den die lange Fehde genährt, loderte hell auf in seinem Busen. Sein Auge glühte, sein Herz brannte; die Todfeindin zerschmettert am Boden zu sehen, war sein einziger Wunsch. Nur eine Minute lang, dann überlief ihn heiße Scham, daß er mit dem Mord eines Weibes seine Heldenlaufbahn beschließen sollte. Er nahm seinen Befehl zurück; die Knechte, am Thor beschäftigt, hörten ihn nicht. Er lief vor, seiner eigenen Gefahr vergessend, und rief mit mächtiger Stimme: „Zurück, Heinrike, man schießt!"

Es war zu spät. Der Schuß krachte. Er prallte zurück, als hätt' er ihn selber vor die Stirn getroffen.

Das Roß der Gräfin, von der Steinkugel gestreift, bäumte sich wüthend auf und rannte dann, keinem Zügel gehorchend, in wilden Sätzen den Burgweg heran. Wenige Ellen war es von Friedrich entfernt, da rasselte die Zugbrücke nieder. Aufs Neue scheuend, that das Thier einen jähen Seitensprung, der die Reiterin abwarf, und über den Fels wegsetzend, verschwand es in der Tiefe. Oettinger, der nach den Zügeln hatte greifen wollen, fing die Stürzende in den Armen auf, wankend von dem heftigen Anprall. Dann eilte er mit seiner unverhofften Beute über die Brücke, die alsbald hinter ihm aufgezogen ward.

Die Feinde, theils von lähmender Bestürzung festgehalten, theils durch den Schuß erst aus dem Schlaf geschreckt, liefen viel zu spät herbei, um den Raub zu hindern. Zwar schien die aufgeregte Menge bereit, im Sturmlauf die schwer beschädigten Mauern zu erklimmen, aber die besonneneren Führer, die Gefahren eines so unvorbereiteten Angriffs erwägend, ließen alsbald zum Rückzug blasen, versammelten sich zum Rathe und entsandten Boten ins Thal.

Der Oettinger trug seine regungslose Bürde mit schwebenden Schritten durch den Thorbogen und über den Vorhof nach der inneren Burg empor. Ein seliger Taumel erfüllte ihn; nicht daß das Weib in seinen Armen ihm die leicht entzündeten Sinne verwirrte oder Freude über den wichtigen Fang ihn so erregte: es war einzig die Wonne, daß der Schuß nicht getroffen, daß die Hölle ihn nicht beim Wort genommen, den schwarzen Wunsch einer jähen Aufwallung nicht erfüllt hatte. Mit einem jauchzenden Zuruf erwiderte er den hellen Gruß der Seinigen; dann rief er nach Wasser und wollte die Frau, die er für ohnmächtig hielt, auf einem der umher verstreuten Steinquader niederlassen. Sie aber sprang mit zorniger Bewegung in die Höhe und stand, die Arme über der schwer athmenden Brust verschränkt, keines Wortes mächtig vor ihm. Der Helmsturz war ihr bei dem heftigen Fall vom Rosse übers Gesicht gesunken.

„Willkommen, grimme Feindin," sagte er, „auf meiner Burg. Laß dir gefallen, daß einstweilen sie dich beschlossen hat. Für Bequemlichkeiten ist freilich schlecht gesorgt; du mußt fürlieb nehmen."

Er sprach die scherzenden Worte nicht in bitterem Hohne, sondern mit der ganzen übermüthigen Laune, die ihn in jenem Augenblick erfüllte. Sie aber hörte nur den Spott und wandte sich mit einem trotzigen Rucke der Schultern hinweg, ohne eine Silbe zu entgegnen. Eine wunderliche Gedankenjagd tobte in ihrem Inneren. Sie hatte bisher ihr Mannthum in völlig naiver Weise geübt; einmal war es gar nicht ihre bewußte Absicht, so zu sein, wie Männer sind, alsdann war all' der Stolz, die Willenskraft, die Wucht und Raschheit des Handelns, die Unbeugsamkeit, der lodernde und unversöhnliche Haß nichts Anderes als eine durch Geschick und Lebensstellung gezeitigte üppige Entfaltung durchaus weiblicher Eigenschaften, und selbst seit jenem Drohworte, daß er die burgundische Schürze kennen lernen sollte, empfand sie nur den Wunsch, die Kränkung ihrer Frauenehre, ihrer Herrinnenwürde zu rächen. Jetzt zum ersten Male, Brust an Brust mit dem Todfeinde, in der außerordentlichsten Lage, die ihr nicht anders denn als ein blutig ernstes Spiel mit dem Einsatz des Lebens erscheinen konnte, in Arme geschlossen, welche wahrlich nicht ungestümer Minnedrang um ihren Leib geschlungen hatte, — da schrie es in ihr: so faßt man kein Weib an! da zuckte der Wunsch auf, sich nicht auf Männerwerk eingelassen zu haben; da kam es ihr zum Bewußtsein, daß ihr Thun eine Verleugnung der Weiblichkeit sei: ein tiefes Verzagen wollte sie überkommen; aber ihre Seele war zu hoch gewöhnt, als daß nicht aus dieser jähen Empfindung zugleich die Klarheit hätte aufleuchten sollen über das, was ihr zu thun obliege. War ihr Schicksal ein Mannesgeschick, so mußte sie sich auch als Mann verhalten.

Hätte sie auch Zeit gehabt, dieser blitzartigen Erkenntniß nachzudenken, das Ergebniß wäre kein anderes gewesen, als daß sie gethan hätte, was sie in Wirklichkeit that: sie hätte sich ebenso völlig als Weib gezeigt, ihrem Bewußtsein hätte sich ebenso ihr eigenes Wesen, versteckt hinter dem Namen der Mannheit, untergeschoben, wie es nun geschah — sie wollte jetzt sein, was sie bisher frischweg gewesen war, nur glaubte sie damit etwas Anderes zu sein: eigensinnig, trotzig, unbeugsam, pochend auf ihren unbeirrten Muth, der doch nichts war als das Gefühl, sicher zu sein trotz allem Anschein der Gefahr, ein Gefühl, das ihr lediglich das Geschlecht gab. Sich einzugestehen freilich, sie rechne auf seine Schonung des Weibes, davor hütete sie sich wohl; um so zuversichtlicher aber hielt sie sich jene Prophezeiung vor Augen, von der gerade jetzt das aller-

kenntlichste Stück eingetroffen war: die Lerche war erwischt, und eben das bewies, daß Alles kam, wie es im Märchen stand, also auch das Ende.

Der Oettinger sah lächelnd auf ihre hochfahrende Haltung. Er hatte seine Freude dran, weil — der Schuß nicht getroffen. Er bat sie, den Helm zu lüften; er fragte, ob sie stumm sei; — sie lüftete den Helm nicht und blieb stumm; sie war sich schuldig, das nicht zu thun, was er wollte. Weil sie sich fragte: wie muß ich männlich handeln? handelte sie gleich einem unreifen Mädchen. Sie fühlte das auch, ärgerte sich aber über den Anderen. Und als dieser meinte, zwei so gute Feinde wie sie dürften sich wohl ins Auge schauen, auch seine Begierde bekannte, die grimme Burgunderin, die so kriemhildenhaft wider ihn wüthe, von Angesicht kennen zu lernen, und dabei mit freundlicher Zudringlichkeit ihren Helmsturz in die Höhe schieben wollte, da war sie sich's schuldig, zur Abwehr die Klinge blank zu ziehen.

Friedrich lachte hell auf und verbesserte dadurch ihre Laune keineswegs. Die böse Bemerkung, er habe nicht gewußt, daß sie Grund habe, ihr Gesicht zu verbergen, konnte er nicht unterdrücken. Sie zuckte, aber der Helmsturz blieb unverrückt; und ihr Gegner, der doch so manches ähnliche Sträuben dreist besiegt hatte, ließ sie gewähren; was er dem verstellten Widerstande gegenüber hundert Mal gethan hatte, konnte er hier nicht übers Herz bringen.

Auch gab es Wichtigeres zu thun. Für Heinriken hieß er Polster in die Capelle bringen, die, an die stärkste Stelle der Ringmauer angelehnt, allein unter allen Gebäulichkeiten des Burgraumes nur leichte Spuren der Beschießung trug. Dann bat er sie, unter dem Dache des heil. Michael fürlieb zu nehmen, er habe ihr kein anderes anzubieten; der Heilige sei übrigens ganz gutmüthig, und auch der dreischwänzige Drache unter seinen Füßen sei durchaus nicht zu fürchten. Sie stand, als höre sie nicht. Da sagte er leichthin: „Männer pflegten sonst sich ins Unvermeidliche zu fügen und ohne Beihülfe von Knechten in ihr Verließ zu gehen." Wiederum zuckte sie zusammen, heftiger als zuvor; sie verstand, daß er den Grund ihres Benehmens, die seltsame Unsicherheit in ihrem Inneren ahne. Das Blut stieg ihr ins Gesicht; sie war froh um den Helmsturz. Der kleine Fuß zuckte schon, zornig zu stampfen, aber mit raschem Entschluß ward er vorgesetzt. „Fuhrmann," knirschte sie halblaut, „es kostet dir dein Leben!" und stieg die Stufen hinan.

Der Oettinger meinte, sie spiele auf sein Wappen an und wolle, das Brackenhaupt als einen Fuhrmannsspitz deutend, ihn mit ihrer Rede kränken. Er lachte nur und rief ihr nach: „'s ist ein Bracke, Frau Rita, und ich mein', er hat den ‚Hirsch' gestellt und das ‚Fischlein' erschwommen."

Die Thür der Capelle fiel hinter Heinriken zu, die alsbald, tastend in dem dämmerigen Raum, den schweren Riegel suchte und vorstieß. Tief aufathmend trat sie an das einzige Fenster, welches durch die dicke Ringmauer gebrochen war, eine schmale, nach innen sich verbreiternde Scharte, die auch das Heiligthum in die Wehrhaftigkeit der Burg mit einbezog. Ein Streifen Mondlicht lag auf den Quadern und rann, in schwebenden Stäubchen spielend, auf die Fliesen hernieder. Drüben ruhte das dunkle Gebirg und hing ein Endchen Nachthimmel; die Belagerungswerke hätte sie nur erblicken können, wenn sie sich auf die Brüstung schwingen wollte. Sie lauschte hinaus nach der Aufregung im Lager, sie hörte den Schritt des wachenden Knechtes vor der Thür, sie starrte in das Mondlicht, das sie heraufgelockt und ihr nun als Kerkerleuchte diente. Eine Thräne stieg

ihr ins Auge, die sie zornig zerdrückte; auf das klopfende Herz legte sie die geballte Hand. Er hatte gelacht, er hatte sich zu ihr herabgelassen, war auf ihre Gemüthsverfassung schonend eingegangen; sie stand unter ihm, sie war nicht groß genug gewesen, aber künftighin wollte sie es sein: nur die Verwirrung des Augenblicks hatte ihr die falsche Haltung gegeben. Ein todverachtender Entschluß stand vor ihrer Seele; sie schauerte davor, aber sie faßte ihn. Ihr Drohwort mußte erfüllt werden, und die Weissagung gab ihr Recht; sie gab ihr freilich auch die Ueberzeugung, daß es ihr glücken werde. Und was etwa noch an Bedenklichkeit übrig war, das zerstreute vollends ein kleiner Vorgang, der für einen Mann nicht bestimmend gewesen wäre.

„Ich frei, er mein!“ schrie sie plötzlich auf. Ueber den schmalen Streifen Himmel, den die Luke freiließ, war ein goldener Faden geglitten; ein Stern war gefallen. Was man in solchem Augenblicke wünscht, das geht in Erfüllung; der Himmel selber hatte ihr ein Zeichen gesendet: von dem ganzen weitgespannten Zelte hatte er gerade diesen dürftigen Streif, der ihrem Auge zugänglich war, ersehen, die Schnuppe aufflackern zu lassen. Sie schalt sich im Stillen, daß sie gesagt hatte „er mein“ statt „er mir beschlossen“; aber es war zu geschwind gekommen, übrigens konnte kein Zweifel sein, was das Mein bedeute.

Gegen Mitternacht ohngefähr erfolgte, was sie erwartet hatte. Eine Trompete begehrte Einlaß für einen Unterhändler. Gespannt horchte Heinrike hinaus. Sie hörte den Oettinger mit bitterem Lachen sagen: „Wozu das Possenspiel? Nehmt ihm die Binde ab. Was hier zu sehen ist, sehen sie ja von ihrer Ebenhöhe jeden Tag.“ — Danach klang Rudolf's von Ehingen ruhige Stimme. Er bat um Herausgabe seiner Herrin und verlangte die Bedingungen zu hören.

Heinrike riß die Thür auf und trat unter den schattigen Thorbogen.

„Hier ist sie selbst,“ sagte der Oettinger, „um mitzureden, dieweil sie geschätzt wird. — Es scheint ihr schwer zu fallen,“ fuhr er nach einer kurzen Pause fort; „geh' hin zu ihr, Ehinger, und verhandle mit ihr in der Stille.“

Der Ritter trat in die Capelle. Heinrike faßte ihn beim Handgelenk und zog ihn nach der Helle. „Ehinger,“ sagte sie hastig, „gedenkst du deines Vaters?“

„Ja.“

„Die Stund' ist da, ihn zu rächen. Und gedenkst du jenes Wortes im Schloßhofe zu Stuttgart? Gedenkst du deiner Ausforderung? Ist dir's Ernst, für die burgundische Schürze dein Schwert zu ziehen? So thu' es heute noch, in dieser Nacht. Eh' der Tag graut, muß es vollendet sein.“

Kein Sträuben half, keine Vorstellung; sie blieb dabei, daß verfahren werden sollte, als wäre sie nicht in der Burg. Sie drängte ihn vor die Thüre und schob den Riegel wieder vor. Dann warf sie sich auf die Polster, die am Boden lagen, und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu. Bald hörte sie klopfen, laut, ungestüm. Sie rührte sich nicht und gab keine Antwort. In fieberhafter Aufregung harrte sie so mehrere Stunden. In ihren Ohren brauste das Blut, sie hörte das dumpfe Getöse nicht, das von außen hereindrang. Endlich ward es laut: Steinlasten krachten polternd von den Mauern, wilder Kampfruf scholl herauf. Des Oettinger's Stimme klang wie die eines Löwen: „Freunde,“ rief er, „werft die Waffen weg, sie wimmeln herein von allen Seiten!“

Heinrike öffnete die Thür. Auf ein Häuflein zusammengedrängt, stand die kleine Schar der Belagerten. Matt wehr-

ten sich die Knechte; sie wollten dem Geheiß ihres Herrn, die Waffen zu strecken, nicht nachkommen, so lange sie ihn und Meinloh noch kämpfen sahen. Aber die Uebermacht war zu groß. Schwer getroffen fiel Meinloh zu Boden, die Knechte ergaben sich. Nur Friedrich stand noch aufrecht, aber er taumelte. Ein wuchtiger Streich warf auch ihn danieder, und über den Gefallenen sprang Rudolf von Ehingen. Da, mit einem lauten Schrei, stürmte Heinrike aus der Thür; ihre Klinge schlug das Schwert, das schon zum letzten Stoß ausholte, bei Seite. Der Ehinger hob noch einmal das Schwert und rief mit heißen Blicken: „Er ist mein! Ihr selber habt ihn mir gegeben!"

Aber Heinrike warf sich über den Hingesunkenen, dem die Sinne geschwunden waren. — —

In derselben Nacht, wenige Stunden nach Heinrikens Gefangennahme, hatten die Städter ihrerseits einen Fang gemacht. Die weiße Frau hatte sich wieder blicken lassen; aber sei es, daß in der allgemeinen Aufregung die Gespensterfurcht schwand, sei es, daß die hin und wider laufenden Kriegsleute der Gestalt unversehens so nahe kamen, daß sie den Schrecken, welchen dieselbe einflößen wollte, vielmehr auf ihrem eigenen Gesicht erkannten: kurzum, sie ward ergriffen. Wer die prachtvoll wiederhergestellte Burg Hohenzollern besucht hat, wird sich erinnern, in der Galerie der Bibliothek das Bild dieser weißen Frau gesehen zu haben, wie sie mit feierlicher Geberde durch das Lager hinwandelt. Das schöne Gespenst war ein Mädchen aus Mössingen im Steinlachthale, die Tochter eines von des Oettingers Grundholden. Die geschriebene Ueberlieferung weiß, daß sie des Grafen „amasia" war; das Volk nannte sie die Gräfin, ihr Taufname war Diemut. Damals, als der Oettinger heimlich die Burg verließ, um seinen fruchtlosen Bittgang bei befreundeten Fürsten anzutreten, hatte er die Geliebte sammt den Hauskleinodien und Urkunden aus der Burg geschafft und an einem sicheren Orte untergebracht. Das hochherzige Geschöpf war aber seinem Herrn mit so inniger Liebe ergeben, daß es, nicht achtend der Gefahr für sein eigenes Leben, den Belagerten als Späherin diente und ihnen Pulver und Wundsalbe zutrug. Nun, in der letzten Stunde, fiel die Getreue ein paar Floßknechten in die Hände, welche beim ulmischen Aufgebot standen. Ein Patriciersohn, dem ihre Schönheit in die Augen stach, verschaffte, daß sie nach Ulm gebracht und dort gerichtet werden sollte, erhielt auch alsbald von seinen lachenden Landsleuten das Geleitsamt übertragen, da seine kriegerischen Tugenden im Lager nicht unbedingt von Nöthen waren, und säumte nicht, den Auftrag auszuführen.

Am anderen Vormittag, als Diemut schon mit einer Abtheilung heimziehender Völker den Weg nach Ulm angetreten hatte, versammelten sich vor dem Kloster Stetten im Zeltlager die Kriegshauptleute; den Vorsitz führte ein Diener Württembergs, Anshelm von Lichtenstein, der letzte seines Namens, derselbe, dessen Vater den Stammsitz seines Hauses an die Württemberger veräußert hatte. In den Ring wurden die Knechte des Oettingers geführt, dann er selbst mit Meinloh dem Flehinger. Auf einem Stuhle ward der wunde Mann herbeigetragen; doch eh' er ganz am Ziele war, hieß er anhalten und trat hochaufgerichtet vor die Versammlung. Ob die Knechte alle sein eigen seien, ward er gefragt. Einige freie seien darunter, erwiderte er, doch sämmtliche aus seiner Grafschaft. Niemand widersprach dem Zeugniß, und so wurden die Knechte ihrer Stricke entledigt und entlassen; da sie nur ihrer Unterthanenpflicht gehorcht hatten, so setzte man sie gern in Freiheit: sie gefangen zu halten, hätte Unkosten ge-

macht, sie zu tödten, wäre unnützes Blutvergießen gewesen. Den Städtern genügte, die unfriedliche Burg in ihren Händen zu wissen. Auch Meinloh, Friedrich's Dienstmann, ward in Freiheit gesetzt. Zu ihm wandte sich der Oettinger und sprach, auf die wehenden Fahnen der Städte mit dem damals noch einköpfigen Reichsadler weisend, in wehmüthigem Scherze: „Siehst du, hereingedrungen ist der Adler, aber verschlingen mag er dich nicht.“ Der Flehinger hatte ihm nämlich vor wenig Wochen durch Diemut's Vermittelung einen Brief zugehen lassen um schleunige Hülfe: er könne nicht davor sein, daß der Adler möge hereindringen; sonst verschlinge er sie in Hohenzollern, der Burg. Dann, als ob er nicht neben dem Reichsadler die Hirschhörner erblickte, sprach der Oettinger: „Mich, ihr des Reiches freier Städte Bürger, habt ihr nun anders als eh', da ich euch mit Kopf und Arme zu Diensten war; diesmal werdet ihr euch mit dem Kopfe begnügen lassen, macht nur, daß es bald zu Ende geht.“

Er sagte es ganz gelassen und ruhig; des Lebens ledig zu sein, nachdem er Alles verloren, war sein redlicher Wunsch. Von dem alten lustigen und trutzigen, wag- und zornmüthigen Oettinger war nichts mehr zu spüren; er stand ohne Hoffnung und ohne Furcht, ein todgefaßter Mann. Ein Rottweiler rief ihm zu: „Verdient hättet Ihr's, den Kopf zu verlieren, weil Ihr drei unserer gefangenen Landsleute ruchlos auf den Zinnen aufgeknüpft habt.“ Da brauste aber der Oettinger auf: „Wann hätt' ich den Henker gemacht?“ Flehinger sank ihm zu Füßen, daß er es während des Grafen Abwesenheit gethan habe, aus Noth der Nahrung. Der Oettinger winkte ihm aufzustehen und sagte: „Gut, ich habe mich geirrt; es ist geschehen, ist in meinem Namen geschehen: ich bin euch drei Hälse schuldig, nehmt, weil ich mehr nicht habe, vorlieb mit dem einen.“

Da trat Eitelfriedrich, sein Bruder, an ihn heran; er hatte sich bisher in den hinteren Reihen gehalten und den Muth nicht erschwingen können, sich dem Bruder zu zeigen. Jetzt nahte er mit verlegener Miene, wollte ihm die Hand reichen und sagte leise, was eine Rechtfertigung und ein Trost sein sollte: da die Belagerung doch nicht abzuwenden gewesen, so habe er sich in Gottesnamen zu den Feinden gehalten, damit er ein Anrecht und eine Gelegenheit gewänne, von der Burg und von ihm das Aeußerste abzuwenden. Der Oettinger weigerte ihm die Hand, blickte finster zu Boden, und erst als der Andere geendet, hob er den traurigen Blick und sagte: „Fritz, ich möchte nicht in deinen Schuhen stehen.“

In diesem Augenblicke drang hoch vom Zollern her ein dumpfer Knall; Alle wandten die Gesichter dahin: ein weißes Rauchwölkchen flatterte über der Burg, eine breite Bresche klaffte in der Mauer. Eitelfritz erbleichte. „Das ist wider die Abrede!“ schrie er und wandte sich mit heftigen Worten an den Lichtensteiner. Dieser gebot Ruhe und sagte: welche Abrede jener meine, sei ihm nicht bewußt; er kenne nur die zwischen des Reiches freien Städten und seiner gnädigen Frauen, Gräfin Heinrika. Und danach treffe es die Städte, ihm, Grafen Eitelfritz, die Burg zu übergeben, nachdem sie daran gethan, wie die Acht des kaiserlichen Hofgerichtes es verhängt habe; der Gräfin Heinrika Amt aber sei es, den gefangenen Aechter in Verwahr zu nehmen.

„Fahr' hin, Zollern, unbeschlossen!“ rief der Oettinger und riß sich den Verband von Haupt und Brust, daß das Blut strömend hervorbrach; mit mörderischem Finger griff er sich in die Wunden und sank leblos zusammen. Hinter dem Gitterfenster einer Zelle im nahen

Kloster scholl ein Schrei des Schmerzes und Schreckens. Dort hatte lauschend Heinrike gestanden.

* *
*

Es war etliche Wochen später, im Schlosse zu Hohentübingen, dem Widum und Wittwensitz der Gräfin. Vor der Thür eines Thurmgemaches stand Heinrike auf den Zehen und spähte durch das herzförmige Guckloch, indem sie das drehbare Brettchen, das von innen dem Blicke wehrte, mit leisem Finger bei Seite schob. Drinnen saß am Fenster der Oettinger, bleich und ernst, und blickte hinaus ins Neckarthal und über die Albhöhen hin, wo in der Ferne ein schlanker Bergkegel ragte, seiner Zier entkleidet, der Krone aller Burgen im deutschen Lande. Die Junisonne drang warm herein und umspielte freundlich das goldbraune Haar. Der Blick nach dem Zollern that dem blassen Manne weh; er wandte das Haupt dem Zimmer zu. Heinrike ließ den Schieber wieder vorgleiten und preßte die Hände in einander, indem sie mit gesenkter Stirn sachte von dannen schritt.

Sie war rathlos. In banger Sorge, in zaghafter Hoffnung, in unermüdlicher Pflege hatte sie die letzte Zeit verbracht. Sie selbst hatte den Leblosen hergeleitet, als er in einer Sänfte nach dem Schlosse geschafft ward. Und als er dann leichenblaß, mit geschlossenen Augen und unmerklichem Odem auf dem Bette lag, da stand sie in gewaltiger Erschütterung an seinem Lager. Die Dienerinnen blickten scheu auf ihr starres, todbleiches Angesicht und schlichen aus dem Gemache, als Alles beschickt war. Da sank die stolze Frau auf die Kniee und weinte bitterlich. Sie faßte die herabhängende kalte Hand; ein Schauer rieselte daraus durch ihren Leib. Sie flüsterte stammelnde Worte, halb Gebet und halb Bitte an den Wunden. Nur zum Leben sollte er wieder erwachen, sie wollte nichts Weiteres mehr, ihre Rache war vollendet, und nun entsetzte sie sich, wie die vollendete aussah; falls nur nicht das Grab ihn beschloß, sie selber wahrlich wollte es auch nicht thun.

Tage und Nächte saß sie an seinem Lager, rückte ihm die Kissen, netzte ihm die Lippen, kühlte ihm die Wunden, ersehnte die Stunde, da er die Augen wieder aufschlüge, und bangte doch davor. Sie hatte sich nicht getraut, seinem Blick zu begegnen; immer klang's ihr im Ohr, wie er damals vor Stetten zu seinem Bruder gesagt: ich möchte nicht in deinen Schuhen stehen. Welch ein Ton war das gewesen, wie donnerhaft dröhnte der Sinn aus den ruhig gesprochenen Worten! So vor ihm zu stehen, solch ein Wort von ihm hören zu müssen, sie hätt' es nicht ertragen. Aber lag denn ihr Fall nicht ganz anders? Hatte sie ihn verrathen? Welche Verpflichtungen banden sie an ihn? War er es nicht gewesen, der, seine Verpflichtung mißachtend, ihr den Vertrag zerrissen vor die Füße warf? Und wie hatte sie sich damals auf ihn gefreut gehabt, wie gedachte sie ihn als Freund zu grüßen, vom Dienstmann wahrlich hätt' er nichts merken sollen! Freilich, das wußt' er nicht; hingegen auch drückt' ihn die Dienstbarkeit nicht, er war ja gekommen, er war ja schon da! Woher also der Bruch? Weil er Freundestreue halten wollte. Die ganze Zeit her hatte sie nur immer an die Schmach gedacht, die sein Jähzorn ihr angethan; Tag und Nacht verfolgte sie das böse Wort, das er gesprochen, und stachelte ihre Rache: nun zum ersten Male rief sie sich jenen ganzen Auftritt zurück, erwog, was ihn bewogen, versetzte sich in seine Lage, seine Seele. Er war ein Mann; damals hatte sie's im schlimmen Sinne erfahren, sie hätt' es bei

kaltem Blute ebenwohl im guten anerkennen können. Und ein Mann war er geblieben, wie schön in sich gefestet stand er noch in jenem letzten Augenblick! Sie aber? Sie hatte ihm beweisen wollen, daß sie keine Schürze sei, und hatte ihm gezeigt, sie sei kein Weib. O, es war unweiblich, war unmenschlich, was sie gethan. Niemand sagte ihr das, aber die stummen, blutlosen Lippen da drüben redeten laut. Kein Weib! und das wollte sie von dem Manne nicht hören und mußte doch erwarten, es zu hören.

Die Zeichen ihrer Gemüthslage zu deuten, war nicht schwer. Alle im Schlosse konnten es und thaten es: für sich, unter sich. Zu ihr sprach Niemand. Sie hatte keine Freundin: keine ebenbürtige Frau und keine Zofe durfte sich ihrer Vertraulichkeit rühmen; sie war geblieben, wie sie als Kind sich genannt, die gebietende Gräfin von Württemberg und Mömpelgard. Ein schalkhaftes Wort aus liebem Munde hätte ihr den eigenen Sinn entschleiert und die Zunge gelöst, daß sie erröthend bekannt hätte, was schon alle Vögel auf den Zinnen sangen. So aber wandelte sie wie eine Blinde dahin, und doch in unbewußter Sorge, etwas zu hören, was ihr Herz nicht zu wissen die Arglist hatte. Wenn einer von den Höflingen sich theilnehmend nach dem Befinden dessen erkundigte, dem die Herrin so unverhüllte Sorge trug, so schaute sie ihm streng in die Augen; es waren aber gut geschulte Höflingsaugen, die nichts verriethen, und sie pflegte wohl mit einem Lachen, über das sie selber erschrak, zu entgegnen, es scheine gut zu gehen, wäre auch schade, wenn die Schürze um ihre beste Beute käme.

Daß eine Frau und Mutter, ein reifes Weib von dreißig Jahren, auf dieser vollen Höhe ihrer Entfaltung zum ersten Male Empfindungen an sich gewahre, welche die Mehrzahl ihres Geschlechtes weit früher kennen lernt, ist etwas, das die Erfahrung durch reichliche Belege bestätigen kann, und der Blitz, der ein solches weltkundiges Herz in Flammen setzt, wirft zugleich sein blendendes Licht ins Bewußtsein; aber sie, die Willensstarke, Wahrhafte, mochte sich nicht willen- und wehrlos denken; die mit Männerwaffen gekämpft, ihr Geschlecht nur als eine zufällige Schranke betrachtet hatte, ahnte nicht, daß ihr Geschlecht sich rächen könnte; Reue und Mitleid mußte ganz wie sie ein Mann empfinden, der sich sagte, er sei zu weit gegangen. Nachdenken hätte sie freilich aufgeklärt, und an Anlaß zum Nachdenken fehlte es nicht. Eitelfritz war gekommen; eine Stimme, die sich brüderliche Pflicht nannte, trieb ihn, für den Gefangenen sein Wort einzulegen. Der Mann, der seinen Bruder verrathen, war ihr im Innersten verhaßt; sie dachte ihn zu verscheuchen durch den in seiner Gegenwart ausgesprochenen Befehl, ihrem „besten Bundesgenossen wider Zollern“ Gemächer anzuweisen. Er war harthörig genug, zu bleiben. Bald merkte er, wie es stand; und wie er immer ein Neider und Nachahmer seines Bruders gewesen, leuchtete ihm sofort ein, es wäre klug und ersprießlich, auch hier den Verhaßten zu verdrängen und zu ersetzen. Enttäuscht zog er nach einer Weile ab, nicht ohne sehr verständliche Zeichen von Eifersucht gegeben zu haben. — Der Kurfürst von Brandenburg hatte einen Abgesandten geschickt, der um milde Haft für den Stammverwandten bitten sollte. Mit sorglicher Miene war er erschienen; lächelnd nahm er Abschied und meinte, der Gefangene sei in den besten Händen. „Die Thoren wähnen,“ sagte Heinrike, „ich liebe ihn; in der Liebe ist keine Furcht — und ich fürchte mich vor ihm.“

Der Augenblick, den sie fürchtete, kam immer näher. Der Kranke schlug die Augen auf, und nach einem verwunderten,

irren Fieberblick schloß er die müden Lider wieder. Von Stund' an ließ sich Heinrike öfter als bisher durch eine Dienerin an seinem Lager vertreten und zeigte sich nur noch, wenn sie sicher war, daß er schlafe. Die Genesung schritt vor, er konnte das Bett verlassen. Sich zu überzeugen, daß ein gütiges Geschick die Blutschuld von ihr abgewandt, war kein Grund mehr vorhanden. Und doch fühlte sie den Drang, ihn zu sehen. Es that ihr wohl, den Stachel des Vorwurfs immer aufs Neue sich in die Seele zu drücken, sich immer wieder zu freuen, daß ihr das Aergste erspart worden. Aber die Welt! die Leute, die ihre Meinung oder, sofern sie dieselbe verbargen, ihrem argwöhnischen Auge verriethen, daß sie es thaten! Daß nichts Wahres daran sei, sollte ihnen bewiesen werden — vielleicht auch ihr selbst. Sie trug sich mit einer Absicht, die nur ihrer Unberathenheit möglich war. Sie ließ das Thurmverließ rüsten, das nur vermittelst eines Haspels zugänglich war. Doch begnügte sie sich nicht mit dem Auftrag. Sie befuhr selbst den Schacht. Er war nur etliche Klafter tief, aber dumpf und schaurig das Gemach, spärlich erhellt aus einer schmalen Scharte. Tag und Nacht glosteten Kohlen in dem engen Raume; man hatte Mühe, den erstickenden Dunst abzuleiten, und fand dann Wasser auf dem Boden zusammengeronnen, daß man die Trockentücher auswinden konnte. Sie ließ nicht ab, bis Boden und Wände trocken waren; dann wurden Binsen gestreut, statt des herkömmlichen Bundes Stroh ein Bett in die Tiefe geschafft. Der Kerker war in Stand gesetzt, aber sie zögerte noch immer. So oft sie durch die Thür des Krankenzimmers spähte, gewährte sie noch einen Tag Aufschub.

So auch heute wieder. Sie kehrte unzufrieden mit sich selbst von ihrem Lauerposten zurück und konnte sich doch noch nicht entschließen, das grausame Wort zu sprechen. Oben fand sie zwei Klosterfrauen ihrer harrend. Sie waren von Stetten herübergekommen, wo das Erbbegräbniß der Zollern der Hut eines Frauenstiftes anvertraut war. Ob ihnen nicht gestattet würde, fragten sie an, den Wunden zu pflegen oder, falls dies nicht mehr nöthig, den Gebeugten aufzurichten, dem Einsamen geistliche Auferbauung zu gewähren. Heinrike forschte sie aus und erfuhr, daß derlei Besuch bei Gefangenen nicht selten zu ihren Obliegenheiten gehöre, wo ein mildgesinnter Gebieter die leibliche Haft durch die Freiheit der Kinder Gottes zu lindern wünsche. Heinrikens Auge leuchtete auf; die Nonnen nahmen mit Erstaunen wahr, wie sie den Schnitt ihrer Kleider zu mustern schien. Dann nach einigem Besinnen gab sie ablehnenden Bescheid; später vielleicht, sagte sie.

In der Stadt unten am Markte war ein Tuchladen; dahin verfügte sich die Gräfin und machte den Kaufherrn glücklich durch den beträchtlichsten Handel, den er Zeit seines Lebens gemacht. Das Schloßgesinde wunderte sich nicht wenig der plötzlichen Mildigkeit der Gebieterin, welche jegliches mit einem neuen Gewande bedachte. Diese aber saß in verschlossener Kammer, schnitt, maß und nähte an einem klösterlichen Gewande für ihren schönen Leib. Rasch ging die Arbeit nicht von Statten, denn es war lange her, daß sich diese Finger, nicht eben allzu willig, solch weiblicher Hantirung unterzogen hatten. Auch war so häufig in Monden nicht der Spiegel um Rath gefragt worden; dafür wußte er nun Ausstellungen über Ausstellungen zu machen. Und sonst noch mußte etwas sein, das die Vollendung des Werkes verzögerte; denn mehr als einmal ward eine Naht wieder aufgetrennt, an der das kunstgeübteste Auge keinen Tadel gefunden hätte.

Endlich war sie fertig; mit einem Seufzer. Sie gefiel sich wenig, als sie sich im Spiegel besah, das bräunliche, stolze Antlitz von dem weißen Demuthsrahmen umhüllt. „Ei," lachte sie trotzig auf, „wozu auch schön sein, und für wen?" — Der komödienhafte Zug, der, wie früherhin schon eingestanden, ihr Verhältniß zu dem Oettinger kennzeichnet, ward von der Rathlosen zu einer willkommenen Deckung aufgegriffen: was keiner Anderen auch nur entfernt so wunderlich angestanden wäre als ihrem unverstellten Wesen, das däuchte ihr das Angemessenste; jetzt am wenigsten hätte sie ihn das Gesicht, das der Zufall bis jetzt ihm verborgen, mögen sehen lassen, es sei denn unter falschem Namen. Und sie, die Ränkelose, ging nun hin und gab das Kleid dem Gefängnißwärter, Dietrich, genannt der Märheld, sagte ihm, wie sie vorhabe, den Gefangenen nicht ohne Trost der Religion zu lassen, aber damit irgend welcher Zettelung mit der Außenwelt vorgebeugt werde, dies Amt selber zu übernehmen gesonnen sei, empfahl ihm auch, das Gewand wohl zu verstecken, doch jederzeit bereit zu halten, sowie, falls ihm Brot, Freiheit und Leben lieb sei, reinen Mund zu halten.

Groß war das Erstaunen, ja die Entrüstung im ganzen Schlosse, als man durch den alten Märheld erfuhr, Graf Friedrich sei in das Thurmverließ gebracht worden, dessen sorgfältige Zurüstung man auf die Ankunft irgend eines neuen Gefangenen gedeutet hatte. Heinrike begegnete nassen Augen und selbst unehrerbietig kalten Blicken: welche Katzengrausamkeit, mit Aufwand aller Sorge und Pflege den Unglücklichen dem Tode abzuringen, nur um ihn zu quälen und die allgemeine Meinung in unmenschlicher Weise Lügen zu strafen! Sie aber war heiter wie seit lange nicht: was sie erreichen wollte, daß nämlich seine Freunde, bekehrt von dem Wahne, sie liebe ihn, herbeieilen und Fürbitte bei ihr einlegen sollten, das mußte ja in Kürze erfolgen; und einstweilen ihm die Einsamkeit zu verkürzen, die Gefangenschaft erträglich zu machen, dafür wollte sie schon sorgen, das sollte zugleich ihre eigene Buße sein; und der Reiz des Geheimnisses ihm und der Welt gegenüber, des listigen, irreführenden Treibens, erwies sich nicht wirkungslos, so ungewohnt es ihr war.

Einen ganzen Tag vermochte sie es über sich, dem Thurme fern zu bleiben; dann erst schlich sie zu dem alten Märheld, dem sie den Auftrag gab, einen zweiten Schlüssel für ihren Gebrauch anfertigen zu lassen, warf das Nonnengewand über und begab sich in den Kerker. Trübselig genug war unten der Gefangene gesessen; aber da er jetzt zur ungewohnten Stunde Schritte über seinem Haupte hörte, die von kleinen Füßen herzurühren schienen, argwöhnte er, seine Feindin sei gekommen, sich an seinem Elend zu weiden. Den Triumph sollte sie nicht haben, ihn gebeugt zu sehen, und im lustigsten Tone fragte er, was da oben umgehe. Eine weiche, wohllautende Stimme erwiderte: das Kloster Gnadenthal zu Stetten habe eine Tochter Gottes entsandt und die Frau Gräfin gnädigst gestattet, daß sie ihm Trost zuspreche. Er war angenehm überrascht. Eine Tochter aus so edlem Hause, entgegnete er, auf Besuch bei sich zu sehen, gereiche ihm zu hoher Ehre; nur schade, daß sie schon eines Anderen Braut sei, ein Verlöbniß mit ihr würde ihm zu einem mächtigen Schwäher verhelfen, dessen er an diesem Orte, wahrlich keinem Gnadenthale, gar wohl benöthigt sei.

Sie verwies ihm sanft die weltliche Rede; die Vermummung half ihr trefflich, sich in die Rolle zu finden. Sonderlich geistlich gerieth übrigens auch, was sie sagte, nicht. Sie erkundigte sich nach sei-

nem Befinden, beklagte sein Los, ließ die Gräfin nicht unbelobt, welche ihn doch wenigstens nicht zu völliger Einsamkeit verdammt habe; kurzum, sie sprach so wohlweise, aber auch so herzlich, freundlich, erbarmend, daß dem armen Gefangenen ganz wohl ward, um so wohler, als ihn eine leise Beschämung ergriff bei der Erinnerung, wie anders die Unterhaltungen geklungen hatten, die er sonst wohl nach der zuchtlosen Sitte der Zeit mit Töchtern Gottes geführt hatte. Diese hier däuchte ihm so anbetungswürdig, rein und werth ihres hehren Namens; wie Aveläuten tönte die holde Stimme; eine milde Wehmuth beschlich ihn. Dabei war er auch in dieser Stimmung Weltkind genug, daß er mit Entzücken wahrnahm, diese Tochter Gottes sei noch weit entfernt von der Stunde, die sie zu ihrem Vater riefe; und wenn sie, seinen Antworten lauschend, ihr Haupt über das Geländer neigte, das den Aufzug umschloß, hing er mit bewundernden Auge an dem edlen, zarten Umriß ihrer Züge.

Er könne sich nicht erinnern, ihr je begegnet zu sein, sagte er.

Heinrike gerieth nur einen Augenblick in Verlegenheit, dann begann sie mit geläufiger Zunge eine ersonnene Lebensgeschichte mitzutheilen, wie sie aus Mömpelgard stamme, als Kind schon der Gräfin zur Gefährtin bestimmt worden und nach Schwaben gefolgt sei; hier habe sie später einen edlen Herrn geheirathet, sei nun aber seit Monden Wittwe und habe, der Welt entsagend, in dem Kloster Aufnahme gefunden, das vor Kurzem unter württembergische Herrschaft gekommen. Auch Grüße von ihren Mitschwestern fügte sie bei und wußte Namen zu nennen, so viel ihr eben aus der Unterredung mit jenen zwei Nonnen geblieben waren.

Sie war zufrieden mit diesem ersten Tage und merkte an den folgenden zu ihrer Freude, daß sie mit Sehnsucht erwartet werde. Nur Eines schmerzte sie: so oft sie die Rede auf die Gräfin brachte und zu verstehen gab, daß diese ihrem Gefangenen gar nicht so unhold gesonnen sei und, wie aus verschiedenen Anzeichen zu entnehmen, es heimlich beklage, gegen einen solchen Mann zu solcher Handlungsweise genöthigt zu sein, begegnete sie immer der ausgesprochensten Abneigung, die nicht selten zu Ausbrüchen glühendsten Hasses sich fortreißen ließ. Wie sie gegen ihn gesonnen, hab' er reichlich erfahren und erfahr' es täglich; ihr toller Schwur sei erfüllt, sie habe nicht bloß all' das Seine, sondern auch ihn selber beschlossen, so enge, daß nur noch das Grab dies enger thun könnte; wäre sie hochherzig und nicht ein tückisches, erbostes Weib, so gäbe sie ihn jetzt frei; aber sie woll' es augenscheinlich zum letzten Ende führen, er sei ihr noch nicht beschlossen genug, sie fühle es, daß sie nur seinen Leib in Bande geschlagen (eine übertreibende Redensart, denn er war ungefesselt), seine Seele aber noch nicht bezwungen habe; die möchte sie mürbe machen, beugen, zermalmen, daß er um Gnade winselnd vor ihr läge; dahin jedoch werd' es nun und nimmermehr kommen; Schwester Hildegard (so hatte sich Heinrike ihm genannt) möge nur, fügte er wohl im Unmuthe bei, falls sie bestellt sei, ihn auszuhorchen, ihrer Gebieterin melden, der Oettinger sei frei, lache ihres Wüthens und hasse sie von Grund seiner Seele.

Ob er glaube, warf sie ihm schüchtern vor, daß sie noch zu ihm gelassen würde, wenn sie solche Reden der Gräfin hinterbrächte; er scheine doch ein besseres Zutrauen zu ihr zu haben, als er ausspreche, denn vor Jemandem, den man für eine Verrätherin halte, pflege man behutsamer zu sein.

Dann bat er sie flehentlich um Verzeihung für seine Hitze; ob sie es ihm in seiner Lage nicht übersehen könne, wenn

er gegen seine beste und einzige Freundin ungerecht sei.

Das war denn wieder ein Trost für sie. Als beste und einzige Freundin angesprochen, durfte sie hoffen, mit der Zeit den tödtlichen Haß wider die Feindin zu besiegen. Und das steckte sie sich nun als Ziel, ihm eine bessere Meinung von sich beizubringen. Warum aber wollte sie ihn dazu überreden, statt den Beweis der That anzutreten? Sie konnte ihn ja freigeben, konnte ihm sagen: sieh, die Schwester Hildegard, die seit Wochen die blutigsten Schmähungen auf Heinriken geduldig mit anhört, ist eben diese nämliche Heinrike. Warum nannte dies ihr Kopf eine allzu große Selbstdemüthigung, warum zuckte ihr Herz beim Gedanken an jenes? Sie war ein Weib. Das unklarste Verhältniß stört ein Frauengemüth nicht, wenn ihm etwas daran werth ist, das durch sein Dasein gewiß, durch jede Aenderung in Frage gestellt werden kann.

Gesprächsstoff gleicht den Hungerbrunnen, die jetzt überquellen und nun versiegen. Auch ohne das läge nichts Absonderliches darin, wenn selbst das mannschaffenste Weib, von Neugier getrieben, mit leisen Winken auf die allgemeine Sage zu deuten sich hätte einfallen lassen, welche dem Oettinger Frauensiege sonder Zahl zurechnete: bis in die Klostermauern — sagte sie — sei der Ruf gedrungen, daß er „so gar ein böser Mann“. Er ging mit kurzem Wort darauf ein, wie Einer, der einen unerquicklichen Gegenstand rasch zu erledigen wünscht: mit der Letzten sei's noch nicht so lange her als mit der Ersten. „Aber auch schon lange?“ fiel unwillkürlich Heinrike ein. „O ja, schon über Jahr und Tag.“ — Das war doppelter Auslegung fähig: entweder hatte er bei der Letzten die Lust verloren oder aber ihr Treue bewahrt; Mangel an Gelegenheit konnte nicht im Spiele sein; denn abgesehen davon, daß die Einschließung auf Zollern kein Jahr gedauert, hatte er die Hälfte dieser Zeit außerhalb zugebracht. - Sie sann der Sache nach, sagte sich, dieselbe könne ihr ja durchaus gleichgültig sein, und sann dennoch immer wieder.

Da ihr einfiel, ihre wiederholte Fürsprache für seine Widersacherin möchte seinen Verdacht erregen, so hielt sie es für gut, etlichen Tadel mit einfließen zu lassen und hob auf das gestrenge Hausregiment der Gräfin, vor der das Gesinde zittere, gelinde zu schelten an. Sie war höchlich erstaunt, als er entgegnete, eben das könnte ihm schier an ihr gefallen, wenn ihm überhaupt etwas an ihr gefiele; die Menschen, ob frei ob hörig, seien im Grunde plumpe, dumme Knechte, und hier und da einen geborenen Herrn zu sehen, thue immerhin gut, sei's auch in der Schürze. — Diesmal schuf ihr die Schürze keine Pein, und glücklich über den Erfolg, war sie darauf bedacht, es mit weiterem Schmälen zu versuchen. Eitelfritz war in den letzten Tagen wieder dagewesen, angeblich um sich nach seinem Bruder zu erkundigen; daß der Besuch in Wahrheit ihr galt, war ihr nicht entgangen, und die Gedanken, die sie sich über den schmachtenden armen Schächer gemacht, verarbeitete sie nun zu einer höchst glaubwürdigen Erzählung, worin dieselben alle in Thaten umgesetzt waren und welche beweisen sollte, daß Heinrike überaus grausam und fühllos sein müsse.

Der Oettinger lachte hell auf in seinem Verließe; dann sprach er: „Laßt Euch sagen, werthe Freundin und leider Braut des Herrn, ich hab' Euch schon öfter im Verdacht gehabt, es plage Euch ein leiser Hang zur Kuppelei. Nein, Ihr braucht nicht so entrüstet wegzufahren, ich sag' es nur im Scherze; aber wenn Ihr mir von der heimlichen Huld, so die Gräfin gegen mich trage, vorerzähltet, da hab' ich mir so allerhand Gedanken gemacht, ist mir

auch eine Geschichte dabei eingefallen, die ich vor Zeiten von einem Spielmann vernahm, und falls Ihr Lust habt, sollt Ihr sie hören. Als Kaiser Otto nach der Stadt Mailand kam, drängte sich auf dem Markte ein Weib an ihn, flehend, daß er ihr Recht schaffen sollte wider einen Mann, der ihr so schweren Unglimpf angethan, als ein Mann einer Frauen mag. Der Kaiser hatte keine Zeit und vertröstete sie auf späterhin; sie aber rief jammernd: Herr Kaiser, Ihr vergesset es. Da wies der Kaiser auf die Kirche, so am Markte stand, die sollte Zeugin seines Wortes sein, daß er ihrer nicht vergäße. Und als er wiederkehrte, ließ er das Weib vorfordern; doch sie verzichtete auf ihre Klage und sprach: Herr Kaiser, er ist nun mein lieber Mann. Da rief der Kaiser: Bei Otten Bart, er soll mir den Block küssen! Und also mußte der Mann des Henkers Beil schmecken, und das Weib hatte ihr Recht wider Willen. Nun sehet, meine holde Trösterin, ich könnte mir nichts Lustigeres denken, als wenn Frau Heinrike, die mich ehemals verfolgt hat bis aufs Blut, nun einen anderen Sinn zu mir faßte: das Feuerlein wollt' ich schüren helfen, daß dem tollen Weibe der Kopf brennte, nur damit ich sie auslachen könnte, und sollt' ich auch drum müssen den Block küssen; an meinem verlorenen Leben liegt mir ja doch nichts mehr. Oder auch wünscht' ich, daß mein edler Bruder Gnade fände vor ihren Augen, dann würd' ich doch wenigstens an dem gerächt: in ihrem Joche hätt' er keine gute Stunde mehr; freilich er ist zäh und hielt' es länger aus als der gute Herr von Württemberg, den die Arge vor der Zeit unter den Boden gebracht."

Es war eine harte Probe für Heinriken, aber sie bestand sie; sie konnte unbefangen, mit Scherzreden antworten, ihre Stimme blieb weich und einschmeichelnd, der Besuch ward heute nicht kürzer abgethan als an anderen Tagen. Sie war sehr Weib geworden. Eine zornige Thräne im Auge, kehrte sie in ihr Gemach zurück. „Also ein böses Weib bin ich! Daß ich ihn liebte, möcht' er, damit er mich verschmähen könnte. Warte nur, Fuhrmann, du bist noch nicht arm genug. Hinweg die Barmherzigkeit mit diesem Abscheulichen, den ich hasse, den ich noch grimmiger hassen will als zuvor!" — Sie trat vor den Spiegel und betrachtete sich lange; leidenschaftliche Gedanken wogten in ihrer Brust, ein stolzes Lächeln kräuselte die schönen Lippen.

Man brachte ihr einen Brief. Anna, ihr Töchterlein, das sie im vorigen Jahre an den Grafen von Katzenellenbogen verheirathet hatte in demselben zarten Alter, da einst sie selber war hingegeben worden, schrieb ihr Worte, die ihr das Herz zerschnitten. Was das Kind litt, hatte einst sie erlitten. Sie setzte sich und schrieb der Tochter einen Brief voll Verachtung des Männergeschlechts. Dann nahm sie ein anderes Blatt und richtete ein paar Zeilen nach Stuttgart, man solle ihr die zwei anderen Kinder schicken. „Mit welchen Dingen vergeudest du die Zeit, Heinrike," sagte sie, „und hast andere Pflichten!" Darauf versank sie in dumpfes Brüten. „Und wenn ich zehnmal Wittwe wäre," fuhr sie dann empor, „er soll noch auf den Knieen um Heinrikens Liebe flehen, und die Antwort wird ihm schlimmer sein als des Henkers Block."

Sie trat ans Fenster und blickte auf den Schloßhof. Eben ward eine Gefangene durchs Thor geführt, an den Händen geschlossen, ein schönes blondhaariges Weib, hoch von Wuchse, in der kleidsamen Tracht des Steinlachthales; von Scham verwirrt, gebeugt zugleich und stolz gefaßt, trat sie einher. Es war Diemut, welche zu Ulm Wochen lang in Haft gehalten, umständlichen Verhören unterworfen und schließlich nach langen Berathungen vor ein

anderes Gericht gewiesen worden war. Heinrike rief hinab, was es gebe. Rudolf von Ehingen, der allzeit seines Amtes waltende, erschien und meldete, die Ulmer Herren schickten ein Weib, das sie vor Zollern gefangen hätten, auf frischer That ergriffen und auch geständig, daß sie mit den Belagerten im Einverständnisse gewesen. Es habe sich aber befunden, daß sie eine württembergische Unterthanin sei, und deshalb hätten sie den Rechten ihrer gnädigen Frauen nicht vorgreifen wollen.

„Fort mit ihr an den Galgen!“ sagte Heinrike.

Der Ehinger stellte vor, daß die Ulmer gewiß kurzen Proceß mit der Schuldigen gemacht hätten, wäre nicht Mitleid mit dem armen jungen Wesen dazwischen getreten, so daß sie mit Freuden den Ausweg ergriffen, den Rechtsspruch von der Hand zu weisen.

„Und wer sagt dir das, du weiser Mann?“

„Sie ist aus Mössingen!“

„Gehört das nicht zu meinen Landen?“

„Vor wenigen Jahren noch war es zollerisch. Die Herzen wechseln den Herrn nicht so schnell als die Leiber. Bedenkt das, gnädigste Frau.“

„Sie hat Verrath geübt an ihrer rechtmäßigen Obrigkeit; und darauf steht der Tod.“

Rudolf entgegnete mit bittender Stimme: „Nicht ohne Richterspruch, nicht ohne sieben Zeugen; und höher, Herrin, als das Recht steht die Gnade.“

Heinrike biß sich auf die Lippe. „Man führe sie mir vor,“ herrschte sie. Rudolf verneigte sich, überreichte das ulmische Schreiben und ging weg. Heinrike brach das Siegel und überflog den Inhalt. Sie verfärbte sich, dann schoß ihr das Blut bis in die Schläfen; ein unheimliches Lachen brach von ihrem Munde. Den Brief in der kleinen Faust zerknitternd, rang sie nach Fassung und erwartete, nachlässig in einem Sessel lehnend, die Gefangene.

Sie maß das Mädchen von Kopf zu Fuß. Als die Diener abgetreten waren, begann sie mit einer Stimme, die allen Wohllaut eingebüßt hatte: „Du bist die Gräfin von Zollern?“

Das Mädchen schlug erstaunt die großen Blauaugen auf und erwiderte unter Erröthen: „So nennen mich die Leute, gnädige Frau; ich bin eines Bauern Tochter aus Mössingen.“

„Also vor Kurzem noch eine Leibeigene von Zollern?“

Diemut richtete das gesenkte Haupt in die Höhe, als sie die höhnischen Worte vernahm. „Nicht leibeigen, gnädigste Frau,“ versetzte sie; „mein Vater ist ein freier Mann. Aber Ihr habt Recht: ihm, den Euer Mund nicht nennt, bin ich mit Leib und Seele eigen.“

Heinrike erhob sich rauschend. „Und du schämst dich dieses Geständnisses nicht?“ rief sie, „du rühmst dich noch deiner Schande?“

Tiefe Röthe bedeckte Diemut's Wangen. „Vor Zeiten war's anders,“ sagte sie hastig; „die Alten gedenken's noch: da konnt' ein Graf eine freie Bauerntochter zum Weibe nehmen. Heut' geht das nicht mehr, ich weiß nicht warum, aber ich weiß es. O, meine Herrin, wenn Ihr ihn kenntet, wie ich ihn kenne, wenn Ihr wüßtet und erführet, wie herrlich und wie sanft, wie gut und hold er ist, dann fragtet Ihr mich nicht, ob ich mich nicht schäme!“ — Sie warf sich zu Heinrikens Füßen: „Ich habe ja nichts zu bitten, mein Schicksal ist besiegelt; und nicht für mich, nur für ihn möcht' ich bitten. Aber eine Bitte, eine einzige, gestattet mir, erlauchte Gräfin: o, lernt ihn kennen — dann brauch' ich nicht mehr für ihn zu bitten.“

Sie senkte das schöne Haupt tief zu

Boden, die schweren Tropfen zu verbergen, die ihr ins Auge quollen. Heinrike zuckte hinweg; einen Augenblick war's, als glitte ein sonniger Gedanke über ihre Stirn, aber alsbald legte sich eine finstere Falte zwischen die feinen Brauen. Sie rang nach Athem und sagte unhörbar: „Ihre Nachfolgerin!" Ein grimmiges Lächeln schloß ihre Lippen dicht an einander. Sie klingelte und ließ das Mädchen abführen. Dann sprach sie zu Rudolf, ihrem Rathe:

„Hör' an, mein Lieber und Getreuer: wenn ich jetzt unter die Linde schritte und deckte Bein mit Beine und stellte dich neben mich, das Urtheil zu finden, und das Weib vor mich und ihr gegenüber die sieben Zeugen — oder glaubst du, die sieben Zeugen wären nicht aufzutreiben?"

Rudolf verneinte.

„Nun wohlan," fuhr sie fort, „welchen Spruch fändest du mir, du Kenner schwäbischen Landrechts?"

„Den Tod," sagte Rudolf still, die traurigen Augen auf ihr erregtes Gesicht geheftet.

„Aber es ist ein Weib! Macht hier das Landrecht keine Ausnahme?"

Er schüttelte leise den Kopf.

„Nun sieh, mein kluger Rath," sagte sie kalt, „stelle dir vor, all' das sei geschehen, wie das Recht gebeut und die Form erheischt, und dann sei es an mir, das Urtheil zu vollstrecken — höher, hast du gesagt, als das Recht steht die Gnade. Ich begnadige die Dirn; laß sie durch meine Grafschaft führen bis hin zu Zollerns Grenze, den Lasterstein um den Hals und ein Brett auf der Brust: ‚Die Gräfin von Zollern'!"

Rudolf's Wimper zuckte.

„Du meinst, sie sei es nicht?" lachte die Gräfin; „unser Herrgott war auch nicht, was ihm der Landpfleger ans Kreuz geschrieben. Gott befohlen!"

Rudolf hatte vorhin den Einwand unterdrückt, daß „nach des Papstes und seiner Decane Gebot" eine Frau nicht „übers Blut" richten solle; jetzt aber, dem Gnadenspruche gegenüber, konnte er sich nicht enthalten, die Herrin zu warnen vor den Folgen einer so grimmigen Beschimpfung; noch habe der zollersche Name Freunde genug, welche bereit wären, diese Schmach zu rächen.

„Laß sie kommen," sagte sie leidenschaftlich; „daß ich die Wunde schlug, werden sie nicht ändern können, mein weiser Rath, und ihrer Rache werden wir uns wohl erwehren."

Der Ehinger war ein „schiedlicher" Mann, das haben ihm einstimmig die Zeitgenossen nachgerühmt; er gab weislich das kleine Unrecht zu, um das größere Unheil abzuwenden. „Und also habt Ihr beschlossen?" fragte er gelassen. — „Beschlossen!" versetzte Heinrike. Und er ging aus der Thür.

* *
*

Es war Nacht geworden. Laue Lüfte, nur wenig abgekühlt, trugen den Duft der Lindenblüthe durchs Fenster, an dem Heinrike stand, zum flimmernden Himmel emporstarrend. Ihre Gedanken waren dumpf wie die wetterschwüle Luft. Mit einem Male fielen ihr die Briefe ein, die sie drüben noch ungefertigt liegen hatte. Sie ergriff eine Kerze und ging hinüber, klingelte und befahl, daß morgen mit dem Frühesten ein Bote fortreiten sollte. Dann kehrte sie nach ihrer Kammer zurück und fing an, sich zu entkleiden. Ihre Bewegungen waren müde. Sie betrachtete den runden, schlanken Arm mit einem seltsamen Blick — unheimlich, wie wer absichtsvoll die Schneide eines Dolches prüft. „Lerne Künste, Heinrike!" lachte sie bitter vor sich hin.

Lange Stunden lag sie schlaflos. Der

Morgen brachte ihr einen Traum. Sie stand in kerzenhellem Saale, von einem rauschenden Atlaskleid umflossen, und fächelte sich mit einer Pfauenfeder Kühlung zu. Es war ihr unbehaglich in der Tracht, die sie Zeit ihres Lebens verschmäht hatte: die bloßen Schultern, die bis zum Ellenbogen entblößten Arme fröstelten sie. Sie wollte sich Bewegung machen, aber hinten lastete die Schleppe, sie konnte sich nur langsam um und um drehen und fühlte, daß, was da nachschleifte, ein Pfauenrad war. Man erwartete Jemanden, der jedoch verzog. Sie ging auf die Höflinge zu, welche die Wände entlang standen; es war so seltsam still im Saale. Aber statt auf ihre Anrede zu antworten, zuckten sie die Achseln und lächelten boshaft. Und Alles wich zurück: die Leute, die Wände, die Kerzen; immer kleiner und ferner wurden die Lichter und loschen aus. Nur eines, ein ganz winziges, flimmerte noch; nein, das war ja ein Stern; und sie stand im Freien, ringsum eine unabsehbare Fläche voll Haidekraut; es war Nacht, aber sie erkannte es doch, das krause Gewächs mit den fleischfarbenen Blüthchen. Sie starrte nach dem Sterne, der näher und immer näher rückte; schon war er groß wie der Mond, da seufzte sie: ach, die Wolken werden ihn verdecken. Und weg war er, lange braune Dunststreifen hatten ihn verschlungen. Auch nach ihr griffen die gespenstischen Arme; sie fühlte einen Mund auf dem ihrigen und streckte die Hände vor sich hin. Aber statt den Dränger wegzustoßen, drückte sie ihn an sich, ein unnennbares Wohlgefühl durchrieselte ihre Glieder, und unter langen durstigen Küssen vernahm sie eine flüsternde Stimme: „Nun haben mich deine Arme, hat mein Mund den deinen beschlossen."

Gewaltsam durchbrach sie den Traum, fuhr in die Höhe und sprang aus dem Bette, scheu geduckt wie vor etwas Leibhaftigem, bis sie die Sinne völlig gesammelt hatte. Sie zog die schweren, dunkelrothen Vorhänge: es war heller Tag und die Sonne stand schon hoch am Himmel. Rasch bekleidete sie sich und murmelte: „Wie häßlich, wie albern!" Dann versank sie in tiefes Sinnen. Ja, wenn ich wäre wie die Anderen! ging ihr durchs Gemüth. Ich werd' es nicht vermögen. Könnt' ich ihn kirren mit Dankbarkeit, durch einen großen Dienst. Der einzige, der ihm Werth hätte, ist die Befreiung. Er würde mir danken und gehen und mich auslachen.

Als sie ihren Besuch im Thurme machte, rief sie mit ihrem süßesten Wohllaut hinunter: „Freude bring' ich Euch heute, edler Herr! Ich habe raunen hören, die Frau Gräfin sei gesonnen, Eure Haft zu mildern und Euch, so weit der Trauf des Schlosses reicht, Freiheit zu gewähren."

Der Oettinger war schlecht erbaut von dieser Botschaft. Heinrike, sagte er unmuthig, möchte nur gern einen zahmen Löwen an ihm haben, der ihr bei Tisch aus der Hand fräße. Daß er aus dem verwünschten Loch da komme, sei ihm ganz recht; aber sein Wort, nicht zu entweichen, gebe er nimmermehr. Die Teufelin wär' im Stande, ihn sein Leben lang an diesem Schwure festzuhalten, aller Welt zum Gespötte. Viel hoffnungsvoller sei es hier im Verließe, aus welchem zu entkommen mit Hülfe guter Seelen gar nicht so schwer sein könne. Und nun begann er sie zu beschwören, daß sie ihm heilige Eide gab, Niemandem zu verrathen, was er ihr nun sage, auch ihn es nicht entgelten zu lassen, falls sie nicht damit einverstanden sei. Dann stellte er an sie das Ansinnen, ihm zur Flucht behülflich zu sein. Heinrike war betreten. Der Vorschlag klang so seltsam an eigene Gedanken an, die sie gewälzt und verworfen hatte. Auch traf die Komik der Sach-

lage ihren lebhaften Geist mit bestrickender Gewalt. Sie müsse sich's überlegen, entgegnete sie, und verließ ihn früher als sonst.

Etliche Stunden später sprengte sie mit einem kleinen Gefolge über die Brücke, ritt hinab in die Stadt und zum Thor hinaus ins Neckarthal, die Steinlach entlang, bis wo sie aus den Bergen tritt. Dort wandte sie sich seitwärts einem Meierhofe zu, den sie selbst in grünem Waldversteck unweit der Straße angelegt hatte und oft zum Aufenthalte nahm. Heute streifte sie nicht, wie sie sonst pflegte, durch die Wälder, sondern schloß sich in das Sommerhäuschen ein, das, ihrem ausschließlichen Gebrauche vorbehalten, abseits der Wirthschaftsgebäude dicht am Rande der Lichtung lag. Die Läden ließen nur ein grünliches Dämmerlicht ins Gemach, und von ihm umsponnen, ruhte Heinrike auf schwellendem Polster. Es galt nicht, den verkürzten Schlaf dieser Nacht nachzuholen: die Lider blieben halb offen, sie lag in sich zusammengekauert, und seltsam leuchteten die Augen unter den Wimpern hervor. So schlangenhaft verharrte sie regungslos Stunden lang. Endlich erhob sie sich. „Ja," sagte sie für sich, „sei es auf diesen Wurf gesetzt! Wenn ich ihn hieher führe, wenn ich ihm gestehe, daß ich, Heinrike, ihn heimlich gerettet, weil ich die Welt in dem Glauben lassen wollte, mein Haß sei unversöhnlich; wenn ich mich erbiete, ihn versteckt zu halten oder fortzulassen, wie ihn sein Herz treibe, nur unter der einen Bedingung, daß er mein Geheimniß nicht verrathe, wie ich denn auch durch eine scheinbare Strafe des Schließers jeden Verdacht meiner Beihülfe vorbeugen wolle; wenn ich ... die Lüge wird ja wohl mir die Röthe ins Gesicht treiben, ich werde schamhaft verwirrt sein. Pfui, welch ein Weiberspiel, Heinrike! Aber hier zu meinen Füßen wird er liegen, und ich werde lachen. Ist das so sicher?" Ein schmerzliches Lächeln glut über ihre Züge. „Vielleicht mißglückt es," fuhr sie fort. „Dann wird er hingehen, dann ist zu Ende gebracht, was zu Ende kommen mußte; aber wenn er auch lacht, er statt meiner, verrathen wird er mich nicht, nein, das wird er nicht! Der Oettinger kann das nicht." — Sie war sehr müde und sagte sich, daß sie ein schon verloren gegebenes Bemühen nur deshalb wieder aufnehme, weil die Aufforderung noch einmal an sie herangetreten war, stärker, höhnischer als je zuvor.

Als die Sonne sank, ließ Heinrike ihren Rappen satteln. Nur von einem Knappen begleitet, ritt sie davon, das Thal hinunter, bis wo die Ammer in den Neckar mündet, dann in weitem Bogen um das nächtliche Dorf und das Ammerthal hinauf. Der letzte bleiche Schimmer war verglommen, als sie am Fuße des Schloßberges hielt. Sie stieg ab und hielt dem Knappen das kalte Eisen ihres Dolches an die Wange. Diesen Dolch, bedräute sie ihn, würde sie ihm mit eigenen Händen ins Herz stoßen, wenn sie erführe, daß ein Wort von diesem Ritt über seine Lippen gekommen; dann hieß sie ihn das Roß zurückführen und befahl ihm, erst wenn Alles im Hofe schliefe, die Pferde zum Stalle zu bringen.

Mitternacht war es, da hörte der Oettinger leise seinen Namen rufen. Schwester Hildegard kündigte ihm an, Alles sei zur Flucht bereit. Sie ließ ihn schwören, unverbrüchlich zu thun, was sie ihn heiße, und unweigerlich an dem Orte zu bleiben, den sie ihm anweise, so lange, bis sie selbst ihn dieses Gelübdes entbinde. Dann wand sie ihm sachte das Seil hinunter, an dem er behend emporkletterte. Sie faßte im Dunkel seine Hand und flüsterte, sie habe sich den Anzug einer Dienerin verschafft. Da besann er sich, in welche Gefahr er die edle Frau stürze;

sie aber hieß ihn schweigen und sich nicht um ihr Geschick bekümmern. Leise huschten die Beiden über Treppen und Gänge; ein Ausfallpförtchen führte ins Freie, und dort ging es im Schatten der Mauer steil zu Thale. Keine Wache bemerkte sie, und schweigsam schlichen die Flüchtlinge an der Halde hin. Als sie zum Flusse kamen, stieg eben der bleiche Halbmond überm Oesterberg herauf; sein Licht fiel auf den hölzernen Steg. Unwillkürlich hielten Beide den Schritt an und lauschten; dann ging Heinrike voran. Der Oettinger vermochte ihr nicht sogleich zu folgen, so betroffen machte ihn der Anblick der holden, geschmeidigen Gestalt, die da in der schmuckſten Tracht vor ihm hinwandelte, goldumsäumte weiße Röcke anmuthig bewegend durch den schwebenden Schritt der zierlichen Füße. Sein Herz zuckte; er gedachte jenes Mädchens aus dem Steinlachthale, das er zum Troste seines Junggesellenlebens auf seine einsame Burg genommen. Etwas wie Ekel an seinem früheren Treiben wollte sich melden, aber alles Widrige verschlang die Empfindung des Augenblicks. Wie leuchtete der Mond auf den feinen, adeligen Nacken, der doppelt schimmerte unter der Nacht des lockigen Haares. Es kam wie ein Gefühl der Weihe über ihn, etwas nie Empfundenes.

Nun stand sie drüben, halb zur Seite gewendet und an einem Weidenzweige zupfend, der sich ihren Fingern zubog. Der kühne und doch zarte Schnitt des schamhaft gesenkten Antlitzes, um Vieles reizender noch, als da er es in der nonnenhaften Verhüllung sah, hob sich marmorbleich von den Schatten des Wäldchens ab, das sich am jenseitigen Ufer hinzog. Er stand und staunte. Da wandte sie sich um und schlug die großen dunklen Augen nach ihm auf, schüchtern und doch drängend, daß er kommen sollte; der stille Mund löste seinen Ernst zu einem holden und schier wehmüthigen Lächeln. Und nun winkte sie mit der weißen Hand; der Mondschein flimmerte auf den Goldfäden am gestickten Mützchen, am Latze des zierlichen Mieders: ihm war es wie in einem Märchen, als lade ein weißes Fräulein, nach Erlösung sich sehnend, ihn ein, übers Wasser zu kommen; und aus der Erinnerung tönte ihm dazu der Silberklang ihrer Stimme, die ihm seit Wochen ein Labsal gewesen. Er entraffte sich der Traumanwandlung und folgte rasch über den Steg; da war sie schon im Dunkel des Wäldchens verschwunden und huschte unter den spielenden Mondlichtern dahin.

Mit einem Male blieb sie stehen, unfern der Stelle, wo der Fußsteig ins freie Feld sich öffnete. Alsbald erkannte er die Ursache ihres Zauderns. Dort vorn zwischen den Büschen leuchtete die Hellebarde eines Wachtmannes. Da seit Auflösung des Belagerungsheeres allerhand verdächtiges Gesindel umherzog, das sich allenthalben den Wildbann anmaßte und schonungslos seine freie Birsch betrieb, so waren über den waldigen Ammerberg hin und durch die Niederung im Gehölz der Stromauen Wachen aufgestellt, welche dem Schaden wehren sollten. Zu fürchten war für unsere beiden Nachtfahrer höchstens, daß er etwaigen Verfolgern auf die Spur helfen möchte; daß er ein Gesicht erkenne, davor bangte nur Heinriken. Kaum hatte sie den Schritt angehalten, stand schon der Oettinger neben ihr, raunte ihr ins Ohr: „Seid ohne Furcht, vertrauet mir!“ und den Arm vertraulich um ihre Schultern legend, begann er mit schalkhafter Stimme: „Heisa, mein flinker Schatz, hast du gedacht, mir zu entwischen? Sieh, nun halt' ich dich, du Holde, und lasse dich nimmer aus den Armen. Ei, schämst du dich, Närrchen, daß du dein Gesicht versteckst, oder willst du im Trotze mir deine Lippen ent-

ziehen? O, ich lasse mir auch an deinen duftigen Haaren genügen, bis dein Mund den schwarzen Löckchen neidisch wird um all' die Küsse, die sie kriegen."

So in verstelltem Liebesgetändel wandelten sie langsam vorbei. „Da läßt sich auch einmal wieder Eine bethören," brummte vernehmlich genug der Wächter hinter ihnen drein; sie thaten, als hörten sie's nicht. Als sie außer Hörweite waren, flüsterte der Oettinger: „Ich darf Euch noch nicht loslassen, Schwester Hildegard. Der Mensch folgt uns mit den Augen, und der Mond erfüllt das Blachfeld schier mit Tageshelle; langsam zu schlendern, ist jetzo die sicherste Schnelle. Darum laßt Euch noch eine Weile gefallen, ein thörichtes Ding vorzustellen, Ihr kluge, hochherzige Frau, der ich nicht weiß, wie ich inbrünstig genug danken soll."

Sie erwiderte nichts, aber sie schauerte leise unter seiner Berührung. Ihr Gesicht lag an seiner Brust, als müßte sie es noch immer vor dem Speerträger verbergen. Mit geschlossenen Augen schritt sie dahin, seinen sehenden die Führung überlassend. Friedrich fühlte das Zittern wohl, das über ihre weichen Glieder lief; er fuhr scherzend fort: „Euer Bräutigam wird Euch gern den falschen Schein nachsehen um der Barmherzigkeit willen, die Ihr mir armem Sünder erzeiget. Wahrlich, wie einem armen Sünder ist mir zu Muthe, und wie ein Frevel erscheint es mir, daß diese gottlosen Hände Euren heiligen Leib berühren. Reu' und Leid kommt über mich, wenn ich bedenke, daß man mit Recht in Eurem Kloster von mir als einem bösen Manne spricht. Aber wie ein Gnadenwunder empfind' ich's auch, daß doch nicht mein ganzer Mensch böse ist; denn der ich kein frommes Gelübde achtete, über Alles, was heilig sein sollte, lachte: heute fühl' ich, daß es etwas Heiliges giebt, heute weiß ich, was Andacht heißt und wie es dem zu Muthe ist, den es treibt, niederzuknieen und anzubeten."

Sie wollte sich losmachen. „Nein, noch nicht," sprach er ernsthaft und ehrerbietig. „Kränken Euch meine Worte, erscheinen sie Euch leichtfertig und frevelhaft, ich muß es ertragen; denn, Gott sei es geklagt, ich habe oft Aehnliches gesprochen, aber die Worte saßen nur auf meinen Lippen, und wenn Ihr die jetzigen für Lüge haltet, so ist das nur die Strafe für meine Sünden. Seht, ich will auch gar nicht weiter davon reden." — Und nun begann er ihr zu danken für ihren Opfermuth, sich anzuklagen, daß er in selbstsüchtiger Begier nach Freiheit sie in Gefahr gestürzt, zu fragen, was aus ihr werden sollte, da unvermeidlich ihre Beihülfe zu seiner Flucht an den Tag kommen müsse. Sie verbot ihm, jetzt um diese Dinge sich Sorge zu machen; das Alles werde sie ihm aus einander setzen, sobald sie erst vorläufig in Sicherheit wären, und dahin sei es noch eine kurze Stunde. Ob er sie denn für so unbesonnen halte, daß sie nicht Jegliches reiflich zuvor erwogen hätte.

„Euch für unbesonnen?" lachte er fröhlich. „Ihr seid das klügste, wundersamste, tapferste, hehrste Frauenbild, das meine sündigen Augen je schauen durften. Wahrlich, dies Mömpelgard muß ein herrliches Land sein, ein Sonnengarten, wenn solche Frauen drinnen wachsen wie Ihr und Eure Gräfin. Die hab' ich allen Grund zu hassen und thu' es auch redlich; aber ich habe mich nicht enthalten können, sie zu bewundern. Denkt Euch, als der Zufall sie in meine Hand gab, als sie, von aller Hülfe verlassen, in meiner Burg stand, umgeben von Verzweifelnden, die sich kein Gewissen daraus gemacht hätten, die Urheberin all' ihres Elends in Stücke zu hauen, eh' sie in den Kampf auf Leben und Tod gingen, da hat dies kühne

Weib, entschlossen wie ein Held, jede Verhandlung von sich gewiesen; ich traute meinen Ohren nicht, als ihr Diener, der Ehinger, der heraufgekommen war, sie auszulösen, mir sagte, sie habe im Gegentheil ihn der Ausforderung gemahnt, die er früher an mich gerichtet, und des Hasses, den er mir um seines erschlagenen Vaters willen trug."

Heinrikens Herz klopfte in starken Schlägen. Nur um etwas zu erwidern, sagte sie: „Seht Ihr, nun redet Ihr anders über sie als im Thurme; kenntet Ihr sie nur!"

„Nun ja," versetzte er, „jetzt, da ich ihr entronnen bin, darf ich sie wohl loben. Seltsam," fuhr er nach einer Weile fort, „daß ich ihr Gesicht nie sah!"

„Ei," fiel sie ein, „da ist auch nichts Besonderes zu sehen." Eine schalkhafte Laune wandelte sie an über das Versteckspiel, das sie trieb, und sie blickte mit lachendem Auge zu ihm auf. Der Blick, dem sie begegnete, trieb ihr das Blut in die Wangen, und sie riß sich los. Er erwiderte nichts, aber es war so gut, als ob er gesagt hätte, mit diesem holden Angesicht freilich könne sich keins auf dem weiten Erdenrund vergleichen.

In tiefer Bewegung wandelte sie weiter — langsam, wie sie zuvor gegangen. Die Schulter, wo seine Hand geruht, schien ihr immer zu fragen: warum ist es auf einmal so kühl, warum liegt sie nimmer da? Er schritt neben ihr, seine Hand streifte dann und wann die ihrige; sie wußte nicht, geschah es zufällig, weil der Steig so schmal war, oder suchte er sie. Aber so oft er sie berührte, war es, als ströme das empörte Blut flüchtend zum Herzen; und dies Herz schien beschwichtigend dazu zu sagen: was ist da Schreckhaftes? o, ich kenn' ihn. Daß er schweigsam geworden war, merkte sie nicht, sie war selber voller Gedanken.

Sie kamen an die Steinlach. Eine gedeckte Brücke führte hinüber, wie sie früherhin häufig waren; das Dach diente theils den Feldarbeitern als Unterstand während des Imbisses oder bei Ungewittern, theils gewährte es bei Flurversammlungen den Markgenossen Schirm wider Sonnenbrand oder Regen. Als sie in den Schatten eintraten, hielt Friedrich an, ergriff die Hand seiner Begleiterin und sprach: „Schwester Hildegard, mir drückt etwas das Herz, das muß ich Euch sagen."

Heinrike griff nach dem Gebälke; sie konnte nichts erwidern, sie setzte sich auf den Prellbalken und lehnte den Kopf an die Bretterwand. Der Oettinger ließ sich neben ihr nieder; ohne sie zu berühren, saß er vorgebeugt und sprach seine Worte vor sich hin, keinen Blick nach ihr wendend. „Es ist nicht weit mehr," hub er an, „nach zollerschem Gebiete. Eh' der Tag graut, kann ich dort sein und finde ein Versteck so sicher, als Ihr mir's irgend bieten könntet. Aber Ihr habt mein Wort, daß ich Euch folgen und da bleiben wolle, wo Ihr befehlet, bis Ihr mich dessen entbinden würdet. Gebt mir dies Wort zurück, Schwester Hildegard, gebt mir's zurück!"

Heinrike erbebte. Wie Blitzesschein fiel die Rede in das süß dunkle, wunschlose, Gedanken verschmähende Wohlgefühl, das um ihre Seele webte. Sie ballte heimlich die Faust, sie rümpfte die Lippe in Zorn und Hohn auf sich selber, daß sie ihrer und ihres Vorsatzes vergessen. Um so grausamer, eisiger erhob sich nun dieser wieder in ihr; er lehrte sie sich bezwingen, daß sie Worte zu einer scherzenden Antwort fand. „Ihr werdet ja wohl Gründe haben," fragte sie leichthin; „sagt mir diese: wer weiß, ob ich nicht zustimme und Euch freigebe."

„Gründe?" entgegnete er. „Ja tausend oder einen, wie Ihr wollt. Aber erlaßt

mir die Gründe und erlaßt mir mein Versprechen; nur glaubet mir, es ist das Beste so."

„Wie seid Ihr undankbar!" klagte sie. „Ich habe Alles so klug vorbedacht, und nun, da Ihr die Hände frei habt, wollt Ihr Alles durchbrechen und weglaufen und fraget gar nicht, ob ich für mich allein in Sicherheit kommen könne."

„O Hildegard," sprach er. Dann nach einer Weile: „Wo Ihr mich verstecken wolltet, da müßt ja Ihr selber auch geborgen sein." Und wieder nach einigem Stillschweigen: „Schwester Hildegard," hub er von Neuem an: „Nacht umgab mich — ich erzähl' Euch einen Traum. Rings war Alles finster, und finster war's auch in mir. Da hört' ich ein Glöcklein, desgleichen ich noch nie gehört, so süß und milde, so hell und holdselig, so tröstlich war der Ton. Und wenn das Glöcklein schwieg, so läutete mir's doch im Ohre fort, und meine Seele, die am Verschmachten war, richtete sich auf und fristete ihr Leben von dem Tone."

Sie lauschte athemlos.

„Ich bin ein verlorener Mann," fuhr er fort. „Mein Hab' und Gut ist hin und mein Haupt geächtet; wer mich findet, darf mich todtschlagen, straflos wie einen tollen Hund. Ich werde jetzt irgendwohin ins Elend gehen: ei wohl, das Elend ist auch ein Land; aber der Weg ist weit, und der Tod lauert allenthalben auf den Aechter. Wohl ihm, wenn er nicht Wittwe noch Waisen läßt, falls sie ihn erschlagen. Ein Glück, daß ich frei und ledig bin; ich war nur immer allzu los und ungebunden, und jetzt, da mir's noth thäte, ganz unbeschwert und fessellos zu sein — ich weiß, Euer Probejahr ist noch nicht um: Hildegard, beim ewigen Gott, gebt mir mein Wort zurück!"

Heinrike sprang auf; sie wollte tiefer in den Schatten eilen, der bleiche Widerschein des Mondes vom Boden her däuchte ihr verrätherisch wie Sonnenhelle. Sie rang nach Athem und fühlte einen anderen heiß, dicht vor ihrer Stirn. Und sie kehrte ihr glühendes Gesicht aufwärts, ihre Lippen fanden keinen Odem mehr, sie sogen lange, trunkene, sinnberaubende Küsse.

„Friedrich," stammelte sie; „so, so hab' ich von dir geträumt: ich hab' dich beschlossen in meine Arme, und mein Mund ist beschlossen von deinem." Und sie küßt' und küßt' ihn wieder.

„O Hildegard," rief er, „ist's möglich?"

„Nenne mich nicht Hildegard, nenne mich Rita, weißt du wie damals auf Zollern, da du mir nachriefst: 's ist ein Bracke, Frau Rita, und ich mein', er hat den Hirsch gestellt und die Fischlein erschwommen."

Sie fühlte die Arme sich lösen, die sie umschlungen hatten. „Nein," rief sie leidenschaftlich, „ich lasse dich nicht; ich habe dein Wort, das kriegst du nimmermehr zurück!"

Sie sank an ihm hernieder, als ob sie knieen wollte, aber sie löste die Hände nicht, die sie um seinen Nacken geschlungen hielt. Und in ungestümer, hastiger Rede stürzten die Worte von ihren Lippen: „Hasse sie nur, die du ehemals haßtest. Die bin ich nicht. Ich will von dir bewundert nicht sein um meine Mannheit; ich war ein Weib auch damals, so zaghaft und erschreckt wie eine; aber ich hatt' eine Weissagung, daß es mir glücken würde, und ein fallender Stern bekräftigte meine Zuversicht, und ich wußt' es wohl, aber ich verhehlt' es vor mir selber: der Oettinger thut einem Weibe nichts zu leide!"

Mit einem jauchzenden Ruf hob sie der Oettinger in seinen Armen auf. „O,

du Wüthrichin," frohlockte er, „du Unersättliche, nun hast du mich doch beschlossen, beschlossen mein Leben und mein Selbst."

„Beschlossen in meinem Herzen! O, ich hab' ein Herz, Friedrich; und du, Liebster, thu' mir nun auf das deine."

Er zog sie ins Freie, er kehrte ihr selig lächelndes Gesicht dem Monde zu, er faßte die schmalen, glühenden Wangen zwischen seine Hände und bedeckte den stammelnden Mund mit seinen Küssen.

Innig umschlungen wandelten die beiden glücktrunkenen Menschen durch die schlafenden Felder, aus denen noch immer ein lauer Hauch fortwirkender Sonnenwärme emporquoll. Thörichte Reden wurden da geführt, die Stunden vergingen im Fluge, der Mond stand fast schon im Scheitel seiner Bahn, und ein bleicher Schimmer des nahenden Tages mischte sich in seinen silbernen Schein. Da kamen sie, vom Zufall geführt, der Stelle nahe, wo der Weg nach dem Meierhof abzweigte. Heinrike erwachte aus ihrer Weltvergessenheit; sie fragte den Geliebten, ob er noch keinen Schlaf habe, und als er mit einer schwärmerischen Versicherung verneinte, ward beschlossen, „in den Tag hinein zu leben". Sie eilte nach ihrem Sommerhäuschen, vertauschte die bäuerischen Kleider mit ihrem eigenen Anzug, dann kehrte sie zu dem Harrenden zurück, und sie setzten ihre ziellose Wanderung fort. Sie gingen langsam das Thal hinauf; ein Fußsteig, der zur Seite des Fahrwegs durch das Buschwerk lief, däuchte ihnen heimlicher, weil er länger das Dämmerlicht bewahrte, in dem sie sich gefunden hatten. Schon brannte die Morgenröthe auf den Bergen, da kamen sie zu einer Moosbank. Heinrike setzte sich, er lehnte am Stein zu ihren Füßen. Sie schloß die Augen und lächelte, blickte ihn wieder an und schloß die Wimpern aufs Neue; nicht lange dauerte es, so vergaßen die Lider des Aufschlags, und sie war entschlummert.

* * *

Als sie erwachte — die Sonne schien schon steil durch die Buchenkronen —, sah sie sich allein. Sie sprang auf und schaute sich ringsum, sie lief hin und wieder, ein lähmendes Gefühl schlich ihr am Herzen herauf, eine trostlose Ahnung raunte ihr schlimme Worte zu. „Nein, nein!" rief sie, „es ist nicht möglich. Friedrich, Friedrich!"

Da vernahm sie seine Antwort aus dem Walde, und mit einem tiefen Seufzer sank sie auf die Bank. „Das würde mich wahnsinnig machen!" flüsterte sie. Bald hörte sie seine Schritte ganz nahe und sprang auf, ihm entgegen. Er hielt auf seinen Armen ein Bauernbüblein und machte ein seltsam feierliches Gesicht. — Nachdem Heinrike eingeschlafen war, hatte auch er nicht lange mehr widerstanden. Das harte Lager weckte ihn wieder, er erhob sich leise und betrachtete die Schlummernde, auf deren heiterem Angesicht die irrenden Laubschatten spielten. Lärmende Kinderstimmen drangen aus dem Walde, und einer sorglichen Wärterin gleich lief er über den Moosteppich, um Stille zu gebieten. Es waren kleine Bauernkinder, welche Beeren gelesen hatten und nun spielten, eines jener uralten Kinderspiele, welche längst verschollene Volksgebräuche in traulicher Nachahmung bewahren: ein Ringelreihen stellt die Mauer eines Thurmes vor, inwendig kniet der gefangene Sommer und außen kreist Frau Sonne, die ihn befreien soll. Mit jenem langsamen Halbgesang, der jede Silbe deutlich vernehmen läßt, schrieen die Kinder ihr Lied daher. Zu seiner größten Verwunderung nahm Oettinger wahr, daß in die alten wohlbekannten Reime des Spieles, das er selbst als Knabe mit seinen Ge-

schwistern so oft im Hofe der Zollerburg getrieben, sein eigener und Heinrikens Name eingeflochten und in den letzten Strophen einige leichte Aenderungen vorgenommen waren. Jene volksthümliche Auffassung, die sich noch lange hin in der mündlichen Ueberlieferung erhalten hat, Heinrike habe ihn im Thurmverließe mürbe machen wollen, nachdem er ihre Liebe verschmäht, eine Auffassung, welche durch die landkundigen Vorgänge auf Hohentübingen nahe genug gelegt war, hatte in der Situation des gefangenen Sommers, der in seiner Befreierin anfänglich nur eine Mehrerin seiner Leiden erblickt und mit Widerstreben, der Noth gehorchend, ihr endlich die Hand reicht, den verwandten Zug leicht herausgefunden; und daß die bildsame Kinderphantasie die Verschmelzung im Spiele wirklich vollzog, ist bei dem ungeheuren Aufsehen nicht zu verwundern, welches der Fall der Zollerburg weit über die Grenzen Schwabens hinaus erregt hat. Der Stolz des Oettingers bäumte sich mächtig auf wider dies Volksurtheil aus Kindermunde, das er, hinter den Büschen lauschend, mit anhörte; in ihrer ganzen Bitterkeit kostete er die Galle, welche die Welt in den Honig seines jungen Glückes warf. Als das Spiel zu Ende war, der Thurm sich aufgelöst und zum Hochzeitszuge umgebildet hatte, trat er hervor. Die Kinder wichen scheu aus einander; er aber nahm ein blondlockiges Bürschlein bei der Hand und fragte mit einer Stimme, welche mühselig eine gelassene Freundlichkeit heuchelte, woher sie das Lied hätten.

„Ei," versetzte der Kleine keck, „das singen alle Leut'!"

Tief versonnen wiederholte er für sich: „Alle Leut'!" Dann aber, nach einer Weile, setzte er in Gedanken hinzu, aufathmend und mit stolzem Trotze: „Zoller, was kümmern dich die Leute? Du weißt es anders!"

Jetzt vernahm er den Ruf Heinrikens. „Darf ich ihr's verhehlen? Kann ich es? Und doch — wie es ihr sagen?"

Er nahm das Knäblein auf den Arm und trug es zu ihr hin. Seine Stimme klang ernst und schier bewegt, als er sprach: „Sag' einmal der schönen Frau da deine Gesetzlein her; weißt du, von da an: Frau Heineritt."

Der Kleine steckte verlegen das Kinn ins Wämschen, hob dann aber nach einer Weile an:

Frau Heineritt hinunter rief
Zum Oettinger im Thurme tief:
Willst du, Herr Graf, herfürrer gahn,
So mußt du mich zum Weibe han.

Der Grave seufzt: In Gottes Nam'!
Ich bin schon halber blind und lahm,
Da g'siech' ich sie nicht so genau:
Ich nehm' die Hexe halt zur Frau.

Heinrike erröthete. Der Oettinger aber sprach: „Warte nur, Frau Rita, was weiter kommt!"

Da darf der Graf herfürrer gehn,
Es schmerzet ihn das Licht zu seh'n:
Die Sonne, nein, die blend't ihn nicht,
Ihn blend't der Frauen ihr Angesicht.

Heinrike riß den Knaben in ihre Arme und küßte ihn über und über. Sie fühlte, daß in dieser Stunde seine Liebe eine starke Probe bestanden; sie verstand die stumme Frage, ob sie ihrerseits Weib genug geworden sei, im Besitze des Geliebten den Spott der Welt für nichts zu achten. Die glühenden Küsse galten dem Oettinger.

Als sie das Kind niedersetzte, lächelte er die Erröthende an, streckte ihr beide Hände entgegen und schaute ihr innig in die Augen. „Ihn blend't der Frauen ihr Angesicht!" sagte er.

Ueber dem war der Knabe verschwunden, und sie suchte ihn mit den Augen, weil sie ihn beschenken wollte. Die Kinder alle waren auf die Straße hinabgelaufen und rannten voll Wunders thalab; sie hatten von der Höhe der Böschung aus in weiter Ferne an einer Biegung des

Weges etwas auftauchen sehen, was Sehenswerthes zu versprechen schien. Heinrike lehnte stumm an des Oettingers Brust. Sie gedachte, wie er sich verschworen, er wolle gern den Block küssen, wenn er es erlebe, ihre Liebe mit Hohn zurückweisen zu dürfen. Sie wagte nicht, ihn scherzend an das Wort zu erinnern; — war es noch nicht völlig abgethan?

„Was ist das?“ fragte plötzlich der Oettinger.

Um eine nahe Thalecke bog, von der Alb herkommend, eine Reiterschar. An der Spitze ritt Eitelfritz, des Oettingers Bruder, mit Heinrich von Geroldseck; dann folgten die beiden Johannsen von Zimmern, Vater und Sohn, jener zum Unterschied nach seiner Lieblingsbetheuerung von seinen Freunden Fist genannt, der andere Lappenfist; weiterhin noch etliche Verwandte und Freunde des zolerschen Hauses, deren Namen uns nicht aufbehalten sind; den Beschluß machten die Knappen. Eitelfritz hatte, im Wunsche seine brüderlichen Gesinnungen recht augenfällig darzuthun, nachdem er bei seinem zweiten Besuche auf Hohentübingen erfahren, der Oettinger schmachte in tiefem Kerker, den Entschluß gefaßt, eine Anzahl nahestehender Herren zu sammeln und für den Gefangenen ritterliche Haft zu erbitten. Daß er auch den Geroldsecker um eine Beihülfe ersuchte, geschah in der klugen Berechnung, der Anblick dieses überwundenen Gegners müsse dem Stolze der Gräfin schmeicheln; und Heinrich weigerte sich keinen Augenblick, dem unglücklichen Freunde das Opfer der in seinen Augen nicht geringen Demüthigung zu bringen.

Heinrike sagte: „Die glauben dich noch im tiefen Thurme, Friedrich, und kommen dich loszubitten.“

„Losbitten lass' ich mich nicht, mein Schatz,“ entgegnete der Oettinger; „ich bin allzu fest beschlossen. Aber ihre Glückwünsche sollen sie uns sagen, Rita meine Braut!“

Heinrike nickte ihm freudig zu, und als die Reiter vollends herangekommen waren, rief er hinunter: „Heda Heinz, potz Fist und Lappenfist und all' ihr Anderen, wollt ihr ohne Gruß einem alten Freund vorüberreiten?“

Da gab es große Augen, als sie das Paar aus den Büschen treten und den Rain herniedersteigen sahen. „Eia, Fritz,“ lachte der Geroldsecker, „wo hast du Molch und Unke gelassen? Frau Gräfin, mich lüstet lange, einen Brautführer zu machen.“

Er sprang vom Pferde und strich vergnügt seinen langen Schnurrbart. Unter fröhlichem Getümmel wurden die Brautleute begrüßt, und manches Scherzwort fiel; von verstecktem Spott war nichts zu merken. Den Standesgenossen schien solche Beilegung des alten Haders recht und schön zu dünken. Nur Eitelfritz blieb im Sattel; ihm schnürten Verdruß und Eifersucht die Kehle zu, und er gedachte unvermerkt das Weite zu gewinnen. Die Anderen vermißten ihn nicht, nur sein Bruder hatte es Acht gehabt. Unter Lachen und Fröhlichkeit ging man nun fürbaß; Johann von Zimmern, der Fist, nahm Heinriken zierlich bei den Fingerspitzen; der Oettinger ging mit dem Geroldsecker und hatte vertraulich die Hand auf seiner Schulter. „Was sagst du dazu, mein Alter?“ raunte er ihm ins Ohr. — „So gescheit hättet ihr schon lange sein können,“ brummte dieser und lachte ihn dabei vergnüglich an. Viel zu reden war nicht seine Sache.

Die fröhliche Schar war schon eine gute Strecke weit gewandelt, da kam ihnen ein Reiter entgegengesprengt. Es war Eitelfritz; mit einem zornigen Ruck hielt er sein Pferd an, daß es quer über den Weg stand, machte eine hochmüthige Geberde und rief unter höhnischem Lachen:

„Bei Gottes Blut, ein herrlicher Brautlauf! Habt ihr den Pfarrer schon bestellt? Und nirgends seh' ich Pfeifer und Spielleute, da doch die Braut schon kommt — eine liebliche Braut, sag' ich euch, holdselig anzuschauen in ihrem Hochzeitsschmuck; und erst ihr Geleite: Schergen und Büttel!"

Bestürzte, entrüstete Rufe unterbrachen ihn: „Eitelfritz, bist du von Sinnen?"

„O, nur zu gut bin ich bei Troste! ich wundere mich selber darüber. Eine Zollerbraut hatt' ich mir anders vorgestellt."

Der Oettinger erbleichte bis in die Lippen; noch bezwang er sich. „Bruder," rief er, „meine Braut ist mein; die hat dir der Rottweiler Achtbrief nicht zugesprochen. Sorge, daß wir im Guten aus einander kommen!"

„Oho," lachte der Andere, „die neid' ich dir wahrlich nicht. Es scheint, du verstehst mich nicht und sprichst wohl gar von der Frau Gräfin hier. Nun freilich, sie wär' erst recht keine Braut für einen Zoller."

„Reicht mir ein Schwert," brach jetzt der Oettinger aus, „daß ich dem neidischen Buben die Wege weise!"

„Neid, Neid!" höhnte Eitelfritz und setzte dann mit gespreizter Geberde hinzu: „Ja, gebt ihm ein Schwert! Ein Brudermord ist die rechte Morgengabe für solche Braut; Zollerblut muß fließen, um diese Schmach vom Zollerschilde wieder abzuwaschen."

Seine Reden klangen so wahnwitzig, daß Alle von Rathlosigkeit gelähmt standen. Der alte Herr von Zimmern rief: „Gott, was ist das? Schafft ihn weiter! Er ist übergeschnappt." — Er glaubte aber selbst nicht daran, und um den Rasenden nur wenigstens für einen Augenblick zum Schweigen zu bringen, traf er das Roß mit starkem Schlage in die Weichen, daß es hochauf bäumte.

Doch Eitelfritz hielt das Thier fest im Zaume und schrie: „Ei, helft ihm nur! Gebt sie ihm Beide, es geht in Einem hin. Da schaut her, ihr guten Leute, und sagt mir noch mal, daß ich übergeschnappt sei!"

Aus dem Hohlweg sah man jetzt einen seltsamen Aufzug treten. Inmitten von Schergen und Bütteln, wie es Eitelfritz gesagt hatte, schritt Diemut einher, die Hände auf den Rücken gefesselt und den Lasterstein um den Hals. Sie trug das Haupt erhoben; der schwere Steinkeil, der ihr auf die Brust hing, nöthigte sie dazu. Ihre Augen waren geschlossen und ihr Gesicht gar stille, aber ein Glanz von Ergebung und Verklärung, wie einer Märtyrin, lag darüber. Ein Schwarm müßigen Gesindels umdrängte den Zug, der im Angesichte der Herrschaften stehen blieb. Der Oettinger, mit starren, weit offenen Augen, sprang hinzu; seine Arme hingen schlaff herab. Diemut schlug die Lider auf und lächelte in froher Ueberraschung; aber als sie ihn so regungslos und entsetzt stehen sah, neigte sie das Haupt in Verwirrung. Hinter dem blonden Scheitel sah jetzt der Oettinger das leichenblasse Gesicht Heinrikens auftauchen; sie bemühte sich, die Schnallen des Ledergurts aufzumachen, welcher den Stein trug. Die Stadtknechte, welche helfen wollten, wies sie zurück und hieß sie mit leisen Worten sich entfernen und das Volk von der Stelle schaffen. Der Oettinger hielt den gelösten Stein in seinen Händen und stierte unverwandt auf die breite Schrifttafel vor Diemut's Brust; es war, als könnte er die paar Worte nicht zu Ende lesen: Die Gräfin von Zollern.

„Es hilft zu nichts, Frau Gräfin," sagte Eitelfritz; „Ihr hättet es früher bedenken sollen!"

„Und was denn?" entgegnete Heinrike in einer Art hülflosen Trotzes.

„Muß ich's Euch wirklich sagen, erlauchte Frau?“ versetzte er mit hämischer Höflichkeit. „Vielleicht habt Ihr's im Gegentheil nur zu gut bedacht, aber jetzt, da es Euch vor Augen tritt, entsetzt es Euch: daß, was der da drüben in Händen hält, ein Halsschmuck sein soll, wie er einer Gräfin von Zollern gebührt. Ist er's nicht, so werdet Ihr einen Menschen nicht zum Manne haben wollen, der es über sich gewänne, die Schmach, die seinem Hause widerfuhr, vor dem Altare gutzuheißen. Ist er's aber, will sagen: dünkt's Euch in Ordnung mit dem Steine, nun wohl, so wißt Ihr, wovor Ihr Euch zu hüten habt.“

Er verneigte sich leicht. Heinrike griff nach ihrem Herzen. Hochmüthig wandte sich Eitelfritz an seinen Bruder: „Wessen sich Zollern von dir zu versehen hat, wer mag das wissen? Sollt' es Noth thun, daß ich die Ehre des Hauses wahren müßte, so will ich's nicht an mir fehlen lassen.“ — Er weidete sich an der Vernichtung des Oettingers, dann fügte er mit scharfer Betonung bei: „Fritz, ich möchte nicht in deinen Schuhen stehen.“

Damit ritt er von dannen. Der Oettinger ließ den Stein, den er bisher, ohne drum zu wissen, in den Händen gehalten, zu Boden fallen. Mühselig dem schweren Banne, welcher auf ihm lag, sich entwindend, schickte er die irren, trostlosen Augen in die Runde. „Heinz,“ klagte er leise, „du bist so stumm!“

Die allgemeine tiefe Bestürzung war bisher einigermaßen dadurch verhüllt gewesen, daß Eitelfritz das Wort geführt hatte; jetzt lastete das Schweigen einem Alp gleich auf den Gemüthern. Der alte Fist von Zimmern schlich sich hinter Diemut, schnitt mit seinem Dolche die Stricke durch, welche ihre Hände fesselten, und bedeutete dem Mädchen, indem er sie wegschob, daß sie sich davon machen sollte. Heinrich von Geroldseck stand und zauste seinen Schnurrbart; das wetterbraune Gesicht zuckte, und zu Seiten der scharfen Adlernase zitterten die Lider über den grauen, sonst so sicheren Augen, welche nun in einem seltsamen Glanze flimmerten. Er kehrte sich zum Oettinger, ergriff seine Rechte und sprach: „Fritz, heut' kann ich dir deine Treue vergelten; wollte Gott, daß es mit dem Schwerte sein dürfte. Aber Freundeswort ist auch eine That, und so schwer wie diese ist mir noch keine geworden.“

Er konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen; dann neigte er sich zu seinem Ohre und sagte: „Ueber den Stein könnte der Oettinger wohl springen; über das Täflein kann der Zoller nicht: Niemand spuckt in seinen eigenen Bart, und Ehre geht vor Weib und Leib.“

Danach trat er auf Heinriken zu: „Gebt mir Urlaub, erlauchte Frau,“ sagte er; und da sie ihn fragend, als hätte sie seine Worte nicht verstanden, anschaute, fuhr er fort: „Ich bin an Blut und Wunden gewöhnt; aber wo Frau Minne und Frau Ehre auf Tod und Leben mit einander ringen —“

Er vollendete nicht. Schwerfällig saß er in den Sattel und ritt hinweg. Die Anderen folgten ihm nach einem stummen Gruße. Das unglückliche Paar stand allein auf der leeren Straße.

„Wehe, Heinrike,“ hub der Oettinger an, „was hast du gethan!“

„Ich hab' es nicht gethan,“ entgegnete sie leise.

„Du nicht, sagst du?“ schrie er auf und faßte leidenschaftlich ihre Hände. „Sprich, wer that es?

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf: „Die Leute werden dennoch sagen, ich sei's gewesen; aber es that's eine Andere, nur daß sie auch Heinrike hieß.“

Er ließ ihre Hände los. „Und nun büßest du, was sie gethan; sie that's an

dir und mir, und wir müssen es Beide tragen."

„Müssen wir's?" fragte sie leise und schauderte.

Er starrte sie an. „Meinst du? Hoffst du?" sagte er. „Mir ist so öde hier, die Gedanken gehen mir aus. Ich kann dir keine Antwort geben; ich muß allein sein."

Sie entgegnete nichts. Dann rief er in wildem Schmerze: „Es ist unmöglich! Heinrike, mein Leben, mein Alles!" — Er schlang ungestüm seine Arme um sie und preßte sie an sein Herz; ihre Lippen suchte er nicht.

„Bin ich's," erwiderte sie, „bin ich dein Leben?"

Er drückte die überquellenden Augen in ihr weiches Haar. Sie sagte tonlos, an seiner Brust ruhend: „Die Lerche behält Recht; aber mich kostet's das meine auch."

„Was sagst du, Geliebte?" fragte er. Sie antwortete nicht; aber das bleiche Antlitz zu ihm aufhebend, flüsterte sie: „Küsse mich; es sieht's Niemand. — So, und nun geh' hin und sammle dich; mir thut es selber Noth, allein zu sein."

Dabei lächelte sie ihn an; es war ein Lächeln, wie es wohl nach dem letzten Seufzer auf einer armen Hülle überbleibt. „Verzieh' nicht zu lange," sagte sie und machte sanft sich los. Sie nickte ihm noch einmal zu und schritt, ohne umzublicken, die Straße hinab, bis sich der Hohlweg öffnete. Unfern lag die Brücke. Bei ihrem Anblick versagten ihr die Kräfte, und sie ließ sich auf den blühenden Rain niedersinken.

Der Oettinger war ihr mit den Augen gefolgt, bis sie hinter den Bäumen verschwand; dann stürmte er nach der anderen Seite davon. Er hatte keine Gedanken; nur wie ein gaukelnder Schmetterling flatterte die Vorstellung vor ihm her, es sei unmöglich, daß Alles zu Ende sei. Er lief und lief. Ja, im Elend draußen, kam ihm in den Sinn, wo uns Niemand kennt! Aber wird sie das wollen? Und warum nicht hier? Zoller, was kümmern dich Leute? — „Nein, Zoller," stöhnte er, „du weißt es anders! Ueber den Stein springen könnte der Oettinger wohl, aber der Zoller nicht über das Täflein."

Er hatte die Höhe erreicht. Da stand ein Crucifix, von verblühten Vogelbeerbäumen und Gebüsch umgeben. Er hielt seinen Schritt an und blickte nach dem leidvoll gesenkten Haupte; langsam sank ihm das seine auf die Brust. Es ist vollbracht, dachte er. Da fühlt' er's aber übermächtig an seinem Herzen reißen; es war ihm, als müss' er umkehren und zu ihr hinfliehen und sprechen: was fragen wir nach Gott und der Welt? Aber er kehrte nicht um; er streckte beide Arme vor sich hin und ließ sie kraftlos wieder herabfallen. „Weh'," sprach er, „bin ich so ganz und gar beschlossen, daß ich nicht mehr kann, was ich muß?"

Er schritt langsam vorwärts über den Rasen, bis er das Bild erreichte. Durch die Büsche erblickte er eine Gestalt am Fuße des Kreuzes. Es war Diemut; sie hatte den Stamm umklammert; das unselige Täflein lag neben ihr an der Erde. Lang' schaute er hin, in schmerzlichen Gedanken; die Beterin rührte sich nicht. „Das ist die Gräfin von Zollern," sprach er bei sich; „eine arme Gräfin, ihr Mann hat nichts mehr als seine Ehre, selbst sein Herz hat er eingebüßt. Aber sein Schild ist noch blank, seine Ehre ist stark genug, jede Schmach zu tilgen, die Andere auf ihn werfen. Nein, das ist Wahnsinn! Aber so wird doch die Welt zufrieden sein, so springt der Zoller auch über das Täflein!"

Er berührte Diemut an der Schulter. „Steh' auf, Frau Gräfin," sprach er, „dein Mann ist da."

Sie erhob sich in Verwirrung. Er faßte sie bei der Hand und führte sie wortlos dem nahen Dorfe zu. Es war noch vor wenig Jahren zollerisch gewesen, und er kannte den Pfarrherrn. Er setzte sich auf die Kirchenstaffel und schickte einen Knaben nach dem Geistlichen. Diemut stand neben ihm und blickte zu Boden. Als der kleine Bote fort war, reute den Oettinger, daß er ihn geschickt. Was soll das Narrenspiel? dachte er. Heinrike stand vor seinen Augen und blickte ihn vorwurfsvoll an. Das Blut schoß ihm heiß in die Schläfen; er sprang auf und sagte: „Komm nur; es eilt nicht so."

Da sah er auf dem Wege, den er gekommen, einen Reiter heransprengen; sein scharfes Auge erkannte Rudolf von Ehingen. Auf Hohentübingen waren diesen Morgen Heinrikens kleine Söhne eingetroffen, nachdem sie Tags zuvor bis Bebenhausen geritten waren; sie geleitete er nach dem Meierhofe, wohin er zugleich die Kunde bringen wollte, in der Frühe sei des Oettingers Gefängniß leer gefunden und noch keine Spur von dem Entwichenen entdeckt worden. Unterwegs erfuhr er von den heimkehrenden Stadtknechten, welch ein Auftritt auf der Straße stattgefunden hatte. Er errieth den Zusammenhang. Heinriken, die er am Raine sitzend fand, führte er in ihr Sommerhäuschen, dann ritt er dem Oettinger nach.

Als dieser ihn von ferne erblickte, seufzte er tief. Und dennoch muß es sein, dachte er, — zu meinem eigenen Schutze.

Der Ehinger sprang aus dem Sattel und nahte sich mit demüthiger Geberde. „Habt Erbarmen, edler Graf," sprach er, „ich war's, der den Befehl gegeben. Laßt mich's büßen."

Friedrich lächelte schmerzlich und sagte: „Ehinger, du weißt so gut als ich, ob das die Wahrheit ist. Und wär' sie's auch — in wessen Namen handeltest du? Nein, Rudolf: um der Welt diese Lüge beizubringen, müßtest du mit deinem Kopfe bezahlen. Und was wäre der Gewinn? Für mich und sie blieb' es doch eine Lüge."

Er hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Ehinger, ich stehe schwer in deiner Schuld. War's auch eine ehrliche, offene Fehde, die dich den Vater gekostet . . ."

Rudolf unterbrach ihn: „O mein gnädiger Herr, woran mahnt Ihr mich! Aber wenn Ihr mir den Vater erschlugt, so laßt Euch's rühren, daß der Sohn Euch anfleht, ihm jene Lüge zu glauben. Ich hab' Euch gehaßt, ich hab' Euch aus der Welt gewünscht als einen Landschaden; aber seit ich sah, daß Ihr ausersehen seid, den Landfrieden zu stärken, hab' ich die alte Rechnung zerrissen. Wollte Gott, mein eigenes Leben wäre nütze, von diesem armen Lande den Jammer abzuwenden, daß solch ein edles Paar nicht sollte zusammenkommen; gern würd' ich's dahin geben."

Der Oettinger nahm ihn bei der Hand und führte ihn seitwärts, daß Diemut ihre Worte nicht hören konnte. „Ich danke dir," sprach er, „daß du mir vergiebst; so kann ich minder beschwert in die Heidenschaft ziehen."

„Das wolle Gott nicht!" rief Rudolf.

„Doch, doch; es ist nicht anders: ich pilgere nach Jerusalem, vielleicht daß ein Türkensäbel sich über mich erbarmt."

„Nein," beschwor ihn Rudolf, „Ihr könnt nicht gehen!"

„Ja, das fühl' ich auch," erwiderte er mit schwermüthigem Scherze. „Drum muß ich vorher den Anker einer wahnwitzigen Hoffnung abhauen, die mir vorspiegelt, als hätt' ich hier noch etwas zu suchen. Rudolf, sag' ihr, die mein Leben ist — sie wird mich verstehen, wenn du's ihr ausrichtest, getreuer Mann: sag' ihr,

was sich zwischen uns Beiden aufgethürmt, sei meiner Liebe nicht stark und hoch genug gewesen — ich hätte müssen der unbändigen eine Kette anlegen, weil ich eingesehen, mein Herz risse mich sonst doch noch fort zu dem, wovon mein Sinn und Muth nichts wissen dürfen. Sag' ihr, so büß' ich meine frevelhaften Schwüre und leide schwerer, als ich mich in meiner Thorheit vermessen; denn was ich leide, sei bitterer, als den Block zu küssen."

„Wovon sprecht Ihr, gnädiger Herr?" fragte Rudolf.

Der Oettinger kehrte sich ab und blickte nach Diemut hinüber, neben welcher der Pfarrer stand. „Du kannst mein Zeuge sein, Rudolf," sagte er.

„Um Gottes willen," rief dieser, „Ihr werdet doch nicht ..."

Der Oettinger richtete sich hoch auf und sprach mit ruhiger Stimme: „Ich werde der Welt beweisen, daß das Täflein die Wahrheit gesprochen. Oder meinst du etwa, weil mir die Ehre verbeut, die Schmach zu besiegeln, ich sei nicht Mannes genug, sie zu tilgen? Vom ganzen Zollererbe ist mir nichts geblieben als mein blanker Schild: ich dulde keinen Flecken drauf; aber worüber ich ihn decke, das ist entsühnt."

Rudolf verstummte. Der Oettinger grüßte den Geistlichen mit einem Neigen seines Hauptes. Zu Diemut sprach er: „Lieb' und Treue hast du mir erzeigt, mehr als ich um dich verdient habe; willst du das werden, Diemut, was die Tafel sagt?"

Das Mädchen hob die traurigen Augen nach ihm auf, die sich mit Thränen verschleierten. Sie wußte, daß sie seine Liebe, eine Liebe, wie sie selber im Herzen trug, nie besessen hatte und nie gewinnen würde; sie nickte Ja. „Wohlan denn, Pfarrer," sagte der Oettinger, „gieb uns zusammen."

Die seltsame Trauung war bald vorüber. Des Oettingers Gesicht war ganz stille. „Nun bin ich vor mir sicher," sagte er zu Rudolf. Dann sprach er mit ihm von Geschäften; er hatte noch Rückkaufsrechte auf veräußerte Güter, die wollte er aufgeben, um sich zu seiner Pilgerfahrt Geld zu schaffen. „Du siehst," äußerte er trübe, „ich bin völlig bei Sinnen und weiß ganz gut, daß die Welt, die so viel auf meinen blanken Schild hält, ihn mir nirgend auch nur mit einer Nachtherberge danken wird. Behüte dich Gott, Rudolf, und sei ihr getreu."

Der Ehinger ließ sein Rößlein gar langsam gehen, als er's heimwärts gewandt; ihm war leider als je geschehen, und so manche Versöhnung und Beilegung dem „schiedlichen" Manne späterhin noch glückte, bis er weltmüde bei den Karthäusern zu Güterstein die Schiedung zwischen sich und dem Himmel suchte — das Leid dieser Stunde haben sie ihm alle zusammen nicht aufgewogen. Es eilte ihm wenig, der armen Frau die letzten Grüße zu bringen. Wie er so Schritt vor Schritt dahinritt, sah er immer wieder in Gedanken Diemut stehen und klagte sich an, daß er den Buchstaben des Rechtes gehindert oder wenigstens daß er den Buchstaben des Gnadenspruches nicht auf eigene Verantwortung abgeändert hatte. Er prüfte sein Gewissen, ob er aus Haß gegen den Oettinger unterlassen habe, die Anfertigung der Tafel zu hintertreiben; er durfte sich's ehrlich verneinen. Aber das Bewußtsein seiner „Schiedlichkeit" und Pflichtmäßigkeit gewährte ihm schlechten Trost: er hatte gedacht, es gut zu machen, und hatte es schlimm gemacht.

Heinriken fand er in ihrem Sommerhause, wie er sie verlassen. Ihre Söhnlein waren bei ihr und blickten scheu nach dem versteinerten Antlitz. „Wer hat dich heißen ...?" fragte sie, als er berichtete, wo er gewesen sei. Und weiterhin: „Hast

du auch recht gehört? hat er Jerusalem gesagt, nicht Nikopolis?“ — Daß sie ihn zu den Türken trieb, däuchte ihr wie eine hohnvolle Erfüllung ihrer Kindheitsträume. Rudolf ahnte mitfühlend, wohin ihre Gedanken zielten. Als er ihr dann berichtete, daß der Oettinger die Schuld sich zugerechnet wegen der frevelhaften Schwüre, und wie ihn die Strafe grimmer schmerze, als den Block zu küssen, da ließ die Frau einen Wehlaut hören. „Es war beschlossen, und nun ist's beschlossen,“ stöhnte sie und umfaßte schluchzend die Kinder des ungeliebten Mannes. Eine halbe Sommernacht lang hatte sie erlebt, wie ein Weiberherz schlagen könne, wenn das künstliche Erz von der Brust hinweggeschmolzen; jetzt war sie Wittwe.

— — — — — — — — — — — —

Nach Jahr und Tag kam die Kunde ins Schwabenland, der Oettinger sei auf der Insel Rhodus verstorben. Diemut, die bis dahin jeden Tag nach der Zollerburg gewandert war und auf den Trümmern gesessen hatte, kehrte an jenem Abend nicht zurück. Man suchte sie in der Nacht mit Fackeln und fand sie am Fuße der Felswand, über welche damals Heinrikens Roß hinabgesprungen war. Die schönen Glieder waren kaum entstellt und zeigten fast keine Wunde. Der Ort heißt heute noch beim Volke der Unglücksgrund.

Wie Heinrike die Nachricht aufgenommen, darüber schweigt die Sage, wie sie überhaupt ihre späteren Schicksale vergessen hat. Doch lebte noch am Ende des sechzehnten Jahrhunderts eine dunkle Erinnerung an sie im Lichtensteiner Thale. Damals wußten dort alte Leute dem Chronisten Martin Crusius zu berichten, die Burg sei von einer vornehmen Frau erbaut, welche dorthin sich in klösterliche Abgeschiedenheit zurückzog; als sie über die Zugbrücke schritt, habe sie gesprochen: „Gottes Freund, aller Welt Feind!“ Der Spruch hatte für Heinriken nun einen anderen Sinn als vor Zeiten. Den Fels verließ sie niemals wieder: sie lebte als eine Beschlossene.





Maddalena.

Von

Grazia Pierantoni-Mancini.*

Uebersetzt von Paul Heyse.

An meine Schwester Flora.


lora! die Maddalena ist gestorben;
Und schwermuthsvoll von meinem Söller aus
Betracht' ich Sterne, Berge, weites Feld
Und rufe mir des schlichten Mädchens Bild
Einsam zurück.
Dir, Schwester, die du sie
Ja auch gekannt, will ich von ihr erzählen,
So ohne Kunst, wie es das Herz mir eingiebt.
Gedenkst du noch, gleich mir, des ersten Males,
Da wir sie sah'n am Fuß des dürren, dürft'gen
Tifate?
Ihres Auges blauen Stern,
Den mächtigen, verklärt' ein sanftes Lächeln;
Ihr dichtes Haar umfing wie eine braune
Guirlande weichgeringelt ihre Wangen
Von zartem Blaß.
Ein Scepter ist die Schönheit;
Mit dem beherrschte sie ihr Dorf. Und Alle,
Die wir befragten, sprachen in die Wette:
's ist Maddalena! — gleich als sagten sie:
's ist uns're Herrin!
Neigt' ich mich doch selbst
Bewegt vor diesem Mädchen, wie vor Allem,
Was Göttliches Kunst und Natur erschuf.
Und als ich fand, wie gut und lieb sie war,
Verständig und von sittigem Gemüth,
Gefiel mir's, zur Gefährtin sie zu wählen;
Und durch die Wiesen, Thäler, steilen Pfade
Der Berge führte sie mich stets geduldig,
Jetzt mir des Armen niedre Hütte weisend

---

* Aus ihren: „Poesie“. Bologna, N. Zanichelli, 1879.

Mitleid'gen Herzens oder ziellos auch
Umschweifend, meinen Schritten folgte sie
Auf fels'gem Weg.
Und niemals forschte sie,
Was etwa mehr als sonst mich fröhlich oder
Nachdenklich machte, traurig oder stumm.
Wenn mich der Sonne Sinken, wenn ein Strahl
Des Mondes, eines Oelbaums alter Stamm,
Am Strauch die junge Blüthe plötzlich mich
Zu Thränen rührten, — ohn' ein skeptisch Lächeln,
Unwissend nahm sie Theil an meinem Schmerz.
Wenn, wieder Kind geworden, wir dem guten
Pompeo unreif die Orangen pflückten,
Indeß der biedre Bursch ein Pröbchen uns
Von eitlem Wissen gab, hochklingende
Sentenzen radebrechend, übelklingend
Im Bauernmunde, pries ich sie um ihre
Unwissenheit, die ihr so lieblich stand.
Wenn sie im Tact des bäuerlichen Tanzes
Die Füße hastig schwang, berauscht vom Klang
Der Castagnetten und der festlichen
Uralten Cymbel, klatscht' ich in die Hände,
Den schlanken Wuchs bewundernd.
Höre weiter!
Mit ihr erstieg ich eines Tags den Berg,
Auf dem sich jene alte Stadt erhebt,
Noch aus dem Mittelalter hochberühmt.*
Ein Abend war's, wenn ich mich recht entsinne,
Des üppigen September und ein Fest
Dort in der Kirche des Sanct Michael.
Ein bunt Gewimmel, fröhlich halb, halb fromm,
Kam, gläubige Gelübde zu erfüllen;
Und ich von des geduld'gen Esels Rücken
Blickt' um mich her.
O, welch ein Zauber war
Ergossen auf die grüne Flur, die nach
Der Arbeit heißt!** Ein seltsam Widerspiel
Zum nackten, wildzerriss'nen Apennin,
Der sie umschließt. Und drüben — ferne, fern —
Glänzte das Meer, das die melod'schen Formen
Des schönen Capri küßt und den Vesuv
Mit seinem Wipfelschmuck von ew'gem Rauch.
Nein, lebt' ich hundert Jahre, jener Stunde,
Dort mit ihr zugebracht, vergäß' ich nie
Um das, was dann noch kam.
Ein furchtbar Heulen
Erschütterte mich plötzlich; einer Mutter
Wehklagen. Ich erkannt' es, und wir eilten
Zum steilen Ziel hinan. Leidvoller Anblick!
Drei blasse kleine Mädchen, ihrem Haus
Entrissen durch den Tod, in weißen Hüllen!
Ergriffen hatte sie die Nacht zuvor

* Caierta Vecchia.
** Terra di Lavoro.

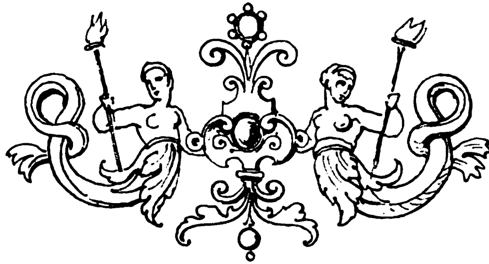
Die tückische Seuche, die in jäher Angst
Laut klopfen macht ein jedes Mutterherz,
Erwürgt die Armen mit der Eisenfaust,
Der unbezwinglichen. So lieblich lagen
Die zarten Häuptlein auf dem kleinen Bett,
Es schien, sie schlummerten, und waren todt.

Und um die kleinen Bahren drängte sich
Das Volk in dichtem Schwarm, und vom Balcon
Warf aufgelöst die Mutter mit den Schwestern
Und Freundinnen Confetti, Blumen, Küsse
Auf sie herab und flehte: Kehret wieder! —
Voran ertönte eine lärmende
Musik, schrill wie des jüngsten Tags Posaune,
Und eine wilde Liebesinbrunst ging
Von jenem Jammeranblick aus.
Du weintest
Mit mir, o Maddalena. Dann: Signora,
O klärt mir auf den thörichten Verstand!
Sagt, warum stirbt man vor der Zeit? Was trieb
Die Allmacht Gottes, diese arme Mutter
So zu berauben? — Maddalena, jetzt
Vielleicht verstehst du das Warum. Und weißt du's,
So komm von deinem Stern und sag' es mir. —
Wir gingen trübe mit im Trauerzug
Bis in den alten säulenreichen Tempel,
Ob dessen Thür, ein mystisches Symbol,
Man eine Wölfin sieht, die einem magern
Knäblein die Zitzen bietet, ihm vielleicht
In ihrer Sprache sagt: Ich bin der Tod,
Des Menschen wilde Feindin, den ich säuge! —
Und von den Mauern, Gräbern, Wölbungen,
Vergangner Zeit erhabnen Ueberresten,
Kam eine Stimme, jeder Hoffnung bar.

Ich wollte fliehn. Zum öden Thurm des Schlosses,
Der schwarz in Trümmern stand, stieg ich hinan
Und hörte Sagen dort von Schätzen, Zwergen,
Kobolden und Gespenstern.
Zweifelnd fragte
Mich Maddalena, ob sie Wahrheit seien.
Doch lächelt' ich nicht mehr und sprach auch nicht,
Als bis ich meine Kinder wieder an
Mein liebend Herz gedrückt.
Nur kurze Zeit,
Bevor sie starb, erschien mir Maddalena
Verwandelt an Geberden, Wort und Blick.
Wenn klagend ihren Ruf die Aveglocke
Erschallen ließ, dann in die kleine Kirche
Des Dorfes eilte sie, mit einzustimmen
In jenes süße Lied, das wieder einen
Entschwundnen Tag beweint.
Dann betete
Sie lang', auf ihre Kniee hingesunken,
Und sanfter ward ihr Lächeln, schmachtender,

Nachdenklicher, begeistigter ihr Auge.
Sie trug, wie dort der Brauch, von schlichter Leinwand
Ein ganz bescheidnes Kleid, doch seine Farbe
Von tiefer Rosenröthe stimmte gut
Zu ihrem Haar und Antlitz. Reizend hob
Der weiße Hals sich aus den weichen Falten
Des rosenfarbnen seidnen Tüchleins, das
Sich züchtig um den jungen Busen schlang.
Sie hatte mir vertraut, sie lieb'; ihr Freund
Sei ein Student, ein armes treues Blut;
Geschworen hab' er ihr, sie heimzuführen.
Ich tadelte sie streng; um sie zu warnen,
Erzählt' ich ihr von Margherita's Schicksal
Und hundert Andern, die verlassen wurden.
Sie schüttelte den schönen Kopf:
O Herrin,
Mir liegt's in der Natur, daß ich mich stets
An Solche schließen muß, die höher stehn.
Ich schätze meine Leute nicht gering,
Doch anders ist, was mich verlockt und anzieht.
Ach, habt Ihr selbst denn nicht so mild und gütig
Mir aufgeschlossen eine andre Welt?

Nur wenig Monden, und sie starb und sollte
Nicht kosten das ersehnte Glück.
Ihr Streben,
Das ruhelose, war es schon der Hauch
Des nahen Todes?
Einsam schläft sie nun
In ihrem ros'gen Kleid, und so erschien
Ihr schwanker Schatten mir auf meinem Hügel.





Lebenserinnerungen.

Von

Levin Schücking.

In Augsburg. — Karl Gutzkow.

Zu den Menschen, die aus den Augsburger Tagen am lebhaftesten in meiner Erinnerung stehen, gehört Philipp Jakob Fallmerayer, dieser deutsche Gelehrte, der zugleich ein Stilist war, wie es bis heute doch wohl wenige andere deutsche Gelehrte gewesen sind, der dabei eine so glänzende Bestätigung des Buffon'schen „Le stile c'est l'homme“ bildete, daß ich heute noch keine Zeile von ihm lesen kann, ohne dabei seine Gestalt vor mir zu sehen und zu glauben, ich höre die Worte von seinen Lippen gesprochen, von ironisch lächelnden Lippen, mit leisem Lispeln, mit harmlos spöttischem Blinzeln der klugen Augen und mit seiner Art von sarkastischer Demuth, mit welcher er Alles nur bescheidentlich, nur wie es eurer Billigung unterbreitend aussprach, während er im Stillen sich zu moquiren schien über euch und über die Welt. — Am Ende, wer konnte es ihm übel nehmen, wenn er sich über die Welt moquirte! Klüger als ein großer Theil der Welt, die ihn umgab, war er doch nun einmal, und auf seinen einsam träumenden Wegfahrten im Orient hatte er auch wohl Eindrücke genug in sich zu verarbeiten gefunden, welche nicht geeignet waren, seine Hochachtung vor dem Geschlecht der Sterblichen bis zur Unterdrückung der ihm angeborenen satirischen Ader zu steigern. Er war ein mittelgroßer, kräftig gebauter Mann mit schwarzem, kraus sich lockendem Haar und gebräunten markanten Zügen; hätte er Kaftan und Fez getragen, so würde er gar keinen üblen Türken abgegeben haben; sein innerliches Orientalenthum aber, die beschauliche Ruhe, womit er den Weltlauf betrachtete und keine ehrgeizigen Ziele darin erstrebte, war ihm doch wohl nur durch die Verhältnisse und die in München herrschenden Gewalten auferlegt. — Ein Mann, welcher sich über „Fabius Egnatius Tartuffius“ und über „Swätoslaw“ aussprach wie Fallmerayer in der Vorrede zu seinen „Fragmenten aus dem Orient“, konnte es in „Derwischabad“ unmöglich zu Stellung und Ehren bringen! Und doch war er gegen diese nicht unempfindlich — mit einem von Selbstironie durchtränkten schmunzelnden Behagen zeigte er mir, als ich ihn später 1848 in Frankfurt als Parlamentsmitglied wiedersah, das Diplom des Nischan Iftichar, welches ihm der Sultan ertheilt hatte und worin er als eine weitstrahlende Leuchte der Wissenschaft, als ein über dem Lande der Niemetz glänzender Stern gelehrter Erleuchtung gepriesen wurde. — Ich weiß nicht, ob dies orientalischer Redepomp war oder der Sultan sich so in seinem Lobe des baierischen Privatgelehrten erhitzt hatte, weil er ihn an den rebellischen Hellenen gerächt; aber jedenfalls ging daraus hervor, daß Fallmerayer nicht persona ingrata bei der Hohen Pforte gewesen wäre,

wenn man ihn wirklich, wie damals beabsichtigt wurde, als Gesandten des deutschen Reichsverwesers nach Constantinopel geschickt hätte.

Fallmerayer's mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigte These: „Das Geschlecht der Hellenen ist in Europa ausgerottet ... auch nicht ein Tropfen echten und ungemischten Hellenenbluts fließt in den Adern der christlichen Bevölkerung des heutigen Griechenlands ... scythische Slaven, illyrische Arnauten, Kinder mitternächtlicher Völker u. s. w. sind die Leute, welche wir heute Hellenen nennen und in die Stammtafeln des Perikles und der Philipömen hinaufrücken" — diese These, die anfangs vom philhellenischen Europa mit Entrüstung angehört, dann von höchst unzulänglichen Kräften bekämpft wurde, hat sich nach und nach allgemeine Geltung errungen. Heute freilich hat eine neuere Untersuchung der Frage (namentlich durch C. Hopf in Ersch und Gruber's Encyklopädie) herausgestellt, daß Fallmerayer's These doch, so uneingeschränkt wie ausgesprochen, nicht wahr ist, daß sich auf den Inseln, in festen Küstenstädten sicherlich althellenisches Blut erhalten hat, daß wenigstens die Verwüstung von Hellas und Morea im vierten bis siebenten Jahrhundert nicht so alles nationale Dasein erstickend, mit den Wurzeln ausreißend gewesen, wie Fallmerayer annahm. Dies nimmt aber der Bedeutung Fallmerayer's sehr wenig. Liegt doch seine bleibendste Bedeutung in seinem Stil, in diesem fein ironischen Ausdruck der edelsten Geistesaristokratie, in dieser humoristischen Gewandung des reizbarsten ästhetischen Empfindens, in diesem Muster vernichtender und doch so edel maßvoller Polemik. Darin, in der Schönheit der Form, zu der es der arme Hirtenbube von Tschötsch in Tirol gebracht und die er in der Schule der deutschen Gelehrsamkeit wahrlich nicht lernen konnte, liegt seine Bedeutung, und in dem Einfluß, den er dadurch auf eine Schule Münchener Stilisten geübt hat, die von ihm profitirten und deren bedeutendster, noch viel zu wenig anerkannter Vertreter heute Ludwig Steub ist.

Ich habe mit Fallmerayer zuletzt im Sommer 1855 in München verkehrt. Damals weilte er gewissermaßen noch immer „im Lande der Ungläubigen". Man hatte ihn im März 1848 schnell zum Professor an der Münchener Universität ernannt und ihm den Katheder von — Görres verliehen! Aber da er, zum Frankfurter Parlament erwählt, mit diesem im Drange harmloser Beschaulichkeit nach Stuttgart gewandert war, hatte die akademische Hochsitzherrlichkeit bald ein Ende gefunden; er hatte sich darauf zu seiner Sicherheit in die Schweiz verzogen und war, infolge einer Amnestie zurückgekehrt, jetzt wieder nichts als ein Professor in partibus infidelium.

Er war ein wenig grau geworden, war resignirt und als letztes Ziel des Weltlaufs und Wettlaufs bethörter „Staatsgedanken" sah er noch immer die Lanze des Kosacken. Als ein vereinsamter Mann, in den Armen seines treuen Freundes G. Thomas, ist er dann 1861 gestorben, nachdem ihm Platen's Wort als Lebensmotto gedient:

Mir, der ich bin ein wandernder Rhapsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Weins im Schatten
Und ein berühmter Name nach dem Tode.

Eine fernere liebe Erinnerung aus jener Zeit ist mir der Verkehr mit einer kleinen grauhaarigen und dunkeläugigen Frau, mit Zügen, welche durchaus nichts Distinguirtes hatten; von der man allerhöchstens einräumen mochte, daß sie in ihrer Jugendblüthe „la beauté du diable" gehabt, denn ihr Gesicht war knochig und ihre Nase zu kurz, um wohlgeformt zu sein; einer energischen kleinen Dame, von der man jedoch, wenn man ihr absolut natürliches Wesen, ihre schlichte Weise zu reden und sich zu geben sah, am allerletzten dachte, daß sie je eine berühmte Schauspielerin gewesen. Und doch war sie Schauspielerin gewesen, ja in den ersten drei Jahrzehnten des Jahrhunderts die deutsche Tragödin par excellence, denn sie hieß Sophie Schröder. Sie war fast meine Landsmännin, denn sie war im Kernstück Westfalens, in Paderborn, geboren — freilich als die Tochter eines wandernden Schauspielers, der Bürger hieß. Und aus diesem Geburtslande hatte sie das Schicksal auch sehr bald zu allen möglichen, im Ganzen wenig zu westfälischer Art und Weise stimmenden Lebensperipetien hinausgeführt, von denen sie gar zu gern erzählte. Jetzt im Hafen der Ruhe angelangt, bei einem Sohne wohnend, der als baierischer Offizier in

Augsburg stand, erfreute sie sich des Rückblicks auf ein Leben von damals zweiundsechzig Jahren, welches für sie so viel länger gewesen, weil sie es so früh begonnen. Denn schon mit vierzehn Jahren hatte sie sich verheirathet, ich glaube in Reval, mit einem aus den Rheinlanden stammenden Schauspieler Stollmers, der eigentlich ein recht guter Jurist war, aber ein sehr mäßiger Tragöde und ein sehr unvernünftiger Gatte für die blutjunge Frau. Sie hatte ihm einen Sohn geboren, dann hatten sie sich getrennt; er war mit dem Sohne in seine Heimath zurückgezogen, um den Thespiskarren mit einem Actentisch und den angenommenen Namen Stollmers wieder mit dem richtigen Smets zu vertauschen. Der Sohn war ein katholischer Geistlicher, ein Dichter geworden und Wilhelm Smets mir ein guter Bekannter vom Rhein her, wo ich ihn in Köln kennen gelernt; das brachte mich zuerst mit der Mutter in Berührung, und wir sahen sie nicht selten, auch dann und wann in den Abendstunden, obwohl sie sehr zurückgezogen lebte, in kleiner Gesellschaft bei uns. Ausführlich erzählte sie mir auch von der wundersamen Art und Weise, wie sie diesen Sohn kennen gelernt. Ohne alle Kunde von ihrem Erstgeborenen, hatte sie ihn längst als Kind gestorben geglaubt — bis sie eines Tages in Wien in einem jungen Manne aus den Rheinlanden, der sich bei ihr einführen ließ, um ihr seine schwärmerische Begeisterung für ihr Spiel auf dem Burgtheater auszudrücken, mit dem sie sich dann harmlos unterhalten, im Verlaufe des immer betroffener, immer forschender werdenden Gesprächs ihren verlorenen Sohn entdeckt. Es ist unlängst eine sorgfältig ausgearbeitete Biographie von Wilhelm Smets von J. Müllermeister in Aachen, wo Smets als Stiftsherr gestorben ist, erschienen — sie enthält das Nähere über die Beziehungen von Mutter und Sohn, der keine schöpferische, aber eine „anempfindende" enthusiastische Natur war und dessen Trauerspiel „Tasso's Tod" bei H. Heine eine sehr ausführliche und sehr überschätzende Besprechung gefunden hat. (S. Heine's Werke XIII.) Aber auch von ihrer berühmteren Tochter Wilhelmine (Schröder-Devrient) war es in hohem Grade interessant, die Mutter reden zu hören — von diesem großen, von Allen, welche sie sahen und hörten, so bewunderten, von Allen, welche sie näher kannten, so schwärmerisch verehrten Talent; es war ein Genuß, sie z. B. schildern zu hören, wie einst Wilhelmine das „Widum" des Pfarrer gewordenen Bruders auf dem Lande mit ihrem Besuche in Aufregung gebracht, mit Koffern, Schachteln, Zofen — und heiterstem Leben erfüllt, und dann im schlichten Dorfkirchlein, in welchem ihr Bruder Wilhelm als Priester officiirt, am Sonntagmorgen die armen Bäuerlein hingerissen durch den Gesang, womit sie, vom Altare verborgen, die Messe ihres Bruders begleitet. Und gern auch erzählte sie von ihren spannenden Hamburger Erlebnissen 1813. Am ergötzlichsten wurde sie jedoch, wenn sie zu reden kam auf ihre dritte Verheirathung mit dem Otto von Wittelsbach-Darsteller und Donnerer Kunst, den sie, wie sie sagte, nach wenigen Wochen wieder „zum Hause hinausgeworfen hatte". Das Anziehende an der originellen Frau war der schöne Idealismus, den sie sich gewahrt hatte, dem stets mehr die Sache als das Ich am Herzen gelegen zu haben schien — und eine gewisse innere Seelenhoheit, die sie ihren Hauptrollen, der Isabella in der Braut von Messina und der Sappho innerlich so verwandt scheinen ließ, wie sie andererseits nichts von einer Verwandtschaft mit dem Naturell einer „Schauspielerin" hatte. Ihre Größe lag eben in der Tiefe wahrer Leidenschaft, die sie erschütternd darstellen konnte. — Ich habe Sophie Schröder später noch wiedergesehen. In Köln auf der Straße eines Tages ließ eine lebhaft mir entgegenkommende kleine Frau mir eine herzhafte Umarmung angedeihen — es konnte nur Frau Sophie sein. Sie besuchte von Zeit zu Zeit im Sommer ihren ältesten Sohn, den poetischen früheren Pfarrherrn in der Eifel und jetzigen Stiftsherrn in Aachen, und wir sahen sie dann jedesmal in Köln bei uns vorsprechen. Sie war damals ja auch erst in den Sechzigern, geistesfrisch und rüstig. Mit achtundsiebzig Jahren trat sie auf den Wunsch des Königs Max II. noch einmal auf die Münchener Bühne, das Lied von der Glocke vorzutragen — es war zum Schillerfeste 1859; und mit siebenundachtzig Jahren — 1868 — ist sie in München gestorben.

Aber genug von diesem Capitel, welches

die Ueberschrift „In Augsburg“ führt. Ich könnte noch so manche Namen nennen, manche Gestalt zeichnen von Menschen, die dort zuerst mir mehr oder weniger nahe traten — vor Allem Heinrich König, den sinnigen, vom Leben geprüften Mann, und Herrmann Marggraff, den guten, weichen und so reich begabten Menschen, der im Leben so scheu war und mit der Feder so tapfer stritt; den originellen Altenhöfer, den zweiten Redacteur der Zeitung, diesen incarnirten Sarkasmus, mit dem Kolb ewig auf dem Fuße des Schmollens stand — aber Alle sind sie dahin, und es gilt nun Abschied zu nehmen von all' diesen erloschenen Lichtern, diesen verglühten Fackeln, die doch alle mit dem Glanz ihrer Intelligenz und mit der Wärme edlen Willens in einem Kreise, der sie liebte und verehrte, geleuchtet haben. Wenn man alt wird, wird das Leben wie ein Charfreitagsgottesdienst in der Sixtinischen Capelle; man sieht Lichter erlöschen, eines nach dem anderen; es wird dunkler und dunkler um uns, und was man um sich her vernimmt, sind Lieder der Trauer und der Klage, die zu der hohen Decke aufschwellen, an der man die Propheten und Sibyllen, die Gestalten biblischer Mythologie, alle diese Gebilde einer von unserer Jugend gläubig verehrten transscendentalen Welt sich immer spurloser in Nacht und Dunkel verlieren sieht.

* *
*

Als der zweite Winter, den ich in Augsburg verlebte, vorüber und nun der Sommer mit sehr heißen Tagen gekommen war, lockte er uns aus dem schattigen alten Patricierhause in der Sanct Anna-Straße in die sonnige Welt hinaus, und wir entschlossen uns, in ein Seebad zu gehen. Die Wahl fiel auf Ostende, wohin auch Kolb seine Schritte lenken, auch Heinrich König sich begeben wollte. Im gemietheten „Zauberer“wagen rollten wir also durch endlose Obstbaum-Alleen auf stillen Chausseen Anspach und Würzburg zu — es war eine grimmige Hitze, und das geduldige Büblein, das mit seiner Bonne mit uns reiste und sinnig die sich ihm erschließende wunderliche weite Welt anschaute, hatte viel bösen Staubes zu schlucken. In Frankfurt angekommen, ging ich Karl Gutzkow aufzusuchen, der auf dem Hirschgraben schräg dem Goethehaus gegenüber wohnte, und fand ihn in seiner Familie, neben seiner anmuthigen und liebenswürdigen Frau. Er kam mir mit großer Wärme entgegen — die kühle Zurückhaltung, die bei unseren ersten Begegnungen geherrscht hatte, war geschwunden, und ich sah, daß sich auch eine Gemüthswärme bei ihm äußern könne, die ich ihm früher gar nicht zugetraut hatte. Ich hatte in den „Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung“ bei Gelegenheit der ersten zwölfbändigen Sammlung seiner Schriften eine ausführliche Charakteristik seines Wesens und Schaffens zu geben versucht, die ihn erfreut hatte und für die er mir in den lebhaftesten Ausdrücken dankte. Um so mehr hatte sie ihm wohlgethan, als schon damals eine ziemlich starke „Hetze“ wider Alles, was Karl Gutzkow schrieb, in Schwung zu kommen begann — jene Hetze, die nach und nach seinen Verfolgungswahn ausbildete, dessen Keim schon viel früher in ihm lag, Jahre lang, bevor er zu einer unseligen Katastrophe führte.

In der That ging die Art, wie man ihn behandelte und auch für seine wirklich großen und rühmlichen Schöpfungen oft statt der Anerkennung nur Verdammung hatte, über das so oft von ihm herausgeforderte Wiedervergeltungsrecht weit hinaus; und sein Unglück dem gegenüber war ein doppeltes. Er ist nie ein eigentlich populärer Schriftsteller gewesen, dem es möglich geworden, auf eine Schar, ein Heer zahlreicher Bewunderer und Verehrer gestützt, der Journalkritik trotzen zu können, etwa in der Art, wie es Roderich Benedix konnte, der, wenn seine biederen Dramen schlecht gemacht wurden, ganz vergnügt auf die Rechenschaftsberichte am Ende der Theaterjahre hinwies, wonach Roderich Benedix zweimal öfter als Shakespeare, dreimal öfter als Schiller und siebenmal öfter als Goethe aufgeführt war. Gutzkow wurde nicht von der Menge getragen, und während ihn dies ohne Rückhalt und Reserve ließ, zog er selbst in seine kritischen Fehden hinaus, ohne das aes triplex circa pectus, ohne die Rüstung, die jeder Kämpfer haben muß: die harte Haut eines public character. Er hatte die verletzliche Epidermis eines jun-

gen Mädchens. Jeder Nadelstich schmerzte ihn. Und dann kam noch etwas hinzu, um ihn zu dem innerlich unglücklichsten Menschen von allen zu machen, mit denen ich je näher bekannt geworden bin. Er war glücksunfähig. Es lag nicht in seinem Charakter, zufrieden zu sein. Hätte das Leben ihn auf eine Höhe gestellt wie Papst Leo X., er würde sich geärgert haben über die Anmaßung seiner Cardinäle, über die Grobheit Michel Angelo's und über den Lebenswandel Rafael's. — Er ging ganz und völlig auf in den literarischen Interessen, in der Literatur, dahinter trat nach und nach auch seine politische Theilnahme völlig zurück. — Für die Kunst hatte er nie ein rechtes Organ gehabt; ein Freund, der mit ihm zusammen in Rom war, sprach sich gegen mich verwundert darüber aus, wie kalt ihn die Welt der alten Denkmale gelassen. So stets mit all' seinem Dichten und Trachten inmitten des ewig gährenden Processes, des Ringens und Kämpfens der literarischen Entwickelung stehen bleibend, kam er nie zum ruhigen Genuß des Daseins, verstand er es nie, bei einer andersgearteten Thätigkeit, bei einer verschiedenen Bethätigung menschlichen Beschäftigungstriebes — und wenn auch nur als Sammler, als Thier- oder Blumenfreund, oder auch nur als guter Gesellschafter hinter der Flasche — sich zu erholen und alle Misère zu vergessen; und in der Weise, wie er sich mit dieser Misère herumschlug, lag ein Zug von Kleinlichkeit, während sein Hauptjammer doch der war, daß durch unsere Literatur nicht mehr ein großer Zug gehe. Er wäre unser größter, scharfäugigster Kritiker gewesen, wenn er verstanden hätte, auch lebende Zeitgenossen anzuerkennen. Das aber ging wider sein Naturell — aus seinen Gesprächen erinnere ich mich nur, daß er mit großem Wohlwollen und Achtung von Leopold Kompert sprach; auch von Karl Frenzel — ferner von Rehfues, dessen „Scipio Cicala“ ihm aus der Jugendlectüre als ein gutes Buch vorschwebte; hätte er es einmal wieder gelesen, würde es ihm doch wohl ein wenig hölzern vorgekommen sein. Aber ernst und grundehrlich hat er es mit der Literatur gemeint, und Niemand hat jemals mehr als er den Muth seiner Meinung besessen: den Muth der aufrichtigen Meinung, daß so ziemlich Alles, was seine Zeitgenossen hervorbrachten, nicht viel werth sei und unnütz vor dem Herrn. In einem fast komischen Gegensatz dazu stand dann wieder sein Zorn, daß die zunftgerechte Literaturgeschichte mit Goethe und seiner Zeit abschließe.

Was aber seine eigenen Schöpfungen angeht, die Macht und Größe seiner Gestaltungskraft und den sprudelnden Reichthum seines Geistes, so hat man ja längst begonnen, ihnen gerechter zu werden, und die Nachwelt wird es noch mehr werden; seine Urtheile über viele seiner Zeitgenossen werden vielleicht einst eine Ratificirung finden, welche man ihnen heute noch nicht gewährt. Und jetzt, wo er todt ist und auf so erschütternde Weise aus dem Leben geschieden, freue ich mich, in Beziehung auf ihn ebenfalls stets den Muth meiner Meinung gehabt zu haben, die seine größeren Arbeiten hoch stellte und dies, wo sich Gelegenheit dazu bot, aussprach. Persönlich habe ich wenig und nur auf kurze Zeit mit Gutzkow verkehrt, während doch unser seit 1838 begonnener Briefwechsel, anfangs sehr lebhaft gepflogen und dann Jahre lang erlahmend, nie ganz aufhörte. Nach jenem Besuch in Frankfurt traf ich Gutzkow zuerst wieder, als ich im Frühjahr 1846 von Köln aus Paris zu sehen ging. Ich fand ihn im Hotel Bergère in der Cité Bergère, wo er in einem ruhigen Quartier, wie es so nahe den Boulevards nur zu haben war, an seinem „Uriel Acosta“ schrieb. Ich verhehlte ihm mein Bedenken gegen eine fünfactige Tragödie in Jamben nicht, die höhere Tragödie, die Jamben schienen mir durchaus nicht das zu sein, worauf seine Natur angelegt, sein Talent gerichtet; es giebt eine „Mache“, fürchtete ich, nicht ahnend, wie sehr später diese Sorge beschämt werden würde. Er aber war erfüllt von seinem Stoff und ganz absorbirt von der Arbeit. Davon redend, machte er meinen Wegweiser zum Concordienplatz, den ich zuerst sehen müsse, und brachte mich dann zu Therese v. Bacheradt — gemeinsame Verabredung hatte sie Beide um dieselbe Zeit nach Paris geführt. Ich sah ihn und Therese nun fast täglich, wenn nicht am Tage so Abends in ihrem Salon; doch würde von diesem Pariser Aufenthalt später zu reden sein; ich erwähne hier nur, daß, weil Gutzkow die Arbeit

absorbirte, Therese v. Bacheracht sich oft mit meiner Begleitung zu den Pariser Sehenswürdigkeiten begnügen mußte, was mir Gelegenheit gab, diese unvergleichlich liebenswürdige Frau näher kennen und verehren zu lernen. Im Sommer 1850 brachte Gutzkow dann einige Tage in Köln zu, und von dort aus unternahmen wir eine kleine Rheinfahrt, auf den Drachenfels, bis hinauf nach Remagen. Roderich Benedix hatte sich uns angeschlossen, und Gutzkow hat dem schönen Tage ein Erinnerungsblatt in seinem Buche „In bunter Reihe“ gestiftet. Als dann später Münster mein Aufenthalt geworden, im Sommer 1858, überraschte er mich dort durch seinen Besuch — er hatte drei Wochen im Inselbad bei Paderborn zugebracht, hatte dort „Witoborn“ studirt und sah sehr wohl aus; er war stärker geworden und auch innerlich ruhiger, wie es schien — wohl weniger durch den Einfluß der beruhigenden Luft Westfalens als durch die Beschäftigung mit dem objectiven Stoff, den er für seinen „Zauberer von Rom“ sammelte und verarbeitete. Es freute mich, in Beziehung auf westfälische Verhältnisse, auch auf die juristische Seite heimischer Lebensformen und Institute ihm mancherlei Fragen beantworten zu können. Mir selbst war es frappant, wie scharfäugig er an der Burg des Katholicismus eine ihrer schwächsten Stellen herausgefunden, jene zu den bedenklichsten Consequenzen führende Lehre von der Intention, auf der das Hauptmotiv seines „Zauberers“ beruht und von der er viel sprach. — Ein Ausflug nach einem einer befreundeten Dame in der Stadt gehörenden großen Bauernhof sollte ihn dann mit unseren ländlichen Lebensformen bekannt machen; doch mehr nahmen seine satirisch angeregte Beobachtung die Persönlichkeiten in Anspruch, welche sich dem Ausflug angeschlossen hatten — es waren darunter jene drei alten Herren, deren Gestalten mir bei der Zeichnung des Barons, des Obersten und des Geheimraths in meinem Roman „Das Recht des Lebenden“ vorgeschwebt haben, und namentlich der „Baron“, von dem er sagte, er werde sogleich anfangen, zu beweisen, der westfälische Adel stamme von den Asen ab, gewann sein heiterstes Interesse.

Es ist schwer, über ein so gar nicht zu erschöpfendes Thema wie Karl Gutzkow das auferlegte Gesetz der Kürze zu beobachten; mir ist es jedoch erleichtert, indem ich hinweise auf die treffliche Charakteristik, welche Karl Frenzel in diesen Blättern gegeben hat und der ich in fast Allem beipflichten kann. Auch möchte ich den Raum behalten, aus einer großen Anzahl Briefe Gutzkow's einige wenige mitzutheilen, die, weil sie Andeutungen zur Beurtheilung seiner Werke enthalten oder charakteristisch für sein Wesen sind, dem künftigen Biographen, den er sicherlich finden wird, nicht vorenthalten werden dürfen. Ich habe darin nur hier und da einige Bitterkeiten wider noch Lebende gestrichen, um nicht noch posthume Schläge von der Hand eines Todten austheilen zu lassen, die lebend doch gar zu viele Schläge mit einer Leidenschaft ausgetheilt hat, welche so oft nicht sah, wohin sie traf.

* *
*

Hamburg, 13. Nov. 1840.

Lieber Freund! Sie machen Pläne über auswärtige Ansiedelung und erinnern an frühere Andeutungen. Ich muß sagen, daß ich keines der jüngeren Talente lieber am „Telegraphen“ fixirt sähe als Sie. Den Dingelstedt aus seiner Anstellung herausschwatzen, das wäre leichtsinnig. Beurmann hat ein Blatt und ist unzuverlässig. Sie wären der Geeignetste, an meiner Stelle den „Telegraphen“ fortzuführen. Freilich kann das Blatt vorläufig noch nirgend anderswo erscheinen als hier in Hamburg, und eine Uebersiedelung hierher wäre für Sie unerläßlich. Die gesellschaftlichen Vor- und Nachtheile Hamburgs will ich ein andermal erörtern. Ich meine, ein junger Mann, unbeweibt, strebend nach Anerkennung, muß noch nicht fragen, wo man besser gedeiht, wo Luft und Menschen genießbarer sind. Weimar ist kein Ort für Menschen, nur einer für Mumien. Hat man in Weimar nicht die directeste Anknüpfung an den Hof (die man nicht mehr bekommt), so ist in dem offenen Landstädtchen, wo Alles klein, kümmerlich, langweilig hergeht, nicht zu existiren. Lassen Sie müde Wanderer in Weimar ausruhen! — — — Meine Neigungen drängen mich entweder nach Berlin oder Frankfurt. Berlin ist mir durch das immer mehr hervor-

tretende doctrinäre System des Königs versperrt, Frankfurt muß, meiner dort heimischen Frau und aller ihrer nach Frankfurt gehenden Sympathien wegen, mir immer zunächst am Wege liegen. Mit fortnehmen kann ich den „Telegraphen" nicht, da Campe ihn nicht losließe und für einen Coup de main meine und des „Telegraphen" Kraft jetzt noch nicht ganz ausreichend ist. Wo soll ich ihn auch hinlegen! Nur über Nacht müßte das geschehen, ohne daß Campe davon etwas ahnte! Es gäbe das einen Scandal, und ich mag nicht als Flunkerer erscheinen. Den Schein hätt' ich hier doch vielleicht gegen mich. Schon dies sporadische Wechseln der Orte ist mißlich und schadet dem Vorurtheil von Solidität. — — —

Wenn Sie die deutschen Poeten nicht vornehm genug fanden, so liegt die Schuld wohl in der übermäßigen Furcht, die jetzt jeder genannte und gesuchte Name hat, in Reisebeschreibungen figuriren zu müssen. Alles kriecht, Alles wirft sich Einem an den Hals und ist à tout prix liebenswürdig. Flachköpfe sind entzückt, wenn sich ihnen große Männer oder kleine Menschen zeigen. Ich habe seit der Zeit, wo ich am deutschen Parnaß herumkrabble, viel Erfahrungen dieser Art gemacht. Menzel z. B. konnte mit seiner Frau eben eine kannibalische Scene gehabt haben — da klopft ein Fremder, und mit süßlich lächelnder, kindlich naiver Stimme grüßt er ihm entgegen!

Auf Viele, die mich besuchten, habe ich gerade nicht aristokratisch gewirkt, aber ernst und leider oft abschreckend: es liegt in meinen Zügen etwas Finsteres, das mein Gemüth nicht kennt. Wer den Muth hat, nach dem ersten Besuche mich wieder zu besuchen, der kommt gewiß auch zum dritten Male. Viele kommen aber nicht wieder. Das Leben hat mir zu tiefe Wunden geschlagen, als daß ich heiter hineinblicken könnte. Was bin ich, das ich nicht durch mich geworden wäre? Was hab' ich, das ich nicht erobern mußte? Sie glauben nicht, wie trüb oft meine Stimmung ist; doch ist meine Grundnatur gesund und bricht immer wieder durch jedes Leid heilend hindurch.

Lassen Sie recht bald von sich hören — ich schließe endlich und grüße bestens!

Gutzkow.

Magdeburg, den 31. März 1847.

Theuerster Freund! Wenn auch nur ein paar flüchtige Wirthshauszeilen, doch drängt es mich, Ihnen zu schreiben. Reis' ich da in der Charwoche meiner Frau nach Weimar entgegen, mache einen Abstecher nach Halle und hierher, komme in der „Stadt London" an und will eben die schon beendete Table d'hote nachreiten, fällt mir die neueste „Kölner Zeitung" in die Hand, die vor meiner Suppe liegt, und ich fange den Artikel über Acosta zu lesen an. Erst erschreck' ich über den Anfang, über die Achtungserfolge, die Reclamen, die Dialektik; da plötzlich geht mir ein Glanz und eine Herrlichkeit auf, daß ich ganz zu Boden gedrückt, geblendet und beschämt bin. Das haben Sie mit solcher Liebe und Theilnahme, so warm, so herzlich gut, so unverdienter Maßen überraschend geschrieben, daß ich mich kaum erholen konnte und meine aufgewärmten Speisen mechanisch hinunterschluckte. Der Entschluß, Ihnen sogleich zu schreiben, mein trauriges, durch meine Dresdener Sisyphusarbeit bedingtes Stillschweigen augenblicklich gut zu machen, war der erste Entschluß, zu dem ich mich aus meiner Zerknirschung aufraffte. So muß es einer Schönen zu Muthe sein, die keinen Anbeter mehr zu finden fürchtet und plötzlich einen schwärmerischen Brief bekommt, wo doch noch einer anbeißt. Ach, ich bin so viel Lob und Anerkanntwerden gar nicht mehr gewohnt. Mit der ganzen tonangebenden Kritikasterei hab' ich's verdorben: mit den „Grenzboten", denen die böhmische Robott-Frage höher steht als deutsche Literatur, mit Laube, mit Kolb, dem ich keine Artikel schreiben kann, mit Dingelstedt, der mir wegen eines Ausrufungszeichens statt eines Punktes (das Andree zu einer ihn betreffenden Notiz von mir gemacht hat) zürnt. Die kleinen Reclamen unserer guten Therese können mir auch keine Freude machen, und so war mir's wirklich Manna und Ambrosia, was mir da herniederträufelte; ich danke Ihnen innigst für dies mächtige und herzstärkende Votum.

Wie ich nun durch meine Dresdener Taglöhnerei der Literatur entrückt bin, was ich fühle, denke, beschließe, hoffe, das Alles, liebster Schücking, möcht' ich Ihnen und Ihrer lieben Frau recht gründlich

erzählen, aber weder in Magdeburg noch in Dresden komm' ich dazu, denn auch in Dresden ist mein Leben so, als klingelte alle Augenblicke die Eisenbahnglocke schon zum zweiten Mal, so in Hatz und Plage steck' ich dort und kann zu nichts mehr mich wahrhaft sammeln. Hoffentlich find' ich für mein dortiges Verhältniß ins Künftige leichtere Formen und kann auch meine Freunde mehr hegen und pflegen.

Ich habe so ein stilles Ahnen, daß Sie und Ihre liebe Frau im Sommer nach Dresden kommen. Es ist dort wirklich schön, und es weht eine milde ästhetische Luft noch von Anno Ehedem, die uns doch auch noch wohlthuend ist und in der Sie sich heimisch fühlen würden. Thun Sie das, kommen Sie! Sie finden mich dann schon häuslich etablirt, und ich kann Ihnen manchen interessanten Menschen vorführen, besonders aber über alles das Auskunft geben, wofür ich zu brieflicher Mittheilung keine Muße finde. Auch von Ihnen hörte ich gern mehr, als was ich aus dem Kölner Feuilleton zwischen den Zeilen lese.

Mein Herz hab' ich erleichtert und Ihnen inniglichst für die Ueberraschung gedankt. Man soll keine Schuldzahlungen aufschieben. Es ist mir ordentlich leicht, daß ich weiß, Sie lesen diese Zeilen in ein paar Tagen und sind mit ihnen zufrieden, so flüchtig und wirthshausmäßig sie auch gerathen sind. Viele, viele Grüße an Ihre liebe Frau, auch an Herrn Dumont, dessen Sendung ich empfing. Ihnen selbst aber treuesten Freundesgruß. Immerdar

Ihr Gutzkow.

Dresden, den 5. August 1850.

Ihre kleine Erinnerung, lieber Freund, in der „Kölner Zeitung“ treibt mich doch, Ihnen zuvörderst zu sagen, daß der verheißene groß- oder kleindeutsche Erfurter nicht bei mir gewesen ist. — Im Mai und Juni war ich recht krank. In Warmbrunn glaubte ich einige Tage lang, zu sterben; ich hatte mich den Winter überarbeitet und muß mich wohl ein wenig zu sehr an meine Häuslichkeit opfern. Sonst reiste ich mehr, genöß, vegetirte. Ich bin ernster geworden, trüber, verstimmter wie wohl viele Menschen jetzt.

Ihr freundliches Wort über meinen Roman* hat mir innigst wohlgethan. Sie kennen unsere literarische Isolirung! Von den Schreibenden lesen ihn nur solche, die ihm gern tadelnd beikommen, rasch verwerfen möchten, und die Zeitungen sind der Form dieser Brockhaus'schen Operation nicht gewogen. Es soll mich gar nicht Wunder nehmen, wenn selbst die Augsburgerin nicht unbefangen bliebe. Und traurig ist das einem Werke gegenüber, das wirklich aus einer großen Hingabe an den Stoff entstanden ist! Sie müssen es der objectiven Ruhe der Darstellung ansehen, daß ich mit Sammlung bei der Sache war. Die spielende, leichte Behandlung verräth die Fülle des Materials. Man wird mir nicht nachsagen können, daß ich Eugen Sue imitire. Ich bin deutsch geblieben, episch, ruhig, erörternd, wenn auch darum nicht langweilig. Ich wollte wieder an Goethe, Tieck, Immermann anknüpfen und kann nicht, mag man mir auch mit dem ewigen Vorwurf der Unpoesie kommen, die Wege wandern, welche die modischen sind, die der Manierirtheit. Die Sucht nach „Poesie“ ist so krankhaft geworden, daß auch die Kritiker immer nach dem Aparten fragen und für einen Roman im alten bewährten Wilhelm Meister-Geschmack keine Kategorien mehr haben.

Ich habe so zu sagen einen politischen Wilhelm Meister schreiben wollen, einfach, natürlich, lebenswahr. Dem Absonderlichen jagt' ich nicht mit Angst nach. Ich verzweifle nicht daran, daß es noch ein Publikum giebt, um solche Entwickelungen, wie ich sie darstelle, zu genießen. Ich bin mir bewußt, gebildeten, harmlosen Lesern gefällt mein Werk. Die eigentliche Idee tritt etwas langsam heraus. Sie ist zu neu, zu gewagt, ich darf sie nicht überstürzen. Dankmar stiftet einen Geheimbund und vertritt gewissermaßen an sich die in der Zeit schlummernde Ueberzeugung: Mit der Isolirung ist es nichts, mit der breiten Masse und Zahl auch nichts, die Elite muß sich finden; aber rascher finden, rascher erkennen als bisher und sicherer handeln. Er stiftet eine neue Templerei. Die Geschichte mit dem Schrein u. s. w. ist nur Rahmen, wie Sie als kundiger

* Die „Ritter vom Geist“.

Kenner der poetischen Mechanik bald werden durchschaut haben.

Brockhaus kann mit dem Interesse, das seine Zeitung wieder gewinnt, nicht unzufrieden sein. Doch bedarf ich sehr der nachhelfenden Anerkennung derer, die sich wirklich gefesselt fühlen. Die Lethargie unseres Publikums ist groß und der Glaube, sich durch die Theilnahme für Schleswig-Holstein z. B. von allem Anderen so zu sagen abzukaufen, gar zu sehr verbreitet. Wenn ich das, was ich da gebe, mit dem confusen häßlichen Zeug vergleiche, was z. B. Prutz in seiner Mißgeburt, dem „Engelchen“ gegeben hat, so leide ich sehr darunter, wenn ich mir sagen muß, wie sich das doch erst selber Bahn zu brechen hat und von den Tonangebern und Wegweisern in der Literatur doch nicht unterstützt wird!

Von Herrn v. Gall, der kürzlich hier war, hör' ich, daß es Ihnen und Ihrer lieben Frau wohl geht. Wir haben jetzt manchen interessanten Durchreisenden. Frau v. Suckow ist z. B. hier; kennen Sie sie?

Es ist gar nicht unmöglich, daß ich Sie noch in diesem Monat in Köln überrasche. Eigentlich wollt' ich nach Ostende und baden. Nur der Roman hält mich ab. Ich stecke so darin, daß ich wie ein Egoist rede und Ihnen schreibe. Haben Sie Nachsicht mit mir!

Also meinen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und herzlichen Gruß.

Ihr Gutzkow.

Geben Sie doch jetzt bei dem Pfarrer Guido Stromer, der im Capitel 11 geschildert wird, Acht! Dieser ist mir der Typus des luxurirenden haltlosen Geistes. Er entwickelt sich in den folgenden Bänden zu einer Art Hurter oder Gentz. Jetzt ist er in einem Stadium, wo ich Sie im Vertrauen zur Vergleichung auf Rötscher u. A. aufmerksam mache. Voland von der Hahnenfeder ist v. Radowitz, als Princip.

Dresden, 29. Nov. 1850.

Mein theurer Freund!

Ich wollte mir erlauben, bei Ihnen anzufragen, ob Ihnen Brockhaus den IX. Band geschickt hat? Ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß mir eine unparteiische und ruhige Würdigung meines nunmehr beendeten Werkes erwünscht wäre. Ich fand bei Ihnen im Sommer, in diesen wundervollen Sonnentagen, viel Reizbarkeit gegen mein Buch, besonders bei Ihrer lieben Frau, die mich durch Aufsuchen und Festhalten des Schwachen wahrhaft erschreckt hat. Woher diese Abneigung? bin ich mit Prätensionen hervorgetreten? Oder trägt mir Ihre Frau mein scharfes Anatomiren gewisser Frauennaturen nach, die sie vielleicht schonender gefaßt wünscht? Oder sollte sie gerade meine Absicht, in dem Lieben ohne Erfolg, sogar ohne Absicht, ein großes Geheimniß des Menschenlebens wiederzugeben, nicht gelten lassen? Genug, ich wünschte wohl zu hören, ob Sie bei dem schlimmen Urtheil, das ich in der „Kölnischen Zeitung“ trotz vieler anderen Concessionen, die Sie machten, erlebte, auch am Schluß des Ganzen verharren. Nachlässigkeiten im Stil und sonstige auf der Hand liegende Fehler kann ich erst bei der dritten Auflage, die vielleicht in einem Jahre kommen könnte, durchgehend verbessern. Einstweilen hab' ich die Freude, daß mir diejenigen, die es wahrhaft gut mit mir meinen, danken, daß ich ihnen Gelegenheit bot, ihre gute Meinung von mir auch leidlich beweisen zu können. Besonders bin ich glücklich, mir wieder recht von Herzen Kolb in Augsburg gewonnen zu haben. Bei einer solchen Anlehnung läßt sich das Schweigen von Stahr, Max Waldau et caeterorum, die vornehme Schonung des Herrn Wolffsohn und die nüchterne Prüfung des Wilibald Alexis in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ schon eher verwinden. Nun genug von mir!

Was sagen Sie zu der Fluth von Romanen, die erscheint? Haben Sie Auerbach's „Neues Leben“ gelesen?

Von Gall hatt' ich kürzlich Briefe. Er regt sich, seine alte Stellung wieder in der Theaterwelt zu erobern. Auch Dingelstedt ist lebendig.

Welch herrliche Tage waren das am Rhein! Der Drachenfels! Die Wasserfahrt! Remagen! Noch seh' ich Venedix, den Wassergott, im Rhein plätschern. Es fehlte ihm nur ein Kranz und ein paar erschreckte Nymphen, um das Genrebild fertig zu machen. Herzlichen Gruß, auch Ihrer strengen Hälfte,

von Ihrem aufrichtigen

Gutzkow.

Dresden, den 15. Nov. 1858.

Verehrter Freund!

Ich habe von Brockhaus gehört, daß Sie geneigt sind, etwas für die Würdigung meines Romans* zu thun. Wenn Sie Band II gelesen, so bitt' ich, schieben Sie diese löbliche Absicht keine Stunde länger auf! — Das Buch hat factischen Erfolg, aber die Würdigung ist erbärmlich. Kein Verständniß, kein Nachfühlen, die roheste und plumpste Erfassung der äußeren Thatsachen! Billige ich denn diese unheimliche Lucinde, die alle Damenkaffees so in Horreur versetzt? Deut' ich denn nicht mit Klingsohr eine ganze Weltanschauung an und gebe ihn als Problem, das ich zu lösen gesonnen bin? Wie roh diese Auszüge und Berichte in den Referaten, selbst wohlmeinenden! Wie viel steht bei mir nicht zwischen den Zeilen! Die Referenten geben das so wieder, als wenn es sich bei mir wirklich um Eugen Sue oder Boz handelte.

Sprechen Sie in Augsburg oder Köln (wo es jetzt noch möglich ist!) ein Wort vom Standpunkte höherer Kritik! Tadeln Sie mich nicht zu sehr um die Fehler, die ich gegen den Katholicismus mache! Mein Bestreben, ihm gerecht zu sein, ist so erwiesen, meine Studien sind so auffallend, daß in der gestrigen D. Allg. Z. sogar gefragt wird, ob ich Katholik wäre, d. h. wohl katholisch fühlte? Trefflich sind Gottschall's Andeutungen in der Schlesischen. Aber der ist vereinzelt; und soll denn die Romantik der Kaufmannselle Recht behalten? Soll diesem Geschlecht nichts mehr über „Soll und Haben" gehen? Als ich die „Ritter" veröffentlichte, schrieben Dingelstedt, Sie, Carriere, Riehl, Fallmerayer — alle diese Stimmen sind verstummt, zurückgezogen — neue Tonangeber und welche! Ueberall Repressalie!

Von Ihrem neuen Roman höre ich. Ich selbst kann nichts lesen, so gern ich möchte! Ich fürchte mich auch vor Paul Bronkhorst — ich fürchte, ich finde Dinge, die ich Ihren hübschen Büchern über Westfalen (in Brockhaus' Reisebibliothek) entlehnte, z. B. das Motiv von dem durch den jungen Grafen Blücher erschossenen Domherrn. Im ersten Bande werden Sie gefunden haben, wie fleißig ich Sie excerpirte! Lassen Sie mir da wenigstens die Anerkennung meines guten Willens, solid zu sein und „real".

Ach, Freund, wie wird man mich nach Band III und IV erst in Ihren Gegenden steinigen! Mad. H., Frl. K., die eine Messe lesen läßt, um Zahnschmerzen zu vertreiben! Wie ich das aber hasse. Den alten Narren, den Haxthausen, sah ich in Rom und ging mit ihm in die Katakomben, die er in seiner Sucht, Alles apart zu haben, für alte Troglodytenhöhlen erklärte. Ich werde in dem später in meinem Buche kommenden „Onkel Levinus" Einiges, das Bessere, von seiner Weise bringen — unter uns. Bei Klingsohr habe ich sehr stark an Florencourt gedacht und einige Leute, die früher seine Intimen waren! Lucinde ist eine Idealisirung von — rathen Sie!

Als ich nach Italien reiste, gab ich Brockhaus meine fertigen sieben Bände versiegelt und mit den Worten überschrieben: „Im Fall meines Todes an L. Schücking zu übergeben." Sie sehen meine Freundschaft, mein Vertrauen! Lassen Sie mich bald etwas vernehmen und bleiben Sie gut Ihrem alten und aufrichtigen Gutzkow.

Kesselstadt Hanau, 1. Mai 1869.

Theurer lieber Freund!

Es konnte mir nichts willkommener sein, als durch Ihre überraschenden unverdienten Zeilen veranlaßt zu werden, endlich eine seit vier Jahren mich drückende Schuld zu tilgen und Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich in der Zeit meines Elends mit Ihnen beschäftigte!

Als jene traurige Katastrophe über mich hereinbrach (ich weiß noch heute nicht, was darüber hinter meinem Rücken feststeht und gesagt wird) und ich in Offenbach von Verwandten gepflegt wurde, glaubte ich nicht an meine Rückkehr in die Welt. Ich hielt entweder meinen Tod oder meine geistige Auflösung für nahe bevorstehend.

Ehe ich in jene Anstalt gebracht wurde, wo ich ein Jahr der Qual zubrachte, ließ ich von meinem ältesten Sohn alles zusammenlesen und zusammenpacken, was ich an „Hohenschwangau" theils schon geschrieben hatte, theils dafür gesammelt,

* Der „Zauberer von Rom".

dictirte ihm den ungefähren Plan des Werkes und gab die vielleicht noch in meinen Papieren befindliche Anweisung: „Das Ganze ist ein ungeordnetes Material, aus dem vielleicht Levin Schücking etwas machen kann. Er kennt die betreffende Zeit und Localität, namentlich Augsburg, besser als ich. Will Brockhaus die Vorschüsse, welche ich auf dies Buch empfangen habe, möglicher Weise wieder einbringen, so mag er Alles an Schücking geben und diesem anheimstellen, ob er daraus etwas machen will."

Als ich nun Ihren Brief aus Rom erhielt (über Berlin), nahm ich an, Ihre Güte verschweige eine Bekanntschaft mit meinem Zustand und wäre bereits im Besitz meines „letzten Willens". Die Verdüsterung meines Gemüths wurde gemehrt und zuletzt fast ausschließlich erhalten durch die unverantwortliche Behandlung, die ich erfuhr. Mein Arzt hatte eine constante Manier der Ironie und that nichts, die Voraussetzungen, die ich mir gebildet hatte, zu widerlegen. Jeder vernünftige und gemüthvolle Zuspruch, jede Beziehung zu meinen Angehörigen wurde fern von mir gehalten. Ich phantasirte mir eine außerhalb meines Gefängnisses vorhandene Gestaltung meines Namens zusammen, die keine andere Widerlegung als Spott und Hohn fand. Ich war wie ein zertretener Wurm und dachte nur an die Ewigkeit, die absolute Vernichtung. Ihr Brief mit den Mittheilungen über Ihre Kinder, Ihre Aufforderung, Sie in Westfalen zu besuchen, rührte mich tief. Ich las aber noch mehr zwischen den Zeilen und würde sie nach diesen Voraussetzungen beantwortet haben, wenn ich zum Schreiben Kraft und Lebenslust gehabt hätte.

Als ich, viel zu spät, wieder mit den Meinigen in Verbindung gebracht wurde, fand ich die Welt von den Wirren absorbirt, die bald in den traurigen Krieg ausarten sollten. Ich fand mein altes versiegeltes Convolut wieder, sah mit Trauer auf die Spuren jener gänzlichen Entsagung, mit der ich mich von ihm getrennt hatte, und fing nun die ganze Arbeit von vorn an, um meine Schuld bei Brockhaus zu tilgen. Leider war der Stoff zu schwer, zu wenig ergiebig für die Bedürfnisse eines großen Publikums. Unfreundliche Kritik — — hinderte den Erfolg des Buches beim Publikum, worüber ich mit Brockhaus beinahe ganz aus einander gekommen bin. — —

Zum Glück ist die Zahl unternehmender Buchhändler und verbreiteter Zeitschriften groß. Sie werden gesehen haben, daß ich hier und dort arbeite. Die „Literarischen Briefe" sind eine Idee Keil's. Leider, fürchte ich, hat er sich in der Sache und in mir selbst geirrt. — — Das Erscheinen des zweiten Briefes hat sich durch die unangenehmste Correspondenz verzögert. Er hat jetzt den dritten Brief über Redwitz' „Stark" und Hamerling's „König von Sion". Ich bin begierig, wie es ihm mundet.

Daß Sie Glück mit Ihren Kindern haben, höre ich gern. — — Meine älteste Tochter hat sich vor einigen Tagen mit einem jungen Juristen, einem Amtsrichter Osius, einem geistvollen, vielseitig gebildeten und nicht unvermögenden Mann, verlobt.

Diesem Bunde zu Gefallen sollten wir jetzt eigentlich hier bleiben. Doch hatte ich schon vor Erklärung jenes Bewerbers den Verzug von hier beschlossen. Einstweilen miethete ich für die Sommerzeit ein Häuschen bei Bregenz am Bodensee, dessen Lieblichkeit Sie ja aus alter Meersburger Erfahrung kennen. Zum Herbst muß dann ein Entschluß gefaßt werden. Die Blicke sind auf Berlin, Frankfurt oder Hanau (eben des jungen Paares wegen) gerichtet. Ich wäre am liebsten für meine Vaterstadt Berlin, wäre nicht die dortige Lebensweise so sehr theuer.

Ihre Mahnung, nach Westfalen zu kommen, soll mir eine erwägungswerthe Lockung bleiben. Wäre ich so glücklich, einige Zeit mit Ihnen zusammensein zu können, so weiß ich, Sie würden milde über meine Verirrungen hinweggehen und sich nur an Vergangenes und alte Zeiten halten. Wie viel schöne Stunden haben wir erlebt! „Die schönen Stunden, Rückblicke" — heißt eine Sammlung zerstreuter Aufsätze, die nächster Tage bei Hallberger in Stuttgart erscheint. Auch Ihr Name kommt darin vor.

Lassen Sie mich bald wieder etwas von Ihrem Leben und Schaffen erfahren. Nochmals innigsten Dank für die mir erhaltene treue Freundschaft und die Versicherung,

daß ich nichts unterlassen werde, sie mir ferner zu verdienen.

Mit unveränderter treuer Gesinnung
Ihr Gutzkow.

Heidelberg, den 12. Mai 1876.

Lieber theurer Freund!

Ich lese mit Vergnügen, daß Sie den Händedruck gefühlt haben, den ich Ihnen durch die „Gartenlaube" geben wollte. Hat doch gerade die „Gartenlaube" eine Irrung zwischen uns herbeigeführt. Nie habe ich daran gedacht, Ihre Romanschöpfungen herabsetzen zu wollen. Ich wollte sie nur charakterisiren. Ich bildete mir ein, mehr und tiefer zu sehen als Andere. Als ich Sie als letzten Romantiker schilderte, behielt ich stets den heiteren Ton, der dergleichen als eigentlich das Gros des Publikums nicht berührend behandelt. Keil nahm das etwas massiv, machte eine grobe Note, die mich bestimmen mußte, abzubrechen, und noch aus Ihrer interessanten Selbstbiographie spürte ich heraus, daß auch Sie wirklich verstimmt waren. Denn die Bemerkung, ich hätte nicht die gewünschte, aber verdiente Anerkennung gefunden, that mir, dem Uebermuth der Faiseurs gegenüber, wahrhaft wehe. Ist eine solche Bemerkung wahr, so schmerzt sie doppelt. Sie deuten allerdings die systematische Anfeindung an, die ich gefunden. Noch jetzt ist sie in Thätigkeit und tritt mir überall hemmend in den Weg. In Berlin berührte sie fast meine Person.

Ich preise Sie glücklich, wenn Sie beruhigter ins Leben sehen als ich. Ich bin krank. Gerade Italien gab mir den Rest. Ich ging mit meiner zweiten Tochter auf einen Winter dorthin, war aber auf Schnee, Kälte und Stürme nicht vorbereitet, besaß auch nicht die Mittel, mir den Comfort theurer Pensionen zu verschaffen; so wurde ich immer invalider und habe mich erst leidlich erholt durch die Einsamkeit in einem ländlichen Aufenthalt, den ich zufällig hier in der Nähe entdeckte. Meine Frau, zwei unverheirathete Töchter drängten in eine Stadt, und da wählten wir die nächste, wohl für mich die unpassendste von allen. Denn was ist ein Belletrist unter diesen von Selbstsucht aufgeblasenen Zunftgelehrten, von denen diejenigen, die allenfalls einige Fühlung mit mir haben könnten, ganz nur die moderne Germanistenpoesie für das Höchste halten, auf „Ingo und Ingraban" und „Ekkehard" schwören. Kuno Fischer, der das Zeug hat, da zu lichten, aufzuräumen, wahrt sich seine Geheimerathswürde dadurch, daß er öffentlich über Lessing und Schelling nicht hinausgeht.

Mein Leiden besteht aus einer, wie es scheint, unheilbaren Nervenverstimmung, die mit einem Schlundkrampf anfing, dann sich auf Magen, Bauch, Beine fortsetzte, ewige Flatulenz, Aufgetriebenheit der Weichen erzeugt, mich ganz sicher gehen, bergsteigen läßt, aber immer mit dem Gefühl, als säße mir eine große elastische Feder im ganzen Leibe, vom Halse an. Dabei bin ich blind, total blind am rechten Auge, am linken habe ich mit einer großen constanten Schwäche zu kämpfen. Kurz, ich wäre für den Pessimismus vollkommen reif, wenn sich nicht so viele eitle Narren dafür bekennten!

Lassen Sie mich recht bald wieder erfahren, wie es Ihnen geht. Die drei Tage stehen mir mit ihren Vor- und Nachtagen deutlich in der Erinnerung. Den Eselritt auf den Drachenfels habe ich wahrscheinlich zu oft gemacht und daher den damaligen vergessen. Den Augsburger Tag mit List, Kolb, Binzer rief mir vor einigen Jahren der Badecommissar v. Pappenheim in Kissingen ins Gedächtniß, dessen Wasser ich auch zu reinem Verderb trank. Im X. Band der neuen Ausgabe meiner gesammelten Werke, S. 116, steht auch Ihr Name als Verfasser der Personalnotizen über Droste-Vischering. Als neulich Sepp den Mund gar zu voll nahm über Görres, habe ich nur mit Mühe an mich gehalten. Seine Darstellung des Kölner Streites paßt für Jörg, nicht für ihn. Nun leben Sie wohl! Lassen Sie bald wieder etwas hören Ihren

aufrichtigen und treuergebenen
Gutzkow.



Aus der Zeit der Lorenzodosen.

Von

Julian Schmidt.

Die folgenden Blätter sollen den Leser in eine merkwürdige Epoche unserer Literatur (1771) einführen, wo der empfindsame Cultus der Grazien an der Tagesordnung war. — Zunächst eine Erklärung der Ueberschrift.

„Einem Cirkel von gefühlvollen Frauenzimmern las ich vor einigen Tagen ‚Yorik's Reise' vor. Wir kamen an die Geschichte des armen Franciscaner Lorenzo, welcher Yorik um ein Almosen bat, von ihm abgewiesen wurde, durch sein sanftmüthiges Betragen dem Engländer Reue darüber einflößte, nachher zum Zeichen der Versöhnung von ihm eine schildpattene Dose bekam, wogegen er ihm die seinige von Horn gab. Der gute Mönch war gestorben; Yorik saß bei seinem Grabe, zog die kleine Dose hervor, riß einige Nesseln zum Kopf des Begrabenen und weinte. — Wir sahen einander stillschweigend an; ein Jeder freute sich, in den Augen des Anderen Thränen zu finden; wir feierten den Tod des ehrwürdigen Greises Lorenzo und des gutherzigen Engländers. Unser Herz sagte uns: Yorik hätte, wären wir ihm bekannt gewesen, uns geliebt; und der Franciscaner, glaubten wir, verdiene mehr als alle Heiligen der Legende canonisirt zu werden... Wir Alle kauften uns eine Schnupftabaksdose von Horn, worauf wir mit goldenen Buchstaben Pater Lorenzo und Yorik setzen ließen. Wir thaten das Gelübde, des heiligen Lorenzo wegen jedem Franciscaner etwas zu geben, der uns um eine Gabe ansprechen würde. Sollte in unserer Gesellschaft sich Einer durch Hitze überwältigen lassen, so hält ihm sein Freund die Dose vor, und wir haben zu viel Gefühl, um dieser Erinnerung auch in der größten Heftigkeit zu widerstehen. Unsere Damen, die keinen Tabak brauchen, müssen wenigstens auf ihrem Nachttisch eine solche Dose stehen haben. — Nicht genug war es uns, diese Verabredung in einem kleinen Cirkel genommen zu haben; wir wünschten, daß auch auswärtige Freunde sich uns darin gleichstellten. An einige schickten wir das Geschenk als ein uns heiliges Ordenszeichen. — Vielleicht habe ich in Zukunft das Vergnügen, an fremden Orten hier und da einen Unbekannten anzutreffen, der mir seine Dose reicht: ihn werd' ich so vertraut als nach gegebenem Zeichen ein Freimaurer den anderen umarmen."

So schrieb im April 1768 der Dichter Georg Jacobi (achtundzwanzig Jahre) an Gleim. — Sohn eines Kaufmanns in Düsseldorf, der für sehr reich galt, war er früh reif geworden; im fünfzehnten Jahre schrieb er ein Trauerspiel: „Nero", gleich darauf hatte er eine unglückliche Liebe. Uebrigens ein schmächtiger Knabe von zart organisirtem, kleinem Körperbau. Erst studirte er in Göttingen Theologie, dann in Helmstedt Jurisprudenz, für die er ebenso wenig Beruf besaß; statt dessen trieb er spanische,

englische und italienische Literatur. Endlich beredete ihn Professor Kloß, sich ganz auf Aesthetik zu legen; er warf fröhlich sein Corpus juris zum Fenster hinaus, übersetzte aus dem Spanischen (Gongora) und machte anakreontische Gedichte, nur daß bei ihm sich Arkadien völlig in Mondschein auflöste.

In Halberstadt verschaffte ihm Gleim eine Präbende. Dort weilte eine ganze Reihe junger Liebesdichter; sie lasen sich wöchentlich im „Tempel der Liebe und Freundschaft", der mit den Porträts aller lieben Seelen verziert war, ihre Gedichte vor; weitaus die talentvollsten waren Michaelis und Klamer Schmidt.

Aber Jacobi nahm in der Zärtlichkeit bald die erste Stelle ein. In einem seiner Gedichte beschließt ein Bildhauer, der statt der irdischen Venus nur die himmlische formt, mit seiner Gattin ein Erziehungsinstitut für schöne Mädchen zu gründen, welche demselben Ideal zugeschult werden sollen und Priesterinnen der himmlischen Venus heißen. In einem anderen wünscht er das Lüftchen zu sein, das seine Hirtin umweht, die kleine Silberwelle, die ihren Fuß benetzt.

Im Ganzen nahmen diese jüngeren Dichter nur die Richtung auf, die vor etwa zwanzig Jahren die sogenannte Hallische Schule eingeschlagen hatte: die Götz, Uz, Gleim, Lange, die Karschin u. s. w., die Sänger des Weins und der Küsse.

Aber mit einem Unterschied: Klopstock's Oden hatten doch gewirkt, auch die Lust konnte man sich nicht mehr ohne Empfindsamkeit denken; man wollte nicht mehr bloß tändeln und küssen, man wollte anbeten. Gewissermaßen wurde der Klopstock'sche Stil auf Gleim gepfropft.

Wieland auf der anderen Seite wollte sich nicht mit Küssen begnügen, er verlangte eine derbere Kost. Aber alle diese Poeten, so verschieden sie waren, kamen darin überein, daß sie dem Glückseligkeitstrieb einen übermäßigen Werth beilegten. Sehr verhätschelt wurden sie durch die Recensenten aus der Klotzischen Schule, die ihre eigene Liederlichkeit poetisch verherrlicht fanden.

Seit Juni 1769 hatte Wieland eine Professur in Erfurt erhalten, einem Hauptsitz der Klotzianer. Dort hausten Riedel, Chr. Schmid, Meusel; der Schlimmste war Bahrdt (vierundzwanzig Jahre), ein Landsmann und Schüler von Kloß; früher rechtgläubiger Zelot, predigte er nun den flachsten Rationalismus; gemein in Gesinnung, locker in den Sitten. Der Ton dieser Gesellschaft war bis zum Schmutzigen cynisch; Wieland trat ihr nahe genug.

Ebenso stand Jacobi der Schule nahe, dessen Ideal freilich war, mit Kloß, Lessing und Herder zusammen in einer Rosenlaube zu lachen und zu trinken. Ganz Halberstadt war klotzisch angehaucht. — Worin der Grundfehler der ganzen Richtung lag, giebt Goethe bei seiner Charakteristik Gleim's an.

„Der Tag ist lang und die Nacht dazu, man kann nicht immer dichten; die Zeit dieser Poeten konnte aber nicht ausgefüllt werden wie die der Weltleute. Sie legten daher auf ihre besonderen engen Zustände einen zu hohen Werth, auf ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie nur sich unter einander zugestehen mochten. So gefielen sie sich, ihre gegenseitige Neigung wiederholt auszudrücken, und schonten dabei weder Papier noch Tinte. Aber der beste Mensch genießt nur kümmerlichen Unterhalt, wenn er sich zu sehr auf sich selbst zurückzieht und in die Fülle der äußeren Welt zu greifen versäumt, wo er allein Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann."

„Mich dünkt," schreibt Wieland im Juni 1769 an G. Jacobi, „Sie sind ganz eigentlich von der Natur bestimmt, für unsere Nation zu sein, was Chapelle, Chaulieu, Gresset u. s. w. für unsere Nachbarn jenseits des Rheins." Der eigene Bruder Fr. Heinr. Jacobi nennt ihn geradezu den deutschen Gresset.

Der Vergleich war nicht übel. Gresset ist das reinste Rococo, das Frankreich hervorgebracht; gleichwohl ist auch er von der Natursehnsucht angehaucht, die sich am leidenschaftlichsten in Rousseau ausspricht. Zur Natur zählt er die Landbewohner — die er sich freilich etwas im Costüm von Porzellanschäfern vorstellt; die Wilden — die Canadier, die noch Europa's übertünchte Höflichkeit nicht kennen —; die Thiere und die Kinder. Diese Natur aufzusuchen, macht der leichtfertige Poet gern einen Spaziergang und vermeidet den goldenen Opernsaal.

Für diese Art Natur ist auch Jacobi sehr empfänglich; den Kindern aber zieht er verständnißvolle Frauen vor, die Empfindung mit Anmuth vereinigen. Er ist der eigentliche Frauendichter jener überwiegend frauenhaften Zeit. Die Namen seiner Angebeteten wählt er meist aus den Romanen der Scudery. — Eine derselben, Belinde in Halle, Freundin von Klotz, schreibt ihm: „Je vous ai toujours cru le meilleur des hommes; cette persuasion rendit mon cœur sensible, elle donna du charme à notre tendresse et du feu à la mienne!" Sie dichten sich gegenseitig an; die Correspondenz wird ohne Vorwissen des Vaters geführt.

Eine Cousine in Celle möchte er heirathen, aber die Eltern wollen nicht einwilligen: — „Ich werde immer mehr in der Meinung bestärkt, daß noch nie ein Mann gelebt hat, der so sehr der Heilige von den Besten meines Geschlechts gewesen ist, wie Sie, mein Liebster! es sind und gewiß immer bleiben werden."

Nicht minder begeistert spricht sich eine Gräfin Philaide Hatzfeld französisch aus; dieselbe schenkt ihm (October 1769) ein prachtvoll gebundenes Exemplar der „Musarion" und nimmt sich Amor's an, dem Jacobi in einem Gedicht eben hatte den Abschied geben wollen.

Sophie Laroche, als ihre Tochter ihr Jacobi's „Sommerreise" vorliest, schickt ihm (Nov. 1769) eine Statuette des Amor, als Canonicus verkleidet, mit der Andeutung, er sei das Urbild des Mannes, für den einst das Herz ihrer eben dreizehnjährigen Tochter klopfen soll. Jacobi machte später auch einen Anlauf, aber es wurde nichts daraus. Erst als alternder Mann fand er eine Gattin, auch ein empfindsames Wesen. Mit einiger Reue gedachte er da an sein vergangenes Leben: „Wie ich einst des Guten so viel hatte, wie ich geliebt wurde, bis zur Schwärmerei geliebt von den besten, edelsten Seelen!" Im Ganzen lebte er wie Lenz mehr in der Einbildung. — „Ich wurde auch einmal angebetet!" sagt Junker Andreas.

Wöchentlich wurden zwischen Jacobi und Gleim die zärtlichsten, man kann sagen die verliebtesten Briefe gewechselt und dann sofort dem Publikum vorgelegt. „Beide Verfasser," berichtet die Klotzische Bibliothek, „unterhalten sich größtentheils von den Kriegen und Siegen des kleinen Gottes; sie geben auf alle Mienen des schalkhaften Knaben Achtung, und es scheint, daß sie jeden Seitenblick, jedes Lächeln desselben verstehen. Wir Uebrigen freuen uns über die Spiele, die sie mit dem Knaben anfangen, und werden auch wohl bange, er möchte mit dem besten seiner Pfeile ihren kleinen Muthwillen strafen."

Die alte Karschin ist etwas betroffen über eine Liebe, „die seit dem Untergang des griechischen und römischen Glanzes nicht mehr gebräuchlich gewesen ist. Diese Liebe besteht in einer genauen Geistervereinigung, aber es werden zu viel Küsse dabei ausgetheilt, als daß sie dem Gespött entgehen könnte. Ich begreife die Möglichkeit der Sache; ich weiß es, daß man auf die Art lieben kann; doch je mehr ich dies weiß, je mehr ist mir empfindlich, daß Sie (Gleim) ehedem meine ebenso platonische und vielleicht aufrichtige Liebe mißbilligten."

Gleim führte seinen Freund überall herum, wo man sich für die Dichtkunst interessirte, auch in Berlin, wo er aber nicht viel Beifall fand. Das folgende, von Nicolai entworfene Porträt wurde wohl von der Mehrzahl des Publikums gebilligt. — „Herr Säugling hatte kein eigentliches Brotstudium getrieben, er legte sich auf die belles lettres, studirte alle Poeten, besonders die Freude und Wein und Liebe besungen haben. Er hielt dabei viel von seiner eigenen kleinen Person, die daher stets geputzt und geschniegelt war. Er gefiel sich dadurch selbst sehr wohl und suchte nächstdem besonders dem Frauenzimmer zu gefallen. In Gesellschaften saß er immer einem Frauenzimmer zur Seite, bewunderte ihre Arbeit und sagte ihr artige Sachen. Von da ging er zur Erforschung ihres Verstandes über; sagte ihr sanft lispelnd, er sehe Amoretten auf ihrem Postillon auf- und absteigen u. s. w. Sympathisirte sie, so fing er an zu stammeln und langte aus seiner Tasche einige Gedichte. Erhielt er Gehör, so hatte er ein vergnügtes Tagewerk gehabt; empfing er gar laute Bewunderung, so zerfloß er ganz in sanften Empfindungen und war der Sclave der Schönheit, die er so gut empfand. Uebrigens war er das un-

schädlichste Geschöpfchen unter der Sonne, aber die Poesie hatte ihn so breiweich gemacht, daß er einer herzhaften That unfähig war." — Daß dies Zerrbild bei alledem ein Porträt ist, das bezeugen Fr. Heinr. Jacobi und Wieland.

Bald nach seiner Ankunft in Erfurt gab Wieland einen Roman seiner Freundin Sophie Laroche heraus, die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim". Erfindung bis auf die einzelnen Motive, Composition und Stil ist ganz Richardson. Das Buch zündete ungemein unter den deutschen Frauen und Jungfrauen, theils weil es den Schleier zu lüften schien, der die vornehme Welt den Augen der Menge entzog, theils weil die Heldin sich als Muster einer schönen Seele erwies. Sie hat wie die Heldinnen Richardson's die schwersten Leiden durchzumachen und erregt dadurch Mitleid, aber sie verdient zugleich Bewunderung, da sie nicht bloß tugendhaft bleibt, sondern ihren Geist nach allen Richtungen durch Sprachen, Philosophie, Wissenschaft und Kunst ausbildet; sie wird gerade so vollkommen wie ihre Dichterin, und die poetische Gerechtigkeit entläßt sie zum Schluß als reiche, vornehme Frau, die, von der guten Gesellschaft verehrt, mit vollen Händen Wohlthaten spendet. Die vornehme Welt wird übrigens gar nicht geschont; Sophie's adelige Verwandte gehen allen Ernstes damit um, sie zur Maitresse eines liederlichen Fürsten zu machen, um einen Proceß zu gewinnen.

Diese Sophie theilte den Beifall des Publikums mit einer Anderen, deren „Reise von Memel nach Sachsen" Pastor Hermes in einem endlos breiten Roman beschrieb. Auch eine Art empfindsamer Reise, obgleich ebenso gegen die Empfindsamkeit wie gegen die französirende Liederlichkeit gerichtet.

Wieland blieb seiner alten Freundin stets ein treuer Verehrer. „Meine Gefühle für Sie machen einen Theil meines Wesens aus; nie hatte ich sie für eine Andere! De toutes mes espérances la seule à laquelle je ne pourrais renoncer sans perdre le goût de la vie est l'espérance de passer auprès de vous au moins la dernière partie de ma vie!" — Ihrem Bild, durch einen Schleier vor jedem profanen Auge verhüllt, errichtet er einen Altar: „J'y viendrai bien souvent nourrir mon âme de l'aspect de ce qui lui est le plus cher. Les meilleurs sentimens de mon cœur et quelquefois une larme, digne de vous et de moi, seront le sacrifice que j'y offrirai."

Gleichwohl warnt er sie vor zu hochgespanntem Idealismus. Nach der Philosophie der Musarion betrachtet er Alles „dans une sorte de Clair-obscur ou de Clair-de-lune, qui me cache bien de défauts et qui rend les beautés plus touchantes que le jour céleste et éthéréen et toutes les idées sublimes, graves et sombres qui s'y rapportent. J'y renonce pour ma part."

Seiner Sophie widmete Wieland auch „Die Grazien", ein aus Prosa und Versen zusammengesetztes Gedicht, ganz nach französischen Vorbildern, nach Chapelle und Chaulieu gearbeitet. „Nur unter den Händen der Grazien verliert Weisheit und Tugend der Sterblichen das Aufgedunsene, Herbe, Steife und Eckige." — Gleim, ganz begeistert, ließ das Gedicht durch junge Mädchen seiner Bekanntschaft in festlichen Gewändern aufführen.

Das Gedicht beginnt mit der Geburt der Grazien. Sie finden den kleinen Amor schlafend, werden unwiderstehlich angezogen, haben aber so viel Schlimmes von ihm gehört, daß sie fliehen wollen; allein der erwachende Amor weiß so schön zu schmeicheln, daß sie ihn herzen und küssen, sich von ihm Guirlanden umwinden lassen und ihn endlich in einem Blumenkorb zur alten Schäferin Lycänion tragen; diese wird verjüngt und verjüngt ihre alten Liebhaber. Dann bezaubert Amor die spröde Phyllis, daß sie sich dem zärtlichen Daphnis ergiebt, und schwebt mit den Grazien zum Himmel auf. Dort wird auch in den Leidenschaften der Götter die Wildheit gezähmt und auf Erden die hellenische Bildung eingeweiht.

In seinen anderen Schriften vermißt man die Grazie nicht selten. Kaum hätte man glauben sollen, daß der „Idris" noch zu überbieten sei; im „Neuen Amadis" (April 1771) hat es Wieland wirklich zu Stande gebracht. Noch toller sind „Combabus" und ähnliche schmutzige Erzählungen mit moralischem Aushängeschild.

Anfang 1771 wurde Sophiens Gatte Laroche als kurtrierischer Geheimerath nach Koblenz versetzt, und dadurch die berühmte Frau den rheinischen Poeten näher gerückt. Brieflich empfing sie von allen Seiten Huldigungen, auch mit Julie Bondeli correspondirte sie sehr lebhaft; man wünschte auch, sie persönlich kennen zu lernen. Sie war nun wirklich die berühmte Frau geworden, als welche sie Schiller später persiflirt. Eben schrieb ein junger Magister Schummel eine „Empfindsame Reise“ durch Deutschland, in welcher namentlich Ehebruch und Kindermord mit nachsichtiger Humanität behandelt wurden. Koblenz wurde nun bald das Ziel aller empfindsamen Pilgerfahrten.

Einer der eifrigsten Apostel vom Orden des Lorenzo, Franz Leuchsenring (fünfundzwanzig Jahre) aus Darmstadt, Freund von Merck und Caroline Flachsland, war der Erste, der sie aufsuchte. Ein wunderlicher Heiliger! Er hatte viel von Lenz, nur nicht sein Talent; er spürte allen möglichen Herzensgeschichten nach und wollte einen geheimen Orden der Empfindsamkeit stiften. An diesen Besuch schloß sich ein weiterer Congreß, den G. Jacobi beschreibt.

„Den 12. Mai 1771 reiste ich mit meinem Bruder von Düsseldorf ab. Die Vorstellung des Vergnügens, dem wir uns näherten, erhielt unser Herz in einer sanften Bewegung und machte unsere Sinne zu den feinsten Rührungen geschickt. Einer den Anderen umarmend, priesen wir die holde Natur, welche liebreich auf den Dank zweier der zärtlichsten Seelen zu achten schien. Als wir den folgenden Tag bei Koblenz anlangten, ergriff ich die Hand meines Bruders, um ihm durch einen sanften Druck meinen Dank für die vielen Freuden zu bezeugen, die ich unter seiner Begleitung genossen hatte; er nahm die meinige und blickte voll zärtlicher Rührung mich an; eine selige Thräne stieg in unser beider Augen, und wir segneten die Gegend mit dem heiligen Kuß der Freundschaft.“

Leuchsenring ist schon da; gleich darauf fährt Wieland vor. „Herr v. Laroche lief die Treppe hinunter ihm entgegen, ich ungeduldig ihm nach. Wieland war bewegt und etwas betäubt. Während wir ihn bewillkommneten, kam Frau v. Laroche die Treppe herunter. Wieland hatte eben mit einer Art von Unruhe sich nach ihr erkundigt; auf einmal erblickte er sie — ich sah ihn ganz deutlich zurückschauern. Darauf kehrte er sich zur Seite, warf mit einer zitternden Bewegung seinen Hut hinter sich auf die Erde und schwankte zu Sophien hin. Alles dies ward von einem so außerordentlichen Ausdruck in Wieland's ganzer Person begleitet, daß ich mich in allen Nerven davon erschüttert fühlte.

„Wieland ist ein zarter hagerer Mann. Beim ersten Anblick scheint seine Physiognomie nicht sehr bedeutend; seine Augen sind klein und etwas trübe, seine Haut ist von Blatternarben überdeckt. Nichtsdestoweniger drückt sich in seiner ganzen Geberde das Feuer seines Geistes auf eine eigenthümliche Weise aus. Wenn er stark gerührt ist, so geräth sein ganzer Körper unmerklich in Bewegung; seine Muskeln dehnen sich aus, seine Augen werden heller und glänzender, sein Mund öffnet sich etwas und so bleibt er in einer Art von Erstarrung, bis er einige Worte gesprochen oder dem Freunde die Hand gedrückt hat. Dieser Ausdruck ist so fein, daß er den Meisten unbemerkt bleibt; ich aber bin mehr als einmal davon bis auf das Mark erschüttert worden.

„Sophie ging ihrem Freund mit ausgebreiteten Armen entgegen; er aber, statt ihre Umarmung anzunehmen, ergriff ihre Hände und bückte sich, um sein Gesicht darin zu verbergen. Sophie neigte mit einer himmlischen Miene sich über ihn und sagte in einem Ton, den keine Clairon nachzuahmen fähig ist: Wieland —? Ja, Sie sind es! Sie sind noch immer mein lieber Wieland! — Wieland, von dieser rührenden Stimme geweckt, richtete sich etwas in die Höhe, blickte in die weinenden Augen seiner Freundin und ließ dann sein Gesicht auf ihren Arm zurücksinken. Keiner von den Umstehenden konnte sich der Thränen enthalten: mir strömten sie die Wangen hinunter, ich schluchzte; ich war außer mir, und ich wüßte bis auf den heutigen Tag noch nicht zu sagen, wie sich diese Scene geendigt und wie wir hinauf in den Saal gekommen sind. — Noch nie hatte ich mich in dem Grade glücklich gefühlt; nun-

mehr schien mir mein ganzes voriges Leben Tand, und die Erinnerung daran hätte ich ohne Widerwillen aus meinem Gedächtniß vertilgt gesehen!“

Auf der Rückreise von Koblenz, noch ganz voll von Sophie, gingen Leuchsenring, Wieland und Gleim zusammen nach Darmstadt. Die Bekanntschaft mit Merck, K. Fr. Moser und den anderen schönen Seelen wurde gemacht, eine Menge Freudenthränen wurden vergossen. Wochen lang schwebte der ganze Kreis in einem „Traum von Liebe und Freundschaft“. Von der Landgräfin Caroline versicherte Wieland, sie müsse Königin von Europa werden. Sie ließ sich mit Wieland und Gleim in einen — natürlich französischen Briefwechsel ein.

Kurze Zeit vorher, auf der Reise von Straßburg nach Bückeburg, war Herder durchgekommen, hatte sich aber nur eine Woche aufhalten können, da er in sein Amt eilen mußte. Leuchsenring, den er dort antraf, hatte Caroline Flachsland, Herder's Braut, darauf aufmerksam gemacht, daß ihrem Bräutigam die nöthige Wärme fehle. „C'est un funeste présent du ciel que d'avoir le cœur trop sensible!“ so schreibt einmal Merck an seine Frau.

In der That wurde das Empfindungsleben unter den schönen Seelen von Darmstadt im Uebermaß cultivirt. Caroline Flachsland hatte bei all' ihrer Jugend schon viel Erfahrungen: eine ihrer Schwestern, in Darmstadt, fühlte sich in der Ehe mit einem steifen Büreaukraten unglücklich; eine andere entlief wiederholt ihrem Mann; ein Bruder hatte eine Liebschaft mit einer verheiratheten Frau u. s. w. Sie selbst wurde durch Leuchsenring gewöhnt, über ihre eigenen und Anderer Empfindungen Buch zu führen; er hatte sie Psyche getauft und sie auf ihr Mariengesicht aufmerksam gemacht. Wieland's „Grazien“ wurden in diesem Kreis mit nicht geringerer Begeisterung gelesen als Klopstock's Oden.

Schon in der Straßburger Zeit war der Briefwechsel zwischen Caroline und Herder, bei der überschwänglichsten Zärtlichkeit, ein beständiger Orkan: alle Augenblicke waren sie bereit, wegen irgend eines Mißverständnisses zu brechen. Die Quälerei wird jetzt acut. Von Frankfurt aus (20. April) jammert Herder, daß er die Heiterkeit ihrer Seele gemordet. Sie ist ihm erschienen wie eine leichte, vergnügte Unschuldgöttin, die auf Erden sichtbar geworden. Sie möge sich vor dem Zuckerbrot der Empfindung hüten, der Mensch sei zu gut zum Empfindungströdler. Uebrigens fühlt er selbst in jedem Wirthshaus sich versucht, „thränend niederzuknien und ich weiß nicht ob für Sie oder an Sie zu beten!“ — Merkwürdig ist, daß er immer von Unschuld redet, sie immer von Sinnlichkeit.

„Leute wie Leuchsenring,“ schreibt Herder an Merck, „sind zu nichts, als aus ihren Magenkrämpfen Idealbilder zu machen. Der Unschuld meines Herzens bewußt, trotze ich allen Milch- und Käseseelen von G. Jacobi an bis zu seinem schleimartigsten Verehrer. . . Es ist zwischen uns ein so sonderbar gezogener und verwickelter Faden von Liebe, Freundschaft, Eifersucht, Haß und Posse gegen einander, als je in einem so evenementsleeren kleinen Cirkel gedacht werden kann; und da in Ihnen gewissermaßen alle Fäden zusammengehen, kann ich Ihnen nichts als zurufen: halt fest, lieber Merck! bis sich die Zeit erbarmen wird, Alles zu enttrödeln.“ — In der That hatte es Leuchsenring in Darmstadt zuletzt dahin gebracht, daß Jeder auf Jeden eifersüchtig war.

„Ich weiß nicht,“ schreibt Caroline in solcher Stimmung an Herder, „welcher Dämon mir eingab, hohe Tugend zu üben. Gott bewahre mich vor einer solchen Tugend! Meine ganze Seele ist so zerrüttet und verwundet!“

Der Briefwechsel enthält einige Goldkörner, macht aber im Ganzen einen unerquicklichen, fast läppischen Eindruck; Klopstock's Briefe an Fanny sehen fast vernünftig dagegen aus. „Mein Traumesmädchen! meine erhabene Richterin! meine zweite Schöpferin! meine Griechin!“ u. s. w., was sie denn mit noch überschwänglicheren Prädicaten erwidert, und dabei herrscht doch eine ewige Verstimmung.

„Ihr Mädchen,“ schreibt ihm Claudius aus Wandsbeck, „ist, wie ich höre, aus Veilchenduft und Mondschein zusammengewebt.“

Voll von seinen Darmstädter Eindrücken, eilte Leuchsenring nach Homburg,

wo zwei schöne Seelen weilten, eine Hofdame, Frl. v. Ziegler, gewöhnlich als „Lila“ angesungen, wie ihre Herzensfreundin, Frl. v. Roussillon, als „Urania“; sie führten an einem Rosenband ein Schäfchen mit sich herum.

„Dort,“ schreibt Fr. Heinr. Jacobi, der

Dieser Fr. Heinr. Jacobi, viel bedeutender als Georg, war noch nicht zur Geltung gekommen; doch hatte Wieland ihn erkannt: „Je vous aime, parceque vous avez l'imagination d'un poëte, le coup d'œil d'un philosophe, et de l'esprit comme — un démon!“



Sophie Laroche.

jüngere Bruder (achtundzwanzig Jahre), am 17. Juni an Sophie, „geht unser Lieber wahrscheinlich an dem rosafarbenen Seidenband hinter der elysischen Zieglerin und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblüthen. Ich kann solche Verrenkungen nicht ausstehen. Ich kann nicht leiden, wenn man mit einem Springstock über einen Graben setzt, den man überschreiten könnte.“

Aber noch weiter hinaus sollten die schönen Seelen aufgesucht werden. Im October und November 1771 bewegt sich Leuchsenring in Zürich und Bern im Kreise der Julie Bondeli, die ihm doch großes Interesse schenkt. Sie hatte eben den Triumph erlebt, daß der „Neue Amadis“ in seinem Suchen nach Idealen die glänzenden Schönheiten verschmähte und sich schließlich einer geistreichen Häßlichen er-

gab, einer schönen Seele, durch deren Namen Olinde, einem nur gelinde versteckten Anagramm auf Bondeli, Wieland seine alte Verehrung bekannte. In diesem Kreise nun erfuhr Leuchsenring von dem weiblichen Hofstaat, den sowohl Rousseau als Lavater um sich gesammelt hatten, und wurde von den geheimen Herzensbeziehungen Diderot's, d'Alembert's u. s. w. unterrichtet. Welche Ausbeute für eine empfindsame Reise!

Gleim ging von Darmstadt nach Göttingen. Dort erschien unter dem Schutz von Heyne und Kästner — die anderen Professoren waren der Versemacherei abhold — ein Musenalmanach, herausgegeben von Gotter und Boie, geschrieben meist von Studenten. Doch fanden sich auch von auswärts Beiträge ein. Der ansehnlichste Mitarbeiter war Lieutenant v. Knebel in Potsdam, Ramler's Schützling; Gleim war überzeugt, in ihm einen zweiten Kleist aufleben zu sehen. Gotter, ursprünglich ganz französisch gebildet, stand gut mit Wieland und Ramler, hatte aber auch Fühlung mit der Klopstock'schen Schule.

Boie wie Gotter kam es hauptsächlich darauf an, daß etwas producirt wurde; das Versemachen an sich galt ihnen als Verdienst, auch wenn es bloße Spielerei war, jede Richtung ließen sie gelten. Alle Kritik, die über stilistische Verbesserungen hinausging, war ihnen verhaßt; sie ließen sich in keine Streitigkeiten ein und verachteten den Klatsch. Freilich gedieh unter dieser Toleranz das Mittelgut am besten.

Auf ein hartes Urtheil gegen Wieland bemerkt Boie (4. Nov.): „Amadis ist mein wahres Lieblingsgedicht. Freilich glaub' ich mit Claudius, daß Wieland's neuere Schriften der Tugend gefährlich werden können, wenn sie nicht denkt: mit der denkenden hat's keine Noth."

Weitaus der bedeutendste von diesen jungen Göttinger Dichtern war Bürger. Sohn eines armen Pastors im Halberstädtischen, hatte er in Halle studirt, wo Klotz auf seine Grundsätze wie auf seinen Lebenswandel den nachtheiligsten Einfluß ausübte. Der Einfluß dauerte fort, als Bürger nach Göttingen übersiedelte, wo er mit Biester einen Shakespeare-Club gründete; er trank stark und lebte viel mit Frauenzimmern, die nicht besser waren als ihr Ruf. Die studentische Convenienz blieb ihm ebenso fremd als die bürgerliche; einmal, als ein anderer Student ihn geschimpft und geschlagen, verklagte er ihn in einer Eingabe, die sich nicht gerade angenehm liest. Mit welchen Augen der Prorector Böhmer, der so viel hundert Grafen und Barone zu Zuhörern hatte, den Ankläger angesehen haben mag, läßt sich ermessen! Aber dafür hatte Bürger kein Gefühl.

Seine ersten poetischen Versuche gingen sofort nach den beiden divergirenden Richtungen hin, die seine ganze Laufbahn kennzeichnen. Auf der einen Seite schwebt ihm nämlich das Ideal einer aufs feinste in Sprache und Vers ausgebildeten Kunst vor, auf der anderen das Ideal der Volksthümlichkeit, wie er sie in Gleim's Bänkelsänger-Romanzen zu finden glaubte. Im Sinn einer hohen Kunstleistung nahm er schon im März 1764 die Uebersetzung des Pervigilium Veneris vor, welche ein ewiges Denkmal für die Bildsamkeit der deutschen Sprache werden sollte; er feilte daran mit einer Ausdauer, die einer besseren Sache werth gewesen wäre, bis an sein Lebensende. Nach der anderen Seite ging der bänkelsängernde „Vater Bacchus" und die „Jungfrau Europa"; wenn Bürger schmutzig wurde, überschritt es alles Maß.

Gleichzeitig aber wagte er sich an eine größere Aufgabe, die Uebersetzung des Homer in Jamben. Boie hatte das Maß widerrathen, dagegen schreibt ihm Gleim: „Lassen Sie sich durch keinen Tadel von dem angegebenen Ton abbringen, noch in irgend einem Ihrer Grundsätze irre machen. Ihre Seele ist voll von diesem Ton, von dieser Sprache; sie glüht: sie muß kalt werden, wenn sie sich dieser Vollheit begiebt und anfängt in einem Ton zu reden, auf den sie sich nicht selbst gestellt hatte!"

Das klang anders als Boie's ewige Hofmeistereien! Die Hauptsache aber war eine nicht unbedeutende Unterstützung, die ihm Gleim gab. „Gott im Himmel!" schreibt Bürger am 7. Juli, „was für ein Mann! O Natur, hast du noch mehr solcher Söhne geboren? Wären Sie länger geblieben, so hätte ich überlaut weinen müssen." — „Gleim," schreibt Goethe, „hätte ebensowohl des Athem-

holens entbehrt als des Dichtens und Schenkens."

Nicht minder beträchtliche Unterstützungen schickte er an Wieland's Schützling, Heinse in Erfurt, Sohn eines Landpfarrers aus der Nähe von Ilmenau. „Wie ein schnellblutiges Mädchen, wenn es schüchtern den Muth faßt, ihren geliebten Jüngling zum ersten Mal zu küssen, schamhaft erröthet, so ich, da ich es wage, Sie zum ersten Mal meinen theuersten Gleim zu nennen!" — Zugleich (11. Juli 1771) schickte er ihm ein Gedicht, „Laidion's Geheimnisse", welches Gleim sehr bewunderte, aber doch einiger anstößigen Stellen wegen vorläufig zurückhielt.

Vor einem Jahr hatte Heinse, von Erfurt aus, sich bei Gleim mit folgendem Gedicht eingeführt. „O du Natur, aus deren Schoß ich kam! erklär' es mir, woher ich meinen Anfang nahm! . . . Auf uns'rer Erde wachsen uns're Geister, sie haben ferne Himmel nie gesehn! . . . Aus dem Saft der Trauben von feuerreichen Reben, in jungen Herzen gekocht, wird geisterreiches Leben... Was nach dem Götterrath uns dort bestimmt ist, das suche nie tief auszuspähn! es wäre schade um die verdorbne schöne Zeit; wir Armen wissen nichts von einer Ewigkeit!... Nie will ich mich den heil'gen Räthseln nahn! ein Weiser findet doch Glückseligkeit beim Zweifel; der Narren Gott ist bald ein Geck und bald ein Teufel!"

Der Brief, der dies Gedicht begleitete, verräth recht deutlich, aus welchen Lesefrüchten solche Ideen hervorgingen. Nach einigen Bemerkungen über seine „Geburtsgeschichte" fährt er folgendermaßen fort: „Nun wurde ich auferzogen, das heißt man gab mir täglich zu essen und zu trinken, kleidete meinen Leib und brachte meiner Seele die Lehre von Gespenstern und Hexen nach löblicher Gewohnheit bei. Dazu mußte ich Sprüche aus dem Katechismus lernen. Allein was sein soll, muß sich schicken: ich lief in meinem vierzehnten Jahre davon... Dadurch erlangte ich endlich, daß mich ein schwarzrockiger Candidat die Anfangsgründe der lateinischen Sprache lehren durfte. Nun kam ich auf eine Schule, wo weder Wissenschaften noch Künste, sondern weiter nichts als Theologie gelernt wurde; mein guter Genius gab mir im Traum ein, mich geschwind zu entfernen." — Folgt eine Stelle, in welcher er mit frivoler Selbstgefälligkeit erzählt, wie er in der „Musarionischen Weisheit" unterrichtet wurde. „Nun kommt die bitterste Periode meines Lebens. Ich kam nach Jena, wo jeder Professor an Gottes Statt zu sitzen glaubt; ich mußte Musen und Grazien aus meiner Phantasie bannen, man jagte par force Galgen und Rad, spanische Stiefel, Mantel und Kragen hinein... Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland — ich kann nicht weiter schreiben! Sie kennen den großen Mann!"

Merkwürdig ist bei Heinse schon in der Jugend die Sehnsucht nach Italien, das erste Symptom der Art seit Winckelmann. Er möchte in Padua studiren und in Lampedusa leben wie die alten Griechen auf Erden; der „Grazienheilige" Gleim sollte Rath schaffen. Da dessen Unterstützung doch nicht völlig ausreichte und Wieland sich sehr karg verhielt, fiel Heinse im Aug. 1771 einem sogenannten Hauptmann in die Hände, der ihn als literarischen Handlanger engagirte und ihn nach Frankfurt nahm, wo er u. A. für das Lotto und gegen das Christenthum schreiben mußte; er übersetzte den Petron in Stanzen, den Compère Matthieu und andere unsittliche Bücher.

Unterwegs stellte er sich auch Sophie Laroche und Jacobi vor. Uebrigens gab ihm der Hauptmann kein Geld, und in großer Noth wandte er sich aus Erlangen wieder an Gleim, der ihm im Sept. 1772 eine Hauslehrerstelle in Quedlinburg verschaffte, bei einer „gnädigen Grazie", Frau v. Massow, für die Huldigungen des Poeten nicht ganz unempfänglich. Endlich, im Mai 1773, ließ ihn Gleim ganz nach Halberstadt kommen, wo er den Petrarca übersetzte und seine „Laidion" herausgab.

Laidion, die berühmte griechische Hetäre, beschreibt nach ihrem Tode in einem Brief an Aristipp, was mit ihr vorgegangen, seitdem sie ihre schöne irdische Hülle verlassen und ihr „allerliebstes Seelchen" in Elysium angekommen.

Wenn Wieland in seinen eigenen Dichtungen das Unglaublichste wagte, so machte

es ihn doch unglücklich, wenn andere Poeten schlüpfriger Art sich auf sein Beispiel beriefen. Gleichzeitig mit dem „Amadis“ (April 1771) erschienen die „Inoculation der Liebe“ und „Gedichte im Geschmack des Grecourt“, beide anonym. Als Verfasser der ersten stellte sich der Dichter der „Wilhelmine“ heraus, Geh. Rath v. Thümmel in Gotha; der Urheber der anderen blieb lange unbekannt, bis man ihn endlich im Kriegsrath Scheffner aus Königsberg ermittelt zu haben glaubte, Hamann's Freund. „Der Elende,“ schreibt Wieland, „hat die Schamlosigkeit gehabt, seine Obscönitäten mit einem Salve frater mir zuzueignen!“

Gleichzeitig gaben die Halberstädter ihre Correspondenz mit Spalding heraus, die vor zwanzig Jahren stattgefunden hatte. „Ich muß mich,“ erklärte der Berliner Geistliche, „einer solchen Demüthigung geduldig unterwerfen, um dafür zu büßen, daß ich ehemals so schwach gewesen, mich wider meinen natürlichen Charakter in einen gewissen für geistreich gehaltenen Ton der läppischen Tändelei hineinziehen zu lassen.“ — Das wurde nun wieder in Halberstadt übel empfunden, und man antwortete mit ziemlich läppischen Satiren. Wieland, im äußersten Verdruß, warnte Gleim: „Ein allgemeiner Aufstand aller Leute, die Menschenverstand haben, gegen Alles, was Witz und Empfindung heißt, wird endlich die Folge sein.“

So ärgerte er die Halberstädter fortwährend durch seine Aufdeckung ihrer Blößen, bis sie endlich wild wurden und einen ganzen Band Epigramme gegen ihn richteten. Am schärfsten sprach er sich gegen Heinse, seinen ehemaligen Schützling, aus. „Es ist viel schöne Poesie in seinen Stanzen; der Mensch hat eine glühende Phantasie, er schreibt aus der Fülle einer erhitzten Sinnlichkeit, daher sind seine Gemälde warm bis zum Brennen. Aber sein Geschmack ist noch sehr ungeläutert, seine Imagination üppig und ausschweifend; er schreibt wie ein Mensch, in welchem die Wuth alles sittliche Gefühl erstickt hat. Wenn er, um solche Unfläthereien zu rechtfertigen, sich auf meine Komischen Erzählungen beruft, so muß er gar kein Discernement haben. Er bildet sich ein, ich werde mich bestechen lassen, wenn er mich seinen alten Sokrates und Oberpriester der Grazien nennt; mich ekelt, diesen Satyr von Grazien reden zu hören! — Glauben Sie (an Gleim), daß noch eine Möglichkeit sei, ihn zu retten, so bringen Sie ihn dahin, daß er heilig angelobe, keine Zeile mehr zu schreiben, die nicht von Vestalen gelesen werden dürfte!“

Heinse bürdet in seiner Antwort alle Schuld dem Hauptmann auf. „Unverständigen werde ich niemals begreiflich machen, daß man der unschuldigste Mensch sein und doch, von brausender Jugend berauscht, seinen Genius zu einer solchen Ausschweifung von elenden Menschen verführen lassen konnte...“ Der Schluß lautet: „Bei alledem gelobe ich Ihnen heilig, in Zukunft keine Zeile zu schreiben, die nicht von den Vestalen gelesen werden könne, welchen man Ihren ‚Amadis‘ vorliest!“

Gegen diesen Stich ließ sich nicht viel einwenden. Wieland mochte sich drehen, wie er wollte, er wurde doch für allen Unfug der französirenden Dichter verantwortlich gemacht. So von der Schule Bodmer's, der er früher als Gesinnungsgenosse mit Leib und Seele angehört.

Eben gab Sulzer in Berlin nach fünfzehnjähriger Arbeit seine „Theorie der schönen Künste“ in alphabetischer Ordnung heraus. Das Buch ist ein Abklatsch aus Bodmer, aber im schulmeisterlichen Ton Gottsched's: die beiden scheinbar feindlichen Richtungen laufen am Ende zusammen. Nicht bloße Nachahmung, sondern Veredelung der Natur sei Aufgabe des Künstlers; Läuterung des sittlichen Gefühls gilt als der höchste Zweck der Poesie. Der Noah wird dem Homer gleichgestellt, Klopstock hoch erhoben, aber auch Gellert spielt eine große Rolle. Die Wollustdichter werden mit äußerster Verachtung besprochen.

Ganz anders lauten die Urtheile der „Briefe über den Werth einiger Dichter“, die eben damals erschienen, verfaßt von dem Lieutenant v. Mauvillon, einem republikanischen Atheisten, und dem Candidaten Unzer in Wernigerode. Für sie ist Gellert ein seichter Kopf, ebenso Rabener; Obersachsen, das Land der kleinen Seelen, sei überhaupt allem freien Denken abhold. Diese schlaffe Stimmung habe sich über die ganze deutsche Poesie ausgebreitet. Ueberall findet man das Lob des guten

Herzens, das heißt der Temperaments-, Erziehungs- und Vorurtheilstugend; eine mitleidige Thräne zu weinen, wird als Gipfel der menschlichen Tugend angesehen. Ueberall wimmernde Seelen, zärtliche Freunde, herzbrechend verliebte Mädchen; in süßlicher Empfindsamkeit geht alle Manneskraft verloren. Wenn das Vaterland in Gefahr kommt, wird es ohne Vertheidiger sein.

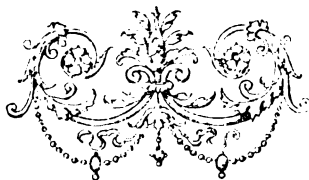
Aber auch für die Liebesdichter besteht die Tugend in der Empfänglichkeit des Herzens für Rührungen; sie bilden fühlbare Seelen, die den lieben Gott einen guten Mann sein lassen, keinem Menschen Leides thun, im Gegentheil ihrem Nächsten helfen, so viel sich's ohne Unbequemlichkeit thun läßt, und sich übrigens die Zeit vertreiben, so gut sie können. Sie machen den Menschen begierig nach Vergnügen, unfähig, nach Großem zu trachten. Solche kleine Seelen braucht man bei unseren Regierungsformen: was sie weich und schwach macht, macht sie auch gut; wären sie ehrgeizig, so würden sie boshaft und tückisch.

Nach Mauvillon muß der ästhetische Eindruck vom stofflichen unabhängig sein. „Freilich soll mir des Dichters schöpferischer Geist Dinge vorstellen, die mich interessiren. Wenn er versteht, wichtige Gegenstände zu wählen und das Wichtige, es bestehe im Großen oder Reizenden, herauszuholen und mir zu zeigen: er dichte von Hirten oder Göttern, von Schlachten oder Liebesgeschichten, er drücke die Begebenheiten Anderer oder seine eigenen aus: wenn er mich nur interessirt, so ist er mein Dichter und ich liebe ihn. Aber nur was sich in ein sinnliches Bild verwandelt hat, kann in der Poesie mich interessiren.“

Eine besondere Vorliebe sprachen die Briefschreiber für die Italiener aus, ihrer rücksichtslosen Sinnlichkeit wegen, namentlich für Ariost, den Mauvillon übersetzte. Demnach hätten sie auch wohl die verwandte Dichterschule in Deutschland goutiren sollen. In der That rechneten sie zuerst Wieland und Gleim neben Klopstock, Ramler und Geßner in die erste Classe der deutschen Dichter, Uz und die Karschin wenigstens in die zweite, und an Jacobi rühmten sie, daß er die Schwermuth Young's und seiner Nachahmer bekämpfe. Als aber trotzdem der Halberstädter Kreis über ihre Ausstellungen entrüstet war, erklärten sie gegen Gleim, Jacobi und Wieland ihre völlige Verachtung. Es war bei allem guten Willen doch viel Willkür in ihren Urtheilen.

Justus Möser räth wiederholt den Deutschen, lieber Bären zu bleiben als sich von einem französischen Friseur zu Affen machen zu lassen. — Einmal läßt er eine „schöne Seele“ durch ihr Kammermädchen schildern. „Ihre Sinne sind so verfeinert, daß sie von der Natur nichts als den flüchtigsten Duft genießt. Gehe ich mit ihr Abends im Mondenschein, so fürchte ich oft, sie thaut mir unter den Händen weg und fließt mit dem Silberbach in die elysischen Felder. Gott sei mir gnädig, wenn sie einmal verliebt werden sollte! In Zärtlichkeit aufgelöst, wird sie den beständigen Kreislauf in allen Adern ihres Geliebten haben wollen!

„Die empfindsamen Bücher verstimmen die ganze menschliche Natur und verbreiten Schwäche durch alle Nerven. Anstatt einer wahren starken Natur entsteht eine gemachte und künstliche; eine kranke Einbildung tritt an Stelle der richtigen Vorstellung; wo die Religion Freude und Muth gebietet, winselt und zittert das weichfließende Herzchen.“





Die musikalisch-ästhetische Literatur seit 1850.

Von

Heinrich Ehrlich.

I.

Der geneigte Leser wird es erklärlich finden, daß diese Studie sich als gedrängter Grundriß zu einer Geschichte der Musikliteratur der letzten vierzig Jahre vorstellt, in welchem nur die nothwendigsten Erläuterungen und Betrachtungen Platz finden konnten. Eine nicht in engsten Grenzen gehaltene Behandlung des Gegenstandes würde den Raum, welchen eine Monatsschrift, selbst bei größter Freigebigkeit, zugestehen kann, in unberechenbarem Maße ausdehnen. Hier muß auch ein für alle Mal bemerkt werden, daß die musikalischen Schöpfungen der Componisten, welche zu gleicher Zeit Schriftsteller waren und sind, nicht in Betracht gezogen werden können; es ist hier nur im Auge zu behalten, was sie über Musik gesagt, nicht was sie in der Musik geschaffen haben.

Die Beschäftigung der Philosophie mit der Musik, deren Ursprung und Einfluß ist eine uralte; aber erst vom Jahre 1849 tritt die Bedeutung der Musikästhetik in dem Maße hervor, daß die Schriften über Tonkunst das allgemeinste Interesse erregten und das für andere Künste fast in den Hintergrund drängten. Von den verschiedensten Standpunkten ward die Musik als die höchste Kunst gepriesen, als die Kunst der Seele, des Gemüthes, ja als die Weltkunst, welche das innerste Wesen der Welt viel genauer darstelle als jede andere; auf den verschiedensten Standpunkten ward seit dem Jahre 1850 verkündigt, daß die Musik vor den anderen Künsten berufen sei, zu der inneren Neugestaltung nationalen Lebens den wichtigsten Theil beizutragen. Die pessimistische und die optimistische, die religiöse und die materialistische Weltanschauung, wenn sie auf die Musik zu reden kommen, verkündigen sie dieselben Grundsätze, selbstverständlich mit der Anwendung auf die eigene unfehlbare Lehre. Für das Oratorium und die Kirchenmusik Bach's und Händel's, für die Cantate Schumann's und Brahms', selbst für das neologe „historische Oratorium“ wird die höchste ethische Bedeutung in Anspruch genommen, wie auf anderer Seite für das Musikdrama Wagner's und für die symphonischen Dichtungen Liszt's. Die Vertreter des absoluten unwillkürlichen Willens, andererseits die Anhänger der absoluten Idee und der sittlichen Freiheit; die Bekenner des alten Glaubens, die in der Musik die festeste Stütze der Religiosität sehen, und die Verkündiger des neuen Glaubens, die mit Strauß die Kunst und vorzugsweise die Musik an die Stelle der Religion setzen wollen, sie Alle betonen in gleicher Weise den hohen Beruf der Tonkunst für ihre Zwecke. Selbst die Anhänger des so viel verschrienen Formalismus gestehen ihr eine Bedeutung für das Seelenleben zu, wie fast keiner anderen Kunst.

Wenn man die verschiedenen Schriften prüft, welche seit jenem Zeitpunkte veröffentlicht sind, so findet man, daß sie mit Ausnahme der formalistischen Schule meist auf alten Grundsätzen fußen; die einen auf den platonischen, die anderen auf denen, welche die romantische Schule vom verflossenen bis zum Anfang dieses Jahrhunderts verkündigt hat; bisweilen findet auch eine Vermischung der verschiedenen Grundsätze statt. Da nun die Schriften, welche die Ideen der eben erwähnten romantischen Schule in neuer Form und mit neuen Zuthaten brachten, ganz entschieden die Wendung in der Musikästhetik angeregt haben, so erscheint es angemessen, eben jenen älteren Ideen einige Betrachtungen zu widmen, bevor wir die neuen Formen ins Auge fassen.

Es ist zuvörderst festzustellen, daß die Vorliebe der oberwähnten Schule für die Musik, der hohe Preis, den sie ihr reicht, nicht einem höheren Verständnisse, nicht einmal besonderer Empfänglichkeit für die Schönheiten der Meisterwerke entsprang; von Beidem findet sich in den Hauptschriften der Romantiker nirgends eine Spur. Fr. Schlegel spricht von Mozart's Werken geradezu knabenhaft; und Wackenroder in seinen „Phantasien eines Klosterbruders“ nennt nicht ein einziges Werk eines großen Tonmeisters, das in ihm jene wunderbaren, von ihm so schön beschriebenen Empfindungen angeregt hätte, dagegen eine Ouvertüre zu Macbeth, durch welche ihm das rechte Verständniß für das Drama erst aufgegangen war! Schelling, der in seiner „Philosophie der Kunst“ (Gesammelte Werke, Bd. V) von den großen Schöpfungen der Dichtkunst ziemlich ausführlich spricht, nennt in dem Abschnitte über Musik nicht eine einzige Composition, an welche er seine mystischen Sätze knüpfen könnte. „Die Formen der Musik sind Formen der ewigen Dinge, inwiefern sie von der realen Seite betrachtet werden. — Inwiefern die ewigen Dinge oder die Ideen von der realen Seite in den Weltkörpern offenbar werden, so sind die Formen der Musik als Formen der real betrachteten Dinge auch Formen des Seins und des Lebens der Weltkörper als solcher, demnach die Musik nichts Anderes ist als der vernommene Rhythmus und die Harmonie des sichtbaren Universums selbst“ (S. 501). „In der Planetenwelt ist der Rhythmus der herrschende, ihre Bewegungen sind reine Melodie“ (S. 503). So spricht auch Solger im „Erwin“ (II. Band, S. 117 bis 123). „Der höchste Inhalt der Musik ist immer die Gottheit und deren Verhältnisse zur Welt.“ Dabei scheint ihm dennoch die religiöse Musik unbekannt, wie hätte er sonst nicht ein Werk kirchlicher Tonkunst genannt?

Die Vorliebe der romantischen Schule für Musik läßt sich durch mehrere Ursachen erklären. Erstens mag die äußerliche Ungebundenheit der Form in der Musik, das freie Walten der Phantasie ihr als die Verwirklichung des Kunstideals erschienen sein, das Tieck in seinen Komödien und Dramen anstrebte. Dann war die Theorie von der Symbolik der Künste am besten auf die Musik anzuwenden, da ja das Wesen derselben in der That symbolisch aufzufassen ist. Endlich eignete sich keine andere Kunst so sehr für jene mystisch-mittelalterlichen religiösen Anschauungen, welche durch alle Werke der Romantiker, philosophische wie dichterische, hindurchzogen, bei den edlen, wahrhaft frommen Menschen, wie Novalis, Wackenroder, Solger, als der Ausdruck innerster und einheitlicher Natürlichkeit, bei vielen anderen aber nur als Rückschlag nach der Ueberschwänglichkeit in entgegengesetzter Richtung erscheint. Dieser Mysticismus taucht, aber mit sehr praktischen politischen Tendenzen vermischt, heute wieder auf, und durch diese Mischung ist es erklärlich, daß zwischen einem entschiedenen Anhänger Wagner's und einer frommen protestantischen Kirchenzeitung eine Streitfrage über die christliche Bedeutung des Wagner'schen Götterdämmerung-Textes u. s. w. verhandelt werden konnte.*

Neben jenem Mysticismus der älteren romantischen Schule ist aber noch ein anderes Princip derselben in der neuromantischen musikalischen Literatur seit 1849 und in viel höherem Grade wieder aufgenommen worden: das der frei waltenden Sinnlichkeit als höchste berechtigte künstlerische Kraft, als die ästhetische Opposition gegen herkömmliche Sittlichkeit, als „Apologie

* „Neue evangelische Kirchenzeitung“.

der Natur", als „Rhetorik der Liebe", als freie Liebe u. s. w. Wir werden später darlegen, wie gerade solche Anschauungen der älteren romantischen Schule in der neueren am meisten und stärksten hervortreten, wie Fr. Schlegel's „Lucinde" (und manche Stellen in Tieck's „Sternbald") geradezu als ein Brevier bezeichnet werden können, und wie sich in der neuen Zeit das seltsame Schauspiel wiederholte, daß edle und sittliche Männer eine solche Richtung gerade in der Weise vertheidigten, wie einst Schleiermacher für die „Lucinde" eintrat. „Und ist nichts Neues unter der Sonne." Nebenbei wollen wir bemerken, daß Herder, der in stetem Verkehr mit den Romantikern stand und ein Gegner Kant's war, in der siebenten Sammlung der „Briefe zur Beförderung der Humanität" goldene Worte über die Gefühlsschwelgerei in der Musik sagt. Eine Prüfung des Einflusses der romantischen Schule auf die allgemeinen Kunstanschauungen ihrer Zeit liegt außerhalb des Zweckes dieser Studie. Sie darf sich nur mit der Musik beschäftigen.

Es ist hier nun die fast merkwürdig zu nennende Erscheinung geschichtlich festzustellen, daß die allgemeinen Anschauungen der Tonkunst und die Bestrebungen der Musiker aus der Zeit der romantischen Schule von den Ideen dieser Schule ganz unberührt blieben, obwohl diese ihr und ihnen die größte Aufmerksamkeit widmete. Eine Prüfung der musikalischen Zeitschriften aus der Periode von 1795 bis 1815 giebt den besten Beweis, daß die Anschauungen der romantischen Schule über Musik in den musikalischen Kreisen irgendwelchen Einfluß damals nicht geübt haben. Die 1798 von Breitkopf und Härtel gegründete „Allgemeine musikalische Zeitung" ward von Rochlitz, einem kenntnißreichen und vielseitig gebildeten Manne, redigirt; sie stand dem Schauplatz der romantischen Schule sehr nahe und gab auch mancherlei philosophirende Artikel über Musik; aber nirgends findet sich die Andeutung einer Beziehung zu jener Schule. Ein Aufsatz „Ueber das Komische in der Musik" von D. Weber weist in „Bezug auf den ästhetischen Sinn des Wortes" auf Home und Riedel; im Jahre 1804 citirt Michaelis in einer Studie „Ueber den Rang der Tonkunst" nur Kant und Jean Paul; Weiler schreibt über „Ueber das Schöne in der Musik" (1811) und weist auf Kant; 1815 wird eine Masse von Aussprüchen angeführt, von Seneca und Quinctilian u. A. — keiner von Tieck, Wackenroder und den Philosophen der Schule, Schelling, Solger u. s. w. Noch auffallender, ja in der That merkwürdig ist es, daß Reichardt weder in seinem „Musikalischen Kunstmagazin" noch in den „Musikalischen Aufsätzen für Deutschland" jemals Aeußerungen der romantischen Schule über die Musik anführt und nur von Kant spricht. Reichardt war der Schwager Tieck's und Freund der beiden Schlegel, die er mit Tieck zusammenbrachte;* er stand zu allen bedeutenden Männern jener Zeit in mehr oder weniger naher Beziehung; er war in politischen Dingen fast revolutionär; er war endlich Capellmeister, also Musiker von Fach — und dennoch schweigt er von den Dichtern und Philosophen, welche seine Kunst am höchsten gestellt hatten! Er spricht einmal von Heinse's „Hildegard" und hat nur Tadel für das Buch; es ist dies leicht daher zu erklären, daß in diesem Roman die Lobreden auf die Musik zwischen grobsinnliche oder lüsterne Scenen eingeschoben sind, die sogar des Reizes formell angenehmer Darstellung entbehren. Aber wenn Reichardt und die gebildeten Musiker jener Zeit die wissenschaftlichen Untersuchungen und die mitunter herrlichen Dichtungen der Romantiker ignoriren, in denen der Tonkunst eine so hohe Stellung angewiesen wird, so ist das geradezu unbegreiflich und zwar aus verschiedenen sehr gewichtigen Gründen. Erstens hatte sich die Aesthetik bisher nur sehr wenig und eher geringschätzend mit der Musik beschäftigt. Winckelmann und Lessing, die in die bildende Kunst und Poesie ganz neue Anschauungen gebracht haben, schenkten der Tonkunst nur sehr geringe Aufmerksamkeit. Was Lessing in seiner Dramaturgie von der Musik eines Herrn Agricola zu Voltaire's „Semiramis" sagt,** zeigt am besten, daß der große

* Vergleiche Haym: „Die romantische Schule", S. 265.

** „Der Satz nach dem 1. Acte sucht lediglich die Besorgnisse der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter diesen Act gewidmet hat." — „Ein Allegro assai aus dem G-dur mit Wald-

und edle Dichter über den Gegenstand nur gelegentlich nachgedacht hat. Höchst wahrscheinlich stand in seiner Meinung die Tonkunst gar nicht so hoch, daß er ihr besondere Forschung widmete; er bezieht sich in seinen Aussprüchen auf Scheible's „Kritischen Musicus" und spricht auch gar nicht von anderen Componisten. Bach und Händel scheinen ihm unbekannt gewesen zu sein. Kant, der in seiner „Kritik der Urtheilskraft" etwas mehr von Musik spricht, weist ihr in der Vergleichung des ästhetischen Werthes der schönen Künste unter einander in Bezug auf die „Cultur, die sie dem Gemüthe verschafft," insofern den untersten Platz an, „weil sie bloß mit Empfindungen spielt!" Auch wirft er ihr Aufdringlichkeit vor und meint, es verhalte sich mit dem Musiciren manchmal wie mit einem parfümirten Taschentuche, das Jeder riechen muß, sobald der Eigenthümer es hervorzieht. Man sollte also meinen, daß gegenüber solchen oberflächlichen und geringschätzenden Urtheilen die Musiker und musikalischen Kritiker sich um diejenigen Philosophen und Dichter scharen mußten, welche eine jener ganz entgegengesetzte Ansicht verkündeten. Hierzu kommt noch — und dies ist ein zweiter wichtiger Grund für unsere obige Bemerkung über das unbegreifliche Verhalten Reichardt's — daß die Aussprüche der Romantiker über die Kunst im Allgemeinen eigentlich auf die Musik allein zutreffend sind. Diese ist ja ihrem Wesen nach „romantisch"; sie erfüllt viele Forderungen der romantischen Schule, selbst wenn sie „classisch" ist. Die freieste Bewegung der Phantasie, der Subjectivismus walten ja in ihr noch immer mehr als in jeder anderen Kunst, auch wenn sie sich an Regeln bindet. Sie nimmt den Stoff zu ihren Werken aus sich selbst, hat weder auf Begriffe noch auf Naturgegenstände Rücksicht zu nehmen und stellt in erster Reihe nur sich selbst dar, nach den von ihr selbst geschaffenen Gesetzen.

Woher also die merkwürdige Erscheinung, daß die musikalische Kritik vom Ende des verflossenen bis zu den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts sich mehr an Kant lehnte, der die Tonkunst wenig achtete und die Romantiker ignorirte? Ich will einige muthmaßliche Ursachen anführen.

Die romantische Schule stand nur in Beziehungen zu gewissen beschränkten, fast exclusiven Kreisen, der bei Weitem größere Theil der Gebildeten nahm nur Antheil an den Schöpfungen der Classiker Goethe und Schiller, und diese folgten in ihren ästhetischen Anschauungen meist Kant'schen Grundsätzen. Wenn also die musikalische Kritik überhaupt sich auf das Feld philosophischer Betrachtungen begab, so war sie angewiesen, die vorherrschende, von allen Gebildeten befolgte Richtung einzuhalten. Ob bei Reichardt noch persönliche Motive mitwirkten, da er schon seit 1797 mit den Schlegel, den Häuptern der romantischen Schule, und den Gegnern Mozart's gebrochen hatte, läßt sich nicht unbedingt feststellen. Rochlitz aber hat sich gewiß nur von seinen Ueberzeugungen bestimmen lassen. Die musikalische Kritik war damals nicht wie jetzt eine feststehende Rubrik der Tageszeitungen, besaß noch nicht jene allgemeine Kaffeehaus-, Club-, Frühstück- und Salongesellschaft-Bedeutung; sie ward fast durchwegs in Fach- und gelehrten Zeitungen geübt; das Feuilleton und dessen Verführung zur schöngeistigen Oberflächlichkeit existirte noch nicht, und das Heinse'sche Muster eines Kunstromans war wenig geeignet, Nachahmung anzuregen. Die dichterisch-ästhetischen Anschauungen vieler romantischer Dichter stellten sich öfters in solch eigenthümlichem Gewande vor, daß die bürgerliche Scheu gelehrter Musikfachblätter und ihr Festhalten an Kant'schen Ueberlieferungen sehr gerechtfertigt erscheint.

Noch ein Grund und zwar ein musikhistorischer für die Wirkungslosigkeit der romantischen Schule in Bezug auf das musikalische Urtheil läßt sich hier anführen: Ende des verflossenen und Anfang dieses Jahrhunderts war Haydn der populärste

hörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitspielendem Fagott verstärkt, drückt den durch Furcht und Zweifel unterbrochenen, aber immer sich noch wiederholenden Stolz dieses treulosen und herrschsüchtigen Ministers aus." — „Bedauern und Mitleid läßt auch die Musik ertönen in einem Larghetto aus dem A-moll, mit gedämpften Violinen und Bratschen und einer concertirenden Viola." Wenn man diese Sätze liest und damit vergleicht, was Lessing im selben Capitel über die Verbindung der Musik mit der Poesie sagt, muß man auf den Gedanken kommen, er habe die musikalische Kritik von irgend einem Fachmanne schreiben lassen.

Instrumentalcomponist, dessen Symphonien und Quartette überall gehört wurden, und Gluck war als dramatischer Componist noch am höchsten geschätzt, höher als der göttliche Mozart, dessen Opern allerdings auch nicht in Paris sanctionirt worden waren. Beethoven war noch wenig bekannt* und hielt auch noch in seinen Compositionen an den überlieferten Formen fest. Haydn und Gluck boten aber wenig Stoff zu romantischen Auslassungen. Endlich ist auch noch zu bemerken, daß die großen Tonmeister damals alle in Wien lebten. Dort ging das maßgebende Urtheil vom Adel aus, dessen vornehmste Familien bis gegen 1809 ihre eigenen Capellen unterhielten, und von den reichen Finanzleuten. Diese beiden Schichten der Gesellschaft besaßen viel natürlichen Geschmack und jenen feinen Musiksinn, durch welchen Wien noch heute sich auszeichnet. Aber kunstphilosophische Untersuchungen kümmerten sie wenig. Wien war zwar eine sehr sinnliche Stadt, also dem äußerlichen Scheine nach ein fruchtbarer Boden für manche romantische Producte; aber die Wiener Sinnlichkeit war eine natürliche aus Temperament, nicht aus erhitzter Phantasie entspringende, also in ihrer Art eine classische.

Wir kommen nun zur Uebergangsperiode. In der Zeit vom Ende der Freiheitskriege bis zum Revolutionsjahr 1848 entfaltete sich die musikalische Aesthetik und Kritik in immer umfassenderer Weise. Die Philosophen der romantischen Schule hatten über Tonkunst mehr schöngeistig als wissenschaftlich geschrieben, während sie die anderen Künste nach ihrer Weise gründlich behandelten. Die Kantianer schenkten der Tonkunst im Allgemeinen wenig Aufmerksamkeit. Aber vom Jahre 1805 bis 1830, bis zum Durchbruche der Hegel'schen Aesthetik, tritt das Bestreben der Aesthetiker hervor, auch die Tonkunst nach einem gegliederten System zu behandeln. Andererseits wurden die Ideen der Romantiker von solchen Kritikern aufgenommen, welche mit der Hinneigung zu jener Schule auch Fachkenntniß verbanden. Allerdings in den Werken der kleineren Philosophen vor Hegel findet man meistens noch die sonderbarsten Darlegungen. Krause spricht von der „Tondichtkunst“ und sagt, „die Musik als die tönende Schönkunst ist schon als Leben, d. i. als reine Folge der Töne an sich schön, aber ihre erste Wesenheit als menschliche Kunst (giebt es eine andere Kunst als eine menschliche?) und zugleich ihr Ursprung im Geiste ist, daß sie das Gemüthsleben im schönen Tonspiele darstellt.“

Pölitz, der vom Jahre 1803 bis 1815 in Wittenberg als Professor des Natur- und Völkerrechts und als Director des Akademie-Seminars (später in Leipzig) wirkte, hat eine „Aesthetik für gebildete Leser“ (also eine Populärästhetik) geschrieben, worin er der Tonkunst einige Capitel widmet. Nach ihm besteht das Wesen der Tonkunst in der „versinnlichten und veredelten Darstellung des jedem (!!) inneren Gefühle eigenthümlichen Tones oder lautwerdenden Ausdrucks“. Und es ist „nicht gleichgültig, welchen Ton man als Grundton für ein musikalisches Product wählt; die Töne mit Kreuzen sind mehr zum Ausdruck froher, lebhafter Gefühle geeignet, die Töne mit b zu dem sanften und melancholischen Gefühle“. Er führt eine „sehr wahre, nur etwas zu preciös ausgesprochene Charakteristik der Töne“ aus Schubert's „Aesthetik der Tonkunst“ an. Ich gebe hier einige Sätze mit dem Hinweise auf bekannte Compositionen unserer großen Meister, um zu zeigen, wohin die „Charakterisirung“ führen kann.

C-dur. Sein Charakter ist Unschuld, Einfalt, Naivetät, Kindersprache. (C-Finale aus Beethoven's C-moll-Symphonie, Jupiter-Symphonie von Mozart, C-dur-Symphonie von Schubert „Hoch soll die Freiheit leben“, im Don Juan „Hochzeitsmarsch“, im Sommernachtstraum!!!!)

As-dur. Der Gräberton. Tod, Grab, Verwesung, Gericht, Ewigkeit liegt in seinem Umfange. (Andante aus der Es-dur-Symphonie von Mozart, aus

* Spohr erzählt in seiner Selbstbiographie, wie er im Jahre 1804 in Leipzig in einem großen Hause eines von den ersten sechs Quartetten Beethoven's spielen wollte, und daß die anderen Musiker sich nicht zurechtfinden konnten. Während er spielte, plauderte die Gesellschaft; als er sich beklagte, meinte der Hausherr, er möge doch etwas „Verständlicheres“ spielen. Er trug dann ein Virtuosenconcert vor und ward mit Lob überhäuft. Gleiches widerfuhr ihm in Berlin. Hier fragte ihn der berühmte Romberg, wie er denn darauf käme, solch sonderbares Zeug (wie diese Quartette) zu spielen!

der C-moll von Beethoven, „Die linden Lüfte sind erwacht“ von Schubert (!!!) und „Auf Flügeln des Gesanges“ von Mendelssohn u. A.)

Ich denke, der Leser hat genug an diesen Beispielen! Und nach solchen Citaten sagt Pölitz: „Der musikalische Ausdruck durch alle Töne ist so genau bestimmt wie der poetische Ausdruck.“ Gerade so hat sechzig Jahre später A. B. Marx gesprochen.

Das annähernd Richtigste, was in der großen Masse ästhetischer Betrachtungen über Musik gesagt wurde, steht in Bouterwek's „Aesthetik“ (zweite Auflage, 1815). Bouterwek hat doch wenigstens einen klaren Blick über den Weg, den er geht. Er sagt unter Anderem: „Die musikalischen Künste sind in der ästhetischen Natur auf den Ausdruck des Gefühls ohne Erkenntniß nach den Gesetzen der menschlichen Natur beschränkt. Das Aeußere können sie nur unbestimmt andeuten, also nur sehr uneigentlich malen. Aber keine Art der Schönheit kann auf das innere Gefühl mit solcher Stärke wirken und so gewaltsam das Gemüth fortreißen als die musikalische. Diese Kraft verdankt die Musik nur in geringem Grade der Harmonie, die doch die Grundlage der musikalischen Schönheit und die erste Bedingung ihrer Möglichkeit ist. Die Melodie ist es eigentlich, welche diese Wunder thun muß, die man von der Leier Amphion's und den Gesängen des Orpheus im Alterthum erzählt. Die geheime, schwerlich ganz zu erforschende Kraft der Töne in der Erregung der Gefühle, die aus dem menschlichen Herzen, nicht aus den Gehörsnerven stammen, äußert sich in der harmonischen Verbindung der Töne als Melodie. Keine Melodie kann ohne Harmonie entstehen. Wohl aber kann eine kunstreiche Harmonie, die durch sich selbst interessiren will, so kalt werden, daß das musikalische Kunstwerk dem Gemüthe nicht mehr sagt als etwa eine kunstreiche Folge schöner Umrisse ohne innere Bedeutung. Der Streit der Harmonisten und Melodisten ist also auch ohne Kenntniß des Generalbasses, nach ästhetischen Grundsätzen im Allgemeinen, aber auch nur im Allgemeinen, leicht zu entscheiden. Beide haben Unrecht. — — Der wahre Triumph der Musik ist eine seelenvolle Melodie, von einer reichen Phantasie rein harmonisch in fehlerlosen und anziehenden Verwickelungen und Auflösungen der Accorde durchgeführt.“ Es scheint mir nothwendig, hier nochmals zu betonen, daß alle die Aufsätze über Musik, die nicht von Fachmännern ausgingen oder wenigstens in Fachzeitungen erschienen, damals unbeachtet und wirkungslos geblieben sind. Das Publikum nahm damals wenig Notiz von ästhetischen Werken. Hegel's, Weiße's und Schleiermacher's tiefsinnige Schriften über Aesthetik waren noch im Werden, Herbart's Anschauungen, die aber erst in den letzten Jahren zur Geltung und Verbreitung gelangt sind, waren noch nicht veröffentlicht.

Das ganze Interesse der Leserwelt wandte sich abermals jener schöngeistigen musikalischen Literatur zu, welche durch E. T. A. Hoffmann zur Blüthe gebracht worden ist.

Das Entstehen dieser Literatur und die Ursachen ihrer großen Wirkung sind von großer Wichtigkeit auch für die Geschichte der Musikästhetik. Nach den Freiheitskriegen war die Musik entschieden die beliebteste Kunst. In der Poesie, deren patriotische Regungen zur Zeit der Noth gern gesehen waren, zeigten sich bedenkliche Freiheitstendenzen, welche im Volke mehr Antheil fanden als fromme Gedichte, aber die Besorgniß der Regierungen in hohem Maße erregten. Goethe, der Dichterkönig, war schweigsam oder veröffentlichte naturwissenschaftliche Studien und Recensionen. Das beweist das chronologische Verzeichniß seiner Werke von 1815 an, nur hier und da brachte sein Genius der Welt Wunderblumen aus dem „Westöstlichen Divan“.

Die großen deutschen Maler lebten in Rom, erst 1821 kam Cornelius nach Deutschland. Aber Beethoven stand in Vollkraft, Schubert, Karl Maria v. Weber entfalteten sich immer herrlicher, Spohr war zu Ruhm gelangt, Spontini beherrschte die Berliner Oper, eine Anzahl Liedercomponisten brachten mehr oder weniger Schönes und die Periode der reisenden Virtuosen begann. Die Musik ward von der guten Gesellschaft geliebt und der Musiker als der ungefährlichste Künstler protegirt. Konnte doch der Republikaner Beethoven selbst in Wien unter

Kaiser Franz II. seine politischen Meinungen ungestraft herauspoltern; was ein Musiker damals sagte, hatte keinen Belang.

Und daß nicht etwa Hochachtung vor dem Genius den sonst gutmüthigen, aber in politischen Dingen unnachsichtigen, tyrannischen* Kaiser zur Milde stimmte, bewies seine musikalische Beschäftigung, sein Quartett mit dem Kammerdiener, wo allerlei Compositionen von Musikern gespielt wurden, deren Namen nicht mehr zu uns gedrungen sind, und seine Bestellung einer Messe bei Beethoven nach dem Muster einer von — Reuter. Alle politischen großen Entwickelungen waren damals der Musik günstig.

Der Wiener Congreß versammelte alle musikalischen Berühmtheiten auf einen Punkt — die anderen Künstler hatten da nichts zu suchen; und die Zeit nach den Karlsbader Conferenzen war auch keiner Kunst günstiger. Die Tageszeitungen schenkten ihr größere Aufmerksamkeit als bisher, und das schöngeistige Element drang in die Kritik, besonders der großen Städte. Dort wird die Aufmerksamkeit des großen Publikums durch den immerwährenden, oft jähen Wechsel verschiedenartigster geistiger, politischer, gesellschaftlicher und materieller Fragen zersplittert; hieraus folgt, daß die Mehrzahl der Leser angenehm geschriebene, wenn auch weniger gründliche Artikel über Kunst rein wissenschaftlichen Studien vorzieht. Und so begann denn zuletzt auch in den Fachzeitungen ein anderer Ton zu klingen; der, welchen E. T. A. Hoffmann in seinen Artikeln, Betrachtungen, Kritiken und Erzählungen in der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung" anschlug, drang am mächtigsten durch, erfüllte die musikalische Welt und hatte einen langen Nachhall. Hoffmann war sicherlich der Stifter einer neuen Schule in der musikalischen Kritik, die bis in die Mitte der vierziger Jahre den größten Einfluß geübt hat. Die Hauptingredienzien seines Stils hat er aus den Schriften der Romantiker Schlegel, A. Müller und Tieck geholt und besonders die „Ironie" zuerst in die musikalische Kritik eingeführt. Manche seiner Gestalten tragen auch das Costüm der Hauptbelden jener Dichter; aber trotz der Zügellosigkeit seiner Phantasie bewegte er sich dort, wo er von Musik sprach, nicht bloß in dichterischen Phrasen, sondern gab auch eingehende, oft höchst anregende Analysen. Hoffmann war ja auch selbst Musiker von Fach gewesen, hatte Jahre lang als Dirigent und Componist gewirkt und kannte die großen Werke der Componisten genau. Seine „Kreisleriana" erschienen zuerst 1812 in der Leipziger „Allgemeinen Musikalischen Zeitung", die noch Rochlitz leitete; im Anfange noch unter den „Miscellen", also nicht als Haupt- und Leitartikel; aber nachdem er sie gesammelt in Buchform herausgab und Jean Paul zu seinen „Phantasiestücken" in Callot's Manier eine Vorrede geschrieben, wurden sie tonangebend und allgemein nachgeahmt; selbst Rochlitz fand sich veranlaßt, „Ironie" anzuwenden. Und Schumann's Aufsätze bis in die vierziger Jahre sind ganz in Hoffmann's Manier geschrieben; hat doch der edle Componist einem seiner interessantesten und eigenthümlichsten Tonwerke den Titel: „Kreisleriana" gegeben.

Aber wohlgemerkt! es waren nicht allein die blendend geistreichen Betrachtungen über Musik, seine wahrhaft geniale Auffassung mancher Tonwerke und die originelle, ätzende Ironie, die Vischer treffend als „gebrochener Humor" bezeichnet, durch welche Hoffmann's Schriften so große Verbreitung und den weitgreifenden Einfluß erlangten, sondern und in noch höherem Grade die phantastischen Gestalten seiner Musiker und Sängerinnen, der musikalischen Prinzessinnen und Hofdamen, die er vorführte.

In ihnen hat er — wahrhaft prophetisch — all' die berühmten reisenden Virtuosen und Sänger der dreißiger Jahre geschildert, welche, vom Zauber mehr oder weniger geheimnißvoller Abenteuer umstrahlt, vor dem Publikum erschienen und besonders von der Damenwelt als ganz besondere Wesen betrachtet wurden. Ohne Hoffmann's Schriften hätten die albernen Märchen, die über Paganini verbreitet

* Der Verfasser erinnert sich dunkel, als Knabe ein von der Polizei von Haus zu Haus gesandtes Circular gelesen zu haben, in welchem jedes Familienmitglied sich eidlich verpflichtete, jeden Anderen, gleichviel wer es sei, sofort zu denunciren, wenn er dem Bunde der Carbonari anzugehören auch nur scheine.

wurden, niemals so willigen Glauben gefunden.*

Liszt, Ernst, Berlioz, so interessant ihre Persönlichkeiten durch sich selbst waren, hätten ohne Hoffmann's Einfluß niemals die poetische Schilderung in den Journalen, besonders in den damals tonangebenden französischen, erfahren, die ihre Anschauungen der Musik meistentheils aus Hoffmann schöpften; denn gerade in Frankreich, wo die romantische Dichter- und Malerschule die Gesellschaft beherrschte, aber vergebens nach einem eingeborenen Musiker suchte, mit dem sie die Herrschaft theilte — Berlioz konnte nie populär werden wie Victor Hugo, Lamartine und Delacroix —, gerade in Frankreich wurden die Hoffmann'schen Schriften, von Loewe-Weimar übersetzt, mit Heißhunger verschlungen und als die schönste Poesie über Musik gepriesen; noch im Jahre 1852 hat der Verfasser aus dem Munde zweier berühmter Pariser Dichter solch begeistertes Lob Hoffmann's vernommen.

Eine merkwürdige Erscheinung in dem Leben dieses genialen Mannes war es, daß er, der Erfinder der Spukgestalten und phantastischer Scenerien, zu den entschiedenen Gegnern von Weber's „Freischütz" gehörte und in der „Vossischen Zeitung" eine unfreundliche Kritik darüber veröffentlicht hat. Allerdings waren seine Gestalten Ausgeburten der eigenen erhitzten Phantasie, und die des „Freischütz" entstammten dem nationalen Element, dem Volksmärchen, für das ihm jeder Sinn fehlte; aber unbegreiflich bleibt es immerhin, daß der Mann, der den Capellmeister Kreisler erdacht hat, sich der Weber'schen Musik gegenüber so kühl verhielt, und selbst die persönlichen Beziehungen zu Spontini geben hierfür keine genügende Erklärung. Hoffmann wäre durch diese allein nicht in seinen Ueberzeugungen zu bestimmen gewesen. Uebrigens war ja auch Tieck ein heftiger Gegner des „Freischütz".

Man mag heute verwundert lächelnd auf eine Zeit zurückblicken, in welcher derartige Schnurren als Kunstnovellen gelten konnten. Aber Niemand darf bestreiten, daß Hoffmann einen sehr großen Einfluß auf die musikalische Kritik einer langen Periode geübt hat. Seine Schriften wurden überall gelesen, von den Romantikern protegirt und waren in Wien censurfrei. Sie bahnten mancher Composition Beethoven's den Weg zum großen Publikum und brachten diesem eine höhere Anschauungsweise bei. Allerdings drang durch sie das schöngeistige Element in die Fachkritik; ihr Stil und ihre Darstellungsart paßten vortrefflich zum Feuilleton, und mit ihrer Verbreitung beginnt die Periode, welche den Schwerpunkt der Kritik allmälig von den Fachzeitungen auf die Tagesblätter übertrug. Ueber diesen Punkt werde ich später, bei der Betrachtung der Tagespresse, noch weitläufiger sprechen; jetzt müssen wir uns zu den ästhetischen Forschungen wenden, welche in die Zeit vor den Wagner'schen Schriften und vor der Verbreitung der Schopenhauer'schen Philosophie fallen.

Hegel, Weiße und Schleiermacher waren die ersten neueren Philosophen, welche der Tonkunst eine in einzelne Theile zerlegte und stufenweise fortschreitende Prüfung gewidmet haben. Nach der ganzen Darlegungsweise und den Anführungen von Beispielen zu urtheilen, hat unter den drei Genannten Weiße das meiste musikalische Verständniß besessen. Hegel war nach seinem eigenen Geständnisse im „Technisch-Musikalischen" wenig bewandert. („Aesthetik", herausgegeben von Hotho, S. 131.) Auch Schleiermacher's Darlegungen zeigen mehr den geistreichen feinen Beobachter als den Kenner.

Nach Hegel besteht die Hauptaufgabe der Musik darin, nicht durch Gegenständlichkeit selbst zu wirken, sondern im Gegentheil die Art und Weise wiederklingen zu lassen, in welcher das innerste Selbst seiner Subjectivität und ideellen Seele noch in sich bewegt ist. (Giebt es wohl eine unideelle Seele?) Von der Wirkung der Musik sagt Hegel: „Was durch sie in Anspruch genommen wird, ist die letzte subjective Innerlichkeit als solche; sie ist die Kunst des Gemüths, welche sich unmittelbar an das Gemüth selber wendet.

* Der italienische Geiger war so recht eine Hoffmann'sche Erscheinung, mit seinem leichenblassen Gesicht, den langen Haaren und der hageren Gestalt; ergo mußte er seine Geliebte erstochen haben, eingekerkert gewesen und seine Phantasie auf der G-Saite dadurch entstanden sein, daß dem Gefangenen die Saiten seiner geliebten Geige bis auf die eine gerissen waren, auf der er seine Klagen, seinen Schmerz aushauchte.

Der Eindruck, der hier (durch den Ton) stattfindet, verinnerlicht sich sogleich, die Töne klingen nur in der tiefsten Seele nach, die in ihrer ideellen Subjectivität ergriffen und in Bewegung gebracht wird."

Auch der enthusiastische Musikfreund muß, wenn er einigermaßen Kenner ist, eingestehen, daß bei dieser Definition die Musik als Kunst in den Hintergrund tritt und nur die dynamische Wirkung in Betracht kommt, und daß die Empfindung und die Vorstellung des Kunstwerks an sich völlig in einander fließen.

Man darf jedoch die Betrachtungen Hegel's über Musik durchaus nicht geringschätzend beurtheilen. Sie enthalten auch eine Fülle der treffendsten Bemerkungen und tiefgehender Anregungen; wenn hier und da Widersprüche in denselben vorkommen, so ist dies nicht anders möglich bei ästhetischen Forschungen, welche nicht mit genauer Kenntniß der Gesetze und Formen der Tonkunst verbunden sind.

Weiße beschäftigt sich etwas eingehender mit den Formen der Tonkunst; er hat auch zuerst die Trennung der Instrumental- von der Vocalmusik als einen nothwendigen Grundsatz festgestellt und dem Contrapunkt die ihm gebührende hohe Bedeutung zuerkannt.* Seine Darstellungsweise ist auf die Hegel'sche Methode des dialektischen Processes gestützt. Bei seinem Bestreben, alles in der Tonkunst Erscheinende auf diesen Proceß zurückzuleiten, geräth er aber in Abstractionen, welche das Verständniß der Kunst als solcher durchaus nicht fördern. „Jeder einzelne Ton ist Ton nur durch die ausdrückliche Beziehung auf die Gesammtheit aller Töne — diese Gesammtheit, welche in jedem einzelnen zugleich vernommen wird (!), ist die unendliche Möglichkeit (!) oder der abgezogene Begriff der in diesem Reiche in ihrer einfachen Unmittelbarkeit zur Erscheinung kommenden geistigen Schönheit, während das wirklich Schöne ein ausdrücklich durch Freiheit gesetztes Verhältniß von Tönen" 2c. Weiße bezeichnet die Instrumentalmusik als diejenige, „deren Inhalt das moderne Ideal ist," womit nichts Anderes ausgesprochen wird, als daß hier der ideale Geist der Kunst unmittelbar mit sich selbst, wie er aus seinem reinen Begriffe in dem Bewußtsein der Weltgeschichte hervorgeht, beschäftigt ist. Er behauptet, daß der Gesang nur als religiöse oder geistliche Musik, als Anrufung der Gottheit oder Gottesdienst die Bestimmung seines Begriffs erfüllt und seine Stelle in der Stufenreihe der Künste behauptet; er bezeichnet die Versuche und Compositionen von größerem Umfange für Gedichte weltlichen Inhalts zu setzen, als mißlungene Versuche, die jederzeit für frostige und verkünstelte gelten werden; ein Beweis, daß er für Händel's „Alexanderfest" und Herokler für Haydn's „Jahreszeiten" kein Verständniß besaß; und was hätte er wohl von Schumann's „Paradies und Peri" gesagt? Was Weiße über die dramatische Musik bemerkt, zeugt von dem edelsten Streben, aus jeder Kunstäußerung die Idee der Gottheit zu abstrahiren, beschäftigt sich aber mit dem Wesen der Oper, die doch in erster Reihe als Form erscheint, nur sehr wenig. Das Studium von Weiße's „Aesthetik" ist, wenn man sich an den etwas hyper-idealistischen Stil gewöhnt hat, ein im hohen Grade anregendes, aber die Kenntniß der Kunst in ihren Formen (ich spreche natürlich in philosophischem, nicht in fachtheoretischem Sinne) nicht sehr beförderndes. Auch geht er in seinen ästhetischen Anforderungen an die Kunst manchmal zu weit, wenn er z. B. Byron's Dichtung und Rossini's Musik geradezu als häßlich bezeichnet. Wie gefährlich es ist, bei der Prüfung von Kunstwerken das ethische Moment in den Vordergrund zu stellen, anstatt den Maßstab der Kunst anzulegen, wie sie sich aus sich selbst entwickelt hat, hat Schleiermacher in trefflicher Weise angedeutet (Aesthetik, herausgegeben von Lommatsch S. 35. ff. u. S. 209 bis 226). Seine Bemerkungen über die musikalischen Anlagen der slavischen und romanischen Völker und die Schlüsse, die er dabei über die ethische Bedeutung der Musik zieht, sind außerordentlich scharfsinnig und der allgemeinen Kenntnißnahme zu empfehlen. Hier ist auch Hand's „Aesthetik der Tonkunst" (1837 bis 1840) zu nennen, das erste Werk dieser Art, welches ausschließlich der Musik gewidmet war und alle ihre verschiedenen Formen und Gattungen aus-

* Merkwürdig genug, daß die neueste Musikschule den Contrapunkt, dieses der Musik specifisch angehörige Moment, aus der Composition zu verdrängen sucht!

führlich behandelt. Der Verfasser, Professor in Jena und Director der akademischen Concerte, ein tüchtiger Musikkenner, schien mehr als irgend Einer berufen, über den Gegenstand erschöpfend und systematisch zu schreiben, analytisch vorzugehen, von den Werken der großen Meister, die er genau kannte, auf das Wesen der Musik zu schließen und richtige Grundsätze für die Anschauung und Prüfung festzustellen. Aber abgesehen davon, daß er den entgegengesetzten Weg einschlug und erst eine lange Abhandlung über das Wesen der Tonkunst voraussandte, bevor er die Gattungen und die Werke besprach, hat er auch sein Buch neben den geistreichsten, treffendsten Bemerkungen mit Widersprüchen angefüllt. Er selbst sagt, daß die Psychologie noch nicht einig sei über das, was man Gefühl nennt, stellt aber das Gefühl als den Inhalt der Musik hin. Dann kommen verschiedene unhaltbare Behauptungen:

„Musik ohne Worte ist die reinste und ursprünglichste, nicht bloß als Instrumentalmusik, sondern auch im Gesang (!!). Jedes Gefühl und jeder Gemüthszustand hat auch in der Musik seinen besonderen Ton und Rhythmus, wie jeder Begriff sein besonderes Wort. (Also hat R. Wagner vollkommen Recht.) Geiz, Ehrsucht sind musikalisch nicht darzustellen, der allgemeinere Stolz und die Anmaßung (!!) können schon leichter einen Ausdruck finden."

Dergleichen Aeußerungen lassen sich aus jedem Capitel anführen. Es darf daher nicht verwunderlich erscheinen, wenn Hand als „Hauptfragen" einer musikalischen Kritik aufstellt: 1) Welche Gefühle lebten in dem Künstler und in welcher Klarheit und Kraft? 2) Welches Princip schwebte dem Urheber des Werkes vor und wie entwarf er sich das Ideal der Schönheit? 3) Wie wirkte für die Combination der Ideen und vor der Darstellung Phantasie und Verstand in harmonischer Verbindung? 4) Wie handhabte der Künstler das Material der Darstellung für geistvollen Ausdruck? 5) Wie leistete er den Gesetzen der Erfindung und Anordnung Folge? — Wenn der Leser die Fragen in umgekehrter Ordnung lesen, das heißt mit fünf anfangen und mit eins enden will, wird er die richtige Stufenfolge der Beurtheilung des musikalischen Kunstwerks finden.

Wenn ich hier noch nicht von Herbart's und Schopenhauer's ästhetischen Forschungen im Bereiche der Musik spreche, obwohl die Werke dieser Philosophen mit denen von Hegel und den anderen Genannten in dieselbe Zeit fallen (Schopenhauer's „Welt als Wille und als Vorstellung" ward zuerst 1819 veröffentlicht), so geschieht das, weil die Verbreitung und die eigentliche Wirkung ihrer Schriften und Ansichten erst nach 1848 begann.

Dieser Periode wird der nächste Abschnitt gewidmet sein; bevor ich diesen ersten zum Abschlusse bringe, will ich ein ganz unbeachtet gebliebenes, im Jahre 1827 erschienenes Werk über Aesthetik erwähnen, das in seiner Art merkwürdig genannt werden kann, weil es schon in jener Zeit Sätze und Anschauungen entwickelte, die, seither von anderen Autoren angewendet, allgemeine Verbreitung gefunden haben. Ich meine: Trahndorff, „Aesthetik oder Weltanschauung in der Kunst". Der Verfasser dieses Buches, der im Jahre 1863 in Berlin, einundachtzig Jahre alt, gestorben ist, war daselbst Professor am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium, als Philosoph aber wenig oder gar nicht bekannt, jedenfalls nicht zu den „Namhaften" gerechnet.

Weder Brockhaus' noch Meyer's Conversationslexikon erwähnt seiner, nur in Noack's Philosophischem Lexikon habe ich einige Daten über ihn gefunden, welche nach der Erklärung des Herausgebers ihm von zwei Verehrern des Verstorbenen mitgetheilt worden waren. Die eben erwähnte Aesthetik hat Trahndorff 1827 veröffentlicht.

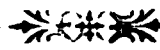
Schon der Titel des Buches zeigt, daß dem Verfasser eine andere Vorstellung von dem Gegenstande vorgeschwebt hat als die damals im Allgemeinen gebräuchliche. Und es finden sich viele Sätze darin, welche entweder auf ein genaues Studium des damals ganz unbekannten Werkes von Schopenhauer „Welt als Wille und Vorstellung" schließen lassen oder auf eine in vielen Dingen ganz gleichartige Denkweise mit Schopenhauer, ohne Kenntniß des Werkes. So sagt er: „Das Erfassen der Form des Universums für das Erfassen kann nur vollendet werden durch

den Willen in der Kunst" (S. 44); und weiter: „Das Sich-selbst-Kennen des Individuums oder der Wille kann immer nur ein bestimmtes Dasein, also nur ein Moment sein; ein eigentliches Werden kann dadurch nicht entstehen." — „Das Sich-selbst-Kennen des Individuums aus sich oder der Wille wird nun, weil es ein Sich-selbst-Kennen des Universums ist, wenn es zur That werden soll, nothwendig erfassen müssen sich selbst und das Kennen des Universums." — „Alles Erfassen der Weltform für das Erfassen soll werden ein selbständiges Leben der Liebe, muß aber vorher werden ein Leben der Kunst."

Ueber die Entstehung der Musik finden sich folgende merkwürdige Darwin'sche An- oder Vorklänge: „Der erste Laut, welchen der Mensch hervorbringt, ist der Schrei des Schmerzes im Kampfe um das Dasein; um diesen ist aber auch im Gegentheil der Schrei der Lust gegeben, und zwischen beiden liegen und aus ihnen ergeben sich alle Modificationen des Schallens und Klingens, insofern sie rein ursprüngliche Bedeutung haben. Alles Schallen und Klingen in der ganzen Natur ist entweder Schmerzenslaut oder Siegesjubel im Kampfe um das Dasein; vom schmetternden Donner bis zu dem leisesten Summen des kleinsten Insects herab, vom leisesten Ach bis zum erhebendsten Choral."

In den weiteren Ausführungen (zweiter Band, S. 141) wird das höchste Leben der Musik darin gefunden, daß in ihr die Form des Universums gefaßt wird, nämlich der Ausdruck des Kampfes der Form mit dem Dasein, durch die unendlichen Modificationen des Ausdrucks des Schmerzes und der Freude. In der Charakteristik der Instrumente wird die Harfe geschildert als die Offenbarung des hohen, großartigen Ernstes einer stillen Begeisterung (S. 167), dann aber (S. 169) als das Instrument, in welchem wir das erotische Princip der Liebe ausgebildet fanden zu hoher Begeisterung. Trahndorff's Kunstanschauungen gipfeln in dem Satze: „Der Geist der Romantik, seinem inneren Sein nach betrachtet, ist es einzig und allein, der in der neueren Zeit unter dem Einflusse des christlichen Monotheismus ein wahres Leben der Kunst gestalten und hervorrufen kann!" Ich glaube nicht, daß der Leser nach diesen Sätzen, in welchen Interessantes mit Verworrenem, Schopenhauer'sche und Schelling'sche Anschauungen in seltsamer Mischung erscheinen, besonderes Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit dem Buche hegen wird, denke aber, dasjenige, was ich hier angeführt habe, wird nicht ganz uninteressant erschienen sein.

Die Hauptzüge der Geschichte der Musikästhetik vom Ende des verflossenen Jahrhunderts bis zum Jahre 1849 lassen sich beiläufig in folgende Gesammtübersicht zusammenfassen. Bis zu dem Jahre 1815 blieben die musikalisch-ästhetischen Anschauungen der romantischen Schule fast ganz unbeobachtet, die Fachkritik stellte sich, wenn sie das Gebiet der Aesthetik betrat, auf den Standpunkt Kant's. Vom Jahre 1815 ab beginnen jene Anschauungen durchzudringen, selbst die Fachkritik nimmt eine romantische Färbung an, während in der philosophischen Kunstlehre der absolute Idealismus die Idee der Schönheit, theilweise mit religiöser Richtung, als obersten Grundsatz aufstellt und sich mehr der classischen Kunstform zuneigt. Schumann gründet die neue „Zeitschrift für Musik" und vertritt das romantische Princip auf Grundlagen tiefster künstlerischer Sachkenntniß; als er Leipzig verläßt, tritt Brendel an seine Stelle und entfaltet das Banner des entschiedenen Fortschritts; die Leipziger „Allgemeine Musikalische Zeitung", die unter Rochlitz und unter Mitwirkung von E. T. A. Hoffmann eine Zeit lang den romantischen Ideen gehuldigt hat, schlägt unter Fink die entgegengesetzte Richtung ein. In den vierziger Jahren beginnen Wagner's Opern „Rienzi", „Fliegender Holländer" und „Tannhäuser" die Aufmerksamkeit zu erregen; sie sind entschieden romantisch, doch hat ihr Schöpfer noch nicht die literarische Laufbahn betreten. Im Jahre 1849 erschienen seine Schriften; zu gleicher Zeit gewinnt die Schopenhauer'sche Philosophie große Verbreitung. — Die neue Aera der musikalisch-ästhetischen Literatur beginnt.





Der Dom zu Köln.

Von

Prof. August Rincklake.

Von der Höhe der Thurmkreuzblumen des Kölner Domes genießt das Auge eine prächtige Rundschau. In der Richtung von Süden nach Norden schlängelt sich der majestätische grüne Rheinstrom durch die reich gesegneten Fluren. In den Biegungen seines Laufes verbirgt er sich häufig unseren Blicken, leuchtet dann aber in immer weiterer Ferne als Silberblick stets wieder auf, uns all' die wundersamen Sagen und großartigen Geschichten, welche mit ihm und seinen Ufern verknüpft sind, ins Gedächtniß zurückrufend. Da liegt die vulcanische Eifel vor uns, durch welche die Römer ihre Straßen bauten, um mit ihrem Heerestroß an den Niederrhein in ihre befestigten Lager gelangen zu können, in welchen ihre Eroberungs- und Unterjochungsgelüste auf die deutschen Gauen einen gesicherten Rückhalt hatten. Rechts und links dieser Straßen aber sehen wir aus den alten Bauten, den Trümmern von Wasserleitungen 2c., daß die Römer mit der Unterjochung auch die Civilisation an den Rhein brachten. Besonders das alte Trier, welches, unseren Blicken verborgen, hinter dem breiten Rücken der Eifel an der rebenbekränzten Mosel sich hinbreitet, legt dafür redendes Zeugniß ab. Dort sind bis auf den heutigen Tag noch die großartigsten Reste versteinerter römischer Prachtliebe erhalten, welche auf die Entwickelung rheinischer Kunst den bedeutendsten Einfluß ausgeübt haben.

Wenden wir unseren Blick westwärts, so sehen wir die Thurmspitzen der alten Kaiserstadt Aachen über die Höhenzüge hervorlugen. Zu Aachen residirte in seiner Pfalz Karl der Große und baute den noch heute erhaltenen Dom. Auch das Erzstift Köln hat ihm viel zu verdanken. Nachdem schon seit dem vierten Jahrhundert in der zu unseren Füßen liegenden Colonia Agrippina, anfangs noch neben heidnischem Cultus, christliche Bischöfe die Mysterien des christlichen Gottesdienstes feierten, war es Karl der Große, welcher unter dem Bischof Hildebold, seinem Erzkaplan, das Bisthum Köln in ein Erzbisthum verwandeln ließ, welchem die benachbarten Bisthümer untergeben waren. Auch wird

erzählt, er habe die erste Kathedrale nach einem Brande, an der nordöstlichen Seite der Stadt, ungefähr an derselben Stelle, wo jetzt der vollendete Dom steht, von Neuem aufgebaut, und ein Tempel des Mercur habe dem neuen Bauwerke Platz machen müssen. Kölner Erzbischöfe vollzogen in Aachens Dom die Krönung der deutschen Kaiser.

Weiter nördlich breitet sich vor dem umschauenden Auge das fruchtbare Jülicher Land aus, welchem dann die alte Grafschaft Cleve sich anschließt. Der Rhein, rechts zu Thal fließend und wieder wie ein silberner Faden die Landschaft durchziehend, eilt unweit der geschichtlich so bedeutenden Stadt Neuß vorüber, deren herrliche Münsterkirche dort klar vor uns liegt. Kunstgeschichtlich merkwürdig ist es, daß diese durchaus noch in romanischen Formen erbaute Kirche zu derselben Zeit erstand, da man den Dom zu Köln zu bauen begann. Bei einem Unterschiede, wie er hier in der Construction und der Form der beiden Bauwerke sich geltend macht, darf man wohl von „wissenden" Dombaumeistern reden.

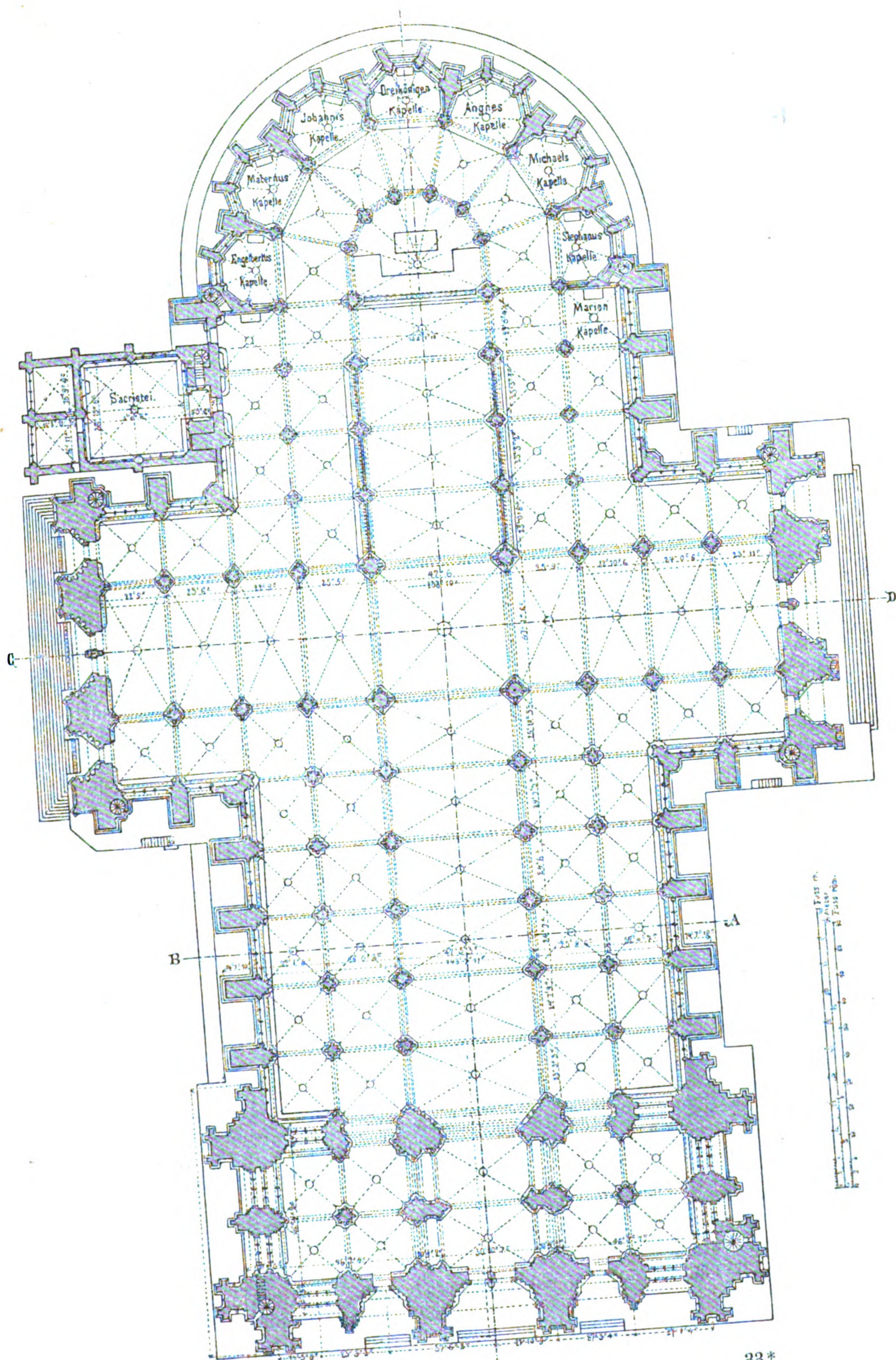
Weiter führt uns der Rhein nach Kaiserswerth, wo der Erzbischof Hanno von Köln Kaiser Heinrich IV. als Kind gefangen hielt, um selbst inzwischen als Staatslenker sich zu versuchen. Und noch weiter nördlich bringt uns der Rhein nach Xanten, der merkwürdigen Stätte, wo auch die Römer schon die Lanze in den Boden stießen und feste Lager erbauten, von denen heute noch vielfach Ueberreste ausgegraben werden. Auch die nationale Sage hat Xanten vielfach mit ihren Zauberfäden umwoben: sein Name tönt hell, wo von dem Schwanenritter und von den Nibelungen in deutschen Landen gesungen wird.

Die christliche Zeit hat dort einen der schönsten Dome errichtet, der in spätmittelalterlicher Epoche mit den herrlichsten Holzschnitzereien ausgestattet wurde, welche auf dem weiten Erdenrund ihres Gleichen suchen.

Rechtsrheinisch haben wir die Aussicht auf das Bergische Land, in dessen reizenden Thälern von alter Zeit her der geschäftige Hammer dröhnt und wo nach der Einwanderung von Hugenotten auch die Weberei und die Färberei zu hoher Blüthe gelangten.

Im Nordosten liegt das Ruhrgebiet mit den bedeutenden Abteien Essen und Werden. In der Nähe von Werden wurde der heilige Engelbert v. Berg, der berühmte Erzbischof von Köln und Statthalter des Reiches, meuchlings erschlagen, welcher zuerst den Entschluß faßte, die alte Kathedrale Kölns durch einen Prachtbau zu ersetzen, wie er der Macht und dem Ansehen des Kölner Erzstiftes entsprechend sei und wie solchen die Welt nie zuvor gesehen. — Erst unter seinen Nachfolgern sollten seine großartigen Pläne zur That werden.

Unzählige Stifter und Klöster dann, welche im Gebiete der Sieg und in den reichgesegneten Auen der südwärts gelegenen Rheinufer vor unseren Augen und unserem Geiste auftauchen — auch sie sind laute Zeugen der großen Macht und Bedeutung, welche das Erzstift sich im Laufe der Zeit errang. Vorzüglich war es der heilige Erzbischof Bruno, der Bruder des Kaisers Otto I., welcher den Grundstein dieser Macht gelegt hat. Kurz nach seinem Ableben erhielt das Erzstift die deutsche Kurwürde, und von da ab spielten die nunmehr als Kurfürsten auftretenden Erzbischöfe von Köln auch auf weltlichem Gebiete die hervorragendsten Rollen. — Ein klares Bild von dem Reichthum und dem Einfluß des Erzstiftes geben in ihrer großen Zahl und erhabenen Fassung die Bauten dieser Zeiten. Da liegen vor uns die Abteien Bonn, Heisterbach, Schwarzrheindorf, Siegburg, Deutz, Dünwald, Altenberg, Dormagen, Brauweiler und wie sie alle heißen mögen. Wie breitspurig treten in dieser Hinsicht erst die zu unseren Füßen liegenden Kirchen Kölns hervor! Obwohl bereits viele der alten Kirchen abgebrochen sind, steht noch heute eine große Menge da, in ihrer Mehrzahl von hoher künstlerischer Schönheit. Da ist die St. Apostelkirche, St. Pantaleon, St. Severin, St. Georg, St. Maria in Liskirchen, St. Maria auf dem Capitol, St. Cäcilia, St. Martin, St. Cunibert, St. Andreas, St. Gereon, St. Ursula — alle frühromanischen Ursprunges. Sodann die kirchlichen Bauten der spätmittelalterlichen, der Renaissance- und der Zopfzeit: die Minoritenkirche, die Antoniterkirche, die Karthause, St. Peter, die Rathhauscapelle,



Grundriß des Kölner Domes.

St. Johann, St. Columba, der Thurm von Klein St. Martin, St. Alban, die Jesuitenkirche, St. Maria in der Schnurgasse, St. Maria in der Kupfergasse, die Sionskirche, das Dominicanerkloster ꝛc. ꝛc. Und auch die Neuzeit noch hat Mehreres aufzuweisen, das die alte Tradition des heiligen Köln, mit gutem Willen wenigstens, weiterführt. Die Krone aller dieser Werke aber, in des Wortes umfassendster Bedeutung, ist das Bauwerk, von dessen höchster Spitze wir alle diese eben aufgeführten Herrlichkeiten übersehen, das Monument, an welchem Hunderte von Generationen gebaut haben und welches jetzt endlich unter dem hohen Schutze des preußischen Königshauses und durch die Begeisterung des gesammten deutschen Volkes vollendet dasteht — der Kölner Dom!

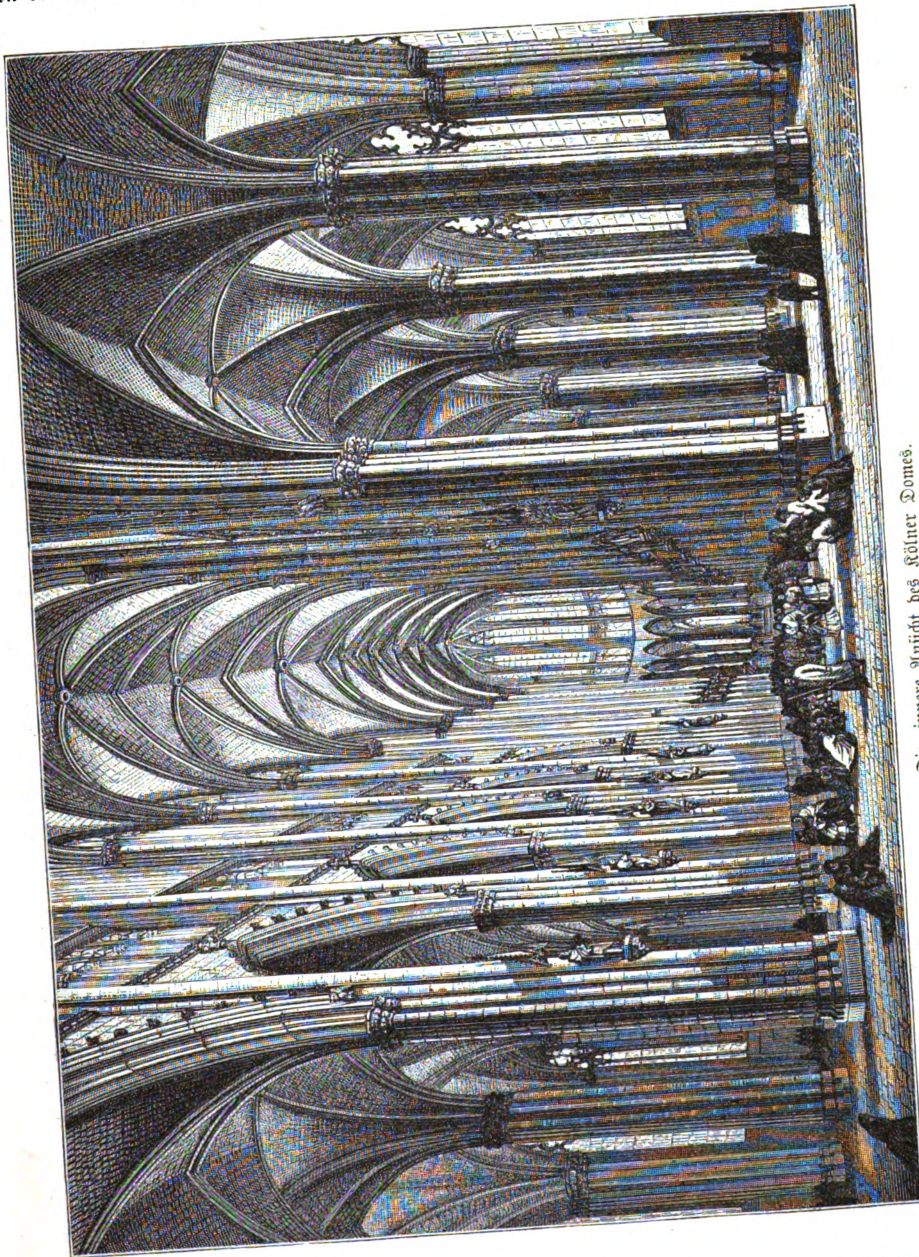
In ihm hat die Baukunst ihre größten Triumphe gefeiert: der höchste Punkt, den bauende Menschenhände je erreicht haben, ist am Geburtstage des verstorbenen kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV. feierlichst mit dem Schlußstein besiegelt worden, der die von dem deutschen Kaiser Wilhelm I. unter Assistenz fast aller deutschen Fürsten vollzogene Urkunde birgt.

Blicken wir auf das Riesenwerk hinab: das lange Mittelschiff des Domes, welches zwischen den Thürmen beginnt, wo es mit dem die Baumassen der Thurmriesen verbindenden Westgiebel abgeschlossen ist, erstreckt sich in gerader Linie bis zum Chorabschluß und wird von dem gewaltigen Querschiff, welches dieselbe Breite hat wie das Mittelschiff, rechtwinkelig durchschnitten. Das Querschiff findet seinen Abschluß rechts und links in den großartigen Süd- und Nordgiebeln der Seitenfaçaden des Domes. Das so entstandene riesenhafte Kreuz bildet die Grundform der Anlage, welche die großen Dachrücken des Mittel- und des Querschiffes, die die Dächer der vier Seitenschiffe um das Doppelte überragen, klar vor Augen treten lassen. Auf dem Durchschnittspunkte dieser Dächer steht ein zierlicher, in Eisen und Zink ausgeführter Dachreiter, wie man ein auf dem Dache gleichsam reitendes Thürmchen bezeichnet. Auch die Anlage der Seitenschiffe läßt sich von unserem erhöhten Standpunkte aus in voller Deutlichkeit erkennen. Die dem Mittelschiffe zunächst, rechts und links desselben, liegenden zwei Seitenschiffe bilden, indem sie sich hinter dem im Zwölfeck schließenden hohen Chore vereinigen, einen Umgang um letzteren. An diesen Umgang fügen sich sieben, der Breite der äußeren Seitenschiffe entsprechende Chorcapellen an, welche, jede polygonal in sich abgeschlossen, nach dem eben erwähnten, den Chorumgang bildenden ersten Seitenschiffe geöffnet sind. Das Querschiff hat nur zwei Seitenschiffe, die mit den vier Seitenschiffen des Langschiffes und den Chorcapellen gleiche Höhe haben. Der Chor des Domes ist, wie dies von Alters her gebräuchlich, nach Osten gerichtet. Gegen Westen flankiren die beiden mächtigen Thurmriesen das Mittelschiff. In der Breite ihrer Grundlage entsprechen sie den je zwei Seitenschiffen des Domes, so daß diese durch die Thürme ihren westseitlichen Abschluß finden.

Durch den Umstand, daß die Seitenschiffe auf halber Höhe des Mittelschiffes schon ihren Schluß erreicht haben, klärt sich die scheinbar so complicirte Grundanlage des Domes in entschiedener Weise, und hierin eben folgt der Gesammtaufbau dem Grundprincip der Gothik: der consequenten Auflösung der Baumassen. Dasselbe Princip documentirt sich dann mit gleicher Entschiedenheit in Allem, bis in die kleinsten Details: ein Theil der Baumasse nach dem anderen löst sich in gleichsam krystallinischer Weise von dem Kern derselben ab, bis dieser schließlich selbst in einer Spitze seinen Schluß findet, die durch eine Blume oder einen Kamm noch ihre besondere Betonung erhält.

Wir können uns das eigentliche Wesen der Gothik, und somit das Wesen der Formen des Domes, recht klar machen, wenn wir ein kurzes vergleichendes Studium mit den Formen der zu unseren Füßen liegenden romanischen Kirchenbauten anstellen. Die wuchtige Massenentfaltung dieser Bauten contrastirt in auffallendster Weise mit den zierlichen Bauformen des Domes! Den Grund hierfür haben wir lediglich in der veränderten Constructionsweise des Domes zu suchen, wie sie hervorging aus der erweiterten Kenntniß

der Wirkung der Kräfte, welche die Schwere einzelner Bautheile, namentlich die der Gewölbe, auf einen Bau ausübt.



Die innere Ansicht des Kölner Domes.

Ein Gewölbe, welches einen Raum überspannt, hat naturgemäß das Bestreben, die umgebenden Mauern aus einander zu drücken. Letztere müssen daher so stark ausgeführt werden, daß sie dem Schub der Gewölbe Widerstand leisten können. Die Mauermasse, welche einem Bogen oder einem Gewölbe den nothwendigen Widerstand leisten soll, nennt man das „Widerlager“ derselben.

Bei den romanischen Bauten wurden

nun die Mauern durchweg in der dem Druck der Gewölbe entsprechenden Stärke errichtet. Hierdurch erhielt man sehr dicke Wandungen, welche im Aeußeren durch horizontale Gesimse, horizontal angeordnete Bogenfriese und flach gegliederte Bogenstellungen architektonisch verziert wurden. Die in diese dicken Wände tief eingeschnittenen, verhältnißmäßig kleinen Fenster standen mit der beschriebenen und durchweg auf eine reihenartige Wirkung berechneten flachen Architektur in entscheidender Wechselwirkung. Das Wesen der romanischen Bauweise beruht daher vornehmlich auf der Wirkung großer Baumassen, welche, durch horizontal angeordnete Gliederungen und mächtige Horizontalgesimse rhythmisch getheilt, unter einander nur noch zu großen Gruppengestaltungen vereinigt werden können. Vorbilder zu solchen Gruppengestaltungen waren vielfach die wuchtigen byzantinischen Centralbauten.

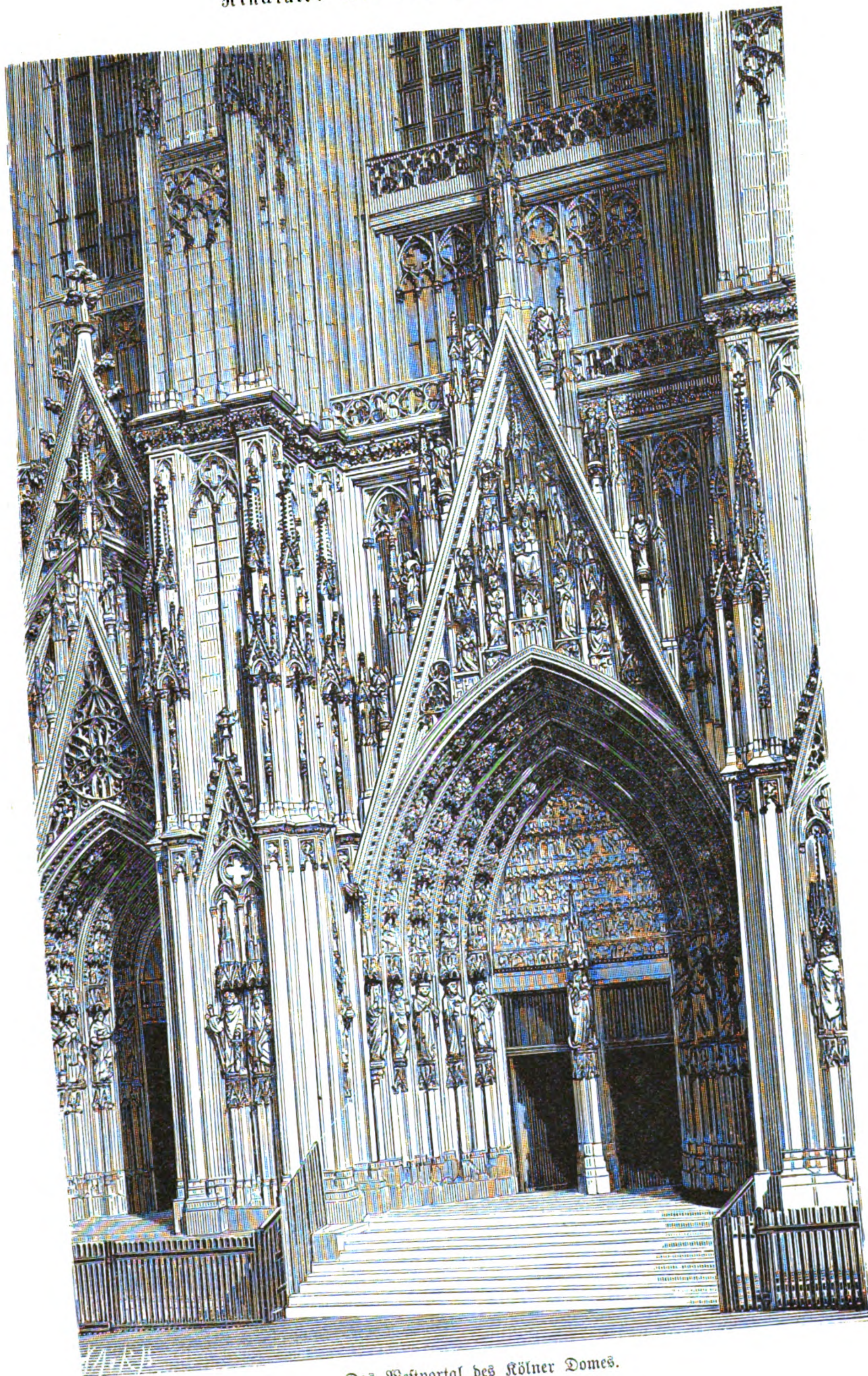
Schließlich jedoch erkannte man, daß der Schub der für Kirchenbauten nunmehr meistens in Anwendung gebrachten Kreuzgewölbe sich nur auf die Punkte des Zusammenschnittes der Gewölbgräte concentrirte, und daß man, falls diese Punkte etwa durch starke Mauerpfeiler wirksam verstärkt wurden, die zwischen den jeweiligen Verstärkungspunkten befindlichen Theile der Umfassungsmauern, unbeschadet der Solidität des Bauwerkes, bedeutend schwächer ausführen durfte, als es seither geschehen war. In solcher Weise entstanden die Strebepfeiler. Durch die Anlage solcher Strebepfeiler aber ward die Architektur völlig umgestaltet. Wo früher bei den romanischen Bauten die *horizontale* Theilung der Baumassen ihrer architektonischen Gestaltung den charakteristischen Stempel aufdrückte, treten nunmehr die die Massen *vertical* theilenden, mächtig vortretenden Strebepfeiler so dominirend auf, daß die horizontalen Theilungen, welche allerdings immer beibehalten werden müssen, gleichwohl doch nicht mehr dagegen aufzukommen vermögen.

Die Anordnung der Strebepfeiler an den Bauten und die damit verbundene Betonung der Verticallinie in ihrer äußeren Erscheinung ist als eine der größten Errungenschaften der Bauwissenschaft zu bezeichnen. Die künstlerische Ausbildung dieser neuen Anordnung machte sich das Princip dieser Errungenschaft nicht allein vollständig zu eigen — durch markige Profilirungen, bei denen große Hohlkehlen eine bedeutende Rolle spielten, und durch künstlerische Ausbildung der Strebepfeiler suchte man auch sowohl der besonderen Hervorhebung der Verticale als der möglich größten Erleichterung der Baumassen noch besonderen Vorschub zu leisten.

Man strebte daher das directe Gegentheil von dem an, was die romanischen Bauten auszeichnet, und nur dadurch ist es zu erklären, daß in so kurzer Zeit, gleichsam über Nacht, die Architektur sich so völlig umzugestalten im Stande war.

Das Höchste und Kühnste aber, was der bauende Menschengeist je erdachte, ist das Auffangen des Druckes der Gewölbe eines sich hoch über die Seitenschiffe erhebenden Mittelschiffes durch Bogen, welche sich auf die starken Strebepfeiler der Außenwände der Seitenschiffe stützen und gegen den Punkt des Zusammenschnittes der Gewölbe des Mittelschiffes anstreben, um den Druck derselben zu paralysiren. Solche Bogen werden Strebebogen genannt. Am Kölner Dome sehen wir sogar, wie diese Strebebogen in doppeltem Absatz sich kühn durch die Lüfte wölben, wobei die Ueberbauung der inneren Kirchenpfeiler, welche die beiden Seitenschiffe von einander scheiden, den mittleren Stützpunkt für die doppelten Bogen abgeben. Noch kühner freilich der Chor der Notre-Dame in Paris, dessen Strebebogen, die mittlere Stütze sogar verschmähend, sich direct — in wahrhaft großartigem Wagniß — über zwei Gewölbjoche hinwegschwingen!

Um solch kühnen Bogen ein noch sichereres Widerlager zu geben, versah man die Strebepfeiler mit hohen pyramidalen Aufbauten. Hierdurch wurde Zweifaches erreicht: die Angriffspunkte der Bogen wurden künstlich belastet, so daß man den Strebepfeilern eine geringere Ausladung geben konnte; sodann aber gelangten auch die Verticallinien, welche die Strebepfeiler in der Fassung der Architektur betonten, zu erhöhtem Ausdrucke und fanden ihren ästhetischen Abschluß, indem die Masse einer solchen Ueberbauung sich in der vorhin angedeuteten krystallinischen



Das Westportal des Kölner Domes.

Weise stets verjüngen und schließlich in die Alles krönende Kreuzblume der Schlußpyramide auslaufen konnte.

Solcher kunstvollen Pyramiden mit den zwischen ihnen sich kühn wölbenden doppelten Strebebogen umstellen das Mittelschiff des Domes fünfzig an der Zahl, welche mit den das Dach des Mittelschiffes umgebenden Fialenpyramiden sich gleichsam zu einem Walde gigantisch aufwärts strebender Fialenbündel gestalten.

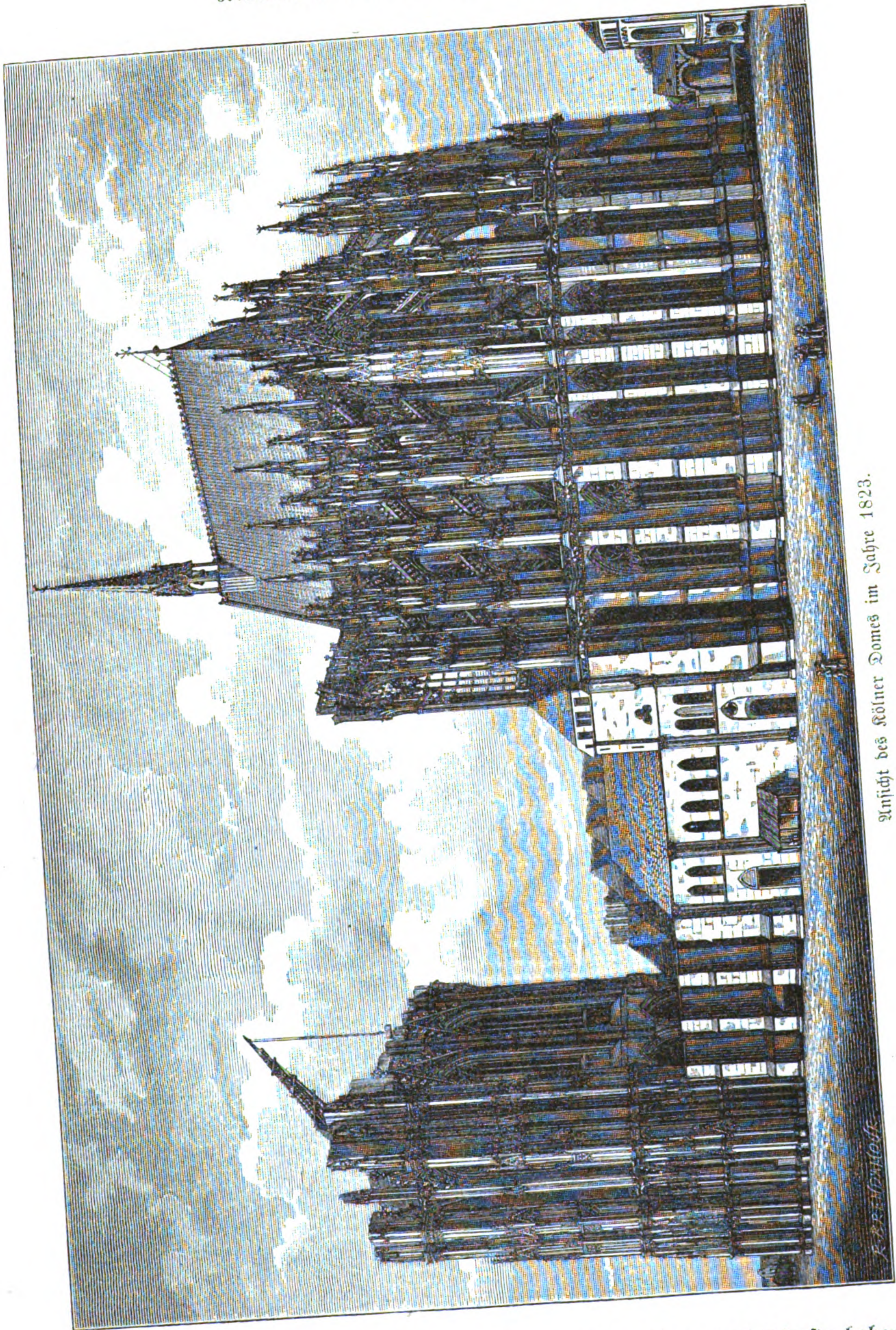
Am Kölner Dom ist, wie an keinem anderen Bauwerk der Welt, das System der Gothik, die Betonung der Verticallinie, verbunden mit der größtmöglichen Auflösung der zur Stabilität des Bauwerkes nöthigen Mauermassen, so consequent und logisch zur That geworden, daß, wie Einige behaupten wollen, der Dom in seiner versteinerten Logik kaum mehr „künstlerisch schön“ genannt werden kann. Uns will aber bedünken, daß hierin gerade die charakteristische Erscheinung der deutschen Gothik liegt. Im Lande ihrer Wiege, in Frankreich, hat sich die Gothik vom Etagenbau, also von der mächtigen Entwickelung der Horizontallinie, nicht zu emancipiren vermocht. In den einzelnen Etagen tritt zwar die Verticale dominirend auf, indeß die unzweifelhaft künstlerisch erhabene Gesammterscheinung eines französischen Domes beruht hauptsächlich doch in den Verhältnissen der einzelnen schön gegliederten Etagen desselben zu einander, von welchen jede ihre mehr oder minder bedeutenden Willkürlichkeiten besitzt, wodurch der Reiz des Ganzen nicht selten bedeutend erhöht wird. Am Kölner Dom indeß giebt es keine baulichen Willkürlichkeiten! Mit eiserner Consequenz ist der Keim der gesammten Entwickelung seines Aufbaues schon in die untersten Sockelsteine gelegt. Diese Logik, welche in seiner ganzen Erscheinung zu Tage tritt, läßt beim oberflächlichen Beschauen die hohe Kunst seiner Formenentwickelung vielfach übersehen. Auch die Einheit des Gedankens, welche dem Werke innewohnt, eine Einheit, vermöge deren die einzelnen Glieder desselben, mögen es die bedeutendsten constructiven Anordnungen oder die kleinsten Details sein, in einander greifen wie die Räder eines Uhrwerkes, stellt schon an und für sich eine Kunstleistung dar, die ihres Gleichen vergebens suchen möchte! — Der Kölner Dombau will studirt sein, ehe man zutreffend über ihn urtheilen kann.

Soweit es der knapp bemessene Raum gestattet, wollen wir es nun versuchen, den geistreichen Constructionszügen des Baues zu folgen. Wir bitten zunächst, uns in das Innere des Domes zu begleiten.

Das schlanke Mittelschiff präsentirt sich in majestätischer Weise unseren erstaunten Blicken in einer Länge von 120 und einer Höhe von ca. 45, bei einer Breite von nahezu 15 m, zwischen den Mitten der Pfeilerreihen gemessen. Die Seitenschiffe weisen eine Breite von ca. 8 beziehungsweise 7 bei einer Höhe von ca. 19 m auf. Die Gesammtlänge des Domes mißt im Inneren ca. 135, die Breite 45 m; die lichte Breite der Querschiffe 31 m.

Dieser große Raum ist ganz von Kreuzgewölben überspannt, welche sich auf sechsundfünfzig freistehende Pfeiler und die entsprechenden Wandpfeiler stützen. Ausgeschlossen von dieser Zahl sind die Pfeiler der Thurmhalle (s. den Grundriß). Betrachten wir diese Pfeiler genauer, so gruppiren sich um einen mächtigen runden Kern derselben eine Anzahl mit ihm verbundener dünner Säulen, Dienste genannt. Jede derselben hat einen besonderen Zweck zu erfüllen. So sind um den inneren Kern eines Pfeilers der Reihe, welche das Mittelschiff von den Seitenschiffen trennt, zwölf Dienste angebracht, von denen vier dicker als die übrigen acht sind. Drei dieser Dienste, ein dickes und zwei begleitende dünne, sollen den Gurtbogen und die Gewölbrippen des Mittelschiffes aufnehmen. Sie schießen ohne Unterbrechung von dem allen Diensten gemeinschaftlichen Sockel ab, bis zu einer Höhe von 33 m hinauf, wo sie mit einem Capitäl gekrönt sind, auf welchem der Gurtbogen und die zugehörenden Gewölbgräte des Mittelschiffes ihren Stützpunkt gewinnen (s. die innere Ansicht des Domes*). Die diesen gegenüber befindlichen drei Dienste des Pfeilers haben dieselbe Function für den Gurtbogen und die Gewölbgräte des Seitenschiffgewölbes zu erfüllen, und zwar ist hier wie dort das starke Mittel-

* Die beigegebene Abbildung ist nach einer im Verlage von L. Baumann & Comp. in Düsseldorf erschienenen Lithographie des Bildes von Professor Conrad.



Ansicht des Kölner Domes im Jahre 1823.

dienst bestimmt, den Gurtbogen aufzu-nehmen, während die dünnen Nebendienste der Aufnahme der leichten Gewölbgräte dienen. Die anderen drei Dienste haben mit ihren Capitälen die reich gegliederten Profile der Bogen zu stützen, welche die

Seitenschiffe vom Mittelschiff trennen und mit den hohen Mittelschiffwänden überbaut sind, wie dies deutlich aus der beigegebenen „inneren Ansicht“ des Domes zu ersehen ist. — Wir finden also schon hier, wie die Sockel der Pfeiler von vornherein auf die Entwickelung des Aufbaues berechnet sind.

Ehe wir uns nun die weitere Entwickelung des Inneren vergegenwärtigen können, müssen wir hinaufsteigen und uns zuvor die Form der Dächer der Seitenschiffe näher betrachten. Zwischen je zwei Strebepfeilern der Außenmauern besitzen die Seitenschiffe spitze, rechtwinkelig gegen das Mittelschiff laufende Dächer. Zwischen denselben befinden sich steinerne Rinnen, welche die Meteorwasser nach außen ableiten. Jedes dieser Dächer ist sowohl nach außen hin wie gegen das Mittelschiff zu abgeschrägt (abgewalmt), so daß sie nicht gegen das Mittelschiff anschneiden. Hierdurch wird es möglich, vor der Mauer des Mittelschiffes, hinter den beschriebenen Dächern einen Gang auszukragen, welcher, nach außen mit Fenstern und, diesen entsprechend, nach innen mit offenen Maßwerken versehen, einen Umgang um die Mittelschiffe des ganzen Domes gestattet, von dem man in das Innere der Domkirche hinabsehen kann. Im Aeußeren bildet die Deckplatte dieses Umganges (Triforiums) einen gleichen Umgang um das Aeußere des Domes.

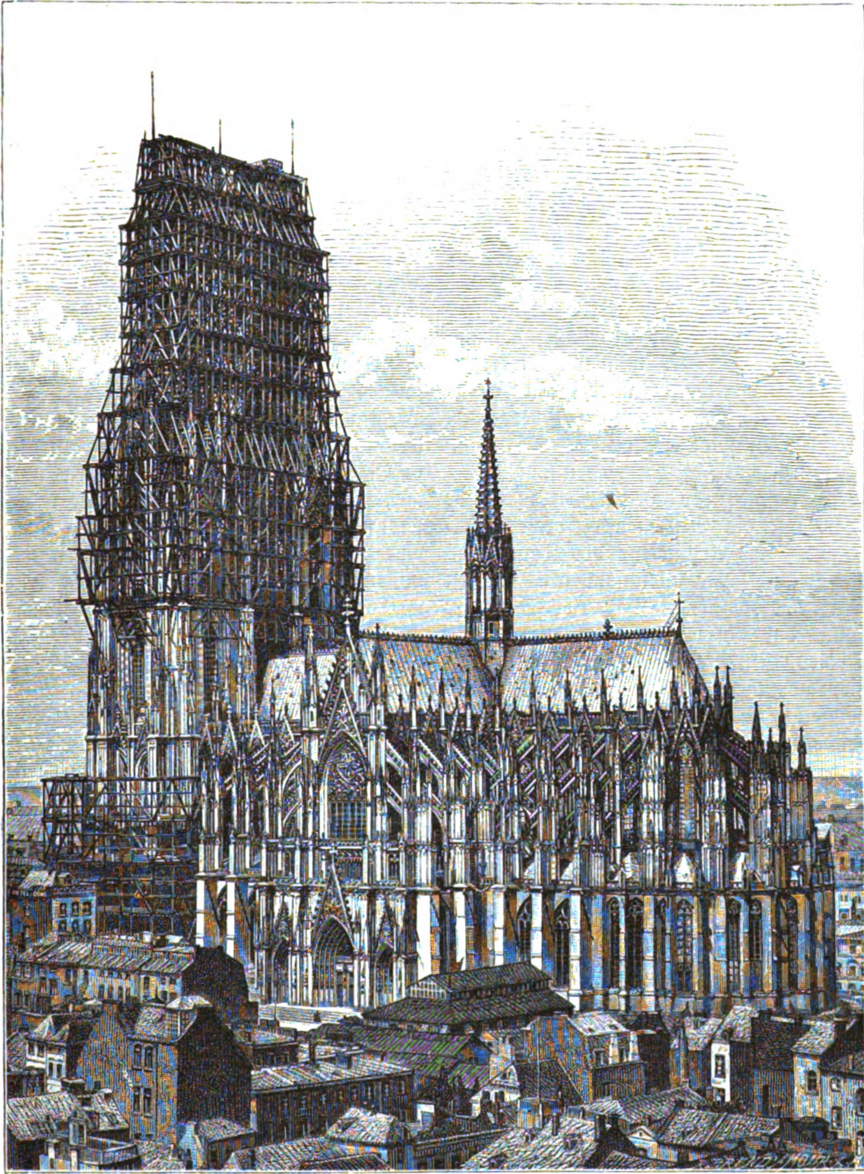
Das Triforium gereicht dem Inneren des Domes zur besonderen Zierde. Es bietet in seiner reihenartigen horizontalen Wirkung einen wohlthuenden Contrast zu den stets gleichsam ruhelos emporstrebenden Linien der Pfeilerdienste. Zudem gestaltet es die Architektur des Domes besonders luftig und leicht. Würden die Dächer der Seitenschiffe gegen die Mauer des Mittelschiffes anschneiden, dann könnten die Außenwände des Triforiums nicht mit den Fenstern versehen sein, die dasselbe mit hineinziehen in die Wirkung der hohen, mit herrlichen Glasmalereien geschmückten und durch ihre Luftigkeit das Princip der Gothik, nur so viel von fester Mauermasse beizubehalten, als zur Stabilität des Bauwerkes eben nothwendig ist, besonders verherrlichenden Hauptfenster. Diese wölben sich in hohen, den Anschnittsbogen der leichten Gewölbe parallel laufenden Spitzbogen von Pfeiler zu Pfeiler. Die leichten Profile derselben schließen sich den Dienst- und Gewölbeprofilen direct an, so daß von eigentlichen Mauermassen der Mittelschiffsmauern nur die Pfeiler übrig bleiben, auf welche sich die Gewölbe stützen und gegen die, wie wir wissen, von außen die Strebebogen sich vorlegen, um dem kunstvoll kühnen Constructionssystem des Gebäudes das nothwendige Gleichgewicht zu sichern. Ein reiches, leicht profilirtes und ornamental wirkendes Maßwerk durchsetzt die Fenster und giebt den prächtigen Glasgemälden derselben den nothwendigen Halt.

Im Aeußeren sind die Fenster mit einem ornamentirten Giebel überbaut, welcher die das Dach des Mittelschiffes umgebende Galerie hoch überschneidet und in einer Kreuzblume endigt. Die Kanten der Giebelgesimse sind mit blattartigen Ornamenten verziert; rechts und links werden die Giebel von mächtigen, die Angriffspunkte der Strebebogen überbauenden Fialenpyramiden eingerahmt. Hinter diesen Ziergiebeln verbirgt sich bescheiden das horizontale Dachgesimse mit seiner Galerie. Es tritt nur in den Ecken zwischen den aufstrebenden Giebeln und den vertical zum Himmel weisenden Fialen zu Tage, hier wieder wie überall der Verticallinie den Vorrang einräumend.

Betrachten wir nunmehr die Westfaçade mit ihren Thürmen. Auch die Grundanlage der Thürme resultirt wieder in consequenter Weise aus der Grundanlage der Seitenschiffe. Die Mittellinie der Pfeilerreihe, welche die jeweiligen beiden Seitenschiffe von einander trennt, bildet auch die Mittellinie der jeweilig entsprechenden Thürme. Die inneren Abmessungen derselben entsprechen genau denen der Seitenschiffe und bilden regelrechte Quadrate, welche von den schweren Thurmmauern umgeben sind. Letztere springen infolge dessen über die Seitenwandungen der Seitenschiffe hinaus vor, so daß dadurch der Theil des Mittelschiffes, welcher zwischen den beiden Thürmen liegt, bedeutend eingeengt wird. Ebenso hat die gleichartige Theilung der Thurmhalle und der Seitenschiffe des Domes die zweischiffige Anlage der Thurmpartie zur consequenten Folge, bei der in die Mitte eines jeden Thurmes ein Pfeiler

gestellt ist, auf den die jeweiligen vier Thurmgewölbe sich stützen.

Die den Schiffen entsprechende Fünf- des Dachgesimses des Dommittelschiffes, in welcher die Thürme vom Quadrat in ein Achteck übergehen, ist die den Seiten-



Der Kölner Dom am 15. October 1880.

theilung des Inneren der Thurmhalle stellt sich in consequenter Folge auch in der äußeren Erscheinung der Westseite, der „Thurmfaçade" dar. Bis zur Höhe schiffen entsprechende Zweitheilung auch in dem Aeußeren der Thürme gewahrt.

Das Mittelschiff schießt, wie schon gesagt, bis zur Vorderflucht der Thürme

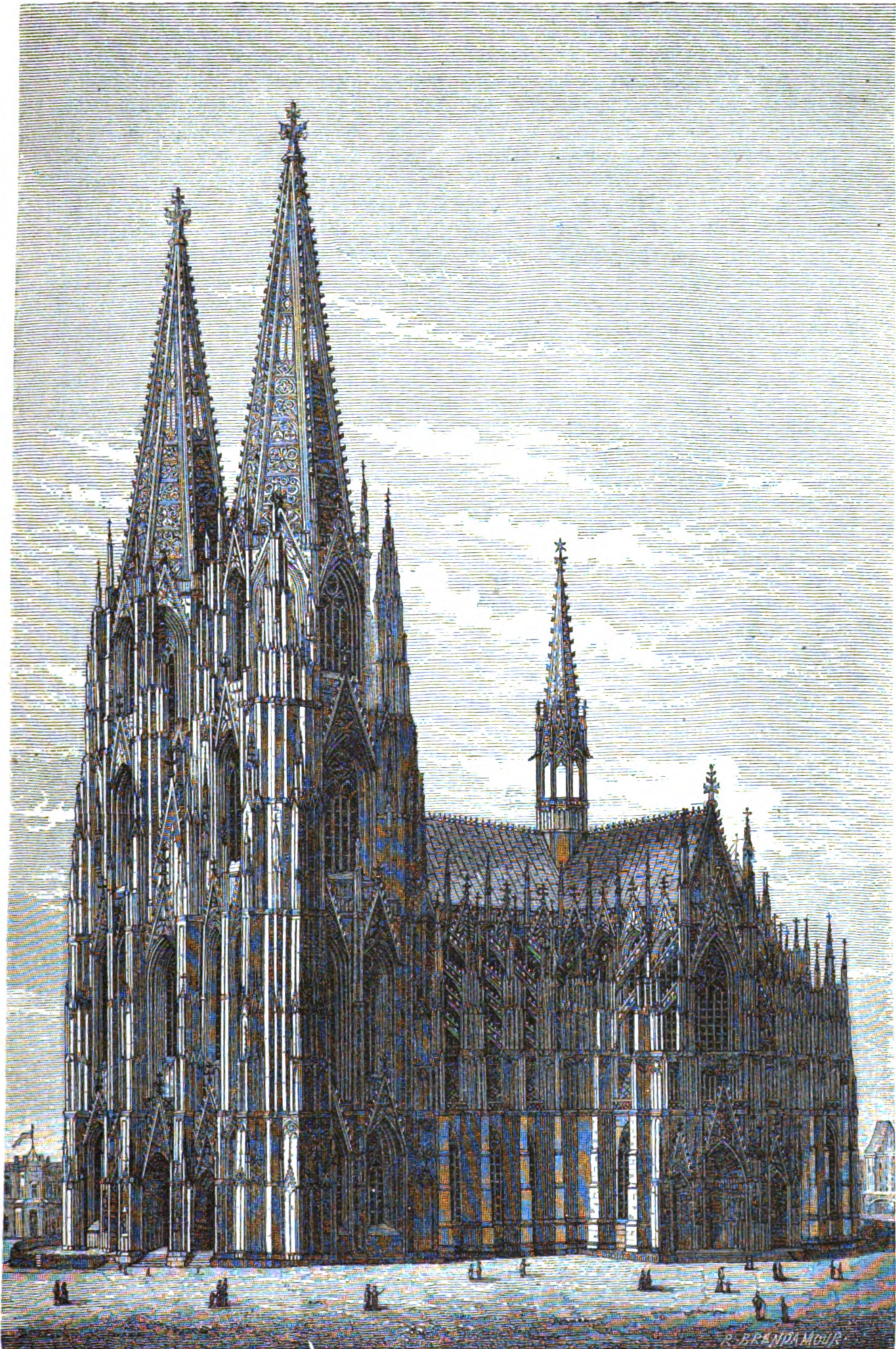
durch und erhält in einer die Thürme verbindenden Façade, welche mit einem, dem steilen Dache des Mittelschiffes entsprechenden Giebel gekrönt ist, seinen Abschluß. Die Spitze desselben weist, wie alle Giebelspitzen am Dome, eine prächtige Kreuzblume auf, wie auch die Kanten des Giebelgesimses mit entsprechenden Blumen in reihenartiger Anordnung verziert sind. Das Giebelfeld selbst ist mit Maßwerk geschmückt. Unter demselben erblicken wir das große Westfenster, dessen prächtige Glasmalereien ein Geschenk des deutschen Kronprinzen sind. Dieses Fenster entspricht wieder in logischer Weise der inneren Gewölbeconstruction der Domkirche und ist wie alle Fenster des Mittelschiffes mit einem Ziergiebel überbaut, wonach somit zwei parallel laufende Giebel in kurzer Stufenfolge sich über einander aufbauen. Dieselbe logische Façadenentwickelung weisen auch die reichen Süd- und Nordgiebel der Seitenfaçaden auf. Das große Fenster der Westseite hat dieselbe Höhe wie die Seitenfenster des Mittelschiffes. Die Architektur des Triforiums bildet auch hier gleichsam den unteren Theil des Fensters. Darunter sehen wir dann das herrliche Hauptportal des Domes, dessen Abbildung wir den Lesern hier vorführen. Mit Recht konnte der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. bei der am 4. Sept. 1842 an dieser Stelle vollzogenen Grundsteinlegung des Fortbaues die begeisterten Worte ausrufen: „Hier, wo dieser Grundstein liegt, mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie; so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen großen, guten Zeit werden!"

Das große Mittelportal wird von zwei in der Erscheinung gleichartig gebildeten Seitenportalen begleitet. Sie führen naturgemäß in die unter den Thürmen liegenden Gewölbe, welche den ersten Seitenschiffen entsprechen. Durch diese schön gruppirten Portale erhält die Westseite eine Zierde, wie sie in solcher Fassung nirgend anderswo gefunden wird. — Auch an französischen Domen, in Rheims z. B., giebt es schöne Westportale. Sie bilden aber stets einen für sich gesonderten Theil der Westseite dieser Dome und könnten ebenso gut auch an anderer Stelle stehen. Die Portale des Kölner Domes indeß sind von der großen Westseite unzertrennlich, sie gehen mit in die Architektur derselben auf. Die gesammte Westseite repräsentirt einen einzigen großen künstlerischen Gedanken, und so betrachtet sind die Portale derselben in der That „die schönsten Thore der ganzen Welt".

In der Entwickelung der Thürme sehen wir in den beiden unteren Etagen in äußerst geistreicher Weise die große Stärke des Thurmmauerwerks durch doppeltes, hinter einander liegendes Fensterstabwerk künstlerisch überwunden; die den Umgängen um den Dom entsprechenden Galerien führen zwischen den Fensterstabwerken durch. In der Höhe des Hauptgesimses der Mittelschiffe, wo das Achteck der Thürme ansetzt, schmückt die Thurmseiten statt zweier nur noch ein Fenster. Die mächtigen Eckstrebepfeiler der Thürme haben sich bis zu dieser Höhe allmälig bedeutend verjüngt und beginnen nunmehr schon von dem achteckigen Kern als selbständige Fialenthürme sich loszulösen, eine Lösung, die sich in der oberen Etage vollendet. Hier erheben sich die nunmehr, weil achtseitig, mit acht Fenstern versehenen oberen Etagen, ebenfalls selbständig, aus den Fialenthürmen der Ecken heraus. Analog allen übrigen sind auch die Fenster der beiden letzten Thurmetagen durch Ziergiebel überbaut, die hier von den Fialen der Achteckskanten der Thürme begleitet werden. In den Eckzwickeln dieser Ziergiebel, wieder der Verticale sich unterordnend, erscheinen bescheiden die Horizontalgesimse mit ihren Galerien und schließen die verschiedenen Etagen ab. Aus den oberen mit je acht Giebeln gekrönten Galerien erheben sich nun, an allen acht Kanten reihenartig mit Blattwerk und an der Spitze mit den mächtigen doppelten Kreuzblumen geschmückt, wie gewaltige Riesen die durchbrochenen Thurmhelme.

* * *

Wir wären somit wieder auf der Thurmhöhe angelangt und wollen nunmehr nochmals auf das mächtige Werk hinabschauen, seine nächste Vergangenheit uns vorführend. Das vorige Jahrhundert hinterließ uns den Dom als eine arg verwahrloste Ruine.



Der vollendete Kölner Dom.

Die Wogen der französischen Revolution überflutheten auch Köln sehr hoch; der Klerus flüchtete vor den einrückenden Franzosen und überließ nothgedrungen die Kirchen ihrem Schicksale. Der um Köln so verdienstvolle Professor Wallraf war es, welcher den Dom vor gänzlicher Ausplünderung und Zerstörung schützte, als das fanatisirte Volk sein Werk zum Theil schon begonnen hatte. Der Umstand, daß die Kirche der französischen Armee als Magazin diente, ferner daß österreichische Kriegsgefangene darin untergebracht waren, mag auch die Zerstörung derselben verhindert haben. Die jahrelange Verwahrlosung des Bauwerkes und besonders die Thatsache, daß vielfach seine Metallbedachung gestohlen wurde, führten es mit Riesenschritten seinem Ruin entgegen. Das Wasser drang allerorts in die Mauern ein und zerstörte beim Gefrieren das kunstvolle Gefüge mehr und mehr. Besonders die Strebebogen, über deren Rücken hinweg das Regenwasser vom Hauptschiff nach außen abgeleitet wird, waren sehr schadhaft geworden.

Bekanntlich war der Dom damals von seiner Vollendung noch sehr weit entfernt, fertig war nur der Chor, der übrige Theil der Kirche war an der Südseite nur erst bis zur halben Höhe der Seitenschiffe, das Mittelschiff und die nördlichen Seitenschiffe bis zur Hauptgesimshöhe der letzteren gediehen. Die Gewölbe fehlten in diesen Theilen aber gänzlich. Alles war nur nothdürftig mit Dächern versehen. Der südliche Thurm hatte die Höhe des Hauptgesimses des Mittelschiffes erreicht; auf ihm erhob sich der bekannte „Domkrahnen“, welcher durch Jahrhunderte das Wahrzeichen von Köln gewesen ist. Im Jahre 1863 wurde er entfernt, um dem sich nunmehr weiter entwickelnden Aufbau des Thurmes Platz zu machen. Der nördliche Thurm war noch nicht auf ein Drittel der Höhe des südlichen gelangt. Das ganze Bauwerk war — eine Ruine; die beigegebene Illustration, auf welcher man freilich die Zerbröckelung der Steine nicht erkennt, mag ein Bild davon geben.

An eine Möglichkeit, den Bau einmal ganz zu vollenden, glaubten selbst die Männer nicht, deren unermüdlichem Wirken es zu verdanken ist, daß der Staat nach und nach wenigstens die Mittel bewilligte, den Chor gründlich zu restauriren.

Georg Forster und Friedrich v. Schlegel erhoben zuerst ihre Stimmen für die Bedeutung deutscher mittelalterlicher Kunst. Sulpiz Boisserée, ein Kölner, lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit der Kunstfreunde durch sein auf den genauesten Aufnahmen beruhendes Prachtwerk über den Dom auf dessen hohen Kunstwerth hin und scheute keine Mühen und Opfer, um für dessen Erhaltung zu wirken. Besonders begeisterte er den Kronprinzen von Preußen, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., für seine Wünsche.

Nach langen Verhandlungen endlich, nachdem Schinkel den Dom gründlich untersucht und über seinen Kunstwerth sowie über seine Baufälligkeit in Berlin eingehenden Bericht abgestattet hatte, wurden im Jahre 1823 die ersten 100000 Thlr. für die Restauration des Domes bewilligt, und nun begannen die Arbeiten. Dieselben wurden von einem Bauinspector Ahlert geleitet, welcher indeß, selbst im Laufe der Zeit, sich nicht in das Formenwesen des Domes hineinzuleben verstand. Er hielt in erster Linie auf strenge militärische Zucht der Arbeiter, wie er auch selbst stets in einer mit einem großen Schirm versehenen Militärmütze einherging. Nach seinem im Jahre 1833 erfolgten Tode führte der aus Kolberg berufene damalige Landbaumeister Zwirner, ein begabter Schüler Schinkel's, die Restaurationsarbeiten fort und brachte ein ganz neues begeistertes Weben und Streben in die Dombauhütte sowohl wie in die ganze Bevölkerung. Er studirte die Formen des Domes gründlich und brachte es mit seinen Arbeitern in kurzer Zeit so weit, daß der Kölner Dombauhütte und ihrem Meister weit und breit begeistertes Lob gesungen wurde.

Die Restaurationsarbeiten nahten ihrer Beendigung. Noch wußte man nicht, ob der kühne Gedanke, den Weiterbau zu beginnen und den Dom zu vollenden, zur That werden könne. Selbst Schinkel glaubte nicht, daß es möglich sei, hierfür die Mittel aufzubringen. Zwirner indeß rechnete und bewies, daß die Summe von zwei Millionen Thalern ausreichen würde, den Dom, mit Ausschluß der Thürme, im Sinne des alten Meisters

auszubauen. Es bildete sich im Jahre 1840 der Dombauverein, welcher den Zweck verfolgte, durch regelmäßige Beiträge Mittel zum Fortbau zu beschaffen. An verschiedenen Orten wurden Zweigvereine gegründet, und so wurden immer mehr Kräfte gesammelt, das Werk zu vollenden. — Um diesen Verein hat sich der bekannte Abgeordnete August Reichensperger große Verdienste erworben. Die jährlichen Einnahmen des Vereins beliefen sich bald auf 50000 Thlr.; aus Staatsmitteln wurde jährlich ebenso viel bewilligt, ferner brachte die für den Fortbau bestimmte Kathedralsteuer auch ganz hübsche Summen auf, so daß nunmehr die Fertigstellung des Werkes in nicht zu weite Ferne gerückt war. Am 15. Oct. 1863, dem Geburtstage des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV., wurde die Vollendung des Domes in erhebender Weise gefeiert, nachdem seit dem Beginne der Vollendungsbauten 2220000 Thlr. aufgewandt waren. Zwirner hatte also Wort gehalten; die Summe, welche er als nothwendig bezeichnet hatte, war nur wenig überschritten. Er sollte indeß die Fertigstellung seines Werkes nicht mehr erleben, im September 1861 schon war er gestorben und an seine Stelle der am Dom bisher zur Stütze Zwirner's fungirende Baumeister R. Voigtel berufen worden. König Wilhelm I. bewies dem großartigen Werke ebenso viel Fürsorge wie sein hochseliger Bruder. Er übernahm das Protectorat des Dombauvereins und bewilligte im Jahre 1863 auf eine lange Reihe von Jahren eine Dombaulotterie, deren Erträgnisse neben dem jährlichen Staatszuschuß und den Mitteln des Dombauvereins es ermöglichten, daß mit bedeutend vermehrten Arbeitskräften der Ausbau der beiden Thürme in Angriff genommen werden konnte. Unermüdlich wurde gearbeitet, und so war es möglich, daß wir nach Verlauf von abermals siebzehn Jahren, nachdem seit 1823 im Ganzen 21 Millionen Mark für das Werk zusammengebracht sind, stolz sagen dürfen: „Der Kölner Dom ist vollendet!" Die Thurmgerüste verdecken momentan zwar noch die herrliche Architektur der Thürme, auch fehlen allerorts noch verschiedene Theile; die Hauptsache indeß, der die Silhouette des Domes bildende Steinkörper des Ganzen, ist fertiggestellt.

Die Dombauhütte hat in äußerst anregender Weise auf die Pflege mittelalterlicher Kunst sowohl, als auch insbesondere auf die Entfaltung der kunstgewerblichen Thätigkeit eingewirkt. Eine große Anzahl bedeutender Architekten ist aus Köln hervorgegangen, die theils direct, theils indirect am Dombau ihre Schule gefunden haben. Mit welcher Begeisterung spricht man noch heute in der Dombauhütte von dem Alle durch Wort und That gleichsam elektrisirenden Schwaben, dem berühmten jetzigen Dombaumeister beim St. Stephan in Wien, Oberbaurath und Professor Friedrich Schmidt, welcher die Tradition der Dombauhütte auf die Akademie der bildenden Künste in Wien übertragen hat. Wie viel hervorragende Bauten sind schon von diesem Schüler des Kölner Domes allein ausgeführt, von den vielen Werken anderer, wie Statz, Schmitz 2c., gar nicht zu reden. Franz Schmitz in Köln hat ein Prachtwerk über den Kölner Dom herausgegeben, welches hinsichtlich der Gewissenhaftigkeit der Aufnahmen sowohl wie der künstlerischen Ausführung zu den bedeutendsten Werken der Neuzeit zählt. Kunstfreunden kann dasselbe nicht genug empfohlen werden.

Der Kölner Handwerkerstand ging auf kunstgewerblichem Gebiete allen anderen Handwerkern mit leuchtendem Beispiele voran; bis vor wenigen Jahren noch konnten hervorragende kunstgewerbliche Leistungen kaum anders als mit Hülfe rheinischer Arbeiter hergestellt werden. Schnitzarbeiten, Schmiedearbeiten, Gold- und Silberarbeiten, kostbare Webereien, Glasmalereien 2c. wurden von Köln und Umgebung in alle Welt versandt. Die Behauptung, daß diese weitverzweigte Geschicklichkeit in ihrem Urkeime auf die Anregung zurückzuführen ist, welche von der Kölner Dombauhütte ausging, wird Niemand, der die Verhältnisse kennt, als zu kühn bezeichnen können. Die alte Erfahrung, daß große Zeiten auch große Männer heranbilden, hat sich in allen Zweigen der Kunst und des Handwerks am Kölner Dom bewahrheitet. Die Bauzeit des Kölner Domes war für Köln eine große, goldene Zeit; — gebe der Himmel, daß solche Zeiten für die Kunst

und für das Handwerk recht häufig und recht vieler Orten wiederkehren.

Ein bedeutendes Werk kunstgewerblicher Thätigkeit bleibt für Köln noch zu schaffen: die innere Ausstattung des Domes. Das Reichste und Beste in dieser Hinsicht ist für den Dom, an dessen äußerer Erscheinung nichts gespart ist, gerade gut genug, und auch dieser Forderung wird noch volle Rechnung zu tragen sein. Das Mobiliar hat zu bestehen in neuen kunstvollen Altären, dem Lettner, dem erzbischöflichen Throne, den Sedilien, der Kanzel, einer für den Dom würdigen Orgel, den Beichtstühlen, Kirchenbänken 2c. Zudem muß die gesammte Architektur farbig decorirt werden. Wenn dies Alles erreicht ist, dann erst kann man sagen: der Dom ist auch im Inneren würdig ausgestattet. Denn erst durch die eben genannten Möbeln wird er die Innenwirkung erreichen, welche Jedermann mit Recht von ihm erwarten darf. Augenblicklich dominirt noch das Mittelschiff des Domes zu sehr, als daß das Auge Zeit behielte, die Eindrücke der Seitenschiffe auch nur theilweise in sich aufzunehmen. Den Ruhepunkt, welchen das Auge im Mittelschiff des Domes gewinnt, bilden erst die farbigen Fenster des Domchores. Eintretend durch das Hauptportal der Westseite, empfängt daher der Beschauer naturgemäß nur den Eindruck des langen Mittelschiffes, und erst am Schlusse desselben findet sein Auge Ruhe. Zur Zeit, als noch die hohe Wand vorhanden war, welche den fertigen Chor von der noch unfertigen übrigen Kirche trennte, machte der untere Theil des Domes einen weit geräumigeren Eindruck als heute: das Auge erhielt in der Wand schon seinen Ruhepunkt und konnte naturgemäß auch noch die Wirkung der Seitenschiffe mit in sich aufnehmen. Hieraus folgt, daß man an der Stelle, wo früher die Chorwand stand, dem Auge ein Mittel bieten muß, auf dem es ausruhen kann, und dieses Mittel bildet erfahrungsgemäß am besten der Lettner mit dem sich über demselben erhebenden mächtigen Triumphkreuz. Schon zur Erhöhung der Innenwirkung des Domes wird eine Lettneranlage nothwendig werden.

Mit diesen allgemeinen Gesichtspunkten die Betrachtungen über die Innendecoration des Domes schließend, wollen wir hoffen, daß betreffs der definitiven Entscheidung über dieselbe ein streng objectives Verfahren beobachtet werde, damit uns die Nachwelt nicht den Vorwurf machen kann, das herrliche Monument deutscher Kunst, deutschen Fleißes und deutscher Einigkeit durch die innere Einrichtung verdorben zu haben.





Reise-Erinnerungen.

Von

Rudolf Lindau.

III.

Cochinchina. Reise nach Saigun.



Während der zehn Jahre, die ich seit Juni 1859, mit nur einer längeren Unterbrechung, in Ostasien zugebracht habe, bin ich selten mehrere Monate lang hinter einander an einem und demselben Orte geblieben; dagegen habe ich verschiedene Städte, namentlich Saigun, Hongkong, Canton, Shanghai, Nagasaki, Yokohama, Yedo, Hakodate ꝛc. während des obengenannten Zeitraumes mehrere Male besucht. — Wollte ich also bei diesen Aufzeichnungen nach der Zeitfolge verfahren, so würde ich genöthigt sein, wiederholentlich von denselben Reisen, Ländern, Städten, Personen und Verhältnissen zu sprechen. Um diese verwirrende Art des Vortrags zu vermeiden, werde ich in Zukunft von einer chronologischen Darstellung meiner Erlebnisse in Asien und Amerika Abstand nehmen und dagegen Alles, was mir über ein und dasselbe Land in der Erinnerung geblieben ist, auch in ein und demselben Abschnitte zusammenfassen. In dieser Absicht habe ich mir Mittheilungen über Hongkong und Shanghai, obgleich dieselben die Reisebeschreibung von Marseille bis China vervollständigt haben würden, für ein späteres Capitel über meinen Aufenthalt in China vorbehalten. — —

Ich befand mich im Monat Januar des Jahres 1861 in Shanghai und traf dort eines Tages, als ich auf dem „Bund", der Hafen- und Hauptstraße der Fremdenniederlassung, spazieren ging, mit einem französischen Marineoffizier, dem Lieutenant zur See Senez, zusammen, den ich von Paris her kannte und der mich im Laufe unserer Unterhaltung aufforderte, mich an Bord des französischen Flaggenschiffs „Impératrice Eugénie" der Expedition nach Cochinchina unter Admiral Charner anzuschließen.

Die Franzosen lagen damals seit mehreren Jahren mit den Annamitern im Krieg. Die Feindseligkeiten hatten ihre erste

Ursache in den Klagen einiger in Frankreich hochangesehener katholischer Missionsgesellschaften, von denen Mitglieder in Annam mißhandelt und zu Tode gemartert worden waren. Der König von Annam war deshalb von den Franzosen und später auch von den Spaniern, die sich diesen angeschlossen hatten, aufgefordert worden, einen Vertrag abzuschließen, der unter Anderem stipuliren sollte, daß den in seinem Reiche ansässigen Christen die freie Ausübung ihrer Religion gestattet und daß mehrere Häfen des Königreichs dem fremden Handel geöffnet würden. — Der annamitische Herrscher hatte diesem Ansinnen nicht ohne Weiteres Folge geleistet und war deshalb von den vereinigten Franzosen und Spaniern bekriegt und, wie dies vorauszusehen war, besiegt worden. Aber seine Niederlage war noch keine vollständige, und um ihn zu zwingen, sich ganz nachgiebig zu zeigen, und um gleichzeitig ein Pfand zu ergreifen, das seine Unterwürfigkeit für die Zukunft sicherte, hatte der Admiral Charner, dessen Streitkräfte nach Beendigung des Krieges der Franzosen gegen China disponibel geworden waren, den Auftrag erhalten, die südlichste Provinz des Königreichs Annam, das eigentliche Cochinchina mit der Hauptstadt Saigun, zu erobern und unter französische Botmäßigkeit zu bringen.

Ich war dem Admiral Charner vor einigen Jahren in Paris vorgestellt worden und erinnerte mich seiner als eines schlichten, wohlwollenden alten Herrn, der sich damals freundlich mit mir unterhalten hatte; — aber ich durfte kaum hoffen, daß er mich nach einer einzigen flüchtigen Begegnung nicht längst vergessen haben sollte. Ich zauderte deshalb, ihm das Gesuch, mich der von ihm geleiteten Expedition anschließen zu dürfen, vorzutragen; aber Senez überwand meine Scrupel. Der Admiral, sagte er, werde mich gern an Bord seines Schiffes sehen. Ich könne versichert sein, daß er sich meiner noch erinnere; aber selbst wenn ich ihm ein Fremder wäre, so würde seine, Senez', Empfehlung genügen, um mir freundliche Aufnahme zu sichern.

Ich traf am selben Abend mit mehreren anderen Offizieren der „Impératrice Eugénie" zusammen; sie bestätigten ohne Ausnahme, was Senez mir gesagt hatte, und als ich mich dessen ungeachtet noch nicht entschließen wollte, einen Schritt zu thun, der mich nach meinem Erachten der Gefahr aussetzte, indiscret zu erscheinen, luden sie mich schließlich ein, am nächsten Tage an Bord der Fregatte mit ihnen zu frühstücken, dann würde sich die Sache — so versicherten sie — wie von selbst arrangiren. Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Ich nahm die Einladung an und frühstückte infolge derselben am nächsten Morgen mit den Offizieren der „Impératrice Eugénie".

Als ich mich nach der Mahlzeit auf dem Verdeck befand, erschien dort bald darauf der Admiral. Senez stellte mich ihm vor; aber da man ihm vorher meinen Besuch jedenfalls schon angezeigt hatte, so unterbrach er mich mit den freundlichen Worten, es bedürfe keiner Vorstellung, da wir alte Bekannte seien — und gleich darauf fügte er hinzu:

„Ich höre, daß Sie die Absicht haben, uns nach Cochinchina zu begleiten. Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen. Es wird mich freuen, Sie auf meinem Schiffe zu sehen, und ich hoffe, es wird Ihnen hier gefallen."

Ich dankte dem Admiral, und damit war die Sache geordnet. Ich durfte mich als ein autorisirtes Mitglied der französischen Expedition nach Cochinchina betrachten.

Am 22. Januar 1861 nahm ich wieder einmal von Bekannten Abschied und packte sodann meine Koffer, zwei Beschäftigungen, die mir nie Freude gemacht haben, aber die ich systematisch betrieb und in denen ich es mit der Zeit zu einer gewissen Virtuosität gebracht hatte. — Am 23. begab ich mich mit Sack und Pack, d. h. mit den zwei im „Indian-Outfit-Store" in London gekauften Koffern, an Bord der Fregatte, und am nächsten Morgen verließ ich auf dieser den Hafen von Shanghai. — Wir kamen am ersten Tage nicht sehr weit. Wir hatten nämlich die Fluth verpaßt und mußten, da das große Schiff sehr tief ging, nahe an zwölf Stunden vor der Sandbank ankern, die bei niedrigem Wasser den Ausfluß von dem Whampoastrom — an dem Shanghai liegt — in den Yangtsekiang versperrt. Es war unfreundliches, kaltes Wetter, und

wir blieben unten in der Kajüte, wo man mit unermüdlichem Eifer die ganze Zeit über Ecarté spielte.

Ich wurde an diesem ersten müßigen Tage mit sämmtlichen Offizieren der „Impératrice Eugénie“ bekannt. Einige von ihnen haben sich seitdem einen Namen gemacht: du Quillio, damals Capitän zur See, jetzt Admiral, hat eine hervorragende Rolle während der Belagerung von Paris gespielt — Jaurès, im Jahre 1861 noch Lieutenant zur See, ist jetzt Admiral, Senator und Botschafter — Pallu, damals ebenfalls Lieutenant zur See, hat es bis zum Capitän zur See gebracht, war während des Feldzuges von 1870/71 Chef des Stabes des Generals Bourbaki und hat sich als Schriftsteller durch seine historischen und novellistischen Arbeiten bekannt gemacht. — Der ehrwürdige Admiral Charner ist gestorben. — Was aus Senez, einem kleinen brünetten, ungemein lebhaften Creolen, geworden ist, weiß ich nicht. Ich habe ihm vor achtzehn Jahren in Cochinchina Adieu gesagt und seitdem nicht wieder von ihm gehört. Ich hoffe, es ist ihm gut ergangen, denn er war mir der freundlichste Wirth, und ihm habe ich es hauptsächlich zu danken, daß ich mich an Bord des französischen Flaggenschiffs und später im Kriegslager von Cochinchina jedes möglichen Comforts erfreuen konnte. Er räumte mir vom ersten Tage ab seine eigene kleine Kajüte ein und schlief während der ganzen Ueberfahrt von Shanghai nach Saigun auf einem Sopha in der großen Kajüte. Ich glaubte mich aus Höflichkeit genöthigt, dagegen zu protestiren, aber er gab nicht nach, bis ich von seinen beschränkten Räumlichkeiten und seinem Bett Besitz genommen hatte. Ich versuchte ihm seine Freundlichkeit dadurch zu vergelten, daß ich bei gutem und schlechtem Wetter, so oft er die Wache hatte, auf dem Verdeck bei ihm aushielt. Es dauerte dies täglich vier Stunden, und wenn diese auf die erste Tageswache, von vier bis acht Uhr Morgens, fielen, so war der Dienst, den ich verrichtete, weder ein angenehmer noch ein leichter. Aber ich gewöhnte mich daran. Man gewöhnt sich überhaupt, wenn man jung ist und guten Willen hat, schnell an allerhand Unbequemlichkeiten, die man, so lange man sie noch nicht kennen gelernt hat, für unerträglich zu halten geneigt ist.

Am 25. Januar setzten wir unsere Reise fort, und am 31., nach einer sehr stürmischen Ueberfahrt, langten wir in Hongkong an. Von diesem ersten Abschnitt unserer Fahrt ist mir eine Episode im Gedächtniß geblieben.

Die „Impératrice Eugénie“ hatte in Shanghai einen Lootsen an Bord genommen, einen jungen Amerikaner von achtundzwanzig bis dreißig Jahren, gut gewachsen, mit einem feingeschnittenen, wettergebräunten Gesicht und auffallend klaren hellen Augen. Er war mit einer gewissen koketten Eleganz gekleidet, die mit dem harten Gewerbe, das er trieb, eigenthümlich contrastirte. Sein ganzes Auftreten an Bord der „Impératrice Eugénie“, den höchsten Offizieren sowie den Matrosen gegenüber, war das eines Mannes, der weiß, daß eine große Verantwortlichkeit auf ihm ruht, und der seine schwere Pflicht ohne Aengstlichkeit, ruhig und ernst erfüllt. — Das kleine Lootsenboot wurde von der „Impératrice Eugénie“ geschleppt. Als der Amerikaner uns am Ausfluß des Yangtsekiang verlassen wollte, ging die See sehr hoch. Die Fregatte stoppte; aber das Lootsenboot wurde dermaßen von den Wellen hin- und hergeworfen, daß es gefährlich schien, es an die Seite der Fregatte zu bringen. Der Amerikaner stand auf dem Verdeck und überwachte jede Bewegung seines Fahrzeugs, dessen Mast in weiten und einigermaßen regelmäßigen Bogen wie ein kolossaler Metronom zwischen der Fregatte und der See hin- und herschwang. Das Tau, an dem das Boot geschleppt worden, war noch nicht losgelassen worden. Der Lootse blickte aufmerksam über Bord und maß die Entfernung zwischen dem Boote und der Fregatte; dann befahl er, das Tau um einige Fuß zu kürzen, und sobald dies geschehen war, wandte er sich zu uns, lüftete den breitränderigen Hut mit einer etwas theatralischen Geberde, die dem Manne gerade aber gut stand, und sagte: „Good bye, Gentlemen!“ — und gleich darauf, den Moment abpassend, in dem der Mast des Bootes sich der Fregatte zuneigte, sprang er von Bord ab auf den Mast zu, den er mit bewunderungswürdiger Kraft und Geschicklichkeit erpackte

und an dem er leicht und schnell wie eine Katze bis auf das Deck des kleinen Fahrzeuges hinunterglitt. Das Manöver war mit solcher Verwegenheit und Präcision ausgeführt worden, daß selbst einige der stoischen Seeoffiziere, die neben mir standen, Beifall riefen. — Gleich darauf wurde die Maschine der „Impératrice Eugénie" wieder in Bewegung gesetzt; das Lootsenboot hatte ein großes Segel aufgespannt und schoß, schief auf dem Wasser liegend, seinen Weg nach Shanghai zurücksuchend, von uns fort, während die mächtige Fregatte dem Süden zu weiterdampfte. Einen Augenblick noch sah ich den Lootsen. Er hatte das Steuer ergriffen und stemmte sich mit dem Rücken dagegen. Er war wie eingehüllt in einen Mantel von sprühendem Gischt. Ich stellte ihn mir vor: aufmerksam, ruhig und ernst, wie ich ihn vor wenigen Minuten noch auf dem Verdeck der Fregatte gesehen hatte. Der Mann ist mir wie eine Verkörperung männlicher, trotziger Kraft und Verwegenheit in der Erinnerung geblieben.

* *
*

In Hongkong wurde die „Impératrice Eugénie" mit Kanonendonner empfangen, nachdem sie mit Kanonendonner gegrüßt hatte. Zuerst wurden der englischen Flagge die Honneurs bezeugt, die ihr zukamen; sodann dem englischen Admiral und dem amerikanischen Commodore, die sich im Hafen befanden. Die Forts und die Schiffe antworteten dem Admiral Charner in ordonnanzmäßiger Weise. — Sobald der Spectakel vorüber war, stieg ich ans Land, um einige Bekannte aufzusuchen und verschiedene kleine Einkäufe zu machen, auf deren Zweckmäßigkeit Senez mich aufmerksam gemacht hatte.

Meine Hongkonger Bekannten fand ich unverändert in ihrer eigenthümlich gleichgültigen und angenehmen Gastfreundlichkeit. Damit will ich sagen, daß die wohlsituirten Kaufleute in China es damals selbstverständlich fanden, einen beliebigen, wenn auch oberflächlichen Bekannten einzuladen, ihr Gast zu sein; daß sie diesen aber dann wie einen integrirenden Theil des Hausstandes betrachteten und behandelten und sich nicht mehr um ihn bekümmerten als um die ständigen Mitglieder desselben. Dem Gast wurde ein Zimmer und ein Diener angewiesen, und man theilte ihm mit, zu welchen Stunden die allgemeinen Mahlzeiten eingenommen wurden. Darauf war er dann frei, seinen eigenen Gewohnheiten und Neigungen zu folgen. Erschien er bei Tische, so war er dort gewissermaßen mehr als willkommen; er war „zu Hause", und der Platz, auf dem für ihn gedeckt war, war eben sein Platz; — kam er nicht, so wurde dies kaum bemerkt. — Der Wirth und die Mitglieder des Hausstandes beanspruchten ihrerseits ebenfalls vollständige Freiheit dem Gaste gegenüber und ließen sich durch seine Gegenwart weder in ihren Gesprächen noch in ihren Beschäftigungen oder Vergnügungen stören.

Ich schlief zwei Nächte in Hongkong und begab mich dann wieder an Bord der „Impératrice Eugénie", die am 2. Februar ihre Reise nach Saigun fortsetzte. Die Ausfahrt aus dem Hafen war eine schwierige; aber zwei Stunden, nachdem wir die Anker gelichtet, hatten wir die zahlreichen Sandbänke und kleinen Felseninseln, die den Eingang zu Hongkong versperren, passirt. Der chinesische Lootse, der uns bis dahin begleitet hatte, verließ die Fregatte, und wir dampften nun schnell vorwärts. — Ich sah drei neuangekommene Passagiere an Bord: einen französischen Priester und einen katholischen Siamesen, die nöthigen Falls als Dolmetscher Dienste leisten sollten; — ferner den General de Vassoigne, dem unter dem Oberbefehl des Admirals Charner die Führung der Landungstruppen übertragen worden war. Er hatte soeben den Feldzug im nördlichen China mitgemacht und war bei der Einnahme und Plünderung des Sommerpalastes der chinesischen Kaiser, Yuen-min-yuen, zugegen gewesen. — Die französischen Marineoffiziere, die nicht zu diesem „Feste" geladen worden und die kolossalen Schätze, die dort den Siegern in die Hände gefallen waren, nur vom Hörensagen kannten, bezeichneten die Plünderung des Sommerpalastes als einen barbarischen Act, unwürdig einer civilisirten Nation, dessen England und Frankreich sich zu schämen hätten. Die glücklichen Eroberer, die mit vollen Säckeln aus Peking zurückgekehrt waren, ließen diese bittere Kritik ruhig über sich ergehen;

aber Niemand dachte daran, die Perlen, Goldstücke, Edelsteine und Kunstgegenstände, die das Kriegsglück ihm zugeführt hatte, anders als gegen Baarzahlung in mexicanischen Dollars oder in guten Wechseln auf London und Paris aus den Händen zu geben.

Am 5. Februar tauchte die Küste von Cochinchina aus dem Meere empor, und am 6. Abends ging die „Impératrice Eugénie" in der Nähe des Cap Jacques, fünfzehn Meilen vor dem Eingang des Flusses von Saigun, vor Anker. Die Ueberfahrt war eine sehr stürmische und beschwerliche gewesen. Drei Tage lang hatte es beinahe ununterbrochen geregnet und gestürmt. In Cochinchina fanden wir sonniges, warmes Wetter. Am Tage unserer Ankunft ereignete sich ein Unglücksfall: ein junger Matrose, Träger eines bekannten Namens, Pozzo di Borgo, wurde beim Sondiren von der Leine, an der das Senkblei hing, gepackt, über Bord geworfen und mußte jämmerlich ertrinken.

Am 7., Morgens um acht Uhr, verließen wir das Cap Jacques. Ein französischer Marineoffizier, der sich seit einem Jahre behufs hydrographischer Studien in Cochinchina aufhielt, pilotirte die „Impératrice Eugénie" den Fluß hinauf bis nach Saigun. — Der tiefe und schnelle Strom schlängelt sich inmitten einer weiten und fruchtbaren Ebene zwischen ergiebigen Reisfeldern und dichten Wäldern von Rhizophoreen, Palmen-, Bambus- und Fruchtbäumen dem Meere zu. Die Ufer sind ganz flach und bis an das Wasser mit einer dichten tropischen Vegetation bedeckt. Von Cap Jacques bis nach Saigun zählt man sechzig englische Meilen. Der Fluß ist so schmal, daß man auch ohne Glas erkennen kann, was an den Ufern vorgeht. An einigen Stellen beträgt seine Breite nur fünfhundert Fuß; bei Saigun erreicht sie ungefähr zwölfhundert; dessenungeachtet trägt er Schiffe, die wie die Fregatte, an deren Bord ich mich befand, vierundzwanzig Fuß tief gehen. — Wenn man sich Saigun nähert, so erblickt man zahlreiche Hütten, die gewissermaßen eine Vorstadt bilden, obgleich sie viel zerstreuter liegen, als dies unter ähnlichen Verhältnissen in Europa der Fall ist. Diese Hütten sahen ärmlich aus, aber doch nicht so erbärmlich wie jene, die ich in Aegypten zwischen Alexandrien und Suez erblickt hatte. — Gegen ein Uhr ankerten wir unmittelbar vor dem Quai von Saigun.

* *
*

Saigun ist die Hauptstadt der südlichsten Provinz des Königreichs Annam. — Annam ist ein großes, fruchtbares, dicht bevölkertes Land, und man sollte annehmen, daß die genannte Provinzial-Hauptstadt, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, die Größe und den Reichthum des ganzen Landes repräsentiren müsse. Dem ist aber nicht so. Saigun ist nichts weiter als ein großes, sogar ziemlich erbärmliches Dorf, in dem nicht ein einziges monumentales, öffentliches oder Privatgebäude die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich zieht, und das des reichen Mantels bedarf, mit dem die tropische Flora es von allen Seiten umhüllt, um nicht häßlich und ärmlich zu erscheinen. Früher soll Saigun nahe an zweimalhunderttausend Einwohner gehabt haben; heute findet man dort nicht mehr als dreißig- bis vierzigtausend Eingeborene. Sie bilden einen zwar nicht sehr reinlichen, sonst aber liebenswürdigen Menschenschlag, dessen einfache Sitten und Gebräuche leicht zu beobachten sind.

Die Annamiter von Cochinchina, die sich übrigens wesentlich von denen von Tonking und Annam unterscheiden sollen, sind nicht schön wie die Indier, aber weniger häßlich als die Chinesen. Sie sind klein, zierlich und wohlgebaut und von hellbrauner Farbe. Sie haben schwarzes, glänzendes, schlichtes, dickes und dichtes Kopfhaar. Manchmal, aber nur ausnahmsweise, findet man auch Leute mit braunem Haupthaar unter ihnen. Männer und Frauen lassen das Haar lang wachsen und binden es auf dem Hinterkopfe in einen Knoten zusammen, um den Viele ein farbiges Tuch winden. Der Ausdruck des Gesichts ist dem der Malaien ähnlich; nur sehen die Annamiter lebhafter und freundlicher aus als jene. Die Stirn, obgleich niedrig, ist oft schön gewölbt. Die Augen sind glänzend schwarz, gewöhnlich klein und häufig schief geschlitzt wie die der Chinesen. Im Allgemeinen sind jedoch die Augen der Annamiter, nach unseren Schönheitsbegriffen, ange-

nehmer als die der Chinesen. Eine auffallende Erscheinung ist, daß die Augen einiger Annamiter von Weitem ganz hell, fast weiß, wie die Augen von Blinden aussehen. Wenn man derartige Augen sodann in der Nähe betrachtet, so findet man, daß sie sehr glänzend schwarz und außergewöhnlich rund sind. Die Ohren der Annamiter sind wohlgeformt. Die Backenknochen stehen hervor, jedoch nicht so häßlich wie an den breiten Gesichtern der Malaien. Die Nase ist klein, häufig platt und eingedrückt; die Nasenflügel sind weit geöffnet. Mund und Kinn sind nicht selten von hübscher Form; jedoch wird der untere Theil des Gesichts der Annamiter durch Betelkauen, das die Zähne verdirbt und die Lippen und den Mund schwarzroth färbt, in widerlicher Weise entstellt. Die Frauen haben wohlgeformte Schultern, Brüste und Hüften. Ihre Haut ist von außerordentlicher Feinheit und von etwas hellerer Farbe als die der Männer. Man sagt, daß man im Norden von Annam Frauen antrifft, die mit europäischen Südländern verglichen werden können. Die Hände der Eingeborenen sind klein und schmal, aber häßlich, affenartig hager. Die Füße sind sehr klein und schön. Ueppige Gestalten sieht man beinahe nie. Frauen von zwanzig Jahren sehen oft wie Kinder von vierzehn aus; Frauen über dreißig Jahre sind in der Regel abgemagert und haben sich durch den Gebrauch des Betel dermaßen entstellt, daß sie ekelhaft häßlich sind. Sie tragen ihre Kinder, die gewöhnlich ganz nackt sind, auf der linken oder rechten Hüfte reitend.

Der Anzug der Annamiter ist einfach und für beide Geschlechter derselbe. Er besteht in einem weiten Beinkleid, einer Blouse, die bis über die Hüften reicht, und, je nach der wärmeren oder kälteren Jahreszeit, aus einem oder mehreren Oberkleidern. Leute ärmerer Classe tragen gewöhnlich nur Beinkleid und Blouse, aber diese Kleidungsstücke sind auch bei ihnen nicht selten von Seide.

Im Norden und Süden der Stadt Saigun, in der Richtung von Westen nach Osten, fließen der „Arroyo de l'Avalanche“ und der „Arroyo Chinois“. — Ich gebe hier die französischen Namen, weil dieselben allein in der europäischen Colonie von Saigun gebräuchlich sind. — Es sind zwei schmale, tiefe Flüsse, auf deren grünen, flachen Ufern ein reges Thier- und Pflanzenleben herrscht und deren Gewässer von zahlreichen chinesischen und cochinchinesischen Dschunken und Booten bedeckt sind. Sie ergießen sich beide in einer Entfernung von ungefähr anderthalb englischen Meilen in den Strom von Saigun.

Saigun ist demnach auf drei Seiten von Wasser umgeben. Die Westseite allein ist frei; dort erstreckt sich eine große, baumlose Ebene, die mit unzähligen Grabhügeln ganz dicht bedeckt und von den Franzosen „Plaine des Tombeaux“ genannt worden ist. — In dieser Ebene befanden sich zu meiner Zeit die befestigten Linien, hinter die sich die Annamiter seit der Zerstörung der Citadelle von Saigun, während einer früheren Phase des Krieges, zurückgezogen hatten.

Saigun hat zwei Hauptstraßen: die eine, der Quai, zieht sich längs des großen Stromes hin und ist ungefähr eine englische Meile lang; die andere, „Rue des Bazars“ genannt, läuft mit dem Arroyo Chinois parallel und ist etwas länger als der Quai. In beiden Straßen wohnen fast nur Kaufleute; die meisten sind Chinesen, jedoch findet man auch einige Franzosen, Engländer, Amerikaner und Deutsche. Die Chinesen betreiben jeden möglichen Handel. Sie verkaufen Reis, Opium, seidene und baumwollene Zeuge, Eßwaaren; sie sind Schneider, Schuster, Wäscher ꝛc. — Die französischen Kaufleute beuteten im Jahre 1861 eigentlich nur den Getränkehandel aus und hatten mehrere Cafés errichtet, in denen von Mitgliedern der Garnison Piquet oder Domino mit derselben gewissenhaften Regelmäßigkeit gespielt wurde wie in einem Café einer französischen Provinzialstadt. — Die wenigen englischen, deutschen und amerikanischen Häuser, die im Jahre 1861 in Saigun etablirt waren, trieben hauptsächlich Großhandel in Reis. Der Mittelpunkt des Handels von Südcochinchina mit China befand sich damals jedoch nicht in Saigun, sondern in der „Chinesischen Stadt“, „la Cité Chinoise“, die am Arroyo Chinois, anderthalb Stunden westlich von Saigun, liegt und von fünfzehn- bis zwanzigtausend chinesischen

Colonisten bewohnt ist. Diese waren bis zur Zeit, wo Saigun ganz in französische Hände überging, die einzigen Kaufleute, denen die Stadt ihren Ruf als Handelsemporium verdankte.

Die chinesische Stadt ist zwar kleiner als die cochinchinesische, aber reicher und belebter. Man findet darin Wohngebäude aus Stein und aus Holz, eine bedeutende Anzahl von großen Waarenlagern und mehrere Tempel, unter denen einer an Schönheit und Reinlichkeit alle Tempel übertrifft, welche die Fremden in China gewöhnlich zu sehen bekommen.

Die Annamiter, die eigentlichen Herren des Landes, bilden die wenigst beachtete und beachtenswerthe Classe der Bevölkerung von Saigun. Sie leben in engen Querstraßen zurückgezogen und scheinen auf den Zufall zu warten, um Arbeit und Arbeitslohn zu finden. Die Europäer kamen damals fast gar nicht mit ihnen in Berührung, sondern hatten ausschließlich mit chinesischen und europäischen Kaufleuten und chinesischen Handwerkern und Arbeitern zu thun.

Das Leben in Saigun, wie ich es bald darauf kennen lernte, ist gezwungenermaßen ein regelmäßiges und einfaches. Während der Tageshitze, von neun Uhr Morgens bis fünf Uhr Abends, gehen die Fremden nicht gern aus, da sie sich scheuen, sich der Sonne auszusetzen, so lange dieselbe hoch am Himmel steht. Saigun ist nur während der frühen Morgenstunden und des Abends gegen Sonnenuntergang einigermaßen belebt.

Das Neujahrsfest in Saigun.

Drei Tage nach meiner Ankunft in Saigun konnte ich einem größeren Volksfeste als Zuschauer beiwohnen. Das cochinchinesische Neujahrsfest fiel im Jahre 1861 auf den 10. Februar. Es war sehr warm. Ich lag auf dem Verdeck der Fregatte, mit der ich angekommen war, unter einem schönen großen Sonnensegel und versuchte zu lesen; aber es wollte mir nicht gelingen. Es schwirrte und blitzte mir vor den Augen, und der schwere heiße Tag lag mir wie Blei auf dem Schädel. Bunte, wirre Träumereien zogen mir durch das Hirn und verfolgten mich bis in den unerquicklichen Schlaf, in den ich bald darauf verfiel.

Während dieses Schlafes hörte ich fernes dumpfes Brausen, das näher und näher rückte, immer stärker ward und mich endlich aufweckte. Ich schlug die Augen auf und glaubte noch zu träumen. Der Strom von Saigun war mit großen und kleinen Booten bedeckt, die mit bunten Flaggen von allen Farben und Dimensionen geschmückt waren und in denen sich Tausende von Männern, Weibern und Kindern zusammendrängten. Sämmtliche Boote schienen sich nicht weit von der Fregatte, auf der ich mich befand, Rendezvous gegeben zu haben. Ich bemerkte dort vier lange schmale Barken, die mit den venetianischen Gondeln große Aehnlichkeit hatten, nur daß sie viel schmaler waren als diese. In jedem dieser Fahrzeuge, die so unsicher schienen, daß vier oder fünf Europäer kaum gewagt haben würden, den tiefen, reißenden Strom in einem derselben zu passiren, saßen zwanzig Annamiter. Sie waren bis zu den Hüften nackt und trugen nur ganz kurze seidene Hosen. Jeder von ihnen, mit Ausnahme von zweien, war mit einem leichten, ungefähr vier Fuß langen, breiten Ruder bewaffnet. Im Hintertheil eines jeden Bootes saß ein Mann mit einer kleinen Pauke und ein anderer mit einem „Tamtam“ aus Bambusrohr. Auf ein gegebenes Zeichen wurden die vier Boote in Reih' und Glied gebracht. Die acht Pauken- und Tamtamschläger schlugen gleichzeitig auf ihre Instrumente, die achtzig Ruderer stießen einen kurzen lauten Schrei aus, hoben die Ruder in die Höhe und die Regatta begann.

Während des Rennens wurde dieselbe tactmäßige Ordnung beobachtet: ein Pauken- und Trommelschlag, ein Schrei, ein Ruderschlag. Zu Anfang des Spiels verstrichen immer mehrere Secunden zwischen jedem Schrei und Schlag; aber das Tempo dieser originellen Musik ward immer lebhafter und lebhafter, bis zuletzt die Ruderer mit größtmöglicher Geschwindigkeit arbeiteten, die Paukenschläger ihre Instrumente keinen Augenblick in Ruhe ließen und alle Anwesenden — Zuschauer sowohl wie Ruderer — einen einzigen lauten, langen Schrei erhoben. — Die kleinen Boote flogen mit erstaunlicher Geschwindigkeit über das Wasser und erreichten in kurzer Zeit das weite Ziel des Rennens.

Andere Boote von geringeren Dimensionen, mit zehn und vier Ruderern und zuletzt mit einem einzigen Führer bemannt, folgten ihnen und fesselten meine Aufmerksamkeit während mehrerer Stunden. Die Art und Weise, wie die Eingeborenen die kleinen annamitischen Boote von seltsam geschwungener Form mit großer Geschicklichkeit und Leichtigkeit forttreiben, ist sehr graziös. Der Ruderer steht dabei in dem hoch erhobenen Hintertheil des Bootes und drückt mit der ganzen Schwere seines Körpers auf das tiefer gelegene Ruder. Seine Füße bewegen sich nicht vom Platze, und die Elasticität, mit der er sich wieder emporhebt, nachdem er, tief auf das Ruder gebückt, dem leichten Boote eine starke, schnelle Impulsion gegeben hat, ist wahrhaft erstaunlich.

Als die Sonne tief am Himmel stand, verließ ich das Schiff, um in der Dämmerungsstunde eine kurze Promenade zu machen. Dicht am Landungsplatze befand sich der Markt von Saigun. Die Annamiter hatten dort eine sogenannte amerikanische Schaukel errichtet, ganz so, nur roher gearbeitet, wie man sie auf unseren Jahrmärkten antrifft. In jedem der sechs starken Stühle, aus denen die Schaukel bestand, saßen zwei Personen, Mädchen oder junge Frauen, und an den Armen und Lehnen klammerten sich Gruppen von drei, vier und sechs Kindern. Ein Dutzend kräftiger Annamiter gab der Schaukel eine möglichst schnelle Bewegung. Die leichten, bunten seidenen Gewänder der Weiber flatterten in wilder Unordnung; die Abendsonne glühte auf den nackten Gestalten der jauchzenden Kinder; — und Männer, Frauen und Kinder lachten und schrien um die Wette. Es war ein wildes, lautes und lustiges Schauspiel.

Von dem Markte ging ich mit einigen französischen Offizieren, die ich dort angetroffen hatte, in das Theater, um dem Neujahrs-„Sing-song“ beizuwohnen.

Theater ist ein stolzes Wort für das, was ich sah. — Inmitten einer weiten offenen Halle, deren Dach aus Palmenblättern von dicken Bambusstäben getragen wurde, lag eine grobe Bastmatte von sechs bis acht Fuß Länge und Breite. An jeder Ecke kauerte ein Cochinchinese, eine rauchige, dunkle, röthlich brennende Harzfackel in den Händen. Links saß das Orchester. Es bestand aus einer Querpfeife, einer zweisaitigen Geige, einer Holztrommel und zwei kleinen Pauken. Die Musik war so barbarisch wie nur denkbar, ohne jede Melodie. Die Schauspieler, drei an der Zahl, waren fast ganz nackt und in grotesker Weise bemalt. Sie sprachen zu Ein, Zweien und Dreien, gesticulirten sehr lebhaft und schienen ein episches Gedicht zu recitiren. Die Musik begleitete fortwährend. Von Zeit zu Zeit ward die Rede durch ein wildes, gesungenes oder vielmehr geschrieenes Recitativ unterbrochen. — Das Publikum, das sich rings umher gelagert hatte und die ganze Halle bis in die dunkelsten Winkel ausfüllte, wirkte dabei durch tactmäßiges Händeklatschen und Fußstampfen mit. Alle Eingeborenen schienen übrigens der Vorstellung mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen, und während die Schauspieler sprachen, hörte man keinen Athemzug. Die Zuschauer saßen da in lautloser Stille, mit vorgebeugtem Halse, die glänzenden Augen unverwandt auf die Komödianten gerichtet, die ihre Rollen mit ungeheurem Enthusiasmus spielten. Sie verzerrten die Gesichter, warfen die Arme und Beine wie Hampelmänner und gaben ihren Körpern die allerunnatürlichsten Stellungen. Dabei schrien sie in hohen Fisteltönen und sprangen von einem Ende der Matte zum anderen wie Besessene. Das Ganze hatte etwas Wildes und Phantastisches, das mich aber nicht sehr überraschte, da ich Aehnliches in chinesischen und auch in japanischen Schauspielhäusern bereits gesehen hatte.

* *
*

Die nächsten Tage benutzte ich, um mich etwas in der Stadt umzusehen. Ich befolgte dabei kein besonderes System, sondern ging in Saigun spazieren, wie ich es etwa in Paris thun würde, wenn mir die Stadt noch neu wäre. Aber es gab in Saigun wenig zu sehen, und ich fand nur selten Gelegenheit, stehen zu bleiben, um etwas, das mir gefiel oder auffiel, anzusehen. — Die Häuser der Annamiter sind einstöckig und durch dünne Wände, die nicht bis zum Dach hinaufreichen und sonach die Luft leichter circuliren lassen, in verschiedene Gemächer ge-

theilt. Die meisten Häuser, die ich sah, hatten gar keine Fenster; bei vielen war aber die Vorderwand durchbrochen, wodurch dem Inneren ein schwaches Licht gegeben wurde. Einige Häuser sind aus Stein, mit Ziegeln bedeckt; andere aus Holz mit Ziegeln oder Palmenblättern bedeckt; die ärmlichsten aus Palmenblättern mit einem Dach aus demselben billigen und leichten Material. Das Innere der Hütten ist einfach und wenig einladend. Die Häuser sind weder gepflastert noch gedielt und besitzen gewöhnlich nur drei Räume: eine Küche, eine Art Wohnzimmer und ein Schlafzimmer. Die Betten bestehen aus breiten Bänken, die zwei Fuß über dem Erdboden erhoben und mit groben Bastmatten bedeckt sind. Tische sah ich nicht; die Stühle sind von der plumpsten Art, das Eßgeschirr aus grober Erde steht dem chinesischen sowohl wie dem japanischen weit nach. Zum Essen bedienen sich die Annamiter derselben kleinen Stäbchen wie die Chinesen und Japaner. Arbeitende Annamiter, mit Ausnahme der Fischer und Schiffer, erblickte ich in Saigun nicht. Die dort ansässigen Eingeborenen schienen den ganzen Tag über nichts weiter zu thun zu haben, als Reis zu kochen, diesen zu verzehren und sich nachher in Hängematten zu schaukeln.

Die Franzosen in Saigun.

Die französischen Kriegsschiffe, die vor Saigun lagen, besaßen ein jedes in der Stadt ein Haus, das je nach dem Schiffe, zu dem es gehörte, „Case Impératrice Eugénie“, „Case Laplace“, „Fourbain“, „Renommée ꝛc. getauft war. Diese Wohnungen waren auf das einfachste, ohne Rücksicht auf Comfort oder Anspruch auf Eleganz, möblirt und dazu bestimmt, den Marineoffizieren, im wirklichen Sinne des Wortes, als pied à terre zu dienen. Man konnte dort das Ende eines Regengusses abwarten, Toilette machen, wenn man, ohne an Bord zurückzukehren, in der Stadt diniren wollte, kleine Packete zum Abholen deponiren, Rendezvous geben ꝛc. Die Schlüssel zu den verschiedenen Casen waren gewöhnlich alten cochinchinesischen Weibern anvertraut, die in einem dunklen Hinterstübchen der Hütten zu hausen pflegten. Im Allgemeinen wurden diese Absteigequartiere nur wenig benutzt, denn der Aufenthalt in denselben war kein angenehmer. — Eine einzige „Case“ machte in dieser Beziehung eine Ausnahme: die des Hafencommandanten, Lieutenant zur See de Bréa, eines Sohnes des unglücklichen Obrist de Bréa, der im Jahre 1848 in Paris, während der Junitage, von französischen Insurgenten ermordet worden war. — Bei Herrn de Bréa wurde jeden Tag, nicht nur von früh bis spät, sondern auch von spät bis früh, ohne jede bemerkenswerthe Unterbrechung gespielt. Die einzigen Stunden, wo die Case manchmal leer stand oder wenigstens nicht stark besucht war, waren die heißen Vormittagsstunden, von elf bis drei. Zu jeder anderen beliebigen Zeit des Tages oder der Nacht konnte man sicher sein, in der „Case Bréa“ Gesellschaft, gewöhnlich sogar recht zahlreiche Gesellschaft anzufinden. Weder in London noch in Paris, Petersburg oder Berlin habe ich einen Club kennen gelernt oder von einem solchen sprechen gehört, in dem mit so geringen Unterbrechungen gespielt wurde wie dort. — Dies erklärte sich übrigens durch die eigenthümliche Lage, in der wir uns befanden. Vor Saigun lagen damals einige zwanzig französische Kriegsschiffe vor Anker. Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Offiziere auf denselben Dienst zu thun hatten, aber ihre Zahl war jedenfalls eine sehr bedeutende. Nun hatten aber diese Offiziere während der langen Ruhezeit vor und nach dem Kriege wenig mehr zu thun, als täglich eine bestimmte, nicht sehr große Anzahl von Stunden als Wachthabende auf ihren respectiven Schiffen zuzubringen. Dieser Dienst selbst aber war in dem ruhigen Strom von Saigun, im Centrum der französischen Position, einem barbarischen, wenig zu fürchtenden Feinde gegenüber, vielmehr eine Erholung als eine ermüdende Thätigkeit. Die dienstlichen Obliegenheiten brachten es jedoch mit sich, daß alle vier Stunden einige zwanzig Offiziere auf Wache zogen oder von der Wache zurückkamen. Unter diesen zwanzig jungen Männern fanden sich dann immer ein Dutzend oder mehr, denen es, sei es am Tage, sei es in der Nacht, angenehm war, vor oder nach der Wache einige Stunden in der Gesellschaft von Kameraden beim Commandanten Bréa

zuzubringen. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß ein Offizier gegen Mitternacht mit den Worten vom Spieltisch aufstand: „Ich komme nach meiner Wache zurück,“ — schnell verschwand und nach vier Stunden wieder erschien, um die durch die Wache unterbrochene Partie fortzusetzen.

Ich will nun zunächst bemerken, daß unter den Spielern der allerbeste Ton herrschte. Niemals habe ich in der Case Bréa einem Streit über Karten beigewohnt oder in Saigun von einem solchen gehört. Die Offiziere gewannen oder verloren, wie dies wohlerzogenen Leuten ziemt, das heißt mit anscheinend vollständigem Gleichmuth. Uebrigens war das Spiel, dem sie sich hingaben, um der tödtlichen Langenweile des Garnisonlebens in einer Stadt zu entgehen, die sonst keine Zerstreuungen irgend einer Art bot, nie ein übertrieben hohes, sondern wurde vielmehr vom Wirthe selbst oder von den Aelteren unter den Gästen grundsätzlich innerhalb gewisser bescheidener Grenzen gehalten. Man spielte, um die schwere, lange Zeit todtzuschlagen, und um dies unbehindert von den commandirenden Offizieren thun zu können, war es geboten, aufregende Scenen, große Gewinne oder Verluste, die in der Armee Aufsehen erregt haben würden, zu vermeiden. Die Spielgesellschaft bestand ausschließlich aus jüngeren Offizieren: vom Fähnrich bis zum Lieutenant zur See hinauf. Fregattencapitäne oder Capitäne zur See betheiligten sich nie daran. Die Erklärung des ununterbrochenen Spielens war die Wache; sie war gleichzeitig die einzige Entschuldigung dafür, — und da ein Capitän diese Entschuldigung nicht hätte vorbringen können, so nahm er auch nicht an der Partie Theil.

Die Case Bréa war weit besser gehalten als alle anderen. Es war ein an den Ufern des Flusses gelegenes, luftiges einstöckiges Haus, vor dem sich ein kleiner, von Matrosen und Offizieren sorgfältig gepflegter Garten befand. Die Case bestand aus einem großen Saal, einem kleinen Büreau, einem Schlafzimmer, einer Badestube, einer Küche, einem Bedientenzimmer und aus einer breiten Veranda, welche durch Vorhänge aus Segeltuch, die häufig angefeuchtet wurden, gegen die Sonne und Hitze geschützt war. Alles in der Case war reinlich und ordentlich gehalten. — Der Matrose wirft beim Reinmachen mit dem Wasser eimerweise umher, und diese Methode hat in heißen Ländern fast nur Annehmlichkeiten. — Im Saale war ein kleiner, mit einer reinen Decke versehener Seitentisch, auf dem Getränke und Eis standen; ferner befand sich dort der große viereckige Tisch, um den die Spieler saßen. — Im Schlafzimmer stand ein kleines hartes Feldbett, das nie benutzt zu werden schien. Auf der Veranda waren zwei Hängematten angebracht, in denen der eine oder andere müde Spieler sich von Zeit zu Zeit zurückzog, um sich auszuruhen oder um zu schlafen.

Unter diesen Spielern waren einige Typen, die mir im Gedächtniß geblieben sind: Einer, ein vornehmer junger Mann, aus einer der besten französischen Familien, der nie spielte, ohne einen Fetisch eigenthümlicher Art neben sich auf den Tisch zu legen. Der Talisman bestand aus einem todten Johanniswürmchen, das in einer kleinen, sorgfältig versiegelten Phiole, wie sie in homöopathischen Apotheken gebraucht werden, aufbewahrt wurde. Dieser Fetisch stand in großem Ansehen, und der Besitzer desselben erwies eine Gunst, wenn er einem seiner Freunde, der gerade die Bank hielt, denselben anvertraute. In solchen Fällen pointirte er selbst niemals gegen die Bank, da der Fetisch, wie sein Eigenthümer mit feierlichem Ernst behauptete, seine heilbringende Kraft verloren haben würde, wenn sein eigentlicher Besitzer jemals gewagt haben sollte, gegen den zeitweiligen Inhaber desselben zu spielen.

Ein anderer Spieler brachte immer seinen Hund mit, ein hübsches, ruhiges Thier, das an einem bestimmten Platze zwischen den Hinterbeinen des Stuhls, auf dem sein Herr saß, liegen mußte. Verlor der Herr und wollte der Zufall, daß der Hund dann vielleicht gerade aufgestanden oder abwesend war, so genügte dies als eine Erklärung des erlittenen Verlustes. Der Hund führte den englischen Namen „Sport“, der von einigen Franzosen „Spohr“ ausgesprochen wurde. Diesen Fehler corrigirte der Herr des Hundes mit folgenden stereotypen Phrasen, die ich Gelegenheit hatte, mehrere Dutzend Male zu hören:

„Mein Hund heißt nicht ‚Spohr‘, sondern ‚Sport‘. Wenn ich gewinne, so nenne ich ihn ‚Se porte bien‘, wenn ich verliere ‚Se porte mal‘.“

Diese Redensart war allgemein bekannt, so daß der Eigenthümer des Hundes ebenso häufig Se porte bien oder Se porte mal wie bei seinem eigenen Namen genannt wurde.

Der Commandant Bréa selbst saß immer am Spieltisch, es sei denn, daß er in seinem Büreau zu arbeiten hatte, was aber selten vorkam, oder daß er ruhte. Er schlief wenig und nahm seinen Schlaf in kleinen Dosen von einer bis zwei Stunden. Essen sah ich ihn nie. Ich vermuthe, er nahm seine Mahlzeiten während der heißesten Stunden des Tages ein, wenn die Hitze so schwer war, daß nur wenige enragirte Spieler den Muth hatten, sich aus den verhältnißmäßig kühlen Schiffsräumen an Land zu begeben, um dem Commandanten Gesellschaft zu leisten.

Bréa war ein großer blonder, vornehmer Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem stillen, höchst sympathischen Gesicht, das gleichzeitig freundlich und traurig aussah. Er spielte, ohne die geringste Leidenschaftlichkeit zu zeigen, ebenso ruhig im Gewinn wie im Verlust, niemals übertrieben hoch, aber unermüdlich. Zu beliebigen, verschiedenen Stunden des Tages oder der Nacht pflegte er sich dann und wann zu erheben, die langen Glieder zu recken und, halb seufzend, halb gähnend, mit einem Ausdruck großer Abgespanntheit auf dem Gesichte zu sagen: „Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren! ich werde etwas ruhen.“ Darauf legte er sich sodann in eine der Hängematten nieder, die auf der Veranda angebracht waren. — Ich beobachtete ihn dort einmal und sah ihn, die nackten, mageren Arme unter dem Kopf zusammengeschlagen, das Gesicht ganz still, die Augen weit geöffnet, wohl über eine Stunde lang in den Mond hineinstarren, der voll und schön am Himmel stand. — Ich habe nie in meinem Leben einen zweiten Spieler wie ihn kennen gelernt.

Viele Jahre später traf ich in Paris auf den Boulevards mit einem Marineoffizier zusammen, mit dem ich während der cochinchinesischen Expedition in Saigun zusammen gewesen war. — Wir sprachen von alten Zeiten, und ich erkundigte mich nach gemeinschaftlichen Bekannten.

„Was ist aus Bréa geworden?“

„Todt.“

„Woran ist er gestorben?“

„An einer ununterbrochenen Serie von tausend und einigen Tagen und Nächten Ecarté und Baccarat.“

Der französische Krieg in Cochinchina. Das Lager.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Saigun, am 15. Februar 1861, theilte mir der Lieutenant zur See Senez mit, daß er den Befehl erhalten habe, sich mit seiner Compagnie in das Kriegslager zu begeben, welches die Franzosen in einer Entfernung weniger Meilen von Saigun aufgeschlagen hatten. — Ich war bereit, ihm zu folgen, und machte mich am nächsten Morgen vor Tagesanbruch marschfertig, da mir gesagt worden war, daß wir bald nach vier Uhr aufbrechen würden. Um halb fünf Uhr marschirte ich denn auch neben Senez an der Spitze seiner Compagnie unserem neuen Bestimmungsorte zu. — Der Weg zog sich durch ein uncultivirtes, mit dichtem Wald bedecktes Land, und unser Führer traf während des Marsches umsichtige Vorsichtsmaßregeln, um nicht vom Feinde überfallen zu werden, der sich in unserer unmittelbaren Nähe umhertreiben sollte und sich unter dem Schutze des Waldes leicht an uns heranschleichen konnte. Aber die Annamiter, die während der letzten Jahre gelernt hatten, daß sie sich bei jedem Zusammenstoß mit den Franzosen blutige Köpfe zu holen pflegten, und die wohl noch hier und da verzweifelten Widerstand leisten konnten, aber augenscheinlich zu entmuthigt waren, um irgendwo zur Offensive überzugehen, ließen uns unbehelligt; und so langten wir gegen zehn Uhr, wenn schon leidlich müde — denn die Sonne brannte unbarmherzig — so doch vollzählig und unversehrt im französischen Lager an. Dort wurde der von Senez commandirten Compagnie die Pagode Kai-Mai, die einen der Vorposten der französischen Angriffslinie bildete, als Quartier angewiesen.

Senez, der ein seltenes Talent besaß, sich unter schwierigen Bedingungen gut einzurichten, und der deshalb von seinen Kameraden den Beinamen „le Débrouillard“ erhalten hatte, ließ zunächst den großen leeren Tempel gründlich reinigen und sodann in verschiedene abgesonderte Räume eintheilen. — Bastmatten und Segeltücher leisteten vortreffliche Dienste zur Herstellung spanischer Wände; und bald war der Tempel in Stuben für die Offiziere und in Säle für die Mannschaften eingetheilt, in denen wir uns Alle ganz behaglich fühlten. Mir wurde ein Zimmer angewiesen, in dem mit Hülfe von alten Kisten und Kasten, die man in irgend einer verlassenen annamitischen Hütte gefunden hatte, ein Tisch und ein Stuhl für mich hergerichtet waren, und in dem auch meine Hängematte, mit der unentbehrlichen Moustiquaire versehen, so angebracht war, daß ich eine behagliche und kühle Ruhestätte finden konnte.

In Erwartung der nun nahe bevorstehenden kriegerischen Ereignisse ließ ich mir zunächst angelegen sein, mich einigermaßen zu orientiren. Ich wußte bereits, daß die ganze Invasionsarmee, die Land- und Seemacht zusammengenommen, achttausend Mann stark sei.* Ein gefälliger Offizier zeigte mir auf einer leidlich guten Karte das Feld, auf dem der Kampf geführt werden sollte. Ich fand mich unter seiner Leitung leicht darauf zurecht, verzichte aber auf den Versuch, hier ein Bild des Kampfplatzes zu geben, da ich mich zu dem Zweck auf lange und wenig interessante Auseinandersetzungen einlassen müßte, um dem Leser zu ermöglichen, sich in den unbekannten Ortschaften mit den befremdlichen barbarischen Namen auch nur einigermaßen zurechtzufinden. Ich begnüge mich, zu erwähnen, daß das annamitische Heer in und vor Ki-oa stand, einer Citadelle, die nach asiatischen Begriffen geradezu uneinnehmbar, aber zum Unglück der Annamiter nicht darauf eingerichtet war, gleichzeitig von der Wasser- und Landseite aus mit weittragenden Geschützen und Geschossen angegriffen zu werden.

Die französische Flotte bildete lange Schlachtlinien auf dem Flusse von Saigun und den bereits genannten Arrayo de l'Avalanche und Arrayo Chinois; die Landarmee bedrohte Ki-oa von drei Stellungen aus, welche die Namen „Camp des Lettrés“ (Das Lager der Mandarine), „Ouvrages neufs“ (Die neuen Festungswerke) und „Camp des Pagodes“ führten. Im Camp des Lettrés und in den Ouvrages neufs lagen die Marineinfanterie, Jäger, Artilleristen und das kleine Corps von zweihundert Spaniern, welches sich unter der Leitung des Oberst Palanca der französischen Expedition angeschlossen hatte; die Matrosen (Marins fusiliers) hatten das „Camp des Pagodes“ besetzt, das aus vier Tempeln bestand. In einem derselben, der Pagode Kai-Mai, lag, wie bereits gesagt, die zweihundertdreißig Mann starke Compagnie Senez, der ich mich angeschlossen hatte.

Der Angriff auf Ki-oa sollte erst gegen Ende des Monats stattfinden. Ich hatte demnach Zeit, mir das ganze Kriegslager anzusehen. Dies wurde mir um so leichter gemacht, als ich allerorten von den commandirenden Offizieren mit großer Freundlichkeit aufgenommen wurde. — Im Camp des Lettrés und in den Ouvrages neufs herrschte ein reguläres Feldlagerleben. Die Garnison, aus alten Soldaten bestehend, die in Afrika und in der Krim, in Italien und China eine harte Lehrzeit durchgemacht hatten, verrichtete

* Die Expeditionsarmee bestand nach den officiellen Angaben aus:

a. Landarmee:

1800	Mann	Infanterie de Marine.
1000	„	Marins fusiliers.
600	„	Chasseurs.
200	„	Artilleristen.
100	„	Sappeurs.
100	„	Eingeborene.
70	„	Reiter.
200	„	Spanier.
4070	Mann.	

b. Marine:

10	große Transportschiffe	mit	1500	Mann
2	Fregatten	mit	1000	„
4	Corvetten	mit	600	„
4	Kanonièren	mit	400	„
7	Dampfschaluppen	mit	175	„
12	Avisos	mit	250	„
			3925	Mann.

Total: 7995 Mann.

ihren Dienst ruhig und regelmäßig und verstand es, sich denselben so leicht wie möglich zu machen. Die Schildwachen traten nur selten aus dem Schatten der Bäume und Häuser und durchschritten, wenn sie abgelöst wurden, eiligen Schrittes die den brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzten offenen Wege. Die anderen Soldaten, von verständigen Offizieren jeder unnützen oder beschwerlichen Arbeit überhoben, verrichteten ihren leichten Dienst während der kühlen frühen Morgenstunden oder nach Sonnenuntergang und ruhten während des ganzen Tages. Der Gesundheitszustand dieser Truppen war ein höchst befriedigender, und die alten Soldaten lächelten, wenn sie von dem „mörderischen Klima" von Cochinchina sprechen hörten, und sagten mit dem sicheren Selbstbewußtsein in Miene und Geberde, welches damals den französischen Soldaten charakterisirte: „Nous en avons vu bien d'autres!"

Im Camp des Pagodes sah es ganz anders aus. — Während die Infanterie gute Lager, zu ihrem Empfang bereit, vorgefunden hatte, war den Matrosen im Camp des Pagodes nichts geboten worden als eine gewisse Anzahl schmutziger, feuchter Tempel und Häuser. Alles, was zum Leben und Wohnen in einem feindlichen Lande nöthig ist, hatte von den dort Einquartierten erst eingerichtet werden müssen. — Die besten Matrosen sind trotz der verwegenen Tapferkeit, welche die meisten von ihnen charakterisirt, nicht immer gute Soldaten. Wenn es sich darum handelt, zu marschiren oder den gewöhnlichen Lagerdienst zu verrichten, so bleiben sie häufig selbst hinter mittelguten Linientruppen zurück. — Sie sind daran gewöhnt, jede Arbeit mit größter Energie anzugreifen und mit einem bedeutenden, oft ganz unnützen Kraftaufwand zu verrichten. Außerdem bringt es ihre Lebensweise mit sich, daß sie jede nicht ganz augenscheinliche Gefahr verachten. Es ist vollständig unnütz, einem Matrosen Vorsicht zu predigen. Er betrachtet die sichtbare oder handgreifliche große Gefahr allein als einen seiner würdigen Gegner, und er hat nicht das geringste Verständniß für allgemeine Gesundheitsregeln, für den Rath z. B., sich in einem heißen und ungesunden Lande gegen Regenschauer und Sonnenstrahlen zu schützen. — Solche Anschauungen erwiesen sich nun aber in Cochinchina sehr bald als äußerst verderblich. — Die Matrosen hatten kaum ihre Schiffe verlassen und von dem Camp des Pagodes Besitz genommen, als auch schon viele von ihnen, an bösartigen Fiebern und Dysenterie leidend, von allen Dienstleistungen dispensirt werden mußten. Die Offiziere überwachten ihre Leute auf Schritt und Tritt. Ein Tagesbefehl wurde erlassen, wonach jeder nicht wachthabende Matrose sich von zehn bis drei Uhr ruhig in seinem Quartier zu verhalten hatte. Aber auch dies nützte nur wenig, und täglich wurden neue Kranke aus dem Lager nach dem Hospital geschafft. Von tausend Marins fusiliers, die gelandet worden waren, fand der Admiral Charner, als er die französische Armee gegen den Feind führen wollte, nur noch siebenhundert streitbare Männer vor. Auch diese hatten sich durch das drohende Beispiel, das sie täglich vor Augen hatten, nicht einschüchtern lassen und führten ein beschwerliches, ermüdendes, aber sorgloses und fast heiteres Leben.

Des Morgens von sechs bis neun Uhr wurde exercirt. Während derselben Zeit begab sich eine Abtheilung von sechs Mann aus jeder Compagnie auf den in der benachbarten Cité Chinoise belegenen Markt. Dort ging es etwas wild zu, so wild, daß die chinesischen Händler nach kurzer Zeit verschwanden und die Franzosen weite und nicht immer ungefährliche Excursionen zu machen hatten, um sich einiges Geflügel und Gemüse, das sie bis dahin reichlich vorgefunden hatten, zu verschaffen. — Von neun bis drei Uhr herrschte Todtenstille im Lager. Alles sollte dann auf Befehl ruhen. — Ich unternahm es einige Male, um diese Zeit eine Runde zu machen: die Matrosen lagen halbnackt auf ihren Matten ausgestreckt und schliefen oder versuchten zu schlafen; die Offiziere, in möglichst leichten Costümen, häufig mehr als halbnackt, schaukelten sich in annamitischen Hängematten und lasen Romane oder gähnten und schliefen. — Von drei bis sechs Uhr wurden wieder militärische Uebungen vorgenommen. Gewöhnlich war es um diese Zeit noch sehr heiß, und die armen Soldaten, die mit Sack und Pack und in schweren Kleidern drei Stunden

lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen waren, kehrten fast immer sehr ermattet und niedergeschlagen nach ihren Quartieren zurück. Mancher legte sich dann erschöpft zur Ruhe und stand am nächsten Tage auf der Krankenliste. Die Anderen gingen nach einem der zahlreichen Brunnen, die man in der Nähe des Lagers fand, und leisteten sich dort gegenseitig den Dienst, sich einige Kübel lauwarmen Wassers über den Körper zu schütten. Das ganze Lager glich um diese Zeit einer großen Badeanstalt, und auf allen Wegen, die zu den Quartieren oder Brunnen führten, sah man nackte Gestalten. Ich bin überzeugt, daß eine beliebige Anzahl civilisirter Europäer, die in Cochinchina eine Zeit lang ihrem Schicksal überlassen wären, sich in ihrer Kleidung sehr rasch dem Geschmack und den Gewohnheiten der Eingeborenen nähern würden. Als ein Factum kann ich verbürgen, daß man sich in dem Camp des Pagodes ganz ungenirt und unbeachtet in einem Zustande bewegte, der einem in Berlin, Paris oder London die öffentliche Moral überwachenden Constabler ein leicht zu rechtfertigendes Entsetzen eingeflößt haben würde. — Um sieben Uhr wurde gegessen, und um acht Uhr war Jedermann mit Ausnahme der dienstthuenden Soldaten frei.

Manch schönen ruhigen Abend habe ich im Camp des Pagodes verlebt. Der alte Tempel, in dem wir uns dann zu versammeln pflegten, lag in einem Dickicht von hohen schlanken Palmen, deren grüne Wipfel zu dem mit großen, leuchtenden Sternen besäeten Nachthimmel emporragten. Ueberall herrschte tiefe Ruhe, die jede halbe Stunde durch ein fernes Rufen unterbrochen wurde, das näher und näher rückte, bis die Schildwachen der Pagode selbst ihr lautes: „Sentinelle, prenez garde à vous!“ hören ließen. — Der Schrei, der daran mahnte, daß es doch gefährlich werden könnte, sich friedlichen Gedanken und Beschäftigungen ganz und gar hinzugeben, zog dann weiter, und es dauerte immer einige Minuten, bis er an den äußersten Vorposten zum letzten Mal ausgestoßen wurde und dann verhallte.

Eines Abends, als wir ruhig versammelt saßen, entstand plötzlich ein wilder Tumult: „Aux armes! der Feind ist im Lager!“ — Alles stürzte fort, und in wenigen Secunden war der Tempel leer. Bald darauf standen Offiziere und Mannschaften kampfbereit auf ihren Posten. Es verlautete, daß eine vereinzelte Schildwache überfallen und erschlagen worden sei. Der Commandant schickte mehrere Patrouillen aus, aber alles Suchen blieb erfolglos. Ein unglücklicher chinesischer Kuli, der das „Wer da?“ der Schildwache nicht verstanden und folglich nicht beantwortet hatte, wurde niedergeschossen; aber die Annamiter, die es gewagt hatten, sich durch die französischen Linien zu schleichen und im Lager selbst einen ihrer Feinde zu tödten, waren spurlos verschwunden.

Am 23. Februar wurde mir vertraulich mitgetheilt, daß man am nächsten Morgen zum Angriff der befestigten Positionen der Annamiter vorgehen würde. Wie diese Positionen eigentlich beschaffen seien, wußte man nicht genau; auch kannte man nur annähernd die Stärke der feindlichen Armee. Aber das kümmerte augenscheinlich Niemand. Man sagte sich, daß ein Haufen gut bewaffneter Franzosen, denen im schlimmsten Falle eine breite Rückzugslinie nach den sicheren französischen Schiffen offen blieb, sich vor keiner annamitischen Armee, wie zahlreich dieselbe auch sein möge, zu fürchten habe. — Die Truppenabtheilungen, welche Admiral Charner zum Recognosciren ausgesandt hatte, waren unverrichteter Sache von ihrer Expedition zurückgekehrt oder hatten im günstigsten Falle nur Unerhebliches gesehen und erfahren. Nach den eingegangenen Berichten wußte man, daß die Festung Ki-oa den Mittelpunkt der feindlichen Stellungen bildete und daß einige Kilometer von dieser Citadelle mehrere detachirte Forts lagen, in denen es von Annamitern wimmelte. Es hatte demnach den Anschein, daß der Kampf zunächst in diesen vorgeschobenen Positionen aufgenommen werden sollte. — Auf diese unvollkommenen Informationen hin mußte der französische Befehlshaber seinen Angriffsplan basiren. Einer disciplinirten Armee gegenüber hätte man dies vielleicht als eine große Unvorsichtigkeit bezeichnen können; den schlecht bewaffneten, halbwilden annamitischen Soldaten aber durfte man schon wagen, aufs

Gerathewohl gewissermaßen, entgegenzugehen.

Ich traf am Vorabend der Schlacht mit dem Admiral Charner zusammen. Er begrüßte mich freundlich und gestattete mir bereitwillig, mich am nächsten Tage seinem Generalstabe anzuschließen. Ich war auf diese Weise sicher, der ganzen Action von einem Platze aus beiwohnen zu können, der mir eine gute Uebersicht des Schlachtfeldes gewähren würde.

Als ich, nachdem diese Verabredung getroffen, wieder allein war, wurde mir doch etwas sonderbar und feierlich zu Muthe. Zwar wußte ich, daß ich selbst wohl schwerlich einer großen Gefahr ausgesetzt sein würde; aber ein Kampf, in dem Menschenblut fließen soll, ist immer eine ernste Sache, und ich nahm dieselbe nicht leicht. Ich nahm sie auch nicht übertrieben schwer. Es fiel mir nicht ein, irgend welche Maßregeln zu treffen, als ob der morgende Tag mein letzter sein könnte. Ich dachte überhaupt an jenem Abend im französischen Lager nur wenig an mich, sondern hauptsächlich daran, daß ich morgen einem jener furchtbaren Schauspiele beiwohnen werde, die seit Jahrtausenden auf dieser Erde aufgeführt werden und in dem Kalender der Weltgeschichte als rothangestrichene Daten dastehen.

Der Sturm von Ki-oa am 24. und 25. Februar 1861.

Es ist fünf Uhr. Die Morgendämmerung liegt schwül und feucht auf dem weiten Todtenacker, der sich zwischen Kai-Mai und den cochinchinesischen Festungswerken unübersehbar dahinerstreckt. Noch ruht die Natur, aber die Menschen sind bereits thätig, das Werk des Tages vorzubereiten.

Auf der Straße, die von der Chinesischen Stadt nach Kai-Mai führt, bewegt sich schlangenartig eine große dunkle Masse. Sie nähert sich langsam und geräuschlos und hat jetzt das Lager der Tempel erreicht. Dort macht sie Halt.

Da flammt aus dem rothen Osten der erste Sonnenstrahl wie ein Blitz über die stumme Ebene, und Alles erwacht dort zu lautem Leben. Tausende von buntgefiederten Vögeln begrüßen das Licht mit lautem Geschrei, Affen schaukeln sich auf den grünen Aesten der weitverzweigten Banianen und auf den starken langen Blättern der schlanken Palmen; und plumpe, kolossale Büffel erheben sich langsam und schwer aus dem feuchten Grase und nähern sich dem tiefen ruhigen Fluß, um dort ihr Morgenbad zu nehmen.

In der dunklen Masse, auf die mein Augenmerk gerichtet ist, werden flatternde Fahnen und rothe, blaue und weiße Uniformen sichtbar, und an der Spitze zeigt sich nun der alte Admiral Charner, der Oberbefehlshaber der französischen Armee in Cochinchina. Er ist ernst und feierlich. Er blickt besorgt und wohlwollend zugleich auf die jungen Truppen, die salutirend vor ihm vorbeimarschiren.

Zuerst defiliren die kleinen, schnellfüßigen Jäger von Vincennes. Der schwere Tornister, der ihnen den ganzen Rücken bedeckt, und die Büchse, die sie mit nachlässiger Sicherheit tragen, scheinen die Freiheit ihrer Bewegungen kaum zu hindern. Ihr Schritt, der dem raschen Tempo eines lustig rufenden Hornes folgt, ist sicher und elastisch, und es kommt mir vor, als heitere sich das Gesicht des Admirals bei ihrem Anblick auf.

Die Jäger sind in der Ebene, aber man sieht sie dort nur einen Augenblick, dann sind sie wie verschwunden. Jeder der unzähligen Hügel, mit denen „la Plaine des Tombeaux“ bedeckt ist, ist von ihnen benutzt worden, um sich dem Feinde in möglichst geschützter Stellung zu nähern.

Der Lieutenant zur See Jaurès, der Adjutant des Admirals, der den Jägern gefolgt ist, kommt jetzt zurückgesprengt und berichtet, daß sich die Tirailleurs den feindlichen Linien bis auf tausend Schritt genähert haben. Der Weg bis dahin ist frei.

Der Admiral, von seiner Stabswache, fünfzig berittenen Manilla-Tagals, gefolgt, setzt sich in Bewegung, nachdem der Befehl zum allgemeinen Vorrücken gegeben worden ist, und bald befindet sich die französische Armee in der Ebene, wo sie eine lange, dünne, ununterbrochene Linie bildet, die sich den cochinchinesischen Festungswerken parallel dahinzieht.

Auf dem rechten Flügel befehligt der Oberst Palanca die spanische Colonne von zweihundert Mann. Es sind darunter einige hagere, sonnenverbrannte Spanier,

die schon seit langen Jahren Kriegsdienste in den Colonien gethan haben; aber der größte Theil der kleinen Truppe der Alliirten besteht aus Malaien: zuverlässigen, tapferen Soldaten, wenn sie neben europäischen Truppen fechten, aber blutdürstigen, plündernden Wilden, die dem Feinde gegenüber jede Grausamkeit für erlaubt halten. — Als das Signal zum Sturm geblasen wird und Palanca befiehlt, das Gepäck niederzulegen, ziehen sich die Tagals auch die Stiefel aus, um schneller laufen zu können.

Den linken Flügel der Armee bilden sieben Compagnien Marins fusiliers vom Capitän zur See Herrn de Lapelin commandirt; das Centrum, tausend Marine-Infanteristen, steht unter Colonel Fabre.

Vor der Schlachtlinie, die nur wenige Mann tief ist, halten auf dem rechten Flügel zweihundert Pioniere, auf dem linken hundert „Abordeurs“ unter Pallu und im Centrum zweihundert Artilleristen. Rechts und links schwärmen die Tirailleure, angewiesen, im Nothfall auch den Rückzug zu decken. Der General de Vassoigne führt den Angriff nach den Instructionen, die er vom Admiral Charner Tags zuvor erhalten hat.

Um sieben Uhr Morgens eröffnet die Artillerie das Feuer. Die Annamiter antworten darauf und zeigen sich besser gerüstet, als man erwartet hatte. Ihre Kugeln treffen gut, und die Franzosen erleiden einige empfindliche Verluste. Der General de Vassoigne ist einer der Ersten, der kampfunfähig gemacht wird; eine Kugel zerschmettert ihm den rechten Arm und nöthigt ihn, das Schlachtfeld zu verlassen. Ihm folgt bald darauf der spanische Oberst Palanca, der eine Schußwunde in das Bein erhalten hat und von seinen Tagals vom Pferde gehoben und auf einer Tragbahre hinter die Front getragen wird. Ich begegne ihm, als er das Feld verläßt. Er dreht sich eine Cigarette und macht seinem Aerger über den ihm zugestoßenen Unfall durch eine erstaunliche Anzahl von Variationen des populären spanischen Fluches Luft.

Da schweigen plötzlich die französischen Kanonen, und mehrere Minuten lang wird es unheimlich still auf unserer Seite. Aus den Forts fallen noch einige Schüsse, aber auch diese werden seltener, und bald wird es auch auf der feindlichen Seite ruhig. Jetzt erschallt von verschiedenen Seiten Trompetenruf, und gleichzeitig erkenne ich durch ein gutes Fernglas, wie sich die Ebene überall belebt. Auf vielen Punkten werden Soldaten sichtbar, die in kleinen Gruppen, hier und da sogar vereinzelt, vordringen. Sie verschwinden hinter Bäumen und Hügeln, tauchen an unerwarteten Stellen wieder auf, und schneller, als ich es für möglich gehalten hätte, erblicke ich sie am Fuße des hohen Walles, von dem aus vor einer halben Stunde auf sie gefeuert worden war. — Hinter diesem Wall ist Alles still geworden. Man fürchtet eine Ueberraschung. Aber schon sind Sturmleitern angelegt und erklommen, und französische Soldaten stehen, Fahnen und Tücher schwenkend, auf den annamitischen Festungswerken. — Vor ihnen erstreckte sich ein weites Feld. Auf demselben lagen Leichen getödteter Gegner und fortgeworfene Waffen, und standen einige verlassene Geschütze. Die lebenden Feinde aber waren verschwunden; sie hatten die Flucht ergriffen, bald nachdem von den Franzosen das Signal zum Sturm gegeben worden war. Weit in der Ferne sah man die fliehenden Haufen hinter den Bäumen verschwinden, da, wo die Citadelle von Ki-oa liegt.

Der Admiral ließ seine ermüdeten Truppen auf dem Schlachtfelde ruhen. Um sechs Uhr wurde das improvisirte Lager wieder abgebrochen, und die Armee näherte sich nach zweistündigem Marsche der Citadelle von Ki-oa bis auf ungefähr eine halbe deutsche Meile. Dort wurde von Neuem campirt und der folgende Morgen erwartet.

So endigte der erste Tag von Ki-oa. Die Franzosen begruben achtzehn Todte und schickten sechzig Verwundete in das Hospital Schun-kuang.

* *
*

Ein schwüler Abend war dem heißen Tage vom 24. Februar gefolgt; dunkle schwere Gewitterwolken hatten sich über die Ebene gelagert, auf der die Zelte der französischen Armee ausgebreitet standen.

Achtzehn Todte und sechzig Verwundete! Es sind nur kleine Zahlen, wenn die Zeitungen sie mit der Nachricht eines Sieges

bringen, und des Lesers Auge gleitet gleichgültig darüber hinweg. Aber achtzehn Todte und sechzig Verwundete sind tiefer Schmerz und nagende Unruhe für viele Hunderte.

Da liegt ein junger Offizier von neunzehn oder höchstens zwanzig Jahren, den ich heute früh noch in voller Jugendkraft und Lebensfülle gesehen habe. Eine Kugel ist ihm in die Brust gedrungen und hat ihn tödtlich verletzt. Er athmet mit großer Mühe, und sein brechendes Auge wird sich noch in dieser Nacht für immer schließen. Mehrere Offiziere und Matrosen stehen um sein Lager; ein junger Mensch kniet am oberen Ende desselben und hat sein Antlitz auf die matt herabhängende Hand des Verwundeten gelegt. Man flüstert mir zu, der Knieende sei der ältere Bruder des Sterbenden. — Ich ziehe mich auf den Fußspitzen zurück. — Feierliche Stille herrscht rings umher im Lager. Die meisten Soldaten, von den Anstrengungen des Tages ermattet, ruhen neben ihren Waffen. Diejenigen, die noch nicht schlafen, schauen in tiefe Gedanken versunken vor sich hin oder pflegen gedämpfter Stimme einer ernsten Unterhaltung.

Die Gewitterwolken haben sich verzogen, und die großen Sterne, die in unvergleichlicher Pracht am Nachthimmel prangen, ergießen ihr Licht über die stille Ebene. Jetzt wird es kühler. Dicke Thautropfen bedecken jedes Gräschen. Die Sterne werden bleicher und bleicher und verschwinden. — Es graut im Osten; die Nacht ist dem neuen Tage gewichen!

Um fünf Uhr Morgens wurde wieder zum Abmarsch geblasen, und gegen sieben Uhr bereits hatte die Expeditionsarmee das Gehölz passirt, welches Ki-oa bis dahin vor unseren Augen verborgen hatte. Sobald die Franzosen sich dem Feinde zeigten, wurden sie mit einem heftigen Feuer begrüßt, auf das die französische Artillerie bald darauf lebhaft antwortete. Zwei Stunden ungefähr dauerte die Kanonade ununterbrochen fort. Während dieser Zeit hatte sich die französische Armee zum Angriff und Sturm bereit gemacht. Die Marins fusiliers, von der spanischen Colonne und der Compagnie der Abordeurs unterstützt, sollten die Südseite von Ki-oa angreifen, während dann die Marine-Infanterie mit Hülfe der Pioniere von der Westseite aus in das Fort zu dringen versuchen sollte.

Es war der französischen Artillerie noch nicht gelungen, die Wälle der Citadelle erheblich zu beschädigen; aber die Sonne stieg höher und höher, und jeder fernere Zeitverlust machte das Werk des Tages zu einem heißeren, schwierigeren und gefährlicheren. Das Signal zum Sturm wurde gegeben. Die Soldaten drangen mit großem Elan vorwärts, und trotz der bedeutenden Schwierigkeiten des Terrains, in dem sich Tausende von verborgenen Fallen, sogenannte „Wolfslöcher", befanden, hatten sie sich bald den Mauern der Festung genähert und dieselben erklommen. Dieser erste Erfolg sollte jedoch kein vollkommener sein. Hinter der gewonnenen Stellung erblickten die Marins fusiliers einen weiten öden Vorhof, der noch durch einen zweiten hohen und anscheinend stark befestigten Wall von der eigentlichen Citadelle getrennt war. — Und nun erst begann der wirkliche Kampf.

Die Franzosen waren in wilder Unordnung in den Vorhof gedrungen; diejenigen, die am schnellsten laufen konnten, waren dort zuerst angelangt. Sie wurden von einem mörderischen Feuer empfangen, und nirgends war ein Hügel oder irgend ein Gegenstand zu entdecken, der ihnen Schutz hätte bieten können. Hinter ihnen befand sich der Wall, über den sie soeben eingedrungen waren, und vor ihnen erhoben sich niedrige, dichte Bambushecken, erstreckten sich tiefe, weite Gräben und befanden sich zahllose Wolfslöcher, die ein rasches Vordringen zu einer absoluten Unmöglichkeit machten. Am äußersten Ende des gefährlichen Hofes endlich, doch nur wenige hundert Schritte von ihnen entfernt, drohte die große Mauer von Ki-oa, welche die feindliche wohlbewaffnete Armee schützte und barg.

Die Offiziere bahnen sich langsam einen Weg durch die stechenden Hecken, tiefen Gräben und Wolfslöcher; mehrere fallen schwer, fallen tödtlich verwundet, darunter der junge Laregnère, der Lieutenant der Compagnie Senez, neben dem ich während unseres Aufenthaltes in der Pagode Kai-Mai einquartiert gewesen war und der mir noch vor wenigen Tagen mit dem Vertrauen der Jugend viel von seinen

Hoffnungen und hochfliegenden Plänen erzählt hatte.

Endlich gelingt es dem Lieutenant zur See Jaurès mit ungefähr dreihundert Mann, den Fuß der Festungsmauer zu erreichen; und bald darauf klettern seine zu solchem Werke besonders gut geeigneten Leute den steilen Wall in die Höhe. Die Annamiter vertheidigen sich tapfer und versuchen es mit ihren langen Lanzen, die Stürmenden am weiteren Vordringen zu hindern. Es ist ein vergeblicher Versuch. — Jetzt stehen zwanzig und gleich darauf einige hundert Franzosen auf dem Wall und springen von dort in das Innere der Citadelle, die wenigen Annamiter, die nicht bereits entflohen waren, im Handgemenge tödtend oder vor sich her treibend.

Einen Augenblick glaubten die Franzosen, dem Feinde den Rückzug abschneiden zu können, denn sie sahen die Marine-Infanterie, die von der Westseite in das Fort gedrungen war, den Fliehenden entgegeneilen; aber diese verließen beim Anblick des neuen Feindes den eingeschlagenen Weg und warfen sich auf eine breite Straße, die nach dem freien Nordthor führte, durch das sie verschwanden, bevor die gänzlich ermatteten und zu raschem Verfolgen untüchtig gewordenen Franzosen sie hätten erreichen können. Man schoß jedoch noch viele, vielleicht ein hundert von ihnen, nieder. Ihre Leichen wurden am nächsten Tage in- und außerhalb der Festung, in der unmittelbaren Nähe des Thores gefunden.

Der Anblick der siegreichen Truppen, die sich nun rasch um ihre Führer scharten, ist mir unvergeßlich geblieben. Hunderten von ihnen hingen die Kleider, die sie in den Bambushecken zerrissen hatten, in Fetzen um den Leib; einige konnten sich vor Ermattung kaum noch aufrecht erhalten, die meisten, mit erhitzten rothen Gesichtern, sahen wie Fieberkranke aus. Aber die Sonne brannte auch unbarmherzig, und der Tag war ein beschwerlicher und blutiger gewesen. Von den achtzehnhundert Mann, die Admiral Charner in das Feuer geführt hatte, waren über zweihundert getödtet und verwundet worden.

* * *

Nach der Erstürmung des Forts von Ki-oa blieb ich fast noch drei Wochen bei der französischen Expeditionsarmee. Es war dies eine höchst ermüdende und nicht sehr interessante Zeit, aus der mir heute nur noch wenig erinnerlich ist. Ein Tag glich dem anderen in dem primitiven Soldatenleben, welches wir führten, und das in demjenigen Theil von Cochinchina, in dem ich mich befand, durch kein Gefecht mehr unterbrochen wurde. Wir verließen gewöhnlich vor Sonnenaufgang die erbärmlichen Quartiere, in denen wir die Nacht zugebracht hatten, marschirten bis gegen zehn Uhr, rasteten während der Tageshitze an möglichst schattenreichen Orten und setzten uns gegen vier Uhr wieder in Bewegung, um mit der Dunkelheit neue und regelmäßig elende Quartiere zu erreichen. Unsere Wege führten über sonnverbrannte Ebenen, durch dichte tropische Wälder, auf schlecht erhaltenen Straßen nach verödeten, ärmlichen Ortschaften und nach verlassenen Forts. In den meisten der letzteren wurden Reisvorräthe, in einem für einige tausend Thaler Silber, vorgefunden, das vom Admiral Charner unter die Truppen, die darauf Anspruch zu machen hatten, vertheilt wurde. Es kamen auf jeden Mann nur wenige Franken, und es fehlte bei der Gelegenheit nicht an bitteren Vergleichen zwischen dem Loose des französischen Soldaten in Cochinchina und dem unerhörten Glück seines Waffenbruders in China, wo die Eroberung des kaiserlichen Sommerpalastes von Yuen-min-yuen manchen armen Soldaten wohlhabend, manchen glücklichen Offizier zum reichen Mann gemacht haben sollte.

Die Annamiter waren nirgends und nie mehr zu erblicken, obgleich wir täglich Beweise hatten, daß sie sich in unserer unmittelbaren Nähe aufhielten. In den Forts und auch in den verlassenen Dörfern fanden wir zu verschiedenen Malen frische Leichen von Hingerichteten. Die cochinchinesischen Ueberläufer, von denen sich eine kleine Anzahl im französischen Heere befand, um als Führer benutzt zu werden, behaupteten, die Getödteten seien annamitische Christen gewesen, die man aus Rache oder um dem nahenden christlichen Feinde Hohn zu sprechen, kurz vor der Ankunft der Franzosen enthauptet habe.

Wohin die Henker geflohen seien, darüber konnten die Führer nichts berichten, und davon hatten auch die französischen Offiziere nur höchst unklare Ideen. Die wahrscheinlichste Vermuthung war, daß man nur noch kleine Truppenkörper vor sich habe, weit leichtfüßiger als die mit ihrem Gepäck langsam vorschreitenden Franzosen, denen es nicht schwer fiel, eine erhebliche Entfernung zwischen sich und den nahenden Feind zu legen, nachdem sie ihn in der Ferne erspäht hatten. — Trotzdem wurde mit den Märschen und Contremärschen in der Umgegend von Saigun schließlich das erreicht, wonach man französischerseits gestrebt hatte: alle wichtigen Punkte wurden nach und nach besetzt und somit die ganze Provinz den Franzosen unterwürfig gemacht.

Um diese Zeit hatten übrigens in anderen Theilen von Cochinchina noch Kämpfe stattgefunden, die zwar nicht so erhebliche Opfer wie die Einnahme der Forts von Ki-oa erheischt, aber doch Blut gekostet hatten. — Die Städte Mytho und Bienhoa waren von den Franzosen genommen worden.

Der König von Annam, nun auch in seinen nördlichen Besitzungen bedroht und für seine persönliche Sicherheit fürchtend, falls er sich nicht bei Zeiten mit dem siegreichen Feinde verständigen sollte, gab seinen Willen zu erkennen, mit den Franzosen in friedliche Unterhandlungen zu treten.

Es war nicht anzunehmen, daß sich mir noch eine Gelegenheit darbieten würde, im französischen Lager Neues und Interessantes zu sehen. — Senez that, was in seinen Kräften stand, um mir das Leben leicht und angenehm zu machen; aber er konnte mir die langen, ermüdenden Märsche nicht ersparen, und es stand nicht in seiner Macht, mir erfrischende, kräftige Speisen und ein kühles Nachtlager zu verschaffen. Meine Gesundheit hatte etwas gelitten, mein Gemüthszustand ließ ebenfalls Manches zu wünschen übrig. — Wenn man Wochen lang nichts Erfreuliches und Erfrischendes sieht und dagegen tagtäglich mit dem Anblick verödeter und verwüsteter Ortschaften, niedergebrannter Ernten und frischer oder verwesender Leichen tractirt wird, so hält es schwer, guten Muths zu bleiben, besonders wenn man kein eigentliches Interesse zu der Sache hat, welche die Ursache so großen Jammers ist. Ich fühlte mich matt und traurig und mußte fürchten, wenn ich mir nicht rechtzeitig Ruhe und Pflege angedeihen ließ, das Schicksal von Hunderten von Soldaten zu theilen, die in den Hospitälern in und um Saigun an langwierigen und bösartigen klimatischen Krankheiten daniederlagen. Ich verabschiedete mich deshalb von den Offizieren, die ich während der Expedition kennen gelernt und von denen ich mehrere liebgewonnen hatte, und kehrte auf dem kürzesten Etappenwege, in der zweiten Hälfte des Monats März, nach Saigun zurück. Dort fand ich das Garnisonleben, welches ich bei meiner Ankunft in Cochinchina kennen gelernt, noch in voller Blüthe; aber dies Leben hatte nicht mehr den Reiz der Neuheit für mich; auch war ich durch mein zunehmendes Unwohlsein verhindert, an den Freuden und Zerstreuungen desselben wie früher regen Antheil zu nehmen. Ich schiffte mich deshalb bald darauf nach Singapore ein, wo ich hoffen durfte, kühleres und gesunderes Wetter, jedenfalls eine friedliche, freundliche Existenz und bessere Wohnung und Nahrung zu finden, als mir in Cochinchina geboten werden konnten. — Ich langte dort nach viertägiger Ueberfahrt an und hatte, wie ich vertrauensvoll vorhergesehen, das Glück, meine Gesundheit in kurzer Zeit vollständig wiederherzustellen.





Moderne Pflanzenwanderungen.

Von

Ernst Hallier.

Daß die Pflanzen auf der Eisenbahn reisen sollen, klingt sehr paradox, und doch ist es buchstäblich wahr. Das Zeitalter des Dampfes und der Maschinen hat auch in das friedliche Gewächsreich Unruhe getragen, die Wander- und Reiselust hat Florens Kinder angesteckt, und es finden infolge des beständig wachsenden Verkehrs unter den Menschen häufigere und größere Verschiebungen in der Pflanzenwelt statt. Daß die Pflanzen wandern, ist eine altbekannte Thatsache, ja auf dieser fundamentalen Beobachtung ist die ganze pflanzengeographische Migrationshypothese aufgebaut worden, welche annimmt, daß jede Pflanze, von einem Schöpfungscentrum ausgehend, sich nach allen Seiten so weit zu verbreiten sucht, wie die Verhältnisse von Klima, Boden u. s. w. es zulassen und soweit nicht unübersteigliche Hindernisse, wie z. B. hohe Gebirge oder breite Meere, ihr eine Schranke setzen. Nicht selten aber weiß der menschliche Verkehr solche Hindernisse zu überwinden und nimmt dabei auch, oft ohne es zu wollen und zu wissen, eine oder die andere Pflanze mit ins Schlepptau.

So ist es bekannt, daß der breite Wegbreit (Plantago maior L.) den Europäern bei allen ihren Ansiedelungen in Nordamerika so unmittelbar auf dem Fuße gefolgt ist, daß die Pflanze von den Indianern den poetischen Namen erhielt: „die Fußtapfe der Blaßgesichter". Und umgekehrt hat sich ein Bürger Nordamerika's, die canadische Dürrwurzel (Erigeron canadensis L.), gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingeschleppt und mittelst seiner zierlichen Haarkrone am Ende der Frucht, wodurch sie vom Wind weithin getragen wird, mit unglaublicher Geschwindigkeit durch ganz Europa verbreitet.

Die deutsche Tamariske (Myricaria germanica Desv.) bringt an ihren kleinen Samen einen kleinen Haarschopf zur Ausbildung, vermöge dessen dieselben vom Winde fortgetragen werden, sich aber auch leicht den Kleidungsstücken der Menschen, der Wolle der Schafe und den Haaren anderer Vierfüßer anhängen. Italienische Eisenbahnarbeiter, welche beim Bau der Gera-Eichichter-Bahn beschäftigt waren, hatten vor einigen Jahren, ohne es selbst zu ahnen, die kleinen Samen an ihren Säcken und Kleidern über die Alpen und bis nach Thüringen getragen. In einer Ausschachtung der Gera-Eichichter-Bahn unweit Saalfeld hat sich seitdem die deutsche Tamariske angesiedelt.

Die sogenannte Akazie (Robinia pseud-Acacia L.), ein nordamerikanischer Baum, welcher bei uns seit länger als einem Jahrhundert in Anlagen angepflanzt wird und wegen seines zierlichen Laubes beliebt geworden ist, wird in Thüringen, besonders in Waldgegenden, vielfach als Chausseebaum benutzt. Da er fast alljährlich eine große Menge reifer Samen zur Ausbildung bringt, so hat er sich in unseren Waldungen so sehr ausgebreitet, daß er

durchaus ein thüringischer Waldbaum geworden ist. Ganz nahe bei Jena bedeckt er den ganzen Buntsandsteinfelsen der Rasenmühle mit dichtem Gebüsch. Ebenso hat er sich bei Kahla am Fuße des furchtbaren Bergsturzes des Dohlensteins angesiedelt, breitet sich hier rasch durch seine Wurzelausläufer aus und bedeckt das nachstürzende Gerölle in kurzer Zeit theils mit Buschwerk, theils mit einem ansehnlichen Baumbestand. In den schönen Nadelholzwaldungen des Buntsandsteingebietes im Altenburger Westkreis, besonders in den Hummelshainer Forsten, findet man diesen Baum überall, ohne daß die Forstleute ihn absichtlich cultivirt hätten; vielmehr hat er sich überall von den Fahrwegen und Landstraßen aus durch den Wald verbreitet. Den Buntsandstein liebt die Akazie ganz besonders. Die oft fast senkrechten Abhänge der Buntsandsteinfelsen im Saalthal bei Rothenstein, bei Orlamünde, Großeutersdorf und anderen Orten sind stellenweise ganz mit Akazien bedeckt. Bei Eisenach hat sich der Baum in ähnlicher Weise auf dem Rothtodtliegenden verbreitet. Auch auf Eisenbahndämmen findet er sich vielfach durch Thüringen zerstreut. Ein anderer Baum Nordamerika's, der zierliche Essigbaum oder Sumach (Rhus typhinum L.), hat sich durch seine Ausläufer auf den thüringischen Bahnen ausgebreitet. Er findet sich z. B. bei Jena auf dem Bahnkörper der Saalbahn im Paradies, auf demjenigen der Weimar-Geraer-Bahn im Mühlthal, bei Göschwitz u. s. w.

Was der Mensch wegwirft, geht nicht immer verloren, sondern findet bisweilen in der freien Natur eine geeignete Stätte. So findet man bei Jena z. B. an der Leutra nicht selten die Taglilie (Hemerocallis fulva L.) angesiedelt. Sie wird in Gärten bisweilen lästig durch zu große Verbreitung. Von den Besitzern der an die Leutra grenzenden Gärten über den Zaun geworfen, finden die fleischigen Knollstöcke am Kiesufer ein ihnen behagendes feuchtes Terrain, wurzeln fest und treiben Blätter und Blüthen. Dem Wasserlauf folgen überhaupt viele Gewächse bei ihren Wanderungen. In vielen Gegenden Deutschlands wandert die Nachtkerze (Oenothera biennis L.) an den Flüssen entlang, verbreitet sich von den Ufern landeinwärts und siedelt sich namentlich gern auf Eisenbahndämmen an. Die kleine nordamerikanische Sonnenblume (Rudbeckia laciniata L.) findet man bei Hamburg, Lübeck, Görlitz, auch in Thüringen an Flußufern; bei Jena nicht selten die chinesische Aster; im ganzen Saalthal, so bei Jena, Kahla, Orlamünde und anderen Orten, die schöne canadische Goldruthe (Solidago canadensis L.). Auch sie geht auf den Bahnkörper über und findet sich bei Jena sogar in der Vorstadt zwischen den Gärten an Wegen und Zäunen. Die hochwüchsigen Astern, wie z. B. Aster salignus W. und andere, siedeln sich gern an Flußufern an, so z. B. an der Saale bei Unter-Preilipp im Gebüsch. Die kleine aus Peru stammende Galinsoga parviflora Cavanilles liebt feuchte Orte, gutes Culturland, und hat sich, namentlich in Norddeutschland, an vielen Orten förmlich als Unkraut eingebürgert. Daß der größte Theil der Getreideunkräuter mit dem Getreide aus dem Süden eingeschleppt ist, weiß jetzt Jedermann. So z. B. ist das der Fall bezüglich der Kornblume, der Rade, des Klatschmohns, des Venusspiegels, des Feldhahnenfußes, des Feldadonis, des Rittersporns, des Hornköpfchens, des Feldwachtelweizens, des Feldaugentrostes und vieler anderer meist schön blühender Gewächse. Das Hornköpfchen (Ceratocephalus falcatus Pers.), im südlichen Europa heimisch, ist mit der Getreidesaat verschleppt worden in die Umgegend von Wien, Ulm, Greußen, Tennstedt, Weißensee und Jena, und die verwandte Art Ceratocephalus orthoceras D. C. kommt sogar in der Umgegend von Berlin vor, früher schon bei Prag und Wien.

Derartige Verwilderungen von Pflanzen durch Verschleppung von Seiten der Menschen sind so außerordentlich häufig, daß ich mich hier auf wenige Beispiele beschränken will.

Die beiden Arten des Milchsterns: Ornithogalum umbellatum L. und Ornithogalum nutans L., kommen so häufig in der Nähe von Gärten, auf Triften und Aeckern vor, daß es kaum möglich ist, alle einzelnen Punkte aufzuzählen. Auch die gelbe Tulpe (Tulipa silvestris L.) ist im größten Theil Thüringens in Weinbergen, Grasgärten, auf Aeckern verwildert. Der

Spargel stammt aus dem südlichen Europa; die Cultur hat ihn durch den größten Theil Europa's verbreitet, und die Vögel, welche seinen Beeren nachstellen, die Samen jedoch unverdaut zurücklassen, verschleppen die Pflanze auf Wiesen, Bergabhänge und in Gebüsche, so daß sie z. B. im Thüringer Becken weit verbreitet ist. Der überall in Sümpfen vorkommende Calmus (Acorus Calamus L.), ein Bürger Südasiens, soll ursprünglich in Europa nur in botanischen Gärten vorgekommen und aus diesen verwildert sein. Gegenwärtig kommt er in der ganzen mitteleuropäischen Flora in allen Sumpfgegenden vor.

Die Wiener Flora hat manche Eigenthümlichkeiten den Eroberungszügen der blumenliebenden Türken zu danken. Auch die Kreuzzüge haben vielfach Verschleppungen von Pflanzen herbeigeführt. So findet sich im mittleren Deutschland der Zwergflieder (Sambucus Ebulus L.) unter manchen Burgen, weil die Troßknechte diese Pflanze als Heilmittel gegen Pferdekrankheiten aus dem Süden mitbrachten und in der Nähe der Burgen anpflanzten. In Thüringen findet sich der Zwergflieder am Eckartshaus bei Eckartsberge, bei Berka an der Ilm, bei Capellendorf, früher auch an der Wartburg.

Die Eisenbahnbauten haben in neuerer Zeit besonders viele Verschleppungen von Pflanzen zur Folge gehabt. Die Verschiebung der Erde expropriirter Gartengrundstücke hat dazu wesentlich beigetragen. Die beiden Bahnen, welche in Jena ihren Kreuzpunkt haben, namentlich die Saalbahn, bergen eine ganz eigenthümliche Garten- und Culturland-Flora. Hier findet man vielfach am Bahnkörper die große Stockmalve (Althaea rosea L.), den Absinth (Artemisia absinthium L.), der auch sonst in Weinbergen und an Bergabhängen, so z. B. bei Schwarza und im Gleißethal, vorkommt, den Fenchel (Foeniculum officinale All.), die Springkorn-Wolfsmilch (Euphorbia Lathyris L.), den japanesischen Knöterich (Polygonum cuspidatum Siebold und Zuccarini), die gelbe Schafgarbe (Achillea eupatorium L.), die zweihörnige Levkoje (Matthiola bicornis); mit einem Worte: Bürger fast aller Welttheile. Die aus der Tartarei stammende kleinblüthige Balsamine (Impatiens parviflora L.) war schon seit Jahrzehnten bei Jena im Paradies unweit des Saalufers völlig eingebürgert, wie sie es auch in einigen Thälern der sächsischen Schweiz ist. Durch den Bau der Saalbahn ist ihr Same verschleppt worden, und sie hat sich an schattigen und geschützten Stellen des Bahnkörpers neue Standorte gesucht. Auch in der Vorstadt hinter dem Bibliotheksgebäude findet sie sich.

Der Bahnbau hat auch noch andere Wirkungen gehabt. In dem an Sümpfen armen Saalthal ist durch die Ausschachtungen, die hier in großer Zahl und oft in großer Ausdehnung vorgenommen werden mußten, die Sumpfflora bedeutend bereichert worden. In unglaublich kurzer Zeit haben sich die mit Wasser gefüllten Ausschachtungen mit verschiedenen Charen und mit dem kosmopolitischen Rohrkolben (Typha latifolia L. und Typha angustifolia L.) bedeckt, deren Früchte, von Haaren umgeben, durch den Wind meilenweit fortgetragen werden können.

In allen hier angeführten Beispielen kann man von eigentlichen Reisen der Pflanzen mit Hülfe der Bahn jedoch nicht reden, vielmehr sind es die Bahnarbeiten, welche die Verschleppung veranlaßt haben oder welche den Pflanzen einen günstigen Boden bereiteten. Einzelne Pflanzen aber führen auch wirkliche Reisen aus. Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob die Serradella (Ornithopus sativus Brotero), welche seit dem Bau der Gera-Eichichter-Bahn bei Saalfeld am Bahnkörper vorkommt, durch die Bahnzüge selbst weitergeschleppt worden ist; gewiß aber läßt sich das von drei jetzt sehr verbreiteten Pflanzen behaupten, nämlich von der aus Nordamerika stammenden Collomia grandiflora Douglas, vom südeuropäischen Hornmohn (Glaucium luteum Scopoli) und vom süddeutschen Wirtelsalbei (Salvia verticillata L.). Collomia und Glaucium haben sich, aus den Gärtnereien Arnstadts und Erfurts verschleppt, am Bahnkörper seiner ganzen Länge nach von Weimar bis Eisenach und von Arnstadt bis Dietendorf verbreitet. Der Hornmohn kommt auch sonst als Geröllpflanze an einigen Stellen vor und schon seit längerer Zeit, so z. B. beim Schießhause von Dornburg. Diese Pflanzen verlassen aber sonst kaum den Bahnkörper, an welchem entlang sie

sich ziemlich rasch verbreiten. Hierzu benutzen sie die Eisenbahnzüge von Station zu Station. Die leichten Samen werden gelegentlich vom Winde auf die Trittbretter der Wagen geführt, und an der nächsten Station fegt eine aussteigende Dame mit ihrer Schleppe den Samen wieder herab. So kommen die neuen Ansiedelungen zu Stande.

Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, daß eine andere Verbreitungslinie einer amerikanischen Pflanze, nämlich der Pantoffelblume (Mimulus luteus L.), diejenige der Collomia in einem rechten Winkel schneidet. Diese tauchte zuerst bei Brotterode in der Nähe der Bergwerke auf, ist dann durch das Drusenthal, stets den kleinen Wiesenbächen folgend, am Inselsberg aufwärts gestiegen, hat diesen Berg überschritten und ist in den Lauchagrund am Nordabhang herabgestiegen, von wo aus sie sich auch in andere Thäler am Nordabhang bis in die Gegend von Wutha verbreitet hat. Schon früher war sie bei Lauterberg im Harz aufgetreten, wo sie durch mexicanische Silbererze eingeschleppt worden sein soll. Diese schöne Pflanze, welche eine wahre Zierde der Bergwiesen ist, da sie alle kleinen Bäche zur Blüthezeit prächtig goldgelb umsäumt, folgt streng dem Wasserlauf. Die dritte von uns erwähnte Eisenbahnreisende unter den Pflanzen, der Wirtelsalbei, ist die merkwürdigste. Als ich vor länger denn dreißig Jahren als Gärtnerlehrling in Jena thätig war, da gehörte diese Pflanze zu den seltensten Gästen der thüringischen, bezüglich jenaischen Flora. Jetzt ist sie fast gemein geworden, aber nur an der Eisenbahn. Sie findet sich, jetzt wie früher, fern von der Bahn nur an wenigen Stellen, so z. B. am Wege zum Forsthause, im Gleißethal, bei Camburg u. s. w. Von den wenigen Stellen aus, welche sich in der Nähe der Bahnen befinden, wie z. B. eine Oertlichkeit bei Camburg, hat sich diese Pflanze verbreitet auf der ganzen Strecke von Camburg bis Großheringen und von da aus wieder einerseits bis Erfurt und Dietendorf, andererseits bis Leipzig und weit in das Königreich Sachsen wie in das Herzogthum Altenburg hinein. Daß die Pflanze sich hier durch Benutzung der Bahnzüge verbreitet hat, ist ganz auffallend, denn meist findet sie sich nur am Bahnkörper selbst oder an den Bahnabhängen der Durchstiche, fast nie entfernt sie sich weit von der Bahn. Sie hat auch schon die Weimar-Geraer-Bahn benutzt, wo sie bei Göschwitz am Bahnkörper auftritt, ebenso an verschiedenen Stellen im Roda-Thal. Daß hier die Kleider der Damen wesentlich die Verbreitung befördern, dafür spricht auch der Umstand, daß seit wenigen Jahren die Pflanze plötzlich hoch oben auf der Leuchtenburg auftritt, unmittelbar an dem von den Touristen benutzten Wege, während sie sonst in der ganzen Umgegend nicht vorkommt. Sie wird also per Eisenbahn nach Kahla verschleppt sein, und eine wer weiß woher kommende Besucherin der Leuchtenburg hat oben kurz vor dem Eintritt in den Burghof ihr Kleid ausgeschüttelt. Daß diese Pflanze eines Vehikels bedarf zur Verbreitung, ist klar, denn überall fern von der Bahn, wie z. B. an der Schönburg bei Naumburg und im jenaischen Forst, steht sie nur truppweise. Hier mag noch ein sehr merkwürdiges Verhalten einer nahe verwandten Art, nämlich des Gebirgssalbeis (Salvia silvestris L.). erwähnt werden. Auch dieser hat seine eigentliche Heimath in den südlicheren Gebirgen. In Thüringen gehört er zu den allerseltensten Pflanzen. Um so mehr ist es zu bewundern, daß er nicht selten in einzelnen Exemplaren unter der Salvia verticillata L. vorkommt. Dieses gesellige Beisammensein der beiden Arten im fremden Lande ist völlig räthselhaft. Vielleicht sind in früherer Zeit beide Arten aus dem Süden durch die nämliche Ursache nach Thüringen verschleppt worden, und während die eine sich nach Eröffnung der Eisenbahnen rasch verbreitet hat, ist die andere selten geblieben, weil sie im Kampf um das Dasein ungünstiger gestellt ist. Sehr verschieden verhalten sich die drei genannten Wanderpflanzen zu anderen Transportmitteln. Während die Salvia nur die Eisenbahn benutzt und der Hornmohn sich zwar hier und da an anderen Stellen angesiedelt hat, ohne sich jedoch weit zu verbreiten, wandert die Collomia am Ilmfluß entlang und hat sich bereits bei Stadtilm und bei Berka an lichten Waldabhängen ziemlich eingebürgert.

Beobachtungen über Pflanzenwanderungen liefern natürlich dem Pflanzengeographen ein wichtiges Forschungsmaterial. Es giebt sicherlich außer den hier aufgezählten Pflanzen noch manche andere, welche auf ihren Reisen die Eisenbahn benutzt, aber die in dieser Richtung angestellten Beobachtungen sind noch gering an Zahl. Der nur einigermaßen pflanzenkundige Tourist wird aber durch solche kleine, leicht anzustellende Forschungen seinen Wanderungen einen besonderen Reiz verleihen. Mitten im städtischen Gewühl die alte Dresdener Brücke überschreitend, erblickt man an ihren Pfeilern einen Bürger des südlichen Europa, die niedliche Kletterpflanze (Linaria cymbalaria Miller), mit kleinen herzförmig-rundlichen, gelappten Blättern und zierlichen gespornten, hellvioletten Blüthen, und gewahrt dieselbe aufs Neue in der sächsischen Schweiz, z. B. hinter Herrnskretschen an Gartenmauern, wenn man in den romantischen Hermannsgrund gehen will. Auf jeder Eisenbahnfahrt sieht ein geübtes und scharfes Auge vom Wagen aus Ansiedler aus der heimischen und exotischen Flora am Bahnkörper und an den benachbarten Abhängen, und Jedermann kann sich durch Mittheilungen derartiger Beobachtungen an geeigneter Stelle ein nicht gering zu schätzendes Verdienst um die Wissenschaft erwerben.

Es könnte auffallen, daß ich bisher fast nur von den Wanderungen der Blüthenpflanzen oder Phanerogamen erzählt habe. Sollten die blüthenlosen Pflanzen oder Cryptogamen keine Wanderungen unternehmen? O gewiß. Ihre Sporen oder Fortpflanzungszellen sind meist so klein, daß der Wind sie leicht davonträgt und oft viele Meilen von ihrem Ursprungsort entfernt wieder absetzt. Auf diese Weise verbreiten sich fast alle niederen Cryptogamen sowohl durch ihre Samen (Sporen) als auch durch Knospenzellen. Die merkwürdigste Verbreitung aber haben die Diatomeen. Im Maiheft 1880 dieser Zeitschrift führte ich den Nachweis, daß diese seltsamen Organismen eine Eigenbewegung besitzen, hervorgerufen durch contractile Bewegungen ihres ganzen Körpers. Seit jener Zeit ist diese Frage durch Auffindung günstiger Objecte in ein weiteres gesichertes Stadium geführt worden, so daß ich die contractile Bewegung schon bei mäßigen Vergrößerungen jedem Diatomeenforscher zeigen kann.

Nun haben diese Organismen überdies die merkwürdige Eigenschaft, daß sie, trocken liegend, Luft in ihren Leib aufnehmen und, aufs Neue benetzt, wieder aufleben, indem sie die Luft aushauchen und Wasser aufnehmen. Befinden sie sich im Wasser, so können sie an steilen Wänden über die Wasserfläche emporkriechen, was man sehr leicht an der Wand eines Glases, in welchem Diatomeen cultivirt werden, beobachten kann. Werden sie nun trocken, so bekommen sie durch Luftaufnahme ein specifisch leichteres Gewicht und werden um so eher vom Winde fortgetragen.

Diese kleinen Wesen überbieten also selbst den Menschen, indem sie Luftreisen ausführen.

Wie aber, wenn einst auch der Mensch auf steuerbaren Schiffen von Continent zu Continent die Luft durchsegelt? Welche Verwirrung wird er dann erst durch Verschleppungen in der Erdflora anrichten! Ein schwindelerregender Gedanke, dessen Verwirklichung aber wohl noch einige Zeit auf sich wird warten lassen.





Literarische Mittheilungen.

Julius Wolff's „Tannhäuser".

Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. 2 Bde. (Berlin, Grote'sche Verlagsbuchhandlung.)

Wenn wir das neueste Werk von Julius Wolff auf die Forderungen irgend einer „Poetik" hin prüfen wollten, so würden wir die seltsame Wahrnehmung machen, daß es sowohl in Bezug auf die Handlung wie auf die Charakteristik, ja sogar auch in Bezug auf die Technik fast alle Forderungen des Epos erfüllt. Und doch sagt uns — deshalb nennen wir auch die Wahrnehmung eine seltsame — unser eigenes poetisches, für die homerischen Epen so gut wie für die deutschen Nationallieder des Mittelalters erglühendes Gefühl das stricte Gegentheil. Man nenne den „Tannhäuser" einen Minnesang, ein romantisches Gedicht oder gar einen Roman in Versen — ein Epos in dem Sinne, wie wir uns nach den classischen Vorbildern es denken, ist es nicht.

Aber vielleicht sollte es auch ein solches nach der Intention des Dichters nicht werden, der sein Werk einen „Minnesang" nannte, wohl um allen Vergleichen und Einwänden im Voraus zu begegnen? Dann allerdings ist es dem Beurtheiler vergönnt, eine ganze Reihe von „Wenn" und „Aber" zu unterdrücken und den vollen Brustton der Anerkennung anzustimmen.

Der epische Kampf wird durch ein Schicksal beendigt, das F. Vischer sehr richtig das tragische Gesetz des Universums nennt; der Held des Epos „schwimmt mit starkem Arme, aber nicht gegen den Strom, sondern mit der Woge, und die Wassermasse, die er theilt, hält doch ihn selbst"; die Composition erfordert die Nothwendigkeit einer stetigen, nicht sprunghaften Entwickelung. Indem der „Tannhäuser" alle diese Bedingungen zu erfüllen sucht, verletzt er jede einzelne und fällt in seinen Formen und seinen Dimensionen weit aus dem Rahmen jener classischen Vorbilder heraus.

Dies voraufgeschickt, können wir uns nun mit dem Werke selbst eingehender beschäftigen. Als der Streit um das Nibelungenlied durch die bekannte Theorie Lachmann's in den deutschen Germanistenkreisen entbrannte, da trat Spaun zuerst mit der recht seltsamen Hypothese auf, jener sagenhafte Heinrich v. Ofterdingen, der erst durch die Gnade neuerer Forscher, wie Karl Simrock u. A., als Verfasser des zweiten Theiles des „Wartburgkriegs" zu wirklichem poetischen Ansehen gelangt ist, sei der Autor des großen Nationalepos — eine Hypothese, die, an sich schon hinfällig, durch die Forschungen späterer Germanisten als völlig unhaltbar sich herausstellte. Derselbe Heinrich v. Ofterdingen, dessen Existenz nicht einmal historisch feststeht, hatte sich aber auch vielleicht gerade deshalb nicht nur der Gunst wissenschaftlicher, sondern auch poetischer Autoritäten zu erfreuen, die ihn mit dem Ritter „Tannhäuser" identificirten. Tieck, Novalis, E. T. A. Hoffmann und Scheffel feierten den Ofterdingen in Liedern und Romanen, und durch Richard Wagner ist er im wahrsten Sinne populär geworden. Die poetische Biographie Julius Wolff's baut sich nun auf diesen Arbeiten der Vorgänger auf — sie macht Heinrich v. Ofterdingen ohne Weiteres zum Dichter des Nibelungenliedes und identificirt ihn kühn mit dem Ritter Tannhäuser, der in den Venusberg hinabgestiegen und dann nach Rom gewandert ist.

Bei einem ehemaligen Minnesänger, Heinrich v. Melk, der später zur Buße Klausner geworden und im Tannenwalde haust, lernen wir den jungen Ofterdingen kennen. Er hat sich dorthin geflüchtet, da er, in der Absicht, Richard Löwenherz zu befreien, einen der

Burgmannen erschlagen. Als er, von dem Klausner ermahnt, zur Sühne seiner Schuld das Waldasyl verläßt, legt er den Namen Ofterdingen ab.

„— — hab' ich im Tann gehauset,
Tannhäuser nenn' ich mich fortan!"

Er pilgert nun weiter und gelangt nach dem Kloster Adamunt, wo er ein Probejahr aushält. Dort lernt er des Ovid ars amandi, die Satiren und Episteln des Horaz, die Lieder Heinrich v. Veldeke's kennen. Ein Altarbild in der Stiftskirche, das Eva darstellt in dem Augenblicke, wo sie Adam den Apfel reicht, erweckt sein Sinnen über das Weib und die Liebe, die er noch nicht kennt. Bei seinem Scheiden aus dem Kloster gelobt er dem Abt, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande zu unternehmen, um seine Schuld zu sühnen, und zieht nun in die Weite, um die Minne zu finden.

Schon im nächsten Walde trifft er zwei anmuthige Damen, Helwibis und Audisie, die ihn an den Minnehof der Gräfin Bertrane führen. Dort lernt Tannhäuser endlich die Minne kennen. Er zieht dann zu weiteren Abenteuern aus; auf Burg Seben begegnet er Walther v. d. Vogelweide, am Hofe zu Wien glänzt er durch seine Lieder wie durch seine Abenteuer — überall fliegen ihm die Herzen der Frauen entgegen. Er aber bleibt unbefriedigt, weil er das große Räthsel der Liebe noch immer nicht ergründet. Auch Riechezza, die er am heißesten geliebt, vermag es ihm nicht zu lösen, und so besteigt er zu Venedig ein Schiff, um mit dem gegen Jerusalem ziehenden Kreuzheer sich zu vereinigen. Reich an Ehren und als Sieger kehrt er aus dem heiligen Lande zurück, und wir treffen ihn zuerst wieder auf der Wartburg im Wettkampfe mit Wolfram v. Eschenbach. Dort findet er auch Irmgart, die er als Knabe innig geliebt. Da sie — die Erste — seine glühende Werbung zurückweist, zieht er in den nahen Hörselberg zur Frau Venus, und nachdem er auch dort das urewige Räthsel nicht ergründet, zur Buße nach Rom. Papst Innocenz gewährt ihm die Verzeihung nicht, und er wandert aus Italien zurück nach Deutschland bis nach Burg Kürenberg. In der Kemenate Irmgart's dichtet er nun sein großes Lied „Der Nibelunge Noth". Die Handschrift aber trägt den Namen des Dichters nicht, weil dies die vom Papst ihm nachträglich gewährte Sühne bedingt, daß sein Name fortan ausgelöscht sei. Tannhäuser zieht nun in den Krieg für den Kaiser und stirbt im Kampfe; sein Schild trägt die Inschrift „Gott die Ehr, dem Reich die Wehr".

Schon aus dieser kurzen Inhaltsangabe wird man ersehen, daß das Gedicht die stetige epische Entwickelung vermeidet und statt dessen das Nacheinander des historischen Romans bevorzugt. Dadurch mangelt dem Werke aber die höhere Einheit der Handlung; es fällt aus einander, und fast jede einzelne Episode kann herausgenommen werden, ohne daß das Ganze dadurch leidet.

Wenn wir trotzdem den „Tannhäuser" nicht nur für das bedeutendste Werk dieses Dichters, sondern an sich für eine der anmuthigsten poetischen Schöpfungen halten, so ist das kein Widerspruch zu den eben gemachten Einwänden. Nicht in der Technik und Composition liegt die Stärke dieses Autors, sondern in der poetischen Kraft und Anmuth seiner Lieder und dem Humor seiner Helden. Wolff ist ein liebenswürdiger Spielmann, der frohgemuth in die Saiten greift und ihnen die frischesten, lieblichsten Weisen zu entlocken weiß — die kleinen in die Dichtung zahlreich eingeschobenen Lieder sind lyrische Perlen von waldquellartiger Frische und entzückender Lieblichkeit; und nach der Seite des Humors hin finden wir in diesem „Tannhäuser" mehrere Schilderungen, die zu dem Besten gehören, was wir auf diesem Gebiete gelesen, und die zum Theil Scheffel's „Ekkehart" übertreffen, so die Scenen im Stift zu Adamunt, die Versammlung der fahrenden Spielleute, das Minneturnier. Zu berauschender Pracht und gluthvoller Schönheit erhebt sich die Poesie des „Tannhäuser" in den verschiedenen Liebesscenen, in dem Wettkampfe mit Wolfram, in den Gesängen vom Hörselberg und von Rom. So darf man bei allen mehr oder minder berechtigten Einwendungen gegen das Ganze doch dasselbe von dem Gedichte Wolff's behaupten, was „Tannhäuser" von Gottfried v. Straßburg's „Tristan und Isolde" sagt, daß darüber

„Aller Sonnenglanz der Dichtung,
Alle Blüthenpracht der Sprache,
Mit verführerischer Anmuth
Unerschöpflich ausgegossen."

Nordland-Fahrten.

Nordland-Fahrten. Malerische Wanderungen durch Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Herausgegeben von A. Brennecke, F. Brömel, Hans Hoffmann, R. Oberländer, J. Prölß, Adolf Rosenberg, Hugo Scheube und H. v. Wobeser. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt & Sohn.

Ein neues Illustrationswerk, dessen erste Lieferung vorliegt und das bestimmt ist, eine fühlbare Lücke in der Reihe jener Prachtbände

auszufüllen, welche sich die anschauliche Schilderung von Ländern und Leuten zur Aufgabe gesetzt und als ein künstlerischer Ausdruck und Niederschlag des modernen Touristenthums sich eine so weitgehende Beliebtheit erworben haben. Schon ward uns der Süden und der Osten so in Text und Bild vorgeführt; Italien machte, wie billig, den Anfang, die Schweiz folgte, Spanien, Aegypten, Indien — der Norden Europa's aber ist bisher in dieser Literatur noch leer ausgegangen. Und doch fehlt es ihm gewiß nicht an hervorragenden Reizen, noch auch an Interesse von Seiten des Publikums. Sind doch namentlich Norwegen und Schweden in neuerer Zeit das Ziel eines jährlich wachsenden Stromes auch deutscher Reisenden geworden. Eine kaum minder großartige Natur, als die Welt sie von je in den gepriesensten Theilen der Schweiz bewundert hat, eigenartiger noch durch die unmittelbare Nachbarschaft des Meeres, Hochgebirgs- und Seeluft in vollkommenster Vereinigung, das sind die Vorzüge, die der hohe Norden dem Naturfreunde bietet. Dazu kommt der Reiz fremden und doch stammverwandten, eigen entwickelten, gebildeten, aber noch in einfacheren Formen sich bewegenden Volksthums und der romantische Duft uralt germanischer Sagenpoesie, der diese Felsgestade umschwebt.

Doch nicht nur die skandinavische Halbinsel sollen wir an der Hand kundiger Führer besuchen, sondern es wird uns eine weitere Wanderung durch England, Schottland und Irland in Aussicht gestellt, Gegenden, die zwar bisher um der räumlichen Entfernung willen seltener von sommerlichen deutschen Touristen besucht werden, aber keineswegs an sich der Anziehungskraft entbehren. Man darf sich freilich unter England nicht einen Complex von räucherigen Fabrikstädten und unter Irland nicht einzig den Tummelplatz wüthender Fenier denken; Schottland aber lebt in der Phantasie jedes Deutschen von poetischem Zauberhauch umflossen — das schottische Hochland und Walter Scott sind ja für uns zwei unzertrennliche Namen geworden. Diesem lockenden Phantasiebilde soll nun hier durch Wort und künstlerische Darstellung eine festere Gestaltung in unserem Geiste gegeben werden. Der Inhalt der ersten Lieferung ist ungefähr folgender:

Von der Hauptstadt Christiania mit ihren reizenden und fast südlich üppigen Umgebungen reisen wir zu Schiff um die südwestliche runde Halbinsel mit ihrer zerklüfteten, düster einförmigen Schärenküste nach Stavanger und weiter nach Bergen, der interessantesten Stadt Norwegens, und besuchen von hier aus die berühmten Fjorde von Hardanger und Sogne mit ihren herrlichen Buchten, ihren Schneebergen, Gletschern und zahllosen prächtigen Wasserfällen. Vorüber an dem romantischen Schauplatz der „Frithjofssage" geht es eine Strecke ins Innere des Landes hinein, über die verlassene wilde Hochebene des Fillefjeld in die überraschend freundlichen und anmuthigen Thäler des Ostens. Nachdem wir die originelle Holzkirche von Borgund besichtigt, kehren wir zu den westlichen Fjorden zurück, um uns mittelst des „Skyds" auf dem Kariol weiter nach Norden befördern zu lassen.

Neunzehn vortreffliche Holzschnitte illustriren den vorzüglich geschriebenen Text dieser Lieferung; die Ausstattung ist in jeder Beziehung eine glänzende zu nennen und gereicht der überaus rührigen Verlagsbuchhandlung zu hoher Ehre.

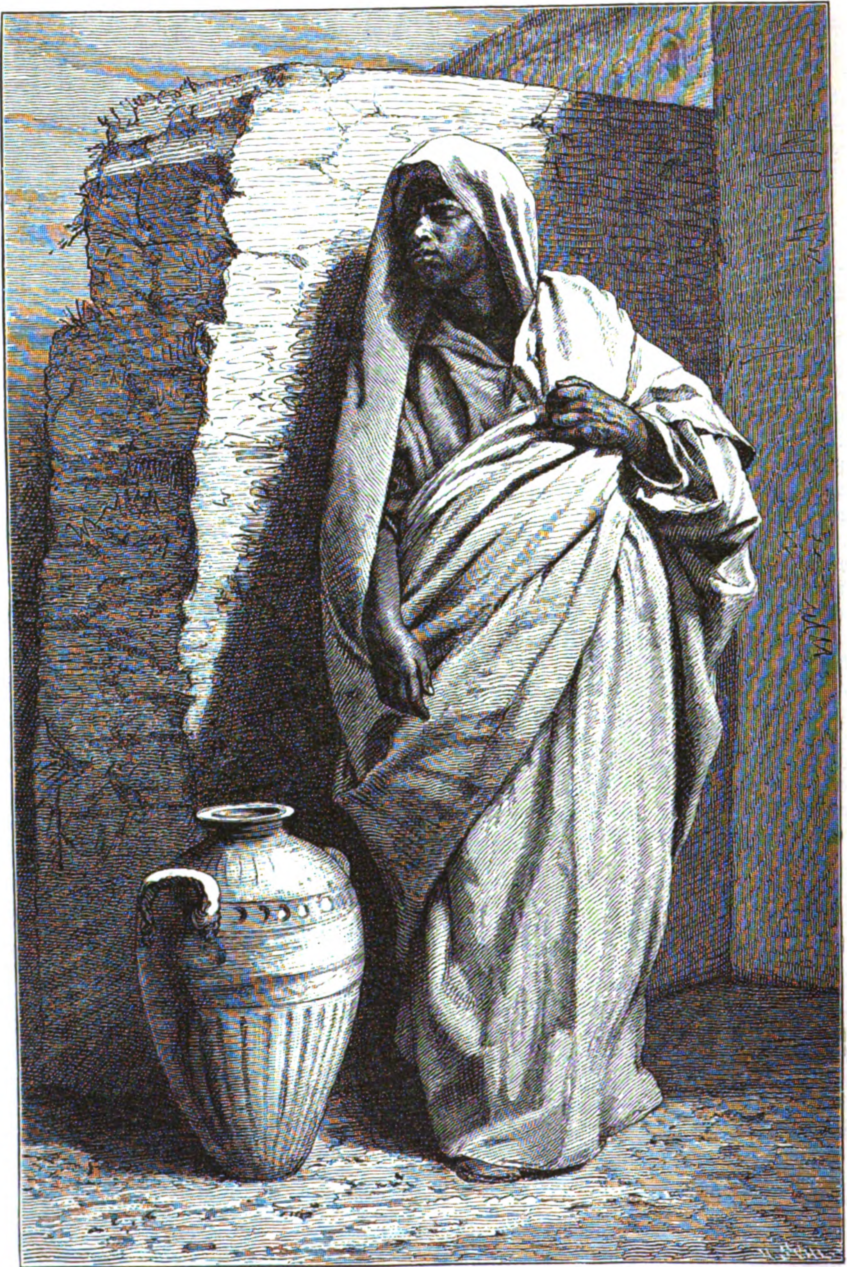
Eine Naturgeschichte des Menschen.

Alljährlich fast tritt Friedrich v. Hellwald, einer der fleißigsten Schriftsteller unserer Zeit, mit einem neuen ethnographischen Werke auf den Markt der Literatur. Und wenn diese Werke auch weniger neue wissenschaftliche Forschungen darbieten, sondern meist auf Grundlage der Arbeiten Anderer wissenschaftliche Resultate popularisiren, so ist auch diesem Beginnen keineswegs Werth und Verdienst abzusprechen.

Das Thema, das sich Hellwald in diesem Jahre gewählt, darf aber auf besonderes Interesse Anspruch erheben. Anlehnend an des englischen Forschers James Cowles Pritchard bahnbrechendes Werk „Natural history of man", das allerdings schon vor vierzig Jahren erschienen, hat er eine **Naturgeschichte des Menschen** geschrieben, die bei W. Spemann in Stuttgart lieferungsweise erscheint und für die sich in F. Keller-Leuzinger ein besonders geeigneter Illustrator gefunden hat, da dieser Künstler selbst viele Jahre in fernen Welttheilen mitten unter den bisher wenig bekannten Naturvölkern zugebracht hat.

Hellwald bearbeitet in seiner neuen Völkerkunde die Resultate der ethnographischen und ethnologischen Arbeiten von Friedrich Müller, O. Peschel, Gerland u. A. in einer etwas originellen Weise. Er schildert nämlich die Entwickelung des Menschengeschlechts in aufsteigender Linie von den auf der untersten Stufe der Gesittung lebenden Wilden bis zu den europäischen Culturvölkern. Demgemäß hat er seinem Werke eine geographische Gruppirung der Menschen zu Grunde gelegt, so daß Australien den Anfang macht und Europa den Schluß bildet.

Mit Australien und seiner Bevölkerung beschäftigt sich der Autor also zunächst in den vorliegenden ersten Lieferungen. Er hält mit Peschel die Australier für die ältesten Menschen, allerdings vornehmlich weil sie „unter dem Banne tellurischer Abgeschiedenheit“ auf dem tiefsten Niveau menschlicher Gesittung stehen. In interessanter Weise und mit bekannter stilistischer Gewandtheit werden nun die allgemeinen Eigenschaften, die Körper-



Araberin.

Grönländerin.

beschaffenheit, der Charakter und die Geistesanlagen, Kleidung und Obdach, Nahrung, Geräthe, Bewaffnung und Beschäftigung, Feste, sociale Verhältnisse, religiöse Begriffe u. s. w. der Australier geschildert.

Eine besondere Bedeutung erhält aber die naturgemäß vorwiegend compilatorische Arbeit durch die ausgezeichneten Illustrationen Keller-Leuzinger's, die mit wahrhaft charakteristischer Eigenart geographisch Echtes in künstlerisch vollendeter Darstellung geben. Wir geben hier Proben dieser Illustrationsweise, die sich auf das vortheilhafteste von der Manier unterscheidet, in der populäre ethnographische Werke um den Preis des Sensationellen und in die Augen Stechenden bisher meist illustrirt waren.

Soweit man nach dem bisher Erschienenen beurtheilen darf, wird die „Naturgeschichte des Menschen" ein interessantes Buch, ein werthvolles Werk für jede gute Hausbibliothek werden, für die sie auch die splendide äußere Ausstattung der Verlagsbuchhandlung, die ja auf diesem Gebiete sich bereits rühmlich bewährt, bestimmt zu haben scheint.

Literarische Notizen.

Briefe aus dem handschriftlichen Nachlaß von Villers. Herausgegeben von Isler. (Hamburg, Meißner.) Es ist bekannt, daß Villers zuerst die Bedeutung und den Geist der deutschen Literatur den Franzosen begreiflich zu machen unternahm, ihm folgten dann hierin Benjamin Constant und Frau v. Staël. Insbesondere die Bedeutung der deutschen Philosophie beschäftigte Villers und bildete sein Hauptinteresse. Da nun sein Nachlaß an die Stadtbibliothek zu Hamburg überging, hat der dortige Bibliothekar Dr. Isler das Interessanteste aus seiner Correspondenz zusammengestellt: Briefe von Goethe, Jean Paul, eine nicht sehr artige Correspondenz mit Schelling, sehr interessante Briefe Jacobi's an Villers — vieles Bedeutende tritt in diesem Briefwechsel zu Tage.

Friedrich Karl von Savigny und die Richtung der neueren Rechtswissenschaft. Von Enneccerus. (Marburg, Elwert). Eine gute Monographie, welche die Anwendung der inductiven Methode durch Savigny erläutert.

La Fontaine, seine Fabeln und ihre Gegner. Von Kulpe. (Leipzig, Friedrich.) Die Vielseitigkeit und der wirkliche geistige Gehalt Lafontaine's wird in dieser Schrift recht gut gewürdigt und ein allseitiges Bild des Menschen, des Moralisten und Philosophen entworfen, welches erst die Fabeln in ihrer künstlerischen Absicht richtig beurtheilen lehrt.

Sealsfield-Postl. Von Hamburger. (Wien, Rosner.) Eine interessante kleine Schrift, welche aus bisher unveröffentlichten Briefen und Mittheilungen über die in Dunkel mysteriös sich hüllende Existenz des hervorragenden Romanschriftstellers ein weit helleres Licht wirft als das, in dem das bisherige Material ihn erblicken lassen konnte.

Zwei Reden. Von Du Bois-Reymond. Ueber das Nationalgefühl. Friedrich II. und Rousseau. (Berlin, Dümmler.) Beide Vorträge vereinigen wieder die bekannten Vorzüge dieses Autors: einen scharfen Blick, eine glänzende Darstellungsgabe und einen bei einem so hervorragenden Einzelforscher seltenen Umfang des Wissens.

Aus Italien. Von P. D. Fischer. (Berlin, Dümmler.) Das Werk enthält ein Reisetagebuch von reizender Frische und Anschaulichkeit und eine Reihe von interessanten Aufsätzen über italienisches Leben, welche der Verfasser in dem Magazin für die Literatur des Auslandes nach und nach hat erscheinen lassen.

Der General von Erlach. Von Gonzenbach. 2 Theile. (Bern, Wyß.) Die Versteigerung der Bibliothek des Schlosses Spilz am Thunersee, welches nunmehr in ein stattliches Hotel umgewandelt ist, brachte die hinterlassenen Schriften des Generallieutenants Hans Ludwig v. Erlach wieder an das Tageslicht, zugleich mit ihnen die erste Darstellung des Lebens dieses Generals, welche ein Nachkomme desselben im vorigen Jahrhundert entworfen und aufgezeichnet hat. Die bedeutende und vielbestrittene Rolle, welche dieser General in der wichtigen Epoche des dreißigjährigen Krieges gespielt hat, läßt es als verdienstlich erscheinen, daß Gonzenbach auf Grund dieses Materials eine Biographie desselben geschrieben und die wichtigsten Actenstücke beigegeben hat. So lösen sich viele Erzählungen, die das Leben des Generals umgeben, vor der Kritik in nichts auf.

Die schlesischen Kriege und Hannover. Von W. v. Hassell. (Hannover, Hahn'sche Buchhandlung.) Die Schrift ist aus dem ehemals hannoverschen Staatsarchiv gearbeitet, insbesondere boten die Gesandtschaftsberichte der damaligen Zeit aus Wien und der eigenhändige Briefwechsel der Könige Friedrich II. und Georg II. ein werthvolles Material.

Serail und Hohe Pforte. Enthüllungen. (Wien, Hartleben.) Das vorliegende Werk hat zum Verfasser eine Persönlichkeit, die mit ihrer gründlichen Kenntniß des Orients eine noch viel intimere Kenntniß von Personalangelegen-

heiten aller Art verbindet. Daß es der Verfasser, dem zahlreiche Originaldocumente zu Gebote standen, in der That verstanden hat, die vorgesteckte Aufgabe auf glänzende Weise zu lösen, geht aus jedem der interessanten Capitel des Buches überzeugend hervor.

* * *

Für Herz und Geist. Ein Jugend- und Volksbuch. Herausgegeben von Jul. Gräfe. (Bremen, Verlag von Dierckſen und Wichlein.) Die Sammlung verfolgt geschickt den Zweck, der deutschen Jugend einen reichen Schatz der Unterhaltung und Belehrung zu liefern, was man bei einer Durchsicht des Inhaltsverzeichnisses sofort erkennt. Sie ist nicht nur auf Erzählungen allein beschränkt, sondern Märchen, Skizzen, Naturgeschichtliches und Charakterzüge aus dem Leben großer Männern wechseln mit einander ab.

Iris. Anthologie zur Veredlung von Geist und Gemüth. (Leipzig, Eckstein.) Eine Sammlung der Lebensweisheit aller Zeiten. Es liegt dabei die Absicht des Verfassers zu Grunde, Alles auszuschließen, was in ähnlichen bisherigen Sammlungen vorhanden ist, und eine große Anzahl solcher Dichter und Schriftsteller in die Sammlung hineinzuziehen, die sonst vernachlässigt worden. Hierdurch hat das Werk eine Vielseitigkeit, einen Reichthum der Lebens- und Weltanschauung und eine Fühlung mit dem modernen Zeitgeiste erhalten, wie sie vielen früheren Anthologien fremd war.

Cancionero. Spanische Gedichte, übersetzt von Edmund Dorer. (Leipzig, T. O. Weigel.) Neben den Blüthen der Kunstpoesie finden wir hier die Volkslieder als einfache Feldblumen. Wie diese ohne Kunst und Gärtnerhand in freier Luft aus dem Schoß der Erde wachsen, entspringen die Lieder aus dem Herzen des Volkes. Von seinem Blut sind sie genährt und entfalten wild-anmuthig ihre Blüthen. Die Reize der natürlichen Einfachheit ersetzen hinlänglich die ernste Arbeit und ihren Ausdruck in einem geschlossenen Ganzen, den die Götter der classischen Form vor die Vollendung gestellt haben. Die ersten spanischen Dichter haben denn auch zu dieser Sammlung beigesteuert, die so als ein reizendes Ganzes uns vorliegt.

Allotria vom Schwabenmaier. (München, Bassermann.) Hübsche Gedichte, welche zugleich von einer Anzahl hervorragender Künstler illustrirt sind. Verse wie Illustrationen athmen französischen Geist und hier und da auch französische Sitten.

Hellas. Lyrische Dichtungen aus dem hellenischen Alterthum. In neuen metrischen Uebersetzungen von Karl Bruch. (Breslau, E. Morgenstern.) Immer wieder wird der höchst berechtigte Wunsch auftreten, die wunderbare Lyrik der Griechen in Uebertragungen zu genießen, immer wieder wird der Versuch gemacht werden, die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Versmaße bieten, zu überwinden. Der Verfasser hat Recht gethan, nicht den gereimten Vers der Neueren zu wählen, sondern bei den alten Versmaßen stehen zu bleiben. Seine Uebertragungen sind vortrefflich, und wir können diese kleine Sammlung unseren Lesern auf das lebhafteste empfehlen.

Die Erfüllung des Christenthums. Von Wilhelm Jordan. (Frankfurt a/M., Jordan's Selbstverlag.) Die Schrift ist wieder ein Zeichen, wie mächtig die gegenwärtigen philosophischen und religiösen Bewegungen die Gemüther in ihren Tiefen aufregen. Man wird die philosophischen Selbstbekenntnisse des begabten Dichters mit großem Interesse lesen.

Wendische Märchen und abergläubische Gebräuche. Von Veckenstedt. (Graz, Leuschner & Lubensky.) Das Buch ist eine wirkliche Bereicherung unserer Sagenwissenschaft. Es ist dem Verfasser gelungen, eine ansehnliche Fülle von neuen Sagengestalten und mythischen Namen aus dem wendischen Volksleben für die Sagengeschichte zu gewinnen. Ein Theil der Sagen giebt ein Bild von der Verbreitung und Ausgestaltung schon bekannter Sagen; die Zwerge, Nixen, Nachtjäger, Hexen, die Erzählungen von versunkenen Glocken muthen uns befreundet an, und selbst Erzählungen von Nixen kommen vor, welche der Loreleydichtung so ähnlich sehen, daß noch einmal die Frage auftaucht, ob nicht Brentano doch aus dem Brunnen der Sage geschöpft, als er sein Gedicht erfand. Anderes eröffnet wiederum ganz neue Bereiche der europäischen Sage. Der Verfasser giebt den Schatz ohne erläuternde Anmerkungen. So ist es auch für den weiteren Kreis der Gebildeten ein Märchenbuch voll poetischen Zaubers. Die Sagenforschung wird dann sicher die Verarbeitung des wichtigen neugewonnenen Materials bald beginnen.

Der blaue Schleier. Novelle von A. Roland. (Gotha, Windaus.) Wer ist A. Roland? Niemand kennt ihn, noch Keiner hat „seines Geistes einen Hauch verspürt", und doch muß es eine schon gereifte, muß es eine durch reiche Lebenserfahrung mächtig vertiefte Natur sein, die hier zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit tritt und ihre ernsten Züge mit dem Schleier der Pseudonymität verhüllt. — Schon äußerlich trägt das Büchlein ein originelles Gepräge — alterthümelnd ist der lateinische Druck, ist das pergamentartige Papier, ist die sonstige Ausstattung. Aber auch der Geist, der uns aus diesen Blättern entgegenweht, stammt wie aus einer längst verklungenen Zeit. In allen Stücken setzt sich dieses Büchlein in Gegensatz zu unseren Tagen; — wer verschlösse heute

wohl keusch zurückhaltend die Schätze seines Wissens, den Reichthum seines poetischen Empfindens in tiefster Brust bis zum gereiften Mannesalter, heut', wo fast jeder Jüngling drucken läßt, was er weiß, oft auch mehr, als er weiß?! Der Stil Roland's, fernab von jeder Phrase, sticht seltsam ab von der pointirten, scharfgewürzten Schreibweise der Gegenwart und erzielt doch mit diesen einfachen Tönen ergreifende Wirkungen. Nicht ohne tiefe Erregung wird der Leser dieses kleine Buch aus der Hand legen, welches ein psychologisch tief und wahr erzähltes Erlebniß behandelt und originell genug ist, zu seinem Helden „den Oberkellner oder auch den eleganten Geschäftsführer eines modernen Hotels" zu haben. Daß und wie es möglich war, eine solche Figur mit dem Zauber des poetischen Interesses zu bekleiden, mag der Leser aus der Novelle selbst erkennen.

* * *

Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Von Joh. Scherr. Siebente Aufl. — 1870—71. Von Joh. Scherr. Zwei Bände. (Leipzig, Otto Wigand.) Die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Schreibweise Scherr's sind allgemein bekannt. Seine große Derbheit ist nicht Jedermanns Sache, und seine Wortbildungsmanie ebenfalls nicht. Aber wer sich über diese Eigenarten hinwegsetzt, der wird in allen Werken dieses Schriftstellers eine reiche Fülle von Anregung und Belehrung empfangen. Daß seine deutsche Culturgeschichte bereits in siebenter Auflage vorliegt, ist gewiß das günstigste Zeichen für den Werth des Buches und seiner Aufnahme in Deutschland. Scherr beladet seine Werke nicht mit schwerer Gedanken- und Citatenfracht; er erzählt frischweg, knapp und derb, meist auch geistvoll und interessant die ganze Culturentwickelung des deutschen Volkes von den Tagen der alten Germanen an bis zur Gründung des neuen deutschen Reiches. — Auch in dem zweiten Werke kann Scherr weder seine Sympathien noch auch seine Antipathien im geringsten verbergen; so sehr er sich bemühen mag — der Franzosenfresser blickt aus jeder Zeile des Buches, dem die starkgeistige Individualität des Autors ganz besonders aufgeprägt ist. Abgesehen hiervon bietet aber das Werk eine so interessante Darstellung des deutsch-französischen Krieges, eine so reiche Fülle von neuen Mittheilungen aus den wichtigsten Quellen, daß es Allen, die sich über jene weltgeschichtlichen Begebenheiten genauer unterrichten wollen, warm empfohlen werden kann.

Culturgeschichte des Judenthums. Von Otto Henne am-Rhyn. (Jena, Verlag von H. Costenoble.) Der erste Versuch eines Nichtjuden, die merkwürdige culturgeschichtliche Entwickelung des jüdischen Stammes von den biblischen Zeiten bis auf die Gegenwart historisch darzustellen. Der Verfasser hat alle ihm zugänglichen Quellen fleißig benutzt und zu einem anschaulichen Gesammtbilde vereinigt, dem nur die reine Objectivität des über den Parteien stehenden Forschers fehlt, um auch auf wissenschaftlichen Vollwerth Anspruch machen zu können.

Illustrirter Kalender für das Jahr 1881. (Leipzig, Verlag von J. J. Weber.) Seit sechsunddreißig Jahren erscheint dieser Kalender mit größter Regelmäßigkeit als einer der ersten Boten des nahenden Jahres und bietet stets eine überreiche Fülle statistischen und culturhistorischen Materials, schön ausgeführter Illustrationen. Der Kalender ist so thatsächlich ein Führer durch die Zeitgeschichte, der fast unentbehrlich geworden ist. Von den übersichtlichen Darstellungen hat uns am besten die volkswirthschaftliche und geographische gefallen, während wir der literarischen etwas größere Objectivität gewünscht hätten. Gelungene Porträts von Roon, Haymerle, Grevy, Simson, Ebers, Bret Harte, Weber, B. v. Cotta, Adelaide Ristori und Adeline Patti bilden einen besonderen Schmuck des stattlichen Bandes.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Louison.

Novelle

von

Heinrich Laube.

I.

Es war Frühling und die Sonne schien. Sie schien zu Brüssel in ein großes Gemach, welches artig möblirt war und in dessen Mitte ein großer Tisch stand, ein Arbeitstisch zum Schreiben. Links und rechts lagen Folianten auf dem Tische.

An diesem Tische saß und schrieb ein schöner Mann in sauberer Kleidung. Er hatte einen schwarzen Lockenkopf; sein Antlitz war edel geformt und im unteren Theile von einem glänzend schwarzen Vollbarte bedeckt.

Der Mann hieß Rambert und war ein Professor aus Paris. Seit einem Vierteljahre fast war er in Brüssel und wohnte in einem Gartenhause der Vorstadt. Er war ein Geschichtschreiber und studirte in den Archiven und Bibliotheken Brüssels die Zeit Karl's V., dessen Geschichte er schreiben wollte; oder richtiger: aus dessen Geschichte er einen Essay, eine Charakteristik Karl's V. bilden wollte. Er war eine Künstlernatur, und er suchte sich für seine historische Wissenschaft künstlerische Formen. Lange Bücher waren ihm zuwider.

Um gute Luft zu haben, hatte er sich in Brüssel nach einer Gartenwohnung umgesehen und sie beim Gärtner Miot gefunden mitten in einem großen Garten. Papa Miot und dessen Frau bewohnten das Parterre, Professor Rambert den ersten Stock, in welchen jetzt die Frühlingssonne breit hereinschien.

Herrn Rambert war dies angenehm, denn der Winter war sehr kalt gewesen und die Sonne verkündete nun denn doch dessen Ende. So las er mit Behagen ein Actenstück, welches ihm einige besondere

Details über Karl V. verrieth, wie er sie just für seine Schilderung brauchte — da klopfte es an seiner Thür. Es war ihm unangenehm, gerade jetzt gestört zu werden, aber er war ein in französischer Höflichkeit auferzogener Mann, und er rief nicht unfreundlich: „Herein!“

Es war Frau Miot, die Hausfrau, welche unter Verbeugungen eintrat. Sie war nicht groß, aber dick. Das Antlitz mochte in der Jugend hübsch gewesen sein, die Jugend jedoch war schon lange dahin, und jetzt war es fast gewöhnlich. Auch die Stimme war nicht gerade angenehm, aber sie hätte sich anhören lassen, wenn die Rede kürzer gewesen wäre, als sie zu sein pflegte.

Jetzt entschuldigte sie sich beim Herrn Professor wegen ihrer zudringlichen Störung oder, wie sie sich unnützerweise verbesserte, wegen ihrer störenden Zudringlichkeit, aber sie und ihr stiller Mann bäten um die Unterstützung des Herrn Professors.

„Unterstützung? Womit? wozu?“

„In Sachen unserer Tochter, der Louison.“

„Was fehlt Ihrer Louison?“

„Alles Mögliche. Zunächst Verstand, Bescheidenheit und Geduld.“

„Mehr nicht?“

„Nein, mehr nicht. Sie ist heut' Morgen aus dem Kloster entlassen worden. Die Zeit ihrer Erziehung dort, die wir redlich bezahlt haben, ist abgelaufen; jetzt ist sie gebildet.“

„Ist sie das?“

„Ja; sie ist fertig. Sie hat alles Erdenkliche gelernt, viel mehr als ich. Nun aber geht der Spectakel los.“

„Wie so?“

„Sie will aufs Theater.“

„Ah?!“

„Sie kennen sie ja, werther Herr Rambert, Sie haben sie jedesmal gesehen und gehört, wenn sie Ferientage hatte und hier war. Sie wissen, daß sie hübsch ist, sehr hübsch.“

„Allerdings.“

„Daß sie eine helle Stimme hat und schön singt.“

„Nicht immer richtig.“

„Das macht die Jugend; das findet sich. Sie ist ja kaum sechzehn Jahre alt. Na, und lustig ist sie und urkomisch. Sie kann lachen, daß man absolut mit lachen muß, und weinen kann sie auch, daß es einen Stein erbarmt. Das konnte sie von frühauf, wenn ihr etwas abgeschlagen wurde und sie sich kreuzunglücklich fühlte. Man hielt ihr Weinen nicht aus, so erbärmlich wurde Einem dabei zu Muthe; man mußte nachgeben, mußte ihr ihren Willen thun.“

„Mußte sie verziehen.“

„Meinen Sie? Miot meint's auch. Aber wer ist besonders schuld? Miot, mein Mann. Er läßt sich Alles von dem Mädchen gefallen, und hinterher schilt er, wenn man ihr Alles nachgesehen hat. Kurzum, jetzt ist die Pastete so gut wie gebacken, jetzt heißt's: sie kann lachen und weinen, wie man's auf dem Theater braucht, und jetzt will sie durchaus zum Theater. Und das will nun der Miot nicht zugeben. Warum nicht? Der Moral wegen. Louison könnte unmoralisch werden, das heißt Schulden machen, Liebschaften anfangen und unseren Herrgott vergessen. Das ist nun wohl zu viel auf einmal, aber das Eine ist richtig: eine solide Heirath kommt selten zu Stande mit einer Schauspielerin. Sie tändeln zu viel, wollen zu hoch hinaus, weil sie gar zu schöne Gelegenheit kriegen, und weil sie sich einbilden, die Schönheit und Liebenswürdigkeit könne kein Ende nehmen. Und sparen thun sie ja alle nicht, die Komödianten! Was soll man da sagen?“

„Man soll zuerst fragen, ob das Mädchen Talent hat!“

„Talent? Na, wie gesagt, das hat

sie wohl, das Talent. Aber Miot sagt auch, der Herr Professor Rambert sollte erst gefragt werden, der verstände das mit dem Talente. Sie verstehen's?"

„Das versteht kein Mensch."

„Warum nicht gar!"

„Man kann nur vermuthen. Man kann nur sagen: es ist wahrscheinlich, oder es ist nicht wahrscheinlich."

„Das wär' nicht viel — na, da kommt sie ja selbst mit dem Vater! Verzeihen Sie nur unsere Aufdringlichkeit!"

Papa Miot, die Louison an der Hand, trat ein und verbeugte sich. Louison knixte.

Papa Miot hatte schon weißes Haar. Dies Mädchen, sein einziges Kind, war ihm erst spät in der Ehe geboren worden, und war sein Herzblättchen. Aber er war ein solider Bürger, welcher sein Gartengeschäft — er zog Sämereien und junge Bäume — ehrlich betrieb und vor einer Theaterlaufbahn seines Kindes eine instinctive Furcht hegte. Das sagte er jetzt mit wenig Worten und bat Herrn Rambert, dem Mädchen die Thorheit auszureden.

Das Mädchen lachte dazu, und zwar gutmüthig. „Herr Rambert," sagte sie übrigens, „versteht das besser."

„So? Woher weißt du denn das?"

„Ei, Sie sind ja aus Paris, wo das Komödienspiel zu Hause ist, und Sie haben mir ja neulich gesagt, daß es eine schöne Kunst sei; neulich, als Sie mich an meinem Ferientage mitgenommen haben ins vornehme Theater in der oberen Stadt. Es war so schön, und der putzige Liebhaber war so komisch!"

Dazu lachte sie wieder, und das stand ihr allerliebst.

Sie war, obwohl kaum sechzehn Jahre alt, von voller Mittelgröße und bildhübsch. Rabenschwarze Haare, schwarze Augenbrauen und dunkle Augen schattirten ein Antlitz und einen Hals von blendender Weiße. Die Röthe auf den Wangen und dem kleinen schwellenden Munde forderten gleichsam zum Kusse heraus, und wenn sie die Lippen öffnete beim Sprechen oder Lachen und die kleinen blendenden Zähne zeigte, da gefiel sie Jedermann über die Maßen. Und über all' diese Aeußerlichkeiten strahlte eine unschätzbare Eigenschaft: sie war sympathisch, man hatte sie sogleich lieb.

Auch Professor Rambert hatte sie gern, und es schien ihm nicht besonders ernst zu sein, als er jetzt darauf ausging, ihr abzurathen.

„So schnell geht das nicht mit dem Komödienspiele," sagte er lächelnd, „da muß Unterricht vorhergehen."

„Auf den Unterricht wart' ich ja."

„Und dann kommt die Prüfung, ob Talent vorhanden ist."

„Talent hab' ich gewiß, das weiß ich."

„Woher weißt du's?"

„Wir haben im Kloster oft insgeheim Komödie gespielt, und da war ich immer die Beste. Das sagten die Anderen alle."

„Das beweist nur, daß die Anderen wenig oder kein Talent hatten. Bis jetzt kannst du noch gar nichts. Du kannst nicht stehen, nicht gehen, dich nicht setzen und kannst vor allen Dingen noch nicht sprechen."

„Ah!" riefen alle drei, Vater, Mutter und Tochter.

„Geh' einmal da hinüber zum Sopha!"

Sie ging.

„Siehst du! Die Füße stehen einwärts, der Schritt ist ungleich. Wenn dich Jemand anstößt, so wirst du umfallen, weil du künstlich gehen willst und kein Gleichgewicht hast. Jetzt setz' dich aufs Sopha! — Ho! das heißt fallen, nicht sich setzen. Steh' auf! — Das ist zu brüsk, das heißt aufspringen. — Und nun sprich!"

„Was denn?"

„Da aus dem Buche auf dem Sophatische. Das ist die Phèdre von Racine.

Schlag auf und lies vor, gleichgültig wo du anfängst."

Sie las mit lauter Stimme.

„Verstehst du, was du da liesest?"

„Nein."

„Siehst du! Was der Sprecher nicht versteht, das versteht der Hörer auch nicht. Du mußt also erst verstehen lernen."

„Ja, das sind Verse, und da steht ‚Tragédie'. Ich will keine Tragödie sprechen, ich will lustig sprechen."

„Auch um lustig zu sprechen, mußt du gut sprechen können, sonst mögen die Zuhörer deine Lustigkeit nicht."

Sie ließ die Arme sinken und sah betrübt aus. Dann kam sie langsam bis dicht zu Herrn Rambert: „Helfen Sie mir, daß ich das Alles lernen kann. Ich werd's schon lernen, wenn's auch noch so schwer ist. Bitte!"

Es trat eine Pause ein. Endlich sagte Herr Rambert: „Zum Gehen und Stehen, zum Niedersetzen und Aufstehen brauchen wir einen Tanzmeister. Den wollen wir im Théâtre de la monnaie suchen, wohin wir heut' Abend zusammen gehen wollen."

Louison jauchzte auf.

„Kauf' eine Loge! Hier hast du Geld dazu. Sprechen werd' ich dich lehren. Des Abends. Adieu!"

Tochter und Mutter gingen ab. Papa Miot aber blieb stehen und schüttelte den Kopf.

„Abwarten, Vater Miot!" sagte Herr Rambert, „abwarten! Wenn kein vollständiges Talent vorhanden, dann werd' ich abrathen. Sie müssen dann dafür sorgen, daß mein Abrathen was hilft. Das junge Ding hat ersichtlich einen starken Willen, und Sie sind schwach ihr gegenüber."

„Nein."

„Ist aber Talent vorhanden, dann liegt eine schöne, reiche Laufbahn vor ihr; denn sie ist sehr hübsch."

„Immer eine gefährliche Laufbahn."

„Allerdings. Alter Freund, wir sind Alle täglich und stündlich von Gefahren umringt. Jedenfalls können wir's nicht ändern, denn so ein Beruf pocht unwiderstehlich. Sie ist ja doch in guten Grundsätzen erzogen?"

„Ja."

„Und ist ehrlich?"

„Grundehrlich."

„Also abwarten, Papa Miot. Adieu!"

Rambert war nicht vom Sessel aufgestanden und sah jetzt dem langsam abgehenden Gärtner nach, eine ganze Weile. Dann wandte er sich zu seinen Archivschriften und sagte vor sich hin: „Immerhin eine Abwechselung, welche interessiren kann."

Er hatte viel erlebt, dieser Herr Rambert. Sein stattliches Aeußere, seine angenehmen Formen hatten ihm viel Glück gebracht beim weiblichen Geschlechte. Aber er meinte, in diesem Betrachte fertig zu sein mit der Welt. Er trug keinerlei Verlangen, er war ganz kühl geworden, um nicht zu sagen blasirt. Blasirt war er nicht. Aber auch dieser reizenden Knospe Louison gegenüber ging nicht ein Schatten von Liebesgedanken durch seinen Sinn. Es war nur Wohlwollen, es war ein Kunstinteresse, welches er empfand. Sein Wesen war zur Reife eines Künstlersinnes ausgebildet, und seine äußerliche Lage bot ihm alle Hülfsmittel. Er war reich und ganz unabhängig. Er hatte gar keine Verwandte und hatte nie das Bedürfniß einer Heirath empfunden. Behaglich war er durch alle Reize des Lebens hindurchgegangen und hatte an allen Theil genommen. Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Musik, Theater, alles das war ihm nahe gewesen in Paris. In seiner Wohnung dort hatte er schöne Gemälde und Bildwerke, musikalische Instrumente und eine ausgesuchte Bibliothek. Das Theater hatte ihn stets interessirt; er war aber vorzugsweise ein Habitué des Théâtre

français. Die künstlerische Tradition dieses ersten Theaters war ihm geläufig, er las selbst Stücke vor mit bester Wirkung — nur die eigene Hervorbringung, das was man Production nennt, war ihm versagt in alle dem. „Der Mensch kann nicht Alles haben und muß sich begnügen, verstehen und genießen zu können.“ So sprach er, und zu der dramaturgischen Aufgabe mit dieser munteren Louison lachte er wie zu einer harmlosen Unterhaltung in seinem stillen Leben zu Brüssel.

* *
*

Er war des Abends mit Louison im Theater gewesen und hatte mit Staunen und Vergnügen gesehen, wie sehr das Mädchen an der Vorstellung des Stückes theilnahm, mit welchem Eifer sie der Handlung folgte, wie treffend ihre hastig herausgestoßenen Bemerkungen waren über den Gang des Dramas und über die Leistungen der Schauspieler. „Sie ist ein dramatisches Talent!“ hatte er sich sagen müssen, und außerdem hatte er gehört, wie in der Nebenloge ein Herr zu einem anderen sagte: „Dies schöne Mädchen muß eine jüngere Schwester der Patti sein; aber sie ist noch schöner.“

Louison war größer und voller als die Patti und hatte vor dieser trefflichen, aber bleichen Sängerin die lebensvollen Farben des Antlitzes voraus.

Diese halblaut gesprochene Aeußerung hatte auf Rambert einen starken Eindruck gemacht. Man muß wissen, hatte er sich gesagt, wie sie den Leuten erscheint; dies ist bei einer Schauspielerin entscheidend.

Er hatte also mit Zuversicht die Erziehung Louison's begonnen und beginnen lassen. Vormittags unterrichtete im Erdgeschoß eine weise Tanzlehrerin, und Abends kam Louison in den ersten Stock herauf zu ihm, um vorzulesen und im Sprechen geübt zu werden.

Die weise Tanzlehrerin war entzückt über ihre Schülerin. Nicht sowohl über ihre Fortschritte in der Haltung und in den Verbeugungen de rigueur als über das ganze Wesen des reizenden, ja bezaubernden Geschöpfes. Eine Laufbahn erster Classe prophezeite sie, alle Männer würden sich sofort verlieben, und die Frauen würden nichts dagegen haben, denn Louison mache durch freundliche Güte auch den Frauen einen gewinnenden Eindruck.

Rambert dagegen war von dem Erfolge seines Unterrichts ganz und gar nicht entzückt, ja er war bestürzt darüber. Louison traf den Ton für die Racine'schen Verse gar nicht, sie blieb schülerhaft im Ausdruck, und wo Empfindung hervortreten sollte, da zeigte sich Unzulänglichkeit. Sie schnappte gleichsam danach, Gefühl aus sich herauszupumpen, und das gelang nur sehr unvollkommen. Es kam gezwungen zum Vorschein und deshalb unwirksam.

Louison selbst mußte das Alles zugestehen und war betrübt darüber.

Endlich sagte sie einmal: „Aber, Herr Rambert, warum lassen Sie mich immer nur Verse lesen und schwere Reden? Ich will ja nicht tragische Rollen spielen!“

„Das verstehst du nicht, Kind,“ erwiderte er; „jegliche Rolle, auch die heitere, beruht darauf, daß die Sprache gebildet sei. Die gebildete Sprache ist unerläßliche Grundlage, wenn überhaupt von Kunst des Schauspiels die Rede sein soll. Und wenn man keine Künstlerin ist auf der Bühne, so ist man eine Handwerkerin, für welche sich gebildete Leute nicht interessiren.“

Diese herben Worte waren des Abends gesprochen worden, und still, ohne Widerrede war Louison fortgegangen.

Am anderen Morgen war sie verschwunden. Die Mutter kam entsetzt um Mittag zu Herrn Rambert hinauf und berichtete schluchzend: das Kind müßte

durchgegangen sein, auch ihre Kleider wären fort. Der Herr Professor müsse sie wohl gemißhandelt haben, denn von ihm hinunterkommend, habe sie bitterlich geweint.

Rambert war erschrocken. Er war allerdings, wie es ihm jetzt schien, hart gewesen gegen das Mädchen, und sein Gewissen flüsterte einen Augenblick: Am Ende hast du da eine Dummheit gemacht.

Der Anblick des Papa Miot quälte ihn geradezu. Lautlos stand der alte Mann da und faltete die Hände. Das Mädchen war sein Alles, und sein nasser Blick fragte den Professor: Haben wir's verschuldet, daß ich sie nicht mehr habe?

Und nun kam die weise Tanzlehrerin, um Unterricht zu geben. Sie schlug, nicht ohne Grazie, die Hände über dem Kopfe zusammen und rief die aufklärenden Worte: „Louison ist auf irgend ein Theater gegangen und wird zu Grunde gehen. Ein so junges, so schönes Mädchen ganz allein, jeglicher Verführung ausgesetzt; mon dieu, mon dieu, was thun?!"

„Einen Theateragenten aufsuchen und hierher schicken, Madame," sagte Rambert, „welcher Nachforschung anstellt bei allen Bühnen, zunächst hier in Brüssel, dann in der Provinz."

„Und dann in Frankreich!" setzte die Tanzlehrerin hinzu.

„Warum nicht gar! So weit geht's nicht im Handumkehren. Hat sie denn Reisegeld?"

„Vermuthlich," sagte betroffen Vater Miot. „In meiner kleinen Kasse, die nicht verschlossen war, fehlen hundert Francs."

„Damit kommt sie nicht weit. Also den Agenten, Madame, den Agenten!"

Madame Tanzlehrerin eilte fort, so schnell es ihre grundsätzlich zierliche Gangart zuließ.

Binnen einer Stunde war ein Theateragent zur Stelle. Er kannte Louison, denn er hatte sie neben dem Herrn Professor Rambert im Theater gesehen, und er hatte, wie er versicherte, sogleich die künftige dramatische Künstlerin in ihr entdeckt. So sähe man nur aus, wenn man von Rasse wäre. Er hätte ihr schon Anträge machen wollen, und jetzt werde er sie — das unterliege keinem Zweifel! — sofort ausfindig machen, wenn Geld daran gewendet werde, Geld!

Der Herr Professor gab ihm Geld, und gab ihm reichlich.

Aber Tag um Tag, Woche um Woche verging, und Louison wurde nicht entdeckt.

Wo war sie? — Sie hatte sich recht unscheinbar gekleidet, hatte ein Eisenbahnbillet für die letzte Classe nach Valenciennes — also nach Frankreich — gelöst, war dort recta zum Schauspieldirector gegangen und hatte sich zum Engagement gemeldet.

Der Director war frappirt gewesen von der jugendlichen Schönheit und Anmuth des Mädchens und hatte gleich ja gesagt. Dann erst hatte er sie gefragt, was sie für ein Repertoire habe.

Sie hatte erwidert: „Ich spiele jede Rolle, wenn ich die Rolle über Nacht im Hause habe."

„Ah so!" hatte er gelacht, „also gar kein Repertoire! Am Ende noch gar nicht gespielt?"

„O ja. Aber nicht öffentlich. Glauben Sie mir getrost: von heut' zu morgen spiel' ich jede Rolle."

Er glaubte es zwar nicht, aber sie gefiel ihm so, daß er sie behielt und ihr zunächst ein paar kleine Rollen zutheilte, ja ihr sogar vorschußweise eine kleine Gage auszahlte.

Sie miethete sich bei einer bescheidenen Bürgerfamilie ein ganz kleines Stübchen und war bei ihren Miethsleuten schon nach ein paar Tagen wie ein Kind vom Hause eingerichtet. Sie besaß eben eine entgegenkommende Freundlichkeit und ein so liebevolles Wesen, daß Jedermann meinte, sie

sei ihm besonders gewogen. Wohlgefälligkeit, diese Gabe des Himmels, war ihr in die Wiege gelegt worden.

Die erste Probe kam, eine kleine Scenenprobe für sie, und alle Mitglieder des Theaters hatten sich als Zuschauer eingestellt. Der Director hatte überall gesagt: ein wunderschönes Geschöpf, ein offenbares Genie sei diese Novize! Da wollten denn die Schauspieler die Schönheit genießen, und die Schauspielerinnen wollten sie kritisiren, um der Uebertreibung widersprechen zu können. Man übertreibt ja immer, sagten sie, bei solcher Gelegenheit, und besonders ein Director thut das, um Zulauf herbeizulocken.

Sie probirte ganz geschickt, aber zu ihrem eigenen Erstaunen ängstlich. Tapfer war sie aufgetreten, als es aber ans Sprechen kam, da fing sie an, sich zu fürchten. Daran, dachte sie, ist der Professor schuld! Sie sprach beklommen und machte den Eindruck einer gewöhnlichen Anfängerin. Des Abends ging's nicht besser. Alle Welt jedoch fand sie sehr hübsch.

Der Director wurde still, und seine Hoffnung auf ein Kasse machendes Genie sank tiefer und tiefer, da eine zweite und dritte Rolle nicht besser ausfiel.

Louison aber wurde in ihrer kleinen Wohnung — zum Staunen ihrer Vermiether! — sehr viel besucht von eleganten Männern, welche ihr sämmtlich versicherten, daß sie eine ausgezeichnete Künstlerin wäre.

Louison lachte zu diesen Versicherungen. Einzelne dieser Herren bewarben sich zudringlich um ihre Gunst — sie lachte auch dazu und öffnete rasch die Thür zu ihren Wirthsleuten unter dem Vorwande, daß es zu warm in ihrem Zimmerchen geworden wäre.

Ihre Wirthin war eine ganz kluge Frau und noch nicht alt. Sie erklärte ihr, was diese zudringlichen Herren wollten. Louison sagte: „Aha!“ und nickte. Die Wirthin setzte hinzu, diese Herren würden ihr auch Geld geben, viel Geld!

Darauf erwiderte Louison: „Das Geld könnt' ich wohl brauchen, aber was die Herren dafür haben wollen, das würde meinem guten Vater gar nicht gefallen, und das gefällt mir auch nicht. Und ich brauche auch noch etwas nöthiger als Geld.“

„Was denn?“

„Ich brauche Uebung, um die dumme Angst los zu werden, und ich muß was lernen. Hier mit den kleinen Röllchen werd' ich die Angst nicht los, und ich lern' auch nichts. Ich bilde mir ein, wenn ich ordentliche große Rollen zu spielen hätte, da würde ich mit der größeren Rolle auch größere Courage kriegen. Man hat da mehr im Sinn und in der Hand, man ist nicht gleich fertig und kann in einer nächsten Scene gut machen, was man in der früheren verdorben hat. Ich glaube beinahe, ich sollte ein kleineres Theater aufsuchen, wo ich mehr zu thun kriegte. Außerdem ängstige ich mich freilich auch um meinen Vater, der nicht weiß, wo ich bin. Alle Tage will ich ihm schreiben. Aber wenn sie zu Hause erfahren, wo ich bin, da holen sie mich fort und lassen mich nicht weiter spielen. Richtig! Ich werde ihnen doch schreiben, aber ich werde den Ort nicht angeben, von wo ich schreibe. Morgen aber — erschrecken Sie nicht, ja so soll's werden! — morgen werd' ich von hier durchgehen und mir einen kleineren Ort suchen, wo nur ein kleines Theater ist und wo ich Rollen bekomme. Habe ich Recht?“

Die Frau Wirthin sagte, das verstände sie nicht; und am anderen Tage war Louison wieder verschwunden.

* * *

Rambert war nicht mehr in Brüssel, als Louison's Brief ankam. Die Verzweiflung der Eltern hatte ihn gepeinigt, er war nach Paris zurückgekehrt.

Hier bewohnte er in den Champs Elysées ein Haus, welches ihm gehörte. Es war nicht groß, aber es bot für einen einzelnen Herrn überflüssigen Raum. Es war ein Stockwerk hoch, und der erste Stock enthielt sechs Zimmer: einen großen Salon, ein großes Arbeitszimmer, ein Bibliothekzimmer, ein Schlafzimmer, daneben ein Ankleidezimmer und ein Badezimmer. Dort wohnte er ganz allein. Im Erdgeschoß rechts vom Eingang war sein Speisezimmer, Rauchzimmer, Billardzimmer und Garderoberaum. Links vom Eingange war die Wohnung für Diener, Wirthschafterin, Köchin, Stubenmädchen und die Küche. Kutscher und Reitknechte wohnten bei der Stallung, welche seitwärts am Garten stand und für sechs Pferde, Wagen- und Reitpferde, Raum bot. Der Garten hinter dem Hause war nicht groß, aber reich an großen Linden- und Ahornbäumen.

Er fuhr oder ritt täglich mehrere Stunden aus. Vorzugsweise ins Bois de Boulogne und darüber hinaus, zuweilen auch durch die ganze Stadt Paris. Es interessirte ihn, was da gebaut wurde und was da vorging. Abends fuhr er ins Théâtre français oder in die Oper, in die große Oper wie in die komische. In anderen Theatern sah er nur erste Vorstellungen an, und zwar nur im Gymnase, Vaudeville, Odéon und den Variétés. Die ferneren Boulevardtheater unter jeweiliger Ausnahme der Porte St. Martin besuchte er gar nicht. La Gaité, Ambigu comique und so weiter waren nicht seine Sache.

Bei seiner Rückkehr von Brüssel war er recht verstimmt. Das Verschwinden dieser Louison machte ihm Sorge, weil er sich einige Schuld beimaß. Aergerlich theilte er dies seinem Freunde Juron mit. Freund ist nicht das richtige Wort, er hatte eigentlich keinen Freund. Er war wohl zu sehr Egoist, um Freundschaft zu hegen; es fehlte ihm in seiner unabhängigen Lage an dem Bedürfnisse eigentlicher Freundschaft, und es fehlte ihm an Hingebung. Juron, mit welchem er viel verkehrte, war ihm nur ein Genosse. Er sah ihn gern bei sich, weil er durch ihn Alles erfuhr, was in Paris vorging, die literarische Welt betreffend wie die politische und gesellschaftliche. Der Familienklatsch, der Umgangsklatsch fehlte dabei nicht, und er bringt doch eine gewisse Mannigfaltigkeit herbei.

Er selbst, Rambert, verkehrte mit Familien und mit der Gesellschaft überhaupt gar nicht. „Das nimmt nur in Beschlag," sagte er, „kostet Zeit, verlangt Theilnahme für unnützen Kram und belastet oft mit lästigen Verpflichtungen."

Juron war sein Widerspiel. Nicht daß er mehr Herz für Andere gehabt hätte; o nein! er war ganz herzlos, was man von Rambert durchaus nicht sagen konnte. Juron war der Unterhaltung bedürftig, der Abwechselung. Er wollte von Allem wissen, er wollte überall zusehen; und da er ein Mann von Geist war, so hatte ihn dies sein Naturell zur Schriftstellerei in den Journalen geführt. Indessen schrieb er zunächst nur kleine Artikel, sogenannte Entrefilets, welche in ihrer scharfen Fassung vielen Journalen willkommen waren. Sie wurden ihm auch gut bezahlt, und das war für ihn nicht unwichtig, denn er war ohne Vermögen. Wohl auch deshalb hielt er so treu zu Rambert, dessen freigebiger Haushalt mancherlei Bequemlichkeit bot. Von Hause aus Jurist, hatte er doch diese Laufbahn aufgegeben, weil sie ihm zu trocken war und weil man ihm bei Zeiten gesagt, daß er gut schriebe.

Junggesell war er wie Rambert, und

ans Heirathen dachte er so wenig wie dieser. Aber er hatte niemals wie Rambert edle Neigungen gepflegt, welche vergangen waren und volle Stille zurückgelassen hatten. Diese Stille war bei Rambert doch nicht ganz ohne edle Erinnerung. Juron war vom Liebesleben mit Frauen keine Spur im Herzen geblieben. Dabei war er ganz im Gegensatze zu Rambert immer verliebt. Ein angehender Vierziger wie Rambert, aber von ungünstigem Aeußeren — er war lang, mager und sein Kopf mit wenig Haaren sah verdrießlich aus — war er gewissermaßen auf ein Raubleben angewiesen im Liebesbedürfnisse. Das gelang ihm zuweilen in überraschender Weise, weil er gefürchtet war bei Sängerinnen, Tänzerinnen und Schauspielerinnen, welche nicht öffentlich gesagt haben wollten, daß ihr schön aussehender Pfirsich doch einen schwarzen Punkt habe, gefürchtet wegen der gefährlichen Entrefilets.

Er speiste oft bei Rambert, welcher eine sehr gute Küche führte, und Rambert erzählte ihm denn gleich beim ersten Wiederbegegnen, warum er verstimmt sei wegen Louison.

Juron lachte und meinte, dieser Vogel Louison sei ja leicht einzufangen. „Du bist verliebt in sie?"

„Bewahre!"

„Oder noch ärger: du liebst das Mädchen! Denn du beschreibst sie ja wie einen Zauber von Anmuth."

„Herr Gott nein! Ich bin weder verliebt in sie, noch lieb' ich sie. Louison ist ja noch ein Kind, und mir ist gar kein Liebesgedanke nahe getreten bei dem angenehmen Kobolde. Aber wie findet man sie auf?"

„Soll ich's besorgen?"

„Wenn du kannst!"

„Freilich kann ich's. Theaterpersonal, soweit es französisch spricht, ist hier in Paris unfehlbar zu entdecken. Miot heißt sie?"

„Ja."

„Ich besorg' es."

Das war leicht gesagt, aber schwer gethan. Sie hieß auf dem Theaterzettel eben nicht Miot. Nach einiger Zeit mußte Juron eingestehen, daß es nicht gelinge, eine Demoiselle Miot aufzufinden. „Aber," setzte er endlich weise hinzu, „vielleicht nennt sie sich nicht Miot!"

„Wer weiß es!"

Da kam ein Brief von Mama Miot an den Herrn Professor. Er war nicht allzu orthographisch, aber er berichtete doch klar, daß die Tochter endlich geschrieben habe, daß sie wirklich Theater spiele und sich wohl befinde. Papa möge ihr Alles verzeihen. Leider habe sie vergessen, den Ort anzugeben, von welchem aus sie geschrieben, der Agent jedoch habe gesagt, das könnte man aus dem Poststempel erfahren, und da habe man mit Mühe zusammenbuchstabirt, daß der Ort Valenciennes heißen müsse.

„Na, da haben wir ja, was wir brauchen. Also nach Valenciennes, wenn du Reisegeld daranwenden willst!"

„Das muß ich wohl," sagte Rambert, „meines Gewissens halber. Willst du vielleicht selbst —?"

„Ich selbst. Ein schönes Mädchen zu entdecken und —"

„Juron, keine Späße! Das Mädchen ist rein wie Morgenthau."

„Der bereits einige Monate im Theater liegt, ja doch — einerlei, ich reise morgen."

* *
*

Er fand sie natürlich nicht. Sie war indeß nur einige Stationen weit bis nach St. Quentin gekommen und hatte dort einen alten wohlerfahrenen Director gefunden, welcher klüger war als der in Valenciennes. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit hatte er wie dieser zu schätzen gewußt, aber er hatte sie geschick-

ter ausgefragt und sie erst infolge einer intimen Unterhaltung engagirt. „Sie sind," hatte er gesagt, „was wir eine ‚ingénue' nennen, und müssen also ganz anders beschäftigt werden, als man's in Valenciennes gethan. Hier sind drei Rollen. Flugs lernen und dann zu mir kommen. Des Abends nach der Vorstellung. Da nehmen wir sie zusammen durch, fröhlich und dreist, und ich sage Ihnen einige kleine Hülfsmittel. So wird's rasch vorwärts gehen."

Und so war's auch gegangen. Er hatte sie frei gemacht von Allem, was ihr Rambert eingetrichtert, ganz frei. Sie durfte und mußte ganz ungenirt sprechen, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Mit höheren Worten: sie mußte und durfte sich ganz ihrem Naturell hingeben und sich um gar nichts weiter kümmern.

Das gerieth gleich beim ersten Male gut. Man applaudirte. Augenblicks wuchs ihr Vertrauen, ihre Angst wich hinweg wie ein Nebel, sie gab sich der Situation rücksichtslos hin, ließ sich fröhlich gehen und wurde binnen wenig Wochen ein Liebling des Publikums von St. Quentin.

So stand's mit ihr, als Juron durch St. Quentin reiste, ohne zu ahnen, daß sie dort wäre. Er kam nach Valenciennes und fand keine Demoiselle Miot auf dem Theaterzettel, und auch im Theater, wo er nachfragte, kannte man keine. Auch der Director wußte keine Auskunft zu geben, bis Juron das Mädchen nach Rambert's Schilderung näher beschrieb. „Ah," rief er, „das kann die schöne Louison sein, welche uns durchgegangen!" — „Wohin?" — „Das weiß ich nicht. Fragen Sie bei ihren Wirthsleuten!" — Das that Juron, und da kam zu Tage, daß sie einen Brief an Mr. Miot nach Brüssel gesendet — sie war's also! „Wohin ist sie gereist?" Die Bürgersleute wußten nur, daß sie nach der Pariser Richtung gefahren wäre.

Nach dieser Richtung reiste nun auch Juron und stieg in jedem Orte aus, wo es ein Theater gab, um nach Demoiselle Louison zu fragen. Es gab keine. Endlich nach mehreren Tagen stieg er auch in St. Quentin aus und fand auf dem Theaterzettel: „Der Weg durchs Fenster. Lise Pomme — Demoiselle Louison." Da war sie gefunden.

Er suchte sie nicht sogleich auf, sondern ging Abends ins Theater, um sie spielen zu sehen. Er war entzückt.

Louison war jedoch gar nicht entzückt über ihn, als er zu ihr kam. Er gefiel ihr ganz und gar nicht, obwohl sie seine dramaturgischen Auslassungen über sie, über die Schauspieler neben ihr und über Komödie überhaupt mit offenem Munde staunend anhörte. Denn davon verstand sie trotz ihrer Unerfahrenheit Mancherlei, und dies Mancherlei erschien ihr richtig und wichtig, jedenfalls richtiger, als was Herr Rambert über das Theaterwesen gesagt.

Aber wenn auch Herr Rambert, wie sie jetzt glaubte, das Richtige nicht getroffen, wie gern dachte sie an ihn, wie hoch hielt sie ihn neben diesem Herrn Juron, der sich so zudringlich geberdete und dessen sie sich kurz angebunden erwehrte.

Sie wußte überhaupt noch nichts von Neigung. Die Männer waren ihr alle gleichgültig, auch die schönsten. Und nun gar ein so garstiger wie dieser Pariser Herr Juron!

Endlich brachte aber dieser Herr Juron doch zum Vorschein, was einen Eindruck auf sie machte: er wollte sie nach Paris bringen. Nach Paris!

Ah, das war ja ihr höchster Wunsch! „Und was würde Herr Rambert dazu sagen?" rief sie vergnügt.

„Er erwartet Sie. Er richtet eine Wohnung für Sie ein in seinem Hause."

„O, das wäre charmant! Da schreib'

ich gleich meiner Mama, daß sie kommt und mich begleitet.“ — Sprach's und eilte an den Schreibtisch.

Eine Mama! Juron sah süßsauer drein; aber was blieb ihm übrig?

Er brauchte auch nicht lange zu warten; nach fünf Tagen war die belgische Mama in St. Quentin, machte ihrer Tochter die unerläßlichen Vorwürfe, war aber bereit, mit ihr nach Paris zu gehen. Wenn's denn einmal nicht anders wäre und es beim Komödienspiel bleiben sollte, dann müßte doch das junge Mädchen einen weiblichen Schutz bei sich haben! So sagte sie getrost zu Herrn Juron, welcher sich anständig verbeugte.

Es stand nichts mehr im Wege, als das Engagement in St. Quentin, welches bis zum Schlusse der Saison galt. Da half der Frühling. Er war warm vorgerückt, und mit den wärmeren Tagen wurde das kleine Theater überhaupt geschlossen. Der brave alte Director hatte Louison gern und wollte ihrem Glücke nicht im Wege stehen; er bedang sich nur noch ein paar Benefizvorstellungen aus, welche ihm ein paar gute Einnahmen verschaffen konnten, und damit war auch Louison einverstanden. Denn ihre Eitelkeit fand bei solchen Extraabenden unter ihrer Firma immerhin ihre Rechnung, und an solcher Eitelkeit fehlte es ihr schon nicht, wenn diese auch noch mäßig war.

Dabei sah Mama ihre Tochter zum ersten Male Komödie spielen, und sah sie unter den günstigsten Umständen. Sie fand natürlich, daß ihre Tochter ein beispielloses Talent wäre und daß dies dem Papa Miot ausführlich geschrieben werden müßte.

So kam's, daß diese drei Personen, Herr Juron, Madame und Demoiselle Miot, eines sonnenhellen Morgens nach Paris fuhren. Herr Juron bestritt die Reisekosten, wozu ihn ja Herr Rambert ausgerüstet, und er hatte natürlich auch nicht unterlassen, Herrn Rambert Tag und Stunde der Ankunft brieflich zu melden.

Rambert war darüber sehr erfreut. Sein Gewissen war nun beruhigt, und bei der günstigen Schilderung Juron's von Louison's Talent, welches er verkannt hätte, war er nun selbst der Meinung, daß er ihr in Paris eine vortheilhafte Laufbahn bereiten könnte. An die Spiegelfechtereien einer „ingénue“ hatte er freilich in Brüssel nicht gedacht. „Sei's denn,“ sagte er, „jetzt mit einer ingénue versucht!“

Er ließ unten rechts, wo das Speisezimmer war, eine Wohnung einrichten für Mutter und Tochter. Dazu war Raum genug vorhanden; der Speisesalon war sehr groß, das Rauch- und das Billardzimmer waren sehr geräumig, wenn man das Billard entfernte. Dahinter waren auch noch Räume, welche bisher unbenutzt geblieben waren, und das Vorzimmer faßte zahlreiche Schränke für die Garderobe der Künstlerin. Zu seinem Speisezimmer sollte künftig oben das Bibliothekzimmer gemacht werden. Es kam Alles in gute Ordnung.

Zur bestimmten Stunde kamen sie an, und Louison fiel Herrn Rambert fröhlich um den Hals, küßte ihn und nannte ihn Onkel. Sie war allerliebst. Die Dienerschaft Rambert's sah das und wunderte sich höchlich. Jean besonders, der Kammerdiener, war starr.

Diese Dienerschaft mußte sich eben daran gewöhnen, daß ihr sonst so vornehmer einsiedlerischer Herr ein Familienleben einführte. Nach Verwandten sah doch Mama Miot nicht aus! Das Haus verlor an Ansehen, und jeder vom Dienstpersonal bekam mehr Arbeit. Jean fand es einfach unschicklich.

Louison und Mama richteten sich schnell ein. Das gehört auch zum Talent einer Schauspielerin, leicht und rasch ein wohl-

versehenes Zelt aufzuschlagen. Was an häuslicher Bequemlichkeit etwa fehlte, das benannte Louison unbefangen, und Rambert ließ es sogleich anschaffen. Ueber Mein und Dein hatte sie gar keine Scrupel, und der Gedanke schien ihr ganz fremd zu sein, daß der gute Herr Rambert Alles bezahlen müßte. Die Sache war entweder da oder sie kam wie beim Tischleindeckdich sofort. An die Märchenwelt des Tischleindeckdich glaubte sie ohne Nachdenken, das gehörte zum Künstlerleben.

Die Mama ging zufrieden mit. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß ihre Tochter ein Mittelpunkt gefälliger Männerwelt, daß sie ein Genie wäre, für welches keine Geldausgabe zu hoch sein könnte. Sie sah behaglich zu, wenn alle Tage zum Diner neue Gäste kamen, Freunde oder Bekannte Rambert's und Juron's, oder auch Unbekannte, welche plötzlich Visite gemacht, um sich Louison vorstellen zu lassen und nun beim Champagner das Hoch der jungen Künstlerin ausbrachten. Sie fand es unterhaltend, daß ein Rundgang in allen Pariser Theatern beschlossen wurde, damit Louison die Pariser Komödie in allen Gattungen kennen lernte.

Diese Tournée, wie die Franzosen sagen, nahm ein paar Wochen in Anspruch und war in der That sehr lehrreich für Louison. Sie war auch für Rambert interessant, insofern er den Geschmack Louison's bei den sehr verschiedenen Genres beobachten konnte. Er gab das höhere Genre des Théâtre français immer noch nicht auf für Louison, und man mußte ihm zweimal dahin folgen, einmal zu einer Tragödie und das andere Mal zu einem Conversationsstücke. „Siehst du wohl," flüsterte er Juron zu, „wie aufmerksam sie der Tragödie folgt!" — Juron schüttelte das Haupt. Es war aber richtig: Louison sah und hörte mit voller Aufmerksamkeit zu. Nach der Vorstellung jedoch sagte sie nur zögernd einige Worte darüber auf Rambert's Frage, und als er sie drängte, ausführlich zu sprechen, da setzte sie mit einiger Verlegenheit hinzu: „Ich bin dafür offenbar noch zu einfältig. Ich verstehe wohl den Hergang und die schönen Reden, ich glaube auch gern, daß das was Ausgezeichnetes ist, aber es kommt mir doch Alles fremdartig vor und — wenn ich's sagen darf — unnatürlich. Man braucht gewiß dazu mehr Bildung, als ich besitze."

„Also" — sagte Rambert — „mit der Bildung wird dein Geschmack sich dazu erheben?"

„Das weiß ich nicht; das wirst du besser wissen."

Sie nannten sich du, wie das schnell zu geschehen pflegt zwischen Künstlern und Kunstfreunden. Beide Theile wollen geschwind über die alltägliche Convenienz hinaus.

Nach dem zweiten Abend, nach einem Conversationsstücke, äußerte sie sich munterer und erfreuter. Aber doch auch nicht enthusiastisch, wie man's von einer Schauspielerin aus der Provinz, welche nie eine so vollendete Vorstellung gesehen, hätte erwarten sollen. Dabei wußte sie jedoch, die Tragödie wie das Conversationsstück betreffend, genaue Rechenschaft zu geben von allen Einzelheiten und namentlich vom größeren oder geringeren Verdienste der Schauspieler. Man sah, daß sie genau und gleichsam fachmäßig zugeschaut und zugehört hatte.

Als nun die Boulevardtheater, Gymnase, Variétés und so weiter, an die Reihe kamen, da wurde sie lebhafter und immer lebhafter, da gefielen ihr die Stücke und die Darsteller sehr. Selbst bei den ferneren Boulevardbühnen, Gaité, Ambigu comique, zeigte sie munteres Interesse. Auch dem Schauerdrama in der Porte St. Martin folgte sie mit vollem Antheil, aber sie wußte nichts Besonderes darüber zu sagen.

Das Thema über ihre Natur und ihr künstlerisches Wesen war nun Gegenstand der Debatte zwischen Rambert, Juron und einigen näheren Bekannten, welche sich dem Huldigungswagen dieser schönen neuen Künstlerin angeschlossen. Man debattirte wohl auch in ihrer Gegenwart, und sie hörte lachend zu, mitunter jedoch auch sinnend. — Unter den Besuchern kam auch einmal ein Herr Lauriston, welchen Rambert einen vornehmen Poeten nannte. Louison wurde seiner aber nicht gewahr. Er blieb schweigsam abseits und kam auch nicht wieder.

Wie nun die Pariser Carrière beginnen? Das wurde die herrschende Frage. Sie wurde bald dahin entschieden, daß Louison jetzt bei voll hereinbrechendem Frühling, kurz vor dem Schlusse der Saison nicht auftreten dürfte. Denn dies würde den Eindruck beeinträchtigen. Erst im Herbste sollte sie auf der Pariser Bühne erscheinen, und Juron hatte bereits Anträge von mehreren Directoren. Louison's Erscheinung hatte schon hinreichendes Aufsehen gemacht.

Das war eigentlich Louison gar nicht recht. Sie wollte gleich auftreten und fügte sich ungern der ganz bestimmten Widerrede Rambert's. Dieser verlangte auch nachdrücklich, daß sie wieder Sprechstudien vornehmen sollte bei ihm; sie hätten ihr doch gewiß treffliche Dienste geleistet für ihre Rollen in St. Quentin.

Das gefiel ihr gar nicht. Solch gelehrtes Lernen war gar nicht nach ihrem Sinn. Am Ende gab sie jedoch der Mama nach, welche sagte: „Der Herr Professor thut viel für dich, solche Gefälligkeit bist du ihm schuldig."

Sie fügte sich also, war aber nur da nachgiebig, wo es sich um gute französische Aussprache handelte, blieb dagegen eigensinnig, wo Rambert die herkömmliche Betonung des Sinnes verlangte. Es besteht dafür bei den Franzosen eine genaue und ganz unerbittliche Tradition, und auf diese ging das dreiste Mädchen durchaus nicht ein.

Dabei war doch ihr Verhalten zu Rambert, dem schönen stattlichen Manne, ein vertrauenvolles, ja ein grenzenlos vertrauenvolles, ein nahezu zärtliches ohne eigentliche Zärtlichkeit. Sie hatte ihn gern, mochte man sagen. Und von ihm galt dasselbe. Auch er hatte sie sehr gern, ohne daß ein eigentlicher Liebesfunke in ihm vorhanden war. „Sie ist immer noch ein halbes Kind!" sagte er, „und ihr Herz ist noch unberührt. Vielleicht," setzte er hinzu, „vielleicht bleibt das immer so." Und er hatte nichts dagegen.

Diese Ansicht erhielt plötzlich einen Stoß. Nachdem man in allen Theatern gewesen, gerieth man eines Abends in den Circus, und dort gefiel es Louison außerordentlich. Als die Clowns auftraten und ihre derben Späße ausstreuten, da lachte sie geradezu unanständig. Besonders einer dieser Clowns, ein Spanier des Namens Rosas, erheiterte sie bis zu völliger Ausgelassenheit. Zum Erschrecken Rambert's verließ sie ihren Sitz und stieg über die Bänke hinab bis dahin, wo nur noch eine leichte Barrière sie vom Boden der Arena trennte. Hier klatschte sie unaufhörlich in die Hände und rief so lange: „Bravo, Rosas! Bravo, Rosas!" bis dieser mit einem Kernspaße und Sprunge dicht bei ihr war und sie lustig anredete. Sie antwortete ebenso lustig, und das ganze Auditorium applaudirte diesem improvisirten Dialoge zwischen einem bildschönen Mädchen und einem kräftigen Clown. Er war von wohlproportionirter Mittelgröße und von kautschuckartiger Geschmeidigkeit der Glieder, mit denen er Bewegungen machte von ungemeiner Art und von komischer Wirkung. Der Kopf, eingerahmt von schwarzem Haar und Bart, hatte etwas Mar-

tialisches, und sein gebrochenes Französisch, welches er mit starker Stimme hervorstieß, erhöhte den komischen Effect seiner in die Luft geworfenen Späße.

Rambert war entsetzt über ihr Betragen und schickte ihr die Mama nach, um sie zu holen. „Adieu, Rosas, auf Wiedersehen!“ rief sie, und kehrte lachend mit der scheltenden Mama zum scheltenden Herrn Rambert zurück.

„Was ist's denn da weiter,“ sagte sie, „wenn ich dem prächtigen Rosas meinen Beifall ausdrücke? Er amüsirt mich königlich, er hat ein großes komisches Talent. Ich möcht' ihn alle Tage sehen und hören.“

Dieser Wunsch schien sich auch zu erfüllen. Rosas hatte sich erkundigt nach dem schönen Mädchen, hatte ihre Adresse ausgeforscht und erschien um Mittag des nächsten Tages in ihrer Wohnung, ihr seine Aufwartung zu machen und sich ihrem ferneren Wohlwollen zu empfehlen.

Louison war ganz erbaut von seinem Besuche und freute sich, ihn auch in bürgerlichem Anzuge lustig und komisch zu finden. Er war ganz elegant gekleidet, und nur Weste und Halstuch in grellen Farben erinnerten daran, daß er einen sehr in die Augen fallenden Geschmack hätte.

Mama war erschrocken über diese Visite. Was würde Herr Rambert dazu sagen! Am Ende kündigte er ihnen die Gastfreundschaft! Zunächst müßte ihm dieses Ereigniß jedenfalls verborgen bleiben. Wenn ihn nur Jean, der gestrenge Kammerdiener Jean nicht gesehen hatte!

Dabei mischte sie sich aber doch in das Gespräch, um beiläufig etwas Näheres zu erfahren über die Verhältnisse Sennor Rosas', namentlich wie viel er Gage hätte und ob er verheirathet wäre.

Er war nicht verheirathet, behauptete, aus guter Familie zu stammen, und nannte eine Gagensumme, die hoch war. „Ich verbrauche sie nicht,“ setzte er hinzu, „habe brav gespart und besitze schon ein artiges Vermögen. Wenn mich“ — flüsterte er der Mama ins Ohr — „wenn mich Ihre Fräulein Tochter heirathen wollte, ich möcht' es gleich, so würde sie's gut haben, und wenn sie selbst eine glänzende Theatercarrière macht, was ich bestimmt glaube, so werden wir in Paris eine solide und glänzende Ehe führen.“

Für Mama Miot war dies von Wichtigkeit. Ihr erster und letzter Gedanke war eine gute Verheirathung Louison's. Herr Rambert und dessen Freigebigkeit gefielen ihr sehr wohl, aber das ist doch, sagte sie sich, nur eine angenehme Laune. Die geht vorüber und gewährt keine Sicherheit. Auch die Theaterlaufbahn Louison's hielt sie nicht für sicher. Theater! Theater! meinte sie, ist doch ein wandelbar Ding. Und wenn dem Kinde was passirt, wenn sie krank wird oder auch nur heiser, oder wenn sie gar bei ihrer Lebhaftigkeit einmal eine Gliedmaße bricht — aus ist's alsdann mit dem ganzen Schwindel! Nein, schloß sie, ein Mädchen braucht einen zuverlässigen Ehemann, und dieser Rosas scheint zuverlässig zu sein.

Sie begünstigte es also, daß Sennor Rosas alle Tage um zwölf Uhr zum Besuche kam und wenigstens eine Stunde verblieb, ehe man hinaufging zum Frühstück mit Herrn Rambert. Sie ging auch oft in ein anderes Zimmer, damit die jungen Leute nicht genirt wären, wenn sie sich Heimlichkeiten zu sagen hätten.

Hiermit setzte sie die ganze angenehme Existenz ihrer Tochter aufs Spiel. Wenn Herr Rambert von einer solchen Liebschaft erfuhr, so mißfiel ihm das gewiß in hohem Grade, und er zog seine Hand ab von den weiblichen Miots.

Es konnte aber gar nicht ausbleiben, daß er es erfuhr. Am Ende erzählte es ihm Louison selbst in ihrer unbekümmerten Naivetät. Sie hatte es bis jetzt nicht ge-

than — was die Mama fast verwunderte und was der Mama den Glauben erweckte, Louison meine es ganz ernsthaft mit der Vorliebe für Rosas.

That sie es auch wirklich nicht, so that es doch wahrscheinlich Jean, der Kammerdiener. Jean war sehr stolz und hielt auf den Stolz seines Herrn. Er war ein mageres Männchen von etwa vierzig Jahren, also vom Alter Rambert's. Er trug sich sehr elegant, schon um seinem Herrn Ehre zu machen, wie er zu sagen pflegte. Denn außer dem Wohlbefinden seines Herrn war ihm dessen Vornehmheit der wichtigste Punkt. Er pflegte mit Empfindung zum Maître d'hôtel eines Pairs von Frankreich zu sagen: „Es ist vornehmer, wenn man keinen Titel braucht, um vornehm zu sein. Mein Herr ist so reich wie irgend ein erblicher Pair, und was dazu kommt, mein Herr ist hochgebildet und zu seinem Vergnügen, zum bloßen Luxus nebenher ein großer Gelehrter, ja er ist, und das bedeutet noch mehr! er ist ein Mann von Geschmack. Das läßt sich gar nicht lernen und nicht erwerben, das ist eine feine Gabe Gottes."

Diesem Jean mit solchen Grundsätzen war die Wirthschaft mit der jungen Schauspielerin und gar mit der gewöhnlichen Mama im Hause von vornherein unangenehm gewesen. Er hatte es entschuldigt mit der Schönheit und dem Liebreiz Louison's. Denn diesen Liebreiz empfand auch er wie alle Welt. Louison war überall von der Dienerschaft sehr geliebt, weil sie freundlich, ja liebevoll gegen dieselbe war. Auch Jean war dadurch bestochen. Aber die Mama mißfiel ihm positiv, und als der Clown Rosas zum Besuche kam, war er höchst pikirt. Er war ja mit im Circus gewesen, er erkannte ihn sogleich im Civilkleide und der geschmacklosen rothen Cravatte, für ihn ein Gegenstand der Verachtung. Ein Clown mit rothem Halstuch, fi donc! Und dieser Clown kam wieder und wieder. — „Nein!" sagte er, „das geht nicht! Und dazu die Höflichkeit der alltäglichen Mama gegen den Gesellen — nein, o nein!"

Er konnte das Alles beobachten, er wohnte unten gegenüber, und er machte sich außen zu thun, wenn der Weggang des Possenreißers, wie er ihn nannte, zu erwarten stand, und wenn Mama beim Abschied zum Wiederkommen einlud.

„Dem muß ein Ende gemacht werden," sagte Jean, und damit die Kenntnißnahme von dieser üblen Aufführung vollständig einschlüge bei Herrn Rambert, zog er Herrn Juron ins Vertrauen, damit dieser die garstige Nachricht an Herrn Rambert bringe.

Juron hörte aufmerksam zu, als Jean die Klage vorbrachte. Ihm kam der Fehl Louison's erwünscht. Dies Mädchen hatte so gar kein Entgegenkommen bewiesen für seine Zärtlichkeit, sie kümmerte sich fortwährend so gar nicht um ihn, sie spottete wohl gar zuweilen über seine Bosheiten gegen alle Welt — ihr war eine Lection heilsam.

Er sagte also Rambert Alles. Rambert fand die Sache sehr widerwärtig. Zunächst indeß schob er Juron einen Theil der Schuld zu.

„Wie so?"

„Du bist immer dagegen gewesen, daß ich sie zu ordentlichen Studien nöthigte, zu Corneille und Racine. Das hätte ihren Sinn gehoben und vom Gefallen an ordinären Späßen abgewendet."

„Redensarten! Hier handelt es sich nicht bloß um Späße, sondern um eine Liebschaft."

„Das glaub' ich nicht."

„Ich werd' dir's beweisen. Jetzt ist's gegen eins; der Clown ist lange da, jetzt nimmt er Abschied und die Zärtlichkeit steigt zur Höhe; jetzt geh' ich hinab und trete rasch ein. Ich werd' dir er-

zählen, wie ich die jungen Leute gefunden; es sind junge Leute!“

Und eiligst ging er hinab.

Er hatte ganz Recht: es war der richtige Augenblick. Louison und Rosas hatten sich wie gewöhnlich lustig unterhalten; Rosas hatte Schnurren erzählt und mitunter ausführlich vorgetragen, wobei er alle körperlichen Schwenkungen machte wie im Circus. Das Civilkleid war ihm dabei gar nicht im Wege: es war nicht eng geschnitten und gestattete einen Sprung über Tisch und Sessel. Ja, dieser Sprung nahm sich fast noch komischer aus als im Circus, weil die Civilkleider einen curiosen Contrast bildeten. War solche dialogische Unterhaltung erschöpft — Louison hatte ihre lustigen Bemerkungen dazu gegeben —, dann kam eine Sammlung von schlanken Druckschriften an die Reihe, welche er mitgebracht. „Ein Vademecum für Lacher“, das war eine Sammlung von komischen Zwiegesprächen, ein Auszug von Schnurren und schlagenden Witzen, welche Louison und Rosas nun gemeinschaftlich lasen, um gemeinschaftlich zu lachen.

Heute war das besonders gut gerathen, und Louison war vom Sitze aufgesprungen, um zu ausgelassenem Lachen im Zimmer umherzutollen. Rosas war ihr gefolgt, hatte sie um die Taille genommen, damit sie stehen bliebe, und war eben im Begriff, sie zu küssen, wenigstens auf die Wange zu küssen, da ihr Mund noch ein wenig abseits war — da ging die Thür auf und Herr Juron stand im Zimmer.

Louison war so unachtsam gewesen, die Thür nicht ordentlich zu schließen; sie war eine Ritze breit offen geblieben. Juron hatte also eine ganze Weile zuhören, ja fast zusehen können, und er war just da eingetreten, wo ein zärtlicher Abschluß, den er unterbrechen wollte, in Scene gesetzt wurde.

Rosas trat eiligst zur Seite; er schien betroffen zu sein von dieser Störung.

Louison blieb ruhig stehen.

„Es thut mir leid,“ sagte Juron boshaft, „gestört zu haben.“

„Mir auch!“ erwiderte Louison.

„Ah, Ihnen auch? Offenherzigkeit ist eine schöne Sache. Ich habe das Vergnügen, Sennor Rosas zu sehen, Clown im Circus?“

„Der bin ich.“

„Gratulire, gratulire! Lassen Sie sich nicht vertreiben.“

„Ich war ohnehin im Begriff, Abschied zu nehmen.“

„Hab's bemerkt.“

„Und so hab' ich die Ehre.“

Er küßte der immer ruhig dastehenden Louison die Hand und ging.

„Vergessen Sie ja nicht,“ rief sie ihm nach, „mir die Fortsetzung des Vademecums zu bringen!“

„Des Vademecums?“ sagte Juron und nahm die schlanken Druckschriften in die Hand. „Ah, welch eine edle Literatur! Viel unterhaltender als Racine.“

„O ja. Ihnen wird's nichts helfen, Ihnen wird das Lachen zu schwer.“

„Allerdings wird es mir schwer zu lachen, wenn ich sehe, wie sich eine junge Künstlerin wegwirft an Fadaisen und an einen Circusclown.“

„Wie so denn wegwirft?“

„Eine Liebschaft mit einem Clown heißt unter gebildeten Leuten: sich wegwerfen.“

„Eine Liebschaft?“

„Der Clown hat Sie ja eben geküßt!“

„Nicht ganz. Und was weiter?“

„Was weiter? Wollen Sie ihn vielleicht heirathen?“

„Heirathen? O nein. Ich will überhaupt nicht heirathen. Mit Rosas habe ich auch keine Liebschaft, das ist lustige Unterhaltung, welche ja Sie nichts angeht. Sie sind ja nicht mein Vormund.“

„Nun denn, Herr Rambert ist es doch wohl einigermaßen durch die überschwängliche Gastfreundschaft, welche er Ihnen angedeihen läßt, und es zeigt geringe Dankbarkeit von Ihnen, wenn Sie in solcher Weise sein Vertrauen, seine Freundschaft, seine großen Geldopfer vergelten.“

„Dankbarkeit? Ehrlich gesagt, ich höre immer davon sprechen, muß aber offen gestehen, daß sie mir unbekannt ist.“

„Unbekannt?! Nun wahrhaftig, Aergeres kann doch ein junges Geschöpf nicht sagen!“

„So? Das mag wohl sein. Nun, da Sie mir mein Betragen so arg vorwerfen, besonders darum, weil Herr Rambert mir so große Opfer bringt, so wollen wir ihn selber fragen, ob er so schlimm von mir denkt. Thut er das wie Sie, dann wird es wohl schicklich sein, daß ich ihm die ferneren Opfer erspare und meine Wege allein gehe. Steigen wir hinauf zu ihm und hören wir, was er sagt.“

Der sonst ziemlich cynische Herr Juron stand ganz starr da bei solchen Worten.

„Gehen Sie voraus, Herr Juron, um mich ungestört anzuklagen, ich komme bald nach; meine Friseuse wartet.“

* * *

Rambert hatte schweigend den Bericht Juron's angehört, völlig schweigend.

Juron war entrüstet über dies Schweigen und sagte heftig: „Ja, soll dieses moralisch verdorbene Weib noch länger auf deine Kosten verpflegt werden?“

„Moralisch verdorben? Das nimmt sich curios in deinem Munde aus, der du sonst in der Kunst und im Kunstgetriebe nichts von Moral wissen willst!“

„Alles hat seine Grenze. Grundsätzliche Undankbarkeit eines jungen Geschöpfes ist ja doch entsetzlich.“

„Ist hier wohl nur leichtsinnige Phrase. Das Mädchen wird wohl besser sein, als es sich selber schildert. Es kann aber auch sein, daß sie erst unglücklich werden muß, ehe ihre egoistische Frechheit zu Boden fällt. Gönnen wir ihr noch einige Zeit des gedankenlosen Glückes. Der Geschmack für den Clown ist das Schlimmste. Dem müssen wir sie entziehen. Der Sommer kommt; ich werd' sie auf meinen Landsitz in der Gironde mitnehmen und dann in ein Seebad — da ist sie!“

Louison trat unbefangen ein, küßte wie gewöhnlich den guten Onkel Rambert auf die Wange und fragte ganz fröhlich nach dem Spruche des hohen Gerichtsherrn.

„Ich bin nicht dein Gerichtsherr; ich bin, wie du sagst, dein Onkel. Als solcher frag' ich dich: liebst du diesen Clown und willst du ihn heirathen?“

„Herr Gott, laßt mich doch endlich mit dem Heirathen in Frieden! Ich denke nicht daran; ich stell' mir's vor als etwas, das ich in meinem Leben nicht brauchen könnte. Einem Manne anzugehören, ganz anzugehören, um und um und über und über, puh, das ist ja unangenehm und peinlich.“

„Aber du liebst ihn doch!“

„Was weiß ich! Ich hab' ihn gern, weil ich lustig bin, wenn er neben mir ist.“

„Ob du ihn liebst? steht die Frage.“

„Ja, was heißt denn Liebe? Das müßt ihr ja besser wissen als ich. Ich denk' mir's nach den Rollen, die ich gelernt, und nach den Stücken, die ich gesehen und gelesen, das muß noch ganz was Anderes sein. Ich kann's und versteh's wahrscheinlich noch nicht.“

„Das glaub' ich auch. Ich gehe in den nächsten Tagen auf mein Landgut in der Gironde und von da später ins Seebad, wahrscheinlich nach Biarritz; willst du mit?“

„Freilich, wenn ich darf.“

„Aber auf dem Lande wirst du dich langweilen."

„Warum?"

„Die stille Natur ist nichts für dich, die unterhält dich nicht."

„Warum nicht?! Man kann da herumspringen, wie man will, und kann man nicht auch fischen, jagen, reiten?"

„O ja; willst du reiten lernen?"

„O ja, das möcht' ich wohl. Und liegt nicht Biarritz an der spanischen Grenze?"

„Ja, man sieht von da eine lange Strecke der spanischen Küste. Das reizt dich wohl, weil Spanien das Vaterland des Sennor Rosas ist?"

„Ah, auch die Spanierinnen sind interessant mit ihren Schleiern und Fächern."

„In Biarritz jedoch sind nur Basken und Baskinnen."

„Aber wir fahren einmal hinüber, wenn's so nahe ist? Wir fahren übers Meer? Darauf freu' ich mich. Und das Baden im Meer, das denk' ich mir sehr hübsch."

Rambert war nicht sehr erbaut von diesen Antworten, aber er wollte nicht weiter in sie dringen trotz aller dazu aufmunternden Gesten Juron's, und er wollte namentlich die störende Ansicht Louison's über Dankbarkeit nicht zur Rede bringen, weil er ihre Aeußerung darüber gern für kindisches Geschwätz halten mochte. Ein junges Mädchen, meinte er, dürfe man nicht zu eigensinniger Vertheidigung einer unbedacht ausgesprochenen Thorheit nöthigen. Das setze sich dann fest. Und bei Louison's eigensinnigem Kopfe sei es vorherzusehen, daß sie auch gegen ihr besseres Wesen das einmal behauptete Unrecht vertheidigen werde. Seine Vorliebe für Louison wollte verhüten, daß sie sich selbst compromittirte. Auf Umwegen und in guter Stunde sei das Thema mit ihr zu erörtern.

Er schwieg also eine Weile und sagte dann langsam: „Ehe wir reisen, sollst du auch mich erst öffentlich auftreten sehen."

„Onkel?!"

„Du sollst mir zuhören."

„Und zusehen?"

„Auch das, wenn du willst. Ich heiße Professor, mache aber durchschnittlich nur einmal im Jahre von diesem Titel Gebrauch, indem ich einen Vortrag halte, und zwar nicht bloß für Studirende, sondern auch für gebildete Leute überhaupt. Unter ihnen pflegen sich auch zahlreiche Damen einzufinden, und unter diesen Damen wirst auch du diesmal sein, wenn du Lust hast."

„Ob ich Lust habe!"

„Die Arbeit über den Charakter Karl's V., welche ich bei euch in Brüssel betrieben, ist in diesen Tagen vollendet worden, und diesen Essay werd' ich in einem kleinen Saale der Universität morgen Vormittag um elf Uhr vortragen. Freund Juron wird dich hinbringen."

„Das ist prächtig! Nun kann ich einmal auch dich kritisiren. Ich werde sehr streng sein und gewiß sehr glücklich."

So geschah es denn am nächsten Vormittage. Der Saal war voll. Die ersten Reihen der Sessel waren von geladenen Gästen besetzt, unter ihnen zahlreiche Damen, die hinteren Reihen von Studirenden.

Auf einer Estrade hinter einem Tische saß Rambert und las aus einem zierlich gebundenen Hefte seinen Essay vor. Es nahm sich Alles sehr elegant aus. Er sprach ohne Aufwand, fast in conversationellem Tone und erhob nur da die Stimme zu größerem Nachdruck, wo Folgerungen hervorzuheben waren. Bei geistreichen Wendungen unterließ er es nicht, unter wohlangebrachter Pause und unter einem feinen Lächeln die Aufmerksamkeit zu wecken, und das Auditorium seinerseits unterließ nicht, solche Einschnitte

durch lebhaften Beifall auszuzeichnen. Seine schöne stattliche Erscheinung im schwarzen Salonrock, von welchem die feine Wäsche blendend abstach, sein ausdrucksvoller, edel geschnittener Kopf, sein warmes Auge, der wohlgeformte Mund voll weißer Zähne, die wohlgepflegte graziöse Hand und das sonore weiche Organ, welches das reinste Französisch anmuthig zu Gehör brachte — alles das machte den Effect guter Gesellschaft, klaren Wissens und edlen Geschmacks. Das Ganze hatte etwas durchaus Vornehmes, und am Schlusse drängten sich Damen und Herren der ersten Reihen zu dem aufstehenden Rambert heran, um ihm Glückwünsche und Dank in bester Manier auszudrücken, was Rambert wie ein vollendeter Gentleman aufnahm ohne Ziererei und ohne Arroganz.

Der Saal leerte sich langsam, und Vieler Blicke hafteten auf der schönen Louison, welche harrend dastand. Wie es schien, harrte sie auf Rambert, welcher von der Estrade heruntergestiegen war. Juron, ihr Begleiter, war ihr augenblicklich entführt worden durch einige Damen, die er angesprochen, und sie erschien verlassen. Rambert, welchem sie von Weitem entgegennickte, kam sogleich zu ihr, unbekümmert darum, daß die zuletzt abgehenden Studirenden einander zuwinkten und ersichtlich den vornehmen Professor beneideten, welcher eine so schöne junge Dame übrig behalten vom Publikum.

Das störte, wie gesagt, Rambert gar nicht. Er bot Louison den Arm und führte sie über die Estrade nach dem Ausgange, welcher nur für ihn bestimmt war und an dessen Schwelle Jean mit leichtem Paletot seiner wartete.

Jean's Gesichtsausdruck schien es zu mißbilligen, daß sein Herr mit dem jungen Mädchen seinen Rücktritt nähme aus so ehrenvoller Gesellschaft; aber Rambert blickte nicht auf das mißvergnügte Gesicht seines Dieners, sondern sagte heiter: „Da Juron dich verlassen, so muß ich dich nach Hause bringen.“

Jean meinte zur Warnung für seinen Herrn bemerken zu müssen: es würden sicher Studirende unten am Wagen auf die Abfahrt des Herrn Professors warten.

„Warum sollten sie nicht?“ sagte Rambert, „nun werden sie nicht bloß mich, den sie ja kennen, erblicken, sondern auch eine schöne Dame, welche sie noch nicht kennen.“

Jean schüttelte ärgerlich den Kopf und folgte verdrießlich. Er war im saubersten Salonanzuge, der Kutscher in seiner fashionablesten Kleidung, die Pferde vor dem schönsten Coupé waren im glänzendsten Geschirr — und dazu nun dies Komödiantenmädchen, die Flamme eines Clown aus dem Circus! Unanständig.

Und es war unten so, wie er gedacht. Studirende warteten, grüßten und staunten, daß ihr gelehrter Herr eine so prächtige Jugend, welche ihn voll Heiterkeit anblickte, in den Wagen hob, und daß er unter fröhlichen Aeußerungen neben ihr Platz nahm.

Rambert war bester Laune über das Gelingen seines Vortrags, und es war ihm offenbar darum zu thun, nun die Lobsprüche seines künstlerischen Naturkindes zu genießen. Er war eben auch ein Mensch, der Lob brauchte. Zunächst rief er jedoch plötzlich, als Jean die Wagenthür schließen wollte: „Warte!“ und zu Louison setzte er hinzu: „Wir könnten bei deinem künftigen Director vorfahren, um die letzte Abmachung wegen deiner Debüts im Herbste festzustellen — also, Jean, auf dem Boulevard Montmartre vor dem Gymnase halten! Vorwärts!“

Als wollte er sie verpflichten, ehe sie über seinen Vortrag spräche.

„Nun sage,“ fuhr er fort, „wie ist dir denn dies Alles vorgekommen?“

„Sehr schön! Sehr schön! So vor-

nehm, daß ich's wohl gar nicht beurtheilen kann. Für den Vortrag selbst bin ich noch zu dumm, da muß ich noch sehr viel lernen."

„Ich werd' dich's schon lehren."

„Und Alles so sehr feierlich! Ich hab' einen ungeheuren Respect vor dir gekriegt, Onkel."

„Kann nicht schaden."

„Und die Idee, daß ich eigentlich gar nicht dahin gehöre, wo es so exquisit hergeht, daß ich einem so vollendeten Vortrage gar nicht gewachsen bin, diese Idee —"

„Wird allmälig schwinden."

Der Wagen hielt. Sie waren vor der Wohnung des Directors, welche Jean kannte, stiegen aus und fanden den Director im Disput mit einem kleinen feisten Herrn, welcher sehr laut sprach, als sie eintraten.

Der Director stellte ihn vor als Herrn Malevy, einen wichtigen dramatischen Auteur, welcher leider sehr eigensinnig wäre, wenn sich's um Inscenesetzung seiner allerdings sehr wirksamen Stücke handelte.

„Ja wohl!" rief Herr Malevy, „denn die Directoren kommen alle zu einer gewissen Schablonenpraxis, und darin stecken bleibend, wollen sie die Wirkung eines neuen Stückes vorher besser kennen als die Autoren. Sie kennen aber nur das Herkömmliche und verkennen das Neue."

„Nun, hier ist was Neues," entgegnete der Director, „eine schöne junge Künstlerin, und wir brauchen für sie was Neues, ein Stück, welches für ihre eigenthümliche Persönlichkeit paßt. Zeigen Sie, Herr Malevy, daß Sie das schreiben können, dann wird Demoiselle Louison anfangs October in Ihrem neuen Stücke auftreten."

Herr Malevy war elektrisirt von dem Aeußeren Louison's und von diesem Auftrage. Er sprang mit beiden Füßen in das Gespräch mit ihr und überschüttete sie mit Artigkeiten und Fragen. Vorzugsweise mit Fragen.

„Unser sonst so vorurtheilsvoller Director," sagte er, „hat hier einmal vollständig Recht. Eine neue Künstlerin braucht ein neues Stück. Wenn sie in einem alten Stück auftritt, dann muß sie unbillige Zinsen zahlen für ihre Vorgängerin in ihrer Rolle. Vergleiche und Vergleiche häufen sich da. Wie hat das die X. gemacht! Und erst die Y.! Nein, Mademoiselle, neu muß man sein, und also auch originell. Man muß die Rolle ‚geschaffen' haben, wie der Kunstausdruck lautet. Wenn dem nun so ist, dann ist vor Allem nöthig, daß ich Sie kennen lerne, denn Ihre Rolle muß Ihr eigenthümliches Wesen widerspiegeln. Sich selbst spielt man ja doch am besten."

„Es wird uns freuen," sagte sofort Rambert, „wenn Herr Malevy mir das Vergnügen seines Besuches schenkt. Demoiselle Louison wohnt in meinem Hause und steht unter meiner Protection. Nächster Tage gehen wir auf mein Landgut in der Gironde. Wenn Herr Malevy, welcher meines Wissens ein besonderer Naturfreund, uns dahin begleiten oder uns nachfolgen will, so wird er in den Reizen einer artigen Landschaft sich ergehen können, sei's wandelnd oder fahrend oder reitend, wie es ihm gefällt."

„Reitend?"

„Ja wohl. Und wird im täglichen Verkehr auch das reizende Naturell meiner Mündel völlig auffassen können mit seiner unübertroffenen Fähigkeit, das Charakteristische und Pikante jeder Persönlichkeit spielend zu entdecken."

„Bravissimo, Herr Rambert, ich bin dabei!"

Der Vorschlag gefiel Herrn Malevy über die Maßen. „Natur! Natur!" rief er, „das ist meine schwache Seite. In diesem Steinhaufen Paris vertrocknet man endlich."

Und dabei wendete er sich mit neuen Fragen und Fragen über ihre Lebensschicksale an Louison. Sie wußte sich gar nicht zu retten vor dem eindringlichen kleinen Manne, der's absolut nicht glauben wollte, daß sie noch gar keine Lebensschicksale gehabt hätte. „Die haben Sie doch gehabt," versicherte er, „und die werd' ich auch erfahren, zuverlässig, Mademoiselle, die muß ich erfahren. Sie werden ja der Faden unseres Stückes."

Dabei strich er einmal um das andere seinen buschigen grauen Backenbart, welcher ein feistes, rosig gefärbtes Gesichtchen mit funkelnden Augen begrenzte. Ein feiner Mund und eine unerschöpflich witzige Suade machten, daß man bei all' seiner Petulanz ganz angenehm von ihm berührt wurde.

Es ward dann abgemacht, daß er binnen vierzehn Tagen nach Rambert's Landgute in der Nähe des Städtchens Pons käme, und daß er dort das neue Stück schreibe, dessen Entwurf ja wohl in den nächsten vierzehn Tagen gemacht sein würde.

„Wird! Wird entstanden sein, entsteht schon!" rief er enthusiastisch, und hierauf trennte man sich.

Einige Tage nachher reiste Rambert mit Louison und ihrer Mama nach dem Süden. Juron wollte ebenfalls später nachkommen.

Rambert war also jetzt eine Zeit lang allein mit Louison, denn Mama zählte nicht, und er war wie auf eine große Probe begierig: wie sich Louison im einfachen Landleben, vorzugsweise auf den Zauber der stillen Natur angewiesen, zeigen oder entwickeln werde. Das schien ihm von größter Wichtigkeit zu sein in Bezug auf das innere Wesen und den tieferen Charakter Louison's. Hat sie dafür keinen offenen Sinn, meinte er, und findet sie darin keinerlei Genüge, so ist ihr Künstlerthum doch nur ein oberflächliches und eitles. Zeigt sie jedoch volle Empfänglichkeit dafür, dann ist das Mädchen ein Schatz, der sorgfältig gehütet zu werden verdient.

Jedoch auch für diesen zweiten günstigen Fall regte sich kein eigentlicher Liebestrieb im Herzen Rambert's. Er hatte sie lieb und würde sie doppelt lieb haben, sagte er sich, wenn ihre innere Entwickelung gleichen Schritt hielte mit ihren bisherigen Vorzügen; aber an eigentliche Liebe dachte er nicht, und es schien auch wirklich keine Anlage mehr in ihm vorhanden zu sein für eigentliche Liebe.

Die Landschaft um sein Gut herum war einfach und angenehm. Er hatte dies sein Landgut Beaurepos genannt und war gern dort während eines Theils des Sommers. Das Wohnhaus war ein altes Schlößchen aus der Zeit Franz' I., der unweit von hier aufgewachsen war und nach der Charente hinauf viel verkehrt hatte. Das Schlößchen war umgeben von uralten Bäumen, Resten jener „haute futaie", welche als hohe Wälder der Stolz des alten Adels, der eigentlichen Grandseigneurs gewesen waren. Diese prächtigen Bäume, Ahorn und Platanen in der Mehrzahl, erstreckten sich vom Schlößchen bis hinab zum kleinen Flusse auf einem grünen Rasenboden und bildeten nicht sowohl einen Park als einen großen Hain. Nordwärts vom Schlößchen stieg das Land hügelförmig in die Höhe, und hier auf trockenem Boden zog sich ein Nadelholzwald weit hinauf, welcher Rambert ebenfalls gehörte. Rambert hatte keine Neigung zur Jagd, aber für seine Gäste ließ er hier das Wild schonen und hegen. Seitwärts oberhalb des Schlößchens, also dicht am Nadelholzwalde, standen die Wirthschafts- und Stallgebäude, und hier wohnte der Verwalter des Gutes, zu welchem unten jenseits des Flüßchens links und rechts hügelauf und hügelab Getreidefelder und Weingärten gehörten.

Vom Schlößchen abwärts hatte man

durch den Hain einen vielfach offenen Ausblick auf den Fluß und auf ferne bewaldete Höhen jenseits des Flusses. Hier an diesem Aussichtspunkte hatte Rambert am Schlößchen eine Veranda anlegen lassen, in welcher er sich den größten Theil des Tages aufhielt, und hier saß er jetzt an einem Morgen des Frühsommers. Die Vögel im Haine sangen noch, warme Stille lag ringsum verbreitet, und hier begann Rambert's Prüfung, ob im Herzen Louison's Raum und Empfänglichkeit wäre für die stille Natur.

Das Alles war ihr neu und schien ihr sehr zu gefallen. Sie sprach wenig und hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn Rambert die einzelnen Reize dieser stillen Welt hervorhob.

Ihm selbst schien sie dabei näher und näher zu kommen, das heißt, sie wurde vertraulicher, als ob eine Zärtlichkeit in ihr aufwachte, welche bisher in ihrem munteren Wesen gar nicht vorhanden gewesen. Sie fuhr ihm mit der Hand in das lockige schwarze Haar und sagte: „Neulich in der Vorlesung flüsterte eine der Damen ihrer Nachbarin zu: du könntest ein Asiate sein, ein Perser oder Armenier, wie Herr Malevy wohl einer ist. Bist du so was? Nein!"

„Nein. Wir aus dem Süden Frankreichs grenzen eben näher an die Orientalen."

„Nein, du bist keiner. Sonst könnt' ich nicht so nahe mit dir verkehren. Vor einem Orientalen, wie du's nennst, würde ich mich scheuen, der hat was Fremdes."

„Und du scheust dich vor mir nicht?"

„O, gar nicht!" und dabei küßte sie ihn auf die Wange.

Das war ihm ganz behaglich, aber es war ihm doch nicht mehr, und er fuhr gleichmüthig fort: „Ich weiß, was du willst, Schmeichlerin!"

„Was denn?"

„Jean!" rief er, und Jean trat aus dem Schlößchen.

„Jean, ist der Damensattel von Bordeaux angekommen?"

„Ja wohl!" antwortete Jean nicht ohne Aerger.

„Ah! bist du lieb!" jauchzte Louison.

„Der Reitknecht Jacques soll ihn auf die Fuchsstute, auf die Sochne, legen und für mich den Scheitan satteln."

„Gleich hinaus? Aber ich habe noch nie auf einem Pferde gesessen."

„Die Sochne ist lammfromm, und wir reiten heute nur Schritt, damit du nicht herunterfällst. Zieh' dein Reitkleid an."

Kurz, nach einer Viertelstunde hatte er sie aufs Pferd gehoben und ihr deutlich aus einander gesetzt, wie sie die Zügel führen und wie sie das Knie anzupressen habe, und zwischen ihm und Jacques auf der anderen Seite ritt sie langsam durch den Hain zum Flusse hinab. Sie war selig. Alles begriff sie schnell, und Rambert meinte deshalb, man könnte sogleich einen Ausflug über die Brücke hinüber in die Hügellandschaft wagen. Es ging wirklich; sie saß bald ganz unbesorgt auf dem Rosse und schaute guten Muthes umher, einzelne Partien der Gegend mit einem „hübsch!" auszeichnend, so daß Rambert meinen konnte: sie hat Sinn für die Natur! Da kam eine Störung. Ein Bauer mit einem Esel zog an ihnen vorüber, und der Esel schrie plötzlich. Sochne erschrak, zog sich zusammen und Louison verlor den Sitz. Sie sank nach der Seite in Rambert's Arme, der sein Pferd rasch an Sochne hinangedrückt hatte. Jacques seinerseits hatte Sochne sogleich am Zügel festgehalten, und Louison konnte sich wieder in ihren Sitz einrütteln.

Da war eine Umarmung vorgefallen, und Rambert — nein, auch diese Umarmung ging spurlos an ihm vorüber. Er blieb der Onkel.

Louison selbst war nicht besonders erschrocken und sagte gefaßt: „Ich weiß

nun, worauf es ankommt; ich muß das Knie immer fest andrücken, das vergess' ich nicht mehr."

Sie vergaß es wirklich nicht, sie hatte auch für diese Kunst Geschick. Tägliches Ausreiten brachte es in einer Woche dahin, daß sie allein ihr Pferd führen und daß Jacques hinter ihr zurückbleiben konnte. Nach vierzehn Tagen ritt sie ganz tapfer.

Aber nun wollte sie früh und spät reiten, und Rambert brachte es nicht mehr zu einem Spaziergange mit ihr, dessen gesammelte Stimmung ihm gestattet hätte, ihren Sinn für Naturreize zu beobachten. Und nun kam gar Herr Malevy dazu. Jetzt war die Prüfung unmöglich, die Einsamkeit zu Zweien war am Ende. Er hatte nur erfahren, daß sie ein rasches Auge besitze für malerische Punkte der Landschaft, weiter nichts.

Nun war die Zerstreuung da mit dem witzigen Schriftsteller, der immer witzig sein wollte und es auch wirklich meistens war, eine Lockung, welcher Louison immer folgte. Dabei, gestand sich Rambert, kann sich kein Seelenleben entwickeln.

Wohl aber entwickelte sich Malevy's Stück. Das Gerippe der Komödie, welches er mitgebracht, war darauf berechnet, daß jeder Act mit einem Lebensacte Louison's ausgefüllt würde. Sie mußte also erzählen, ausführlich erzählen, was sie noch wußte von ihrer frühesten Jugend.

Bei der Erziehung im Kloster sollte der erste Act beginnen. Der Verkehr mit den Mitschülerinnen sollte lustig zur Einleitung dienen. Dann sollte eine, die im Alter etwas vorgerückt war, den Mittelpunkt der Intrigue bilden. Sie hatte Billetdoux nach außen gewechselt, sie hatte ein Rendezvous im Klostergarten gewagt. Ganz zufällig kommt Louison in die Nähe und hört mit Staunen die gegenseitigen Liebeserklärungen. Sie findet das sehr hübsch. Aber die Intrigue ist von der Oberin entdeckt worden, das Rendezvous wird gestört, wird überfallen, und es folgt eine feierliche Untersuchung. Louison, welche man in der Nähe gesehen, soll Zeugniß ablegen. Wie benimmt sie sich? Lügt sie? Sie lügt nicht, sagt aber nichts aus zum Schaden der Mitschülerin; kurz, es kommt ein schlagender Moment für eine — ingénue. Dann folgt die Aufführung eines Stückes, und da extemporirt sie in Bezug auf Liebesschwüre allerliebst.

Zweiter Act. Glühendes Verlangen Louison's nach dem Theater. Unterrichtsstunden bei Rambert. Naive Aeußerungen Louison's, als ihr das Talent abgesprochen wird. Komische Verzweiflung und dann herzhafter Entschluß zur Flucht. Vorbereitungen dazu mit den Kleidern. Dann küßt sie den schlafenden Vater. Rührung. Mitten in der Rührung stiehlt sie dem Vater Geld und begründet in einem merkwürdigen Monologe ihr Recht zu dieser Missethat.

„Notabene," schob Malevy dazwischen, „bei den Unterrichtsstunden müssen wir die nothwendigen Liebesverhältnisse vorbereiten. Das Mädchen versteht es noch nicht, wenn der Vortragsmeister Liebesregungen für sie empfindet."

„Sind Sie toll, Malevy, mir solche Dinge öffentlich anzudichten!" rief Rambert, welcher nicht weit von ihm und Louison in der Veranda sein Journal las.

„Toll? Wie so? Ich kann doch nicht ein Drama zu Stande bringen ohne Liebesneigung und Liebessteigerung? Hier ist ja nur von einer kleinen Flamme die Rede, welche ganz natürlich —"

„Und ganz Paris erführe, daß der verliebte Seladon mit kleiner Flamme Professor Rambert wäre!"

„Ah, das wäre charmant!" rief Louison.

„Charmant? Das verbitt' ich mir ernstlich. Thörichtes Mädchen! Ich war nie in dich verliebt und bin es nicht. Malevy, das geht nicht."

„Geduld! Geduld! strenger Herr. Das Publikum braucht's ja nicht zu glauben. Die Eltern nur sollen's glauben, Papa und Mama Miot. Die eigentlich erste Liebschaft kommt ja erst in Paris, die Liebschaft mit einem Seiltänzer."

„Was?!" schrie Louison.

„Sie werden ja roth! 's ist also richtig."

„Nein, Malevy," sagte Rambert aufstehend, „eine so grelle Benutzung wirklicher Vorgänge für ein Theaterstück ist unzulässig."

„Unbesorgt, edler Professor! Das sieht nur in der Skizze so grell aus, in der Ausführung verschwinden die Aehnlichkeiten. Aber Sie haben Recht: man muß ein Stück nicht componiren in Gegenwart der Personen, welche darin vorkommen und handeln sollen. Die schreien immer. Basta! Mademoiselle Louison, Sie haben versprochen, mit mir spazieren zu reiten."

„Können Sie denn reiten, Pariser?" fragte Rambert.

„Na, ob! Alle freien Künste sind mir unterthan."

Es geschah, wie er wünschte; und er fiel richtig vom Pferde, aber auf eine so drollige Weise, daß Louison herzlich dabei lachen konnte und daß auch Rambert lachte, als Malevy wie Falstaff aus einander setzte, daß er diesen Fall, das heißt einen Purzelbaum beabsichtigt habe, um das Herz Louison's für sein Stück zu prüfen. Seine Voraussicht über den Charakter dieser Dame habe sich bewährt: so wie sie keine Dankbarkeit kenne, so empfinde sie auch kein Mitleid. Ehe sie noch gewußt, ob er den Hals oder wenigstens einige Rippen gebrochen, habe sie aus vollem Halse gelacht. Dankbarkeit und Mitleid seien untergeordnete Empfindungen für ein künstlerisches Genie, und das sei von Wichtigkeit für sein Stück.

Rambert blieb nicht ohne Besorgniß, daß Malevy, ein sehr indiscreter Gesell, ihn und Louison compromittiren könne in seinem Drama, und beauftragte den endlich ankommenden Juron, dies zu verhindern. Juron hatte als Schriftsteller größere Macht über Malevy und bezweifelte nicht, daß er mit ihm zu Stande kommen werde.

Dabei vergingen die heißen Sommertage, und man rüstete sich zur Reise nach Biarritz. Ueber das innere Wesen Louison's war Rambert nicht eben vorgerückt an Kenntniß, denn es zeigte sich nicht klar, ob ihr Sinn für die Natur mehr wäre als karges Wohlgefallen an landschaftlichen, also nur an malerischen Reizen. Und auch ein zweiter Versuch der Aufklärung über ihr inneres Wesen führte nicht zum Ziele. Dieser zweite Versuch betraf die Lectüre. Rambert gab ihr Bücher aller ersinnlichen Art und ermahnte sie zum Lesen derjenigen, welche ihr zusagten. Dadurch allein sei Bildung zu erwerben. Sie las hier und da, weil er eben nachfragte, ein Buch, und beim Gespräch über dasselbe zeigte sich, daß sie es gut gelesen. Sie kannte den Inhalt genau. Aber ihr Bericht verrieth, daß ihr die Lectüre kein besonderes Interesse erweckt hatte, und sie zeigte niemals Lust, ein neues Buch anzufangen.

Zweifelnd blickte Rambert auf das ungetrübt heitere Mädchen, welches täglich in Malevy drang, ihr die Rolle einzuhändigen, welche sie in seinem Stücke zu spielen hätte. Dies interessirte sie mehr als Alles.

Jean, welchem der Briefbote aus Pons täglich die angekommenen Briefe einhändigte, berichtete seinem Herrn Rambert außerdem, daß allwöchentlich ein Brief an die Demoiselle ankomme, welcher sicherlich vom Clown Rosas herrühre. Rambert's Zweifel wurden dadurch nur erhöht.

Die Abreise war endlich auf den näch-

sten Tag festgesetzt. Malevy, welcher fleißig gearbeitet hatte an seinem Drama, wollte nach Paris zurück, weil er das Landleben doch verdummend fand, und bat Louison am letzten Abend um einen Besuch auf seinem Zimmer. „Erschrecken Sie nicht," sagte er lachend, „ich bin ein Courmacher ohne Consequenz, ich kann nicht einmal compromittiren. Und es handelt sich gar nicht um mich, sondern um unsere Komödie und um Ihre Rolle. Die Komödie ist so gut wie fertig, Sie sollen sie in den Hauptumrissen kennen lernen, damit Sie Ihre Rolle verstehen, und Sie sollen Ihre bereits ausgeschriebene Rolle in Empfang nehmen."

„Ich komme."

„Aber Sie sollen darüber gegen die Herren Rambert und Juron absolut schweigen."

„Ich werde schweigen."

So kam sie denn äußerst neugierig auf sein Zimmer, und es zeigte sich in seiner Einleitung, daß er die Beziehungen auf Rambert und auf Rosas vollständig angebracht hatte, und daß sie selbst sprach und handelte, wie sie in ihrem bisherigen Leben gesprochen und gehandelt hatte.

Sie erschrak, erschrak von Scene zu Scene mehr, sagte aber nichts, sondern blickte ihn am Ende nur schweigend an.

„Nun, gefällt's Ihnen?"

„Sehr. Aber —"

„Schönes Kind," sprach er plötzlich mit ungewöhnlichem Ernste, „was man will, das muß man ganz wollen. Sie wollen eine Schauspielerin von Wirkung werden?"

„Ja."

„Sie wollen mit Ihrem ersten Auftreten in Paris einen durchschlagenden Erfolg erringen?"

„Ja."

„Nun, hier in diesem Manuscripte sind dazu die richtigen Mittel. Das weiß ich. Schwächen Sie diese Mittel ab durch Rücksichten auf persönliche Bekanntschaft, so schwächen Sie das Stück und schwächen Ihre Rolle, ja wir verderben wahrscheinlich Beides. Ich sage verderben. Denn gerade in diesem Punkte, den Sie abschwächen wollen, pulsirt die eigentliche Kraft des Stückes und Ihrer Rolle. Verstehen Sie mich?"

„Ich glaube, ja."

„Nun, so zeigen Sie, daß Sie eine künstlerische Natur sind, daß Ihnen die Kunst und der künstlerische Erfolg höher steht als irgend ein Privatverhältniß. Acceptiren Sie Stück und Rolle, wie sie wirkungsvoll vorliegen, und verschweigen Sie Rambert, Juron und Jedermann, wie Stück und Rolle beschaffen sind. Wollen Sie?"

Nach kurzer Pause sagte sie: „Ja, ich will."

„Bon! Da ist die Rolle. Niemand darf sie sehen, und Sie werden dieselbe in der Stille lernen. Wenn es im Herbst zu den Proben kommt, dann werd' ich dafür sorgen, daß Niemand zugelassen wird, auch Juron und Rambert nicht. In unserem Falle mit einer wichtigen Debütantin, welche überraschen soll, erzwingt das der Director unter dem Vorwande, daß der Reiz der Neuheit vollständig gewahrt werden müsse."

Und nun erzählte er ihr den ganzen Vorgang des Stückes und las ihr wichtige Scenen ganz vor, so daß sie nach einer Stunde den Gang des Stückes, den Zusammenhang mit ihrer Rolle kannte.

Als er fertig war, wiederholte er die Frage: „Wir sind einig über unverbrüchliches Schweigen?"

„Einig" — antwortete sie festen Tones, ihren Freund und Wohlthäter entschlossen verrathend.

„Und nun," fuhr er fort, „bitt' ich mir pränumerando einen Kuß aus für den vorbereiteten Triumph!"

Dabei putzte er sich den grauen

Schnurrbart mit dem Taschentuche ab — er war leider ein Schnupfer — und breitete die kurzen dicken Arme aus.

Louison machte keine Umstände, sondern lachte und verabreichte ihm diesen Kuß.

Des anderen Tages reiste er mit seinem verrätherischen Manuscripte nach Paris, und Rambert, Juron, Louison und Mama reisten nach Biarritz.

Rambert hatte keine Ahnung, daß ihn sein künstlerisches Pflegekind so ganz als Künstlerin behandeln und hintergehen könnte.

* *
*

Es war eins der kleineren Häuser in Biarritz für Rambert gemiethet worden, und in diesem richtete er sich ein mit den beiden Damen und mit seiner Dienerschaft. — Diese Häuser sind zumeist einstöckig und haben einen Balcon. Für Juron war kein Platz, er mußte ins Wirthshaus. Dorthin wurden auch die Reitpferde Rambert's mit den Reitknechten gebracht, als sie einige Tage später ankamen.

Rambert war also in ungestörtem häuslichen Verkehr mit den Damen Miot und führte sie sofort im Orte umher, um sie zu orientiren, da er selbst die dortigen Seebäder schon mehrmals gebraucht.

Es war ein leicht bedeckter, schöner Sommertag, und die leichten Wolken waren sehr erwünscht, denn Biarritz ist arm an Schatten. Rambert's Aufgabe war übrigens dankbar, denn der Ort liegt schön. Auf hoher Küste angebaut, schaut er in den Ocean weit hinaus. Man sieht, so weit das Auge reicht, das unendlich scheinende Meer. Mit hohen Wogen dringt es herein in den Winkel zwischen Spanien und Frankreich, mit einem Wogenschlage kommt es brausend daher, wie man ihn kaum in einem anderen Seebade findet. Links gegen Süden erblickt man deutlich den Ausfluß der Bidassoa, die Grenze Spaniens, und folgt gegen Westen dieser Küste weit, weit hinaus bis zum Horizonte, welchen der Ocean bildet. Rückwärts gegen Osten nach dem nahen Bayonne hin ist das französische Land, hier Land der Basken, einfach und eben. Nach Norden nur in kurzer Entfernung, da wo der Fluß Adour ins Meer mündet, tritt malerisch ein Leuchtthurm in die Luft. Es fehlt, wie gesagt, an Bäumen, und von einem Walde ist auch in der Ferne keine Spur. Hecken von Buchsbaum müssen ihn ersetzen.

Louison war ganz betroffen von den großen Verhältnissen dieser Küste, als Rambert sie hinüberführte an den Abhang über dem eigentlichen Badestrande, betroffen über die haushohen Wellen, welche da unten heranstürmten. Mama Miot bekreuzigte sich. Hier könnte doch kein sterblicher Mensch baden!

„Da unten aber, wie Sie sehen, baden doch Menschen, und die sind alle sterblich,“ sagte Rambert. „Uebrigens,“ fuhr er fort, „ist da links drüben eine ganz kleine Bucht, wo das eingefangene Meer sich ruhig verhält. Dort badet man auch, wenn man sich vor den hohen Wogen hier unten fürchtet, und dort kann Louison morgen ihre Saison beginnen.“

„Nein, nein! Hier! hier!“ rief sie, mit Staunen hinabblickend, „hier muß es ja wunderschön sein.“

„Hier müssen wir einen Fischer miethen, welcher dich bei den Händen hält, denn die Wellen werfen dich um.“

„Miethen wir! Aber hier!“

So stiegen sie denn trotz der stöhnenden Mama hinab, und Rambert empfahl sie einem freundlichen Basken, welcher das Badehemd besorgt — es ist dort Alles offen, und Jeder sieht den Anderen, auch die Andere — und welcher für jegliche Sicherheit haftet.

„Nur keine Furcht, Mamsell!“ schrie er in den Wasserlärm, „der Tyran kriegt uns nicht!“

„Wer ist der Tyrann?" fragte sie.

„Das ist die Ebbe," antwortete Rambert, „welche den Menschen hinauszieht ins Weite. Folgt er ihr, der Versucherin, und wird dann von der Fluth überrascht, dann ist er verloren."

„Jesus!" schrie Mama Miot.

Rambert war sehr erfreut, daß Louison so viel Interesse zeigte an den Wundern der Natur, und so viel muthiges Interesse.

Er führte sie denn nun täglich hinab zu der Holzbaracke des Fischers, in welcher dessen Frau die Badetoilette bereit hielt, und er beobachtete von Weitem, indem er selbst badete, ob sie auch gut behütet werde.

Sie war in den ersten acht Tagen von einschmeichelnder Liebenswürdigkeit für ihn, war sinnig und aufmerksam für seine Reden wie kaum je. Sie las Stunden lang in den Büchern, welche er ihr gab, ja sie ermunterte ihn zu ernsten Gesprächen, wenn sie an seinem Arme spazieren ging. Der ganze Theaterteufel schien ausgetrieben zu sein von den neuen Eindrücken. Rambert war ganz beglückt; er lächelte überlegen zu Juron's Gespött über das Idyll, in welches er sich hineintäuschen ließe.

Dies Lächeln wurde Juron endlich zuwider, und er sah sich nach anderer Gesellschaft um. Die fand er denn auch drüben, ein wenig abwärts unweit der stillen Bucht, wo die vornehmen Leute badeten. Dort hatte sich eine große Coterie gebildet von Engländern, Pariser Sportsmen und Gentilhommes, wie man sie nannte, aus allen Ländern Europa's. Dort fand er bessere Unterhaltung. Man hatte dort ein Kaffeehaus, wo über Pferde und Moden geschwatzt, wohl auch witzig geschwatzt wurde, und wo sich ein sehr besuchtes Spielzimmer vorfand. Dort begegnete er namentlich einem Pariser Bekannten, einem jungen Irländer, welcher ihm sehr zusagte durch Keckheit, Unterhaltungslust und tollen Muth. Es war dies ein hoch gewachsener Mann mit rothem Haar und rothem Vollbart, von jenem Braunroth, welches die italienischen Maler der Renaissancezeit so gern gemalt haben. Ein scharf geschnittenes Antlitz, blendend weiß und doch ohne Sommersprossen, und stechende Augen zeichneten ihn aus. Er machte viel Aufwand, obwohl er ein jüngerer Sohn, also nicht reich war, und man sagte ihm viel Schulden nach. Vielleicht deshalb war er der verwegenste Spieler.

„Der macht seinen Weg zur Höhe oder zur Tiefe in raschem Tempo, und diese Leute seh' ich gern," sagte Juron in Louison's Gegenwart, und diese fuhr fort:

„Er sieht mich immer durch sein eingeklemmtes Glas an, als wollt' er mich stechen. Wie heißt er?"

„O'Brien."

Nach acht Tagen saß sie neben ihm in jenem unteren Kaffeehause. Die Ueberraschung von Meer und Land war vorüber, und sie war Juron's Einladung da hinab gefolgt, um doch auch das aristokratische Biarritz kennen zu lernen. Rambert hatte dazu den Kopf geschüttelt, aber Louison hatte gesagt: „Eine Schauspielerin muß Alles kennen lernen, und Onkel Rambert geht mit."

„Das thut er wohl nicht, aber er wird dich nicht hindern."

Juron's Einladung war nicht ohne nichtswürdige Absicht. Er hegte einen tiefen Groll gegen Louison, weil sie ihn unsympathisch fand, und es erschien ihm wie eine Genugthuung, wenn dem thörichten Rambert thatsächlich bewiesen würde, daß diese bestechende junge Schauspielerin doch eben nichts Besseres sei als eine Komödiantin, welche ihrer Vergnügung und ihren Vortheilen nachliefe, wo diese nur immer zu finden wären. Deshalb brachte er sie unter diese lüderliche Jeu-

nesse dorée im unteren Kaffeehause. Da werde sie Verlockungen in Fülle finden und ihnen sicherlich unterliegen. Denn es sei gar zu verführerisch, alle Welt um sich her gleichen Sinnes zu sehen in der leichtsinnigsten Anschauung des täglichen Lebens. Diese jungen Leute, Söhne reicher Eltern, sündigen auf das Besitzthum der Alten los bei Tag und Nacht. Am Ende, sagen sie, muß doch die Familie für uns zahlen oder sonstwie für uns einstehen, und wozu wären wir jung, und wozu gäbe es Pferde, Weiber und Spiel und was sonst noch, als um uns zu ergötzen! Ein Narr, der's versäumt.

Für eine Künstlerin ist dieser lustige Standpunkt doppelt verlockend. Sie lebt und webt ja im freien Gebilde der Phantasie. Wie sollte es ihr nicht gefallen, diese phantastische Welt auch in der Wirklichkeit um sich zu sehen und zu genießen!

Sie horchte zuerst erstaunt zu, wenn diese jungen Helden des Leichtsinns Alles in der Welt fraglos für sich in Anspruch nahmen, Geld und Geldeswerth wie eine Chimäre behandelten, mit der man Possen treiben dürfte, und der schönen jungen Künstlerin alles Mögliche zu Füßen legten.

Absonderlich jener O'Brien that sich darin hervor. Er erklärte ihr sogleich, unmittelbar nachdem Juron ihn vorgestellt, daß er sie schon in Paris bewundert und daß er sein ganzes Leben ihr widmen wolle. Sie sei die Dame, welche sein Herz ganz und für immer erobert habe. Sie möge rücksichtslos über ihn gebieten. Was sie wünsche, was sie befehle, er werde es zu Stande bringen, koste es Millionen, koste es auch Menschenleben. Wenn sie darüber lache, weil sie's für Uebertreibung halte, so lache er mit, wiederhole aber mit feierlichem Ernste: er habe kein Wort zu viel gesagt, sie solle ihn getrost auf die Probe stellen, und sie werde sich überzeugen, daß er Wort halte bis an die Pforten der Hölle.

Louison war nüchtern und klug genug, um die Uebertreibungen O'Brien's als solche zu erkennen, aber trotzdem blieb doch sehr viel Behagliches für sie übrig; und da nun einer nach dem anderen von diesen jungen Lebemännern sich vorstellen ließ und jeder preisende Worte für sie im Munde führte, da hätte sie doch von Stein sein müssen, wenn sie nicht diese Existenz charmant gefunden hätte. Daß eine magere Engländerin, welche am Nebentische diese Ueberschwänglichkeiten „shoking“ fand, sich ärgerlich entfernte, war nur geeignet, ihren wohlthuenden Eindruck zu erhöhen; besonders als zuletzt noch ein Graf Vilsac, welchen sie schon einige Male in Paris neben Rambert gesehen, zu ihr trat und mit halblauter Stimme ihr seine Verehrung ausdrückte. Er unterschied sich von den Uebrigen durch ein gesetztes Wesen, sprach ruhiger und einfacher, aber bat sie geradezu um ihre Hand.

Sie erzählte das Alles freimüthig dem Onkel Rambert, als sie nach Hause kam, und war etwas betroffen, als er sich schweigend dazu verhielt und mit der Hand eine so gewiß wegwerfende Bewegung machte.

„Sie werden dich verderben,“ sagte er endlich ernsten Tones, „denn Eitelkeit und Leichtsinn werden dir die Kraft entziehen, dich zu schützen.“

Der Onkel gefiel ihr da nicht, und sie gedachte des Wortes, welches sie von den jungen Cavalieren über ihn gehört hatte: er sei ein Sauertopf, sei ein Philister.

„Von alle den gedankenlosen Schwindlern“ — fuhr Rambert fort — „ist Graf Vilsac vielleicht auszunehmen, der schlimmste aber ist jener O'Brien, und er ist vorzugsweise angethan, dir Unheil zu bereiten. Er ist, wie ich von Engländern höre, ein vollendeter Taugenichts. Sein eigener Bruder hat ihn endlich aufgegeben. Laß dich ernstlich gewarnt sein. Am

besten wär's, du vermiedest das Kaffeehaus da unten."

„Uebertreiben wir nicht auch!" warf Juron dazwischen, der eingetreten war. „Eine Künstlerin muß auch diese Welt kennen lernen, um verständig in ihr zu spielen, wenn ein Stück an sie kommt, welches sich in diesen Kreisen herumtummelt. Demoiselle Louison wird sich an dies Flittergold gewöhnen und es bald zu unterscheiden wissen von echtem Golde. O'Brien ist immerhin ein merkwürdiges Original von Courage und Thatkraft."

Louison folgte indessen doch dem Onkel und vermied einige Tage das Kaffeehaus. Sie ritt mit Rambert spazieren, da die Pferde angekommen waren. Aber sobald die Jeunesse dorée das bemerkt hatte, ließen sich namentlich O'Brien und Vilsac Miethpferde aus Bayonne kommen, gesellten sich zu ihnen und baten um die Erlaubniß, sie begleiten zu dürfen.

Rambert fand das lästig und gab das Ausreiten auf. Der Zeitpunkt schien näher und näher zu rücken, wo er diesen anmuthigen Kobold doch endlich, wie Juron immer anrieth, aufgeben, aus seiner Nähe entlassen, Louison sammt Mama ihrem Schicksale anheim geben würde. Eine Verstimmung folgte der anderen. Auch Jean sorgte dafür. Eines Morgens berichtete er in klagendem Tone, daß Sochne lahm wäre. Demoiselle sei gestern nach Bayonne hinein und von Bayonne heraus so wild über Stock und Stein geritten —

„Sie ist nach Bayonne geritten?"

„Ja wohl! Um den Clown zu sprechen, den Rosas."

„Der ist in Bayonne?"

„Der war gestern in Bayonne. Jacques' Beschreibung paßt Zug um Zug. Dieser dumme Reitknecht ist wie jeder unserer Dienstboten von der Demoiselle eingenommen, der wird nichts Nachtheiliges über sie erfinden, und der Klotz weiß nicht, was der Clown bedeutet, den sie im Gasthofe besucht und der sie beim Abschiede aufs Pferd gehoben hat."

In diesem Augenblicke trat Louison ins Zimmer, um zu fragen, ob Onkel Rambert nicht endlich einmal wieder mit ihr ausreiten wollte.

„Dein Pferd, die Sochne, ist lahm. Du hast sie gestern überjagt. Was hattest du denn so eilig in Bayonne zu thun?"

Louison log nicht. Sie antwortete also ruhig: „Ich wollte einen Bekannten sprechen, der auf dem Wege nach Madrid durch Bayonne kam und nur ein paar Stunden dort blieb."

„Nach Madrid? Am Ende der Spanier, dein Freund, der Clown Rosas?"

„Ja wohl," sagte sie ohne Stocken.

Rambert schwieg und verabschiedete Jean mit einem Winke.

Er war nun allein mit ihr und im Begriffe, das entscheidende Wort auszusprechen und ihr die Trennung anzukündigen.

Sie hatte sich neben ihn gesetzt, und er hatte sie nicht angesehen. Jetzt wendete er sich zu ihr, und ihre reizend fröhlichen Augen trafen ihn wie Sonnenblicke. Sie erschien völlig unbefangen, streckte ihm die Hand entgegen und sprach herzlich: „Wenn dich das junge Volk unten vom Kaffeehause belästigt, so laß uns doch einmal die Richtung nach dem Adour hinüber einschlagen. Dann finden sie uns nicht, und wir können wieder einmal einsam mit einander reden, was mir in der letzten Zeit gefehlt hat."

Hierdurch wurde Rambert wieder irre; ihr Wesen wurde plötzlich wieder das Räthsel, welches ihn neuerdings interessirte.

Dazu kam im nächsten Augenblick ein neuer Zug ihres Charakters, welcher ihn geradezu verblüffte. Bisher hatte er ihr immer unter dem Titel eines Taschengeldes kleinere und größere Summen an-

geboten für ihre Luxusausgaben. Sie hatte oft gezögert, sie anzunehmen, und wenn sie dieselben angenommen, so hatte sie wie beschämt dazu geschwiegen. Jetzt zum ersten Male bat sie ihn frank und frei mit heiterer Miene — um fünfhundert Francs.

Höchst überrascht fragte er: „Was hast du denn vor?"

„Ich habe meine ganze Barschaft gestern verloren."

„Verloren?"

„Im Spiel."

„Du hast gespielt?"

„Ja wohl. Unten im Kaffeehause. Das ist sehr unterhaltend, und zuerst hab' ich immer gewonnen. Das war reizend! Hernach aber hab' ich Alles verloren, und da war ich in Verzweiflung, daß ich kein Geld mehr hatte, um mir das Verlorene wiederzuholen."

„Das taugt nichts, mein Kind."

„Was?"

„Daß du spielst. Das Spiel ist wirklich ein Laster. Und wenn leichtsinniges Volk das leugnet, so glaube mir wenigstens, wenn ich dir sage: das Spiel ist ein Unglück. Wer spielt, der tödtet sich für alles Uebrige, was den Menschen hält, bewegt, erhöht. Wenn im Herbste dein Debüt gelingt, so wirst du eine hohe Gage bekommen. Was ist die höchste Gage gegen den immer vorhandenen Haufen Goldstücke auf dem Spieltische, welchen du mit einem Zuge gewinnen kannst? Nichts ist sie. Der Spieltisch kann ja in jedem Augenblicke mehr einbringen als dein Beruf im ganzen Jahre. Der Spieltisch wird dir also Eins und Alles. Deine Kunst wird Nebensache, und da am Ende jeder Spieler verliert, so geräthst du unrettbar ins Elend. Spiele nicht mehr!"

Sie hatte die Augen niedergeschlagen und sagte kein Wort.

„Willst du mir's versprechen?"

„Nicht gern. Es macht mir so viel Vergnügen."

Erstaunt hörte er diese naive Offenherzigkeit. — Und sie bestach ihn wieder. Das Räthsel dieses Geschöpfes wurde immer mannigfaltiger, und er meinte, sich sagen zu müssen: der eigentliche Fond ist doch wunderbar ehrlich, schlag' nicht hinein!

Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er den verschlossenen Theil seines Schreibtisches, nahm eine Note von tausend Francs heraus und reichte sie ihr.

„Du wirst sie verspielen."

„Ich werd' gewinnen."

„Du wirst sie verspielen und zu diesem Zwecke nie einen Sou wieder von mir erhalten, weil du taub bist gegen die Lehre eines erfahrenen Mannes. Dann wirst du Schulden machen, um deiner Neigung zum Laster Genüge zu thun, und wirst untergehen moralisch wie künstlerisch. Geh' deines Wegs. Reiten können wir heute nicht. Sochne ist lahm."

Sie fiel ihm um den Hals, küßte ihn und flog hinweg.

* * *

Sie wollte recta hinab ins Kaffeehaus, wo den ganzen Tag Gesellschaft und Spiel zu finden war. Eigentlich war es ihre Badestunde. Aber ihr Eifer fürs Meer hatte nachgelassen. Das war so ihre Art: das Neue wurde mit fast leidenschaftlichem Eifer ergriffen und nach einiger Zeit als verbraucht unterlassen. Das freie Baden da unten auf der Plage hatte jedoch auch für ein junges Mädchen seine Uebelstände, und besonders für ein so gesuchtes und umworbenes Mädchen wie Louison. Die Courmacher, O'Brien und Bilsac an der Spitze, kannten ihre Stunde und fanden sich immer ein, um aus der Ferne zuzuschauen. O'Brien gerieth dann gewöhnlich in Streit mit dem Grafen Bilsac. Dieser, ein ruhiger Mann, entgegnete wohl mit Maß, aber es wurde von Tage zu Tage klarer, daß diese beiden jungen

Leute die Neigung zu Louison sehr ernst auffaßten und daß sie eifersüchtig auf einander waren in immer steigendem Grade.

Louison wußte von alle dem und unterließ deshalb das Baden.

Aber ein Mephisto war vorhanden. Juron spielte den Hetzer. Nicht bloß weil er einen Ausbruch der Feindschaft herbeiführen wollte zum Aerger seines Freundes Rambert, sondern auch weil er den Grafen Vilsac weggedrängt sehen wollte. Diesem war es ersichtlich voller Ernst damit, Louison zu heirathen, und gerade das wünschte Juron absolut nicht. Das ihm abgeneigte Mädchen eine geliebte reiche Gräfin werden zu sehen, das schien ihm unerträglich. O'Brien's Bewerbung dagegen unterstützte er. Ziemlich genau wußte er, daß Louison diesen O'Brien gar nicht mochte, ja daß sie sich vor ihm fürchtete. Da, meinte Juron, könne denn ein ersprießlicher Scandal entstehen bei der frechen Handlungsweise des irländischen Aristokraten. O'Brien hatte mit dürren Worten zu ihm gesagt: „Diese Louison muß mein werden, oder ich erschieße sie."

Juron hatte nicht unterlassen, diese Aeußerung Louison mitzutheilen. Sie hatte wie gewöhnlich dazu gelacht. Diese ganze Courmacherei der jungen Cavaliere schmeichelte natürlich ihrer Eitelkeit, aber berührte sie innerlich gar nicht. Sie hielt das für eine nicht üble Unterhaltung ohne Consequenz. Nur das bescheidene, unerschütterlich ergebene Betragen des Grafen Vilsac trat ihr zuweilen etwas näher, und sie betrachtete diesen feinen jungen Mann zuweilen mit einer gewissen Aufmerksamkeit.

Es war ihr also ganz angenehm, als sie jetzt, da sie mit der Tausendguldennote bewehrt aus dem Hause trat, just den Grafen Vilsac ihr entgegenkommen sah. Ihre Badestunde kennend, hatte er gewartet und bot ihr jetzt seinen Arm zur Begleitung hinab an den Strand.

„An den Strand?" sagte sie, „ich habe eigentlich keine Lust zum Baden. Die Zuschauer stören mich. Und dann begleitet mich auch Herr Rambert seit einiger Zeit nicht mehr. Er ist unzufrieden mit mir."

„Warum?"

„Weil ich spiele."

„Mademoiselle, gestatten Sie mir die Bemerkung: da hat er Recht."

Louison sah ihn an und schwieg. Nach einer Weile sagte sie: „Sie spielen ja auch."

„Nur um in Ihrer Nähe zu sein; ich bin kein Spieler. Und eine junge Dame seh' ich nicht gern — pardon! von Ihnen seh' ich Alles gern, aber —"

„Aber es wäre Ihnen lieber, wenn ich's unterließe."

„Spielen und spielen, liebes Fräulein, ist ein Unterschied. Einmal an den Spieltisch treten, um die Aufregung zu kosten — wer möchte das tadeln! Wenn aber eine junge liebenswürdige Dame handwerksmäßig dem Spielgewinne nachgeht —"

„Dann hört sie auf, liebenswürdig zu sein?"

„Das nicht —"

„Ich werde heut' nicht spielen. Ich werde Herrn Rambert und Ihnen folgen. Was fang' ich nun aber an, um mich nicht zu langweilen? Machen wir eine Partie nach Spanien hinüber!"

„Mit Entzücken!"

„Aber übers Meer!"

„Uebers Meer. Wenn's möglich ist. Wir haben hier mehr Fischer als Schiffer. Fragen wir die Fischer!"

Während sie zum Strande hinabgingen, um die Fischer zu fragen, betrachtete Louison eigentlich zum ersten Male den Grafen Vilsac mit ungetheilter Aufmerksamkeit. Der Schwall von Courmachern hatte sie bisher gehindert, Unterscheidungen zu suchen zwischen ihnen. Jetzt erst empfand sie deutlich, daß dieser Graf Vilsac ihr angenehm wäre, vielleicht der ange-

nehmste von allen. Er war von mäßiger schlanker Größe, blasser Gesichtsfarbe, schlichtem, kurz gehaltenem dunklen Haar. Sein großes braunes Auge hatte etwas Zutrauliches, und sein ganzes Wesen war bescheiden und fein. Was ihr besonders gefiel, war sein sanfter Sprachton und seine stille Haltung. Man wurde so gewiß ruhig und getrost neben ihm.

Die Fischer meinten: das ginge nicht, mit einem Kahne nach der spanischen Küste hinüberzufahren. Die See wäre zu schwer für einen leichten Kahn, es wäre schwül, und man dürfe das Meer nicht versuchen. Vielleicht drüben hinter dem Teiche — wie sie das Bad unter dem Kaffeehause abschätzig nannten — da fände sich vielleicht Rath für die Herrschaft. Dort sei die Brandung schwächer, und dort lege zuweilen ein kleiner Segler aus Fontarabia an, wie es heiße, mit Schmuggelwaaren, namentlich mit Cigarren, wie die Douaniers meinten.

„Gehen wir also dorthin, liebes Fräulein!“

„Gehen wir!“

„Aber auf einem Umwege, um nicht beim Kaffeehause vorüberzukommen.“

„Warum nicht?“

„Die ganze Schar Ihrer Verehrer würde herzuströmen und mitfahren wollen. Ich möchte aber — Ihre Erlaubniß vorausgesetzt — allein mit Ihnen fahren.“

„Das würde auffallen, und —“

„Ihren Ruf aussetzen. Nun, mein verehrtes Fräulein, ich habe Sie wohlüberlegt um Ihre Hand gebeten, ich wiederhole diese Bitte jetzt. Der Ruf meiner Braut soll nicht angetastet werden, dafür stehe ich ein.“

„Lieber Herr von Vilsac, dieser Trost hilft mir nicht, da ich nicht heirathen will. Gehen wir indessen weiter, am Ende ist kein Schiff da.“

Man ging, und siehe, es war ein Schiff da; ja es war just im Begriffe abzusegeln, und der Schiffer war sehr bereit, das schöne Paar mitzunehmen, es auch bis gegen Abend zurückzubringen.

Letztere Versicherung entschied bei Louison. Eine kurze Spazierfahrt mit Vilsac, was sei's denn weiter! meinte sie, und mit einer schnippischen Handbewegung ging sie auf das Brett zu, welches in das Schiff hinüberführte.

Da drang die Jeunesse dorée vom Kaffeehause lärmend herab. O'Brien hatte Louison und Vilsac erspäht und flog wie ein Pfeil voraus, Vilsac zur Rede stellend, mit welchem Rechte er die Dame entführen könne?

Diese Frage, in halb humoristischer Form, war doch so scharf ausgesprochen, daß ihre Frechheit deutlich zu Tage trat.

Vilsac antwortete ruhig und ausweichend: er wüßte nicht, daß Demoiselle Louison oder er dem Herrn O'Brien Rechenschaft schuldig wären.

„Sie, Herr Graf, sind mir allerdings Rechenschaft schuldig, und zwar auf der Stelle!“ rief O'Brien mit bebender Stimme.

„Farceur!“ sagte Vilsac halblaut, trat ins Schiff und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Der Wind blies in das aufgehißte Segel von Norden, und das Schifflein flog dahin.

Louison hatte nichts von den Streitworten gehört. Sie war gleich ins Vordertheil des Schiffes geschritten und hatte also keine Ahnung, daß sich da zwischen ihren beiden Verehrern eine Katastrophe vorbereitete. Fröhlich rief sie Vilsac zu, daß ihr dies Schaukeln auf den Meereswellen sehr behagte.

Kaum war dies gesprochen, da kam das Schiff aus der stillen Bucht in den Wogendrang hinaus, und das Unbehagen der aufdämmernden Seekrankheit machte sie still.

Vilsac ging es nicht besser. Es blieb

zwar nur bei der Androhung des unangenehmen Zustandes, aber für ein zärtliches Paar ließ doch diese widerwärtige Störung keine Stimmung aufkommen. Ein enthaltsames Schweigen herrschte ununterbrochen, und Louison bereute es, daß sie so unüberlegt in eine Seefahrt hineingesprungen wäre. Denn auch der endliche Ruf „Fontarabia!", das Signal der sofortigen Landung, erfreute sie kaum: sie mußte ja wieder zurück!

Aufathmend stieg sie aus, und wer stand vor ihr? Sennor Rosas.

Hatte er ihr in Bayonne gesagt, daß Fontarabia sein Heimathsort wäre, und hatte sie deshalb der Partie dahin zugestimmt? Oder war es ein Zufall?

Jedenfalls war sie diesmal nicht ganz ohne Verlegenheit. Ihr körperliches Unbehagen wich langsam, aber ihr sonstiger heiterer Muth versagte noch eine Weile. Mit diesem Muthe hätte sie der Contrast wohl unterhalten: links den derben Clown, rechts den feinen Grafen als Courmacher neben sich zu haben. Jetzt dauerte es eine Weile, ehe ihr Gleichgewicht wiederkehrte, nachdem sie den Clown dem Grandseigneur hatte vorstellen müssen.

Die Stadt ansehen! wurde die Losung; richtiger: das Städtchen, welches nur eine Hauptstraße oder Hauptgasse zu haben schien und welches allerdings der Belgierin und dem Franzosen spanisch vorkam mit all' den Handwerksleuten vor den Thüren.

Rosas machte sich nützlich, indem er dem Grafen einen ganz kleinen Laden zeigte, welcher Havannacigarren bot, hundertmal besser und wohlfeiler als in Frankreich, wo der Staat das Tabacksmonopol ausbeutet.

Das französische Geld paßte nicht. Rosas wechselte und unterhielt sich lärmend lustig mit seinen Landsleuten. Das laute Gespräch führte neugierige Fontarabier herbei, und unter ihnen auch Verwandte des Rosas. Sie machten ihre Verwandtschaft geltend, um vorzugsweise von der schönen Dame beachtet zu werden, welche ja die Freundin ihres Vetters wäre. Dies hätte Louison neuerdings in Verlegenheit setzen können neben dem zuschauenden Grafen. Das war aber nicht der Fall. Die Unbehaglichkeit der Meerfahrt war vorüber, und sie lachte bei den stürmischen Handküssen der Rosas'schen Familie.

Da nahte das Schlimme. Ein heftiger Windstoß brauste plötzlich durch die Gasse. Die Fontarabier schrien: „Das Wetter, das Wetter!" und flohen mit ihren Habseligkeiten in ihre Häuser. Die Straße war in einem Nu still und leer, nur die Schiffer stürzten vom Hafen herbei, um zu melden, daß die Rückfahrt heute unmöglich wäre. Ein Gewitter mit Sturm sei im Anzuge, und das daure in diesem baskischen Winkel seine vierundzwanzig Stunden. Da wage sich Niemand aufs Meer hinaus.

Kaum war dies ausgesprochen, da stürzte ein Platzregen herab, und es galt die größte Eile, um die dürftige Locanda zu gewinnen, in welche Rosas Louison und den Grafen Vilsac geleitete.

„Eine üble Bescherung!" seufzte nun doch auch einmal die sonst stets unbekümmerte Louison. Mama und Herr Rambert wußten von nichts, und sie war zwischen zwei so unvereinbaren Verehrern in einem unbehaglichen Wirthshause abgeschlossen von der Welt.

„Schaffen Sie uns einen Wagen, Sennor Rosas!" rief sie.

„Wagen, Sennora, giebt's hier nicht. Allenfalls Maulthiere. Und das würd' Sennora belustigen. Sennora sitzt auf der einen Seite des Rückens, auf der anderen hängt ein Korb mit Steinen, des Gleichgewichts halber gerade so schwer wie Sennora. Sennora erfährt also in Fontarabia, wie viel sie werth ist, das

heißt wie viel sie wägt. Nur ein Hinderniß steht noch im Wege: bei Regen und Sturm geht das Maulthier nicht aus dem Stalle, denn es ist klug und eigensinnig. Und zu guter Letzt ist der Landweg über Irun dreimal so lang als der Seeweg, und kein gewissenhafter Spanier kann sagen, wann oder ob überhaupt Sennora morgen in Biarritz ankommen."

„Wir müssen uns also, liebes Fräulein, hier einrichten, so gut es geht, und das Wetter abwarten," sagte Graf Vilsac und blickte verdrießlich auf den nicht von der Stelle weichenden Rosas.

Man saß eine Zeit lang unschlüssig in dem rauchigen Locandaraume, unschlüssig und verstimmt, denn auch die Späße des Clown belustigten weder Louison noch den Grafen, und die allmälig hergestellte Mahlzeit mündete nicht. Die großen Bohnen sowie Knoblauch und Zwiebeln überraschten mehr als sie schmeckten, und die Sorge um einen besonderen Wohnraum für Louison wurde dringend.

Sie lachte seltener als sonst; der schweigende Graf störte sie, und nicht ohne Verstimmung zog sie sich Abends in die Einsamkeit zurück, da man endlich ein wüstes Stübchen eine kleine Stiege hoch für sie hergerichtet hatte.

Der Graf begleitete sie bis hinauf; Rosas aber auch, und sie verabschiedete Beide mit einem Lächeln, welches ungewöhnlich war. Ein kleiner saurer Tropfen war darin zu spüren, die größte Seltenheit bei Louison.

Die beiden grundverschiedenen Liebhaber und die ganze Lage dieser Reisepartie erweckten zum ersten Male einen Zustand in ihr, welcher an Nachdenklichkeit grenzte. Heirathen? Beide Verehrer beabsichtigten das. Und doch lag ihr das so fern. Gegen die Person und das milde Wesen des Grafen Vilsac hatte sie eigentlich nichts einzuwenden; er würde auch nichts dagegen haben, daß sie Schauspielerin bliebe, und das war für sie unerläßliche Bedingung. Sie konnte sich den Verkehr mit ihm ganz angenehm denken, angenehmer als mit irgend einem Anderen; aber dauernd? wohl gar ausschließlich? O nein, nein! Darin fand sie nur Armuth. Der Begriff Liebe war ihr eben noch völlig fremd. Möglicher noch erschien ihr ein längerer Verkehr mit Rosas. Oft lachen zu können, sei doch besonders wünschenswerth, und daran denkend, lachte sie jetzt sogleich, als sie auf dem harten Lager sich ausstreckte; sie lachte nachträglich über einige Späße, welche der lustige Mann während ihrer Verstimmung vorgebracht hatte, unwirksam vorgebracht hatte. Aber auch an den gebunden sein; nein, o nein! Dabei lachte sie noch einmal herzhaft und — sank in Schlaf.

Und sie schlief die ganze Nacht.

Am anderen Morgen weckte sie die heiße Sonne, welche durch ein zerbrochenes Fenster in ihren kleinen Schlafraum hereinbrach. Es war ein wolkenloser Tag, ein prächtiges Wetter. Alle Welt hatte sich geirrt, denn auch das Meer war spiegelglatt, und die bestellten Maulthiere wurden ausgelacht, als sie von Rosas herbeigebracht wurden. Man brauchte sie nicht mehr, man konnte zu Schiffe heimkehren.

Vilsac fragte aber doch, ob sie vielleicht den Landweg vorzöge. Er versprach ihm ja längeres Alleinsein mit ihr, obwohl der zudringliche Rosas bis an die Grenze, bis an die Bidassoabrücke mitgehen wollte.

„Nein!" erwiderte sie, „ich muß bei Zeiten heim. Aber einen kleinen Spazierritt auf den Maulthieren können wir vorher machen, der ist mir neu."

Dies geschah. Ganz Fontarabia sah zu, und sie fand es lustig. Die Maulthiere gehen immer nur Schritt; Rosas konnte bequem nebenher schreiten, konnte die Landschaft erklären, die nahen Berge

hinter-Irun benennen und komische Bemerkungen machen, welche Louison durch Gelächter zu honoriren wußte. Sie hatte eine ausgesprochene Neigung für jegliche Witzesform, vielleicht auch für Geistesform, und sie war erstaunt, daß der ernsthafte Graf Vilsac darüber gar nicht lachte.

Es wurde indessen zu heiß in dieser schmalen Ebene zwischen den Pyrenäen und dem Meere, sie kehrten also bald um und waren gegen Mittag am Hafen, um sich einzuschiffen.

Rosas wollte mitfahren. Der Graf vereitelte das aber durch einen Wink für den Schiffer. Dieser stieß ab vom Lande, als Rosas einige Schritte zurückgetreten war, um seinen ungestümen Verwandten Stillschweigen zu gebieten. Sie schrien immerfort Vivas in die Lüfte für die schöne Sennora Rosas. Ein furchtbarer Lärm entstand, als sie das Schiff abstoßen und Rosas abgewiesen sahen. Auch sein Zuruf an Louison ging in diesem Lärm unter, und er konnte nur durch Gesten seine Verzweiflung und seine Liebe ausdrücken. Das that er ausgiebig. Vilsac sah es nicht, und Louison lachte, indem sie mit der Hand dankte.

Die See war ruhig, kein körperliches Unbehagen störte das Paar, und Vilsac konnte innig zu ihr sprechen. Sie hörte schweigend zu, meist mit niedergeschlagenen Augen. Als sie endlich die Augen erhob und ihn voll anblickte, da hoffte er — er war im Irrthum. Sie schüttelte nur ein wenig ihr reizendes Haupt und sagte leise: „Jetzt nicht; ich muß noch eine Weile frei bleiben. — Ich werde schön ankommen bei Herrn Rambert und bei der Mama,“ setzte sie rasch hinzu, und die intime Werbung war weggeschoben, wie man eine Flaumfeder in die Luft bläst.

Als sie landeten, war Niemand am Strande. Er führte sie zu ihrer Wohnung und fragte an der Schwelle, ob er mit hinaufgehen und erklären dürfte —

„O nein, nein. Addio!“

* * *

Gedankenvoll, schwermüthig ging er von dannen. Gedankenvoll, weil er die Frage nicht mehr abweisen konnte, ob dies zaubervolle Geschöpf nicht doch ganz ohne Herz und deshalb aufzugeben wäre.

Als ob das so ginge! Als ob der Eigensinn der Neigung auf irgend eine Abmahnung hörte!

Und dabei beging er noch den Fehler, sich an der Straßenecke umzuwenden. Da geschah, was er vermeiden sollte: er sah sie, die an ihrer Hausschwelle stehen geblieben war und ihm nachblickte. Schleunigst wollte er zurückkehren, aber sie winkte Nein! und verschwand im Hause.

Nicht hundert Schritte war er weitergekommen, da stand O'Brien vor ihm in all' seiner Frechheit und stellte ihn unverschämt zur Rede: wie er es hätte wagen können, Louison zu entführen.

Dem sonst ruhigen Vilsac schwoll nun auch die Zornesader, und er entgegnete scharf: „Was berechtigt Sie denn zu solcher Frage?“

„Mein Verhältniß zu Fräulein Louison!“

„Ihr Verhältniß? Was für ein Verhältniß?“

„Wozu lange Reden! Sie wissen oder wissen nicht, und dann erfahren Sie's jetzt. Dies Mädchen muß mir gehören, mir. Das ist mein Sport; und wer mir da in den Weg kommt, den werf' ich um. Zunächst also Sie.“

„So ohne Weiteres?“

„Ohne Weiteres! Ziehen Sie sich auf der Stelle zurück von Louison, oder betrachten Sie sich als geohrfeigt von mir.“

„Mein Herr aus Irland! Man kann den Duellunsinn nicht unverschämter mißbrauchen, als Sie es thun, und ich bin

leider als Mitglied der sogenannten vornehmen Gesellschaft außer Stande, Ihnen ohne Antwort den Rücken zu kehren. Ich muß also Ihre Secundanten erwarten."

O'Brien lachte hell auf, und eine Stunde später waren seine Secundanten, französisch „Zeugen" genannt, beim Grafen Vilsac. Es wurde ein Pistolenduell festgesetzt, welches noch selbigen Abend jenseits der spanischen Grenze ausgeführt werden sollte.

Man ritt und fuhr Mittags dorthin. O'Brien hatte ein Billet an Louison zurückgelassen, welches ihr gegen Abend eingehändigt wurde.

Sie saß auf dem Balcon neben Rambert, als Jean es ihr überreichte. Rambert war verstimmt über ihre spanische Partie, und sie selbst war still. Sie dachte an Vilsac, und warum sie ihn nicht heirathen wollte. Denn daß sie dies nicht wollte, stand vor allem Nachdenken fest. In solcher Lage las sie das Billet. Es lautete:

„Mademoiselle! Ich reite soeben nach Spanien, um den Grafen Vilsac todt zu schießen, weil er es gewagt hat, als ernsthafter Bewerber um Ihr Herz und Ihre Hand aufzutreten. So wird es Jedem ergehen, der zwischen mich und Sie, schöne Louison, tritt. Ich verlange Ihre Liebe und Ihren Besitz. Je zeitiger Sie mir Beides gewähren, desto barmherziger erweisen Sie sich für die Menschheit. Je länger Sie zaudern, desto mehr Menschenleben wird es kosten.

Ihr O'Brien."

Louison zuckte die Achseln, als sie gelesen, und reichte Rambert das Billet. Schmeichelhaft für sie war es immerhin, und Schmeichelei verfehlt ja nie ihre Wirkung. Was übrigens abscheulich darin war, das klang ja unglaublich.

Rambert warf das Blatt verächtlich zu Boden und sagte: „Dieser frevelhafte Patron meint zu wissen: Alles sei ihm erlaubt, und jedes Weib sei durch Einschüchterung und gebieterische Willenskraft zu gewinnen. Am Ende hat er Recht!"

„Warum nicht gar!"

Während der Rede Rambert's war Juron auf den Balcon getreten und wiederholte jetzt spöttisch Louison's „Warum nicht gar!" hinzusetzend: „Kennt das weise Fräulein die Geschichte von der Klapperschlange?"

„Ach, was hab' ich mit Klapperschlangen zu thun!" sprach sie ärgerlich.

„Wer weiß!" antwortete Juron. „O'Brien hat etwas von einer Klapperschlange, und er nähert sich Ihnen doch recht sichtlich. Das gefräßige Thier, die Klapperschlange, besitzt eine elektrische Anziehungskraft. Das arme Kaninchen, welches in seine gefährliche Nähe kommt und so gern entfliehen möchte, empfindet einen entsetzlichen, unerklärlichen Drang, der drohenden Klapperschlange näher und näher zu rücken und endlich von selbst in den aufgesperrten Rachen derselben hineinzuschlüpfen."

„Tolles Zeug!" sagte Louison und ging auf ihr Zimmer.

Sie wurde aber die ganze Nacht das abscheuliche Bild nicht los: den aufgesperrten Rachen der Schlange mit dem Kopfe O'Brien's. Und was bei ihr eine außerordentliche Seltenheit war, sie schlief diese Nacht nur Viertelstunden lang und schlief unruhig und unerquicklich. Am anderen Morgen kam sie ganz verstört zum Frühstück. Rambert war auch sehr ernsthaft, und man sprach sehr wenig. Da, unerwarteter Weise so früh, kam Juron und war in großer Aufregung. Schon von Weitem rief er: „Also richtig, es ist geschehen! Es ist geschehen!"

„Was denn?"

„Das Duell hat stattgefunden. Beide haben gleichzeitig geschossen; O'Brien ist der Arm zerschmettert, Vilsac ist todt."

„Oh!" schrien Rambert und Louison

und fuhren von ihren Sitzen in die Höhe.

„Binnen ein paar Minuten todt" — fuhr Juron fort. „Die Kugel ist durch beide Lungenflügel gedrungen. Er hat kein Wort mehr sprechen können, das Blut ist wie ein Strom aus dem Munde geflossen."

Völliges Stillschweigen folgte; Louison war todtenbleich geworden.

„Diesen Henkersknecht O'Brien sollte man unter die Guillotine bringen!" rief endlich Rambert.

„Es wird ihm gar nichts geschehen!" sagte Juron. „Die Sache ist im Auslande vor sich gegangen, und die Behörde in Bayonne braucht nichts davon zu wissen. Niemand wird ihr auch davon sagen. Vilsac ist aus der Welt, und O'Brien behält vielleicht einen lahmen Arm, voilà tout."

So geschah's auch. Der Vorfall verblieb in dem Kreise der jungen Sportsmen, und von der übrigen Welt in Biarritz fiel es Niemand auf, daß ein junger Mann weniger am Strande und im Kaffeehause zu sehen war.

Rambert aber gab seiner Entrüstung heftige Worte und erklärte, nicht länger in Biarritz bleiben zu wollen. „Der freche Bursche," rief er, „könnte uns mit dem Arm in der Binde besuchen wollen, und ich müßte ihm die Thür weisen. Wozu das abwarten!"

Binnen vierundzwanzig Stunden wurde die Reise bewerkstelligt. Sie ging zurück auf sein Landgut.

Louison verhielt sich still und nachdenklich — zum ersten Mal in ihrem Leben.

Rambert fand dies richtig und natürlich, und ihr stilleres Wesen machte ihm von Neuem einen günstigen Eindruck. Er sprach den Namen O'Brien nicht mehr aus und suchte Louison wieder an die Studien zu bringen. Sie ging willig darauf ein, und es folgte eine Zeit ruhiger Existenz.

Juron war nicht mitgekommen, Niemand störte die Ruhe, und Louison schien nach einiger Zeit beruhigt und unbefangen zu werden.

Da kam ein Brief von Malevy mit den letzten Aenderungen des Stückes und ihrer Rolle, sowie mit ausführlicher Anweisung für das Studium der letzteren. Das belebte sie vollständig. Der Brief besagte auch, sie möchte so bald wie möglich nach Paris kommen, damit er die letzten Hülfsmittel der Einstudirung in Anwendung bringen könnte. Das habe Eile, denn die Saison sollte mit diesem Stücke und ihrem ersten Auftreten eröffnet werden.

Sie theilte dies Rambert mit und erklärte, daß sie abreisen möchte.

Rambert wollte das Stück lesen; sie aber, die sonst so wahrhaftige, leugnete rundweg. Alles, was ihre Theaterkunst betraf, ging ihr über jedes Gesetz. Sie verleugnete, daß sie das Stück besitze, Malevy's Zusendung enthielte nur abgerissene Scenen, aus denen man nicht klug werden könnte. Sie müßte eben mit Malevy zusammenkommen, um die Rolle lernen zu können. Er möge sich doch ja in seiner ländlichen Behaglichkeit nicht stören lassen. Kurz, sie reiste mit ihrer Mutter nach Paris, und er gab ihr die schriftliche Ordre mit an die in Paris verbliebene Haushälterin, für die Bedürfnisse der beiden Damen aufmerksam zu sorgen. So schieden sie in bescheidener Freundschaft und bestem gegenseitigen Wohlwollen von einander. Wie werden sie sich wiedersehen!

Unterwegs machte Mama Miot ihrer Tochter Vorwürfe, daß sie nicht doch eine reiche Heirath dem unsicheren Theaterleben vorzöge. Der Graf Vilsac hätte ihr sehr gefallen; er solle auch sehr reich sein und hege ja, wie man gesehen, ernsthafte Absichten.

„Die ernsthaftesten, aber er ist todt."

„Was?!"

„Der O'Brien hat ihn erschossen."

„Der rothhaarige Lump! Aber, Kind, was ist dir? Was starrst du mich so an? Bist du unwohl?"

Louison schwieg eine lange Zeit zum Schrecken ihrer Mutter. Endlich erzählte sie ihr in langsam gesprochenen Worten den Brief O'Brien's und die Geschichte von der Klapperschlange Juron's.

„Du bist verrückt!" schrie die Mutter. „Der rothe Mensch steckt voller Schulden und hat nichts von Hause zu erwarten, wie mir Jean aus einander gesetzt. Alles gehört seinem älteren Bruder. Außerdem ist's ja ein gräulicher Patron — daran denkst du doch nicht, Unglückskind?"

„Nein, aber ich fürchte mich."

„Dummes Zeug! Ich lasse ihn nie wieder in dein Zimmer."

* *
*

All' das, was zu Louison's Naturell gar nicht paßte, war wie weggeblasen, als sie nach Paris kam, Malevy sich einstellte und das Durchprobiren der Rolle begann. Louison war ganz so heiter wie sonst, war ganz Schauspielerin, welche über Malevy's Mimik herzlich lachte, wenn er ihr eine Scene vorspielte. Solch Vorgespieltes konnte sie nicht brauchen. „Das mache ich mir selber!" rief sie.

Eins nur machte sie für Augenblicke stutzig: die neue Umarbeitung des Stückes und der Rolle bestand darin, daß ihre Lebensgeschichte und ihr Verhältniß zu Rambert nun ganz deutlich, ganz unverkennbar den Inhalt des Stückes bildete. Das sollte doch, meinte sie, mehr verhüllt werden! Rambert werde das sehr übel nehmen.

„Um Gotteswillen nicht!" rief Malevy. „Gerade dadurch, daß es echt und wahr ist, weckt es in Ihnen die echten Naturlaute, durch welche wir den schlagenden Eindruck beim Publikum erreichen und durch welche Sie als ein Talent ersten Ranges erscheinen."

Das beschwichtigte sie, und sie fuhr mit ihm zur ersten Probe, nachdem auch das Singen der Couplets genügend vorbereitet war. Es hatte sich erwiesen, daß ihre Singstimme klangvoll und daß ihr musikalisches Gehör vortrefflich war; sie sang glockenrein. Die Natur hatte eben nichts vergessen zu ihrer Ausrüstung.

Der Portier des Theaters war angewiesen, keinen Menschen einzulassen während der Proben, und das Stück erhielt auch noch keinen Titel, damit nichts Klares darüber verlauten könnte, wenn etwa beschäftigte Mitglieder doch davon schwatzen sollten. Sie waren auch übrigens nicht geneigt, viel davon zu erzählen, da zu ihrem Aerger alle Effecte Louison zufielen und sie mit ihren Rollen ziemlich unzufrieden waren.

So gelang's, daß nichts Besonderes von dem vorbereiteten Stücke in den Journalen verlautete. Die Schreiber der Entrefilets, wie Juron, waren auch in der Mehrzahl noch nicht in Paris, und das Stück stand fest in den Proben, als der September schon vorgerückt war und die Gesellschaft, welche das neugierigste Theaterpublikum bildete, allmälig nach Paris zurückkehrte.

Malevy besorgte außerdem, daß Journalisten zahlreicher Blätter in die Wohnung Louison's eingeführt würden, um bezaubert zu werden von ihrer Schönheit und Anmuth.

Das gelang denn auch durchweg, und plötzlich lief die Anzeige durch alle Zeitungen: „Uebermorgen die erste Vorstellung der Komödie L o u i s o n, Hauptrolle Mademoiselle Louison."

„Uebermorgen", damit viele abwesende Theaterfreunde noch Zeit fänden, für diese erste Neuigkeit der Saison nach Paris zu eilen.

Das Haus war denn auch brechend voll, und ehe der Vorhang aufflog, gab's ein dringendes Flüstern und Fragen: „Was bedeutet es denn, daß Stück und Debütantin denselben Namen führen?" — „Das Stück ist ihre Lebensgeschichte," war die Antwort, welche Malevy in Umlauf gesetzt hatte. — „Ah! ah! — Doppelte Spannung."

Der Vorhang ging in die Höhe. Louison erschien im Mädchenkleide der Brüsseler Bürgertochter, jung und frisch wie ein bethautes, erst aufblühendes Röslein. Ein beifälliges Murmeln ging durchs ganze Haus. Charmant! charmant! sagte Jedermann halblaut. Sie war auch wirklich reizend und zankte sich mit Vater und Mutter allerliebst, als diese nicht wollten, daß sie Schauspielerin werde.

Ebenso antwortete sie mit naiven Drolligkeiten dem wohlweisen Professor Lampré, welcher sie abhalten wollte. In Lampré war Rambert's Name verwandelt. Der brave Rambert saß still auf seinem Landsitze Beaurepos und ahnte nichts von dem Attentate, welches sein Liebling gegen ihn ausübte. Seine Schulweisheit wurde unter Zustimmung des Publikums von seinem Pflegekinde verspottet. Der Act schloß mit einem Monologe, in welchem die ingénue Louison all' ihre herzige Naivetät entwickelte, vom Publikum mit stürmischem Beifall aufgenommen. Der Sieg Louison's war hiermit schon entschieden.

In den nächsten Acten folgte die lustige Zurückweisung Juron's, welchen sie zu großer Erheiterung des Publikums einsperrte; es folgte noch eine intime Scene mit dem Professor, der unter Vorbehalt nach Liebe fragte und dem sie auf die liebenswürdigste Weise antwortete, daß sie für dies Thema wohl noch zu jung wäre; es folgte eine ausgelassene Scene mit dem Clown Rosas, in welcher sie mehr Komik entwickelte als der Clown, und es folgte endlich der Auftritt eines rothhaarigen Irländers, welcher in sehr gebrochenem Französisch erklärte: sie müsse ihn lieben oder er schieße sie todt. Die schüchterne Grimasse, welche sie ihm machte, erregte sprudelnde Heiterkeit im Publikum, und eine Stimme rief: „Polizei!" Unter allgemeinem Gelächter erschien wirklich die Polizei und führte den Irländer ab, weil er gestörten Geistes wäre.

Kurz, es gefiel Alles unter der fröhlichen Führung Louison's, und die Vorstellung schloß mit ihrem vollständigen Triumphe, sowie mit der Ueberzeugung im Publikum, Paris habe ein prächtiges neues Talent gewonnen und das Theater eine außerordentliche Zugkraft.

Louison wurde denn auch unmittelbar nach dem Schlusse — sie war noch im Costüm — vom Director mit hoher Gage engagirt.

Die Habitués des Theaters stürzten auf die Bühne, um ihr und dem Director Glück zu wünschen und den Vorschlag zu machen, daß man den erfolgreichen Abend mit einem splendiden Souper kröne bei den Frères provenceaux im Palais royal. Allgemein angenommen! Man erwartete nur die Umkleidung Louison's und brach dann mit ihr auf.

Der bittere Tropfen wird aber keinem Sterblichen erlassen. An der Ausgangsthür des Theaters traten zwei Männer Louison entgegen und nöthigten sie still zu stehen. Der eine war Juron, der andere O'Brien.

Juron überschüttete sie mit Vorwürfen, ihn und Rambert öffentlich lächerlich gemacht zu haben, Rambert, welcher sie mit Wohlthaten überschüttet habe. Er schloß mit einem „Pfui!", welches sie empfindlich traf, denn es war verdient.

O'Brien daneben, den Arm in der Binde, sagte lächelnd: „Sie haben mich als Irishman vor der ganzen Welt lächerlich gemacht, das ist eine Schuld, welche Sie mir abzuzahlen haben, abzuzahlen mit

Liebe. Sie sehen, ich habe auch einen Arm für Sie geopfert; machen Sie sich gefaßt auf reichliche Entschädigung, welche ich mir — ich schwör's! — bei Ihnen holen werde. Also auf Wiedersehen!"

* * *

Louison war schwer betroffen von den Reden der beiden Männer. Der Jubel über den Erfolg flog wie eine Dampfwolke von dannen.

Sie hatte ihn ohnedies immer für sicher gehalten, diesen Erfolg, denn die Theaterwirkung lag wie eine Naturnothwendigkeit in ihrem Wesen. Warum hätte denn sonst, meinte sie, alle Welt ihre Person überall fetirt! Die Freude über den Erfolg war ihr also nicht so zu Sinn gestiegen und hielt nicht Stand, als Juron und O'Brien eine wirkliche Sorge und eine drohende Sorge in ihr aufriefen. Rambert war die wirkliche, O'Brien die drohende Sorge. Rambert der gute, der so liebe Professor! Sie fühlte klar, daß sie da im Unrecht wäre, in einem peinlichen Unrecht. Den Begriff der Dankbarkeit hatte sie wohl immer abgewiesen von sich, aber hier lag noch etwas Anderes vor, das empfand sie wie ein Stechen, ein Unrecht, das man Unanständigkeit nennen mochte, kurz etwas, das mit Ehrlichkeit und Ehre verquickt wäre, und dafür hatte sie eine bestimmte Empfindung.

Sie sagte also, als man im Palais royal ankam, zu ihrer Mutter leise: „Ich kann heute nicht mehr in Rambert's Hause schlafen, ich habe ihn verrathen."

„Bist du närrisch?"

„Nein, aber gepeinigt bin ich. Wir wollen nach dem Souper in einen Gasthof fahren. Morgen früh suchen wir eine Wohnung, und du holst draußen unsere Habseligkeiten. Ich gehe nicht mehr hin, bis ich dem Professor geschrieben habe und bis er mir verziehen hat — wenn er's thut!"

Die Mama war sprachlos, sie verstand von alledem nichts. Aber es gab nicht Platz noch Zeit zu weiterer Unterredung. Elegante Herren führten Louison zur Tafel; man begann gleich mit Champagner und Toasten, Louison mußte liebenswürdig, mußte heiter erscheinen.

Ihr Nachbar stellte sich als Herr Ferval vor. Er war ein charmanter Lebemann in der Gegend der Fünfziger und von unverwüstlicher Sicherheit, daß unser Leben ohne Umstände genossen werden müsse. Er unterließ nicht, sich als zweifellosen Garçon zu bezeichnen, und er war ein Kenner der Frauen. Er bemerkte rasch, daß Louison befangen wäre, und fragte vergnügt: „Was fehlt Ihnen? Es ist immer ein Vortheil für den Anbeter, wenn der Dame etwas fehlt; da kann er helfen. Zu Stande bringen kann man Alles!"

„Eine Wohnung fehlt," sagte sie fast nur vor sich hin.

„Sonst nichts?"

„Ich bin Gast in meiner jetzigen," fuhr sie fort, „und ich habe meinen wohlwollenden Gastgeber leichtsinnig beleidigt; ich kann also heute nicht in meine bisherige Wohnung zurückkehren."

„Das trifft sich ja wie bestellt!" rief er. „Vor drei Monaten hat sich eine capriciöse Dame am Boulevard Montmartre, also nahe bei Ihrem Theater, ein luxuriöses, behagliches Nest eingerichtet, und gestern hat sie sich mit ihrem Liebhaber, meinem Freunde, gezankt und ist nach London abgereist, zunächst auf Nimmerwiedersehen. Das trefflich eingerichtete Appartement steht leer und harrt einer neuen Mietherin. Die sind Sie! Ich führe Sie nach dem Souper hin und führe Sie ein. Ja?"

„Ja."

„Aber es ist noch ein Wölkchen übrig auf der Stirn; was bedeutet das? Ist das nicht auch zu verjagen?"

„Es macht mir ein Mann die Cour, den ich fürchte."

„Sie fürchten, ihn zu lieben?"

„Das wohl nicht. Ich fürchte seine Dreistigkeit. Ihr gegenüber fühle ich mich unerklärlich schwach."

„Ah, das ist ein schwerer Fall. Da können Sie verloren gehen."

„Oh!"

„Ja, ja. So was hab' ich mit angesehen. Da ist ein eisern durchgeführter Entschluß nöthig."

„Welcher?"

„Ihre Thür verschlossen halten für ihn mit allen Mitteln und mit unerschütterlicher Consequenz. Haben Sie einen männlichen Diener?"

„Nein."

„Den brauchen Sie, und zwar einen handfesten. Eine Kammerfrau genügt da nicht. Ich hab' einen solchen und kann ihn augenblicklich entbehren. Morgen Vormittag ist er zu Ihrer Disposition. So! das Wölkchen entweicht. Nun ein Glas Champagner auf freundliche Kameradschaft. Ich liebe die dramatischen Talente, so lange sie frisch sind, und — keine Sorge, Fräulein, ich bin nicht zudringlich. Was nicht geschenkt wird zwischen Männlein und Fräulein, das hat keinen Werth. Also unbekümmert um gute Kameradschaft zwischen Louison und Ferval, ja?"

„Jawohl."

Ihr Leichtsinn hob nun wieder die Flügel. Sie fühlte sich befreit und gab sich der fröhlichen Stimmung des Festes und den Schmeicheleien hin, welche es für sie regnete. Schmeicheleien sind ja Jedermann gefährlich, Künstlerinnen aber unerläßlich. Sie sind ihr Lebensblut. Was ist eine Kunst, die nicht gefällt? Und was fehlt einer Kunst, wenn sie gefällt? Die Dauer? Ach, wer zweifelt, der hat kein Talent!

Louison war mit einem Ruck in die leichte Lebensstimmung der Schauspieler mitten hineingehoben. Sie übernahm ein Logis, welches sehr schön, aber sehr theuer war. Die Gage war ja groß. „Beruhige dich, Mama, wir werden übrigens sparen."

Louison und Sparen! Der Train ergriff sie wie eine Meereswoge. Eine Kammerfrau wurde gemiethet, eine Schneiderin, eine Friseuse, ein Dienstmädchen, und Narciß, der handfeste Diener, wurde angestellt mit beträchtlichem Monatslohn. Die luxuriöse Lebensmaschine war binnen wenigen Tagen in vollem Gange. Besuche eleganter Herren kamen in großer Anzahl, man verabredete tägliche Zusammenkünfte im Bois de Boulogne, Ferval bestellte eine permanente Miethequipage, und da die geliehenen Reitpferde mißfielen, so besorgte er ihr eigene, eins für sie, eins für den Reitknecht, welcher geschmackvoll costümirt wurde. Der Stall war gar nicht weit, Alles fügte sich leicht, wie von selbst. Das ist immer der Fall, wenn man die Geldsummen nicht einzuschränken braucht. Nach Verlauf einer Woche hatte sie einen Etat, welcher ihre Gage überstieg. Aber weder sie noch die Mama konnten rechnen, und auch die Mama sprach nicht mehr von zu theuren Dingen, sie war berauscht, und der Train gefiel ihr.

Nach Verlauf einer Woche fand Louison aber doch eine Viertelstunde, um den Brief an Rambert zu schreiben, welchen sie sogleich hätte schreiben sollen. Sie gestand ihr Unrecht offen und ehrlich ein und sagte: „Ich weiß es mit nichts zu entschuldigen als mit dem unwiderstehlichen Drange, auf der Bühne zu reüssiren, und wenn noch Aergeres nöthig gewesen wäre, ich hätte auch noch Aergeres ergriffen. Die ganze Wahrheit zu sagen: dieser Drang ist so unwiderstehlich, daß er mich vielleicht zu einem Verbrechen treiben könnte. Verzeih' mir, lieber Onkel, bitte, bitte, ich bin darin unzurechnungsfähig."

Der Brief ging in die Provinz hinaus

aufs Landgut, wo Rambert noch wohnte. Er kam wohl zu spät, denn Juron mochte schon arg geschürt haben. Es erfolgte keine Antwort.

Juron fing auch in den Journalen an, ihren Erfolg zu benagen. Malevy kam eines Tages entrüstet mit einem zweideutigen Entrefilet. Dies Entrefilet spottete über den Begriff der Dankbarkeit im Herzen einer Theaterprinzessin. — „Das ist er!“ rief sie, — „Das ist Juron!“ rief er und setzte hinzu: „Es muß ihm etwas angethan werden! Ich bring' Ihnen einen Klopffechter, dem erzählen Sie Details von Juron, damit er sie drohend öffentlich andeuten und Juron einschüchtern kann, größere Deutlichkeit in Aussicht stellend. Uebrigens, reizende Louison, müssen wir eine neue Rolle vorbereiten für die zweite Hälfte der Saison; ich komme nächste Woche mit Plänen. Einer gährt schon in mir mit einer erzwungenen Heirath. Wie wär's mit O'Brien als Hauptperson?“

„Oh!“

„Man sagt, er komme täglich zu Ihnen und er rühme sich Ihrer Gunst. Seine Wette im Club hält er aufrecht, eine riesenhohe Wette, daß er Sie noch diesen Winter heirathen werde.“

„Um Gotteswillen, das ist Alles erlogen. Ja, er kommt fast täglich, aber Narciß läßt ihn nicht herein. Nichts von ihm, Malevy, der ist zu schlimm!“

„Dann versichern Sie sich ja ihres Narciß. Den besticht er, wenn er gerade Geld gewonnen hat, oder er ermordet ihn, wenn er ohne Geld ist. Außerdem wohlzumerken! er soll jetzt unermeßlich reich werden. Sein Bruder, der Majoratsherr, sei der Schwindsucht verfallen und habe nur noch eine kurz bemessene Frist zu leben. Die Erbschaft aber, das Majorat, welche ihm dann zufällt, soll kolossal sein. Dieser Josuah — so heißt er — hat also jetzt schon einen riesigen Credit. Sie haben Recht: der ist schlimm, wenn Sie ihn nicht lieben.“

„Lieben?! Ich fürchte, ich verabscheue ihn.“

„Hm, hm! Das wäre also dort in Irland kein übler Stoff zu einem Sensationsdrama, in welchem Sie ihn ermordeten.“

„Ich?!“

„Davon sprechen wir noch. Jetzt Adieu! Und Narciß hoch halten im Solde!“

Ach, solch ein Künstlernaturell wie Louison ist gar nicht geeignet, die Bedingungen des wirklichen Lebens einzuhalten. Ja, es erkennt sie nicht. Solch ein Geschöpf lebt und webt in idealen Verhältnissen, um nicht zu sagen in phantastischen. Die grellsten Hindernisse werden ja in den Komödien am Schlusse immer spielend beseitigt. Diese Komödienwelt aber herrscht souverän in der Gedankenwelt der Schauspieler.

Im Verkehr mit der sogenannten Jeunesse dorée sah und hörte Louison nichts als fröhlichen Leichtsinn; jegliches Hinderniß wurde verlacht. Geld bedeutete gar nichts. Sie bedachte nicht, daß all' diese jungen Leute ihre Familien hinter sich hatten, daß sie selbst aber nichts hinter sich hatte als ihre feste Gagensumme.

Als nun die erste Forderung einer Geldschuld streng an sie herantrat, da lachte sie und warf sie ins Schubfach, ein paar Stunden später in ihrer Empfangsstunde ihren Courmachern spöttisch erzählend, der Gläubiger habe mit gerichtlicher Klage und Pfändung gedroht. Allgemeiner Aufschrei der Courmacher, allgemeines Anerbieten, diese Schuld sofort zu übernehmen. „Nicht doch!“ rief sie, „nicht doch! Geld verdirbt die Freundschaft.“

Das war so hingesagt, gedankenlos, eine erlernte Phrase. Aber der Eindruck blieb bei ihr nicht aus, daß ja Leute genug vorhanden wären, für sie einzu-

treten, wenn einmal wirklich Noth an Mann käme.

Eine zweite drohende Geldnote ward ihr eines Mittags überreicht, als gerade Ferval neben ihr saß. „Zum zweiten Male schon erlaubt man sich solche Drohungen,“ sagte sie und reichte Ferval die Note.

„Ah, das muß man sich nicht gefallen lassen,“ sprach dieser — „erlauben Sie, daß ich das flugs beseitige.“ — Und er ging hinaus und zahlte dem Boten die verlangte Summe.

Louison hatte nicht Zeit gehabt, das zu verhindern, aber sie empfand doch gleich, daß dies unpassend sei.

Ein paar Tage darauf bemerkte sie auch, daß Ferval's Benehmen gegen sie dreister geworden. „O nein, nein!“ rief sie, „wohin würde das führen!“

Sie war durchweg in all' dem Verkehr keusch und unnahbar und benutzte nun eiligst den Rath ihrer Friseuse, die Summe anderswo aufzunehmen, bei einem „sehr ordentlichen Manne“, wie die Friseuse sagte, damit sie sofort Ferval zugestellt werde. „Der ‚sehr ordentliche Mann‘,“ fuhr die Friseuse fort, „berechnet nur mäßige Zinsen.“

Da nun Louison von Zinsen gar nichts verstand, die Forderungen aber immer zahlreicher einliefen, so nahm sie immer neue Summen auf von dem „sehr ordentlichen Manne“ und stellte am Ende auch Wechsel aus. Was wußte sie von der Bedeutung eines Wechsels! Kurz, um Neujahr etwa war sie über und über verschuldet, und eine Unterredung mit dem „sehr ordentlichen Manne“ belehrte sie, daß sie auf einem gefährlichen Wege sei und daß eine beiläufige Bemerkung ihres Stubenmädchens Rose, „Wucherschulden thürmten sich auf wie Berge“, eine arge Bedeutung hätte.

Jetzt erst erkannte sie die Gefahr und sah sich nach Hülfe um. Wo gab's die? Ah, sie hatte ja doch so viel Briefe von Anbetern bekommen, welche alle glänzende Anerbietungen enthielten. Sie hatte alle unter einen Beschwerstein gelegt und las sie jetzt noch einmal durch. Als sie fertig war, ließ sie Kopf und Arme sinken. Es war ihr klar, daß all' diese Anerbietungen einen schlimmen Hintergrund hatten.

„Um keinen Preis der Welt!“ flüsterte sie vor sich hin. Aber was thun? Der letzte Mahnbrief hatte äußerst brutal mit Pfändung ihrer Habseligkeiten gedroht. Was thun?

Da hörte sie im Vorzimmer einen heftigen Stimmenwechsel und ein Geräusch, als ob ein Mensch zur Erde fiele. Der Mensch war Narciß, und vor ihr stand O'Brien.

„Verzeihen Sie, meine Liebste“ — sagte er — „es blieb mir am Ende nichts übrig, als mit Gewalt zu Ihnen zu dringen. Ihr Diener wurde flegelhaft und mußte beseitigt werden. Aber erschrecken Sie nicht! ich bin nicht so schlimm, wie ich Ihnen bisher erschienen bin, ich hab' nur einen festeren Willen als die Ferval und Consorten, welche Sie mit Geldanerbietungen in Ihrer Noth beleidigen. Außer dem festen Willen habe ich auch redliche Absichten, redlichere als diese Fanfarons, welche eine Maitresse in Ihnen suchen. Ich suche in Ihnen eine Ehefrau — ich beschwöre Sie, nehmen Sie ein paar Minuten furchtlos Platz und hören Sie mich ohne Vorurtheil an!“

Sie sank auf einen Sessel; er holte sich einen und setzte sich in ihre Nähe.

Bei allem Schreck mußte sie sich doch eingestehen, daß er von seiner früheren Brutalität keine Spur zeigte, sondern daß er sanft, ja liebenswürdig spräche. Er war dessen fähig, denn er war ein reichbegabtes Menschenkind.

„Ich wiederhole es,“ sprach er nun sanft, „schenken Sie mir die Anstrengung, mich zehn Minuten lang ohne Vorurtheil

anzuhören! Ich verdiene es kaum, das ist wahr, denn ich habe Sie durch Tollheiten eingeschüchtert. Aber ich kann doch Einiges zu meiner Entschuldigung vorbringen. Nicht bloß meine grenzenlose Liebe zu Ihnen. Denn bei Gott dem Allmächtigen! als ich Sie das erste Mal gesehen, da ist es wie ein Schicksalsspruch in mir aufgesprungen: dies ist das Weib, welchem du angehören mußt dein Leben lang, sie ist dein Lebenszauber. Daß ich hinzugesetzt: so wie ich Ihnen angehörte, so müßten auch Sie mir angehören, das ist wahr. Daher meine frechen Drohungen. Aber sie werden Ihnen erklärlich und vielleicht auch verzeihlich erscheinen, wenn Sie meine Erziehung kennen. Diese Erziehung hat aus mir einen heftigen, oft gewaltsamen Menschen machen müssen. Meine Mutter und die Umstände haben mich verzogen. Der Lord, mein Vater, starb früh und hinterließ meiner Mutter große Herrschaften und zwei Söhne, meinen älteren Bruder David und mich, der ich Josuah getauft bin. Der Vater hatte meinen Bruder David vorgezogen und mich gering geachtet. Meine Mutter that nun nach seinem Tode das Gegentheil; sie achtete David, für welchen sie bis zu seiner Großjährigkeit die Güter verwaltete, gering und behandelte mich mit einer geradezu leidenschaftlichen Liebe. Mir wurde Alles gewährt, auch an Geldmitteln Alles; meinem Bruder wurde auch das entzogen, was ihm gebührte. Er war von kränklicher Leibesbeschaffenheit, namentlich schwach in der Brust. Der Aerger über die Mutter schwächte ihn noch mehr, und der Widerwille gegen mich beherrschte ihn allmälig ganz. Da starb meine Mutter plötzlich an einem Schlagfluß. Gerade um die Zeit, als David's Mündigkeit eintrat. Nun rächte er sich an mir. Er jagte mich fort und entzog mir die Gelder, welche mir zustanden. Sie können ermessen, wie das auf den verzogenen Josuah, auf mich wirken mußte. Ich lebte in heller Empörung, und natürlich in gänzlicher Armuth. Nur ein entfernter Verwandter meiner Mutter unterstützte mich einigermaßen. Ich wurde ein wilder Abenteurer, ein Spieler und was weiß ich! Da kam Rettung, Rettung von zwei Seiten. Die erste und wichtigste kam von Ihnen. Ich sah Sie und war verwandelt. Man sagt: wer liebt, wird gut. Jedenfalls wurde ich besser. Ich wollte und will zwar noch Alles vernichten, was mich von Ihnen trennen könnte, aber in meinem Inneren ist doch eine Welt aufgegangen, welche ich früher gar nicht kannte. Ich möchte sagen: eine Welt des Wohlwollens. Ich sehe immer Ihr Bild, und das wirkt zähmend, beschwichtigend auf mich. Ich behandele die Menschen anders als früher, und ich bin überzeugt, Sie können mich, wenn Sie mir angehören, zu einem guten, wenigstens zu einem gelinden Menschen machen. — Die zweite Seite der Rettung kam aus Irland. Es war die bestimmte Nachricht, daß David's Brustleiden Lungenschwindsucht geworden und daß seine Tage gezählt seien. Er könne den Ausgang des Winters nicht überleben. Dann bin ich Lord O'Brien und sehr reich. Ich kann Ihnen also ein Leben bereiten, wie Sie's in Ihrer Künstlernatur nur wünschen können. Ungern lasse ich Sie beim Theater, denn ich bin eifersüchtig, aber ich lasse Sie, wenn Sie's positiv verlangen. Ich thue Alles, was Sie wollen. Augenblicklich bitte ich um nichts, als daß Sie mir alle Wechsel und Schuldscheine übergeben, damit ich sie bezahlen und Sie befreien kann von der gemeinen Sorge, und daß Sie mir Zutritt gestatten in Ihr Haus. So werden Sie mich allmälig kennen lernen, und zwar besser als bisher. Sie werden mich durchweg bescheiden und genügsam finden, denn ich habe eingesehen, daß sich Liebe nicht er-

trotzen läßt. Ich will, wie gesagt, nur, was Sie wollen."

Damit ging er, indem er sich tief verbeugte.

Louison blieb regungslos sitzen. Sie war in solcher Verwirrung, daß sie absolut selbst nicht wußte, was sie empfände, was sie dächte. Das war ja ein ganz anderer Mann, als er bisher gewesen! Gewesen? Vielleicht nur erschienen. Sein blaues dunkles Auge, früher immer drohend, wie ruhig, wie mild hatte es geblickt! Der Mund mit prächtigen weißen Zähnen hatte nichts mehr gehabt vom früheren Zucken. Der unbewegliche Arm in der Binde dazu hatte jeden Gedanken entfernt an sonstige Gewaltsamkeit.

Aber der Fall im Vorzimmer, ehe er eingetreten? Das konnte nur Narciß gewesen sein. Hatte O'Brien den Diener niedergeworfen?

Sie griff mechanisch nach der Klingel, welche auf einem Tischchen neben ihr stand, und läutete.

Narciß trat ein. Er sah niedergeschlagen aus und zuckte die Achseln. Er sei über einen Zipfel des Teppichs gestolpert und gefallen, als er dem fremden Herrn den Eintritt verweigern wollte.

Also auch hier keine Gewaltthat O'Brien's! dachte sie. Es fiel ihr nicht ein, daß dieser Narciß von O'Brien bestochen sein könnte. Es fiel ihr überhaupt nicht ein, als daß sie sich doch noch fürchtete vor diesem O'Brien und daß sie sich Vorwürfe machte wegen dieser Furcht. Denn er sei ja gut und sanft gewesen. Dabei blickte sie nach dem Fach in ihrem Schreibtische, in welchem alle Schuldforderungen lagen. Die hatte er ja verlangt. „Das nicht!" sagte sie, und Ferval fiel ihr ein, welcher neulich für sie bezahlt hatte.

„Wie viel hat denn neulich Herr von Ferval für mich gezahlt?" fragte sie.

„Zweitausend Francs," antwortete Narciß.

„Können wir die noch auftreiben?"

„O ja, gegen hundert Procent Zinsen."

„Besorgen Sie also die Summe und liefern Sie dieselbe an Herrn von Ferval ab mit meinem Dank."

„Zu Befehl." — Und er entfernte sich.

Das waren also wieder viertausend Francs Schulden mehr. Sie hatte die Schuldscheine nie summirt, sie wußte gar nicht, wie hoch die Gesammtsumme sich belaufe. Das wollte sie jetzt thun — aber da trat die Friseuse ein, um die Tagesfrisur herzurichten.

Diese Friseuse hieß Nanette und war eine etwa dreißig Jahre alte Pariserin, wohl erfahren, sehr geschickt und gar nicht ohne Geist, welche sich viel darauf zu Gute that, beinahe blond zu sein. Sie kannte die Theater und Paris gründlich und war Louison in allen Dingen förderſam gewesen, besonders in Geldsachen. Sie wußte für Alles Rath, nahm Alles leicht und war deshalb behaglich und bequem für Louison.

Jetzt betrachtete sie lächelnd die schöne junge Dame, welche das Hervorziehen der Schuldscheine aufgegeben hatte und lautlos dasaß, Nanettens Frisiren sich ruhig gefallen lassend.

Nach langem Stillschweigen seufzte endlich Nanette und flüsterte: „Man lernt doch die Männer nicht aus! Dieser Lord O'Brien ist eine neue Merkwürdigkeit. Mademoiselle hat ihn endlich empfangen? Mit Recht! Denn ist der verwandelt! Sein Diener wartete unten beim Coupé. Den hab' ich gesprochen, als ich kam, weil ich hörte, daß sein Herr bei Ihnen wäre. Na, weiß der zu erzählen! Sein Herr sei sich gar nicht mehr ähnlich. Eines Abends — er sei aus unserem Theater gekommen und habe Mademoiselle spielen sehen — habe er ihm Ordre gegeben, seine ganze Hausordnung zu ändern, alle Besuche abzuweisen und nur den irländischen Geist-

lichen vorzulassen, welcher im Hotel Glasgow wohnt. Der sei jetzt täglich bei ihm und speise auch mit ihm. Er speist jetzt zu Hause und geht nicht mehr in den Club. Seine Pferde hat er verkauft und lebt sparsam wie ein Gewürzkrämer. Derselbe Herr, der früher das Geld zum Fenster hinauswarf! Von seiner früheren Heftigkeit sei keine Spur mehr vorhanden, er sei geduldig und sanft, aber traurig. Ich begegnete ihm auf der Treppe, als er von Mademoiselle kam, und er grüßte mich. Dabei strauchelte er mit dem Fuße und wollte sich am Geländer halten. Das Geländer war aber an der Seite seines kranken Armes. Den zog er unbedacht aus der Schleife, dieser schien aber den Dienst zu versagen. Der Lord stöhnte wie vor Schmerz und hielt sich mit dem gesunden Arme einen Augenblick lang an meiner Schulter fest. Dann holte er tief Athem, sah mich gutmüthig an und dankte mir. Kurz, es ist, wie unser Pfarrer sagt, ein Paulus geworden aus dem Saulus. Merkwürdig!"

Louison dachte wieder nicht im entferntesten daran, daß auch Nanette, die erfahrene Pariserin, bestochen sein könnte. Sie stand auf, ließ sich einen großen Shawl umhängen und ging aus, ohne ein Wort zu reden. Wohin? Den Boulevard entlang bis zur Madeleinenkirche. Dort trat sie ein, kniete an einem Seitenaltar nieder und betete lange, lange.

Sie war, wie es in Belgien Sitte, im getreuen Kirchenglauben erzogen, und in ihrer Gläubigkeit sowie in Befolgung aller kirchlichen Vorschriften und Gebräuche hatte sich nichts an ihr verändert trotz allen bunten Verkehrs in ihrem Leben.

Sie betete echt und warm, die heilige Jungfrau möge sie beschirmen und erleuchten in ihrer Noth, in ihrem Zweifel.

Auf dem Rückwege begegnete sie vor dem Grand Hotel Juron, welcher geringschätzig und ohne Gruß an ihr vorüber wollte. Sie aber blieb stehen und sagte: „Verzeihen Sie mir, Herr Juron; es thut mir sehr leid, daß ich Ihnen weh gethan. Sagen Sie dasselbe, ich bitte, dem guten Herrn Professor! Ich flehe ihn an, mir eine Unterredung zu schenken. Ich bin in schwieriger Lage rathlos, und zu keines Menschen Rath habe ich ein so unbedingtes Vertrauen als zu dem des Herrn Rambert. Ist er in Paris?"

„Ja."

„Wollen Sie die Güte haben?"

„Wozu? Er spricht Sie nicht mehr."

Nach diesen Worten ging Juron weiter. Louison blieb betrübt stehen. Endlich blickte sie auf die gegenüber harrenden Fiaker und griff in ihre Tasche. Sie wollte hinausfahren zu Rambert. Aber sie hatte kein Portemonnaie in der Tasche, und es fing heftig an zu regnen. Hastig eilte sie nach Hause, hastig schrieb sie einen neuen Brief an Rambert und bat ihn, sie zu empfangen. Sie schrieb die Wohnung genau auf die Adresse und gab den Brief Narciß zu sofortiger Bestellung. Er sollte ihn selbst abgeben.

Dann legte sie sich aufs Sopha; sie war todtmüde, und sie schlief auch ein und schlief, bis Rose sie weckte. Es war finster, sie aber mußte ins Theater, um sich anzukleiden und zu spielen. Das Stück „Louison" wurde ja nach Pariser Sitte auch nach Monaten Abend für Abend aufgeführt.

Narciß hatte den Brief nicht bestellt, sondern auf einen Tisch im Vorzimmer geworfen, weil eben ein Gläubiger eingetreten mit zudringlicher Forderung. Gleichzeitig war Rose, das Dienstmädchen, ins Vorzimmer gekommen und hatte zugehört, wie Narciß diesen Dränger mit groben Worten abfertigte und ziemlich handgreiflich aus dem Vorzimmer hinausexpedirte. Narciß ging ebenfalls hinaus, und Rose hörte, daß der Gläubiger mit Pfändung drohte und daß Narciß er-

widerte, das sollte er nur thun, je eher desto besser.

Rose schüttelte dazu den Kopf; sie mochte Narciß überhaupt nicht leiden. Ihrer Herrin aber, welche sich immer freundlich gegen ihre Dienstleute benahm, war sie herzlich zugethan. Sie war die Tochter eines Schulmeisters in den Vogesen und hatte vier Schwestern. Alle hatten aus dem Hause gemußt, um sich ihren Unterhalt zu suchen, und alle hatten einen guten Schulunterricht genossen. Rose war auch sonst aufgeweckten Geistes und hatte aus einzelnen Aeußerungen ihrer Herrin sich zusammengereimt, daß ein Professor Rambert früher ihr Beschützer gewesen. Jetzt las sie dessen Adresse auf dem Briefe, welchen Narciß auf den Tisch geworfen, und dachte: die arme Herrin sucht Hülfe in ihren bedrängten Umständen, und der Schlingel Narciß wirft den Brief bei Seite! Er geht fort, setzte sie hinzu und öffnete die Vorsaalthür. Richtig! Narciß ging mit dem Gläubiger die Treppe hinunter. Geschwind holte sie ihr grobes Umschlagetuch gegen den Regen, steckte den Brief zu sich und trug ihn hinaus zu dem Herrn Professor.

Als sie zurückkam, trat ihr Narciß herrisch entgegen mit der Frage, ob sie einen Brief vom Tische genommen. Sie schüttelte den Kopf und ließ ihn stehen.

Der Brief kam also in Rambert's Hände. Er las ihn, hielt ihn noch eine Zeit lang in der Hand und legte ihn dann auf den Schreibtisch. Der Eindruck war ersichtlich günstig. Es waren Monate vergangen, seit er durch Juron die Nachricht erhalten von dem Attentate Malevy's und Louison's auf dem Theater. Juron hatte es auf die gehässigste Weise geschildert. Rambert hatte sich unbeschreiblich verletzt gefühlt und auch bei seiner Rückkehr nach Paris Juron Recht gegeben, daß einem Mädchen von so verwerflichem Charakter für immer der Rücken zuzukehren sei. Ja, sie verdiente eine Züchtigung! hatte Juron zugesetzt. Das hatte Rambert mit einer Handbewegung abgewiesen.

Er war eine grundgute Seele, und er hatte Louison sehr lieb. Unter Schmerzen hatte er sie aufgegeben und ihren ersten Brief nicht beantwortet. Die Zeit aber hatte den häßlichen Eindruck gemildert, und ob man ihn erkannt habe in der Theaterfigur, davon hatte er wenig erfahren, weil er nicht in Paris gewesen. Ueber die Scene aber, in welcher Juron gefoppt und eingesperrt wird, hatte er wohl gar später, wenn er daran gedacht, lachen können, indem er sein Lachen damit entschuldigte, daß er ausrief: „Verdient hat er's.“ Was ihn selbst betraf, so hatte er nach einiger Zeit ärgerlich die Frage in den Hintergrund geschoben, in das „Schuttzimmer“, wie er's nannte, wohin Jedermann seine Enttäuschungen wirft.

So fand ihn der heutige zweite Brief. Er fand ihn, möchte man sagen, vorbereitet zur Versöhnung. Der Brief war auch in Louison's bester Art geschrieben, einfach und rührend. „Wohlan denn!“ sagte Rambert und faßte den Entschluß, diesen Abend ins Theater zu fahren, das abscheuliche Stück über sich ergehen zu lassen und Louison anzuschauen, anzuschauen als Talent ohne Rücksicht auf ihre Person und ihren moralischen Werth.

Juron kam um sechs Uhr zu ihm und speiste mit ihm. Beim Dessert hatte Rambert die Unvorsichtigkeit oder, um es richtiger auszudrücken, die gutmüthige Wallung, Juron seinen Entschluß mitzutheilen.

„Um Gotteswillen nicht!“ schrie Juron. „Die Leute werden mit Fingern auf dich zeigen und dich verhöhnen.

„Ah? — Nun denn — so werd' ich's unterlassen.“

Glücklicherweise wurde Juron um halb Acht abgerufen, und als Rambert allein war, kam sein Gedanke nochmals auf die ganze Frage zurück. Ein gebildetes menschliches Wesen für immer aufzugeben wegen eines einzigen garstigen Zuges? Ist das human? Ist das weise? Ist es vortheilhaft? Sie hat dir ja doch viel Freude gemacht — er läutete und bestellte den Wagen.

Das Hauptstück des Abends, „Louison“, begann erst um acht Uhr, er konnte noch zum Anfange im Theater sein, und er kam zurecht. Der Vorhang ging eben in die Höhe, als er im Hintergrunde einer Loge Platz nahm. Das Publikum konnte ihn kaum sehen, und dieses Publikum kannte ihn nicht, es war nicht das Publikum der ersten Vorstellungen.

Louison's Auftreten fiel wie Sonnenstrahl in sein Herz. Er hatte sie doch sehr gern, und die ersten Scenen in Brüssel waren ihm eine liebe Erinnerung. Später lachte er unverhohlen über den gefoppten Juron. Freilich, als nun ihre Liebelei mit ihm daran kam und er wohl wie ein genarrter Liebhaber erscheinen konnte, da wurde ihm schwül. Aber Louison spielte das Alles, wohl gerade heute, weil sie so traurig aufgeregt war, mit einer so mädchenhaften Decenz, daß er auch dies nachsah; kurz, ihre liebreizende, talentvolle Person wurde ihm ganz und gar einziges Interesse an der Vorstellung, und am Schlusse hatte sie ihn ganz wieder gewonnen.

Nach Hause kommend, schrieb er rasch auf eine Visitenkarte, Louison möchte am nächsten Tage um elf Uhr zu ihm kommen, und übergab die Karte Jean mit dem Auftrage, sie am folgenden Morgen selbst bei Mademoiselle abzugeben.

Welch ein Glück für Louison! Nun konnte sie gerettet werden, gerettet, denn sie war in Lebensgefahr.

Am anderen Morgen erschien Jean in Louison's Wohnung. Ungern und verdrießlich, denn es war ihm widerwärtig, daß der Verkehr mit dieser Komödiantin wieder angeknüpft wurde. Welche Erniedrigung seines Herrn! Er hatte es ja erfahren — denn solche Diener erfahren Alles, was ihre Herrschaft betrifft —, daß sie seinen Herrn aufs Theater gebracht. Wie konnte sein vornehmer Herr sich nun doch wieder herbeilassen! „Ah!“ stöhnte er ärgerlich im Vorzimmer, „wer übernimmt hier eine Karte des Herrn Professor Rambert für Mademoiselle Louison?“

„Ich!“ antwortete der anwesende Narciß. Und er setzte hinzu: „Ist das derselbe Professor Rambert, bei welchem Mademoiselle früher —“

„Ja doch.“

„Sie ist nicht etwa vom Herrn Lampré?“

„Rambert!“ sagte Jean indignirt mit scharfem Tone, ging und schlug die Thür zu. Er hatte die Malice mit Lampré wohl verstanden — denn er hatte das Stück gesehen — und war wüthend. „Das soll mein thörichter Herr schon erfahren!“ brummte er vor sich hin.

Woher wußte Narciß das Alles? — Von O'Brien, der ihn bestochen hatte und der ihm den Auftrag gegeben, jede Annäherung zwischen Louison und dem Herrn Rambert nach Möglichkeit zu verhindern. Deshalb hatte er den Brief Louison's an Rambert nicht bestellt, deshalb steckte er jetzt die Karte Rambert's in die Tasche, um sie O'Brien abzuliefern, der ihm angekündigt hatte, er werde heute das Fräulein wieder besuchen.

Louison hatte ihm auch das frühere Verbot der Zulassung O'Brien's nicht wiederholt. Bald darauf kam O'Brien wirklich, und nach einem kurzen leisen Wortwechsel mit ihm ging Narciß ins Zimmer, um ihn anzumelden.

Er fand große Verwirrung. Mama

Miot war plötzlich erkrankt. Sie hatte heftig gestöhnt und lag jetzt ohnmächtig auf dem Sopha. Louison selbst eilte in den Vorsaal, sich bei O'Brien zu entschuldigen, daß sie ihn jetzt nicht annehmen könne, und rief Rose. O'Brien dankte dafür, daß sie ihn persönlich unterrichtete, wünschte der Mama rasche Wiederherstellung und ging.

Rose brachte Eau de Cologne und bespritzte reichlich die Mama. Als dies nichts half, sagte sie ärgerlich: die Mama hätte beim ersten Frühstück einen halben Hummer verzehrt und eine Flasche schweren Wein getrunken, es würde ein Arzt nöthig sein. Oben im dritten Stocke wohne einer, sie hätte ihn vor einer Viertelstunde hinaufsteigen sehen, ob sie ihn nicht holen solle?

„Ja wohl, ja wohl!"

Als er kam, war Mama schon aus der Ohnmacht erwacht, stöhnte aber entsetzlich. Der Arzt, ein junger Mann, war durch Rose schon unterrichtet über den halben Hummer und schrieb rasch ein Recept, welches Rose augenblicklich in die Apotheke trug.

Louison fragte ihn leise, ob es bedenklich sei? Er sah sie lächelnd an und erwiderte nach kurzer Pause: ganz und gar nicht. Aber Mama sollte mäßiger sein — vorsichtiger, verbesserte er — im Essen und Trinken, sonst könnte sie gelegentlich einen Schlagfluß erleiden.

Mama schrie auf, und Louison verwunderte sich über das Lächeln des jungen Mannes, welcher sich neugierig in dem luxuriös eingerichteten Zimmer umsah.

„Kennen Sie mich?" fragte sie.

„Nein, ich habe nicht die Ehre."

Sie nannte sich, und er erwiderte wie entschuldigend, daß er kein Theatergänger wäre. Er hätte für Theater keine Zeit und kein Geld. Seine Praxis wäre noch klein, und das Studium seiner Wissenschaft nähme ihn noch sehr in Anspruch.

Sie bot ihm Karten an für die heutige Vorstellung in ihrem Theater. Er lehnte ab. Gerade heut' Abend habe er Theil zu nehmen an einem wichtigen Consilium.

„Es interessirt Sie auch nicht —?"

„Das möcht' ich nicht sagen. Ich hab' einen Jugendfreund, einen ausgezeichneten Mann, der Stücke schreibt. Vergeblich, denn er bringt sie nicht zur Aufführung. Der erzählt mir wohl von dem wunderlichen Theaterleben; er hat mir auch von Ihrem Stücke erzählt!"

„Vielleicht gingen Sie morgen mit Ihrem Freunde in unser Theater?"

„Ein Arzt kann nicht dreißig Stunden voraus über seine Zeit verfügen. — Mama muß sich zu Bett legen und bis morgen früh nichts essen und trinken."

Mama stöhnte schmerzlich.

„Morgen früh werd' ich wiederkommen, wenn Mademoiselle es wünschen."

„Gewiß."

Damit ging er. Louison sah ihm erstaunt nach, erstaunt, daß es Menschen gäbe, welche sich so gar nicht ums Theater kümmerten. Der kühle junge Mann mit großen dunklen Augen verwunderte sie höchlich, und sie sprach vor sich hin: „Es giebt also doch Menschen, welche das Theater gar nicht brauchen. Unbegreiflich!"

Eine halbe Stunde später schimpfte Mama Miot heftig auf den albernen Doctor, weil das Recept sie in seinen unangenehmen Folgen abscheulich belästigte. Dazu brauche man keinen Doctor!

Louison selbst fühlte sich von Sorgen und Kummer belastet. Solch ein Zustand war ihr völlig neu, und sie fand in sich gar kein Mittel zur Vertheidigung. Von Rambert kam keine Antwort; zudringliche Gläubiger aber kamen fortwährend und gingen unter Drohungen hinweg. Und nun stürmte auch noch Malevy herein mit Vorwürfen, daß sie seit einiger Zeit ohne Animo spiele und das Stück herunterbringe.

„Herr Gott!“ schrie sie nun einmal ungeduldig auf, „Abend für Abend dieselbe Rolle spielen, das muß ja langweilig für mich werden. Ich bin da keine Künstlerin mehr, ich bin eine Drehorgel, die abgeleiert wird!“

„So?“ erwiderte er ärgerlich, „dann müssen Sie ans Théâtre français gehen, wenn Sie so wählerisch sind.“

„Ach, aus der Welt möcht' ich gehen; es reißt ja Alles entzwei rings um mich her, und ich weiß nicht mehr, was lassen, was thun!“

„Sie werden damit endigen, einen reichen Esel zu heirathen und die ganze Kunst zu verrathen. Adieu!“

„Am Ende hat er Recht,“ sagte sie trostlos vor sich hin, und energieloser als je spielte sie diesen Abend, so daß der Director am Schlusse zu ihr trat und ihr Vorwürfe machte. Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Grell, verzerrt gingen alle Menschen, alle Zustände an ihr vorüber, und erst als am Morgen der junge Doctor — Zech hieß er und war ein Elsasser — bei ihr eintrat mit seinen kühlen Fragen und kurzen Antworten, da kam es ihr vor, als wäre ein kühler Luftzug ins Zimmer gedrungen. Sie sah ihn aufmerksam an, als er der verdrießlichen Mama den Puls fühlte und über deren Zornausbrüche wegen des Receptes nur kurzweg lachte.

Hübsch fand sie ihn gar nicht mit dem blassen Gesichte voll Bart und in der fast ärmlichen Bekleidung eines gedrungenen starken Körpers. Die Hand war klein und die Stimme wohlklingend.

„Es ist vorüber,“ sagte er langsam zu Frau Miot, „aber es wird wiederkommen und gefährlich werden, wenn Sie sich nicht mäßigen.“

„Mäßigen? Gefährlich? Was?“

„Gefährlich für Ihr Leben.“

„Jesu Christ!“

„Ja wohl. Sie neigen zur Völlerei, denn Sie essen und trinken zu stark. Noch zweimal solch ein Anfall, und beim dritten Male rührt Sie der Schlag.“

„Maria und Josef!“

Und sich zu Louison wendend, setzte er hinzu: „Sie müssen Acht geben, warnen und am Ende mit Gewalt abhalten. Wie's scheint, kann man sich eben in solcher Künstlerwelt nichts versagen. Wer das aber nicht kann, der geht zu Grunde. Die Natur ist einfach, den Menschen aber drängen seine Gelüste zur Vielfältigkeit, und daraus entsteht das Leiden.“

„Das körperliche?“

„Ja, und damit auch jedes andere. Die Sensationen des Körpers bringen auch die Gefühle zu Wege, und wenn die Sensationen krankhaft sind, dann entstehen auch krankhafte Gefühle, welche das Gleichgewicht zerstören und dadurch unglücklich machen.“

„Wir armen Schauspieler, die wir alle Gefühle, auch die schlimmen, darstellen sollen!“

„Das thut Ihnen nichts. Das wird ein Turnen, und die Abwechselung gleicht den Schaden aus. Aber zu Hause, im bürgerlichen Leben, muß der Schauspieler nüchtern sein. Er besonders muß geordnet und mäßig leben und sich dadurch vor Sorgen behüten. Sorgen untergraben ihn. — Heut' Abend übrigens bin ich frei, Mademoiselle, und nehme zwei Karten an, wenn Sie dieselben haben.“

„Jawohl. Hier sind sie. Und ich freue mich, vor Ihnen spielen zu können.“

Sie spielte an diesem Abend lebhafter als in der letzten Zeit, und als sie beim Nachhausekommen dem Doctor Zech, welcher ebenfalls heimkehrte, auf der Treppe begegnete, fragte sie ihn: „Nun, was sagen Sie zu unserer Komödie?“

Er schwieg eine Weile und antwortete dann: „Ich weiß es noch nicht.“

„Ah!? — Wollen Sie eine Tasse

Thee mit mir trinken? Vielleicht besinnen Sie sich."

„Thee dürfen Sie spät Abends nach dem Spielen nicht trinken; das beeinträchtigt den Schlaf. Trinken Sie ein Glas Bier aus meiner Heimath, Straßburger Bier, das macht dumm und ist dadurch wohlthätig für Sie nach geistiger Aufregung."

„Auch das. Rose wird's uns verschaffen; sie ist auch eine Elsasserin und wird die Quelle kennen."

Rose kannte die Bierquelle und brachte das Bier. Louison war ein wenig betroffen von seinem „Ich weiß es noch nicht" und suchte ihn zur Fassung seines Urtheils zu bringen am gedeckten kleinen Tische, wo sie einander gegenübersaßen.

Er kam sehr langsam zu dieser Fassung. Der ganze Vorgang im Theater sei ihm neu, er sei nie ein Theatergänger gewesen und habe sich von Jugend auf nur mit der wirklichen Welt beschäftigt, mit der realen, wie man's nenne. Eigentlich sei ihm das Theater übertreibende Spielerei.

„Faxe?"

„Ja. Es erinnert mich immer nur an meine kindische Jugend. Meine Kameraden spielten Soldaten oder Räuber, und ich sollte mitthun. Mir aber war's gleichgültig."

„Sie hatten wenig Phantasie?"

„Wahrscheinlich. Und so steht's noch mit mir. Phantasiren ist für mich Kranksein, wenigstens Träumen. Will sagen: Zeitverlust. Das Theaterpublikum, hab' ich deshalb immer gemeint, besteht aus Leuten, die nichts zu thun haben oder die nichts thun wollen, die sich die Zeit vertreiben. Die Zeit vertreiben! Dies Wort sagt ja Alles. Die Zeit, die kurze Spanne, welche dem Menschen vergönnt ist, vertreiben, das heißt beseitigen — ist das nicht einfach unsinnig? — Verzeihen Sie! Dies gilt vielleicht nicht ganz von guten Schauspielern — die haben eine besondere Naturgabe auszuüben —, das gilt also nicht Ihnen, denn ich glaube: Sie sind eine gute Schauspielerin."

„Warum glauben Sie das?"

„Sie haben mich durch Einfachheit und Natürlichkeit getäuscht. Das ist etwas. Was Nachdenken anregt, das ist etwas. Und Sie haben mir gefallen. Das ist auch etwas, wie ich mir hinterher überlegt habe. Weil Sie mir gefielen, wurde ich selbst munterer, ich möchte sagen: fähiger. Eine medicinische Streitfrage, welche mich seit einiger Zeit beschäftigt und peinigt, weil ich ihr nicht beikommen konnte, erschien mir plötzlich in verständlichem Lichte, weil offenbar mein Verstand munterer und findiger wurde."

Louison lachte. Der junge Mann, ein ihr wildfremdes Wesen, gefiel auch ihr, und als das Gespräch die nächsten Dinge berührte: ihre Wohnung, ihre Gesundheit, ihre Lebensweise, lauter reale Dinge, welche allein ihm nahe lagen, da ging sie bereitwillig darauf ein. Es kam ihr vor, als erholte sie sich von ihren Wirrnissen, indem sie kindlich aufrichtig ihre Verhältnisse besprach und sich durch seine trockenen Bemerkungen veranlaßt fühlte, ihm Dinge zu sagen, welche man sonst niemals einem neuen Bekannten sagt. Wie er's auffaßte, trat Alles für sie in ein neues Licht, und das war ihrer Traurigkeit sehr willkommen. So erfuhr er denn auch, daß sie von Schulden erdrückt wäre.

„Das geht nicht!" schrie er auf. „Ich dulde nicht einen Franc Schulden an mir. Das machte mich ja abhängig, beeinträchtigte meine Freiheit. Bezahlen, gleich bezahlen!"

„Ja, womit? Mama sagt: mit einem reichen Manne, den ich heirathe."

„Das ist nicht schlecht. Kennen Sie einen reichen Mann, der Sie heirathen will und den Sie möchten?"

„Nein. Ich möchte überhaupt nicht

heirathen. Ausschließlich einem Manne anzugehören, widerstrebt mir."

„Das ist eigentlich gegen die Natur. Bei Ihnen ist's unentwickelte Sinnenthätigkeit. Sie sind noch sehr jung. Ich bin leider in demselben Falle, obwohl viel älter als Sie. Die Natur holt das nach, denn sie ist unerbittlich. Man muß nur geduldig warten. Das thu' ich. — Aber Ihre Schulden drängen. Haben Sie nicht so einen thörichten Gönner, welcher für eure sogenannte Kunst schwärmt? Haben Sie einen?"

„Ich hatte ihn; aber ich hab' ihn verloren."

„Den müssen Sie wiedergewinnen. Geht das nicht?"

„Ich hoffe es." — Und nun erzählte sie ihr Verhältniß zu Rambert, und wie sie zweimal bittend an ihn geschrieben.

„Und auch den zweiten Brief hat er nicht beantwortet?"

„Nein."

„Briefe sind Krücken; die wirft man weg. Gehen Sie doch selbst zu ihm!"

„Ich schäme mich."

„Ah so! Vielleicht könnte mein Freund Lauriston, der ist in der vornehmen Welt zu Hause —? Aber nein, den wollen wir nicht hineinmischen. Er neigt ohnedies schon zu Wunderlichkeiten. Aber ich bin gefeit — nun denn, schicken Sie mich zu ihm; morgen hab' ich Zeit."

Louison schrie auf und sah ihn zweifelnd an. „Wir kennen uns ja kaum," sagte sie fragend.

„Hinreichend!" erwiderte er lachend. „Ich bin Arzt. Ihrer Mama schrieb ich Recepte, und Ihnen — verschaff' ich Hülfe für die überspannten Nerven. Ich versuch's wenigstens. 's ist ein Gang zu einem neuen Apotheker, der Rambert heißt. Sie gefallen mir — unbesorgt deshalb! Ich bin kein Courmacher und werde nie einer werden. Sie gefallen mir als eine gelungene Schöpfung der Natur; die möcht' ich erhalten sehen. Soll ich zu Herrn Rambert gehen?"

„Ich weiß nicht —"

„Aber ich weiß es. Schreiben Sie mir die Adresse auf und gehen Sie dann schlafen; es ist spät. Morgen Abend bring' ich Bescheid. Ja? — Wo wohnt er?"

Louison sagte mit halber Stimme die Adresse; er schrieb sie in seine Agende, reichte ihr die Hand und sagte: „Gute Nacht!"





Reise-Erinnerungen.

Von

Rudolf Lindau.

IV.

China. — Shanghai. — Die Fremdenniederlassung.

An den Ufern des Woosung, der sich einige Meilen oberhalb der Mündung des Yangtse-kiang in diesen Strom ergießt, in einer weiten, grünen, schattenlosen Ebene erhebt sich die chinesische Handelsstadt Shanghai. Sie ist mit hohen, mittelalterlichen, finsteren Mauern umgeben und schaut ungastlich auf die fremden Leute und Häuser herab, die sich um sie gelagert haben. — Shanghai ist alt, häßlich und schmutzig; aber es ist eine reiche, dicht bevölkerte Stadt, die seit Jahrhunderten, lange ehe die ersten Abenteurer des Westens dort landeten, als Hafen von Sutschau, des großen Handelscentrums von Nordchina, den ostasiatischen Kaufleuten und Schiffen wohlbekannt war. Die großartige Ausdehnung, welche der Verkehr in Shanghai jetzt genommen hat, datirt aber von dem Tage, an welchem vor ungefähr vierzig Jahren die ersten englischen und amerikanischen Kaufleute dort anlangten, um ihre Schiffe, kraft der mit China neu abgeschlossenen Verträge, mit Thee und Seide zu füllen und dagegen als Bezahlungsmittel bengalisches Opium, mexicanische Dollars, englische Kattune und amerikanische Drills unter die einheimische Bevölkerung zu vertheilen.

Bald darauf erstand vor dem alten, dunklen chinesischen Shanghai mit seinen kleinen, dicht zusammengepreßten, warmfeuchten Häusern eine neue, helle europäische Stadt, das „Foreign-Settlement“, die „Fremdenniederlassung“, in deren palastähnlichen, von Gärten und weiten Höfen umgebenen Gebäuden junge entschlossene Männer: Engländer, Amerikaner und Deutsche, Wohnung nahmen, um eine Thätigkeit zu entwickeln, welche die trägen, altmodischen Chinesen mit Erstaunen sowohl wie mit Verachtung erfüllte. Einige dreißig Jahre lang, bis gegen 1865, gewann das Geschäft in Shanghai stetig an Ausdehnung. Als ich die Stadt im

Jahre 1859 kennen lernte, waren innerhalb der letzten zwölf Monate für dreihundert Millionen Mark europäische und indische Waaren und Producte dorthin gelangt, dagegen über fünfundsiebzigtausend Ballen Seide und über fünfundfünfzig Millionen Pfund Thee, im Gesammtbetrage von zweihundertsiebzig Millionen Mark, von dort nach Europa und Amerika verschifft worden.

Der Nutzen, der bei den Geschäften in Shanghai übrig blieb, war ein ungemein bedeutender, und nur wenige große Kaufherren, die man in England „Merchant-Princes“ nannte, die Jardine, Matheson & Co., die Dents, Heards, Reiß, Russells, Gibbs Livingstones an der Spitze, theilten sich darein. Die Vertreter dieser Häuser hielten Vieles für erlaubt, worüber ein nach der alten Schule gebildeter, besonnener europäischer Kaufmann den Kopf geschüttelt haben würde. Zu ihrer Entschuldigung war zu sagen, daß der Nutzen bei den von ihnen ausgeführten Geschäften ein so kolossaler war, daß die gewöhnlichen Ausgaben für den Haushalt und für etwaige Liebhabereien dagegen verschwindend klein erschienen. — Die großen fremden Häuser waren in gastfreundlichster Weise einem Jeden geöffnet, der sich mit einem einfachen Einführungsschreiben oder einem banalen Empfehlungsbrief aus London oder New-York dort vorstellte. Gute Hotels gab es damals nicht in Shanghai, da jeder anständige Reisende eigentlich nur zu wählen hatte, ob er bei diesem oder jenem Kaufherrn wohnen wollte; an herzlichen Einladungen dazu fehlte es ihm nicht. — Die Tafel der meisten wohlsituirten Europäer zeugte von Hülle und Fülle und war eine offene, an die sich auch ungeladene Gäste als gern gesehene setzen durften. — Müßiggängerische, stille Diener lungerten in großer Zahl umher. Ein „Boy“ kostete einige Dollars den Monat. Was machte es aus, ob ein halbes Dutzend mehr oder weniger davon angestellt waren? — Beinahe ein jedes der reichen Häuser besaß einen Rennstall, und in vielen dieser Etablissements konnte man neben den kurzbeinigen, langhaarigen und schweren tatarischen Ponies Vollblutpferde sehen, die mit bedeutendem Kostenaufwand von England nach Shanghai transportirt worden waren. Aber auch für die einheimischen, unansehnlichen Ponies wurden außerordentliche Preise gezahlt: für einige besonders schnelle Thiere nicht weniger als vier- bis achttausend Mark das Stück. — Die jungen Kaufleute, welche diese Pferde auf dem Rennplatz oder auf der Steeple-Chase-Bahn trainirten, waren meist gute Reiter, einige von ihnen so ausgezeichnete, daß sie sogar die Rivalität professioneller Jokeys nicht zu scheuen brauchten. — Die englischen Cavallerieoffiziere, die vor und nach dem englisch-französischen Kriege gegen China in Shanghai und Hongkong ihren Aufenthalt nahmen und zuerst mit einiger Herablassung auf die jungen kaufmännischen Sportsmänner herabblickten, machten bei der ersten Gelegenheit, wo sie sich mit diesen auf dem Turf messen konnten, die Erfahrung, daß sie mit ebenbürtigen, wenn nicht mit überlegenen Concurrenten zu thun hatten. — Auf dem Rennplatz sowohl wie im englischen Club und auch in einigen Privathäusern wurde hoch gewettet und hoch gespielt. Es war nicht der Rede werth, ob man dabei einige tausend Dollars verlor oder gewann. — Eine einzige glückliche Speculation in Seide, Thee, Opium, Reis, Yarn oder Camlet gestattete, solche Spielfluctuationen mit philosophischem Gleichmuth zu betrachten.

Um eine Idee davon zu haben, wie groß die Verdienste auf das regelmäßige, das sogenannte „legitime“ Geschäft waren, will ich hier nur ein Beispiel anführen.

Die Häuser Jardine, Matheson & Comp. und Dent & Comp. benutzten die zwei schnellsten Dampfboote auf der chinesischen Küste, die „Cheevy-Chase“ und „Lyemoon“, ausschließlich dazu, die Post aus England in Hongkong abzuwarten und sodann ohne Zeitverlust, mit den neuesten Notizen aus Europa und Indien für Seide und Opium, nach Shanghai zu dampfen. Sie gewannen auf diese Weise einen Vorsprung von sechsunddreißig bis achtundvierzig Stunden vor den anderen Kaufleuten in Shanghai, die ihre Nachrichten erst durch das langsamere, regelmäßige Postschiff erhielten. Die beiden obengenannten Dampfer repräsentirten ein Capital von mehreren Millionen Mark; ihr Kohlenverbrauch war ein enor-

mer; die Bemannung die beste und folglich die theuerste, die man haben konnte. Eine jede Reise von Hongkong nach Shanghai kostete viele tausend Mark — aber alle diese Unkosten wurden überreichlich dadurch gedeckt, daß Jardine und Dent vierundzwanzig Stunden vor ihren Concurrenten auf dem Seiden- und Opiummarkt von Shanghai operiren konnten. Man durfte sie mit Börsenspeculanten vergleichen, die regelmäßig zweimal im Monat wichtige und zuverlässige Nachrichten einen Tag vor allen anderen Speculanten empfingen.

Der Telegraph hat dies geändert. Der Markt von Shanghai folgt jetzt Schritt auf Schritt dem Geschäfte in London, New-York und Calcutta. Der „North-China-Herald", das Hauptblatt von Shanghai, veröffentlicht jeden Morgen die Course des Marktes von London am vorhergehenden Tage. Die Speculation in chinesischen Producten und Handelsartikeln hat ihren Sitz in Europa und in Amerika. Die meisten fremden Kaufleute in Shanghai sind gewöhnliche Agenten geworden, welche nichts weiter zu thun haben, als gegen eine bescheidene Commission, die durch die Concurrenz auf ein Minimum reducirt worden ist, die Befehle auszuführen, welche ihnen der unterseeische Kabel überbringt. Da heißt es: „Verkaufen Sie hundert Kisten Opium" oder „Kaufen Sie zehntausend Kisten Thee oder fünfhundert Ballen Seide zu den und den Preisen." — Was daran gewonnen oder verloren wird, das geht den Besteller an. Die Provision, welche bei dem Geschäfte für den Agenten übrig bleibt, gestattet diesem, ökonomisch zu leben oder, im günstigsten Falle, alljährlich eine gewisse beschränkte Summe bei Seite zu legen — nicht viel mehr.

Früher genügte es, drei Jahre lang an der Spitze eines großen englischen oder amerikanischen Handlungshauses in China gestanden zu haben, um als wohlhabender oder sogar reicher Mann nach Hause gehen zu können. Heute werden große Vermögen in kurzer Zeit weit leichter in London, Lyon oder New-York erworben als in Hongkong, Shanghai und Yokohama. Man schränkt sich nun dort nach allen Richtungen hin sehr ein, und man ist gezwungen, dies zu thun. Diejenigen, welche, durch die gute alte Zeit verwöhnt, sich nicht rasch genug dazu verstanden haben, sind schnell und traurig zu Grunde gegangen. Die stolze „Cheevy-Chase" und ihre Rivalin, die schnelle elegante „Lyemoon", die unter Dampf täglich fünfzig bis siebzig Tonnen Kohlen verbrauchten und deren ganze Fracht von Hongkong nach Shanghai in einigen Briefen und in ein paar hundert Kisten Opium zu bestehen pflegte, sind Mythen geworden, gerade so wie die jungen Kaufherren aus den Jahren 1859 bis 1868, die für einen guten Pony jede geforderte Summe zahlten, Whist zu zehn Dollars den Point ein „ruhiges Spiel" nannten und für Haushaltungs- und Geschäftsunkosten jedes Jahr Hunderttausende von Mark auf Gewinn- oder Verlustconto abschrieben, ohne für Verschwender gehalten zu werden und ohne extravagant zu sein.

Es ist mir vergönnt gewesen, noch die letzten und vielleicht glänzendsten Jahre der „guten Zeit" in China und Japan zu erleben. Von dieser allein kann ich in meinen Erinnerungen sprechen. Die bescheidenere Existenz der Nachfolger der großen „Merchant-Princes" kenne ich nur vom Hörensagen. Sie wird mir als eine farblose und traurige geschildert.

* *
*

Wenige Tage nach meiner Ankunft in Shanghai, wo ich bei dem derzeitigen Chef des großen amerikanischen Hauses Russell & Co., Herrn Thomas Walsh, die gastfreundlichste Aufnahme gefunden hatte, wurde ich von einer schmerzhaften Augenkrankheit befallen, die damals in Shanghai grassirte. Ich mußte zehn Tage lang in einem dunklen Zimmer sitzen; aber ich lernte während der Zeit doch viel von dem Leben in China kennen, da mein Wirth es sich zur liebenswürdigen Pflicht machte, mir den größten Theil seiner freien Zeit zu schenken und sich geduldig von meiner frischen Wißbegierde ausfragen zu lassen.

Es war im Monat Juli. Walsh war während des heißen Tages sehr beschäftigt, und ich sah ihn gewöhnlich erst nach dem Essen, gegen acht oder neun Uhr Abends. Aber dann fand ich ihn immer und gern bereit, die Früchte seiner fünfzehnjährigen Erfahrungen in China vor mir auszukramen. Wir setzten uns, da es dann schon dunkel

geworden war, auf die breite, kühle Veranda, er steckte einen „Cheroot“ (Manillacigarre) an, ließ Thee für uns bringen und leistete mir bis tief in die Nacht hinein Gesellschaft.

Thomas Walsh gehörte zu denjenigen Fremden, welche eine hohe und gute Meinung von dem Werthe der Chinesen haben. Er beneidete sie um ihre kühle, ruhige Lebensweisheit, die sie Glück oder Unglück mit stoischer Philosophie ertragen läßt und ihnen, wenn es zum Schlimmsten, zum Unerträglichen kommt, den Selbstmord als ein erlaubtes und gefälliges Heilmittel gegen alle Leiden des Lebens zur Verfügung stellt. Er rühmte ihre höflichen, gesellschaftlichen Formen, die Zuverlässigkeit, die sie als Kaufleute auszeichnete, die Sorgen der Eltern für ihre Kinder, die Pietät der Söhne und Töchter den bejahrten Eltern gegenüber, den praktischen Sinn der Chinesen und ihr stolzes Selbstgefühl. — Er war nicht etwa in dem Maße von ihnen eingenommen, daß er sie den Europäern an geistiger Befähigung und Kraft gleichgestellt hätte, aber er warnte mich davor, mir die Ansichten der jungen englischen, deutschen und amerikanischen Kaufleute und Marineoffiziere anzueignen, die in den Chinesen, den ältesten Culturmenschen der Welt, Barbaren erblickten und sie wie Halbwilde behandeln wollten. Er machte mich darauf aufmerksam, daß alle guten Bücher über China, das heißt solche, deren Verfasser Zeit gehabt und sich die Mühe gegeben hatten, die Chinesen kennen zu lernen, nicht anders als mit Achtung von ihren vortrefflichen Eigenschaften sprächen. Er empfahl mir, die Chinesen aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zu dem Zweck chinesische Städte zu besuchen und mich möglichst weit in das Innere von China hineinzubegeben.

„In den ‚Fremdenniederlassungen‘ von Shanghai, Hongkong, Canton, Ning-po rc.,“ sagte er mir, „werden Sie wenig Interessantes und nur die schlechteste Seite von China kennen lernen. Die Chinesen werden durch den Contact mit uns gewöhnlich verdorben. Sie nehmen nichts von der europäischen Cultur an und wollen sich davon nichts aneignen. Sie verachten unsere Wissenschaft, die uns nicht glücklicher macht, als sie sich fühlen; unsere Energie, auf die wir stolz sind, erscheint ihnen lächerlich. Ein Europäer, sagen sie, selbst der vornehmste unter ihnen, hat nie Zeit; und sie zucken die Achseln. Daß es uns Vergnügen machen könne, zu reiten, zu rudern, spazieren zu gehen oder gar zu tanzen, erfüllt sie mit Verwunderung, die an Verachtung grenzt. — Beobachten Sie die Chinesen, mit denen Sie in Berührung kommen werden. Ihr Diener selbst kann kaum verbergen, daß er sich Ihnen überlegen fühlt. Er muß Ihnen gehorchen und er thut es; aber es wird Ihnen nicht verborgen bleiben, daß er dennoch wie von einem moralischen Piedestal auf Sie herabblickt. — Er versieht seinen Dienst mit Geschick, aber gelassen und würdevoll. Den bittersten Vorwürfen, körperlicher Züchtigung sogar, setzt er eine Ruhe entgegen, die einen leidenschaftlichen Menschen zur Verzweiflung bringen kann. Sie glauben ihn zu bestrafen, indem Sie damit drohen, ihn aus einem Dienste zu entlassen, in dem er wenig zu thun hatte, gut behandelt wurde und verhältnißmäßig viel verdiente; aber Sie erreichen mit Ihrer Drohung keineswegs die gehoffte Wirkung. — Er läßt Sie ruhig aussprechen und austoben und sagt dann im gleichgültigsten Tone: ‚Dann, Herr, ist es wohl besser, daß ich gehe.‘ — Im Allgemeinen betrachtet der Chinese den Europäer wie ein gefährliches und unliebenswürdiges Wesen; nur in den seltensten Fällen faßt er eine wirkliche Zuneigung zu ihm. Er verkehrt mit ihm einzig und allein, um Geld zu verdienen; dabei kommen aber die guten und liebenswürdigen Eigenschaften des chinesischen Charakters nur wenig zur Geltung, wogegen seine schlechten Instincte in beleidigender Weise hervortreten.

„Es ist übrigens seit langen Jahren bekannt, daß die wenigst achtbaren Elemente der chinesischen Bevölkerung durch das kosmopolitische Treiben, welches in den sogenannten Vertragshäfen herrscht, stark angezogen werden. Man findet wohl auch in diesen Häfen ehrbare, zuverlässige Kaufleute und Händler unter den Eingeborenen; aber nicht selten sind gerade diejenigen Chinesen, welche in den fremden Niederlassungen leben, ungetreue und schlechte Repräsentanten des großen Menschenstammes, welcher das himmlische Reich bevölkert.“

Ich verspürte nach solchen und ähnlichen Betrachtungen und Reden Lust, weite Excursionen in das Innere zu unternehmen; aber die Zwecke, die ich in China verfolgte, gestatteten mir nicht, dies in dem Maße zu thun, wie ich es gewünscht hätte. Ich mußte mich damit begnügen, diejenigen großen chinesischen Städte zu besuchen, die von den Fremdenniederlassungen aus mit einiger Leichtigkeit zu erreichen waren.

Eine Promenade in der chinesischen Stadt Shanghai.

Das chinesische Shanghai befindet sich in unmittelbarer Nähe der Fremdenniederlassung, doch wird es von den Europäern nur selten besucht, und man kann Stunden lang in seinen Straßen umhergehen, ohne einen Weißen zu Gesicht zu bekommen.

Am späten Nachmittag eines heißen Augusttages machte ich mich, mit einem großen Sonnenschirm versehen, auf den Weg nach dem chinesischen Shanghai. Ich durchschritt zunächst die dicht bevölkerte Vorstadt, die sich jenseits des Fremdenquartiers vor den Mauern von Shanghai befindet und nur von Chinesen bewohnt ist. In der stets lebhaften, engen, schmutzigen, übelriechenden Straße herrschte ungewöhnliche Bewegung. Die Taiping-Rebellen hatten nämlich wenige Tage vorher die kaiserlichen Truppen geschlagen, die große Stadt Sutschau erobert; sie bedrängten Hangtschau, verheerten das Land und drangen brennend und sengend vorwärts. Die Landbewohner, für ihr Hab und Gut und für ihr Leben besorgt, flüchteten nach der Fremdenniederlassung, wo sie unter dem Schutze der europäischen Kriegsschiffe Sicherheit zu finden hofften und wo die Preise für Land, für Wohnungen und Miethen in wenigen Tagen dermaßen stiegen, daß viele kleine Hausbesitzer plötzlich zu reichen Leuten wurden. — Die Emigration nach der Fremdenniederlassung schien ihren Höhepunkt erreicht zu haben, als ich durch die Vorstadt schritt. Tausende von Kulis, schwer bepackt mit Möbeln aller Art, drängten sich an mir vorbei, und ihr lautes Singen oder vielmehr Stöhnen: „Ha-i, hi-a, ha-i, hi-a!“ womit sie jede Arbeit begleiten, die einen gewissen Kraftaufwand erforderlich macht, erfüllte die Luft. — Ich arbeitete mich so rasch wie möglich durch die zerlumpte, keuchende Menge und gelangte endlich an das Nordthor der Stadt.

Dort saß die Wache, aus zwanzig Soldaten bestehend, die mit erbärmlichen Waffen: altmodischen, plumpen Gewehren und kurzen, breiten, stumpfen Schwertern, versehen waren. Es waren junge Leute von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren, die wahrscheinlich erst vor Kurzem gepreßt waren und die Ehre, sich für das himmlische Reich schlagen zu dürfen, nicht sonderlich hoch zu schätzen schienen. Sie sahen muthlos und verhungert aus, trugen die bunte, schmutzige Uniform ohne allen Stolz und sogen schweigsam dichte Rauchwolken aus ihren kupfernen, mit langen Bambusrohren versehenen Pfeifen. — Als ich das Thor passirt hatte, stieß ich auf eine Gruppe, aus einem Dutzend Chinesen und zwei Europäern bestehend. Sie betrachteten vier frisch abgeschlagene Köpfe, die an ihren langen Zöpfen aus einer Schießscharte der Stadtmauer hingen und schauderhaft mit ihren gelben, verzerrten Gesichtern auf die Neugierigen herabstierten. Ich kannte die beiden Europäer. Sie erzählten mir, das Treiben der Rebellen habe die energischsten Maßregeln von Seiten der kaiserlichen Behörden nothwendig gemacht, und der Tau-tai (Präfect) von Shanghai habe am gestrigen Tage wiederum zweiundvierzig Chinesen hinrichten lassen, die man mehr oder weniger überführt habe, Emissäre der Rebellen zu sein. Ihre Köpfe hingen an den Stadtmauern oder seien in kleinen Käfigen, Vogelbauern ähnlich, auf den Brücken ausgestellt. Meine Bekannten fügten hinzu, daß die chinesische Polizei von Shanghai in der vergangenen Nacht eine Razzia von mehr als zweihundert verdächtigen Leuten gemacht habe, die in diesem Augenblick summarisch verhört und morgen wahrscheinlich hingerichtet werden würden. Sie forderten mich auf, sie nach dem Justizpalast zu begleiten, um dem Gerichtsverfahren beizuwohnen. — Ich schloß mich ihnen bereitwillig an.

Die Straßen von Shanghai sind wie die der meisten chinesischen Städte enger als unsere engsten Gassen. Dunkle, schmutzige, unfreundliche Häuser, in denen wir ein gesundes und heiteres Leben als unmöglich betrachten müssen, verderben

Luft und Licht und beleidigen die Gesichts- und Geruchsnerven eines jeden Europäers, der nicht durch einen langjährigen Aufenthalt in China gegen diese Eindrücke abgestumpft ist.

Auf dem Polizeibüreau angelangt, erfuhren wir durch einen Mandarin, daß die Gefangenen nach dem Palast des Tau-tai transportirt worden seien und daß wir uns dorthin zu begeben hätten, wenn wir dem Gerichtsverfahren beiwohnen wollten. — In dem Hofe, in dem wir uns aufhielten, während diese kurzen Explicationen stattfanden, saßen zwei Chinesen in der Uniform gemeiner Soldaten. Sie waren damit beschäftigt, ein halbes Dutzend kurzer, breiter Schwerter zu schleifen. Diese Schwerter, die nicht viel größer als ein großes Fleischermesser, vielleicht anderthalb Fuß lang waren, hatten einen ungewöhnlich breiten Rücken, und ich fand, als ich eins davon aufhob, daß es auffallend schwer war. Ich fragte einen der Soldaten, wozu diese Waffen dienen sollten. Er sah mich mit einem verschmitzten, häßlichen Lächeln an und gab sich mit der Hand einen kurzen Schlag in den Nacken. — Ich hatte zwei der vielbeschäftigten Scharfrichter von Shanghai vor mir.

Nachdem wir uns von dem Mandarin, der sich freundlich erboten hatte, uns durch einen Soldaten nach dem Palast des Tau-tai führen zu lassen, verabschiedet hatten, setzten wir unseren Weg fort und gelangten nach zehn Minuten an unseren Bestimmungsort. — Der Palast des Districtspräfecten von Shanghai besteht aus einem geräumigen Hause, das in seinem Aeußeren große Aehnlichkeit mit einem chinesischen Tempel hat und zu dem man gelangt, nachdem man drei große Höfe durchschritten, von denen jeder durch ein Gatter und ein Thor von den anderen Räumlichkeiten abgesondert werden kann.

Vor dem Thore des ersten Hofes, in den wir traten, lungerten einige hundert Chinesen, die auf das Herauskommen der Gefangenen zu warten schienen. Außerdem befand sich dort eine Wache von vierundzwanzig Soldaten. Sie ließ uns ungehindert passiren und in den zweiten Hof gelangen, wo wiederum Schildwachen standen, die sich aber ebenfalls nur dem Eindringen der Chinesen widersetzten und uns in den dritten Hof wiesen. In diesem, der sich unmittelbar vor dem Palast befindet, ging es sehr lebhaft zu. Dort standen und saßen fünfzig bis sechzig Soldaten und ebenso viel Träger und Läufer und andere Bediente des Tau-tai, die geschäftig hin- und hergingen und sich eifrig mit einander unterhielten. Vor dem Palaste waren zwei Kanonen aufgefahren; in dem Vorsaal desselben befand sich ein wahrhaftes Arsenal von chinesischen Waffen aller Art.

Ein Offizier kam uns dort entgegen und fragte nach unseren Wünschen. Wir erklärten ihm den Zweck unseres Kommens, und er führte uns darauf mit der bereitwilligen Höflichkeit, welche chinesische Beamte den Fremden häufig entgegenbringen, durch mehrere Gänge und kleine Höfe nach einem großen einstöckigen Hause, dessen Fenster und Thüren offen standen und in dem der Tau-tai, von zahlreichen Offizieren und Beamten umgeben, zu Gericht saß.

Vor ihm knieten in der unterwürfigsten Stellung, die Köpfe bis auf den Boden gebeugt, drei Gefangene, die soeben verhört wurden. Der Tau-tai rauchte eine kurze Pfeife und nippte häufig an einer Tasse Thee, die auf einem kleinen Tische neben ihm stand. Er hatte ein würdiges, ruhiges Gesicht und schien mit Aufmerksamkeit und Gleichmuth den Aussagen des einen der Angeklagten zu lauschen. Neben ihm saß sein Secretär, welcher die dem europäischen Auge so sonderbaren chinesischen Charaktere mit erstaunlicher Geschwindigkeit auf das Papier warf.

Nach einigen Minuten wurden die drei Gefangenen abgeführt. Sie waren nicht gefesselt, aber ihre langen Zöpfe waren in einen festen Knoten zusammengebunden, den ein Soldat in der Hand hielt. Diese Art, Gefangene zu transportiren, ist die in ganz China gebräuchliche und eine sehr sichere. Drei oder vier Leute, die mit dem Zopf kurz und fest zusammengebunden sind, können unmöglich schnell laufen und sind leicht von einem einzigen Mann überwältigt, der den Knoten in der Hand hält und die Gefangenen durch einen einigermaßen heftigen Ruck zu Boden werfen kann.

Die drei soeben Verhörten, die an uns vorübergeführt wurden, sahen jämmerlich aus. Todesangst lag auf ihren gelben Gesichtern und stierte aus ihren schwarzen Augen. Sie wurden durch drei andere Gefangene ersetzt, deren Verhör vielleicht eine Viertelstunde dauerte. Nachdem auch diese abgeführt waren und wiederum drei anderen Platz gemacht hatten, verließen wir den Gerichtssaal und begaben uns in den Hof der Gefangenen, auf den uns ein Offizier aufmerksam gemacht hatte. Dieser Hof, ungefähr sechzig Quadratfuß groß, war gepflastert und von hohen, kahlen Mauern umgeben.

Dort kauerten und standen in Gruppen von dreien und vieren, deren Zöpfe zusammengebunden waren, an hundert bis hundertundfünfzig Gefangene. Der Anblick, den sie darboten, ist mir lebhaft im Gedächtniß geblieben. Sämmtliche Leute, die ich vor mir sah, waren eines Verbrechens angeklagt, auf das Todesstrafe stand, und jeder von ihnen kannte die unbarmherzige Strenge seines Richters. Alle Stadien der Todesfurcht und Todesverachtung waren auf jenen elenden Gesichtern zu lesen.

Die meisten Gefangenen saßen unbeweglich, blickten starr vor sich hin und hatten das Bewußtsein dessen, was um sie her vorging, durch das Concentriren des ganzen Geistes auf einen einzigen schrecklichen Gedanken verloren. Einige mit funkelnden Augen sahen Fieberkranken ähnlich, während andere gleichgültig und stumpf erschienen. Niemand sprach ein Wort.

Zwei Gruppen fesselten ganz besonders meinen Blick: da saß ein alter Chinese mit weißem Bart und spärlichem, grauem Zopf. Er hatte die hageren, mit langen Nägeln versehenen Hände gefaltet und blickte mit blödsinnigem Lächeln auf seinen Gefährten, einen starken braunen Mann aus dem Süden, dessen schiefe Augen in fieberhafter Aufregung von Gegenstand zu Gegenstand flogen. Plötzlich, mit einem Satze, sprang dieser in die Höhe; aber sein Zopf, an den des alten Mannes geknüpft, warf ihn jählings zurück. Der Alte stieß einen zornigen kurzen Schrei aus und murmelte unverständliche Worte vor sich hin, bis endlich dasselbe blöde, starre Lächeln auf seinem Gesicht wieder erschien.

Neben diesen saßen zwei junge, kräftig gebaute Cantonesen. Sie waren außergewöhnlich schön und mußten, als sie noch freie Männer waren, kühn und stolz ausgesehen haben. Der ältere hatte die langen nackten Beine über einander geschlagen, den Ellenbogen auf das Knie und das Kinn auf die Hand gestützt. Als ich in den Hof trat, wandte er sich langsam zu mir und ließ die dunklen Augen ruhig und fest auf mir haften; dann zog er die Achseln in die Höhe, lächelte bitter und verächtlich und warf seinem Genossen einige kurze Worte zu, die dieser aber nicht beantwortete. Der zweite Cantonese war höchstens siebzehn bis achtzehn Jahre alt und schien körperlicher Ermattung zu erliegen. Er hatte den Kopf an die Schulter seines Nachbars gelehnt, als wolle er schlafen.

Während wir im Hofe waren, wurden zu zwei verschiedenen Malen drei Gefangene abgeführt. Man schien sie ohne Unterschied zu wählen, je nachdem sie dem Ausgange nahe waren. Niemand drängte sich vor, Niemand suchte sich zu verbergen; ein Jeder wartete mit erstaunlicher Ruhe, bis die Reihe auch an ihn kam.

Das ganze Bild, so schrecklich es war, hatte etwas seltsam Fesselndes, und ich riß mich erst davon los, als ein Offizier uns darauf aufmerksam machte, daß die Thore der Festung bald nach Sonnenuntergang geschlossen würden und wir nicht länger bleiben könnten, ohne uns der Gefahr auszusetzen, während der ganzen Nacht auf der Wache oder in einem chinesischen Wirthshause zurückgehalten zu werden.

Wir traten darauf unseren Rückweg eiligst an. In den engen Gassen war es dunkel geworden. Die wenigen Chinesen, die dort umherschlichen und von denen uns einige verwundert und nicht gerade wohlwollend nachblickten, erschienen mir wie Verbrecher und beunruhigten mich. — In einer Stadt, wo unausgesetzt Menschenblut vergossen wird, fühlt man sich seines Lebens nicht sicher, auch wenn die Gefahr nicht drohend hervortritt. Meine Gefährten mochten wohl meine Gefühle theilen, denn wie auf Commando zogen wir unsere Revolver aus der Tasche und behielten sie in Bereitschaft, bis wir das Thor von Shanghai und die chine-

sische Vorstadt durchschritten und uns wieder im Fremdenquartier unter Landes- und Gesinnungsgenossen befanden.

Eine Hinrichtung von chinesischen Piraten in Tschu-san.

Nicht lange nach meiner Ankunft in Shanghai und bald nachdem ich von der Augenkrankheit, die mich dort befallen hatte, geheilt war, lud mich ein befreundeter Schiffscapitän ein, mit ihm nach Tschu-san zu fahren. Ich nahm dies an, da in gewöhnlichen Zeiten der Verkehr zwischen Shanghai und Tschu-san ein unregelmäßiger und seltener ist und ich kaum hoffen durfte, daß mir eine zweite Gelegenheit geboten werden würde, die Insel kennen zu lernen.

Tschu-san, die Hauptinsel des chinesischen Archipels gleichen Namens, der sich längs der chinesischen Küste zwischen dem neunundzwanzigsten und einunddreißigsten Grad nördlicher Breite dahinzieht, hat seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der seefahrenden Nationen des Westens auf sich gezogen. — Englische Kaufleute, Agenten der ostindischen Compagnie, haben sich zu verschiedenen Malen dort niedergelassen, und auch Portugal und Spanien haben in alten Zeiten in Tschu-san Factoreien gehabt, durch die ein regelmäßiger Verkehr mit den reichen Kaufleuten des benachbarten Ning-po unterhalten wurde. — Seitdem Shanghai den ganzen Handel des Westens mit Nordchina an sich gerissen hat und Ning-po dadurch mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt worden ist, hat auch Tschu-san an Wichtigkeit als Handelsplatz verloren. Aber die Insel befindet sich zwischen den Mündungen zweier großer Ströme, des Yangtse und des Tschiang-tschang und kann dadurch den ungeheuren Küstenhandel, der in den dicht bevölkerten reichen Thee- und Seideprovinzen von Kiangho und Tsche-kiang betrieben wird, überwachen. — Die verbündeten Franzosen und Engländer hatten deshalb im Jahre 1860, unmittelbar nach Ausbruch des französisch-englischen Krieges gegen China, von Tschu-san Besitz genommen und als Obrigkeit eine Commission, aus zwei Engländern und zwei Franzosen bestehend, dort eingesetzt.

Die neue Regierung ließ es sich angelegen sein, verschiedene Reformen in das Verwaltungswesen der Insel einzuführen, namentlich stellte sie sich zur Aufgabe, das Piratenwesen auszurotten, welches die Schifffahrt in der Nachbarschaft des Tschu-san-Archipels zu einer höchst unsicheren machte.

Die Ning-po-Piraten, wie man sie gewöhnlich nannte, waren während langer Jahre berüchtigt und glücklich gewesen. Die chinesischen Dschunken boten so leichte und oft so reiche Beute dar, daß verwegenes Gesindel aus allen Theilen der Welt herbeieilte, um bei der Theilung derselben zugegen sein zu können. Malaien, die kühnsten Matrosen des Ostens, Tagals aus Manilla und Portugiesen aus Makao waren in jeder Piraten-Lorcha zu finden; aber Europäer und Amerikaner, Malteser besonders, fehlten dort auch nicht, und man erzählte von mehreren Weißen, die sich durch geistige und körperliche Ueberlegenheit dermaßen unter den chinesischen Piraten ausgezeichnet hatten, daß sie zu Führern von wahrhaften Räuberflotten ernannt worden waren.

Seitdem die neuen Verträge mit China Shanghai dem fremden Handel geöffnet hatten, war den Piraten das Handwerk leidlich sauer gemacht worden. Sie hatten sich zwar nicht vom Kampfplatz zurückgezogen, aber sie mußten es doch oft theuer bezahlen, sich an einen englischen oder amerikanischen Opiumklipper gewagt zu haben. Statt der muthlosen chinesischen Mannschaften, mit denen sie immer so leicht fertig geworden waren, hatten sie unerschrockene, gut bewaffnete Angelsachsen gefunden, die sich gewöhnlich nicht damit begnügt hatten, sich zu vertheidigen und einen Angriff zurückzuschlagen, sondern die offensiv vorgegangen waren und mehr als eine stark bemannte Lorcha ins Schlepptau genommen und nach Shanghai oder Hongkong gebracht hatten, wo alsdann den Piraten immer sehr kurzer Proceß gemacht worden war. — Im Vertrauen auf die zahlreichen Schlupfwinkel, die der Archipel von Tschu-san den Räubern bot, hatten diese jedoch dem alten liebgewonnenen Handwerk nicht entsagt, und fortwährend hörte man von den grausamen Gewaltthaten, die sie verübten.

Am Morgen meiner Ankunft in Ting-

hai, der Hauptstadt von Tschu-san, erfuhr ich, daß eine Expedition, aus einem englischen und einem französischen Kriegsschiffe bestehend, Tags zuvor sieben Piraten-Lorchas gekapert und dabei achtzehn Gefangene gemacht habe. Die übrigen Seeräuber waren auf flachen Booten entkommen und hatten das Land erreicht, wo Verfolgung unmöglich geworden war. Mein Berichterstatter, ein französischer Marineoffizier, mit dem ich von Paris her bekannt war, fügte hinzu, die Gefangenen, über deren Schuld kein Zweifel walten könnte, da man sie in flagranti erfaßt habe, würden im Laufe des Tages verhört und verurtheilt werden. — Ich beschloß, dem Gericht und seiner Vollstreckung beizuwohnen.

Es hatte sich herausgestellt, daß sich unter den Gefangenen drei Tagals und vier Malaien befanden. Diese sollten nach Manilla und nach Singapore transportirt und dort von ihren eigenen Behörden gerichtet werden. Es blieben demnach elf Chinesen übrig, und diese erschienen in dem Gerichtssaal, in dem sich der Oberrichter von Ting-hai und mehrere Unterbeamte, sowie auch einige fremde Neugierige versammelt hatten. Die Piraten waren von abschreckender Häßlichkeit, halb nackt oder in erbärmliche Lumpen gehüllt. Todesangst oder blödsinnige Gleichgültigkeit auf den fahlen Gesichtern, erinnerten sie mich an die Rebellen, die ich kurz vorher in Shanghai bei ähnlicher Gelegenheit gesehen hatte.

Das Verhör, in chinesischer Sprache geführt, war kurz. Nach anderthalb Stunden, so daß also jedem einzelnen der Gefangenen etwa zehn Minuten gewidmet werden konnten, um ihn seiner Schuld zu überführen, wurde das Urtheil ausgesprochen. Dasselbe lautete auf körperliche Züchtigung und Gefängnißstrafe für acht der Piraten und auf Tod für die drei Hauptverbrecher. Gleichzeitig wurde angekündigt, daß das Urtheil an letzteren am nächsten Morgen vollzogen werden sollte. — Die Gefangenen wurden darauf wieder abgeführt, und ich wollte mich ebenfalls zurückziehen, als mich mein Führer, der französische Offizier, fragte, ob ich dem Nachspiel dieser Gerichtsscene beiwohnen, das heißt zusehen wolle, wie die körperliche Züchtigung an den acht dazu verurtheilten Piraten vollstreckt werden würde. Ich hatte mir vorgenommen, so viel wie möglich von der chinesischen „Gerechtigkeit“ zu sehen, und nach kurzem Kampfe gegen den Widerwillen vor einem abschreckenden Schauspiele folgte ich meinem Freunde in das Gefängniß, in das uns seine Uniform sofortigen Eintritt verschaffte.

Die Art und Weise, wie die Prügelstrafe in China vollzogen wird, ist bekannt, und ich enthalte mich einer Beschreibung derselben. Bemerken will ich nur, daß die Leute die Schmerzen, welche sie zu erdulden hatten, mit erstaunlicher Kraft und Ruhe ertrugen. Die scharfen Bambusrohre, von unbarmherzigen, starken Armen geschwungen, zerrissen die nackten, blutigen Körper, aber nicht einen Schrei hörte ich — nur ein tiefes, entsetzliches Stöhnen.

Es ist von vielen europäischen Aerzten constatirt worden, daß das Nervensystem, der Chinesen sowohl wie der Japaner, sie unempfindlicher für körperliche Schmerzen macht, als die Weißen es sind. Wäre dem nicht so, so könnte man den Ostasiaten nachrühmen, daß sie die heldenmüthigsten Völkerschaften der Erde sind; denn der Stoicismus, mit dem sie die grausamsten Torturen ertragen, ist ein unübertrefflicher.

Unter den Leuten, die ich in Tschu-san bestrafen sah, befand sich auch ein Fischer, der nicht als Seeräuber, sondern als Hehler verurtheilt worden war. Man hatte ihn im Gerichtssaale überführt, gelogen zu haben, und es war ihm dafür von dem Mandarin die Strafe zudictirt worden, eine gewisse Anzahl von Schlägen auf die Lippen zu erhalten. Die Züchtigung wurde mittelst einer vielfach gespaltenen Gerte aus hartem, scharfem Bambusrohr vollzogen. — Nach den ersten zwei Schlägen bereits sprang das Blut aus den Lippen des Gefolterten. Ich wandte mich ab, um dem Ende dieser Execution nicht beizuwohnen. Als ich eine Viertelstunde später das Gefängniß verließ, erblickte ich an der Thür des Hofes einen Mann, der mit seinen furchtbar geschwollenen, blutenden Lippen ein Bild des Jammers war. Er hielt eine kurze Messingpfeife in den zitternden Händen und sog, anscheinend mit großem Wohlbehagen, dicke Rauch-

wolken daraus. Als ich den Mann darauf genauer betrachtete, erkannte ich den Fischer, der sich noch vor wenigen Minuten unter der Tortur befunden hatte.

Am nächsten Morgen begab ich mich rechtzeitig nach dem Gefängniß, um dem Abführen der drei zum Tode Verurtheilten nach dem Richtplatz beizuwohnen. Sie erschienen bald, die Hände gefesselt und ein jeder von einem Soldaten geführt, der ihn am Zopfe hielt. — Zwei der Unglücklichen waren ruhig und gelassen und marschirten festen Schrittes; dem dritten aber fehlte es an jeder Kraft. Er taumelte wie ein Trunkener und stürzte nach einigen Minuten zusammen. Man band ihm darauf Hände und Füße zusammen und hing ihn wie ein Stück Vieh, das man zur Schlachtbank trägt, an einen dicken Stock, den sich zwei kräftige Kulis auf die Schultern legten und von dem man ihn wie einen Sack zur Erde warf, als der Richtplatz erreicht worden war.

Die Vollziehung der Todesstrafe in China ist so einfach wie möglich. Da ist kein Block, kein Stuhl, kein Rad, keine Guillotine. Der Verurtheilte, dessen Hände auf dem Rücken zusammengebunden sind, kniet auf der bloßen Erde nieder. Ein Henkersknecht hält ihm die Hände in die Höhe und zwingt ihn dadurch, den Körper so weit vorzubeugen, daß der Hals in eine Stellung parallel mit dem Erdboden kommt. Der Scharfrichter hat ein drei Zoll breites, anderthalb bis zwei Fuß langes Schwert oder vielmehr Schlachtmesser, dessen langen Griff er mit beiden Händen hält, und steht zur Linken des Verbrechers.

Scharfrichter, Henkersknechte und Verurtheilte waren in weniger als fünf Minuten jeder an seinem Platze. Ein anwesender Beamter gab das Zeichen zur Vollstreckung des Urtheils, indem er das gebräuchliche „Pan!“ (Bestrafe!) rief. — Der Scharfrichter stieß ein wildes Geheul aus, legte das Messer langsam auf den Nacken des ihm zunächst knieenden Piraten, um sicher zu sein, daß er sich in gehöriger Entfernung von demselben befinde, brachte das Messer rasch mit beiden ausgestreckten Armen in die Höhe und ließ es alsdann mit äußerster Kraft auf den Nacken des ersten der Verurtheilten niederfallen. — Der Kopf rollte in das Gras, der Rumpf blieb noch einige Secunden in knieender Stellung und fiel dann schwer zur Seite. — Der Scharfrichter wartete dies jedoch nicht ab, sondern sprang, indem er wieder einen lauten Schrei ausstieß, zum zweiten Verbrecher und von diesem zum dritten, und hatte in weniger als einer halben Minute sein blutiges Werk vollendet. Er war davon nicht im geringsten ergriffen und begann sofort nach der Execution lachend mit den ihn begleitenden Knechten zu sprechen.

Die Gräuelscene hatte nur wenige Neugierige versammelt. Sie entfernten sich, als hätten sie einem alltäglichen Schauspiele beigewohnt. — Ruhe ist ebenso ansteckend wie Aufregung. Ich finde in meinem Tagebuche obigen Sachverhalt einfach und ohne Commentare verzeichnet, wie ich ihn hier wiedererzählt habe.

Ein Besuch bei den Schangmaos, den chinesischen Rebellen.

Die Geschichte der chinesischen Rebellion ist eine lange und blutige.

Im Jahre 1850 erhob sich in der Südprovinz Kwangsi ein Mann, Namens Hung-siu-tseuen. Er predigte offene Empörung gegen die herrschende Dynastie der Mantschuren und verkündete, daß Schang-ti, der große, einzige Gott, ihn gesandt habe, um die Götzen und ihre Diener zu vernichten und die Religion der Wahrheit über das himmlische Reich zu verbreiten. Er nahm den Namen Taiping-wang, „Herrscher der allgemeinen Glückseligkeit“, an und überließ die Verwaltung seines großen, aber noch zu erobernden Reiches vier Königen, denen des Ostens, des Westens, des Südens und des Nordens, wozu sich später noch der sogenannte „assistirende König“, Schitakai, gesellte. — Um diese Führer versammelten sich in kurzer Zeit Tausende von Fanatikern und Tausende und Abertausende von Banditen und Rebellen. Sie ließen sich das Haupthaar wachsen, wanden einen rothen Turban darum und nannten sich Schangmaos, „die Langhaarigen“, oder Taiping, „die Bürger des Reiches der allgemeinen Glückseligkeit“. — Dann zogen sie gen Norden, auf Peking zu. — Unübersehbare Ebenen, große Ströme, hohe Berge trennten sie von dem fernen Ziel ihrer

Reise; aber unaufhaltsam wälzten sie sich vorwärts.

Der Kaiser sandte Armeen gegen sie — die Armeen wurden geschlagen; die Bürger verschlossen die Thore ihrer großen Städte — die Thore wurden gesprengt. Tod und Verwüstung war die Spur der Rebellen, und diese Spur ward länger und länger, bis ein blutiger, dampfender Faden die schönste Hälfte des größten Reiches der Erde durchzog. — Im März 1853 befanden sich die Rebellen vor Nanking, und nach kurzem Kampfe zogen sie als Sieger in die alte Hauptstadt des himmlischen Reiches ein. Die mantschurische Besatzung wurde niedergemetzelt. „Wir haben alle Tataren getödtet," schrieben die Schangmaos später, „wir haben weder der Weiber noch der Kinder geschont und die Leichen der Götzendiener in den Yangtsekiang geworfen."

Nachdem dies vollbracht war, ließ sich Hung in Nanking nieder, und seitdem hörte man nur noch in seltenen Zwischenräumen von ihm. Zu verschiedenen Malen hieß es, er sei gestorben; aber immer wieder ward diesen Gerüchten widersprochen und gleichzeitig von seinen Anhängern die Nachricht verbreitet, der „himmlische König" Taiping-wang fahre fort, sein Religionssystem auszuarbeiten.

Als ich im Jahre 1860 in Shanghai anfing, über die Geschichte der Taiping-Rebellen einige Erkundigungen einzuziehen, erfuhr ich, daß von den fünf Mitregenten des obersten Führers zwei auf dem Wege nach Nanking im Kampfe gegen die Kaiserlichen erschlagen worden seien. Unter den überlebenden hatte sich der König des Ostens, Yan, die Oberherrschaft angemaßt. Aber sein Ehrgeiz verleitete ihn zu einer Empörung gegen Hung, und dieser ließ ihn durch den König des Nordens nächtlich ergreifen und mit allen seinen Anhängern tödten. Gleich darauf unterlag der König des Nordens in einem Streite auf Leben und Tod mit Schitakai, und dieser, der „assistirende" König, wurde sonach unter Hung oberster Verwalter des Reichs und Generalissimus der Taiping.

Die Rebellenarmeen waren seit der Einnahme von Nanking nicht müßig gewesen. Ein verwegener Handstreich, mit dem die Einnahme von Peking bezweckt worden und der, so sagte man, mehr als hunderttausend Taiping das Leben gekostet hatte, war zwar fehlgeschlagen, aber die Kraft der Rebellen durch diese Niederlage nicht gebrochen. Manch' große, reiche Stadt: Schangsha, Hanyan, Wushang, Hangking, Yanschan, Schinkiang und viele andere, wurden successive ihre Beute, und Hung's geheimnißvolle Regierung in Nanking ward nur selten durch Nachrichten von Niederlagen der Schangmaos beunruhigt.

Zu Anfang des Jahres 1860 waren jedoch die Rebellen eng eingeschlossen. Die Kaiserlichen hatten sich vor Nanking gelagert, und ihr General schien ruhig abzuwarten, daß der Hunger die Taiping zur Uebergabe zwinge. — Soweit wollten es aber die Rebellen nicht kommen lassen. Sie wußten, daß gewisser Tod sie erwartete, wenn sie in die Hände der Mantschuren fielen, und beschlossen deshalb, ihre Feinde zurückzuschlagen oder ihr eigenes Leben theuer zu verkaufen. — Die Ausführung dieses Entschlusses ward mit vollem Erfolge gekrönt: die kaiserliche Armee wurde vernichtet, das große kaiserliche Lager mit allen Mund- und Waffenvorräthen fiel in die Hände der Rebellen, und siegreich drangen diese darauf bis nach den beiden reichen Städten Hantschau und Sutschau vor. — Hantschau, „das Paradies auf Erden", blieb nur kurze Zeit in der Macht der Schangmaos. Die Kaiserlichen vertrieben sie nach wenigen Tagen wieder aus der Stadt. Ihr kurzer Aufenthalt daselbst hatte jedoch genügt, um furchtbares Unheil anzurichten. Alle Einwohner, denen es nicht möglich gewesen war, sich durch die Flucht zu retten, hatten sich selbst den Tod gegeben, um den Rebellen zu entgehen. Der Selbstmord war eine verheerende Epidemie geworden. Vierzigtausend Menschen, von wahnsinniger Furcht gepackt, hatten sich im Laufe eines Tages in das Meer gestürzt und waren dort ertrunken. — Die Berichte von solchen Gräuelscenen klingen unglaublich, doch sind sie wahr. Ein Menschenleben hat in China einen viel geringeren Werth als in Europa. Das dicht bevölkerte Land muß, wie der grausame Ausspruch eines englischen Geschichtschreibers lautet, alle hundert Jahre wenigstens einmal stark zur Ader gelassen werden. Bei einem solchen Blutlassen aber gehen die Menschen millio-

nenweise zu Grunde: durch Feuer und Schwert oder durch Pestilenz und Hungersnoth. — Der englische Consul Meadows in Shanghai, ein sorgfältiger Forscher chinesischer Verhältnisse, schätzte im Jahre 1859 den Verlust an Menschenleben, den die Taiping-Rebellion während der ersten fünf Jahre verursacht hatte, auf zum mindesten sieben Millionen.

Die aus Hantschau vertriebenen Schangmaos hatten sich in wilder Flucht nach Sutschau zurückgezogen; und diese Stadt, mit einer reichen Bevölkerung von zwei Millionen Einwohnern, die Capitale der Seidenprovinz Kiangsu, war in den Händen der Rebellen geblieben.

Sutschau ist von der allergrößten Wichtigkeit für den Handel von Shanghai. Ein erheblicher Theil der chinesischen Producte — Seide und Thee —, die man von Shanghai aus nach Europa und Amerika verschifft, wird von den reichen Sutschau-Kaufleuten auf den Markt gebracht; dieselben Kaufleute sind gleichzeitig auch die größten Opiumconsumenten in China.

In der Fremdenniederlassung erregte es demnach Besorgniß, als man erfuhr, die Schangmaos seien nun Herren der Hauptstadt von Kiangsu geworden. Dies Gefühl der Angst machte jedoch bald einer allgemeinen Neugierde Platz. Man wünschte zu wissen, was die Rebellen in Sutschau trieben, ob sie den Handel zerstören würden oder nicht, ob sie den Fremden freundlich oder feindlich gesinnt seien ꝛc. Aber Niemand hatte so recht den Muth, diese Fragen an die Taiping zu richten, bis sich ganz plötzlich drei protestantische Missionäre fanden, welche bereits Antwort darauf brachten. — Diese Männer waren nach Sutschau gegangen, dort mit Freundlichkeit und Ehrerbietung empfangen und bei dem König Li oder Chung-wang, dem Führer der Rebellen, vorgelassen worden, der ihnen in grotesk ernster Weise die Religionsgrundsätze seiner Glaubensgenossen auseinandergesetzt und den Wunsch geäußert hatte, mit den in Shanghai ansässigen Fremden in freundschaftliche Verbindung zu treten.

Der „North-China-Herald“, damals die einzige englische Zeitung von Shanghai, veröffentlichte die Berichte der Missionäre. Es ging daraus unter Anderem hervor, daß sich die Religion der Schangmaos seit ihrem Ursprung, den die Fachmänner genau kannten, wenig verändert hatte. — Die Bibel, die vollständig übersetzt und zahlreich verbreitet war, galt als Fundament des ganzen religiösen Systems. Der Glaube der Taiping an die Dreieinigkeit wich wenig von dem christlichen Dogma ab. Christus wurde als Erlöser der Welt verehrt; Hung führte den Namen Tung-pan-ti-hiung, „natürlicher Bruder Christi“, und seine „erlösende“ Mission im Osten wurde mit der des Heilands im Westen verglichen. — Der Rebellenhäuptling hatte die Missionäre mit der Bitte entlassen, sie möchten ihre christlichen Genossen veranlassen, nach Nanking zu gehen, wo sie im Stande sein würden, Gutes zu wirken, und wo sie jedenfalls von Hoch und Niedrig mit Ehrerbietung aufgenommen werden würden.*

Diese Berichte veranlaßten andere Missionäre und bald auch einige Kaufleute, in das Innere zu gehen. Viele hatten große Unannehmlichkeiten während ihrer Reise zu erdulden; aber den meisten gelang es, bis in das Lager der Rebellen vorzudringen, wo man sie freundlich aufnahm, selbst nachdem es bekannt geworden war, daß der englische Minister in Shanghai einen Brief des Rebellenkönigs unbeantwortet gelassen habe.

Es war seit langer Zeit mein Wunsch gewesen, Sutschau, das ich zu Anfang des Jahres 1860, als es noch in voller Blüthe stand, zum ersten Male kennen gelernt hatte, wiederzusehen. Ich wollte mir aus eigenem Augenschein von dem Treiben der Rebellen, über das die abenteuerlichsten Gerüchte circulirten, Rechenschaft ablegen; aber ich hatte meinen Vorsatz noch immer nicht zur Ausführung bringen können, da ich etwas kritisch in der Wahl eines Reisegefährten war, mit dem ich die nicht ganz unbedenkliche Expedition unternehmen wollte. Eines Abends endlich fand ich bei Walsh den gesuchten Genossen, und

* Es existirt ein Katechismus der Taiping-Religion unter dem Titel: „Buch der religiösen Vorschriften der Dynastie des allgemeinen Friedens.“ Dieses Werk hat Hung zum Verfasser. Eine englische Uebersetzung desselben ist im Jahre 1853 in Shanghai veröffentlicht worden. Es ist ein schlechter Abklatsch der „Tractätchen“, welche von englischen Missionären zu Tausenden von Exemplaren in China verbreitet werden.

zwar in der Person meines alten Reisegefährten Ward, der die Chinesen genau kannte, mit ihnen umzugehen wußte und der auf mich den Eindruck machte, daß auch unter schwierigen Verhältnissen sicherer Verlaß auf ihn sein würde. Ward ging auf meinen Vorschlag, eine Expedition nach Sutschau zu machen, ein: ohne Enthusiasmus, aber auch ohne sich viel nöthigen zu lassen, und knüpfte an die Ausführung unseres Vorhabens nur die Bedingung, daß ich ein gutes Boot für die Reise verschaffen sollte. — Thomas Walsh war mir dabei wie bei anderen ähnlichen Gelegenheiten behülflich, indem er das Hausboot von Russell & Co. zu unserer Verfügung stellte. Während des nächsten Tages vollendeten Ward und ich unsere Vorbereitungen zur Abreise, und am 3. August verließen wir Shanghai.

Die Boote, deren sich die Europäer bedienen, um auf den Canälen zu reisen, sind sehr bequem eingerichtet. Man findet darin eine geräumige Kajüte, in der außer zwei Feldbetten, die während des Tages als Sophas benutzt werden, auch noch ein Tisch für vier Personen und zwei oder drei Bambusrohrsessel Platz haben. Walsh hatte für Essen und Trinken auf das beste gesorgt, und so traten wir denn unsere Reise gut ausgerüstet und frohen Muthes an.

Wir hatten Shanghai nach Sonnenuntergang verlassen, und als wir eine Stunde Weges zurückgelegt, war es Nacht geworden. Die leise plätschernde Fluth, von vier schweren, breiten und langen Rudern in Cadenz geschlagen, trug das kleine Fahrzeug rasch vorwärts. Das Geräusch der großen Stadt war verstummt. Der volle Mond stand hoch am Himmel. Sein Licht lag wie ein silberner Nebelschleier auf der weiten Ebene, die der Canal durchschnitt, und spiegelte sich in dem wellenlosen, schwarzen Wasser. Von Zeit zu Zeit glitt das Boot an einer großen, dunklen Dschunke vorüber, die vor Anker lag, oder begegnete einem anderen Fahrzeuge. Dann bellten die wachsamen Wolfshunde, welche die chinesischen Schiffer mit sich führen und die den Fremden auf große Entfernung wittern, und die Leute der beiden Boote wechselten einige Worte mit einander. Das verhallte aber bald, und dann versank wieder Alles in den tiefen Frieden der Nacht.

Wir hatten uns vorgenommen, während der Dunkelheit zu wachen und am Tage zu schlafen. Nun, in der stillen Nacht, überfiel uns aber Müdigkeit, und wir schliefen ein. — Der Tag dämmerte bereits, als wir durch lautes Schreien geweckt wurden. Ich sprang rasch vom Sopha auf und verließ die Kajüte, um zu sehen, was draußen vorging. — Wir lagen vor einer Brücke, durch die man uns nicht passiren lassen wollte. Ein dicker, langer Balken war mit eisernen Ketten vor dem Bogen, durch den wir fahren wollten, befestigt; und der Brückenwächter, von einem Dutzend schreiender Chinesen umringt, weigerte sich, denselben fortzuräumen. — Man muß in China gewesen sein, um zu wissen, welchen Lärm ein Wortstreit verursachen kann. Wenn unsere Bootsleute, der Brückenwächter und sein Gefolge sämmtlich am Spieße gesteckt hätten, so hätten sie nicht lauter schreien können, als sie es thaten. — Wir brachten zunächst unsere eigenen Leute zum Schweigen, was den Lärm um die Hälfte verringerte, ließen dann das Boot an das Ufer fahren und stiegen dort aus. Der Brückenwächter hatte sich mittlerweile beruhigt, kam uns freundlich entgegen und erklärte, es treibe sich viel schlechtes Gesindel auf dem Canal umher, und es sei deshalb beschlossen worden, die Brücke von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang versperrt zu halten, um dadurch nächtlichem Ueberfall und Brandstiftung in dem dicht anliegenden Dorfe vorzubeugen. Wir fanden dies sehr weise, sagten ihm aber, daß, wenn wir uns als ehrliche Leute legitimiren könnten und ihm eine kleine Belohnung für verursachte Mühe gäben, er wohl den Balken auf kurze Zeit bei Seite schieben und uns gestatten würde, unsere Reise fortzusetzen. Er war damit einverstanden, und nach wenigen Minuten schwammen wir wieder ungehindert dahin.

Wir befanden uns in einem ansehnlichen Dorfe, dessen Hauptstraße der Canal war; aber es war noch sehr früh, und nur hin und wieder erblickten wir den Kopf eines Neugierigen oder Aengstlichen, den das Hundegebell aus dem Schlaf erweckt hatte. Das Dorf war noch nicht von den Rebellen verheert worden, und ich bemerkte im ersten Augenblick wenig Außergewöhnliches darin. Mein Begleiter

machte mich jedoch auf die zahlreichen Flußdschunken aufmerksam, die in dicht gedrängten Reihen auf beiden Seiten des Canals lagen und vollbeladen mit Möbeln und Gütern aller Art waren. Es war dies das Eigenthum der Bewohner von Ortschaften, die von den Rebellen bereits in Besitz genommen oder von ihnen bedroht worden waren.

Ward erklärte mir gleichzeitig, daß alle Bewegungen der Taiping von den friedlichen Chinesen mit Sorgfalt überwacht würden und daß diese immer einige Tage vorher von dem Nahen des Feindes unterrichtet wären. Dann entfliehe, was entfliehen könne: Männer, Weiber, Kinder scharen sich um ihre Habe, die vorher bereits in eine Dschunke gebracht worden sei, und diese, von zahlreichen geschickten, kräftigen Armen getrieben, schwimme dann rasch den Canal oder Fluß hinunter, bis man einen Platz erreicht habe, in dem noch Sicherheit zu herrschen scheine.

Ich hatte früher bereits viele solcher Flüchtlinge gesehen und bei diesen Gelegenheiten die Ruhe bewundert, mit der sie sich in ihr elendes Schicksal zu ergeben schienen. — Ueberhaupt hat der Chinese eine außerordentliche Kraft, Ungemach aller Art zu ertragen. Er verzweifelt und er verzichtet erst dann auf den zähen, passiven Widerstand, der seine Stärke ausmacht, wenn er nach reiflicher Ueberlegung keine mögliche Rettung mehr sieht. Dann beugt er den Nacken und empfängt den Tod oder giebt ihn sich selber in stummer Apathie. Diese Charaktereigenthümlichkeit erklärt auch, weshalb die Rebellen die reichsten Provinzen China's nur stellenweise und momentan verarmt, aber keineswegs ruinirt haben. Jeder Augenblick der Ruhe ist dort sofort benutzt, und niedergerissene, zerstörte Städte sind auf diese Weise im Verlauf von wenigen Jahren zwei- und dreimal wieder aufgebaut worden.

Im Herzen von China, am Yangtsekiang, liegen dicht neben einander drei bedeutende Handelsstädte: Wuchang, Hanyang und Hankau. Dreimal in sieben Jahren sind dieselben von den Rebellen heimgesucht worden, und dreimal haben die Rebellen dort blühenden Handel und Reichthum gefunden und Tod und Verwüstung hinterlassen. — Der französische Missionär Huc besuchte Hankau vor langen Jahren und gab die Gesammtbevölkerung von Hankau, Wuchang und Hanyang auf acht Millionen Einwohner an. — Lord Elgin fand dort nur noch drei bis vier Millionen Menschen vor, aber diese hatten sich zusammengefunden, nachdem sie zwei Jahre vorher von den Rebellen aus einander getrieben worden waren; und trotz der drohenden Nähe der Taipings herrschte unter ihnen die größte Geschäftsthätigkeit.

Nachdem wir das lange Dorf hinter uns gelassen hatten, sahen wir zur Rechten und Linken eine weite grüne Ebene, auf der hier und da einige niedrige, mit Bäumen bepflanzte Hügel — chinesische Gräber — hervorragten. — Die Sonne war aufgegangen und beleuchtete das fruchtbare Land, auf dem es grünte und blühte und Alles zur Arbeit und Ernte einlud. Aber kein Feldarbeiter, kein menschliches Wesen war zu erblicken; Alles war öde und todt; nur einige große Raubvögel zogen trägen Flügelschlages durch die graue Morgenluft. — Wir befanden uns in dem schmalen, friedlichen Landstrich, der das Lager der Rebellen von dem der Kaiserlichen trennte. Von den letzteren hatten wir noch nichts bemerkt, es sei denn, daß der Brückenwärter und seine schreienden Gefährten Soldaten des kaiserlichen Heeres gewesen wären. — Die Leiche einer Frau, die mit aufwärts gekehrtem Gesicht still auf dem Canal lag und dem vorwärts getriebenen Boote langsam entgegenzuschwimmen schien, zeigte uns, daß wir uns den Rebellen näherten.

Wir fuhren noch eine volle Stunde lang weiter, ohne eine Veränderung um uns her vorgehen zu sehen, und gelangten dann an eine der hohen, aus einem Bogen bestehenden Brücken, wie man deren zu vielen Hunderten auf den chinesischen Canälen antrifft. Wir stiegen dort aus, um uns zu orientiren, und gewahrten, als wir auf der Brücke standen, das Rebellenlager dicht vor uns. Die Wache, deren äußerste Vorposten sich der Brücke bis auf einige hundert Schritte näherten, bemerkte uns ebenfalls, schien sich aber wenig oder gar nicht darum zu bekümmern. — Wir beschlossen zu frühstücken, bevor wir weiter vordrangen. Um dabei nicht gestört zu werden, fuhren wir nach einem kleinen Nebencanal zurück, den wir zehn Minuten vorher passirt hatten. Kaum war aber

unser Boot darin einige hundert Schritte vorgedrungen, als ein höchst unangenehmer Geruch unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir fuhren weiter, in der Meinung, daß am Ufer ein verwesender Körper liege; aber der Uebelgeruch ward stärker, fast unerträglich, und plötzlich sahen wir vor uns ein erschreckliches Schauspiel. Am äußersten Ende des Canals, der einen Sack bildete und vielleicht tausend Schritte lang war, schwamm eine große bunte Masse, die sich, als wir sie genauer betrachteten, in zahlreiche einzelne Körper, in menschliche Leichen auflöste.

Wir kehrten schnell wieder um. Aber unser Appetit war dahin, und wir mußten uns eine gute halbe Stunde lang am Ausgange des Canals ausruhen, um uns von dem widerlichen Eindruck, den wir empfangen hatten, zu erholen. Als wir unsere Reise fortsetzen wollten, weigerten sich die Bootsleute, weiterzufahren. Wir versuchten Ermahnungen, Aufmunterungen, Drohungen — es nützte nichts. Sie blieben halsstarrig. Endlich machte Ward der Scene ein Ende, indem er den Bootsleuten durch seinen Boy zu verstehen gab, daß er sie den Rebellen, in deren Nähe wir uns befanden, als Kaiserliche denunciren und sie sodann ihrem Schicksal, das heißt: sicherem Tode überlassen werde. Dies wirkte. Der Bootsführer bat, wir möchten ihm und seinen Leuten verzeihen, stellte sich tief seufzend an das Ruder, und wir setzten endlich unsere auf so unangenehme Weise unterbrochene Reise fort.

Als wir wieder an die Brücke gelangten, an der wir eine Stunde vorher Kehrt gemacht hatten, fanden wir dort fünf Soldaten, die uns durch Zeichen bedeuteten, anzuhalten. Wir näherten uns dem Ufer und hatten ein kurzes Verhör zu bestehen. Man frug uns, woher wir kämen, wohin wir gingen, was wir wollten und wer wir wären. Wir antworteten, daß wir von Shanghai kämen, nach Sutschau fahren wollten und Reisende wären, die einige der Führer der großen Taiping-Rebellen kennen zu lernen wünschten. Der Offizier machte Anstalt, das Verhör fortzusetzen; da wir aber zu bemerken glaubten, daß der Mann einen untergeordneten Rang bekleidete und sich uns gegenüber eine unberechtigte Wichtigkeit gab, so erwiderten wir, daß wir auf fernere Fragen Rede und Antwort stehen würden, wenn er uns in die Nähe seines Generals führen wollte. Er willigte ein und stieg mit zweien seiner Soldaten in unsere Boote, während seine zwei anderen Gefährten zu Fuß dem Lager zueilten, um dort unsere Ankunft anzukündigen.

Das Lager bestand aus einem Dutzend erbärmlicher Häuser und aus dreißig bis vierzig Zelten und mochte vielleicht fünfhundert Mann fassen. Wir hatten es für bedeutender gehalten, der zahlreichen Fahnen wegen, die vor jedem Hause und jedem Zelte wehten. — Diese kleinen Fahnen waren übrigens von geringem Werthe: die meisten viereckig — weiß mit einem schwarzen Viereck in der Mitte, — andere dreieckig und buntfarbig oder mit chinesischen Buchstaben bemalt. Der ganze Canal vor dem Lager war mit verdeckten Booten angefüllt, von denen ein jedes ungefähr zehn Mann tragen konnte.

Sobald wir ans Land gestiegen waren, wurden wir von Neugierigen umringt. Sie incommodirten uns jedoch nicht, und ich konnte sie auf dem Wege zur Wohnung des Generals in aller Ruhe betrachten. Es waren zerlumpte, kräftige Gestalten mit verwegenen, schmutzigen, wenig Vertrauen einflößenden Gesichtern. Sie unterschieden sich von den anderen Chinesen hauptsächlich durch die Kopftracht. Zwar hatten sie den Zopf nicht abgeschnitten, aber das Haupthaar um den Zopf, das die anderen Chinesen rasiren, war ungeschoren und wohl einen Fuß lang. Der Zopf war um den Kopf gewickelt und am Ende desselben ein großes blutrothes Tuch eingeflochten, welches das ganze Haupt wie ein Turban bedeckte.

Vor der Wohnung des obersten Offiziers des Lagers standen zahlreiche gelbe Flaggen. — Wir wurden eingelassen, durchschritten ein kleines Zimmer und befanden uns dann in Gegenwart des Rebellenhäuptlings. Es war ein Mann in den Dreißigern, groß, hager, braun, mit kleinen schwarzen, glänzenden Augen, die nicht gerade wohlwollend auf uns ruhten. Er nöthigte uns jedoch höflich zum Sitzen und fragte, was wir von ihm verlangten. Wir wiederholten, daß es unsere Absicht sei, nach Sutschau zu gehen, und baten ihn, uns zu dem Behuf einen Paß auszustellen. Er ließ sich Papier und Pinsel

geben und schrieb mit großer Geschwindigkeit einige Zeilen nieder, ohne nach unseren Namen zu fragen. Dann übergab er uns das Schriftstück und sagte, es sei an den Commandanten der nächsten größeren Militärstation gerichtet, der uns das Verlangte aushändigen würde, wozu er, als Offizier eines kleinen Vorpostens, nicht das Recht habe. — Damit wurden wir entlassen.

Unsere Bootsleute, denen wir den Paß zeigten, um sie zu beruhigen, waren nun wieder guten Muthes geworden und baten um die Erlaubniß, ihren Reis essen zu dürfen. Unser Appetit hatte sich ebenfalls eingestellt, und eine halbe Meile hinter dem Rebellenlager hielten wir an, um ein Mahl zu uns zu nehmen. Nachdem dies beendet war, befahlen wir den Schiffern, vorwärts zu rudern und uns eine halbe Meile vor der Stadt, in der wir unseren Paß für Sutschau erhalten sollten, aufzuwecken. Darauf schliefen wir ein.

Als wir wieder erwachten, stand die Sonne schon tief am Himmel. Die Bootsleute schliefen und schnarchten, und das Fahrzeug lag regungslos inmitten des stillen Canals. Wir waren verdrießlich, durch die Nachlässigkeit unserer Leute einen Nachmittag verloren zu haben, aber der Aerger machte die Sache nicht besser. Wir weckten die Schiffer und trieben sie zu rascher Arbeit an. Zu unserer Freude erhob sich auch ein frischer Ostwind. Die großen Segel wurden aufgespannt, und nun kamen wir so schnell vorwärts, daß wir noch vor Sonnenuntergang das zweite Rebellenlager erblickten. Es befand sich in einer großen, von alterthümlichen, verwitterten Mauern umgebenen Stadt, die am Canal lag. Rings umher war kein lebendes Wesen zu erblicken, aber auf den Wällen wehten Hunderte von weißen, gelben oder bunten Fahnen und Fähnchen. Als wir vor dem am Wasser gelegenen Stadtthor angelangt waren, bemerkten wir, daß dasselbe von einem starken Wachtposten besetzt gehalten wurde. Wir stiegen ans Land und näherten uns dem Thore. Die Schildwache betrachtete uns mit einiger Verwunderung, aber ohne uns den Eingang zu versperren, und der wachthabende Offizier lud uns sogar höflich ein, in sein Zimmer zu treten und uns dort zu setzen. Dort nahm er dann von dem offenen Briefe Kenntniß, den wir bei uns führten und ihm zeigten. Er versprach, denselben zum Commandanten zu befördern, und bat uns sodann, einige Erfrischungen, Thee und Kuchen, mit ihm zu theilen. Dieser Offizier war ein kleiner, ungemein beweglicher Mann. Er sprang jede Minute auf, lief, anscheinend ohne jeden Zweck, bald in diese, bald in jene Ecke der Wachtstube, sprach abwechselnd einige Worte mit jedem seiner Soldaten und kam dann wieder in großer Hast auf uns zugelaufen, um Fragen aller Art an uns zu richten. Er hatte übrigens ein so freundliches, hübsches Gesicht, und sein seidenes Kleid und seine seidene Kappe waren so reinlich und gaben ihm ein so anständiges und einnehmendes Aussehen, daß uns seine seltene Lebhaftigkeit durchaus nicht mißfiel und wir seine Fragen bereitwillig beantworteten.

Uebrigens war dieser Offizier von den zahlreichen Taiping, die mir während meiner Reise zu Gesicht kamen, der einzige, welcher mit der eigenthümlichen, koketten Sorgfalt gekleidet war, die man bei vornehmen jungen Chinesen nicht selten antrifft. Andere Rebellenoffiziere, die ich später kennen lernte, trugen theilweise einen großen Luxus zur Schau und prahlten mit kostbaren Kleidern, Waffen und Schmucksachen, aber ich hatte dann immer das Gefühl, daß die Leute sich mit gestohlenen Sachen geputzt hatten und nicht daran gewöhnt waren, sich gut anzuziehen. — Der lebhafte, kleine Mann dagegen kam augenscheinlich aus guter Familie.

Nach einer halben Stunde brachte der abgesandte Bote einen Brief zurück. Unser neuer Freund, der Offizier, durchflog dessen Inhalt und zeigte uns darauf an, daß der General mit einem Botschafter des Oberstcommandirenden der Taiping-Armee von Sutschau conferire und uns deshalb nicht empfangen könne; er sende uns einen Paß für Sutschau mit dem Wunsche, wir möchten eine gute Reise haben, und mit der Bitte, ihn auf dem Rückwege zu besuchen. — Die Rebellenpolizei war den Fremden gegenüber jedenfalls höflich. Wir constatirten diese Thatsache mit Befriedigung und

machten uns wieder auf den Weg nach unserem Boote. Als wir dasselbe erreicht hatten, fanden wir, daß uns von unserem beweglichen Freunde auf der Thorwache Hühner, Eier und Früchte an Bord geschickt worden waren. Wir mußten deshalb noch einmal aussteigen, um uns bei ihm zu bedanken und um ihn zu bitten, ein kleines Gegengeschenk von uns anzunehmen. Er that dies unter den höflichsten Verbeugungen und Dankesbezeugungen. Als wir bereits auf der Mitte des Canals schwammen, sahen wir ihn noch freundlich winken und nicken und hörten, daß er uns „chin-chin!“ nachrief.

Wir waren froher Laune, als wir weiterfuhren, und hatten die Leichen, die wir am Morgen gesehen, glücklicherweise vergessen, als ein ekelhafter Geruch uns den peinlichen Auftritt wieder in das Gedächtniß zurückrief. Dieser Geruch rührte von einer großen Anzahl menschlicher Körper her, die zwanzig Schritte vom Ufer, mitten in einem Felde aufgehäuft waren, unbedeckt dalagen und einen scheußlichen Anblick darboten. Seitdem und bis wir nach Sutschau kamen, hatten wir noch häufig Gelegenheit, uns mit dem Anblick des Todes bekannt zu machen. Wir sahen zahlreiche Leichname im Canal, auf den Wegen, in den Feldern und in den neuerdings zerstörten Ortschaften.

Die Sonne war untergegangen und eine sanfte Abendröthe hatte sich über die stillen Fluren gelagert. Alles umher athmete tiefen Frieden; aber die große Einsamkeit, die unnatürliche, todte Ruhe der weiten Landschaft, die unser Auge beherrschte, wirkten niederschlagend auf das Gemüth. Wir saßen schweigsam auf dem Verdeck unseres Bootes, bis es ganz dunkel geworden war, und zogen uns dann in die Kajüte zurück. Unser Boot segelte immer noch rasch vorwärts, und bis gegen elf Uhr ließen die Schiffsleute ihr einförmiges Singen und Sprechen hören. Dann bemerkten wir, daß die Segel niedergelassen wurden, und bald darauf kam der Boy zu uns, um uns im Auftrage des Bootsführers anzurathen, die Nacht vor Anker zuzubringen, da wir uns, wie er sagte, in der Nähe von verzweifelten Landbewohnern und plündernden Rebellen befänden. — Wir überzeugten uns, daß die Aussagen des Mannes richtig seien. Nicht weit von uns sahen wir eine ungeheure Feuersbrunst, und rings umher leuchtete es unheimlich von den brennenden Ortschaften. Von Zeit zu Zeit tönte weit über die Felder ein leises Schreien und Klagen, und manchmal schien es uns, als hörten wir dicht bei uns an den Ufern des Canals eilige Fußtritte von Fliehenden oder Verfolgenden. Wir willigten deshalb in den Vorschlag des Bootsmannes und brachten die Nacht vor Anker zu.

Der frühe Morgen fand uns wach. Dicht vor uns, viel näher, als ich am vorhergehenden Abend geglaubt hatte, lagen die Ruinen eines großen Dorfes, aus denen hier und da dichte Rauchwolken emporstiegen. Wir näherten uns denselben vorsichtig und überzeugten uns, daß es von lebenden menschlichen Wesen verlassen sei. Wir stiegen alsdann ans Land und durchsuchten mehrere Häuser, die von den Flammen noch verschont geblieben waren. Wir fanden darin werthlose schwere Möbel und Geräthschaften, die größtentheils zerschlagen und zerbrochen worden waren. Alles Werthvolle oder was leicht transportirt werden konnte, war entweder von den Fliehenden gerettet oder von den plündernden Rebellen fortgeschleppt worden. — In mehreren Häusern, sowie auch auf den Straßen lagen Ermordete. Es waren darunter mehr Weiber und Kinder als Männer. Einige der Leichname trugen keine äußeren Spuren eines gewaltsamen Todes an sich. Einer der Bootsleute, der mit uns ans Land gestiegen war, in der Hoffnung vielleicht, daß er doch noch etwas zu plündern finden würde, machte uns durch eine anschauliche Pantomime begreiflich, daß dies die Körper unglücklicher Dorfbewohner seien, die sich aus Furcht vor den Rebellen durch Selbstvergiftung ums Leben gebracht hatten. — In einem der letzten Häuser der Ortschaft fanden wir eine alte, halbblinde Frau, die ein Rest chinesischer Achtung vor grauen Haaren vor dem Tode bewahrt haben mochte. Sie saß vor einem kleinen Feuer und kochte Reis und war wohl stumpfsinnig geworden, denn unser unerwartetes Eintreten in ihre Hütte machte gar keinen Eindruck auf sie. — Hinter

dem Dorfe war die Straße voll von Kleidungsstücken und werthlosen Geräthschaften aller Art, die wahrscheinlich während der eiligen Flucht dahingeworfen waren und welche die Rebellen des Mitnehmens nicht für werth erachtet hatten.

Ich war vor meiner Abreise von Shanghai darauf vorbereitet worden, Bilder der Verheerung zu betrachten; aber was ich nun gesehen hatte, bestürzte mich doch in hohem Grade, so daß ich mit meinem Begleiter berieth, ob es nicht vielleicht rathsamer wäre, wieder umzukehren. Nach einiger Ueberlegung kamen wir jedoch zu der Ueberzeugung, daß unser Paß uns den Rebellen gegenüber persönliche Sicherheit gewähre und daß die Bewohner der Ortschaften, die wir auf unserem Wege bis Sutschau noch zu passiren hätten, geflüchtet sein müßten. Trotz des Seufzens und Stöhnens der Bootsleute machten wir uns also wieder auf den Weg, nachdem wir rasch ein einfaches Mahl eingenommen hatten.

Am Abend des zweiten Tages nach unserer Abreise von Shanghai langten wir vor Sutschau an. Wir hatten auf dem Wege bis dahin noch viele zerstörte Ortschaften, noch viel grausames Elend gesehen, aber unserem Vordringen war nirgends Widerstand in den Weg gelegt worden, und die verschiedenen Rebellenhaufen, auf die wir gestoßen waren, hatten uns nicht einmal nach unserem Paß gefragt und sich damit begnügt, unser Boot in Augenschein zu nehmen und einige Fragen über den Zweck unserer Reise an uns zu richten.

In der unmittelbaren Nähe von Sutschau war Alles verödet. Die Vorstädte, in denen bis zur Ankunft der Rebellen reges und reiches Treiben geherrscht hatte, waren nun ausgestorben. — Da es zu spät geworden war, als daß es sich der Mühe verlohnt hätte, noch eine Promenade in Sutschau zu machen, so ließen wir nicht weit von einem der Thore Halt machen und verbrachten dort die Nacht.

Am anderen Morgen standen wir früh auf, ließen uns ans Land setzen und näherten uns dem stark bewachten Thore. Wir hatten ein kurzes Examen von Seiten des dort befehlenden Offiziers zu bestehen und wurden dann in die Stadt gelassen. In der ersten Straße, die wir passirten, sah es noch ziemlich lebhaft aus. Rebellen und auch einige gefangene Chinesen, die man wie Sclaven und Lastthiere behandelte, trieben sich dort umher. Von letzteren trugen viele auf den Wangen oder der Stirn eingeätzte chinesische Charaktere. Man hatte mir schon in Shanghai davon erzählt, und ich wußte, daß diese Buchstaben bedeuteten: „Ich gehöre der himmlischen Dynastie der Taiping an.“ Die Gezeichneten waren auf diese Weise verhindert, fortzulaufen und zu den Kaiserlichen überzugehen, die einen so gebrandmarkten Mann ohne Weiteres geköpft haben würden.

Als wir einen kleinen Canal überschritten hatten und in einen anderen, von den Mauern entlegeneren Stadttheil eingetreten waren, befanden wir uns wieder inmitten vollkommener Verödung. Die langen, geraden, engen Straßen, in denen kein lebendes Wesen zu erblicken war, die zahlreichen Brandstätten der ausgestorbenen Häuser, die todte, unheimliche Stille, die um uns herrschte, zeigten uns recht deutlich, wie viel Leben jeder Art die Rebellen hier getödtet hatten, und ließ uns auf die Summe des unermeßlichen Elends schließen, das sie über China gebracht haben mußten.

Sutschau war noch vor kurzer Zeit eine der reichsten und schönsten Städte von China. Kaufleute hatten es das „London des Orients“ genannt; Reisende, welche mehr den Charakter des dortigen geselligen Lebens als den des dort betriebenen Handels ins Auge gefaßt, bezeichneten Sutschau als das „Paris von China“. — Die schönen Sutschauer Seidenwaaren und die schönen Mädchen von Sutschau waren gleich berühmt; und der genußsüchtige Chinese lächelte, wenn Europäer von der Pracht und den Reichthümern der Städte des Westens sprachen und sagten: „Oben ist der Himmel, auf der Erde Su und Han!“ (Su-tschau und Han-tschau).

Sutschau war, nachdem Nanking im Jahre 1853 in die Hände der Shangmaos gefallen, die Hauptstadt von Kiangsu geworden, einer Provinz, die gegen vierzig Millionen Einwohner zählte. Die Stadt selbst hatte zu Anfang des Jahres 1860 eine Bevölkerung von zwei Millio-

nen Menschen, deren Thätigkeit, Reichthum und Luxus sprüchwörtlich waren.

Reichthum und Ueppigkeit, die schöne Seide und die schönen Mädchen — Alles war verschwunden und zerstört, und der schwarze Mantel des Todes lag still und schwer auf der weiten Grabstätte eines in üppigster Fülle dahingeschlachteten Lebens.

Der Boy, den wir aus Shanghai mitgenommen hatten, war mehrere Male in Sutschau gewesen und konnte uns dort als Führer dienen. Er erzählte uns, daß ein großer Tempel und eine schöne Pagode die hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten von Sutschau seien. — Wir ließen uns zuerst nach dem Tempel führen, dessen Namen San-tsin-ting (Der Tempel der drei Reinen) ist. Er besteht aus zwei großen Gebäuden, die sich inmitten eines weiten, wohlgepflasterten Hofes befinden. Beide Gebäude sind in dem bekannten chinesischen Tempelstil gehalten. Das eine derselben hat drei Stockwerke, das andere zwei.

Wir wollten uns entfernen, ohne das Innere dieser Bauten in Augenschein genommen zu haben, da wir erfuhren, daß der erste Lieutenant des Königs Li, eine Art Vicekönig der Rebellen, dort sein Lager aufgeschlagen habe, als ein wohlgekleideter Mann uns nachlief, um uns sehr erregt mitzutheilen, sein Herr, der Vicekönig, der von unserer Anwesenheit gehört habe, wünsche uns zu sprechen.

Wir machten darauf Kehrt, denn eine Weigerung, den Wünschen des Rebellenchefs zu gehorchen, hätte unangenehme Folgen für uns haben können, und traten in den zweistöckigen großen Tempel ein. — In der Vorhalle, die mit Waffen angefüllt war, lungerten einige zwanzig Schangmaos, etwas besser gekleidet als diejenigen, die uns bis dahin zu Gesicht gekommen waren, und die uns frech und neugierig, aber nicht gerade übelwollend musterten. Ich freute mich über die Unerschrockenheit unseres Boy, der trotzig, mit aufgerolltem Zopfe, was in China für eine grobe Unhöflichkeit gilt, durch die Reihen der Schangmaos schritt und seine langen, geflochtenen Haare erst herunterließ, als er in die inneren Gemächer des Tempels getreten war. Man gestattete ihm, mit uns einzutreten, da man wohl wissen mochte, daß er als Dolmetscher zu dienen haben würde.

Wir durchschritten mehrere leere Zimmer und Hallen und wurden endlich in ein kleines, kühles, halbdunkles Gemach eingeführt, in dem sich außer einem Sopha und einem kleinen, viereckigen Tisch, auf dem Thee stand, kein Möbel befand.

Auf dem Sopha ruhte in halbliegender Stellung ein Mann von einigen dreißig Jahren. Er war mit einem hellblauen seidenen Gewande bekleidet und hielt eine Tabackspfeife in der Hand. Seine gestickten seidenen Schuhe hatten anderthalb bis zwei Zoll dicke Sohlen; auf dem Kopfe trug er einen gelben Turban, dessen Enden über seinen Rücken bis an die Hüften herabhingen. In der Mitte des Turbans war eine sehr schöne, große Perle. Ich bemerkte an seinen dünnen Armen mehrere große, goldene Ringe, die, wenn er die Arme bewegte, manchmal bis auf die Mitte seiner skeletartig abgemagerten Hände glitten. Sein abgezehrtes, aber nicht unschönes Gesicht hatte die eigenthümlich fahle Farbe, die den eingefleischten und bereits dem Tode verfallenen Opiumraucher charakterisirt.

Er begrüßte uns höflich, indem er sich halb aus seiner liegenden Stellung erhob — und da er schon früher mit Fremden in Berührung gekommen sein mochte, so ließ er für Ward und mich Stühle bringen; auch wurde uns, sobald wir Platz genommen hatten, Thee und Zuckergebäck gereicht.

Darauf begann eine Unterhaltung, die über eine halbe Stunde dauerte. Der Vicekönig wünschte zu wissen, ob die Fremden den Taiping geneigt seien. Wir hielten es für gerathen, ihm über diesen heiklen Punkt beruhigende Versicherungen zu geben. Ward, dem es vorkam, als ob der Boy seine Worte etwas lau übersetze und der über seine eigenen Gesinnungen keinen Zweifel lassen wollte, wiederholte zu verschiedenen Malen auf Chinesisch, wovon er einige Worte verstand: „Guter Freund!“ was ich durch ein Kopfnicken bekräftigte und wozu unser gefährlicher Wirth huldreich lächelte. — Schließlich fragte er uns, ob wir während unseres Aufenthaltes in Sutschau eine Wache haben wollten, und als wir dies ablehnten, da in seinem Lager vollständige Sicherheit für Fremde zu herrschen scheine, überreichte er uns einen Paß, der während

unseres Aufenthaltes von einem Offizier aufgesetzt worden war und der uns überall, wo die Taiping befahlen, gute Aufnahme sichern sollte.

Vom „Tempel der drei Reinen“ begaben wir uns nach der großen neunstöckigen Pagode Pocktsu. Wir mußten zu dem Behufe einen großen Theil der Stadt durchschreiten, von deren Ausdehnung und Eigenthümlichkeit ich mir auf diese Weise einen klaren Begriff verschaffen konnte. — Die Straßen, die wir passirten, waren so eng, daß, wennschon dieselben ganz leer waren, vier Personen nicht hätten neben einander gehen können. Die Hauptstraße sogar war nicht breiter als bei uns die engste Gasse, und in den Nebenstraßen mußten wir einer hinter dem anderen gehen, weil darin nicht Platz für zwei Personen neben einander war. Die Häuser waren verschlossen, aber in den meisten hatte man die Thüren eingeschlagen. Wir durchsuchten mehrere dieser Wohnungen, aber fanden darin nur noch schwere und werthlose Möbel und Geräthschaften. Die Stadt war von den Rebellen in der gründlichsten Weise ausgeplündert worden.

In der Pagode, die sich auf einem großen Platze am äußersten Ende einer der Hauptstraßen von Sutschau befindet, campirte ein Wachtposten. Der Offizier gestattete uns jedoch, den Tempel zu besuchen.

Die erste Etage, in der früher zahlreiche Götzenbilder gestanden hatten, wie man sie in den meisten chinesischen Pagoden findet, war ausgeräumt worden und diente jetzt einem Haufen von Rebellen zum Lager; in den anderen acht Etagen fanden wir viele Götzenbilder. Dieselben waren sämmtlich verstümmelt: den meisten hatte man die Nase abgeschnitten, andere waren ganz in Stücke geschlagen und von den Piedestalen geworfen worden, auf denen sie seit Jahrhunderten von gläubigen Chinesen vergöttert worden waren. — Von der Höhe der Pagode Pocktsu genossen wir bei klarem Himmel eine schöne Aussicht über die Stadt und Umgegend von Sutschau. Ich bemerkte in der Stadt weiter kein sehr großes Gebäude als die zu dem bereits erwähnten „Tempel der drei Reinen“ gehörigen. Außerdem zogen vier Pagoden, bedeutend kleiner als Pocktsu, meine Aufmerksamkeit auf sich.

Sutschau ist von einer etwa fünfunddreißig Fuß hohen, gut unterhaltenen Ringmauer umgeben. Im Nordtheil findet man große Gärten und offene Felder; in den anderen Theilen der Stadt drängt sich in den engen Straßen Haus an Haus, in dem Maße, daß Sutschau wohl eine drei- oder viermal größere Einwohnerschaft haben könnte als eine europäische Stadt gleichen Umfanges. Trotzdem sah ich in vielen der kleinen Höfe schöne, alte Bäume, die anscheinend mit großer Sorgfalt gepflegt worden waren und von dem Sinn der Besitzer für etwas Anderes als das rein Geschäftliche zeugten.

Von der Pagode aus kehrten wir nach unserem Boote zurück, das uns, während wir eine frugale Mahlzeit einnahmen, nach einem der berühmtesten Vergnügungsplätze von Sutschau führte. Er befindet sich in einer Vorstadt, dicht bei einer alten Pagode, welche Hutschau genannt wird. — Diese Pagode ist auf der Spitze eines malerischen, etwa zweihundert Fuß hohen Felsens erbaut und von zahlreichen Theehäusern und Läden umgeben.

Wir saßen lange Zeit auf der Terrasse eines dieser verödeten Theehäuser und überblickten in ernster Stimmung die zerstörte Herrlichkeit der sich zu unseren Füßen ausbreitenden großen Stadt, und die schöne, weite grüne Landschaft, die, von der Abendsonne vergoldet, ein trügerisches Bild tiefen Friedens vor uns lag.

Als wir kurz vor Sonnenuntergang wieder in unserem Boote angelangt waren, fanden wir dort einen amerikanischen Schiffsdoctor, der sich seit vierzehn Tagen in Sutschau niedergelassen hatte und aus der „königlichen“ Kasse ein monatliches Gehalt von tausend Taels, ungefähr sechstausend Mark, bezog. Er war aber des Lebens unter dem wüsten Gesindel bereits müde geworden und fragte mich, ob ich Lust verspüre, sein Nachfolger zu werden. In diesem Falle wolle er mich „bei Hofe“ vorstellen, und die Sache könne in wenigen Minuten abgemacht werden. Ich antwortete ihm, daß mir die ersten Elemente der Heilkunde fremd seien. Da lächelte er mit großer Verschmitztheit, schloß bedeutungsvoll das eine Auge und sagte: „Kaufen Sie mir meine Apotheke ab, die ich Ihnen für zweihundert Dollars über-

lassen will. Meinen ‚Schiffsdoctorsführer' sollen Sie als Zugabe bekommen — und dann sind Sie, bei Gott! ein so guter Doctor, wie diese Banditen jemals gesehen haben oder zu sehen bekommen werden."

Sutschau wurde am 9. Juni 1860, also ungefähr zehn Wochen, ehe ich es damals wiedersah, von den Rebellen erobert. Diese konnten von der großen und verhältnißmäßig stark befestigten Stadt ohne Schwertstreich Besitz ergreifen. Die demoralisirte kaiserliche Besatzung hatte dieselbe verlassen, sobald sie von dem Nahen der Taiping gehört; und auch die Mehrzahl der Bürger war damals bereits geflüchtet. Der Gouverneur der Stadt allein, Szü, ging in heroischer Weise unter. Als er sah, daß die Stadt, die ihm von seinem Kaiser anvertraut war, rettungslos verloren sei, ließ er seine Weiber und Kinder in ein großes Haus einsperren und steckte dasselbe in Brand. Er selbst erhängte sich darauf an einem Baum in dem zu seinem Palast gehörigen Garten, wo sein Leichnam, nachdem er von den Rebellen gefunden worden war, abgeschnitten und verstümmelt wurde. Auf den Aermel seines hellseidenen Kleides hatte er mit großen Buchstaben geschrieben, er habe sich und den Seinen den Tod gegeben in der Hoffnung, dadurch den Zorn der Götter und den seines Kaisers zu versöhnen.

Wir hätten noch lange in Sutschau bleiben können, aber wir durften nicht annehmen, daß wir dort noch etwas Neues sehen würden. Wir waren ermattet von der ununterbrochenen Reihe von Gräuelscenen, die seit mehreren Tagen an uns vorübergezogen war, und am Morgen des nächsten Tages traten wir unsere Rückreise nach Shanghai an. Die Nacht, die wir in Sutschau zubrachten, war eine sehr unruhige, da wir bis zum Tagesanbruch von verdächtigen Booten umringt waren, die zu verschiedenen Malen Anstalt machten, bei uns anzulegen, dann aber durch das Schreien der Bootsleute und da sie uns wohl gut bewaffnet wußten, immer wieder zurückgetrieben wurden. — Während der Rückfahrt hatten wir noch mit manchen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, langten aber, ohne wirkliche Gefahr bestanden zu haben, am 10. August, sieben Tage nach unserer Abreise, ermüdet und mit Abscheu vor dem grausamen Treiben der Rebellen, wohlbehalten wieder in Shanghai an.

Die Schangmaos vor Shanghai.

16. bis 26. August 1860.

Wenige Tage nach meiner Rückkehr von Sutschau, am 15. August, verbreitete sich das Gerücht in Shanghai, die Rebellen seien im Anmarsch. Die Fremden nahmen diese Nachricht mit Ruhe auf; aber in der chinesischen Stadt und in den Vorstädten von Shanghai herrschte darüber große Bestürzung. Alles rettete sich von dort nach der Fremdenniederlassung. Die engen Straßen waren zum Erdrücken voll von Fliehenden, die Habe und Leben vor den gefürchteten Taipings in Sicherheit bringen wollten. Greise und Kinder waren zahlreich in der erschreckten Menge, aber am hülflosesten nahmen sich die Frauen und Mädchen aus, die auf ihren verstümmelten Füßen wackelnd und keuchend hinter den leichter einherschreitenden Männern dahinwankten.

Ich sah dem Treiben von dem französischen Viertel aus, das unmittelbar an die chinesische Vorstadt stößt, eine Stunde lang zu; dann, ermüdet von dem unerquicklichen Anblick der geängstigten Menge, begab ich mich in den englischen Club, wo ich annehmen durfte, die sichersten Nachrichten über die Bewegungen der Rebellen zu erfahren. Man zeigte mir dort ein Placat in chinesischer Sprache, das in der vorhergehenden Nacht durch geheime Agenten der Schangmaos in Shanghai angeschlagen und von „Li, dem getreuen König des großen Reiches des Friedens, dem kaiserlichen Commissär des himmlischen Herrschers und Commandanten der Truppen von Sutschau" gezeichnet war. — Der englische Consul hatte von diesem Schriftstück eine Uebersetzung anfertigen lassen, die im Auszuge lautete:

„Ich schicke euch (den Einwohnern von Shanghai) diese dringende und ernste Ermahnung, auf daß ihr endlich von eurer geistigen Blindheit geheilt werden und nicht selbst großes Unglück über euch bringen möget.

„Seit Jahren gehorchen wir dem himmlischen Befehl, der uns aufgetragen hat, die grausame Dynastie der Mantschuren

zu vernichten. Sie hatte Tausende und Abertausende gewaffnete Streiter in ihrem Dienste; aber unsere Getreuen haben sie geschlagen und sie sind vor unserem Zorn verschwunden wie Schnee in siedendem Wasser. Nachdem wir sie aus der Nähe von Nanking vertrieben haben, sind wir über den Trümmern eroberter Ortschaften nach Sutschau vorgedrungen und haben uns dieser Stadt bemächtigt. Diese Ereignisse können euch nicht unbekannt geblieben sein, wennschon ihr an der äußersten Grenze der Provinz Kiangsu wohnt.

„Ich befehle euch nun, nach dem Erscheinen dieser Proclamation eine Gesandtschaft an mich abzusenden, um eure Unterwerfung kund zu thun. In diesem Falle soll euch kein Leides geschehen, und ich werde Gnade walten lassen.

„Seit dem Ausbruch der heiligen Revolution im Süden China's, seit zehn Jahren, hat kein Feind uns widerstehen können. Tausende von Siegen zeugen für unsere Kraft. Glaubt ihr, daß eure kleine Stadt mit Erfolg und ungestraft den Versuch machen dürfe, da zu widerstehen, wo ganz China sich unterwirft?

„Ergebt euch, und ich bringe euch Frieden und Ruhe — widersetzt euch, und das Elend, das euch erdrücken wird, falle auf euer Haupt! Meine Pläne sind fest wie die Berge und meine Befehle unwiderstehlich wie die Meeresfluth. Zittert und gehorcht und unterwerft euch dem klaren Ausdruck meines gerechten Willens!"

Der Abend desselben Tages zeigte bereits, daß König Li es mit seiner Drohung ernst gemeint habe. — Als ich nach dem Essen, gegen neun Uhr, mit Walsh auf der Veranda saß, erschien plötzlich der fette Away, der Comprador von Russell & Co., um seinem Herrn anzuzeigen, daß man zahlreiche große Feuersbrünste in der unmittelbaren Nähe von Shanghai entdecke. — Er nannte verschiedene kleine und größere Ortschaften, von denen mir einige dem Namen nach bekannt waren und die sich sämmtlich auf dem Wege von Sutschau nach Shanghai befinden. Wir wollten uns durch den Augenschein von der Richtigkeit dieser Mittheilungen überzeugen und stiegen zu dem Behufe auf ein kleines Observatorium, das sich auf dem Dache des Russell'schen Hauses befand. Dort sahen wir den im Westen unheimlich gerötheten Nachthimmel und erkannten zahlreiche, vereinzelt liegende Herde der ungeheuren Feuersbrünste.

Walsh nahm die Sache ziemlich kühl. — „Ich glaube nicht," sagte er, „daß die Fremden etwas von den Taiping zu fürchten haben. Die Rebellen haben bei jeder Gelegenheit zu erkennen gegeben, wie sehr ihnen daran liegt, sich mit uns auf freundschaftlichen Fuß zu stellen. Es ist möglich, daß sie die chinesische Stadt zerstören, und das ist traurig genug — aber daran können wir nichts ändern. Was die Fremdenniederlassung angeht, so flößt mir deren Schicksal keine Besorgniß ein."

Ich war begierig, zu erfahren, was andere in Shanghai ansässige Fremde zu der Sache sagen würden, und begab mich deshalb wiederum in den benachbarten englischen Club. Ich kam dort gerade zur rechten Zeit an, um den Beschlüssen eines Meeting beizuwohnen, zu dem sich die Mehrzahl der in Shanghai lebenden jungen englischen, amerikanischen und deutschen Kaufleute zusammengefunden hatte. Eine Deputation, aus drei Mitgliedern der Versammlung bestehend, war soeben ernannt worden, um Colonel Niel, den derzeitigen ersten Secretär der englischen Gesandtschaft in China, zu ersuchen, den Befehl über die „Shanghai-Volunteers", das heißt über ein Corps von nicht mehr und nicht weniger als hundertundfünfzig streitbaren Mannen, zu übernehmen, das sich mit Siegesgewißheit darauf vorbereitete, die Fremdenniederlassung gegen alle Taiping des himmlischen Reiches zu vertheidigen.

Die Sache war jedoch keineswegs unbedenklich, wie ich mir klar machen konnte, wenn ich an die Verwüstungen zurückdachte, welche mir die Reise nach Sutschau vor Augen geführt hatte; und der Uebermuth der jungen Leute, die sich „excellent sport" von einem Zusammentreffen mit den Rebellen versprachen, hätte wohl in tragischer Weise gekühlt werden können — da im Fall eines ernsten Angriffes der 15000 bis 20000 Mann starken Armee des Königs Li an eine erfolgreiche Vertheidigung der Fremdenniederlassung durch 150 Freiwillige nicht zu denken war —, wenn nicht zum Glück noch 1400 englische und französische Soldaten, ein Theil der alliirten Armee, die

im Kriege gegen China verwandt werden sollte, in Shanghai gewesen wären. Diese wurden angewiesen, die mit hohen Mauern umgebene chinesische Stadt zu besetzen und dort den ersten Anprall der Rebellen auszuhalten. — Es waren gute und vortrefflich bewaffnete Soldaten; bei den Rebellen dagegen fand man nur wüstes, undisciplinirtes Gesindel, das im Kampfe mit den gleich schlechten kaiserlichen Soldaten Unheil anrichten konnte, einer regulären europäischen Truppe gegenüber aber wenig furchtbar erschien.

Colonel Niel, der noch in später Stunde durch die Deputation der „Shanghai-Volunteers" von den Beschlüssen des Meeting im englischen Club benachrichtigt wurde, nahm das ihm angebotene Obercommando ohne Zögern an.

Während der nächsten Tage hatten die jungen Freiwilligen allerhand Zeitvertreib. Sie mußten, trotz der starken Hitze, recht ordentlich exerciren, um wenigstens die ersten Elemente, militärische Disciplin, zu erlernen; auch lag ihnen die Verpflichtung ob, hinter den Barricaden, welche die Fremdenniederlassung gegen ein Vordringen der Rebellen vertheidigen sollten, Wache zu stehen. Glücklicherweise waren viele der Freiwilligen kräftige, abgehärtete junge Männer, deren Muskeln und Nerven auf der Rennbahn und auf dem Regatta-Cours gestählt waren, so daß sie den schweren Anforderungen, welche an sie gestellt wurden, besser genügen konnten, als man zu hoffen berechtigt gewesen war. Auch zeigten sie ganz allgemein den schönen Eifer, den die meisten Bürger mit den Abzeichen des Militärstandes anzuziehen pflegen. Jedermann war auf seinem Posten und überwachte die ihm anvertrauten Straßen mit einer Aufmerksamkeit, als wäre der noch meilenweit entfernte Feind schon in die Stadt eingedrungen. — Ich wurde, als ich am hellen Tage in der Fremdenniederlassung spazieren ging, vor jeder Barricade mit einem drohenden „Wer da?" angerufen, als könnte ich trotz meines weißen Gesichtes ein verkappter Schangmaos sein; und ich glaube, man würde mich nach allen Regeln der Kunst unbarmherzig niedergeschossen haben, wenn ich mich nicht stets beeilt hätte, so laut ich konnte, „Gut Freund!" zurückzugeben. Dann ließ man mich passiren, und die energische Schildwache entpuppte sich nicht selten als ein gutmüthiger Bekannter, der mich aufforderte, mit den „Kameraden", die in der Nähe ein kühles Obdach gefunden hatten, ein Glas Soda und Brandy zu trinken.

Am 18. August langte die Nachricht in der Fremdenniederlassung an, ein französischer Missionär, der Pater Massa, der einer chinesischen Schule, eine Stunde Wegs von Shanghai gelegen, vorstand, sei mit seinen Zöglingen, vierzig an der Zahl, von den Rebellen ermordet worden. Der englische und der französische Minister in China, die Herren Bruce und Bourboullon, sandten darauf eine Notification an den Rebellenkönig, in der sie demselben mittheilten, daß englische und französische Soldaten die chinesische Stadt Shanghai sowohl wie das Fremdenviertel besetzt hätten und jede Annäherung der Rebellen mit den Waffen zurückweisen würden.

Das officielle Schriftstück verfehlte die damit beabsichtigte Wirkung. König Li ließ dasselbe unbeantwortet, und am 20. August drang eine zahlreiche Abtheilung seiner Armee in die chinesische Vorstadt ein. Die Rebellen wurden zwar bald wieder daraus vertrieben, aber sie hatten doch Zeit gehabt, mehrere Häuser auszuplündern und in Brand zu stecken und einige zwanzig bis dreißig wehrlose Chinesen zu ermorden. Auch waren sie durch den ersten Mißerfolg nicht entmuthigt, denn am nächsten Tage schon rückten sie in großen Massen gegen die chinesische Stadt vor.

Ich hatte mich dorthin begeben, um von den Mauern dem Kampfe, dessen Ausgang übrigens keinem der Fremden Besorgniß einflößte, beiwohnen zu können.

Die Rebellenarmee nahm sich von Weitem gesehen nicht schlecht aus. Die zahllosen Fahnen und Fähnchen, die sie mit sich führte, flatterten lustig in der Morgenluft und gewährten einen hübschen Anblick. Es sah aus, als nähere sich uns ein großer Festzug.

Plötzlich sah ich in der Luft eine leichte Rauchwolke, und dann vernahm ich das Geknatter einer wohlgenährten Gewehrsalve. — Die Engländer und Franzosen hatten von ihren vorgeschobenen Positionen aus Feuer gegeben. Ich konnte, da ich kein Fernglas mitgebracht hatte, nicht

erkennen, ob das Schießen tödtliche Wirkung gehabt habe; aber ich sah die flatternden Fähnchen Halt machen. Eine Viertelstunde lang blieb Alles ruhig, dann kam wieder Bewegung in das bunte Treiben: die Rebellen zogen sich langsam und schweigsam zurück, ohne einen Schuß erwidert zu haben. Es hatte sie augenscheinlich ebenso überrascht, wie es ihnen unangenehm gewesen war, daß man ihnen aus weiter, von ihren Waffen gar nicht zu erreichender Entfernung die drohende Warnung zugesandt hatte, bei ihrem Leben nicht weiter vorzudringen.

Einige tausend Schritte hinter der Linie, wo die Rebellen Feuer erhalten hatten, machten sie wieder Halt. Man ließ sie dort unbehelligt. Die kleine europäische Armee mochte stark genug sein, um hinter hohen Wällen und festen Barricaden Shanghai und die Fremdenniederlassung gegen die Schangmaos zu vertheidigen; aber sie hätte sich nicht ohne unverantwortliche Waghalsigkeit anmaßen dürfen, den zwanzigmal stärkeren Feind im offenen Felde anzugreifen.

Am 25. August bemerkte man große Bewegung im Rebellenlager. Die Fremden machten sich auf einen neuen Angriff gefaßt; aber am nächsten Morgen verbreitete sich in aller Frühe die Kunde: die Taiping seien verschwunden. — Sie hatten während der Nacht ihr Lager in der unmittelbaren Umgebung von Shanghai geräumt, und da sie weder schwere Bagage noch Feldgeschütze mit sich zu schleppen hatten, so waren sie, als man von ihrem Rückzug Kenntniß erlangte, schon so weit, daß nirgends mehr eine Spur von ihnen zu entdecken war. Es verlautete, König Li habe über Sungkiang den Rückzug nach Sutschau angetreten.

Ich machte während des Nachmittags in Begleitung einiger Bekannter einen Ritt durch die Positionen, welche die Rebellen zehn Tage lang innegehalten hatten. Wir fanden überall dieselbe gräuliche, vollständige Verwüstung, die ich während meiner Fahrt nach Sutschau bis zum Ekel kennen gelernt hatte.

Der „North-China-Herald" veröffentlichte bald darauf zwei lange Briefe, die König Li, unmittelbar vor dem Abzug seiner Truppen, an den englischen und an den französischen Minister oder vielmehr an die Mitglieder der Fremdengemeinde gerichtet hatte, und in denen er pathetisch gegen die unfreundliche Behandlung protestirte, die ihm und den Seinigen seitens der Europäer zu Theil geworden war. In diesen Briefen, längst vergessenen Documenten, die mir aber charakteristisch für das Rebellentreiben in China erscheinen, hieß es unter Anderem:

„Seitdem ich vor langen Jahren auf Befehl meines heiligen Herrschers eine Armee gebildet habe, um die Welt von der Tyrannei der Mantschuren-Dynastie zu befreien, habe ich Hunderte von Schlachten gegen die Ungläubigen geschlagen, und aus allen Kämpfen bin ich als Sieger hervorgegangen. — Als ich mich vor kurzer Zeit der Stadt Sutschau bemächtigt habe, sind viele eurer Landsleute zu mir gekommen und haben mich gebeten, ich möge mich nach Shanghai begeben, um dort mit den befugten Persönlichkeiten zu besprechen, was auf die Verbindung zwischen den Fremden und den Soldaten meiner Armee Bezug haben könnte. In wohlwollender Berücksichtigung dieses Gesuches bin ich zu euch gekommen, nicht um Streit zu suchen, sondern um eure Vertragsvorschläge entgegenzunehmen.

„Ich gebe euch zu erwägen, daß ich als Befehlshaber einer ungeheuren Armee keineswegs durch den Widerstand, den ihr mir entgegengesetzt habt, davon abgehalten worden bin, Shanghai zu zerstören. Wenn ich, ohne auf euren Angriff zu antworten, meine Truppen unthätig unter den Mauern von Shanghai habe verweilen lassen, so ist dies wahrlich nur aus Achtung vor unserem gemeinschaftlichen Glauben geschehen. Indem ich euch bekämpfte und besiegte, hätte ich den Mantschuren das Recht gegeben, in freudigem Spott zu sagen, daß sich die Glieder einer und derselben Familie unter einander erwürgten. Um unseren gemeinschaftlichen Feinden diese Freude nicht zu bereiten, setzte ich eurer grausamen Herausforderung langmüthige Milde entgegen.

„Mein Herr und Meister ist vom Himmel gesandt und regiert nun seit zehn Jahren. Sein Reich umfaßt die ergiebigsten Provinzen des Südens und des Ostens; sein Staatsschatz enthält des Goldes genug, um alle Bedürfnisse seiner Armee zu befriedigen. In kurzer Zeit

wird ganz China unter seinem Scepter vereinigt sein. — Glaubt ihr wirklich, daß Shanghai allein ihm widerstehen könnte?

„Die Völker von England und von Frankreich bekriegen augenblicklich die Tsing-Dynastie. Es ist unmöglich, daß ihr die Schlacht von Tiensin schon vergessen habt! — Wir kämpfen, um unser Vaterland den Händen der Mantschuren zu entreißen. Wir stehen der Tsing-Dynastie in unversöhnlichem Haß gegenüber; aber mit den fremden Nationen des Westens suchen wir keinen Streit.

„Ihr legt großen Werth auf Handel, und wir können euch Freiheiten und Rechte einräumen, größer, als ihr sie jemals von den Mantschuren erlangen werdet.

„Nun ist aber euer Benehmen so wild und ungebührlich, daß ich mir dasselbe nur durch ein Mißverständniß erklären kann.

„Um darüber Aufklärung zu erlangen, veröffentliche ich diese Notification. Unter den Fremden, die sich in Shanghai niedergelassen haben, müssen sich Leute befinden, welche das Nützliche von dem Schädlichen, das Gerechte von dem Schlechten unterscheiden können. An diese Männer wende ich mich hier, und indem ich meine Entrüstung über das, was vorgefallen ist, unterdrücke, zeige ich ihnen noch einmal Mittel und Wege, um zu einem freundschaftlichen Verständniß mit mir zu gelangen. — Sollte einer von euch darüber betrübt sein, daß meinem wohlwollenden Entgegenkommen so ungebührliche Aufnahme bereitet worden ist, so mag er zu mir kommen und sich mit mir berathen. Er hat nicht zu befürchten, ungastlich aufgenommen zu werden; denn alle meine Handlungen gehorchen den Grundsätzen der Gerechtigkeit. — Aber wenn ihr mich ferner als Feind behandeln wollt, so entscheide die Zukunft, wer von uns der Sieger und wer der Geschlagene sein soll. Ihr mögt euch darüber trügerischen Hoffnungen hingeben; ich, der ich die Befehle des vom Himmel gesandten Herrschers ausführe, ich habe über den Ausgang eines Kampfes mit euch keine Zweifel. — Ich wünsche, daß eure Entschlüsse nicht Elend über euch bringen.

„Dies ist eine feierliche Mahnung. Sie ist gegeben worden am vierzehnten Tage des siebenten Monats des zehnten Jahres des himmlischen Königreiches der allgemeinen Glückseligkeit.“

Ich weiß nicht, was seitdem aus dem großsprecherischen König Li und aus seiner „unwiderstehlichen“ Armee geworden ist. Ich vermuthe, er und seine Leute haben das Los der anderen Taiping getheilt, die unter dem Henkersmesser und den Schwertern der Kaiserlichen jämmerlich umgekommen sind.

Bald nach den Ereignissen, deren Zeuge ich in Shanghai gewesen bin, ließen sich die fremden Mächte, namentlich England, welches seine kolossalen Handelsinteressen gefährdet sah, angelegen sein, der chinesischen Regierung gute Rathschläge zu ertheilen. Diese, hart bedrängt, lieh denselben ausnahmsweise ein williges Ohr. Sie nahm eine große Anzahl fremder Offiziere, unter anderen den bekannten englischen Oberst Gordon, in ihren Sold. Diese Offiziere brachten es durch unermüdliche Ausdauer dahin, die kaiserliche Armee einigermaßen zu discipliniren und einen kleinen Theil der Eingeborenen mit den Elementen europäischer Taktik und Strategie bekannt zu machen. Sobald sie dies erreicht hatten, führten sie die Kaiserlichen gegen die Taiping, die nirgends Stand zu halten vermochten, aus ihren festen Stellungen vertrieben und schließlich aufgerieben wurden. — Heute findet man keinen „langhaarigen“ Rebellen mehr in China, und die furchtbaren Wunden, welche Hung, der „himmlische König“, dem Lande während einer zwölfjährigen Schreckensherrschaft geschlagen hat, sind in unglaublich kurzer Zeit geheilt und vernarbt. In Sutschau, das im Jahre 1860 vollständig ausgestorben war, sollen nach den neuesten Berichten aus China heute wieder nahe an zwei Millionen Menschen leben.



Lessing in Wolfenbüttel.

Zur Erinnerung an den 15. Februar 1781.

Von

Ferdinand Sonnenburg.

Eine Tragödie ergreifender Art ist es, welche in den elf Jahren von 1770 bis 1781 in Braunschweig und Wolfenbüttel sich abspielte. Der Held aber dieser Tragödie erweckt unser Mitgefühl in unendlich gesteigertem Maße, da er nicht allein der schuldlos Leidende, sondern zugleich einer der edelsten Männer unseres Volkes und einer der größten Geister aller Zeiten war. Erst jetzt, nachdem ein Jahrhundert über den einsamen, epheubewachsenen Grabhügel Lessing's dahingegangen ist, erscheinen dem Auge des Zuschauers in völliger Klarheit alle Fäden des unseligen Netzes, das sich langsam, aber nur zu sicher um sein Opfer spann, bis selbst die Kraft eines so großen Geistes gebrochen war. Es ist ein trauriges Schauspiel, dieser Kampf, und doch fehlt ihm nicht der versöhnende, erhebende Abschluß, denn wir sind Zeuge davon, wie selbst in der bittersten äußeren Lage unser Held mit starker Hand und mit niemals erschütterter Treue der Ueberzeugung die Fahne seines Ideals hoch hält, bis der Tod sie ihm entwindet. Die Menschengestalt vergeht in Leid und Tod, aber die Idee zeigt ihre Unsterblichkeit, indem sie die Kreise ihrer Wirksamkeit immer weiter und immer höher zieht. Auf ihren Wogen aber hebt sich auch die verklärte Gestalt wieder empor.

Die Erlebnisse und Bestrebungen Lessing's während seines Aufenthaltes in Wolfenbüttel zu schildern und mit einfachen Linien ein Bild seiner letzten Lebensjahre zu zeichnen, ist der Zweck dieses Aufsatzes. Er wird, wenn dasselbe Thema auch schon an anderen Orten eingehende Besprechung erfahren hat, hoffentlich nicht überflüssig erscheinen, da die Localtöne, die einem derartigen Bilde erst das rechte Leben verleihen, doch nur an Ort und Stelle der Handlung zu erhaschen sind.

Es ist bekannt, wie das hochherzige Unternehmen verdienter Männer, dem deutschen Volke in Hamburg das erste Muster einer deutschen Nationalbühne hinzustellen, im November 1768 sein trauriges Ende fand. Theils Fehler der

vielköpfigen Verwaltung, theils Mangel an Interesse von Seiten des Publikums führten die vielbesprochene junge Bühne ihrem raschen Untergange zu, infolge dessen auch Lessing, den man von Berlin als Dramaturgen herübergerufen hatte, die gesicherte Unterlage seiner Existenz verlor. Die Druckerei, welche er dann gemeinschaftlich mit seinem Freunde Bode anlegte, warf nicht den gehofften Gewinn ab, vielmehr häufte sie auf den der Geschäfte unkundigen Dichter eine schwere Schuldenlast und mußte schon nach kurzer Zeit wieder aufgegeben werden. Verbittert über ein Vaterland, das ihm jedes Fleckchen, den heimischen Herd zu bauen, hartnäckig verweigern zu wollen schien, faßte Lessing den Entschluß, Deutschland ganz zu verlassen und seinen dauernden Aufenthalt in Rom zu nehmen. Die Vorkehrungen zur Reise wurden allen Ernstes getroffen, ein vortheilhafter Ruf als Theaterdichter nach Wien wurde ausgeschlagen; nichts schien mehr verhindern zu können, daß Deutschland seinen größten Geist an das Ausland verlor. Das Verdienst, unserem Volke diese Schmach erspart zu haben, wurde einem kleinen Fürstenhofe zu Theil, auf den sich schon längst die Blicke weiter Kreise gerichtet hatten.

Im Lande Braunschweig-Wolfenbüttel, dem bescheidenen Ueberreste aus den königlichen Reichthümern Heinrich's des Löwen, regierte seit 1735 Herzog Karl I., ein Fürst, dem große Geistesgaben in keiner Weise abzusprechen sind; doch der Umstand, daß die Zahl seiner Unterthanen statt vieler Millionen nur eine Viertelmillion betrug, verwandelte seine weitschauenden Bestrebungen in verhängnißvolle Fehler und führte sein Land dem Untergange nahe. Auf dem Lustschlosse Salzdahlum, eine Stunde östlich von der Residenz Wolfenbüttel gelegen, verweilte Herzog Karl mit besonderer Vorliebe. Die Feste, welche hier gefeiert wurden, übertrafen an ausschweifender Pracht den Glanz manches Königshofes. Nicht geringer war die Verschwendung in Wolfenbüttel und Braunschweig; Theater, Oper und Ballet waren auf einen so glänzenden Fuß eingerichtet, daß sie allein fast den dritten Theil sämmtlicher Landeseinkünfte verschlangen. Andere Passionen des Herzogs, für zahlreiches Militär, für schöne Frauen, große Reisen, erforderten so bedeutende Mittel, daß die Ausgaben weit über die Einkünfte hinausstiegen und die Schuldenlast des Landes mit jedem Jahre drohender heranwuchs.

Aber auch nicht geringe Wohlthaten erwies Herzog Karl I. seinem Lande. Der Geist Friedrich's des Großen, mit dessen Schwester Philippine Charlotte der Herzog vermählt war, trat auch hier als Nebenbuhler französischen Lebens auf. Mit besonnener Freisinnigkeit bahnte man einer höheren Bildung den Weg. Schon 1743 erhielten die Gemeinden das Recht freier Predigerwahlen, das Armenwesen wurde rationeller eingerichtet als in irgend einem anderen deutschen Lande; von weitreichender Bedeutung aber wurde die Bildungsanstalt, welche unter dem Namen Collegium Carolinum in der Stadt Braunschweig errichtet wurde. Herzog Karl wußte ausgezeichnete Männer heranzuziehen, die seine Ideen mit Verständniß weiterbildeten und in die Wirklichkeit übertrugen.

An erster Stelle erscheint unter diesen Männern der Abt Jerusalem, aus Osnabrück gebürtig, welcher 1742 als Hofprediger berufen wurde und 1789 als Vicepräsident des Consistoriums starb. Jener junge Mann in Wetzlar, nach dessen tragischem Tode Goethe den Schluß von „Werther's Leiden“ gestaltete, war des Abtes einziger Sohn, und dieser Umstand ist es besonders, der Jerusalem's Namen allgemein bekannt gemacht hat. Aber auch der Charakter und die Thätigkeit des Vaters verdienen ein ehrendes Denkmal; als Kanzelredner, als Gelehrter, als überzeugungstreuer Beamter stand Jerusalem auf hoher Stufe, und wie hoch der Herzog ihn hielt, beweist der Umstand, daß Karl I. gerade in die Hände dieses Mannes den Ausbau seiner bedeutendsten Schöpfung, des Carolinums, niederlegte. Durch Jerusalem berufen, kamen hervorragende Männer nach Braunschweig, der Stadt und dem Lande mit den Gaben ihres Geistes zu dienen; zu ihnen gehören Gärtner, Zachariä, Schmid, Eschenburg, Ebert u. A. Der Einfluß des Letztgenannten war es, welcher dem Leben Lessing's eine unerwartete Wendung gab.

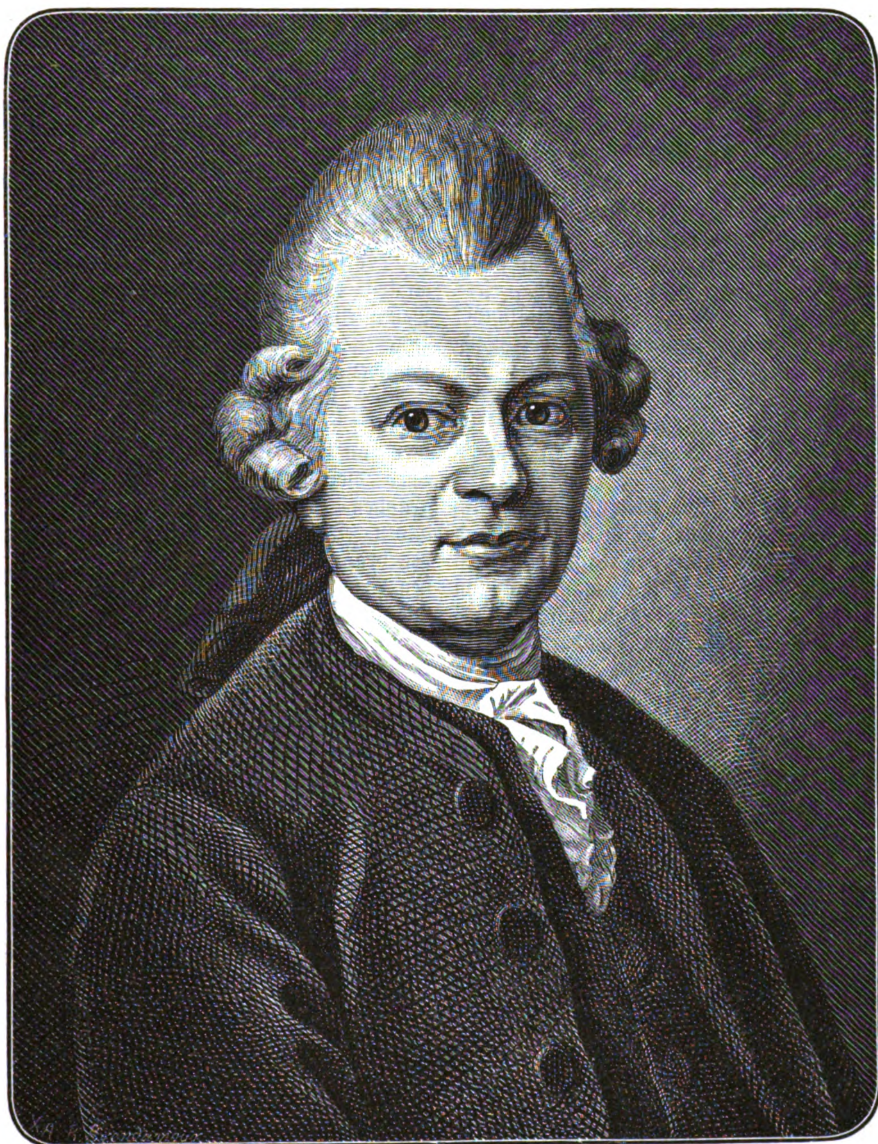
Ebert, welcher am Carolinum die Pro-

fessur der englischen Sprache inne hatte, war ein regsamer, geschmackvoller, idealer Kopf. Seiner liebenswürdigen Gewandtheit in den Formen des Umgangs hatte er es zu danken, daß ihm zugleich die Stellung als Lehrer des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand übertragen wurde. Er wußte sich bei diesem Prinzen einen Einfluß zu sichern, der nicht abnahm, als Karl Wilhelm Ferdinand erwachsen war und nun mit fester Hand, zum Heile des Landes, in die Regierung seines Vaters eingriff. Obwohl unwillig und laut zürnend, hatte Herzog Karl I. sich doch gefallen lassen müssen, daß man, um den drohenden Staatsbankerott abzuwehren, seinen glänzenden Hofstaat erheblich einschränkte, die Oper abschaffte und das Militär stark reducirte. Diesen segensreichen Maßregeln des Erbprinzen folgte die Dankbarkeit aller Stände des Landes mit so entschiedenen Kundgebungen, daß Karl Wilhelm Ferdinand seit 1769 sich factisch an die Spitze der Regierung gestellt sah.

Als nun der Entschluß Lessing's, Deutschland auf immer zu verlassen, die Besten der Nation in nicht geringe Bestürzung versetzte, versuchte Ebert seinen Einfluß bei dem Erbprinzen zu Gunsten Lessing's geltend zu machen und diesen für eine Berufung des großen Mannes zu interessiren. Seine Vorstellungen fanden Gehör; Ebert erhielt den Auftrag, an Lessing zu schreiben, ihm die Stelle des Bibliothekars zu Wolfenbüttel in Aussicht zu stellen und ihn zu einem Besuche in Braunschweig einzuladen. Um die Bedeutung, welche dieser Antrag für Lessing hatte, zu würdigen, ist es nothwendig, der altberühmten Bibliothek zu Wolfenbüttel mit einigen Worten zu gedenken.

„Die meisten Bibliotheken sind entstanden, nur wenige sind angelegt worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, wie Augustus, in einer ununterbrochenen Reihe von nahe fünfzig Jahren beeiferte“ — so sagt Lessing selber. Dieser Augustus war Herzog August der Jüngere, 1634 bis 1666, einer jener ausgezeichneten Fürsten des Welfenhauses, die eine Zierde für den ersten Thron der Welt zu sein beanlagt waren und dabei genug wahre Geistesgröße zeigten, in engen Schranken sich einer stillen, aufopfernden Thätigkeit hinzugeben; große Erfolge, die weit über die Schranken ihrer Zeit und ihrer landesherrlichen Macht hinausreichen, sind diesen vortrefflichen Fürsten nicht ausgeblieben. Herzog Augustus — wie er sich selber schrieb — war nicht nur ein kluger, sorgsamer, wahrhaft väterlicher Regent, sondern auch einer der größten Gelehrten seiner Zeit. In Rostock, Tübingen und Straßburg hatte er studirt, auf weiten Reisen Italien, Frankreich, Holland und England kennen gelernt und sich dann, als jüngerer Prinz seines Hauses, auf das einsame Schloß Hitzacker an der Elbe zurückgezogen, wo er dreißig Jahre glücklicher Muße mit dem eifrigsten Studium und einem umfangreichen gelehrten Briefwechsel ausfüllte, der in mehr als dreißig Folianten noch jetzt vorhanden ist. Durch den Tod seiner Brüder fiel ihm 1634 die Regierung der Wolfenbüttel'schen Lande zu, die er von da an zweiunddreißig Jahre kraftvoll und segensreich führte, bis er im Alter von siebenundachtzig Jahren das kluge, treue Auge schloß. Die Bibliothek war sein Lieblingskind, das sich stets seiner zärtlichsten Fürsorge erfreute. Ein glücklicher Umstand war es, daß er bei seinem Einzuge in Wolfenbüttel dort schon eine sehr werthvolle Büchersammlung vorfand, welche im sechzehnten Jahrhundert von dem frommen Herzoge Julius und seinem rechtsgelehrten Sohne Heinrich Julius zusammengebracht war. Die Verwaltung seiner Bibliothek behielt Herzog August stets in eigener Hand; er selbst besorgte den Ankauf neuer Bücher, die Ordnung und die Aufstellung in der Bibliothek; er selbst verfaßte den ersten Katalog, vier starke Bände im größten Folioformat, zusammen fast fünftausend Seiten, ganz von des Herzogs eigener Hand geschrieben. Randbemerkungen in einer großen Anzahl von Büchern, besonders theologischen und juristischen Inhalts, legen Zeugniß ab, mit welchem Fleiß und welchem Verständniß der fürstliche Besitzer seine Schätze für sich selber nutzbar machte. Als er starb, betrug die Zahl der gedruckten Bücher rund 120000, der Manuscripte über 2000, und der Herzog befahl seinem Sohne und dessen Nachfolgern auf ihr

Gewissen, „daß dieser unermeßliche Schatz des ganzen Landes, auch Zierde Unseres ganzen Hauses, nicht in Abgang gerathen,



Gotthold Ephraim Lessing.
Nach dem Original-Oelgemälde im Besitz des Herrn A. Henneberg in Poppenbüttel bei Hamburg.

sondern durch Gottes gnädigen Beistand erhalten und von Zeiten zu Zeiten vermehret werde."

Dieser Mahnung des erlauchten Stifters entsprachen indeß nicht alle Nachfolger. Der zweite derselben, Anton Ulrich, erwarb sich ein großes Verdienst durch den Bau des noch jetzt benutzten Bibliotheksgebäudes. Leider ist dieses Gebäude aber fast nur Holzbau und daher im Laufe der Jahre sehr baufällig

geworden. Ein Neubau soll jetzt jedoch in bestimmte Aussicht genommen sein. — Von 1691 bis 1719 war Leibniz Bibliothekar; unter seiner Verwaltung wurden wiederholt umfangreiche und höchst werthvolle Anschaffungen gemacht. Eine zweite Zeit des Glanzes begann für die Wolfenbütteler Bibliothek unter der Regierung Herzog Karl's I.; mehr als 50000 gedruckte Bücher und kostbare Handschriften wurden nach und nach erworben. Leider war dies aber auch die letzte nachhaltige Förderung, welche der Bibliothek zu Theil wurde; seit hundert Jahren hat man sich auf die nothdürftige Erhaltung der überlieferten Schätze beschränkt. Noch jetzt aber gehört die Wolfenbütteler Bibliothek zu den umfangreichsten und werthvollsten Büchersammlungen der Welt; ihre ältesten Manuscripte sind fast dreizehnhundert Jahre alt; für die Zeit von 1517 bis 1666 kommt keine Bibliothek Europa's ihr gleich.

Als Ebert — wie oben erzählt — nun den Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand der Berufung Lessing's geneigt zu machen gewußt hatte, erledigte man für ihn eigens die Stelle des Bibliothekars, indem man den bisherigen Inhaber derselben zum Klosterrath ernannte. Lessing kam im November 1769 nach Braunschweig und stellte sich dem Erbprinzen vor; schon nach wenigen Wochen erfolgte die amtliche Berufung. Aber Angelegenheiten unangenehmer Art verzögerten Lessing's Abreise von Hamburg. An seinen Bruder Karl schrieb er am 4. Jan.: „Ich stecke hier in Schulden bis über die Ohren und sehe schlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren wegkommen will.“ — Wie hoch sich diese Schulden beliefen, ist nicht bekannt, aber nach den immer wiederholten Abzahlungen der späteren Jahre zu urtheilen, muß die Summe eine sehr beträchtliche gewesen sein.

Hoher Schnee, der allen Postenlauf störte, dann eine mehrwöchentliche Krankheit hielten Lessing noch bis zum 17. April in Hamburg zurück. Am 21. April traf er endlich in Braunschweig ein, und am 7. Mai wurde er in Wolfenbüttel durch den Geheimrath v. Praun in sein Amt eingeführt. In dem Einführungsprotokoll findet sich folgende Stelle: „Nach deßen (des Diensteides) Leistung wurden der gegenwärtige Secretarius v. Cichin und der gleichfalls herbey gerufene Bibliothek-Diener Helms an gedachten neuen Bibliothecarium Lessing verwiesen; ersterer aber besonders anbey bedeutet, daß er sich durch Folgsamkeit gegen den Bibliothecarium und accurate und fleißige Ausrichtung alles deßen, was ihm werde aufgegeben werden, zu qualificiren habe; wovon er seiner Seits die Befolgung versprochen.“

Dieser Secretarius v. Cichin, ein ehemaliger Capuzinermönch, erscheint als ein Mann von keineswegs redlichem Charakter, der sich äußerlich beugte, hinter dem Rücken aber sein eigenes Spiel trieb. Seine Angebereien bereiteten Lessing in späteren Jahren manche unangenehme Stunden.

Was nun Lessing's dienstliches Einkommen in Wolfenbüttel betrifft, so muß hier von vornherein bemerkt werden, daß über diesen Punkt alle früheren Biographen unrichtige Meinungen verbreitet haben. Von der drückenden Finanzlage des braunschweigischen Landes, die sogar den Erbprinzen nöthigte, seinen Hofhalt ausschließlich aus den Einkünften seiner englischen Gemahlin zu bestreiten, hat Lessing nichts empfunden; sein Einkommen stand von Anfang an höher als das Durchschnittsgehalt der Professoren am Carolinum; es betrug 600 Thaler nebst freier Wohnung und Feuerung im Schlosse zu Wolfenbüttel. Diese Summe darf aber nicht nach dem heutigen Werthe des Geldes berechnet werden. Nach dem Ausweis der Rechnungen der „Herzoglichen Cammer“ zu Braunschweig belief sich z. B. auch das Durchschnittsgehalt der herzoglichen Forstmeister auf 600 Thaler. Wollen wir die factische Bedeutung dieser Summen im Geldwerthe der Gegenwart darstellen, so müssen wir sie mindestens verdreifachen. Als Herzog Karl I. im Jahre 1767 die werthvolle Bibliothek des Hofraths Baudiß ankaufte, bezahlte er den Band mit durchschnittlich nur 6 Ggr. = 75 Pfennig. Sobald man aber diese Verhältnisse im rechten Lichte betrachtet, erscheint auch die Liberalität des Herzogs und des Erbprinzen in einer anderen Gestalt. Will man Lessing auf Kosten der herzoglichen Familie zum Märtyrer machen, so versündigt man sich

dadurch gegen das Andenken dessen, dem in seinem ganzen Leben die Wahrheit höher stand als alles Andere.

Wie Lessing selber in der ersten Zeit seines Amtes über seine Verhältnisse urtheilte, darüber geben die Worte eines Briefes an seinen Vater vom 27. Juli 1770 klaren Aufschluß; es heißt daselbst unter Anderem: „Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwiesen, deren ich mich von dem gesammten Hause zu rühmen habe, welches aus den leutseligsten, besten Personen von der Welt besteht. — Die Stelle selbst ist so, als ob sie von je her für mich gemacht wäre. Sie ist auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erst wieder aus meinen Schulden sein werde. Das allerbeste aber dabey ist die Bibliothek, die Ihnen schon dem Ruhme nach bekannt sein muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir sie jemals eingebildet hätte. Eigentliche Amtsgeschäfte habe ich dabey keine andere, als die ich mir selbst machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek als daß die Bibliothek mich nutzen soll."

Man muß diesen Auslassungen Gewalt anthun, wenn man aus ihnen etwas Anderes als Befriedigung über die erlangte Stellung herauslesen will. Und dieses Zeugniß steht nicht allein, es ließen sich deren noch mehr anführen. Von Lessing's Behagen in seinem neuen Wirkungskreise zeugen aber auch seine Arbeiten. Gleich in den ersten Wochen fiel seinem kundigen Auge ein wichtiger Fund zu: unter den Manuscripten der Bibliothek entdeckte er den berühmten Tractat des Berengar von Tours über das Abendmahl, dessen Existenz von den katholischen Theologen bisher entschieden in Abrede gestellt war. Dieser Berengar, welchen einer seiner Feinde „den scharfsinnigsten der Menschen" nannte, war im elften Jahrhundert Vorsteher der Domschule in Tours. Er widersetzte sich der Lehre von der Transsubstantiation und erwiderte auf den Vorwurf, daß er die kirchlichen Autoritäten verachte: „es sei allerdings etwas unvergleichlich Höheres, bei der Erforschung der Wahrheit die Vernunft als die Autorität zu gebrauchen." Papst und Kirchenversammlung zwangen ihn 1059 in Rom zum Widerruf, und dabei, behaupteten die Katholiken, sei Berengar bis an sein Lebensende geblieben. Das Werk, welches Lessing wieder auffand, enthält jedoch die entschiedenste und muthigste Vertheidigung Berengar's für seine früher aufgestellten Meinungen, und der Fund dieses Werkes, des einzig übrig gebliebenen Exemplars, wurde, wie Herzog Karl sich äußerte, „ein neuer und nicht geringer Beweis, wie despotisch und fast türkisch der römische Klerus von jeher zu Werke gegangen."

Seinen Fund kündigte Lessing der gelehrten Welt in einer Abhandlung an, die an Kraft und Schönheit der Sprache, an Lebensfrische und strömender Fluth der Gedanken zu dem Besten gehört, was aus seiner Feder kam. Hier zeigt sich nicht die bittere Heftigkeit seiner Götze'schen Schriften, nicht die Resignation seiner letzten Abhandlungen, es klingt vielmehr der sichere, klare Ton eines Geistes an, der sich des eigenen freudigen Friedens bewußt ist.

Herzog Karl war, als Lessing ihm seine Abhandlung über Berengar zuschickte, hoch erfreut. In einem Handschreiben vom 13. October 1770 erwiderte er: „Was das von Ihm eingesandte Werck betrift, so ist mir solches von Seinen Händen um so angenehmer gewesen, weil Ich daraus mit vielem Vergnügen ersehe, daß Er es weder an Fleis noch Bemühung fehlen läßt, die Ihm anvertraute Bibliothek berümter zu machen" — und unterzeichnete: „Ich bin gewis ferner deßen sehr wohl geneigter Carl Hz B & L."

Sehr freundliche Handschreiben des Herzogs an Lessing, mit denen er zurückgesandte Bücher aus der Bibliothek begleitete, Lessing's Rath einholte oder Entscheidungen traf, sind noch mehrfach erhalten. Als Lessing ihm eine große Mappe voll sehr werthvoller alter Zeichnungen einsandte, erwiderte Herzog Karl am 20. April 1771: „Mein lieber Bibliothecarius Lessing. Auf dessen gestriges Schreiben erwiedere hierdurch, wie mir derselbe durch die den Winter über zusammengebrachte Sammlung von Zeichnungen und Kupfern einen sehr angenehmen Gefallen gethan. Diese seine Beschäfftigung bey Seinen müßigen Stun-

den approbire Ich unendlich sehr, und wünsche, daß Er also ferner fortfahren möge."

Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß auch die Localtradition davon zu berichten weiß, wie Lessing sich in der ersten Zeit in Wolfenbüttel recht behaglich gefühlt habe. Sein Leben bewegte sich wieder in ähnlichen Verhältnissen wie vor Jahren auf der Schule zu St. Afra in Meißen. Dort war er ganz in klösterliche Räume gebannt, und er gab sich ausschließlich stillen Bücherstudien gern und mit Befriedigung hin. Jetzt freilich lagen die Verhältnisse anders. In Meißen war dem Jüngling seine Schule die Welt, dem Blicke des Mannes aber hatten sich die bewegten Kreise des Lebens weithin aufgethan, er selbst hatte genugsam erfahren, daß er berufen war, als einer der ersten Führer auf den Entdeckungszügen des Geistes voranzuschreiten; unmöglich konnte eine so immense Kraft sich in die engen Schranken eines thatenlosen Berufes fügen. Für jeden schaffenstüchtigen Mann, besonders aber für das Genie giebt es nur eine Lebensquelle: das ist das volle, bewegte Leben selber; ihm diese Quelle verschließen, heißt ihm die Lebensadern unterbinden, ihn zum Hinsiechen verurtheilen: in diesem Gesetze liegt der Grund für Lessing's Unglück.

In dem kleinen Städtchen Wolfenbüttel hat zu allen Zeiten der Strom des Lebens nur schwach pulsirt. Bis Braunschweig war in früheren Zeiten die Oker schiffbar, hier war der Stapelplatz des Reichthums; Wolfenbüttel war und ist eine stille Landstadt, und seitdem Herzog Karl I. im Jahre 1753 die Residenz für immer von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegte, ist die kleine ehemalige „Haupt- und Capital-Feste" der früheren Herzöge immer mehr verödet.

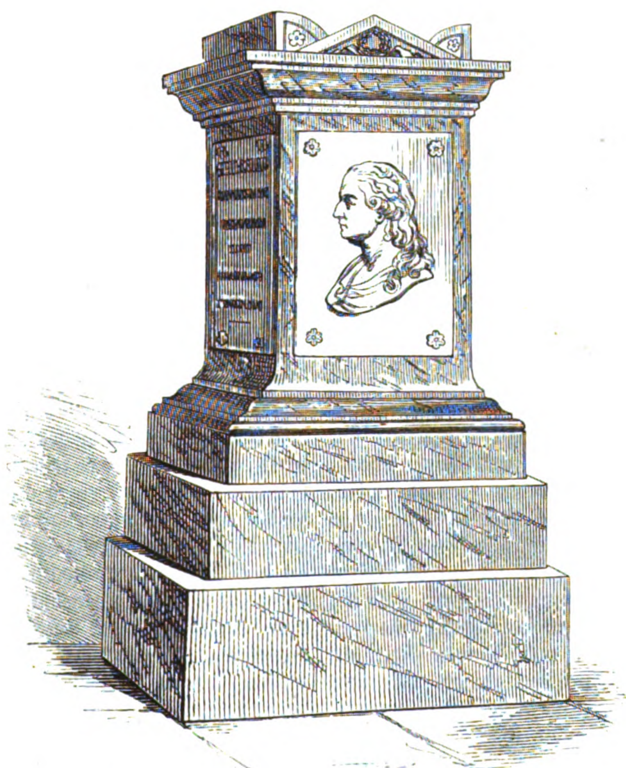
Was konnte ein solcher Ort für einen Lessing sein? Und die Entschädigung, welche die Bibliothek gewährte, konnte nicht von langer Dauer sein, denn für das warme Leben giebt es eben kein Surrogat. Lessing aber war gewohnt, Geist und Leben in vollen, großen Zügen zu trinken; Leipzig, Berlin, Hamburg ließen sich in Wolfenbüttel nicht vergessen. Bald begann ihn der Durst nach Menschen zu quälen. Am leichtesten war er noch in Braunschweig zu stillen. Da war der geistvolle Abt Jerusalem, da waren die Freunde Ebert, Eschenburg, Zachariä, Schmid, da waren der Graf Marschall, der Kammerherr v. Kuntsch, der Kanzleidirector v. Hoym und manche Andere. Und wie gern empfing man in diesen Kreisen den Gast! Sein kecker, sprudelnder, immer schlagfertiger Witz, der oft dem Paradoxen in wahrhaft übermüthiger Kampfeslust nachging; sein königlich reiches Wissen, dessen Schatzkammern nie versagen zu können schienen; die überwältigende Hoheit seiner bahnbrechenden, gleichsam spielend hingeworfenen Gedanken und vor allen Dingen die unantastbare Reinheit und nichts fürchtende Wahrheit seiner Gesinnung — alles dieses verbunden mit einer schönen, würdevollen Gestalt, dem herrlichsten tiefblauen, blitzenden Auge, dem edelsten natürlichen Anstande und der frischesten Lebenslust — wer hätte je die Stunden vergessen können, die er in Gemeinschaft mit einem solchen gottgeweihten Genius zu verleben das Glück hatte?

Das Bild Lessing's, welches hier zum ersten Male zum Abdruck gelangt, zeigt ihn in der Blüthe seines Mannesalters. Es ist nach dem Oelbilde angefertigt, welches sich im Besitze des Herrn A. Henneberg in Poppenbüttel bei Hamburg, einem Nachkommen von Lessing's Stieftochter, Amalie König, befindet. Durch die Güte des Besitzers wurde es uns ermöglicht, unser Bild direct nach dem Original herstellen zu lassen.

Lessing kam sehr oft herüber nach Braunschweig, und öfter dauerte es Wochen, bevor er sich den Freunden wieder entziehen konnte. Da er den Aufenthalt im Gasthause nicht liebte, so hatte er sich in dem Hause des Weinhändlers Angott am Egydienmarkte zwei bescheidene Zimmer gemiethet, die Jahre lang sein Absteigequartier gewesen sind. Der gewöhnliche Vereinigungsort der Freunde war der Rönckendorf'sche Weinkeller. Von dem lebhaften Verkehr, der in dem Freundeskreise herrschte, von den Gesellschaften, die besucht und gegeben wurden, von den Unterhaltungen, die auf Spaziergängen, an den Straßenecken, im Gewühl der beiden jährlichen Messen gepflogen wurden, von den Plauderstündchen, die bei

einer Tasse Kaffee und einer Pfeife Tabak im engsten Kreise gehalten wurden, zeugen die auf dem städtischen Archiv zu Braunschweig aufbewahrten Tagebücher des Dichters Leisewitz, der später ebenfalls ein eifriger Theilnehmer dieser geselligen Vereinigung war.

Wäre nun derjenige, der die Seele dieses geistreichen Kreises war, ein kluger Weltmann wie der Abt Jerusalem gewesen, so hätte er bei seinen Besuchen in Braunschweig vor allen einen Weg nicht vergessen: den Weg zum Hofe! Auch dort wünschte man von dem Ruhme des großen Mannes beschienen zu werden, auch dort war ein geistig anregender Gesellschafter keineswegs überflüssig, und — um gerecht zu sein — er hätte dort auch einen ehrenvoll anerkannten Platz gefunden. An Einladungen ließen es der Herzog und die übrigen Mitglieder des fürstlichen Hauses niemals fehlen, so oft Lessing in Braunschweig weilte; seine Schriften las man eifrig und sprach sich mit hohem Lobe öffentlich darüber aus; aber was Lessing schon in den ersten Monaten seines neuen Amtes an seinen Vater schrieb: „Ich suche mich von allem, was Hof heißt, so viel möglich zu entfernen,“ das befolgte er so consequent, daß er, der herzogliche Beamte, nicht einmal am Neujahrstage aufs Schloß ging, um zu gratuliren; erst später war er durch die freundlichen Vorstellungen seiner nachherigen Gattin, der Frau Eva König, zu bewegen, sich an der Neujahrscour zu betheiligen; damals aber hatte diese Concession nicht mehr den von Frau König gewünschten Erfolg.



Lessing's Denkmal im Treppenhause der Wolfenbütteler Bibliothek.

Bei Hofe war man von der Zurückhaltung des berühmten Bibliothekars wenig erbaut. Herzog Karl I. und seine Gemahlin waren jedoch großherzig genug, den Gast seine Zurückhaltung nicht ent-

gelten zu lassen. Anders aber gestaltete sich das Verhältniß Lessing's zu dem Manne, dessen Einfluß am braunschweigischen Hofe so ziemlich entscheidend war: zu dem Erbprinzen. Das anfänglich gute Einvernehmen mit ihm ging immer mehr in Entfremdung über, und das konnte auch nicht anders sein.

Es ist nothwendig, daß wir an dieser Stelle uns die interessante Gestalt des Erbprinzen ein wenig genauer ansehen.

Karl Wilhelm Ferdinand war 1735 geboren; seine erste Erziehung erhielt er durch einen Herrn v. Wittorf, einen gewandten, aber leichtfertigen Hofmann, von dem schon der Knabe seine Gefühle unter feiner, höflicher Form verbergen lernte, der ihn aber auch unbedacht in seine zahlreichen Liebeshändel blicken ließ. Später wurde, wie oben erzählt, der Abt Jerusalem sein Lehrer und Erzieher, aber nur zum Theil gelang es dem sittlichen Ernst dieses bedeutenden Mannes, die ersten bedenklichen Einflüsse in des Prinzen Seele zu tilgen. Durch den Besuch des Carolinums wurde die gelehrte Ausbildung fortgesetzt. Als Meister zeigte der Prinz sich auf dem Fechtboden, und seine schöne, kraftvolle und gewandte Gestalt unterstützte wirksam seine Vorliebe für alle Leibesübungen. Er schien in seiner Jugend so wenig eitel, daß er nie zu überreden war, einem Maler zu sitzen. Gegen Untergebene war er so leutselig, daß er sich gegen Bürger und Bauern öfter der plattdeutschen Sprache bediente und ihre freien Scherze unbeanstandet hinnahm. Strenge Sparsamkeit übte er schon als Knabe in allen seinen Angelegenheiten, und hier treffen wir auf den Punkt, in dem der Erbprinz sich schroff von seinem Vater unterschied: Herzog Karl I. war ein genialer, gutmüthiger, bis zum Leichtsinn sorgloser, lebensfroher Herr; der Erbprinz war eine weit kältere Natur, bei ihm entsprang Alles und Jedes aus kluger Berechnung; wo seine Leidenschaften aber einmal geweckt waren, da ruhte er nicht, bis sein Ziel erreicht war. Ein solcher Charakter schien einen trefflichen Feldherrn anzukündigen, und in der That zeigte der Erbprinz, als er bei Beginn des siebenjährigen Krieges in die preußische Armee eingetreten war, einen so hohen persönlichen Muth, wie er nur dem Rufe seines alten Heldengeschlechtes entsprach; in der Schlacht bei Hastenbeck war er, trotz der Feigheit des englischen Obergenerals, nahe daran, den Sieg zu gewinnen; in der Schlacht bei Minden entschied sein kühner Angriff die Niederlage der Franzosen; die Zaghaftigkeit von Valmy und von Jena kannte er zu jener Zeit noch nicht. Mit Ruhm bedeckt, von seinem königlichen Oheim Friedrich dem Großen ehrenvoll ausgezeichnet, kehrte er aus dem siebenjährigen Kriege heim, vermählte sich 1764 mit der reichen Prinzessin Auguste, der Schwester des Königs Georg III. von England, und trat mit seiner Gemahlin im Sommer 1765 eine größere Reise an, die zunächst nach London führte. Hier blieb die Erbprinzessin zurück, ihr Gemahl ging über Paris, wo er glänzend gefeiert wurde, nach Rom und Neapel. In Rom war Winckelmann sein täglicher Führer, in Neapel verkehrte er viel mit dem Ritter Hamilton und an beiden Orten zeigte er enthusiastische Vorliebe für die Kunst. Seine frühere Sparsamkeit schien er auf dieser Reise ganz vergessen zu haben, das Gold zerrann unter seinen freigebigen Händen. Jetzt galt es ja auch, im Auslande den braunschweigischen Hof und zugleich eines der ältesten Fürstengeschlechter der Welt zu repräsentiren. In Rom schien dem Erbprinzen endlich auch das volle Verständniß für weibliche Schönheit aufgegangen zu sein. Als er über Ferrara, Genua, Toulon noch einmal in dem Wunder der Welt, in Paris, einkehrte, befand sich in seinem glänzenden Gefolge auch eine Dame, die junge römische Gräfin Branconi. An Schönheit, Anmuth und Geist muß sie Alles überstrahlt haben; Goethe, der sie 1779 in Genf sah, nennt sie eine Sirene und meint, von ihr sei zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzähle: „Unverletzt die Flügel, streicht kein Vogel vorbei.“ Die Erbprinzessin, welche mit dem in London geborenen ersten Söhnchen dem heimkehrenden Gemahl bis Paris entgegenging, schloß sogleich Freundschaft mit der schönen Branconi; im Juni 1767 trafen die hohen Herrschaften wieder in Braunschweig ein. Auch den Herzog Karl bezauberte die Anmuth der schönen Römerin so sehr, daß er bereitwilligst ihren und des Erb-

prinzen Sohn zum Grafen v. Forstenburg erhob und ihr später, als die Liebe und die Freigebigkeit des Erbprinzen merklich abgenommen hatten, die Herrschaft Langenstein am Harz schenkte.

Uebrigens läßt es sich in keiner Weise leugnen, daß Karl Wilhelm Ferdinand's sparsame Hand dem Lande Braunschweig viel Gutes erwiesen hat. Ein Zeitgenosse, Behrenhorst, ein natürlicher Sohn des alten Dessauers, sagt von ihm: „Wie er sein Land bei allen seinen Fehlern und Schwachheiten so gut, so vortrefflich, als wirklich geschehen, regiert hat, gehört zu den glücklichen Inconsequenzen des menschlichen Geistes.“ Derselbe scharfe Beobachter sagt aber auch: „Das Hauptgebrechen dieses Fürsten bestand darin, daß es ihm an Güte des Herzens fehlte. Deswegen war er wenig dankbar und keiner Liebe fähig.“ Die Richtigkeit dieser Bemerkung wird durch das Verfahren Karl Wilhelm Ferdinand's gegen Lessing leider in ein klares Licht gestellt. Sobald der Contact zwischen diesen beiden Naturen hergestellt war, begannen die abstoßenden Pole wirksam zu werden. Schon bei der ersten Begegnung durchdrang Lessing's scharfer Blick die feine, glänzende Hülle; er gab sich auch so wenig Mühe, dem Erbprinzen gegenüber seine Ansichten in höfische Form einzuzwängen, daß er selbst meinte, der Erbprinz würde wohl kein Verlangen haben, ihn an seinen Hof zu ziehen. Später vollzog sich der Proceß der Entfremdung sehr rasch, obwohl der Erbprinz die äußere höfliche Form stets sehr behutsam wahrte. Ein ungünstiges Geschick gab den Dichter bald fast ganz in die Hände des Fürsten.

Die Last der Hamburger Schulden begann immer bitterer zu drücken. Schon am 11. November 1770 schrieb Lessing an seinen Bruder Karl: „Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu schreiben, als jetzt.“

Und zu den alten Beschwerden kamen noch neue Lasten hinzu. Im Jahre 1770 starb in Kamenz der alte Vater Lessing's; die Mutter und die älteste, unverheirathete Schwester erwarteten nun von dem Sohne, dem Bruder fortlaufende Unterstützungen. Am 7. Juli 1771 übersandte Lessing der Mutter fünfzig Thaler und schrieb dabei: „Gott ist mein Zeuge, wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit auf einmal setzen wollte, wenn ich mich selbst nur noch zur Zeit in besseren Umständen befände.“ Sämmtliche Schulden zu übernehmen, die der Vater hinterlassen, erklärte er sich sofort bereit.

Um so vielfachen Anforderungen genügen zu können, mußte Lessing sich wiederholt bedeutende Vorschüsse auf sein Gehalt geben lassen. Man hat ihm dieselben nie verweigert; die noch vorhandenen Rechnungen der Herzoglichen Cammer in Braunschweig legen vollgültiges Zeugniß dafür ab; in Geldsachen ist man überhaupt gegen Lessing in Braunschweig stets liberal gewesen, wie ich an einem anderen Orte* ausführlich nachgewiesen habe. Aber durch solche außergewöhnliche Ansprüche an des Herzogs Kasse schädigte Lessing die Selbständigkeit seiner Stellung, und namentlich fand der Erbprinz, dem die geistige Ueberlegenheit des Bibliothekars stets höchst unbequem war, darin eine passende Gelegenheit, den Supplicanten fühlen zu lassen, daß er von fürstlicher Gnade abhängig sei.

Und nun lieh noch das Verhängniß einem an und für sich vollkommen unverfänglichen Ereignisse den Anschein, als wolle Lessing sich seines dichterischen Talentes bedienen, um sich an dem Erbprinzen für die Zurücksetzung, die er von demselben öfter erfahren, auf empfindliche Art zu rächen.

Selbst die Schönheit einer Branconi hatte die sinnliche Gluth des Erbprinzen nicht auf die Dauer zu fesseln vermocht. Die Gräfin sah sich vernachlässigt. Hätte Herzog Karl sich ihrer nicht angenommen, so hätte sie vollständig wie eine Verstoßene erscheinen müssen. Nun wurde am 13. März 1772 zum Geburtstage der Herzogin zum ersten Mal jene classische Tragödie, „Emilia Galotti“, aufgeführt, welche Lessing wenige Wochen zuvor in Wolfenbüttel vollendet hatte. Das Stück fand großen Beifall, die Herzogin äußerte während der Aufführung verschiedene Male in lebhaften Worten ihr Lob; alle Welt aber wies auf die Gräfin Orsina hin und sagte: „Das ist die Branconi!“ — Den Dichter hatte eine Unpäßlichkeit verhindert,

* In der „Gartenlaube“, Jahrgang 1881, Nr. 7.

der Aufführung beizuwohnen; er war äußerst betroffen, als er hörte, wie man die Gestalt der Orsina gedeutet hatte. Der Erbprinz schwieg. Seine Gunst gegen den Bibliothekar erfuhr keine Steigerung.

Pecuniäre Vortheile brachte in jenen Zeiten, wo das geistige Eigenthum noch jedes Schutzes ermangelte, die „Emilia“ so gut wie gar nicht. Geld aber mußte Lessing ja leider schaffen; er nahm daher seit Ende 1772 Arbeiten in Angriff, die ihn ganz aus seiner eigentlichen Sphäre rückten und ihn dem gelehrten Tagelöhner gleichstellten: er ließ „Beiträge zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“ erscheinen. Er selbst freilich urtheilte über dieses Werk mit den Worten: „Solche trockene Bibliothekararbeit läßt sich so recht hübsch hinschreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringste Anstrengung des Geistes. Dabei kann ich mich noch immer mit dem Troste beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue und Manches dabei lerne; gesetzt auch, daß nicht das Hundertste von diesem Manchen werth wäre, gelernt zu werden.“

Mit den Jahren steigert sich dieser bittere Ton, dieser Lebensüberdruß zu einer tragischen Höhe; im April 1774 schreibt Lessing an seinen Bruder Karl: „So ist es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert und muß dienen; das wilde in seiner Wüste ist frei, verkommt aber vor Hunger und Elend. — Hier ist es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Ich habe den ganzen Winter nichts gethan und bin sehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philosophie (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in diesem edlen Werke weiter, welches wohl werth ist, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.“

Eine einzige Hoffnung war es, welche verhinderte, daß Lessing nicht gewaltsam die Bande zertrennte, welche ihn in Wolfenbüttel hielten: es war die Aussicht, hier einmal seinen eigenen Herd gründen zu können. Schon seit Jahren hegte Lessing die herzlichste Liebe zu der Wittwe seines verstorbenen Freundes, des Seidenfabrikanten König in Hamburg; seine Neigung wurde ebenso warm erwidert, und das eheliche Bündniß zu schließen, hätte nichts im Wege gestanden, wenn die Verhältnisse beiderseits nicht so verwickelt gewesen wären. Sehr schlimme Vermögensverluste, von denen Frau König, die ihres Mannes Geschäfte nach dessen Tode weiterführen mußte, betroffen wurde, nöthigten sie, drei Jahre, von 1772 bis 1775, in Wien zuzubringen, wo ihre Fabrik sich befand; nur zum Theil vermochte die wackere Frau ihren Kindern das Erbe des Vaters zu erhalten. In ihren Briefen suchte sie den einsamen Freund in Wolfenbüttel immer wieder zu beruhigen und auf bessere Zeiten zu vertrösten.

Fünf Jahre zogen langsam dahin, bis es dem Dichter endlich einmal gelang, durch eine größere Reise seine Lebensgeister aufzufrischen. Am 9. Februar 1775 machte er sich auf, um zunächst seinen Bruder Karl in Berlin zu besuchen, der Assistent bei der königlichen Münze war. Der Verkehr mit den alten Freunden, mit Moses Mendelssohn, Ramler, Nikolai u. A., weckte seine Lebenslust wieder. Zudem verhehlte man in den ersten Berliner Kreisen ihm nicht, wie sehr man seine hohe Bedeutung erkenne. Man hätte ihn gern für die preußische Hauptstadt gewonnen und bot ihm eine Professur am Joachimsthal'schen Gymnasium oder eine ansehnliche Stellung bei der Berliner Regie an. In Lessing's Augen mußte das einsame Wolfenbüttel doch diesen Vorschlägen noch vorzuziehen sein, denn er wies Beides kurz von der Hand. Ueber Dresden und Prag ging er nach Wien. Hier traf er mit seiner Verlobten zusammen, und noch nach Jahren wußte Frau König von der großen beiderseitigen Freude des Wiedersehens zu erzählen. In Wien wurde Lessing hoch gefeiert. Der Staatsrath v. Gebler schrieb an Nikolai in Berlin: „Nie ist noch ein deutscher Gelehrter hier mit einer solchen Distinction aufgenommen worden als unser vortrefflicher gemeinschaftlicher Freund, und das von unseren Souveräns anzufangen bis auf das allgemeine Publikum herab. Als ‚Emilia Galotti‘ in seiner Gegenwart vorgestellt wurde, erschallte der Ruf: Vivat Lessing!“

In Wien traf um diese Zeit der jüngste



Lessing's Standbild in Braunschweig von Ernst Rietschel.

Sohn des Herzogs Karl's I., der Prinz Leopold, ein. Dieser bestand darauf, daß Lessing ihn nach Italien begleiten solle. Letzterer willigte gern ein. Am 25. April verließen die Reisenden Wien und gingen über Mailand, Venedig, Bologna, Florenz nach Livorno, schifften nach Corsica hinüber und wandten sich dann über Genua und Turin nach Rom und Neapel, wo sie am 17. October eintrafen. Hier war das Ziel der Reise. Auf dem Rückwege begleitete Lessing den Prinzen bis München, dann kehrte er allein über Berlin nach Braunschweig zurück, wo er am 23. Februar 1776 wieder eintraf.

Es liegt nicht im Rahmen unserer Darstellung, auf Lessing's italienische Reise näher einzugehen. Es muß genügen, hier zu bemerken, daß auf der Reise selber Lessing sich anfangs sehr gehoben fühlte; später sank seine Stimmung wieder; die Sehnsucht nach seiner Verlobten und die Abhängigkeit von dem Prinzen verdarben ihm manche schöne Stunde. Je näher er aber der Heimath kam, desto düsterer wurde seine Stimmung. Ueber seine Aufnahme in Braunschweig hatte er nicht zu klagen; als er sich bei Hofe vorstellte, nahm der Erbprinz ihn freilich nicht an, der Herzog dagegen und die ganze übrige herzogliche Familie empfing ihn sehr freundlich. Auf den klugen Rath der Frau König wandte sich Lessing nun an den Erbprinzen und erklärte ihm, daß eine günstigere Gestaltung seiner Stellung in Wolfenbüttel durchaus nothwendig würde; stände eine solche nicht in Aussicht, so würde er genöthigt sein, den Herzog um seinen Abschied zu bitten. Jetzt zeigte sich der Erbprinz für Zugeständnisse sogleich bereit; ihn schreckte die Aussicht, den Mann zu verlieren, der soeben erst in ganz Deutschland eine so glänzende Anerkennung seines Werthes gefunden hatte. Lessing erhielt zweihundert Thaler Zulage, ein eigenes Haus dicht neben der Bibliothek in Wolfenbüttel als Dienstwohnung und den Hofrathstitel.

Alle Hindernisse, den eigenen Herd zu gründen, wurden nun auch noch dadurch beseitigt, daß man dem Hofrath einen Vorschuß von tausend Thalern zur Deckung der letzten Schuldensumme gewährte. Wie freundlich winkte nun die Zukunft! Im October 1776 eilte Lessing nach Hamburg, auf dem Landsitze einer befreundeten Familie fand im engsten Kreise die Hochzeit statt, dann führte Lessing seine Eva und zwei ihrer Kinder erster Ehe in die neue Heimath.

Wie traulich wurde nun das öde Wolfenbüttel! Wie behaglich richtete Frau Eva die „altväterische“ Wohnung ein! In den Briefen Lessing's an die Freunde war nun jeder Laut der Klage ausgetilgt. Zwei freundliche Augen, zwei treue, liebe Hände schufen dem Dulder ein Glück, eine innere Befriedigung, wie er sie nie in seinem stürmischen Leben gekannt hatte. Ehret die Frauen!

Nicht allein die Griechen hatten Grund, an den Neid der Schicksalsgewalten zu glauben. Der helle, warme Sonnenschein in dem kleinen Hause zu Wolfenbüttel mußte so bald wieder der dunkelsten Nacht weichen. Nur ein einziges Jahr währte das so lange ersehnte, so schwer errungene Glück. Am Weihnachtsabend 1777 gebar Eva Lessing ihrem Gatten einen Sohn, der aber nur vierundzwanzig Stunden lebte. Dann folgte das Ringen der Mutter mit dem Tode; es dauerte siebzehn lange Tage. Welche Schmerzen für den Gatten, der nicht Tag noch Nacht von ihrer Seite wich! Als er am Morgen des 12. Januar seine Eva zu Grabe getragen hatte, schrieb Lessing an Eschenburg: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nun anfangen, meinen Weg wieder allein so fortzudufeln.“

Auch die beste Lebenskraft ihres Gatten hatte Frau Eva mit in ihre frühe Gruft genommen. Seit ihrem Tode bemerkten die Freunde eine auffallende Veränderung an Lessing; eine unwiderstehliche Schlafsucht befiel ihn oft in den heitersten Kreisen, nur selten zeigte sich noch ganz das frühere Feuer seines Geistes. Die ersten Spuren der Krankheit traten hervor, der er wenige Jahre nachher erlag. Nur ein heißer Kampf forderte noch einmal alle Kräfte des gewaltigen Geistes auf den Plan, ein Kampf um die höchsten Rechte, welche dem Menschen seine sittliche Entwickelung sicher stellen. In diesem Kampfe, so heiß er war, fühlte der große Kämpfer keine

Ermattung. Bevor Lessing sein helles Auge schloß, gab er seinem Volke noch ein kostbares Vermächtniß, das zugleich für seinen edlen Charakter das erhabenste Denkmal wurde. Die Verhältnisse, aus denen das Alles sich entwickelte, sind folgende.

Zu Lessing's Freunden in Hamburg gehörte auch der Professor Samuel Reimarus, ein sehr gediegener Gelehrter und höchst achtungswerther Mann; er war 1768 gestorben und hatte ein Werk im Manuscript hinterlassen, welches den Titel führte: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes.“ Reimarus hatte an diesem Werke mehr als zwanzig Jahre gearbeitet. Nach seinem Tode erhielt Lessing durch die Tochter des Verfassers, Elise Reimarus, eine vollständige Abschrift des Manuscriptes, nach welcher er Bruchstücke der „Apologie“ in seinen „Beiträgen“ unter der Bezeichnung „Fragmente eines Ungenannten“ herausgab. Reimarus war durchaus Deist, er verwarf den Offenbarungsglauben völlig und hielt es für ein verhängnißschweres Vergehen an der Menschheit, die Religion auf etwas Anderes als auf die Vernunft gründen zu wollen. In scharfer, schulgerechter Kritik untersuchte er die Grundlehren des christlichen Dogmas und gelangte vorwiegend zu negativen Resultaten. Doch war von seinen Untersuchungen jede flache Leichtfertigkeit ferngehalten.

Aus diesem Werke veröffentlichte Lessing seine „Fragmente“. Es waren deren sieben; das letzte erschien 1778 und trug die Ueberschrift: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.“ Lessing selber hatte die Fragmente mit Anmerkungen begleitet, in denen er einige allzu schroffe Behauptungen seines Ungenannten zurückwies und übrigens das Ganze vollkommen objectiv der gelehrten Welt zur Discussion stellte.

Auf den Inhalt der Fragmente und den durch sie hervorgerufenen gelehrten Streit, der sich zu einem überaus glänzenden Siege Lessing's gestaltete, hier näher einzugehen, entspricht nicht dem Zweck dieser Arbeit. Uns interessirt vorwiegend die äußere Geschichte der Fragmente, wie sie sich durch das Einschreiten der braunschweigischen Behörden speciell für Lessing gestaltete.

Die Wolfenbütteler „Beiträge“ hatte Lessing sämmtlich im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses zu Braunschweig erscheinen lassen. Diese Buchhandlung und ihre Druckerei war herzogliches Institut; Jerusalem hatte sie dreißig Jahre zuvor begründet, um durch ihre Erträge den Armenfonds zu vergrößern. Da in jenen Zeiten kein Buch ohne obrigkeitliche Erlaubniß gedruckt werden durfte, so wandte Lessing sich schon 1772 an den Herzog Karl und erbat von demselben für seine Werke Censurfreiheit, die ihm auch bereitwilligst gewährt wurde.

Sechs Jahre lang war in der Waisenhausdruckerei zu Braunschweig unbeanstandet Alles gedruckt worden, was Lessing einreichte, und der Director der Buchhandlung erklärte, daß er gerade aus Lessing's Schriften einen bedeutenden Nutzen für die Waisenhauskasse zöge. Als nun 1778 eine Anzahl geistig beschränkter Theologen, an ihrer Spitze der Hauptpastor Götze in Hamburg, statt in besonnener und sachgemäßer Kritik die ihnen anstößigen Fragmente zu widerlegen, gegen den Herausgeber derselben zu eifern begannen, fühlten einige braunschweigische Theologen sich gedrungen, ihren schwerteifrigen Amtsgenossen Beistand zu leisten. Der erste Erfolg ihrer Thätigkeit zeigte sich in Vorwürfen, die man dem Director der Buchhandlung des Waisenhauses darüber machte, daß er den Verlag des Lessing'schen Werkes übernommen habe; sie erfolgten im Mai 1778. Der Director wies diese Vorwürfe in einem Schreiben an seinen Vorgesetzten mit dem Bemerken zurück, daß Lessing überhaupt censurfrei sei, das Werk selber aber guten Gewinn verheiße; er fügte hinzu: „Selbst unsere Theologen sind nicht alle der Meinung, daß seine Bekanntmachung unrecht sei.“ — Die Stimmen dieser besonnenen Männer wurden aber vollständig übertönt. Auch das herzogliche Consistorium wurde gedrängt, sich einzumischen. Von ihm erging unter dem 6. Juli 1778 eine Beschwerde an den Landesherrn über die Herausgabe des Fragmentes: „Vom Zwecke Jesu und seiner Jünger.“ In dieser Beschwerde heißt es: „Der anonymische Verfasser erkläret in demselben fast auf allen Bogen die christliche Religion für eine bloße Er-

dichtung und die Facta, worauf sie sich gründet, für lauter Betrug." Das Ganze schließt mit den Worten: „Wir haben uns in unserem Gewissen verbunden gehalten, eine Beschreibung von diesem so ärgerlichen Buche Ew. Fürstl. Durchlaucht unterthänigst vorzulegen und Höchst-Dero erläuchtesten Ermessen submissest zu verstellen, wie diesem gegebenen Aergernisse gesteuert und einem dergleichen zu besorgenden künftigen vorgebeuget werden könne."

Auf den alternden Herzog hatte man inzwischen schon vorbereitend eingewirkt, denn unter demselben Datum, welches die Beschwerdeschrift des Consistoriums trägt, war bereits ein herzoglicher Cabinetsbefehl an den Director der Buchhandlung des Waisenhauses ergangen, in welchem gesagt war: „Es wird dem (Director) Professor Remer hierdurch gemessentlich und alles Ernstes anbefohlen, von gedachtem Hofrath und Bibliothecar Lessing ferner nicht das geringste, es sey denn zuvor die Handschrift an Unser F. Ministerium eingesandt und von demselben gebilliget worden, zum Druck anzunehmen." Zugleich wurde die fernere Ausgabe sämmtlicher Schriften Lessing's verboten. Auf diese Weise wollte man Werke unterdrücken, die bereits in vielen Hunderten von Exemplaren über ganz Deutschland verbreitet waren, und das zu einer Zeit, wo dem Nachdruck nicht die geringste gesetzliche Schranke wehrte!

In einem Schreiben an den Herzog Karl I. vom 11. Juli gab Lessing in längerer Auseinandersetzung eine ruhige, vollkommen sachgemäße Erörterung der ganzen Angelegenheit, zeigte, wie unstatthaft es sei, den Herausgeber und den Verfasser der Fragmente in gleicher Weise verantwortlich machen zu wollen, wies darauf hin, wie Lessing's eigene Ehre es fordere, daß er den brutalen Angriffen eines Götze gegenüber nicht schweige, zumal dieser ihn zuerst angegriffen habe, und stellte schließlich den Antrag, man wolle die Buchhandlung des Waisenhauses bedeuten: „daß unter dem Verbote der Fragmente meine Antigötzischen Blätter nicht gemeint sind, und sie solche nach wie vor ohne Censur in ihrem Verlage drucken lassen könne."

Als Antwort erging schon am 13. Juli ein Cabinetsbefehl des Herzogs an Lessing, in welchem demselben befohlen wurde, „die Handschrift des Ungenannten einzuschicken und auch aller ferneren Bekanntmachung dieser Fragmente und ähnlicher Schriften, bey Vermeidung schwerer Ungnade und schärferen Einsehens, gänzlich zu enthalten. Wie denn auch die euch ehmals verliehene Dispensation von der Censur hiemit gänzlich aufgehoben und die Zurücklieferung des Originals davon euch hiemit befohlen wird."

Unter dem 20. Juli übersandte Lessing nun das Manuscript und das Original der Dispensation, „innigst versichert, daß ich durch den Gebrauch desselben mehr Gutes als Böses gestiftet habe, und sehr gleichgültig, ob dieses itzt und hier einige Theologen begreifen oder nicht." Er wiederholte seine Bitte, seine eigenen Schriften von der Confiscation auszunehmen und den Druck der Anti-Götzeschen Blätter ohne Censur zu gestatten. „Auch kann," so schließt er, „die hiesige Confiscation dieser Blätter durchaus nichts helfen, weil ich sie sofort, zu bloßem Schaden der hiesigen Waysenhausbuchhandlung, auswärts muß nachdrucken lassen, um sie auswärts fortsetzen zu können; welches mir der Concipient von Ew. Durchlaucht Rescripten doch hoffentlich nicht auch in Ew. Durchlaucht Namen wird untersagen wollen."

In der Antwort, welche das Consistorium unter dem 3. August in des Herzogs Namen ertheilte, wurde Lessing's Bitte kurz abgewiesen und hinzugefügt, daß „weder die sogenannten Anti-Gözzischen Blätter, noch sonst andere eigne oder fremde Schriften, sie mögen Nahmen haben wie sie wollen, ohne Censur drucken zu lassen dem Supplicanten gestattet werden könne." Auch wurde ihm „bey Vermeidung unangenehmer Verordnung" verboten, die confiscirten Schriften auswärts drucken zu lassen. Das war aber bereits geschehen. Am 8. August übersandte Lessing dem Herzog einen neuen in Berlin gedruckten Bogen, zeigte an, daß er in Berlin noch mehr drucken zu lassen beabsichtige, und fragte an, ob das herzogliche Consistorium meine, er solle auch auswärts nichts ohne braunschweigische Censur drucken lassen; er bittet den Herzog, dem Consistorium zu befehlen, „sich deutlicher über diesen Punkt



Lessing's Standbild für Hamburg von Fritz Schaper.

zu erklären, als von welcher Erklärung allein die Möglichkeit abhängt, ob ich gehorchen kann oder nicht."

Der Bescheid der Behörde erging am 17. August dahin: „dem Supplicanten könne nicht gestattet werden, daß er in Religionssachen, so wenig hier als auswärts, auch weder unter seinem noch anderen angenommenen Nahmen, ohne vorherige Genehmigung des Fürstl. Geheimen Ministerii ferner etwas drucken lassen möge." Aus dieser Resolution hatte der Herzog Karl eigenhändig einige starke Ausdrücke gestrichen. Lessing erwiderte hierauf weiter nichts, er ließ aber ruhig unter seinem Namen in Berlin weiterdrucken, und das Consistorium — schwieg beharrlich. Da auch Götze nichts mehr vorzubringen wußte und ebenfalls schwieg — bald nachher starb er —, so hatte damit die ganze Sache ihre Erledigung gefunden.

Der Sieg Lessing's war so vollständig wie nur denkbar, aber der erbitterte Kampf hatte schlimm an seiner Lebenskraft gezehrt. Am 9. August 1778 schrieb Lessing an Elise Reimarus: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten bestürmt. — Doch ich bin zu stolz, mich unglücklich zu denken, — knirsche eins mit den Zähnen, — und lasse den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" Immer häufiger und immer bedenklicher schwankte seine Gesundheit. „Dieser Winter ist sehr traurig für mich, ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere," schrieb er am 25. Februar 1780 an seinen Bruder, und am 19. December desselben Jahres bricht er in dem letzten Briefe an Moses Mendelssohn in die tragisch-prophetischen Worte aus: „Auch ich war einmal ein gesundes, schlankes Bäumchen, und bin itzt ein so fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! diese Scene ist aus!"

So viel Aerger, so viel Bitterkeiten, so viel Leid hätten jeden weniger starken Charakter zur Menschenverachtung treiben müssen. Aber Lessing war zu groß, sich der Welt, selbst wenn er Grund dazu hatte, etwa wie ein Schopenhauer gegenüberzustellen. Gerade in der trüben Zeit vom August 1778 bis zum April 1779 schuf Lessing seinen „Nathan den Weisen". Herder nennt ihn „einen reichen Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-, Religion- und Völkerduldung. Im Kampf aller Parteien und Religionen, in ausgewählten, durch das Schicksal zusammengeführten Situationen wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten; Alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: ‚Ihr Völker, duldet euch! Ihr Menschen verschiedener Sitten, Meinungen und Charaktere, helft, vertragt euch, seid Menschen!'" — Lessing's „Nathan" ist nicht allein das Werk eines Genies ersten Ranges, er ist zugleich das Denkmal eines unendlich großen Charakters.

Das Ende des Dichters trat indeß rascher ein, als alle Freunde es erwartet hatten. Gegen Ende des Januar 1781 begab Lessing sich nach Braunschweig, die Freunde wiederzusehen. Noch am 13. Februar war er in zahlreicher Gesellschaft fröhlich; schon am 15. Februar starb er in seiner Wohnung am Egydienmarkte.

Sein Tod erschütterte wie ein gewaltiger Schlag alle seine Zeitgenossen. Leisewitz in Braunschweig schrieb am 16. Februar in sein Tagebuch: „Die Nachricht frappirte mich ungemein, ich ging lange auf meiner Stube in der größten Bewegung herum. Ich habe für wenig Menschen einen so tiefen Respect gehabt als für Lessing, ich bin ein Apostel seines Ruhmes gewesen und hätte dazu gern die ganze Welt bekehrt. Man bewundert ihn nicht genug, wenn man bloß weiß, was er geworden ist; man muß wissen, daß er Alles hätte werden können, aber ein menschliches Leben war ihm zu enge, um alle seine Talente auszubreiten."

Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, der nach Karl's I. Tode 1780 den Thron bestiegen hatte, ließ seinen Bibliothekar prunkvoll bestatten.

Seit dem Tage, an dem Lessing starb, ist jetzt ein Jahrhundert hingegangen, ein Jahrhundert voll der gewaltigsten Erschütterungen auf allen Gebieten des Lebens; viele Erdengrößen sind gewogen und zu leicht befunden, echtes Gold dagegen hat sich bewährt. Manche Consequenzen, welche die Geschichte gezogen, treten heute klar und scharf vor die Augen der Nachwelt. —

In geringer Entfernung von Lessing's Sterbehause, auf dem Lessingplatze in Braunschweig, wurde im Jahre 1853 das herrlichste Denkmal des Dichters enthüllt. Rietschel ist sein Schöpfer; in seiner idealen Auffassung und seiner künstlerischen Vollendung gehört es sicher zu den edelsten Kunstwerken der Neuzeit. „Das Standbild erhebt sich auf einem Fußgestell von geschliffenem Granit. Sinnig gedacht und würdevoll ausgeführt, steht Lessing da; die Linke, ein eben vollendetes Werk haltend, auf den unteren Theil einer cannelirten antiken Säule gestützt; die Rechte unwillkürlich auf das Herz gelegt, von dem der heiße Drang der Forschbegierde dieses muthigen Freundes der Wahrheit ausging; der rechte Fuß im Fortschreiten begriffen. In stiller Majestät hat er das erhabene Antlitz nach der rechten Seite gerichtet, mit festem, kühnem Blick den Gegner suchend oder erwartend, wie zum geistigen Zweikampf. So steht er mächtig, imposant, fast herausfordernd da, ohne, über die Grenzen der Plastik hinaus, die harmonische Ruhe zu stören. Der Künstler hat das Costüm der Zeit, den breitschößigen Rock, die Kniehose, die lange gestickte Weste, beibehalten. Der durch den leichten Seidenstoff durchschimmernde männlich schöne, harmonisch gebaute Körper macht die Kleidung, die durch Rietschel's Meisterhand zu einer gefälligen, sogar des Faltenwurfs nicht entbehrenden geworden ist, zu einem bedeutungsvollen Beiwerke, das ganze Kunstwerk zu etwas wahrhaft Concretem, dessen Eindruck ein überwältigender ist für Jedermann, den Höchsten wie den Geringsten." Der Sockel trägt Lessing's Namen und die von Rietschel selbst vorgeschlagene Inschrift: „Dem großen Denker und Dichter das deutsche Vaterland."

Ein einfacheres, aber in seiner Schlichtheit ergreifendes Marmordenkmal haben die Freunde und Verehrer des Dichters schon im Jahre 1796 auf dem Bibliotheksplatze zu Wolfenbüttel errichtet. Es steht jetzt in dem Treppenhause der Bibliothek und versetzt den Eintretenden sofort in jene weihevolle Stimmung, die dieses Hauses würdig ist und die Jeden überkommt, dem die Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing heilig und theuer ist.

Und das dritte Denkmal des großen Denkers wird sich demnächst in Hamburg erheben und von seinem Wirken und Schaffen in jener Stadt noch fernen Jahrhunderten Kunde bringen. Es wird von Fritz Schaper in Berlin modellirt, der in dem Werke ein ideales Genrebild geschaffen hat, das ihm zur hohen Ehre gereicht. „Vor unserer Phantasie eröffnet sich eine Scene, die unsere Vorväter in Wirklichkeit erlebten: Lessing sitzt im Zuschauerraum; der abgeworfene Mantel hängt über der Lehne, der Hut liegt unter dem Stuhl; der Kopf ist leicht vorgebeugt; mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgen die Blicke die Handlung auf der Bühne; die Hand ist gehoben, um die eben empfangenen Eindrücke auf dem Blättchen zu notiren" — wahrlich der Hamburger Dramaturg konnte nicht trefflicher verbildlicht werden, als dies Fritz Schaper gelungen ist.

Auf allen Denkmälern, Bildern und Büsten des Dichters sehen wir das Gleiche: „Mit erhobenem Haupte und vorwärtsschauend mit freiem, kühnem und offenem Blick steht er da, ein Urbild männlicher Kraft, erhabener Unabhängigkeit, ungekünstelter Größe!"

Das einfache Grab aber auf dem Magnikirchhofe zu Braunschweig, in dem Lessing schläft, ist eine der heiligsten Stätten des deutschen Volkes geworden. An den Werken seines Geistes hat sein Volk sich aufgerichtet; im Kampfe um die Wahrheit ist sein Geist immer noch der mächtigste Führer. Wie viele Generationen, wie viele Jahrhunderte mögen noch seiner Fahne folgen, bis die Zeit kommen wird, wo seine Sendung erfüllt ist!





Ueber Erdbeben,

mit Beziehung

auf das Agramer Erdbeben vom 9. November 1880.

Von

Ferdinand v. Hochstetter.

Als am 9. November um 7½ Uhr früh unsere Pendeluhren stehen blieben* und unsere Hängelampen in Schwankungen geriethen, da konnten wir nicht ahnen, daß die leichten Wellenbewegungen, durch welche diese Erscheinungen verursacht wurden, das letzte Ausschwingen einer heftigen Erderschütterung seien, die in einer Entfernung von fünfunddreißig geographischen Meilen von Wien ihr Centrum hatte und über eine volkreiche, gewerbfleißige Stadt, die Hauptstadt von Croatien, schweres Unglück brachte. Mit sich von Tag zu Tag steigernder Theilnahme wurden die Zeitungsberichte gelesen, die uns von dem Unheil berichteten, das Agram und seine ganze Umgegend betroffen, und von den sich fort und fort wiederholenden Erschütterungen. Die unglückliche Bevölkerung wurde noch mehr beängstigt durch falsche Propheten, welche von unterirdischen vulcanischen Eruptionen, von einem unterirdischen Gluthmeer, welches bei Agram einen Ausweg an die Oberfläche suche, sprachen und deren Phantasie das Entstehen eines Alles verheerenden Vulcans in den fruchtbaren Ebenen an der Save ausmalte. Leichtgläubige und abergläubische Gemüther wähnten sich am Anfange des Endes, am Untergange der Welt.

Jetzt, nachdem eine beruhigtere Stimmung Platz gegriffen und ein Ueberblick über den ganzen Umfang der Katastrophe sich allmälig gewinnen läßt, scheinen zwei Dinge vor Allem am Platze: erstens der durch das Unglück schwer betroffenen Bevölkerung jede mögliche materielle Unterstützung zu gewähren und zweitens, durch Belehrung über die Art und Ursache des Naturereignisses, welches Croatien betroffen, aufklärend zu wirken und den Sachverhalt wissenschaftlich festzustellen.

Unsere Erde, so alt sie ist — denn wir müssen für ihr planetarisches Alter unberechenbare Milliarden von Jahren annehmen — so ist sie doch noch jung genug für elementare Kraftäußerungen, denen der Mensch vollkommen macht- und hülflos gegenübersteht. Stürme und Orkane des Luftmeeres, Wellenbewegungen und Strömungen der Oceane, sie sind die Folgen von Gleichgewichtsstörungen in der Lufthülle und der Wasserhülle unseres Planeten, die wir leicht nach physikalischen Gesetzen erklären können. Anders ist es mit den Gleichgewichtsstörungen in der festen Erdrinde und im Erdinnern. Das geheimnißvolle Erdinnere,

* Im physikalischen Cabinet der Universität blieb die Pendeluhr um $7^h\ 35'\ 36''$ Wiener Zeit stehen, d. i. $7^h\ 34'\ 1''$ Agramer Zeit.

verborgen unter der festen Kruste, welche wir bewohnen, wird unserer Beobachtung ewig verschlossen bleiben, und gerade von diesem Gliede des Erdganzen, von dem wir mit voller Sicherheit nichts wissen können, gehen Wirkungen aus, die zu den großartigsten, aber auch räthselhaftesten Naturphänomenen gehören, Wirkungen, die an zerstörender und Verderben bringender Gewalt allen Aufruhr in Luft und Wasser weit übertreffen und zu allen Zeiten der Erdgeschichte wohl auch weit übertroffen haben.

Die Wissenschaft lehrt uns, daß das Innere unseres Planeten sich in einem Zustande hoher Temperatur befindet. Dieser glühende Erdkern, welcher der Hauptsache nach wahrscheinlich aus Eisen zusammengesetzt ist, ist von einer wenigstens zehn oder zwanzig, vielleicht aber noch mehr geographischen Meilen dicken, aber dennoch im Verhältniß zum ganzen Erdkörper immer noch dünnen Gesteinskruste umhüllt.

Die Ansichten der Geologen schwanken, ob das Erdinnere sich im schmelzflüssigen Zustande befinde oder ob dasselbe trotz der hohen Temperatur infolge des gegen die Tiefe immer zunehmenden Druckes starr sei und nur die Eigenschaft besitze, da, wo durch irgend eine Störung, etwa einen Riß in der auflagernden festen Kruste, eine Entlastung eintritt, in den feurig flüssigen Zustand übergehen zu können. Darin aber stimmen Geologen und Astronomen überein, daß das glühende Erdinnere der Rest einer einst im Ganzen glühenden flüssigen und gasförmigen Erdkugel sei, die sich allmälig durch Wärmeausstrahlung in den kalten Weltraum abgekühlt habe und in diesem Abkühlungsproceß noch gegenwärtig begriffen sei. Die Folge dieses Abkühlungsprocesses ist aber ein Schrumpfen des Erdkernes und eine Runzelung der denselben umschließenden festen Kruste. Sind diese Voraussetzungen richtig, so haben wir in diesen Verhältnissen die erklärende Ursache für eine Reihe von Erscheinungen an der Erdoberfläche, die wir auf andere Weise kaum deuten können.

Schon Alexander v. Humboldt hat den Vulcanismus der Erde als eine Reaction des Inneren unseres Planeten gegen seine Oberfläche definirt und denselben als eine auf einem allgemein terrestrischen Zustand beruhende Erscheinung aufgefaßt. Trotz vieler entgegengesetzten Ansichten behauptet diese alte plutonische Theorie des Vulcanismus, wenn auch nach neueren Gesichtspunkten mannigfach modificirt, auch heute noch siegreich ihren Platz.

Aber noch eine ganze Reihe anderer Erscheinungen hat man auf die Einwirkungen, welche das Innere der Erde auf die äußeren Hüllen ausgeübt hat und noch ausübt, zurückgeführt.

Die Hebungen und Senkungen der Erdrinde, durch welche die Continente und die Oceane von einander geschieden wurden, lassen uns eine Runzelung der Erdkruste im Großen erkennen, die Gebirge mit ihren dislocirten und gefalteten Schichtensystemen mehr im Kleinen. Das genaueste Studium der stratigraphischen und geotektonischen Verhältnisse der Alpen, der Apenninen und namentlich auch der Kettengebirge Nordamerika's hat nämlich zu ganz anderen Ansichten über die Entstehung der Gebirge geführt, als man sie früher hatte. Nicht in Hebungsvorgängen von unten nach oben, verursacht durch den Ausbruch plutonischer und vulcanischer Gesteine, sucht die neuere Wissenschaft die Ursache der Gebirgsbildung, sondern in horizontal wirkenden Kräften, in Stauungen, veranlaßt durch das dem schwindenden Kern folgende Nachsinken der äußeren Kruste, und in den dadurch bedingten massenhaften Faltenbildungen und Verschiebungen der Erdrinde.

Berechnungen haben ergeben, daß die Contraction infolge einer Abkühlung der Kernmasse der Erde um 500 Grad C., gleichgültig ob dieser Kern noch flüssig oder fest sei, genügend ist, um auf einem größten Kreise der Erde drei Gebirge wie die Alpen aufzuthürmen oder um alle vorhandene Krustenfaltung der Erde erzielt zu haben, und eine solche Abkühlung würde mit der Verkürzung des Erdradius um nur 50000 m verbunden gewesen sein.

So sehen wir also die Bildung der Continente, der Massengebirge, der Kettengebirge und der Vulcane in gleicher Weise zurückgeführt auf Wirkungen, welche in der fortschreitenden Abkühlung und Zusammenziehung des Erdinneren, also in den großen, Alles beherrschenden, aus

der Massenanziehung und der Wärme entspringenden Kräften ihre letzte einheitliche Ursache haben.

Ruhe, Gleichgewicht, Abflachung werden erst dann eintreten, wenn die Contraction aufhört.

Und nun die Erdbeben?

Kann es uns wundern, daß, wenn jene Kräfte heute noch fortwirken, wenn das heiße Magma des Erdinneren in den Explosionsphänomenen der thätigen Vulcane noch fortwährend sich den Weg zur Oberfläche bahnt, wenn die Stauung der Erdrinde, der Schrumpfungsproceß unseres Planeten noch stets langsam weiter geht, wenn infolge dessen ein fast beständiges Brechen, Rutschen und Schieben in der Erdrinde stattfindet, kann es uns, sage ich, wundern, daß durch alle diese Vorgänge ein Zucken in der Erdrinde erzeugt wird, das wir als Erdbeben spüren, und daß diese Erscheinung eine so häufige und allgemeine ist, daß Alex. v. Humboldt mit Recht sagen konnte: „Wenn man täglich Nachricht von dem Zustande der ganzen Erdoberfläche haben könnte, so würde man sich wahrscheinlich überzeugen, daß die Erdoberfläche ununterbrochen solchen Reactionen des Erdinneren unterworfen ist.“ In der That lehrt uns die wenn auch noch so unvollständige Erdbebenstatistik, daß täglich auf der Erde wenigstens zwei Erdbeben stattfinden.

Mit diesen allgemeinen Bemerkungen will ich jedoch noch lange nicht eine Erklärung der Erdbeben gegeben haben. Im Gegentheil, jeder einzelne Fall erfordert seine eigene Untersuchung und Erklärung. Die Erscheinungen, von welchen die einzelnen Erdbeben begleitet sind, sind so mannigfaltig und so verschiedener Natur, daß man sich hüten muß, eine allgemeine Theorie aufstellen zu wollen. Wie der Fieberparoxysmus, der den Kranken schüttelt, erst der genauen Diagnose des kundigen Arztes bedarf, um auf seine Ursachen zurückgeführt zu werden, so verhält es sich auch mit den Erdbeben. Nur ist die Diagnose in unserem Falle eine äußerst schwierige, einmal, weil die Erscheinung eine sehr complicirte ist und der Sitz des Uebels der Beobachtung unzugänglich bleibt, und dann, weil das Erdbeben unvermuthet auftritt, ohne das geringste Vorzeichen, und wieder abläuft, bevor man Zeit hat, sich zur Beobachtung zu sammeln. Wenn das Festeste, das wir mit unseren Sinnen wahrnehmen können, wankt, und wir wissen nicht wodurch und wie weit, so wird die Phantasie leicht fieberhaft erregt und trübt die ruhige, besonnene Beobachtung. Suchen wir uns also vor Allem mit den Erscheinungen, von welchen die Erdbeben begleitet sind, bekannt zu machen.

Jede Erderschütterung ist zunächst die Folge eines Stoßes.

Wenn ein Krupp'scher Dampfhammer von 2000 Centner Gewicht auf den Amboß niederfällt, oder wenn schlagende Wetter in der Tiefe eines Bergwerkes explodiren, oder wenn ein Berggipfel niederstürzt, wie das am 9. August 1662, Nachts elf Uhr, mit der Schlagendorfer Spitze in der Tatra der Fall war, deren Trümmer noch jetzt bei Schmeks das Kohlbach- und Felkathal erfüllen, oder wenn die Decke einer Höhle einbricht, so fühlen wir den Stoß als eine Erderschütterung, so verschiedenartig auch die Ursache ist. Ebenso bei den Erdbeben. Nur kommt bei diesen der Stoß aus der Tiefe, und die Ursache der Kraftäußerung ist nicht unmittelbar wahrzunehmen. Der Stoß erregt Erschütterungswellen, und wo diese zuerst an die Erdoberfläche treffen, da ist nicht das Centrum, denn dieses liegt ja in der Tiefe, sondern das sogenannte Epicentrum oder der Oberflächenmittelpunkt; aber dieses Epicentrum ist der Punkt der Katastrophe, da wirkt der Stoß von unten nach oben als aufstoßende Bewegung, als moto succusorio. Lose Gegenstände werden fortgeschnellt wie bei einer Stoßmaschine die letzte Kugel. In Riobamba am Fuße des Chimborazo in Ecuador wurden 1747 die Leichen aus den Gräbern geschleudert, zu Port Royal auf Jamaica flogen am 7. Juni 1692 die Menschen vom Marktplatz aus weit durch die Luft in den Hafen, wo sie, auf das Wasser fallend, sich retten konnten. Am 28. März 1783 sah man nach Hamilton die Granitberge Calabriens auf- und niedertanzen, einzelne Menschen, selbst Häuser wurden emporgeschnellt und an höher gelegenen Punkten wieder abgesetzt.

Bei heftigen Erdbeben hebt sich der Boden und senkt sich wieder. Es entstehen Risse und Sprünge, Spalten öffnen

sich und schließen sich wieder. In Calabrien z. B. verschwanden 1783 die Häuser an manchen Orten gänzlich in einigen Spalten, welche sich wieder schlossen, während andere Spalten offen blieben. In Lissabon verschlang 1755 eine Spalte den Marmorquai mit allen Menschen, die sich dorthin geflüchtet hatten. Quellen versiegen, andere entstehen. Wasser, Sand und Schlamm werden ausgestoßen, so daß Rundlöcher oder Erdtrichter entstehen wie die von Rosarno in Calabrien, und wie sie auch infolge des Agramer Erdbebens in der Save-Niederung bei Resnik und Drenje, 1 bis 1½ Meilen östlich von Agram, sich gebildet haben. Die erhitzte Phantasie machte daraus heiße Schlammvulcane mit Schwefelgeruch, während die nüchterne Untersuchung kalten Schlamm ohne Schwefel ergab, ohne die geringste vulcanische Spur, also eine einfache mechanische Wirkung auf die Sand- und Schlammablagerungen der Save-Niederung.

Vom Stoßpunkte des Erdbebens pflanzen sich dann die Erschütterungswellen nach allen Seiten fort und werden als undulatorische Bewegung verspürt — moto undulatorio. Der Boden schwankt wellenförmig, es bilden sich sogenannte Erschütterungskreise. Mit der Entfernung vom Centrum wird die Bewegung schwächer und schwächer und erstirbt endlich.

Die Richtung und Stärke der undulatorischen Bewegung kann durch Instrumente, die man Seismometer oder Erdbebenmesser nennt, ermittelt werden. Man hat solche in der verschiedenartigsten Weise construirt. Die einfachste Form ist ein an einem Faden frei aufgehängter Stift, der beim Schwanken einen Strich im Sande macht, oder eine mit Quecksilber gefüllte Schale mit Oeffnungen nach den verschiedenen Himmelsrichtungen. Kommt das Quecksilber durch einen Stoß ins Schwanken, so fließt es in der Richtung der Stoßwellen aus. Ein anderes Wahrzeichen ist das Fallen der Schornsteine, die meistens zurückkippen oder wenn vorwärts, so doch in der Richtung der Wellenbewegung fallen.

Die Spalten an Häusern und auf freiem Felde sollen dagegen senkrecht gegen diese Richtung stehen. Auch diese undulatorischen Bewegungen sind bei heftigen Erdbeben von furchtbarer Gewalt. 1783 neigten sich in Calabrien die Bäume so stark, daß die Aeste, am Boden anschlagend, abbrachen. An langen Baumreihen konnte man das Fortschreiten der Welle von Weitem sehen; 1811 schwankten in Missouri sogar die Wälder wie Kornfelder im Sturmwind.

Bei den Erdbeben von Agram scheint der Oberflächenmittelpunkt in das Gebiet zwischen Agram und den Ortschaften Remete, Granesina und Resnik zu fallen; die Bewegung wurde nicht sowohl als eine senkrecht aufstoßende, sondern als eine wellenförmige verspürt. So verschiedenartig auch die Angaben über die Richtung dieser Wellenbewegung sind, so viel scheint doch gewiß zu sein, daß sie aus dem südlichen Quadranten zwischen Südwest und Südost gekommen ist, und der Herd des Erdbebens dürfte, wenn auch nicht sehr entfernt, doch auch nicht unmittelbar unter der Stadt selbst gelegen sein. Sehr merkwürdig ist die Thatsache, welche die Herren Dr. Kramberger und Prof. Pexidr auf den bei der Stadt liegenden Georgi- und Petrus-Friedhöfen constatirt haben. Sie fanden nämlich, daß die über den Grabfundamenten liegenden Grabsteinplatten alle in gleicher Richtung dislocirt seien, und zwar derart, daß eine Drehung der Platten im umgekehrten Sinne des Zeigers einer Uhr, das ist in der Richtung von Nord nach West, um 10 bis 15 Grad stattgefunden hat. Auch der renovirte Stiegenthurm der Domkirche soll im oberen Theile über dem Hauptgesimse um seine Axe gedreht sein und die Abweichung circa zwei Zoll betragen. Ferner sollen die Kreuze der Grabsteine zumeist nach Ostsüdost gefallen sein. Erscheinungen wie die zuerst angeführten hat man früher als Beweise für das Vorkommen auch einer drehenden oder rotatorischen Bewegung gehalten, sie haben sich jedoch als unrichtig gedeutet erwiesen, und auch für den Agramer Fall läßt sich darthun, daß ein in schiefer Richtung aus der Tiefe von Südwest kommender Stoß mit wellenförmiger Fortbewegung gegen Nordost jene Drehung der Grabsteine verursacht hat.

Die Geschwindigkeit, mit der sich die Erdbebenwellen fortpflanzen, ist eine sehr verschiedene. Sie hängt von der Natur der Gesteine, die nach Stoff, Structur

und Elasticität verschieden sind, und von dem Bau der Gebirge ab. Der englische Physiker Mallet, dem wir aus Veranlassung des großen Erdbebens von Calabrien im Jahre 1857 die ersten genaueren Untersuchungen über Erdbeben verdanken, wies nach, daß die Erdbebenwelle bei diesem Erdbeben eine Geschwindigkeit von 305 m in der Secunde hatte. Ausnahmsweise kann diese Fortpflanzungsgeschwindigkeit jedoch auch auf bloß 150 m herabsinken oder 500, ja 800 m per Secunde erreichen. Da der Schall in der Secunde in runder Zahl 340 m (das Licht 308 000 000 m!) zurücklegt, so können wir also im Allgemeinen sagen, daß die Erdbebenwellen sich in der festen Erdkruste ungefähr mit derselben Geschwindigkeit fortbewegen wie die Schallwellen in der Luft, und annehmen, daß die Erdbebenwellen von Agram uns hier in Wien, nahe an der äußersten nördlichen Grenze des Erschütterungsgebietes, in zwölf bis dreizehn Minuten erreicht haben. Freilich stimmen damit die Zeitangaben über den Eintritt des Stoßes in Agram und Wien, wie sie mir bis jetzt vorliegen, gar nicht überein.*

So weit die Zeitungen uns die Nachrichten gebracht haben, war das Erdbeben vom 9. November in einem weiten Umkreise von Agram fühlbar. Es erstreckte sich über Bosnien, Dalmatien, Istrien, Krain, Kärnten, Steiermark, Oesterreich und das westliche Ungarn. Jenseits der Donau, in den Niederungen zwischen der Donau und Theiß, scheint es nicht mehr verspürt worden zu sein. Da die Erschütterungswellen, um einzelne Punkte specieller zu bezeichnen, in südwestlicher Richtung bis über Pola (26 deutsche Meilen) hinaus, in westlicher Richtung bis Padua (43 deutsche Meilen), Görz (25 deutsche Meilen) und Klagenfurt (21 deutsche Meilen), in nördlicher Richtung bis Wien (35 deutsche Meilen) und Krems, in nordöstlicher bis Buda-Pest (40 deutsche Meilen) und in südöstlicher bis Serajevo (38 deutsche Meilen) fühlbar waren, so ergiebt sich ein Erschütterungsgebiet von 60 bis 80 deutschen Meilen Durchmesser, von etwas elliptischer Gestalt mit der großen Axe in der Richtung von Südsüdwest von Nordnordost.

Mit großem Erfolg haben Forscher wie Mallet, der verstorbene v. Seebach, v. Lasaulx und Andere aus den Stoßrichtungen, aus den Stoßstärken und aus Zeitbestimmungen über den Eintritt des Stoßes an verschiedenen Punkten den Ursprungsort, das Centrum der Erdbeben in der Tiefe, zu bestimmen versucht. Ohne auf die ziemlich complicirten Methoden solcher Berechnungen hier eingehen zu können, will ich nur anführen, daß beispielsweise für das Erdbeben in Calabrien 1857 der Ausgangspunkt in einer Tiefe von 10 667 m oder $1^1/_2$ geogr. Meilen gefunden wurde. Für das mitteldeutsche Erdbeben von Gera vom 6. März 1872 berechnete Seebach die muthmaßliche Tiefe des Herdes auf 17 956 m oder 2,4 geogr. Meilen. Für das rheinische Erdbeben von 1846 ist die Tiefe des Centrums auf 38 806 m, für das Erdbeben von Sillein im nordwestlichen Ungarn von 1858 auf 26 266 m und für das Erdbeben von 1873 von Herzogenrath bei Aachen auf 11 130 m berechnet.

Diese Ergebnisse sind für die richtige Deutung der Erdbeben von großer Wichtigkeit; es geht nämlich daraus hervor, daß der Sitz aller dieser Erdbeben in verhältnißmäßig geringer Tiefe unter der Oberfläche, jedenfalls nicht auf der Grenze zwischen dem glühenden Erdkern und der starren Kruste, sondern in dieser selbst zu suchen ist.

Es wird natürlich eine der interessantesten Aufgaben sein, auch für das Agramer Erdbeben die Tiefe des Centrums zu bestimmen, und es wird erst, wenn dies geschehen, die eigentliche Ursache des Erdbebens sich näher erkennen lassen. An diese Aufgabe kann aber nicht früher mit Aussicht auf Erfolg gegangen werden, als bis alle Daten bezüglich des Erdbebens sorgfältig und kritisch gesammelt und zusammengestellt sind.

Was die bis jetzt aus den Zeitungs-

* In Agram soll der erste starke Stoß $7^h\,34'\,15''$ eingetreten sein; für Wien haben wir die eine Zeitangabe $7^h\,35'\,36''$, d. i. $7^h\,34'\,1''$ Agramer Zeit, so daß wir nach dieser Angabe in Wien den Stoß um 14″ früher verspürt hätten, was natürlich nicht möglich ist. Die neuerdings corrigirte Zeitangabe für Agram ist $7^h\,33'\,53''$, für Wien nach Prof. Herr $7^h\,36'\,17'' = 7^h\,34'\,42''$ Agramer Zeit. Die Erschütterung wäre also in Wien um 49 Secunden später eingetreten, was jedoch als ein zu geringes Zeitintervall erscheint.

berichten vorliegenden Daten betrifft, so wird die Zahl der Stöße, die Richtung derselben und die Dauer der ganzen Erscheinung fast von allen Punkten verschieden angegeben. In Steiermark z. B. wird, wie Prof. Hörnes meldet, ebenso oft die Richtung von Südwest nach Nordost als die von Südost nach Nordwest gemeldet, seltener Ostwest oder Nordsüd. Von Graz werden nach bewegten und verschobenen Gegenständen die Stoßrichtungen als von Ostsüdost nach Westnordwest, von Südsüdwest nach Nordnordost und von Südwest nach Nordost verlaufend bezeichnet. Banjaluka (7^h 35′) meldet eine Wellenbewegung von Nordost gegen Südwest und von Nord gegen Süd; Pola (7^h 25′ 5″) von Südost nach Nordwest; Laibach (7^h 27′) von Südwest nach Nordost ohne Getöse; Berbir an der Save in Bosnien (7^h 34′) longitudinale Stöße von West nach Ost, von denen aber die Save unbeeinflußt blieb, mit ziemlich heftigem unterirdischen Getöse; Klagenfurt (7^h 28′) drei Stöße von Süd nach Nord und von Südwest nach Nordost mit donnerähnlichem Geräusch; Oedenburg (7^h 37′) Wellenbewegung von Ost nach West, so daß die Glocken auf den Thürmen erklangen; Fünfkirchen (7^h 43′) Erschütterung von Süd nach Nord. In Wien wird die Wellenbewegung als von Ost nach West, von Anderen als von Süd nach Nord gerichtet angegeben. In meiner Wohnung blieben nur diejenigen Pendeluhren stehen, die an von Ost nach West gerichteten Wänden hängen, was auf eine Wellenbewegung von Süd nach Nord deutet. Merkwürdig ist, daß die bis jetzt vorliegenden Angaben über den Eintritt des ersten Stoßes von sehr entfernt von einander liegenden Beobachtungspunkten, wenn man dieselben auf Agramer Zeit reducirt, nur in den Secunden von einander differiren. Ich hebe nur einige, mir verläßlicher erscheinende Daten hervor: Agram 7^h 34′ 15″, Klagenfurt (local 7^h 28′) = 7^h 34′ 41″, Pola (local 7^h 25′ 30″) = 7^h 34′ 1″ und Wien (local 7^h 35′ 36″) = 7^h 34′ 1″. Interessant ist dabei die vollkommene Uebereinstimmung in der Zeit für den Eintritt des Stoßes in Wien und Pola. Wenn beide Angaben vollkommen verläßlich sind, so muß sich die Wellenbewegung nach Pola, das 26 geogr. Meilen von Agram entfernt liegt, weniger schnell fortgepflanzt haben als nach Wien (35 geogr. Meilen). Alle diese Zeitangaben, besonders jene für Agram, bedürfen freilich noch einer eingehenden Kritik.*

Ich hätte noch eine große Menge anderer merkwürdiger Erscheinungen, welche mit Erdbeben verbunden sind, anzuführen, allein ich will mich auf das Wichtigste beschränken. Die Erdbeben sind am heftigsten in den obersten, am wenigsten belasteten Schichten der Erdrinde. In Brunnenschachten, Bergwerken, Tunnels fühlt man sie viel schwächer, manchmal gar nicht. Diese oft beobachtete Thatsache hat sich auch bei dem Agramer Erdbeben in interessanter Weise wieder bestätigt. Director Radimsky von Wies in Steiermark berichtet nämlich, daß das Erdbeben auf der Braunkohlengrube Brunn und ebenso in Schönegg nur von den Grubenarbeitern, welche in geringer Tiefe bis zu 30 m unter der Oberfläche arbeiteten, gespürt wurde, von den tiefer arbeitenden nicht. Während die Bergleute in 28 bis 30 m Tiefe Bodenschwankungen fühlten und die Zimmerung krachen hörten, so daß sie glaubten, die Grube stürze ein, und sich flüchten wollten, verspürten die Arbeiter in 60 bis 120 m Tiefe auch nicht das Geringste, so daß es scheint, als habe sich das Erdbeben nur in den obersten tertiären Ausfüllungsmassen des Gebirges fortgepflanzt. Jedenfalls sind die Wirkungen in den obersten Schichten immer am heftigsten. Liegt z. B. auf festem Fels eine dünne Schichte oder Schuttmasse, so bewegt sich diese fast wie Sand auf einem Resonanzboden. In Lissabon und Calabrien waren auf dünner Schuttschicht die Verwüstungen stets am größten, und das scheint auch in Agram der Fall gewesen zu sein, namentlich sind die vielbesprochenen Erdrisse und Erdlöcher, die Schlamm- und Sandauswürfe bei Resnik und in der weiteren Umgebung von Agram, wie ich schon früher erwähnt habe, nichts Anderes als die Folge der mechanischen Einwirkung der Erschütterung auf die obersten, wasserführenden, theils jungtertiären, theils diluvialen und alluvialen Schichten der Save-Niederung. Die Agramer Professoren und Sachverständigen haben dies

* Siehe Anm. S. 648.

richtig erkannt. Mit den eigentlichen Schlammvulcanen oder Salsen haben daher jene Erscheinungen nur eine ganz entfernte Aehnlichkeit, und mit Ausbrüchen echt vulcanischer Natur, die bei Agram in keiner Weise zu befürchten sind, haben sie gar nichts zu thun.

Auffallend war nur die dem sonst ganz sachgemäßen Gutachten Dr. Kramberger's beigefügte Bemerkung, daß die Spalten und Löcher bei Resnik als Sicherheitsventile gegen eine allzu große Spannung im Erdinneren dienen und daher Agram kein Erdbeben mehr zu befürchten habe. Wenn jedoch dieser Passus, wie mir Dr. Kramberger schreibt, gegen seine wissenschaftliche Ueberzeugung nur auf die eindringlichen Vorstellungen von gewisser Seite, daß die Bevölkerung beruhigt werden müsse, aufgenommen wurde, so wollen auch wir uns beruhigen.

Was die Anzahl der Erschütterungen betrifft, so besteht ein Erdbeben bald nur aus einem Stoß, oft folgen rasch auf einander mehrere Stöße und bilden ein Erdbeben, oft machen mehrere solche Erdbeben zusammen eine Erdbebenperiode aus; der heftigste Stoß ist selten der erste und fast niemals der letzte.

So viel aus den Zeitungsberichten zu entnehmen ist, haben wir es in dem Falle von Agram mit einer ganzen Erdbebenperiode zu thun, die am 9. November begann und noch immer ihr Ende nicht erreicht hat. Wenn nicht vielleicht schwache vorausgehende Erschütterungen unbemerkt oder ungemeldet geblieben, so war der erste Stoß am 9. November 7^h 34′ 15″ a. m. zugleich der heftigste; er wurde als wirbelförmig mit nachfolgenden starken Schwankungen bezeichnet.

Dieser Stoß war es, der für die Stadt und Umgegend von so unheilvollen Folgen begleitet war. Alle nachfolgenden Erschütterungen erscheinen gegen diesen ersten Stoß nur wie schwache Nachwirkungen.

Vom selben Tage wurden noch gemeldet schwache Stöße 7^h 40′ a. m., 8^h 27′ 55″ a. m. und 10^h 50′ a. m., dann am 10. November fünf leichte Stöße Nachts und eine schwache Erschütterung um 8^h a. m., am 11. November wieder mehrere etwas stärkere Stöße, 6^h 40′ a. m., 11^h 1′ 10″ a. m., 11^h 26′ a. m., die sogar in Czakathurn (Ungarn) und in der südlichen Steiermark verspürt wurden; der letztere war so stark, daß die Glocke der Franciscanerkirche dreimal anschlug; in der Nacht schwache Vibrationen.

Der 12. November scheint ruhig verlaufen zu sein, erst von der Nacht vom 12. auf den 13. wurden wieder zwei schwache Erschütterungen gemeldet. Man glaubte sie für die letzten halten zu dürfen, da der 13. November keine neue Erschütterung brachte. Aber schon am 14. November Morgens 8^h 30′ waren wieder zwei Stöße fühlbar. Am 15. November folgten drei leichte Stöße, und zwar: 1^h 30′ a. m., 4^h a. m. und 10^h 30′ a. m.; sehr schlimm begann der 16. November. Gleich nach Mitternacht um 12^h 4′ a. m. erfolgte ein ziemlich heftiger Stoß von Nordost, begleitet von einem donnerartigen Getöse, der wieder die ganze Bevölkerung auf die Straße und die freien Plätze flüchten machte, und da die Erschütterungen bis zum Morgen fast ununterbrochen einander folgten (es wurden im Ganzen sieben heftige Stöße angegeben: 12^h 4′ — 12^h 44′ — 12^h 49′ — 1^h 9′, dann um 4^h 22′ — 5^h 24′ — 6^h 30′ a. m.), so erreichte die Panik in jener Nacht den höchsten Grad, und die schon nahezu wieder eingetreten gewesene Beruhigung wich einer vollständigen Verwirrung, die eine zweite massenhafte Auswanderung zur Folge hatte. In der Nacht vom 16. auf den 17. November (1^h und 4^h 55′) und während des 17. November wurden unausgesetzt leise Schwingungen des Erdbodens, unterbrochen von fünf schwachen Stößen, wahrgenommen, und auch von der Nacht vom 17. auf den 18. November, sowie vom 18. auf den 19. wurden leichte Erschütterungen gemeldet.* In der Nacht vom 19. auf den 20. November trat um 11^h 15′ ein schwacher, um 12^h 30′ aber wieder ein heftigerer Stoß mit unterirdischem Getöse gleichzeitig mit einem heftigen Gewitter ein.**

* Daß das vom 11. November 3^h 30′ a. m. aus Görz gemeldete Erdbeben (zwei schwache Stöße) und das Erdbeben in Innsbruck am 14. November (ebenfalls zwei schwache Stöße) in Beziehung zu setzen sind zu dem Agramer Ereigniß, erscheint mir nicht wahrscheinlich, da schwächere Erschütterungen in den Alpengebieten eine überaus häufige Erscheinung sind.

** Leichte, in der Regel mit unterirdischem Getöse verbundene Erschütterungen traten noch bis in die Mitte Decembers ein.

So beängstigend die Wiederholung und die große Anzahl der Erschütterungen in Agram auch erscheinen mögen, so wären doch Hunderte von Beispielen anzuführen, wo nicht bloß die Länge der Erdbebenperiode, sondern auch die Anzahl der einzelnen Stöße eine ungleich bedeutendere war.

Ich will nur an das Erdbeben von Visp in Wallis in der Schweiz erinnern. Der erste Stoß trat hier am 25. Juli 1855 ein; er wurde in der ganzen Schweiz und bis Paris verspürt. Noch Jahre lang folgten dann von Zeit zu Zeit schwächere Stöße, und erst seit 1857 hat sich das Gleichgewicht und die Ruhe wieder ganz hergestellt. Auf Hawaii hielt 1868 ein Erdbeben mehrere Monate lang an, und allein im Monate März zählte man zweitausend Stöße. Bei dem Erdbeben von Groß-Gerau in Hessen 1869 dauerten die Erdstöße durch Monate fort.

Also lange andauernde Erdbeben mit vielen schwächeren und stärkeren Stößen gehören nicht zu den Seltenheiten.

Zu den besonderen Erscheinungen, welche mit Erdbeben häufig verbunden sind, gehören ferner Schallphänomene wie unterirdisches Getöse, das als ein Brausen, Rasseln, Rollen und Donnern gehört wird, elektrische Lichterscheinungen in der Atmosphäre, Ausströmungen von Dämpfen, riechenden Gasen, eigenthümliche Nebel, heftige Windstöße u. s. w.

Von allen diesen Phänomenen wurden beim Agramer Erdbeben nur die unterirdischen Detonationen beobachtet.

Aus Agram selbst und von vielen anderen Orten, wie von Verbir, Kreuz, Cilli, Hrastnig, Klagenfurt, wird ein unterirdisches Rollen und Donnern gemeldet, das zum Theil auch die schwächeren Erschütterungen begleitete. Wahrscheinlich ist es aber nur aus der Mangelhaftigkeit der Berichte zu erklären, daß nicht noch viele andere Orte genannt sind.*

Obwohl sich der Stoß vom 9. November bis Triest und Pola, also bis an die Ufer des adriatischen Meeres fühlbar gemacht hat, so wird doch von besonderen Erscheinungen, die auf dem Meere oder am Meeresufer bemerkbar gewesen wären, nichts erwähnt. Auch auf dem Dampfer „Zriny", der zur Zeit des Erdbebens Save aufwärts von Brod nach Gradisca fuhr, haben weder der Capitän noch die Passagiere das Geringste verspürt.

Ich darf aber hier an die großartigen Erdbebenfluthen erinnern, die mit dem Erdbeben von Lissabon 1755 oder in neuerer Zeit mit den furchtbaren Erdbeben an der Westküste von Südamerika (bei Arica in Peru 1868 und bei Iquique 1877) verbunden waren. Wie wenn man an den Rand einer mit Wasser gefüllten Schüssel stößt und das Wasser dadurch in eine Wellenbewegung versetzt, so hat der Stoß von Lissabon sich in Wellenbewegungen des Meeres über den ganzen atlantischen Ocean bis an die Küsten der westindischen Inseln fortgesetzt. Durch die peruanischen Erdbeben kam aber sogar die ganze Wassermasse des pacifischen Oceans, also ein Dritttheil der Erdoberfläche, in Schwingungen, die durch drei Tage fortdauerten und bei den Inselbewohnern den Eindruck hervorbrachten, als ob ihre Inseln im Meere auf- und abtanzten. Ich habe in einer in den Schriften der kaiserl. Akademie der Wissenschaften publicirten Abhandlung gezeigt, daß die Erdbebenfluthwelle, welche am 13. August 1868 von Arica ausging, nach 12 bis 13 Stunden an die Ufer der Sandwichsinseln, nach 19 Stunden an die Küste von Neu-Seeland und nach 22 bis 24 Stunden an die Gestade von Australien und Japan anschlug. Die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Wellen betrug, je nach der Tiefe des Oceans, 200 bis 400 Seemeilen in der Stunde. Das Hereinbrechen der Fluthwogen an den Küsten hat bei diesen Erdbeben noch viel zerstörender gewirkt als der Stoß am Lande, und auch bei dem Erdbeben von Lissabon sind die 60000 Menschen, die damals ihren Tod fanden, nur durch die infolge des Erdbebens über das Land hereinbrechenden Meereswogen zu Grunde gegangen.

Ich habe die Erscheinungen, welche bei Erdbeben beobachtet werden, geschildert, ich komme nunmehr zu den wahrscheinlichen Ursachen derselben; ich sage wahrscheinliche Ursachen, da wir von Gewißheit nicht sprechen können, so lange wir

* Unterirdisches Geräusch, ein Brausen und Sausen soll in Agram und seiner Umgegend in den letzten Wochen auch ohne fühlbare Vibrationen vernehmbar gewesen sein.

nicht in die Tiefen der Erde selbst blicken können.

Man hat sich vielfach bemüht, aus der Statistik der Erdbeben Thatsachen abzuleiten, die uns auf die Ursache derselben Schlüsse erlauben. So glaubt man, eine gewisse Abhängigkeit derselben von den Tages- und Jahreszeiten und von den Mondphasen erkannt zu haben.

Auf der nördlichen Hemisphäre sollen z. B. die Erdbeben in der Nacht häufiger sein als bei Tag, im Herbst und Winter häufiger als im Frühjahr und Sommer. Alexis Perrey in Dijon hat in einer äußerst mühevollen und fleißigen Arbeit nachzuweisen versucht, daß seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts von ungefähr zehntausend Erdbeben die meisten zur Zeit des Neumondes und Vollmondes stattgefunden, und darauf gestützt, hat dieser Forscher eine eigene Theorie der Erdbeben gegründet, die Theorie nämlich, daß die Erdbeben durch eine Art Ebbe und Fluth des feurigen flüssigen Erdinneren verursacht werden, eine Theorie, welche auch bei uns ein vielgenannter Erdbebenprophet, wiewohl in modificirter Form, adoptirt und bei den Laien außerordentlich populär gemacht hat.

Auf eine Darlegung und Widerlegung dieser Theorie kann ich hier wohl nicht eingehen, ich muß mich darauf beschränken, zu sagen, daß die Wissenschaft Theorien ablehnt, welche ausschließlich auf unerwiesenen Hypothesen beruhen, und daß es nicht der Weg der Deduction, sondern jener der Induction ist, auf welchem die Naturwissenschaft nach Wahrheit forscht. Halten wir uns also wieder an die Thatsachen.

Ein Blick auf eine Erdkarte, auf der diejenigen Gebiete besonders bezeichnet sind, welche von Erdbeben am häufigsten heimgesucht sind, zeigt uns, daß dies einerseits die vulcanischen Gegenden der Erde sind, andererseits die Gebirgsgegenden, und zwar namentlich die Kettengebirge, unter diesen auch solche, welche keine Vulcane haben. Wir müssen daher vor Allem die Erdbeben in vulcanischen Gegenden oder die vulcanischen Erdbeben von solchen in nicht vulcanischen Gegenden unterscheiden.

Vulcanische Erdbeben sind in allen Gegenden, welche thätige Vulcane haben, überaus zahlreich. Sie gehen den vulcanischen Eruptionen voran und begleiten dieselben.

Diese Erdbeben tragen den Charakter von Explosionserscheinungen an sich und sind wohl durch Stöße erzeugt, welche die in den vulcanischen Herden aus dem vulcanischen Magma sich entwickelnden Gase, namentlich überhitzter Wasserdampf, verursachen. Als das Centrum solcher Erdbeben erscheint in der Regel der Krater des Vulcans, von welchem die Stöße in radialer Richtung erfolgen.

Sobald die den Krater verstopfenden Massen ausgeschleudert sind und der Austritt der Lava beginnt, haben in der Regel auch die Erschütterungen des Bodens ihr Ende erreicht, und darum hat Alex. v. Humboldt die Vulcane auch als Sicherheitsventile der Erde bezeichnet.

So furchtbar die Folgen der vulcanischen Beben auch sein können, namentlich da, wo sie von großen vulcanischen Eruptionen begleitet sind — ich erinnere nur an die Katastrophe von Herculanum und Pompeji im Jahre 79 n. Chr. —, so sind sie doch verhältnißmäßig von geringer Ausbreitung.

Wäre das Gebirge nördlich von Agram ein thätiger oder ein erloschener Vulcan, dann würde vielleicht diese Erklärung auf das Agramer Erdbeben ihre Anwendung finden können und der Ausbruch des Vulcans zu erwarten sein. In Wirklichkeit ist aber das Agramer Gebirge mit seinem altkrystallinischen Kern aus Hornblendegesteinen und Glimmerschiefer und mit darauf gelagerten Triasschichten eine Fortsetzung der südöstlich streichenden alpinen Zonen, die hier ebenso wie in den Warasdiner Gebirgen inselförmig aus den Tertiärbildungen auftauchen. Die nächsten wirklich vulcanischen Gebilde sind die Trachyte und Basalte bei Gleichenberg, ferner die Basalte der Plattenseegegend nördlich und die Euganeen bei Padua westlich. Allein diese erloschenen Vulcane sind vollkommen unschuldig an dem Erdbeben von Agram.

Ganz anderer Art sind die sogenannten Einsturzbeben. Sie werden als die Folge von unterirdischen Erosionen durch in der Tiefe circulirende Gewässer aufgefaßt, als Einstürze von Höhlen. Wenn wir an die im großartigsten Maßstabe unterminirten

Karstgebiete mit ihren Höhlen, Grotten und Dollinen denken, wo man auf Schritt und Tritt Felsstürzen und Felseinbrüchen begegnet, so liegt der Gedanke nahe, ob das Erdbeben von Agram, das ja im Westen und Süden von nicht allzu entfernten Karstgebieten umgeben ist, zu dieser Art von Erdbeben gehört. Allein auch das ist nicht unser Fall. So überaus häufig derartige Erdbeben, die in der Regel auch mit Detonationen verbunden sind, im Karstgebiete auch sein mögen — denn jeder Felstrichter oder jede Dolline ist das Denkmal eines Einsturzes, der mit einer Erschütterung verbunden gewesen sein muß, und ich selbst habe ein Erdbeben, welches ich in diese Kategorie stellen möchte, im August 1879 zu St. Margarethen in Unter-Krain verspürt —, so sind sie doch noch mehr localer Natur als die vulcanischen Erdbeben, und das Agramer Erdbeben war zu heftiger Natur, zu weit verbreitet und zu anhaltend, um dieser Kategorie beigezählt zu werden.

Die neuere Wissenschaft hat aber noch eine dritte Art von Erdbeben unterschieden und diese Dislocationsbeben (Heim) oder auch tektonische Erdbeben (R. Hörnes) genannt, weil sie durch Dislocationen in der festen Erdrinde oder durch Aenderungen in den tektonischen Verhältnissen der Gebirge bedingt erschienen, die mit den vulcanischen Erscheinungen im engeren Sinne nichts gemeinschaftlich haben.

Zu dieser Kategorie aber gehören gerade die häufigsten, furchtbarsten und verheerendsten Erdbeben.

Solchen Erdbeben sind mehr oder weniger alle Gebirgsgegenden, namentlich aber die Kettengebirge, und diese wieder hauptsächlich an ihren gegen das Meer oder gegen beckenförmige Einsenkungen gerichteten Abdachungen, unterworfen. Man nennt solche Gebiete der Erdrinde, wo diese Erdbeben häufig sind, „Erschütterungsgebiete“ oder kurz „Schüttergebiete“.

Ich erwähne vor Allem das ausgeprägteste und großartigste Schüttergebiet der Erde, die Gehänge der Cordilleren von Südamerika gegen den pacifischen Ocean, wo fast kein Jahr ohne eine große Katastrophe vorübergeht.

Die Stadt Lima in Peru wurde seit dem sechzehnten Jahrhundert schon elfmal zerstört. In Asien sind es Syrien, Persien, die Abhänge des Himalaya, das Industhal und andere Gegenden, die besonders heimgesucht werden; in Europa aber die spanische Halbinsel, Italien mit den Apenninen und die Alpenländer. Aus den Jahren 1850 bis 1857 sind aus den Alpen 1086 Erdbeben verzeichnet, wovon 81 in den Ostalpen; daß eine so bedeutend größere Zahl auf die Westalpen entfällt, rührt jedoch wahrscheinlich nur davon her, daß die Erdbeben der Westalpen sorgfältiger beobachtet und aufgezeichnet wurden.

Kein Gebiet der Alpen ist ganz verschont, aber am häufigsten und intensivsten treten die Erschütterungen doch in den südalpinen Gebieten, in dem das adriatische Meer umschließenden Bogen der cadorischen, karnischen und dinarischen Alpen auf, und es wird diese Erdbebenzone geradezu als „die Schütterzone der südlichen und südöstlichen Alpen“ bezeichnet.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch nur die wichtigsten Erdbeben, welche die Geschichte in diesem Gebiete verzeichnet, hervorheben. Ich will nur an wenige erinnern.

Im Jahre 1384 war Udine der Schauplatz eines der größten Erdbeben, welches die Geschichte kennt; es ist dies dasselbe Erdbeben, welches den verhängnißvollen Bergsturz auf der steilen südlichen Seite des Dobratsch oder der Villacher Alpe veranlaßte, durch welchen zwei Märkte und siebzehn Dörfer begraben wurden. Ich erinnere an das Erdbeben von Villach 1572 oder an die zahlreichen Erschütterungen aus neuerer Zeit, 1866 und 1868 am Gardasee, 1867 am Lago Maggiore, 1870 das heftige Erdbeben von Klana im Küstenlande, das Erdbeben von Adelsberg 1872, 1873 das Erdbeben von Belluno und viele andere.

Gerade diese neueren Erdbeben in den Alpen haben den österreichischen Geologen — ich nenne Sueß, Stur, Bittner, Hörnes, Höfer — Gelegenheit zu eingehenden Studien gegeben, und alle kommen zu dem übereinstimmenden Resultate, daß diese Erdbeben mit der Gebirgsbildung im Zusammenhange stehen, das heißt, daß sie Aeußerungen der fortdauernden Gebirgsstauung sind, daß sie durch die Bewegungen der sich contrahirenden, sich faltenden, zerreißenden und in ihren einzelnen Theilen sich verschiebenden Erd-

rinde bedingt sind. Der gewaltige gegenseitige Druck und die Spannung der sich verschiebenden Gebirgsmassen, das Entstehen neuer und die Erweiterung schon bestehender Klüfte und Spalten in den Gesteinsschichten, die jedoch durchaus keine klaffenden Fugen zu sein brauchen, überhaupt jede plötzliche Auslösung von Spannungen, jede plötzliche Störung der Lagerungsverhältnisse sind hinreichende Ursachen, welche diese Erdbeben zu erzeugen im Stande sind.

Unsere Geologen haben ferner nachgewiesen, daß diese Erdbeben im Gegensatz zu den centralen Erdbeben an gewisse Linien — seismische Linien — gebunden sind, die auch als „Stoßlinien" oder „Schütterlinien" bezeichnet werden können und auf welchen die „Stoßpunkte" wandern. Es lassen sich ferner die Erschütterungen auf peripherischen Bruchlinien am Innenrande der Kettengebirge von den mit Querbrüchen zusammenfallenden radialen Schütterlinien unterscheiden, und unsere geologischen Karten verzeichnen zahlreiche solcher Stoßlinien, wie die Stoßlinie von Venedig—Raibl—Villach, Triest—Laibach, Trient—Bozen—Brixen, die Mürzlinie Leoben—Bruck—Mürzzuschlag, die jenseits des Semmering bis Wien fortsetzt und in die Kamplinie bei Krems abzweigt, und viele andere.

Ich komme daher zu dem Resultat, daß das Agramer Erdbeben in die Reihe der Dislocationsbeben einzuordnen ist, und will noch daran erinnern, daß Agram in den letzten Jahrhunderten von vielen schwächeren und stärkeren Erdbeben heimgesucht worden ist. Das Erdbeben vom 26. März 1502, bei welchem der Thurm der Marcuskirche einstürzte und die meisten Gebäude beschädigt wurden, dürfte dem Erdbeben vom 9. November an zerstörender Gewalt gleichgekommen sein. Das letzte vor dem neuen Ereigniß war das Erdbeben vom 21. und 22. Juni 1879.* Agram liegt also auf einer ganz ausgesprochenen Schütterzone der südöstlichen Ausläufer der Alpen. In diesem Gebiete wäre eine ähnliche Organisation der Erdbebenbeobachtungen, wie sie jüngst in der Schweiz und in Baden durchgeführt wurde, in hohem Grade erwünscht.

Fragen wir uns zum Schlusse, welche Gebiete auf der Erde frei von Erdbeben sind, so lautet die Antwort: Nur junge Gebiete mit ungestörter Schichtenlage ohne Gebirge oder von sehr alten Massengebirgen durchzogene Gegenden sind erdbebenfrei. „Von der norddeutschen Tiefebene über das europäische Rußland und Sibirien bis zum Baikalsee," sagt Peschel, „herrscht der tiefste Erdfriede."

Ist dem so, so müssen wir wohl sagen, daß die Natur den herrlichen, vielgepriesenen Alpenländern jenen inneren Frieden als Mitgift nicht mitgegeben hat, dessen sich die weiten Ebenen und Steppen im Norden unseres Continents und der alten Welt erfreuen. In den reizenden Thälern unserer Alpen, an den sonnigen Gehängen unserer Berge, auf den wolken- und eisumgürteten Gipfeln unserer Hochgebirge hausen wie böse Kobolde die Erdgeister. Sie schütteln und rütteln an unseren Heimstätten bald da, bald dort, bald sachte und leise, fast nur neckend und mahnend, bald wild und zornig, als wollten sie uns ganz vernichten.

Werden wir deswegen die trauten Plätze unserer Heimath verlassen, werden wir deswegen muthlos verzagen?

Gewiß nicht, wir wissen, wenn uns ein Unglück trifft, so sind Andere da, die uns helfen: unsere Brüder!

---

* In der Agramer Zeitung hat Prof. Kiszatic folgende Liste von Erdbeben zu Agram veröffentlicht: 26. März 1502, die meisten Gebäude beschädigt, der Thurm der Marcuskirche eingestürzt. Weitere Erdbeben: 1564, 1659, Juni 1686, 17. Febr. 1756, 7. Juli 1757, 17. April 1827, 1830, 1832, 1834, 18. Nov. 1836, 22., 24. u. 25. Sept. 1837, 3. April und 21. Oct. 1839, 27. Aug. 1840, 2. Oct. und 26. Nov. 1843, 25. Sept. 1848, 16. Jan. 1853, 21. Nov. 1854, 20. Dec. 1857, 17. Dec. 1861, 14. Sept. 1868, 10. Aug. 1869, 1. März 1870, 9. Aug. 1871, 31. Oct. bis 2. Nov. 1872, 12. Dec. 1876, 4. April u. 12. Nov. 1877, 21. u. 22. Juni 1879.



Die Ausgrabungen auf Cypern.

Von

Franz v. Löher.

Bekanntlich giebt es zweierlei Consuln: besoldete Berufsconsuln, die bloß ihrem Amte obzuliegen haben, und Geschäftsconsuln, die Handels- und Geldgeschäfte betreiben und ihr Amt eigentlich nur als eine Art Gold- und Heiligenschein ums Haupt weben; denn ein Consul gilt viel in der Handelswelt, durch sein Haus zieht etwas wie vornehmer diplomatischer Duft. Man ist jetzt im deutschen Reiche darüber aus, aller Orten, wo es irgend angeht, Berufsconsuln anzustellen, und das ist eine wahre Wohlthat. Gewöhnlich haben diese Berufsconsuln auch Muße und überdies in der geistigen Einsamkeit, die sie umgiebt, ein inneres Bedürfniß, Untersuchungen anzustellen, die dem Handel und namentlich der Wissenschaft zu Gute kommen. Eine ganze Reihe bedeutender Werke verdanken wir schon consularischen Federn, und zur Zeit sind mir mehrere deutsche Consuln bekannt, die wissenschaftlich mit Erfolg thätig sind.

Keiner indeß wußte glücklicher seine Muße zu verwerthen als der amerikanische Consul auf Cypern, Ludwig Palma aus Cesnola, in dessen Hause ich angesichts seiner Kunstschätze manches Stündchen verplauderte, — glücklich für sich selbst, denn er machte sich ein hübsches Vermögen und weit verbreiteten Ruhm, — noch glücklicher für die Wissenschaft, denn ohne seinen Eifer und Scharfsinn, ohne seine unvergleichliche Klugheit und zähe Thatkraft wären diese archäologischen Schätze wohl noch lange der Welt und Wissenschaft verborgen geblieben. Ein gründlicher Kenner dieser Dinge, Georg Ebers, sagt mit Recht: „Die Reste des alten Cypern haben besonders durch ihn ihre Auferstehung gefeiert. Was Layard für Babylon und Ninive, was Mariette für Aegypten, was Schliemann für Ilion und Mykene, das hat Cesnola für Cypern gethan. Unter den Namen der glücklichsten Ausgräber ist dem seinen ein Ehrenplatz gesichert."

Ludwig Palma war aus seinem Heimathdörfchen Cesnola frühzeitig nach den Vereinigten Staaten ausgewandert. Sich empfehlend durch schöne Gestalt und gebildetes Benehmen wie durch natürliches Geschick und Betriebsamkeit, gelang es ihm

bald, zu angesehener Stellung und Familie zu kommen. Im Krieg gegen die Sclavenbarone war er Offizier und erwarb sich den in Amerika sehr häufigen Titel „General“. Vom Präsidenten Lincoln 1866 zum amerikanischen Consul auf Cypern ernannt — ein unbedeutender Posten, weil Amerikaner wenige Geschäfte nach Cypern machen —, fand er in der Stille und Einsamkeit der Insel, zur Seite eine geliebte und anregende Gattin, keine Ruhe in seinem treibenden und erfinderischen Geiste, als bis er sich auf die Alterthümer warf. Zehn Jahre lang um das Glück, das er sich doch selbst zu verdanken hatte, beneideten, ließen sich Stimmen hören, als habe er seine Ausgrabungen nur auf wildes Wagniß, ohne System und Sorgfalt und ohne die soliden Ortsbestimmungen und Messungen gemacht, die Gelehrten für spätere Studien die Grundlage bieten. Diesen Stimmen antwortete er durch sein Buch, welches in zahlreichen Abbildungen das Meiste und Beste der von ihm zu Tage geförderten Alterthümer darstellt und ausführlichen Bericht enthält über seine Entdeckungen und Ausgrabungen, so daß sich



Venus-Bildnisse.

oblag er ihrer Ausforschung und Ausgrabung. Den ersten großen Theil seiner Funde verkaufte er dem antiquarischen Museum zu New-York, ein anderer ging leider auf einem österreichischen Schiffe, das auf offener See in Brand gerieth, zu Grunde, der letzte ist von verschiedenen Museen erworben; die schönsten Goldsachen aber sind, soviel ich weiß, noch in Cesnola's Besitze.

So sehr war er Autodidakt, daß er von dem Hauptwerke über das alte Cypern während seines zehnjährigen Aufenthalts auf der Insel keine Kunde hatte, ebenso wenig von dem bedeutendsten naturwissenschaftlichen Buche über dieselbe: jenes von Engel, dieses von Unger und Kotschy. Als die von ihm dargebotenen Schätze großes Aufsehen erregten und Viele ihn weitere Schlüsse darauf bauen lassen. Außerdem giebt das Buch über die jetzigen Zustände auf Cypern, insbesondere wie sie unter der türkischen Regierung waren, nicht wenig Anziehendes und Lehrreiches. Voraus geht eine Einleitung zur Kunde von Cyperns alten Städten, Gräbern und Tempeln, angehängt sind außer reichlicher Auskunft über phönizische, cyprische, griechische Inschriften eine Abhandlung von C. W. King über den zu Curium entdeckten Schatz von Ringen und Gemmen und von A. S. Murray über die cyprischen Thongefäße.

Wir aber besitzen nun durch das Verdienst von Ludwig Stern das Ganze in einer deutschen Ausgabe, die nicht bloß vollständig und getreu den englischen Text wiedergiebt, sondern ihn auch erläutert

und ergänzt durch Anmerkungen, die in der That sich nicht bloß als erwünscht und räthlich, sondern öfter als geradezu nothwendig bekunden. Cesnola's Text wird, wie er es verdient, dabei behutsam geschont und selten durch Zusatz oder Berichtigung unterbrochen, um so ausführlicher finden sich diese in den Anmerkungen am Schluß. Einen zweiten Vortheil hat die deutsche Ausgabe vor der englischen dadurch, daß die Abbildungen nicht in den Text hineingestreut, sondern auf besondere Tafeln hinter einander gereiht sind, jedes Stück aber sodann sorgfältig erklärt wird. Da alles dies von Ludwig Stern mit allseitiger Kenntniß der umfangreichen Literatur ausgeführt, die ganze Arbeit aber von Ebers bis ins Einzelne hin überwacht und, wo es ihm nöthig schien, selbst ergänzt worden, so besitzen wir eine deutsche Ausgabe des Cesnola'schen Werkes, welche vor der englischen entschiedene Vorzüge hat, von der Verlagshandlung aber vorzüglich ausgestattet ist. Der Titel lautet: „Cypern, seine alten Städte, Gräber und Tempel. Bericht über zehnjährige Forschungen und Ausgrabungen auf der Insel von Louis Palma di Cesnola. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Ludwig Stern. Mit einleitendem Vorwort von Georg Ebers. Mit mehr als fünfhundert in den Text und auf sechsundneunzig Tafeln gedruckten Holzschnittillustrationen, zwölf lithographirten Schrifttafeln und zwei Karten. Zwei Bände. Jena, Hermann Costenoble, 1879."

Worin besteht nun das wesentlichste Verdienst des Werkes? Cyperns Weltstellung und Geschichte giebt die Antwort.

Die Insel, etwa von der Größe des Königreichs Württemberg, war ein kleines Indien durch üppige Fruchtbarkeit und durch ihren Reichthum an Bauholz, Metallen, Getreide und Früchten jeder Art. Durch ihre Lage, durch ihre Landesnatur, durch ihre Bevölkerung gehörte sie drei Welttheilen an, sie erhielt Zuströmung, Ansiedler und Beherrscher abwechselnd von den syrischen, ägyptischen, griechischen und italienischen Küsten her. Nur in kurzen glücklichen Zwischenräumen gehörte Cypern sich selbst an, sechsmal unterlag es orientalischer, viermal europäischer Herrschaft. Keine zweite Stelle giebt es deshalb auf der Erde, auf welcher Geistesart, Sitte und Kunst der Semiten, Chamiten und Arier so häufig sich bekämpft und so eigenthümlich sich gemischt und verschmolzen haben.



Astarte-Bildnisse.

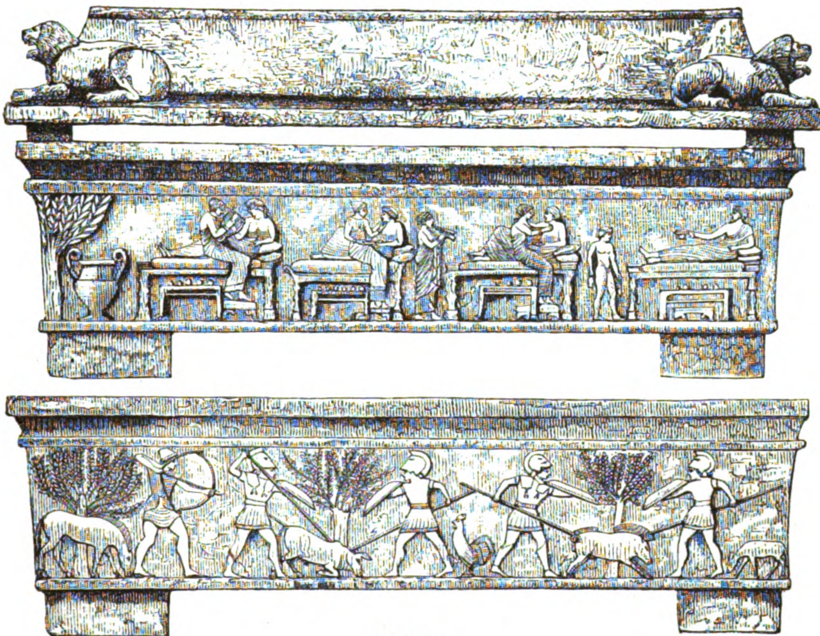
Im grauen Alterthum war Cypern wahrscheinlich von einem aramäischen Stamme bevölkert. Da aber gegenüber die städtereiche Küste mit den Welthandelsstädten Tyrus und Sidon lag, so waren es, wie schon Strabo berichtet, Phönizier, „die auf Cypern die erste Cultur ansiedelten, die Felder urbar machten und die Metallgänge ausbeuteten". Als nach Troja's Fall die kleinen Seekönige der Griechen zahlreich mit ihren Geschwadern und Auswanderern nach allen Richtungen der Windrose segelten und

Colonien anlegten, gerieth auch Cypern unter die Herrschaft der Griechen, die neun kleine Königreiche gründeten. Rasch entwickelte sich nun eine schöne Blüthezeit, denn Griechen und Phönizier theilten sich auf Cypern einander mit, was sie Gutes an höherer Bildung besaßen. Dann aber begannen die Großkönige von Aegypten und Persien um das reiche Eiland zu kämpfen, bald besaßen es die Einen, bald die Anderen. Mit den Persern strömte die assyrische Cultur herüber, mit den Aegyptern kam eine andere von den Ufern des Nils. Sobald aber der griechische Nationalkampf gegen die Asiaten begann, entbrannte er heftig auch auf den Fluren und an den Küsten Cyperns. Zuletzt mußte Cypern seinen Platz im Reiche der Ptolemäer einnehmen, und diese suchten, schon aus Politik, damit der König von Syrien ihnen die wichtige Insel nicht entrisse, deren Bevölkerung so tief als möglich in die Culturwelt hineinzuziehen, die sich damals in so eigenthümlicher Weise in Aegypten entfaltete. Der cyprische Adonisdienst wurde nach Alexandrien verlegt und dort mit größter Pracht gefeiert. Nachdem aber die Römer Cypern wie ein erledigtes Krongut eingezogen und gleich im ersten Anlauf von dort so viel bares Geld geholt, als man niemals zuvor in Rom erblickt hatte, erlebte „die an allen Köstlichkeiten fruchtbare Insel“ eine zweite Blüthezeit. Denn nun fand ihre vielfältige und unerschöpfliche Ausfuhr volle Verwerthung. Ammian Marcellin sagte: Man könne auf cyprischen Werften ein Schiff bauen und mit Allem, was nur nöthig, ausrüsten und befrachten, und brauche doch kein Stück anderswoher zu nehmen als von der Insel selbst. Griechisch-römische Kunst und Gesittung aber verbreiteten sich nun herrschend über die ganze Insel.



Schale im ägyptisch-assyrischen Stil.

So folgt in Cyperns Geschichte eine Culturepoche der anderen, und nicht allein in der Geschichte, sondern auch im natürlichen Sinne des Wortes liegen auf in seiner Hand anschlug und anzeigte, daß tief unter allerlei Schutt und Gestein Kunstschätze vorhanden seien. Um aber zu diesen zu gelangen, mußten die ver-



Langseiten.



Schmalseiten.

Altgriechischer Sarkophag.

Cyperns Boden verschiedenartig die Culturschichten über einander. Darin besteht nun vor Allem Cesnola's Verdienst, daß er auf Cypern so lange gelernt und gearbeitet hat, bis er wußte, wo die Wünschelruthe schiedenartig über einander liegenden Culturschichten durchbohrt werden. Da galt es, mit Vorsicht einen Schacht hineinzutreiben, was nicht ohne lange und kostspielige Arbeit geschah.

Bekanntlich waren es meistens Grotten, in denen man vor Jahrtausenden die Leichen barg, die aber das Erdreich allmälig angefüllt hatte. War dieses weggeräumt, zeigten sich Steinsärge und umherstehendes Geräth, auch wohl Gerippe.

Eine außerordentliche Anzahl Denkmale der alten Kunst und Industrie hat Cesnola auf solche Weise hervorgeholt, und durch diese ist dargethan: 1) daß es auf Cypern im Alterthum eine phönizische, eine assyrische, eine ägyptische Kunst gab; 2) daß neben dieser eine alterthümlich griechische, eine edelschöne rein griechische und eine römisch-griechische Kunst erblühte; 3) daß aber aus der Verschmelzung aller dieser Elemente auch eine eigenthümlich cyprische Kunst schon in den ältesten Zeiten sich entwickelte und fortdauerte bis zum Ende der Römerzeit.

Machen wir jetzt mit dem glücklichen Entdecker einen Gang zu seinen Hauptfundstätten. Es ist keine Frage, Cesnola gehörte unter die Schatzgräber; er grub nach feinem antiken Gold und Silber und nach Kunstsachen, die hohen Geldwerth besitzen. Aber es beseelte ihn dabei das edlere Verlangen, auch der Wissenschaft unbekannte Schätze zu bieten, welche einen Blick eröffnen in die dunklen Tiefen ältester Cultur- und Kunstgeschichte.



Männlich-weibliche Venus.

Cesnola hatte wie die anderen Consuln seine Wohnung an der Marine von Larnaka. Auf den Hügeln in der Nähe fanden sich Figuren aus Terracotta, die auffallend an Madonnenbilder erinnern. (S. Illustr. S. 656.)

Ohne Zweifel waren diese Bildnisse griechischer Art und rührten aus einer Zeit her, wo die phönizische Astarte, die Alles gebärende, Alles verschlingende Göttin dunkler Naturgewalten, sich unter der veredelnden Griechenhand bereits in die lichtschöne Aphrodite umgewandelt hatte, deren Name im Volksmund, wie ich selber auf Cypern gehört, als Aphroditissa auf die Panagia, die allheilige Mutter, übergegangen ist. (Siehe Illustr. S. 657.)

Diese und ähnliche Funde reizten ihn an, in die halb offenen Grabhöhlen einzudringen, die man in großer Menge bei Larnaka antrifft. Da that ihm jedoch der Kaimakam oder Districtsbeamte gebieterisch Einhalt, weil

Cesnola keinen Firman oder Erlaubnißschein von der Hohen Pforte besaß. Dem Kaimakam zum Aerger machte Cesnola nun einen Türken, welchen Jener verfolgte, zu seinem Kawassen oder amtlichen bewaffneten Schutzmann. Als der Kaimakam den Türken als Militärflüchtigen ergreifen und ins Gefängniß werfen ließ, wußte Cesnola die Sache mit solchem Eifer in Konstantinopel zu betreiben und zwei amerikanische Kriegsschiffe so zur rechten Zeit an die cyprische Küste zu rufen, daß die Türken ihm jede erwünschte Genugthuung leisteten und ihn fortan bei seinen Ausgrabungen ziemlich in Ruhe ließen. Denn der Türke befolgt ein Sprüchwort: „Küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst," ein Wort, das ganz von der Art ist wie das russische „Schlag' deinen Feind todt, aber verwunde ihn nicht." Der bloß Verwundete würde nämlich klagend Rache suchen, die Verwandten aber des Todten und die Gerichte lassen sich dort vielleicht abkaufen.

In dem Schatten mächtiger Platanen machte sich in einem Zelt mit Teppichen das Ehepaar Cesnola sein Sommerlager, als es aus der dunstigen Gluthhitze Larnaka's flüchten mußte. Zum Glück war dies bei Dali, wo im Alterthum der berühmte Venustempel zu Idalion prangte. Hier breitet sich eine große alte Begräbnißstätte aus. Mit seinem Firman bewehrt, begab sich Cesnola alsbald ans Werk, untersuchte in drei Jahren gegen zehntausend Gräber und holte „eine ungeheure Menge" Vasen, Geräthe und Bildwerke daraus hervor. Das Innere dieser backofenähnlichen Gräber, deren Fußböden von Ziegeln und deren Wände von Lehm mit Stroh gebaut waren, enthielt gewöhnlich drei Gerippe.



Aegyptischer Herkules.

In einem dieser Gräber wurde eine sehr alte, jedoch wohlerhaltene kupferne Schale gefunden, die in ihren Verzierungen recht deutlich zeigt, wie weit die Vermischung von ägyptischen und assyrischen Elementen auf Cypern zurückgeht. Einer thronenden Göttin wird hier ein Opfer gebracht unter Tanz und Musik. Die Gesichter tragen entschieden semitischen Grundzug, die Lotosblumen weisen auf Aegypten hin. (S. Illustr. S. 658.) — Nachdem man die ersten Wochen hindurch die Gräber stets

fünf bis acht Fuß tief in der Erde gefunden, zeigten sich plötzlich andere, die nur $3^1/_2$ Fuß unter der Oberfläche lagen und nicht mehr mit phönizischen oder altcyprischen Geräthschaften angefüllt waren, sondern mit griechisch-römischen, darunter auch goldenen Schmucksachen. Es hatte also ein weit späteres Geschlecht seine Begräbnißstätte über der viel älteren angelegt, jedoch leichteren Sinnes seine Todten nicht in solcher Tiefe geborgen. Eine kleine Stunde von Dali wurden dann zweiundachtzig der ältesten Gräber gefunden, darin Lanzen, Aexte, Messer und dergleichen von Kupfer, und eine Menge kleiner Figuren, die offenbar die ältesten rohen Darstellungen der Astarte oder cyprischen Venus sind.

Cesnola's Erfolge riefen unter Griechen, Türken und Franken ein kleines Ausgrabungsfieber hervor. Der französische Consul hatte jedoch nicht besonderes Glück; um so wichtiger war der Fund des englischen Bankdirectors Lang, der die Trümmer eines alten Tempels entdeckte und darunter eine Inschrift, welche dieselben Worte mit altcyprischen und griechischen Buchstaben gab. Jetzt ließ sich die sogenannte epichorisch-cyprische Schrift, vor welcher man schon so lange rathlos gestanden, entziffern, und es zeigte sich, daß die Sprache eine alterthümliche griechische Mundart war, herrührend von Einwanderern aus Arkadien.



Venuspriester.

Eine andere Fundstätte war die Umgegend von Athienu, eine Ortschaft, angeblich von venetianischen Edelleuten gegründet, die jetzt für Handel und Reisende die Maulthiere stellt. Wichtig erscheint von dort besonders ein Sarkophag, dessen Seitenbildwerk Scenen von Gelagen und Jagden, sodann ein Zweigespann darstellt und die Enthauptung der Medusa durch Perseus, der mit dem Haupte davongeht, während aus dem Halse der Geköpften Gestalten hervorsprossen. (S. Illustr. S. 659.)

Interessanter noch waren die Statuen von Priestern und Göttinnen, von denen drei hier nachgebildet werden.

Die erste Figur ist wahrscheinlich ein Standbild der Venus mit dem gekräuselten Barte. Die zugleich schmeichlerische und tyrannische Naturgöttin sollte ja auch beide Geschlechter in sich vereinigen. Der Busen wie die ganze Gestalt sind priesterlich verhüllt, in den Händen hat die Göttin ihr heiliges Täubchen und eine Schale, um es zu füttern — ein artiges Symbol. (S. Illustr. S. 660.) Eine andere Statue stellt den ägyptischen Herkules vor mit Keule und Löwenfell. (S. Illustr. S. 661.) Die dritte Statue ist ein Priester der Venus mit dem Symbol ihres Dienstes in der einen Hand, in der anderen ein Opfergeräth. Das Symbol wurde mit etwas Salz denen in die Hand gegeben, welche in den Tempel der Venus und seinen Lusthain zugelassen wurden. (S. nebenstehende Illustr.)

In Amathus machte Cesnola die Erfahrung, daß schöngebaute Gräber 40 bis 55 Fuß unter der Oberfläche des Bodens lagen. Er ließ sich aber nicht abschrecken, seine Bohrlöcher zum Untersuchen und seine Schachte zum Herausholen hineinzutreiben, und holte außer vielen Gold-, Silber- und Bronzesachen, Krügen und Vasen auch einen großen prachtvollen Marmorsarkophag hervor, welchen ich mit seinen seltsamen Venusfrauen noch bei ihm in Larnaka sah.

Am glücklichsten war der General auf der Stelle, wo im Alterthum die griechische

Stadt Kurion gestanden. Er hatte hier einen Mosaikfußboden aufgedeckt, unter welchem bereits früher ein Schatzgräber sieben Fuß tief gegraben hatte. Cesnola ließ, als auf einer Stelle der Mosaikboden hohl schallte, noch 27 Fuß tiefer graben und stieß auf einen in Fels gehauenen Gang, an dessen Ende eine Steintafel ein backofenförmiges Gewölbe verbarg. Nachdem an dreitausend Körbe Erde herausgeschafft waren, kam man in eine Kammer, in welcher sich Goldsachen fanden, und von dieser in eine zweite, dritte, vierte Kammer. Siehe da, man hatte einen alten Tempelschatz gefunden! Die vier Kammern waren alle mit eingedrungener Erde gefüllt, in dieser aber lagen von feinem Gold oder Silber eine große Menge Diademe, Halsbänder, Ohr- und Fingerringe, Amulette, verziert mit Bergkrystall und Edelsteinen, kostbare kleine Vasen und Schalen, herrliche Gemmen und noch Vieles der Art mehr. Es wogen z. B. von zwei Armspangen jede ein Pfund, und durch Inschriften wurde ihr Werth noch erhöht. Wie reizend der Schmuck der Frauen im Alterthum gearbeitet war, mögen nur zwei Ohrringe und das Mittelstück eines Halsbandes zeigen. (S. vorstehende Illustr.)



Ohrgehänge, Mittelstück eines Halsbandes.

Es muß diese Art Goldschmuck in der gesammten griechisch-römischen Damenwelt sehr verbreitet gewesen sein. Auf Kreta gelang es mir, eine Halskette mit Ohrringen von feinem Golde anzukaufen, die kurz vorher aus einem Grabe hervorgeholt waren. Die Rosetten sind ganz dieselben wie auf beigefügter Abbildung; ohne Zweifel wurden sie fabrikmäßig hergestellt. Die Anhängsel aber sind vertreten durch zwei kleine Vasen, so zierlich, daß man nichts Anmuthigeres sehen kann.

Wie die außerordentliche Menge von Frauenschmuck in den Tempelschatz gekommen, wird sich nicht mehr enträthseln lassen. Entweder barg man darin seine kostbarsten Sachen, wenn Feindeseinfall und Plünderung vor der Thür war, oder die Priester im Alterthum verstanden es meisterlich, die guten Frauen zu bewegen, ihren Goldschmuck den Göttern darzubringen.

Die Türken waren außer sich vor Aerger und Betrübniß, als sie hörten, wie reich Cesnola geworden. Der Pascha hatte sich einen Befehl von Konstantinopel erwirkt, daß der amerikanische Consul nichts, was er ausgegraben, von der Insel wegschaffen dürfe. Eine türkische Corvette kam und legte sich auf der Rhede vor Anker dicht vor seinem Hause. Doch wer wüßte nicht, mit welchen Mitteln man türkische Beamte bearbeiten kann? Cesnola erinnerte daran, daß er auch russischer Consul sei. Natürlich durfte nun der russische

Consul Alles verschiffen, was die Hohe Pforte dem amerikanischen streng verboten hatte.

So sind mit Ausnahme dessen, was von dem brennenden Unglücksschiffe auf dem kurzen Wege nach der syrischen Küste für immer ins Meer sank, all' die Schätze, die Cesnola aus den cyprischen Gräbern hervorgeholt, gerettet und werden in Verbindung mit den großen Ausgrabungen an anderen Punkten der einstigen Griechenwelt mächtig dazu beitragen, daß sich das Dunkel aufhellt, das über den anderthalb Jahrtausenden vor Christus lagert, daß insbesondere unsere Kenntnisse über Wanderung und Verbindung der Cultur und Kunst der alten Völker sich vermehren.

Troja, Mykene, Pergamum, Olympia, Cypern — welche glänzenden Namen in der Entdeckungsgeschichte nur eines halben Menschenalters! Wieviel hat eine der anziehendsten Wissenschaften, wieviel mehr noch die herrlichste Kunst dadurch gewonnen! Vier dieser Namen sind durch deutschen Scharfsinn, der von wissenschaftlicher Forschung geführt wurde, so hell geworden; einer nur gleichsam zufällig durch den glücklichen Umstand, daß ein italienischer Amerikaner nach der berühmten Insel kam, auf welcher sich ägyptisch-semitisch-griechische Cultur begegnete und in einander verschmolz.

Auf meinen Streifereien an den griechischen Gestaden sind mir öfter Stellen aufgestoßen, wo es nur einiger Spatenstiche bedurfte, um reiche Ernte zu halten. Auf eine der vorzüglichsten sei hier hingewiesen. Diese findet sich an der vorspringenden Halbinsel der afrikanischen Küste zwischen Tripolis und Aegypten, im Alterthum hochberühmt als Kyrenaika durch lebhaften Handel, Reichthum von Saaten, Fruchtgärten und Heerden, und durch hohe Cultur. Hier lagen fünf blühende Städte, wie Pentapolis, die Heimath des Philosophen Aristippos, der in der Kunst des Genießens eine Schule gründete, des Dichters Kallimachos, des Geschichtschreibers Eratosthenes und der weithin gesuchten Aerzte. Die vornehmste Stadt, Kyra, lag vier Stunden von der Küste entfernt auf der Hochebene zwischen zwei hohen Bergkuppen, auf der einen Kuppe ragte die Akropolis, auf der anderen der Apollotempel, neben welchem die Quelle Kyra entsprang, die jetzt noch fließt und den Namen Ain-esch-schodah führt. Der Abhang der Hochebene nach dem Meere zu ist ziemlich steil, jedoch voll Wald und Grün und Quellen. Bei Derne giebt es einen kleinen Palmenwald. Um hinzukommen, müßte man in Tripolis oder Alexandrien ein Fahrzeug ausrüsten, ein kleines Segelschiff würde genügen, hinter der vor der Küste liegenden kleinen Insel Bomba fände es sicheren Schutz und Ankergrund. Früher stand das Gebiet unter dem Pascha von Tripolis. Da aber die Türken erfuhren, daß Franzosen und Nordamerikaner sich gern der guten Häfen und Handelsvortheile an dieser Küste versichert hätten, so zog die Hohe Pforte das Land vor zwölf Jahren an sich, gab ihm eine regelmäßige Verwaltung und legte sogar eine Colonie an, die jedoch, wie alle türkischen Gründungen der Art, mißlang. Ein Ferman müßte also zuerst in Konstantinopel beschafft werden; dann würde sich mit den Arabern und Berbern, welche oben auf der Hochebene nomadisch hausen, wohl ein förderlicher Verkehr anknüpfen lassen.





Henrik Ibsen's Nora.

Von

Friedrich Spielhagen.

Mag Henrik Ibsen's Name zur Stunde noch wenig außerhalb der Grenzen seiner nordischen Heimath genannt werden, die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo der Ruhm des Dichters, der nach mancherlei verfehlten Anläufen schließlich so meisterhaft die höchsten Gesetze der Kunst zu erfüllen versteht, über die fernsten Länder erschallen wird."

Ich will nicht behaupten, daß dies Wort des trefflichen, zu früh verstorbenen Adolf Strodtmann aus dem Jahre 1873* heute bereits buchstäblich in Erfüllung gegangen ist oder jemals gehen wird; daß es aber, für Deutschland wenigstens, dazu einen starken Ansatz nahm, mußte Jeder einräumen, der sich im Frühling des vergangenen Jahres in der Berliner Gesellschaft bewegte.

Nicht bloß in der specifisch literarischen. Wohin man kam — in jedem der Kunst und Literatur holden Salon — überall fand man mitten zwischen den illustrirten Prachtbänden jenes unscheinbare gelbe, „für zwanzig Pfennige einzeln käufliche" Heftchen No. 1257 der Reclam'schen Universalbibliothek mit dem Titel: „Nora. Schauspiel in drei Aufzügen von Henrik Ibsen. Deutsch von Wilhelm Lange"; und man konnte mit ziemlich sicherer Chance des Gewinnens eine Wette darauf eingehen, es werde innerhalb der nächsten Viertelstunde von irgend einer schönen oder nicht schönen Lippe der klangvolle Name der Heldin des Schauspiels ausgesprochen werden und sich daran sofort eine lebhafte Discussion knüpfen, deren Ende nicht leicht abzusehen war. Ja, mit der Lebhaftigkeit war es meistens nicht gethan; oft genug steigerte sich dieselbe zu einer eben nur noch durch die gesellschaftliche Sitte verhüllten Leidenschaftlichkeit, als handele es sich um Freihandel oder Schutzzoll, Mozart oder Wagner. Und in diesen und ähnlichen heiklen Fragen habe ich doch selbst erhitzte Gegner manchmal schließlich zu einer Art von Verständigung gelangen, zum mindesten ein Compromiß schließen sehen. In der Nora-Frage gab es keine Verständigung, kein Compromiß. Schwarz blieb schwarz und weiß blieb weiß und damit basta!

Allerdings nur für den Punkt, um den sich die Debatte einzig und allein gedreht hatte und der immer derselbe und völlig unverrückbar war: nämlich das in dem Schauspiel aufgeworfene ethische Problem. Die ästhetische Seite der Frage, das Kunstwerk, der dramatische Werth der Dichtung — darüber ging man sofort zu der bewußten Tagesordnung über, nachdem man zuvor einstimmig und ohne Debatte decretirt, erstens: daß an der ungeheuren theatralischen Wirkung des Stückes nicht zu zweifeln sei; zweitens: daß es in Deutschland nur eine Künstlerin gebe, welche die Titelrolle spielen

* Das geistige Leben in Dänemark. Von Adolf Strodtmann. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1873.

könne, und das sei Frau Hedwig Niemann-Raabe.

Ich weiß, es klingt wie nachträgliche billige Ruhmredigkeit und doch ist es die lautere Wahrheit: ich hatte — vielleicht nicht vom ersten Moment an, aber nach wiederholter sorgfältiger Lectüre des Buches — starke Bedenken gegen die unbedingte Richtigkeit der ersten These, und nicht zum wenigsten deshalb, weil ich mich voll und ganz zu der zweiten bekannte. Ich sagte mir — doch das gehört an eine andere Stelle; ich bitte den Leser, mir freundlich in der Relation dessen weiter zu folgen, was ich — um mit dem gelehrten Verfasser der griechischen Literaturgeschichte, Bernhardy, zu reden — die „äußere“ Geschichte Nora's nennen möchte.

Das Stück, das in unseren und sicher in unzähligen anderen Kreisen eine so große Sensation hervorgerufen, hatte endlich aufgehört, bloßes Buchdrama zu sein. Es war aufgeführt worden: in München, dann in Frankfurt, und der Erfolg — war kein sensationeller gewesen. Im Gegentheil: an dem ersteren Orte waren nur die beiden ersten Acte von einem noch dazu nicht einmal unbestrittenen Erfolge begleitet worden, der dritte hatte bis zur Verstimmung befrembet. Noch schlimmer lauteten die Nachrichten aus Frankfurt: es schien, als habe man die große Novität, Alles in Allem, abgelehnt. Die Berliner Nora-Schwärmer ließen die Köpfe hängen — nur ein wenig. Gab es doch in Deutschland nur eine Künstlerin u. s. w. — und die hatte doch nun eben weder an der Isar noch am Main gespielt. Die saß noch immer in Berlin oder — es war inzwischen Sommer geworden — an dem schönsten Punkte einer schönen Gegend und studirte Nora, immer Nora; und wenn die Zeit erfüllet und die geniale Frau mit ihrem Studium zu Ende wäre, und nun endlich, endlich — „die vorletzte Scene im zweiten Acte, wissen Sie, wo sie die Tarantella tanzt, während“ — „Ich weiß, ich weiß: es muß grandios werden!“ — und die beiden Eingeweihten überrieselte ein Schauer des Entzückens bei der Vorahnung des Genusses, der ihrer harrte.

Und nun war es den Hamburgern vergönnt, vor uns dieses Genusses theilhaftig zu werden; und — am Ende konnte man sich so sehr nicht darüber wundern. Ja, wenn es sich um Soll und Haben, Austern und Trüffeln gehandelt hätte! Aber Nora! was versteht der — Hamburger von Nora, und wenn sie ihm eine Hedwig Niemann-Raabe vorspielt!

Das war nun gewiß sehr ungerecht gegen die braven Hamburger, aber es war verzeihlich; — ein grimmiger Ausfall gleichsam der hart und immer härter bedrängten, durch die Nachrichten aus Hamburg fast zur Verzweiflung getriebenen Nora-Enthusiasten. Denn diese Nachrichten lauteten nicht oder doch kaum anders als die aus München und Frankfurt, besonders wenn man sie nicht aus den Zeitungsberichten las, sondern im vertraulichen Gespräch von denen, welche der Vorstellung beigewohnt, an Ort und Stelle einsammelte, wie ich es in der Lage war, als ich, von einem Nordseebade zurückkehrend, Ende September durch Hamburg kam. Natürlich war das Stück „höchst bedeutend“; natürlich hatte Frau Niemann „ganz ausgezeichnet“ gespielt, aber — man kam nicht recht mit der Sprache heraus, auf deutsch: man wußte nicht recht, wie man sich zu dem wunderlichen Dinge stellen sollte.

Wir werden es wissen, sagten die Berliner Enthusiasten.

Ich sagte es nicht.

Der hochverehrte Freund und College, neben den mich bei der ersten Aufführung von Nora im Residenztheater ein glücklicher Zufall brachte, kann es mir bezeugen. Es ist seine löbliche Gewohnheit, ein Stück, das er nachträglich besprechen muß,* nicht vorher aus dem Buche, sondern erst von den Brettern herab kennen zu lernen, und er hatte auch diesmal über den hochgehenden Wogen der Nora-Discussionen den kritischen Kopf frei erhalten. So durfte ich ihm denn in den Minuten vor dem Aufgehen des Vorhanges eine kurze Analyse des Stückes geben, welche sich, fürchte ich, bei der Unruhe um uns her und bei der Unruhe in mir selbst durch transparente Klarheit gerade nicht

* Die Besprechung ist, während ich diese Zeilen schreibe, noch nicht erschienen. Jedenfalls wird sie einen interessanten Abschnitt des nächsten jener Berichte ausmachen, in denen mein verehrter Freund von Zeit zu Zeit „die Berliner Theater“ Revue passiren läßt.

auszeichnete. Dafür sprach ich ganz klar und rückhaltlos meine Besorgniß aus, es werde der Abend nicht halten, was er oder was sich die Nora-Enthusiasten von ihm versprochen; es werde — mutatis mutandis — in Berlin gehen, wie es in München und Hamburg gegangen.

Und nachdem ich — nicht aus Furcht vor dem nachbarlichen kritischen Kopf, sondern einfach der bangen Stimme in mir folgend — meine arme Seele so salvirt, glaubte ich wirklich auf Alles, was kommen würde, gefaßt zu sein.

Ich hatte mich doch getäuscht; ich hatte doch im Stillen gehofft, es werde dessen, was hier unter so exceptionellen Umständen und Verhältnissen sich nothwendig verändern müsse, mehr — viel mehr sein.

Ich spreche nicht von dem Spiel der Frau Niemann, überhaupt nicht von der Darstellung — darüber soll weiter unten geredet werden. Ich spreche von dem Publikum und der Aufnahme, welche das Stück fand. Das Publikum war wohl fraglos das beste, welches Berlin für solche Gelegenheiten zu stellen hat — ein nicht durchweg, aber in seiner Mehrheit hochgebildetes, durch Nachdenken und Uebung in dramatisch-theatralischen Sachen wohlgeschultes, Alles in Allem leicht empfängliches, ja bis zum Enthusiasmus entzündliches Publikum. Und welche Aufnahme gewährte es Nora? dem viel besprochenen, längst erwarteten, heiß ersehnten Stück, zu dessen Première es aus allen Enden der Stadt herbeigekommen war und das kleine Theater bis auf den letzten Platz gefüllt hatte?

Eine laue Aufnahme, oder eine, deren Temperatur beträchtlich unter den hochgespannten Erwartungen blieb? Das wäre für den Nora-Schwärmer gewiß schon recht betrübsam gewesen. Aber es kam viel, viel schlimmer. Es ist das schwer zu beschreiben. Man muß es eben selbst erlebt, an seinen eigenen Nerven durchgemacht und sympathisch durchgelitten haben: diese sonderbare Unruhe, welche, erst ganz vereinzelt, ganz leise, hier und da in dem Hause entstehend, aus dem Hause aufsteigend, sich nur dem feineren, argwöhnischeren Ohre bemerklich macht, dann größere Kreise ergreift, wieder zu entschlummern scheint, um plötzlich in dem ganzen Publikum auf einmal zu erwachen — aber nun nicht mehr als schüchterner individueller Zweifel, dem Nachbar flüsternd mitgetheiltes Bedenken, sondern als souveräne, mißbilligende, verurtheilende vox populi. Und dann jenes grausame, kaum unterdrückte Lachen an einer Stelle, auf deren tieftragisch ergreifende Wirkung der Enthusiast gebaut hatte wie auf einen Felsen, bis er zu seinem Entsetzen bemerkt, daß unter jenem dämonischen Lachen der Granit sich in verstiebenden Wüstensand verwandelt — es war ein böser Abend, fast so bös, als wäre Einem selbst ein Stück durchgefallen.

Ich hatte, als ich nach Hause fuhr, die bestimmte Empfindung, daß Nora durchgefallen; wenn es hoch kam, einen succès d'estime erzielt hatte, den man dem Fleiß und dem Talent des Autors nicht versagen konnte.

In den folgenden Tagen schlichen die Nora-Enthusiasten verstimmt umher, und die nun erscheinenden Kritiken waren nicht dazu angethan, den gesunkenen Muth zu heben. Von denen, welche mir zu Gesicht kamen, ging die der „Gegenwart“* am schärfsten mit dem Stücke ins Gericht und dazu noch in einer anderen als der rein bildlichen Bedeutung. Der ingeniöse Verfasser hatte den neckischen Einfall gehabt, das Sujet des Stückes als „Fall Nora contra Helmer“ (Urkundenfälschung unter eigenthümlichen Umständen) in die Form eines regelrechten Berichts aus dem Gerichtssaal zu bringen, um daran eine eigentliche kritische Besprechung zu knüpfen, in welcher er seine der meinigen völlig entgegenstehende Ansicht mit so viel Geist und Folgerichtigkeit darlegte und begründete, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm auf der Stelle brieflich für das Vergnügen zu danken, welches er mir durch seine Kritik bereitet, mit der Hinzufügung: „Sie haben mich beinahe völlig überzeugt.“

Ich mußte wohl sehr deprimirt sein; so, wie es ein Advocat sein mag, der seinen Clienten ehrlich für unschuldig hält und hofft, daß er es werde beweisen können, und vor dem nun sein schlagfertiger beredter Gegner ein Bild des armen Sünders enthüllt, so schwarz, so aller Gnade bar, daß er, als der Mann — mit einem letzten erschütternden Appell

* No. 48 vom 29. November.

an das Gerechtigkeitsgefühl der Richter und der Geschworenen — endet, bei sich spricht: Beim Himmel, der Mann hat mich beinahe völlig überzeugt!

Beinahe, das heißt: nur zum Theil, das heißt: nur halb, das heißt: ganz und gar nicht.

Und der Advocat neigt sich zu seinem Clienten und flüstert ihm zu: die Sache stehe allerdings in diesem Augenblicke nicht gut für ihn, aber er (der Advocat) hoffe noch immer das Beste; jedenfalls wolle er sehen, was sich thun lasse.

In der That glaube ich, daß in Sachen Nora, trotz Allem, was schon darüber gesagt und geschrieben, noch sehr viel zu thun ist.

Ich will es hier versuchen.

Zuvor eine Bemerkung.

Ich erlaube mir, die Bekanntschaft des Stückes, wenn nicht von der Bühne, so doch aus der Lectüre des Buches, bei dem Leser vorauszusetzen. Anderenfalls muß ich ihn freundlichst ersuchen, bevor er weiterliest, das Versäumte nachzuholen. Und daß ihn die wenige Zeit und Mühe, welche ihn das kostet, nicht gereuen wird, kann ich ihn auf das bestimmteste versichern.

Und nun zur Sache.

Es ist eine immer wiederkehrende Klage, daß unsere modernen Dramen nur zwangs- und deshalb unpassenderweise in dialogische Form gebrachte Novellen und Romane sind. Diese Klage ist nur zu oft gerechtfertigt. Und zwar aus einem Grunde, welcher fast so triftig und zureichend ist wie der, warum ein Kameel oder meinetwegen ein Schiffstau nicht durch ein Nadelöhr geht. Ich sage: fast; denn ich will angesichts gewisser Beispiele, die denn doch stark dafür zu sprechen scheinen, die Möglichkeit der Entstehung von Vollblutsdramen auch heutigen Tages nicht in Abrede stellen; aber ich glaube, außer bei unseren jugendlichen dramatischen Heißspornen, kaum auf Widerspruch zu stoßen, wenn ich behaupte, daß dieser Entstehung ein Umstand widerstrebt, der die Chance des glücklichen Vollbringens verschwindend klein macht. Dieser Umstand ist die veränderte Beschaffenheit unseres geistigen Auges, welches dramatisch zu sehen so gut wie verlernt hat; dieselbe Beschaffenheit, aus welcher Wilhelm von Humboldt die nothwendige Genesis der sentimentalen Dichtkunst bei den modernen Menschen deducirt im Gegensatz zur naiven der Alten.

Welches ist diese Beschaffenheit?

Die, daß wir, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht mehr mit dem natürlichen Auge, sondern immer gleichsam durch ein Mikroskop schauen und so ein unendlich Mannigfaltiges überall erblicken, wo jenes nur ein höchst Einfaches zu sehen glaubte, vielmehr in seiner Weise wirklich sah — ein Einfaches, welches in seiner Bruchlosigkeit und leichten Uebersichtlichkeit der künstlerischen Auffassung und Verwerthung auf halbem Wege entgegenkam. Auf diesem einfachen Sehen oder diesem Sehen des Einfachen beruht aber eben die naive Kunst und beruht die dramatische Kunst, mit der allein wir es hier zu thun haben. Für den Dramatiker gilt, was für den römischen Prätor galt: Minima non curat. Wehe ihm, wenn ihm das Drum und Dran zu sehr am gewissenhaften Herzen liegt; es ihm nicht genügt, die starke Pfahlwurzel des Menschenbaums erkannt zu haben, sondern er dem Gewirr der Triebwurzeln bis in die kleinsten und feinsten Verzweigungen und Verästelungen nachspürt! — „Bohrt ihr mir einen Esel? — Ich bohre einen Esel!“ und die Klingen heraus und Schlag um Schlag! Das ist dramatisches Leben, das ist dramatisches Blut, wie es die Feuerseele Shakespeare's füllt und durch jede Zeile, die er geschrieben, pulsirt; und von dem ein Tropfen in unser bedächtiges Blut zündend überspringt, sobald wir in seinen Zauberkreis treten, unser ganzes Wesen ergreifend und wandelnd, daß uns sein holder Wahnsinn als die einzig normale Methode erscheint, die menschlichen Dinge zu sehen und zu beurtheilen. Wer in der Welt hat je danach gefragt, wie es denn nur gekommen sein mag, daß Lear's Töchter so gar verschieden arten konnten? Hatten sie verschiedene Mütter? hatten sie überhaupt eine Mutter? Sollte Edmund sein böses Gemüth durch alle die Jahre engsten Zusammenlebens so durchaus zu verbergen gewußt haben, daß er nun zuletzt den Bruder, den Vater völlig ahnungslos treffen kann? Sollte Jago's wahnsinniger Haß gegen Othello nicht noch aus einem anderen Grunde entspringen, den der

Dichter nicht gekannt oder anzuführen vergessen hat? Und so in infinitum.

Aber es ist auch nur der eine Shakespeare, vor dessen Majestät dergleichen wohl aufzuwerfende Fragen ehrfurchtsvoll verstummen, mit denen wir freilich einen modernen Dramatiker gar nicht zu behelligen brauchen. Denn der gewissenhafte Mann ist bereits mit einem ungeheuren Fragekasten, den er selbst bis an den Rand gefüllt, an sein Werk gegangen; und sein Werk wird wesentlich darin bestanden haben, den ominösen Inhalt desselben Punkt für Punkt zu erledigen. Und wird nicht geruht haben, bis er über das Wo? und Wie? ein sonnenklares Licht gebreitet und das letzte kleinste Warum? aus seinem verborgensten Schlupfwinkel glücklich aufgestöbert hat. Und so lange und so eifrig und mit so feinen Werkzeugen an seinem dramatischen Bogen geschnitzelt haben, bis das Ding ihm schon unter den Händen oder doch ganz gewiß zerbricht, sobald man die bekannte fürchterliche Probe mit ihm anstellt.

Vielleicht um so sicherer zerbricht, je härter das Material war, je mehr es von der Art des Stoffes hatte, aus dem der Bogen einzig und allein geschnitzt werden kann.

Oder, um ohne Bild zu sprechen: der Widerspruch zwischen Zweck und Mittel, zwischen Intention und Ausführung wird um so greller hervortreten, um so peinlicher berühren, je tiefer der Dichter die Unversöhnlichkeit der Gegensätze, welche sich im menschlichen Leben unablässig einander bekämpfen, in dem eigenen leidenschaftlichen Herzen empfindet; je inniger er bemüht gewesen ist, diesen Kampf auf seinen einfachsten tragischen Ausdruck zu bringen, die letzten Consequenzen zu ziehen, das mitleidslose Facit rein herauszurechnen.

Alle Welt ist einig in dem überaus peinlichen Eindruck, den „Nora" auf jedes Gefühl macht, das nicht einmal zart, sondern nur gesund zu sein braucht; und dieser durchaus berechtigte Eindruck ist eben die nothwendige Folge und der subjective Ausdruck jenes verhängnißvollen, in der Sache selbst liegenden Widerspruchs.

Was hat der Dichter mit der „Nora" eigentlich beabsichtigt?

Dasselbe, was er noch mit jedem seiner Werke beabsichtigte.

„Weshalb" — fragt G. Brandes in einer von Strodtmann angezogenen Stelle* — „weshalb greift Ibsen zu der wilden Tragik und dem großartigen Grausen der Völsungasage zurück, das er nur unfreiwillig und durch einen Mißgriff verringert, indem er die Heroen der Sage zu Menschen aus der späten Vorzeit herabsetzt? Um dies Bild der Gegenwart vorzuhalten, um ihr zu imponiren; um dies schwache, in Halbheit versunkene Geschlecht zu beschämen, indem er ihm die ganze Größe seiner Vorfahren weist, — die Leidenschaft, welche ohne Rücksicht nach rechts und links fessellos ihrem Ziele entgegenstürmt, den Stolz und die Stärke, die karg an Worten ist, die schweigt und handelt, schweigt und duldet, schweigt und stirbt; diese Willen von Eisen, diese Herzen von Gold, — Thaten, welche nach tausend Jahren noch nicht vergessen sind. Da, seht euch im Spiegel!"

Der Spiegel hängt vielleicht etwas niedriger, aber doch noch immer zwischen Himmel und Erde in dem dramatischen Gedichte „Brand",** das Strodtmann „eine Schöpfung" nennt, „die sich an Gedankentiefe einzig mit Goethe's Faust vergleichen läßt, der es aber leider mehrfach an Klarheit und Verständlichkeit der Motive fehlt." Ich gestehe, daß mir der Vergleich mit Faust etwas sehr gewagt erscheint; um so stichhaltiger ist der daran geknüpfte Vorwurf. Aber auch freilich nur, wenn man ihn auf die Einzelheiten bezieht; im Großen und Ganzen sind die Motive des Helden vollkommen klar und verständlich. Oder vielmehr das Motiv, denn er hat nur Eins, aus dem sein Denken und sein Handeln mit Nothwendigkeit resultirt: den energischen, durch keinen Widerspruch der stumpfen Welt, durch kein Mißgeschick, durch kein grausigstes Unglück, das ihn trifft, zu beugenden Willen, sich zu Gott durchzuringen, von dem geschrieben steht: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen"; und abermals: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im

* Ich bitte diejenigen, welche sich über Ibsen's Entwickelungsgang genauer unterrichten wollen, das Weitere in Strodtmann's bereits angeführtem Buche S. 204 bis 258 nachzulesen.

** Uebersetzt von P. F. Siebold (Kassel 1880) und sonst mehrfach.

Himmel vollkommen ist.“ So, in strengster heiligster Uebung des Gebotes, sorgt denn auch der Held nicht für sein Leben und nicht für seinen Leib; er sorgt nur für die Heerde, die ihm anvertraute, die stumpfe Heerde, die ihn Mutter und Weib und Kind und Alles opfern läßt, um ihn hinauszustoßen in die heulende Wildniß, wo die Schneelawine sich über ihn wälzt, aus der er, bevor sie ihn vollends begräbt, noch seinen Klageschrei zum Himmel ruft:

Gieb mir Antwort, Gott, im Sterben:
Kann uns Rettung nicht erwerben
Manneswille quantum satis —?

worauf die „Stimme von oben“ antwortet:

Er ist Deus caritatis.

Man sieht, die Lösung des Räthsels ist wie bei Faust in den Himmel verlegt, weil dort, wie hier, die Erde keine zu bieten scheint. Denn wenn der Mensch irrt, so lange er strebt, und strebt, so lange er lebt, so irrt er eben, so lange er lebt, und ist aus diesem verhängnißvollen Cirkel kein Ausweg, und die bösen Pessimisten behaupten, daß eben darum das Leben selbst der Grundirrthum ist, aus dem uns nicht einmal der gemeine landläufige Tod, sondern nur jenes mystische Nirwana-Sterben erlösen kann.

Ibsen ist nun ein solcher Pessimist bis in den tiefsten Grund seiner leidenschaftlichen Seele hinein. Die Menschheit en bloc ist ihm die störrische, stumpfsinnige Masse, die noch nie auf ihre Propheten gehört, noch immer sie, die ihr Gefühl und Schauen offenbarten, in die Wildniß gestoßen oder gekreuzigt und verbrannt hat. Und die gute Gesellschaft! Daß sich Gott erbarm'! wie elend muß es um sie stehen, wenn sich dies ihre Stützen* nennen dürfen? ja, wenn sie es, in einem gewissen Sinne, wirklich sind: diese klatschsüchtigen Wohlthätigkeitvereins-Strümpfe strickenden Kaffeeschwestern, dieser salbadernde Hülfsprediger, diese bibelfesten Jobber und Fixer, dieser „Herr Consul“, der sämmtliche gemeinnützige Anstalten seiner Stadt gestiftet und alle und Alles — seine ganze bedeutende, beneidenswerthe, vielbeneidete Existenz — auf eine Lüge basirt hat, — eine grundgemeine Lüge, in die er sich selbstverständlich immer tiefer und tiefer verstricken muß, bis ihn — nicht von der Intention — nur von der Ausführung des niederträchtigsten feigsten Verbrechens der wunderbarste Zufall errettet, der Erschütterte in sich geht, vor der ganzen „Gesellschaft“, die ihn zu feiern gekommen ist, ein stark verclausulirtes, jedenfalls sehr unvollständiges, sehr verhülltes Pater peccavi sagt und eine Besserung verspricht, an welche glauben will, wer mag.

Freilich, wie kann die Gesellschaft anders sein, wie kann sie fester stehen, wenn das Fundament, auf welchem sie sich aufbaut: die Familie, und des Fundamentes Grundstein: die Ehe, durch und durch zermürbt und verrottet sind? Oder fangen neun Zehntel dieser Ehen nicht an mit der Frage nach dem, wonach nur die Heiden trachten? Und entspricht dem unheiligen Anfang nicht die Fortsetzung bis ins Grab, bis über das Grab hinaus in der Trauer, die der betreffende Hinterbliebene zur öffentlichen Schau trägt, ohne sie innerlich zu empfinden, oder, wenn er sie momentan empfindet, zu vergessen, bevor die Schuh' verbraucht? Und so gegen den Todten weiter lügt und trügt, wie er gegen den Lebenden gelogen und getrogen? Warum auch nicht? der Andere würde es genau ebenso machen; alle Welt macht es ebenso und befindet sich ganz wohl dabei, um so wohler, mit je größerer Virtuosität und Feinheit sie die Komödie spielt. Keine Komödie der Irrungen! man kennt ja hinüber und herüber die Mätzchen und Grimassen ganz genau und holt sich seine Tugendschminke und die falschen Großmuthsedelsteine aus demselben Laden! Im Gegentheil: ein Irrthum wäre nur möglich, wenn Einer auf den dummen Gedanken käme, von Zeit zu Zeit die Wahrheit sagen zu wollen, oder gar auf den erz- und urdummen, eine ehrliche Seele zu sein, eine liebevolle — das geht ja denn so Hand in Hand —, die sich der Wahrheit freut und der Ungerechtigkeit schon deshalb nicht, weil sie kaum eine Ahnung davon hat, was das wohl sein mag. Da kann denn freilich Irrthum, Verwirrung, ja, wenn's das Unglück will, das größte Unglück nicht ausbleiben.

Setzen wir, als den wahrscheinlicheren,

* Die Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in vier Aufzügen. Deutsch von Wilhelm Lange. Der Universalbibliothek Nr. 958.

den Fall, daß die Frau jene dumme, ehrliche, wahrhaftige, gerechte Seele ist — was wird geschehen? Vor Allem wird sie, als Frau, die robuste Kraft nicht haben, mit der wohl einmal ein ehrlicher Kerl sich seinen Weg über den Markt des Lebens bahnt; nicht die physische und nicht die geistige, um so weniger, als absolut nichts geschehen ist, ihren Geist zu entwickeln, zu formen, zu stählen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Mutter dies schwierige Geschäft hätte unternehmen können; sie wäre denn eine Auserwählte von Tausenden gewesen. Jedenfalls ist sie dem armen Kinde früh gestorben und hat es in der Obhut einer Wärterin zurückgelassen, die sich damit begnügen mußte, es groß zu ziehen, wie das ein armes, ungebildetes, beschränktes Mädchen vom Lande eben versteht und kann. Und der Vater? O, das war ein sehr geistreicher, in der Gesellschaft unendlich beliebter Mann, der natürlich für die Gesellschaft leben und viel, sehr viel Geld verdienen mußte. Und dann die Geschäfte, die langweiligen, verdrießlichen Geschäfte eines Beamten, um so verdrießlicher, als man sich seinen Vorgesetzten gegenüber durchaus nicht ganz unangreifbar weiß. Und der vielgeplagte Mann sollte die Zeit gehabt haben, sich um sein kleines Töchterchen zu bekümmern? in ihr junges, liebebedürftiges Herz Eingang zu suchen? von ihrem Herzen aus auf ihren bildsamen Verstand, ihren lebhaften Geist einzuwirken? sie die Welt sehen zu lassen durch seine klugen, ach! allzu klugen Augen? Geht doch! Die kleinen Hände sind nur da, ihm die Falten wegzustreichen von der sorgenvollen Stirn! Die böse Kassenrevision! Aber ihr Lachen ist so silberhell; laß sie lachen! mache sie lachen! lache mit ihr! Für den nöthigen Ernst wird schon das Leben sorgen, obgleich sie an der Seite des jungen, exemplarischen Mannes —

O, des exemplarischen Mannes!

Oder verdiente er das schmückende Beiwort nicht, dieses Muster von einem pflichttreuen, integren Beamten, der sich den Finger abhacken würde, an dem ein Geldstück der ihm anvertrauten Gelder hangen bliebe, und wenn's nur Gott im Himmel sähe! dieser Gentleman born and bred, der seine Ideen so strenge in Ordnung hält wie seine Cravatten, und seine Ehre so blank wie seine Stiefel, und der innerlich so reinlich ist wie äußerlich, daß er in der Nähe von Personen, an denen ein moralischer Makel haftet, geradezu ein körperliches Unbehagen empfindet! Und welch ein Ehemann! thut er seiner kleinen Frau nicht Alles zu Liebe, was er ihr an den Augen absehen kann? gewährt er ihr nicht jeden Wunsch, selbstverständlich, so weit seine etwas beschränkten Mittel reichen? geht seine uneigennützige Liebe zu ihr nicht so weit, daß er mit ihrer Anmuth, ihrer Schönheit förmlich vor den Leuten prunkt, richtige Parade mit ihr macht und den Beifall der Leute entgegennimmt, als habe er ihn selbst verdient? Freilich in der verschwiegenen Stille ihres traulichen Heims belohnt er sie dafür auch durch eine Zärtlichkeit, die so echt ist, daß er nach sieben vollen Jahren sie mit dem stolzen Geständniß beglücken kann: er liebe sie noch immer wie seine Braut. Und dabei — welch ein Mann! — macht ihn seine echte Zärtlichkeit gar nicht blind gegen die kleinen Schwächen seines Singvögelchens, seines Eichkätzchens; er ist sogar im Stande, sie ganz ernsthaft zu schelten; und selbst wenn sie große Schwächen hätte — aber woher soll sie die haben an der Seite des Musters eines Beamten, Gentleman und Gatten! oder wenn sie je dergleichen gehabt, in die Ehe mitgebracht hätte, so wären sie längst evaporirt wie Nebel im Sonnenlicht an der Seite des Musters eines Beamten u. s. w., ohne daß er auch nur den Mund aufzuthun, jemals über die tieferen Fragen des Menschenlebens mit ihr zu sprechen brauchte. Offen gestanden: er hat dazu keine Zeit, und endlich: er ist doch auch kein Nachmittagsprediger oder verstaubter Philosophieprofesser, sondern das Muster eines Beamten u. s. w.

Und sie?

Sie läßt es eben geschehen. Sie hat es nie besser gekannt, und es ist ja auch, wie es ist, so gut. Alle Welt liebt sie, und sie liebt alle Welt, und sucht die Welt — die kleine Welt, in der sie sich bewegt — so glücklich zu machen, wie sie kann. Und „sucht" ist eigentlich ein falscher Ausdruck; sie ist sich dabei, Gott weiß es, keiner Absicht bewußt; wie die Sonne Licht spendet, weil sie licht ist, so spendet sie Liebe, weil sie liebevoll ist; und sieht sich die Menschen, denen sie

Gutes und Liebes erweist, so wenig darauf an, ob sie's etwa verdienen, wie die Sonne, die gleicherweise über Gerechte und Ungerechte scheint. Die Menschen nur? ach, wenn sie könnte, sie würde den Tauben die Köpfe wieder aufsetzen und sie, händeklatschend, zum offenen Fenster hinausschicken in die sonnige Morgenluft, und die Hühner, die morgen geschlachtet werden sollen, heute wenigstens noch mit Makronen füttern. Freilich, wenn ihr aus einem Menschenantlitz die Freude, die sie bereitet, zurückstrahlt, so ist es doppelt Freude; und so giebt sie dem Träger, der fünfzig Pfennige fordert, eine Mark, und verzieht ihre Dienstboten und spielt und jubelt mit ihren Kindern, und ist ihres Gatten Eichkätzchen und Singvögelchen, weil es scheint, daß es ihn glücklich macht, wenn er an ihr ein Eichkätzchen und ein Singvögelchen hat; und die Freundinnen und Freunde, die ins Haus kommen, haben es darum nicht schlechter, besonders der gute Doctor, der so krank und oft so melancholisch ist, und dem man offenbar noch einige Extrarosen auf seinen dunklen Lebensweg streuen muß. Liebt sie den Doctor, was man in der Welt so nennt? Vielleicht, vielleicht auch nicht; sie hat nie darüber nachgedacht. Am Ende liebt sie auch nicht ihren Mann? O doch, gewiß! aber vielleicht nicht mehr als den Anderen, oder doch nur deshalb mehr, weil er „der Nächste dazu" ist. Aber ist denn diese Frau eine Idiotin ohne Verstand? oder allerhöchstens eine spielfrohe, seelenlose Undine? Nun, den Verstand der Verständigen hat sie sicher nicht, und was die Seele betrifft: wenn sie keine hat, — durch die Liebe kann ihr keine werden, denn ihr ganz eigentliches Element, in dem sie lebt und webt, ist die Liebe. Aber sie hat eine Seele, eine hochgespannte, anspruchsvolle Seele, und ein furchtbarer Tag wird kommen, wo sie sich zu ihrem Entsetzen dieser Seele bewußt wird.

Gottes Mühlen mahlen langsam. Hier werden sie sieben Jahre brauchen, sieben Jahre, in denen das gute Kind das Geheimniß der großen That ihrer Liebe — der einzigen Liebesthat, auf die sie stolz ist — gehütet hat wie ihren Augapfel. Tausendmal hat es ihr auf den lächelnden und doch leise zuckenden Lippen gelegen; zehntausendmal hat's in ihrem liebevollen und doch ängstlichen Auge gestanden — eine kleine Frage, ein verständnißinniger Blick nur — und das Geheimniß wäre herausgewesen! Aber er hatte gerade immer in seinen Acten zu lesen, oder er mußte mit dem Eichkätzchen tändeln und hat's nie gesehen, nie geahnt, und darüber war sie sehr froh, denn ein Bischen gescholten hätte er doch — wie eine Mutter ihr Kind schilt, das, um die Erwartete ein wenig früher zu sehen, mit dem Kopf durch die Fensterscheibe fährt — und dann, wo blieb der große Trümpf, den sie für das Spiel ihrer Liebe und ihres Lebens — zwei Dinge, die für sie identisch sind — in der Hand behalten wollte, wenn Eichkätzchen und Singvögelchen, die kleinen Atouts, von dem bösen Gegner Zeit mitleidslos weggestochen waren!

Und es kommt der Tag, und es kommt die Stunde. O, des furchtbaren Tages! o, der furchtbaren Stunde! Sie that's „aus Liebe für ihn", und er weiß es, muß es wissen; in dem Briefe, den der Verräther an ihn geschrieben, „steht Alles drin" und „so schonend wie möglich", und stände es schonungslos da mit den mitleidslosen nackten Daten und Zahlen und Facten — sie müssen ihm ja sagen, warum sie's that, für wen sie's that! Ja, er weiß Alles, Alles — und nun! Wenn er in seinem Herzen nur einen Funken jener Liebe hätte, die langmüthig und freundlich ist und sich nicht ungeberdig stellt und nicht das Ihre sucht; wenn er nicht bis ins innerste Mark ein Betrüger wäre, der sich immer nur selbst am meisten, ja einzig und allein geliebt; seine Liebe zu ihr je etwas Anderes gewesen wäre als eitel Lüge und schnöde Sinnlichkeit; wenn in sein eitles Herz je der Schimmer gefallen wäre der göttlichen welterlösenden Wahrheit, er je etwas angebetet hätte als die nackteste Selbstgerechtigkeit — er müßte ihr bebend, schluchzend in die Arme sinken: Nora, Nora! armes, großherziges, geliebtes Kind!

Und er!

„Unglückselige — was hast du gethan? — eine Heuchlerin, eine Lügnerin — ja, noch Schlimmeres, Schlimmeres, — eine Verbrecherin! O, diese bodenlose Häßlichkeit, die darin liegt! Pfui, pfui!"

Ja, bei dem großen Gott der Liebe: diese bodenlose Häßlichkeit!

Der Wolf, der das Lamm zerreißt, er ist eben eine Bestie; der Henker, der das Opfer blutig geißelt, er ist ein gemeiner Kerl und hat sich nie für etwas Anderes gegeben, und schließlich gehorcht auch er noch irgend einem zwingenden Gesetz; und dieser — Gentleman zerreißt, zerfleischt das Weib, das an seinem Herzen gelegen, die Mutter seiner Kinder, die Frau, die es that, „weil sie ihn über Alles in der Welt geliebt"; schlägt sie mit jedem seiner brutalen Worte wieder und wieder in das arme, zuckende Herz —

Armes Weib! den Liebsten durch den Tod verlieren, von ihm verrathen werden, — es ist ja bitter und schwer; aber das Bitterste, das Schwerste war dir vorbehalten: zu erkennen, daß du nie geliebt wurdest, — nicht einen Augenblick! daß der Mann deiner Liebe nie gewußt hat, was Liebe ist; daß deine eigene Liebe ein leerer Wahn; daß deine Kinder schlimmer sind als Bastarde: geboren sind in einer Ehe, die keine war. Und so ist dir deine Liebe geschändet, das Leben vergällt, die Welt zertrümmert. Durch seine Schuld? durch deine? Es ist eine schwere, schwere Abrechnung, und du warst immer eine schlechte Rechnerin. Auch kann Jemandem, dem das Herz im Leibe zerrissen ist, der Kopf nicht eben klar sein. Vielleicht bringst du ihn in der Stille und Abgeschiedenheit wieder in Ordnung; vielleicht heilt auch dein zerrissenes Herz, aber freilich: ohne weniger als ein Wunder wird es wohl nimmer geschehen.

Und Nora geht.

„Natürlich! denn in dieser Nora ist kein Funke von Liebe mehr. Sie meint vielleicht, daß es großartig ist, was sie thut; es ist einfach unverzeihlich und abschreckend."

Ich führe diesen Satz jener bereits citirten Kritik in der „Gegenwart" nicht an, um ihn zu widerlegen; denn entweder habe ich das mit dem, was ich oben gesagt, schon gethan oder bin es überhaupt nicht im Stande. Ich wollte nur den Leser, den ich jetzt hoffentlich auf meiner Seite habe, in Erstaunen setzen durch die Tiefe und Weite der Kluft, die ihn und mich von unseren Gegnern trennt.

Ich verstehe darunter nicht solche Gegner, die mit uns schon im Princip differiren; die nicht mit uns dafür halten, daß es Beleidigungen giebt, die nie vergeben werden können, und vor denen keine Liebe Stand hält; und daß eine Ehe, aus der die Liebe unwiederbringlich gewichen, keine Ehe mehr, sondern ein schimpfliches Concubinat ist; und wie sie innerlich zerstört ist, auch äußerlich geschieden werden muß; und daß selbst die Existenz von Kindern kein absoluter Hinderungsgrund der Scheidung ist, denn sonst könnten überhaupt nur kinderlose Ehen geschieden werden.

Mit solchen Gegnern ist natürlich keine Verständigung möglich.

Aber vielleicht doch mit denen, welche der Ansicht sind, daß hier die Sachen so schlimm nicht liegen; daß es sich nur um ein immerhin schweres Mißverständniß zwischen den Gatten handele, welches aufgeklärt und beseitigt werden könne und müsse, ja bereits aufgeklärt und beseitigt sei; und mit demselben der Grund der Trennung einer Ehe, die sogar jetzt und jetzt erst recht die beste Anwartschaft dauernden, ungetrübten Glückes habe.

Und die zur Begründung ihrer Ansicht den überaus peinlichen Eindruck anführen, welchen — nach unserem eigenen Geständniß — das Schauspiel auf jedes gesunde Gefühl mache und doch unmöglich machen könnte, wenn es in demselben mit rechten Dingen zuginge, nicht aus den Prämissen falsche Consequenzen gezogen würden. Denn anderenfalls würde uns die Vorführung eines ja immerhin traurigen Geschickes mit der entsprechenden Trauer, dem entsprechenden Mitleid erfüllen, uns vielleicht bis in der Seele Grund erschüttern, nimmermehr aber peinlich berühren — eine Wirkung, die ein Werk echter Kunst niemals hervorbringe.

Was ist darauf zu erwidern?

Daß in der That „Nora" kein echtes Kunstwerk, kein in sich abgeschlossenes, sich selbst erklärendes, an und für sich verständliches Drama ist, sondern einige in dialogische Form gebrachte Capitel eines Romans, dessen Anfang weit vor dem Beginn des Dramas liegt, ebenso wie sein vermuthliches Ende weit hinter den Schluß des Dramas fällt, — ein paar Capitel, in welche sowohl aus dem Anfang als aus der Fortsetzung des Romans alles Mögliche unwillkürlich hineingerathen, von dem Dichter absichtlich hineingebracht ist, was uns — wie er hoffte — das Verständniß

der schwierigen Situation, der räthselhaften Charaktere erleichtern sollte, in Wirklichkeit aber diese Situation verschleiert, diese Charaktere bis zur Unverständlichkeit entfremdet.

Und hier sehe ich eben das schlimme Verhängniß, welches über der modernen dramatischen Production waltet. Der Poet hat eine gesunde dramatische Idee, in diesem Falle — ich spreche von dem, was Ibsen gewollt hat, meinetwegen gewollt zu haben scheint — den Conflict, der über kurz oder lang in der Ehe eines Bildungs-Pharisäers und einer Frau, die ganz Liebe ist, ausgetragen werden muß. Anstatt nun die Gelegenheitsursache frisch vom nächsten Zaun zu brechen, holt er sie ein paar Meilen weit aus einem dicken Wald und muthet uns zu, daß wir uns in demselben auf die paar Andeutungen hin, die er uns macht, ebenso gut zurechtfinden wie er, der ihn nach allen Seiten die Kreuz und die Quer durchstrichen hat. Anstatt den Pharisäer von vornherein zu kennzeichnen, daß wir wissen oder doch wenigstens ahnen, welches Gelichters er ist und was wir uns von ihm zu versehen haben, hüllt er ihn in eine Maske, die so täuschend dem Ansehen eines exemplarischen Beamten, Gentleman und Gatten gleicht, daß, wie er — der Dichter — sie nun abreißt, wir umgekehrt das wahre Gesicht für eine Maske oder doch ganz momentane Verzerrung halten. Und vice versa müssen wir mit der liebenden Seele so lange Makronen naschen und Eichkätzchen und Singvögelchen spielen, bis auch der Vertrauensvollste an der Echtheit des Cordeliascheins, der ihm plötzlich präsentirt wird, gerechten Zweifel hegt. So dichteten die Molière und Shakespeare nicht; so dichten nur unsere modernen Poeten, die, wenn sie ein Drama schreiben wollen, das sich in drei Stunden abspielt und auch in der Wirklichkeit nur drei Tage währt, vorher einen Roman zusammenspintisiren, der sieben und vermuthlich noch mehr Jahre umfaßt und drei Bände stark ist, und in welchem denn freilich Alles bestens exponirt, motivirt und ausgeführt sein würde oder doch sein könnte, was in dem Drama durch einander wirrt und brodelt und quirlt wie — in einem Hexenkessel wäre zu hart, aber vielleicht: wie in der Retorte eines Alchymisten, der auf lauteres Gold operirt und es schließlich doch nur bis zu Kupfer bringt.

Da ist zum Beispiel der Doctor Rank. Ich hörte allgemein über diese abstoßende, ja widerwärtige Persönlichkeit, die sich noch dazu über ihre Nothwendigkeit im Drama gar nicht legitimiren könne, bittere Klage führen. Ich räume ein, der arme Doctor spielt im Drama eine traurige Rolle, besonders wenn er, wie es bei uns geschah, traurig gespielt wird. Aber ich, der ich ihn aus dem Roman um so genauer kenne, als er ein Halbbruder von meinem Doctor im „Skelet im Hause“ ist, kann versichern, daß er dort — im Roman — keineswegs als fünftes, häßlich knarrendes Rad nebenherläuft, im Gegentheil sehr kräftig in den complicirten Mechanismus der Geschichte eingreift, die eigentlich erst durch ihn verständlich wird. Jetzt begreift man nicht, wie es möglich, daß Nora sich sieben Jahre lang über die geistige Oberflächlichkeit und Herzensleere ihres Gatten täuschen konnte. Man begreift es vollständig, wenn man in dem Roman sieht, wie der geistvolle, hochgebildete, bei all' seiner scheinbaren Schroffheit, seiner satirischen Laune, seinem oft schneidenden Sarkasmus tief gemüthvolle Doctor vom ersten Augenblick an zwischen ihr und dem Bildungs-Pharisäer von Gatten gestanden: er, der Freund, der „täglich ins Haus kommt“; der Arzt, mit dem sie so manche bange Stunde am Bett eines und des anderen der erkrankten Kinder gesessen; der sie in guten Stunden (sie ahnt nicht, wie viele erst durch ihn gut wurden!) „so gern plaudern hört“, mit dem sie so gern plaudert; mit dem sie über so Vieles sprechen kann, was sie vor der läppischen Eifersucht ihres Gatten verschweigen muß: über „ihre Lieben daheim“, über Alles, Alles, weil er für Alles das herzlichste Verständniß hat, an Allem, was sie betrifft, was sie trifft, den innigsten, gütigsten Antheil nimmt. So kann es, so muß es geschehen, daß ihr die beiden so grundverschiedenen Gestalten wie in eine zusammenfließen, in der sie nicht mehr zu unterscheiden vermag, was auf den Einen und was auf den Anderen kommt, und dabei natürlich alle Ehrenqualitäten auf den schlechteren Mann häuft und ihn zu lieben und sich von ihm über Alles geliebt glaubt, während sie mit dem An-

deren „nur gern zusammen sein möchte“ und doch er es ist, der sie wahrhaft liebt und bei dem es keine Phrase, daß „er freudig für sie sein Leben hingeben würde“.

Das ist der Doctor Rank des Romans.

Aber auch die im Drama so unsympathischen und schwer verständlichen Gestalten der Frau Linden und Günther's zeigt uns der Roman in einem freundlicheren und vor Allem klareren Lichte. Da — im ersten Theil, der von der Jugendgeschichte der Heldin handelt — bildet die ernste, schwermüthige Freundin den wirksamsten Gegensatz zu dem heiteren Weltkinde; ebenso wie der von Haus aus unglücklich veranlagte, durch unverschuldetes Mißgeschick früh verbitterte Günther trefflich mit Helmer contrastirt, der vom Glück förmlich getragen, von den Frauen verhätschelt wird und den Haß des Jugendfreundes, dem er überall den Rang abläuft, überall im Wege steht, durch den Hochmuth, mit welchem er auf ihn herabsieht und ihn mißhandelt, redlich verdient. Und ebenso erscheint uns, die wir ihr früheres Verhältniß ganz genau kennen, die spätere, im Drama ganz unbegreiflich schnelle Verständigung Günther's und seiner Jugendgeliebten vollkommen begreiflich, ja nothwendig.

Und die Kinder gar! Wie verletzen unser Ohr und unsere Empfindung ihre unnatürlichen gequälten Stimmen von der Bühne herab, und wie herzerquickend klingt ihr harmloses Geplauder, ihr silbernes Lachen durch den Roman! Und nun werden die armen Geschöpfchen — in dem falschen Schluß — noch aus den warmen Bettchen gerissen, um die Mutter, die fliehen will, zu halten; oder bleiben — in dem richtigen — hülflos, verlassen im Kämmerlein zurück, weil das Drama doch einmal ein Ende nehmen muß und, wie die Sachen da liegen, auch gar kein anderes nehmen kann, während im Roman schon der nächste Tag Alles besser macht und zwischen den für immer getrennten Gatten wenigstens über die Kinder eine Verständigung herbeiführt und sie ein Arrangement treffen läßt, wie es denn unter so traurigen Umständen getroffen zu werden pflegt.

Gut! aber was geht uns — ganz abgesehen davon, daß er nie geschrieben ist — der Roman „Nora“ an?

Ganz und gar nichts, lieber Leser! Ich habe auch mit alle dem nichts weiter gewollt, als erklären oder versuchen zu erklären, wie es möglich war und ist, daß die Urtheile über das Schauspiel „Nora“ so weit aus einander gingen und noch immer aus einander gehen.

Aber so haben doch die Recht, die sich ihr Urtheil aus dem Stück und nur aus dem Stück gebildet haben?

Ganz gewiß! und doppelt Recht, wenn sie selbst das Stück nur aus der Bühnenaufführung kennen.

Denn wenn das Hic Rhodus, hic salta von einer Kunst gilt, so ist es die dramatische.

Und wie schlecht es um diese — trotz alles zum Theil blendenden Anscheins vom Gegentheil — bei dem Schauspiel „Nora“ im Grunde steht, dafür giebt es keinen schlagenderen Beweis als den, daß selbst das Spiel der Frau Niemann es nicht vom frühen Tode und Untergang in der Gunst des Publikums hat retten können.

Welch ein Spiel!

Ein Spiel, bei dem man nicht auf Augenblicke, sondern von Anfang bis zu Ende vergaß, daß es nur ein Spiel, daß es nicht leibhaftige Wirklichkeit sei, was sich da vor uns in unsäglicher natürlicher Anmuth und holdester Naivetät bewegte. Man müßte die Feder eines Lichtenberg haben, um das zu schildern; und auch die würde zu plump und stumpf sein für diese zarten und doch so festen Conturen, für diese ewig wechselnden und immer einheitlichen Züge des Bildes, welches das in ihrer Art unvergleichliche Genie der Künstlerin vor unsere entzückten Blicke stellte. Da war Hamlet's Ideal der Schauspielkunst einmal verkörpert; da paßte die Geberde zum Wort, das Wort zur Geberde; da wurde die Bescheidenheit der Natur nie überschritten.

Und so ging doch wenigstens eine schöne Hoffnung der Nora-Schwärmer in schönste Erfüllung.

Mögen sie sich damit begnügen!

Wie sich der Dichter mit dem Magna voluisse wird trösten müssen.

Ein leidiger Trost!

Und doch wohl dem, der das melancholische Wort auf sich anwenden darf!

Hat einer dazu das Recht, so ist es der Dichter der „Nora“.





Literarische Mittheilungen.

Neue Romane.



Der Kaiser. Roman von Georg Ebers. Zwei Theile. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger.

Seit einer Reihe von Jahren verfolgt der gelehrte Verfasser obengenannten Buches den Plan, die wichtigsten Abschnitte der Geschichte Aegyptens — deren Erforschung und Sicherstellung, wie bekannt, zu großem Theil ihm selbst zu danken ist — dichterisch zusammenzufassen. Als Früchte dieses Strebens entstanden nach und nach die Romane: „Eine ägyptische Königstochter", „Uarda", „Homo sum" und „Die Schwestern". In ihnen ward die den Nichtgelehrten bisher im Dunkel liegende Vergangenheit jenes bedeutenden Volkes in wünschenswerther Weise aufgehellt, und ihre ansprechende Darstellungsweise zog ihnen nicht nur die Aufmerksamkeit jener großen Masse der sogenannten Gebildeten zu, die es liebt, ohne eigene Anstrengung, etwa wie im Dahinschlendern durch eine Gemäldegalerie, sich bequem belehren zu lassen, um gelegentlich mitreden zu können; vielmehr ist auch die kleinere Gemeinde derer, die mit tieferem Verständniß der geschilderten Geschichtsepochen zugleich Einsicht in die Erfordernisse dichterischer Behandlung verbinden, der künstlerischen Thätigkeit des für seine Vorwürfe begeisterten Autors mit achtungsvoller Theilnahme gefolgt, und sie steht eben jetzt vor einem neuen großen, figurenreichen Bilde, mit welchem der Künstler seine ägyptische Galerie abzuschließen gedenkt, — einem Werke von nicht gewöhnlicher Kraft in Idee, Anlage und Durchführung und wohl geeignet, das seit dem letzten Roman etwas gesunkene Interesse des Publikums für Stoffkreis und Behandlung des Dichters neu zu heben.

Gleichwohl dürfte auch diesem Werke — wenn wir von dem gedankenlosen Beifall einer unkritischen Menge absehen — ungetheilte Anerkennung kaum zufallen. Die Ausstellungen, welche an der Grundidee der bisherigen Dichtungen Ebers', der Tadel, welcher wider die ihm eigene Behandlung des Stofflichen erhoben wurde, die Vorwürfe endlich, welche ihm auf Grund seiner Stellungnahme zu den Aufgaben des modernen Epos überhaupt gemacht sind, sie werden ihm auch diesem neuesten Werke gegenüber schwerlich erspart bleiben. Diejenigen Aesthetiker, welche an dem Satze festhalten, daß der Epiker, der in Zeit- und Stoffgebiet weiter zurückgreife, als seine individuelle Erfahrung oder eine besonders umfängliche, die Deutlichkeit der Wirklichkeit fast ersetzende Tradition reiche, den Boden unter den Füßen verliere und statt des vollen Lebens Märchen oder Abstractionen gebe, werden wie bisher zu einer dichterischen Reconstruction alt-ägyptischen Lebens den Kopf schütteln; rigoröse Anhänger der „absoluten Schönheit" werden auch an dem neuen Werke zu tadeln finden, daß aus den wissenschaftlichen Vorrathskammern des Archäologen „zu viel Lehrhaftes und bloß Nützliches" dem künstlerischen Gusse beigemischt sei und denselben spröde und ungleich gemacht habe; noch andere endlich — und nicht die schlechtesten Männer — werden noch einmal die Klage erheben, daß gerade der deutsche Roman, dessen naturgemäßes Feld die Gegenwart mit ihrer Fülle von großen Aufgaben, schwierigen Problemen, psychologisch bedeutsamen Erscheinungen 2c. sei, sich in gelehrter Vornehmheit diesem abwende und seine Vorwürfe lediglich auf einem uns ewig fremden, von Nebeln fernster Vergangenheit dicht umhüllten Boden zu suchen liebe.

Mit diesen Ausstellungen wird der Dichter sich voraussichtlich noch einmal abzufinden haben und denselben an Warnung und Antrieb entnehmen, was seiner Natur und Geistesrich-

tung adäquat ist; ich meinerseits sehe hier von einer Erörterung derartiger principieller Fragen ab und begnüge mich damit, zu prüfen, was der Dichter und Gelehrte mit seinem Werke gewollt und ob, eventuell mit welchen Mitteln er das Gewollte erreicht habe, überzeugt, auf diese Weise seinem ernsten Streben am ehesten gerecht zu werden und ebenso jenem Tadel zu entgehen, den, nach Schiller, die Neigung der Deutschen verdient, wie die Philosophie so auch die Kunst, die unendliche, immer werdende, in ein starres, einengendes Symbolum zu bannen!

Nach des Verfassers Absicht sollte der vorliegende Roman, ebenso wie seine Vorgänger, den Leser nicht nur mit der Culturgeschichte Aegyptens bekannt machen, sondern ihm auch die Erkenntniß von einigen besonders mächtigen Ideen, welche das Alterthum bewegt haben, erleichtern; nach des Verfassers Wunsch sollte die dargestellte Epoche zu farbenreichen, der Wirklichkeit nahe kommenden Gemälden zusammengefaßt erscheinen; nach seiner Hoffnung endlich sollte der vollendete Roman auf den Namen eines echten Kunstwerks Anspruch erheben dürfen, dessen Betrachtung gleicherweise erfreue und erhebe!

Ich habe daraufhin das Buch mit großer Sorgfalt wiederholentlich und in den verschiedensten Stimmungen gelesen; ich habe des Dichters Quellen, soweit ich dazu im Stande war, insbesondere das weitschichtige biographische Material zu seinem Bilde Hadrian's, wie die historischen Zeugnisse über die jene Zeit erfüllenden socialen, philosophischen und religiösen Ideen — soweit sie mir zugänglich — gewissenhaft geprüft, mich von den dem Werke innewohnenden poetischen Intentionen ganz durchdringen lassen und bin für mich zu dem Resultate gelangt, daß Absicht, Wunsch und Hoffnung des Dichters ihr Ziel wohl erreicht haben. Nach vielen Beziehungen hin erscheint mir „der Kaiser" seine Vorgänger zu übertreffen, bedünkt mich, namentlich mit „den Schwestern" verglichen, als das ungleich reifere, geläutertere Werk. — Ein an sich bedeutsamer Zeitabschnitt aus der Geschichte der römisch-ägyptischen Welt ist durchaus lebensvoll und mit ebenso vollkommener Beherrschung wie discreter Verwendung des culturhistorischen Materials zur Anschauung gebracht. Um die mit nicht gewöhnlicher Kunst gezeichnete Gestalt Hadrian's, dessen innere und äußere Erlebnisse das einheitliche Moment der Dichtung bilden, gruppiren sich ungezwungen zahlreiche, höchst charakteristische Persönlichkeiten, die in ihrem Sein und Wesen, Reden und Handeln die ihrer Zeit und ihrem Volk innewohnenden Ideen und Anschauungen überzeugend zum Ausdruck bringen und alle — Staatsmänner wie Krieger, Gelehrte wie Künstler, Kaufleute wie Handwerker, Frauen und Mädchen — in den natürlichsten Beziehungen zum Kaiser diesen in Action setzen, ihn die verborgensten Seiten seines Charakters zu offenbaren veranlassen und uns so den vollen Einblick in diese reich beanlagte, widerspruchsvolle, unruhig grübelnde und strebende Menschenseele ermöglichen.

Das vollste Licht läßt der Dichter dabei auf die dem Kaiser nächstverbundenen Persönlichkeiten — Antinous, L. Cejonius Commodus, Sabina — fallen, und hier erreicht er auch die bedeutendsten Wirkungen. In allen diesen Beziehungen ist Motivirung und Stimmung wohl nicht unabhängig von Zeit und Raum und manchen besonderen Verhältnissen, aber über das Alles wirkt in denselben das ewig Menschliche, das rein und schön, nicht selten ergreifend zum Ausdruck gelangt, und dieser Kreis ist es auch vornehmlich, in welchem sich des Helden — und mit ihm auch des Lesers — Läuterungsproceß vollzieht.

Daß bei so viel Trefflichem und Gelungenem es gelegentlich auch an Mängeln nicht fehlt, begreift sich leicht. Als einen solchen möchte ich geltend machen, daß der Dichter — nach meiner Empfindung — sich allzu oft und allzu sehr in minutiöser Ausführung von untergeordneten Scenen und Verhältnissen gefällt und seiner Neigung wie seinem Talent für das Genre den großen Zug des historischen Fresco hier und da aufopfert, — ein Umstand, der seine Dichtung im Einzelnen liebenswürdig macht, im Großen und Ganzen aber ihre fortreißende Kraft beeinträchtigt. Doch vielleicht empfinden hier andere Leser anders. — Ein zweiter Mangel scheint mir in der Neigung des Verfassers zu liegen, gelegentlich bedeutsamer Entschlüsse seiner Personen die Motive zu häufen, wodurch beispielsweise für mich die Wirkung der Todesscene des Antinous nicht unerheblich gedämpft wurde. — Dergleichen kleiner Ausstellungen ließen sich wohl noch einige geltend machen, doch wiegen dieselben gegen den Gehalt der Dichtung im Ganzen nur leicht. Keinenfalls beeinträchtigen sie das wohlthuende Gefühl, mit dem ich von der Betrachtung des Romans, eines echten und rechten Kunstwerkes, hiermit scheide.

Ludwig Ziemssen.

Aus einer kleinen Stadt. Von Gustav Freytag. Leipzig, S. Hirzel.

Mit diesem sechsten Bande hat Freytag den großen Cyklus seiner „Ahnen" beendet, der sich wie eine Familiengeschichte des deutschen Volkes anließ, nun aber in eine Hauschronik des Geschlechtes König ausläuft. Fast scheint es, als ob die Gegner Recht behalten hätten, die es gleich nach dem Erscheinen der ersten Bände für unmöglich hielten, die Geschichte

einer Familie von Ingo und Ingraban bis auf die unmittelbare Gegenwart herab in normaler Entwickelung fortzuführen. Man kann wohl sagen, daß mit „Markus König" ein Bruch in die Aufgabe und in die Art der Lösung gekommen ist, und man wird es sich bei aller Verehrung für den großen Dichter nicht verhehlen dürfen, daß dieser Schluß der „Ahnen" gewissermaßen eine Enttäuschung bietet, weil Niemand auf die genealogische Entdeckung gefaßt war — als den letzten Sproß des Geschlechtes von Ingo den Journalisten Victor König zu begrüßen, der wohl auch noch als frischer Geselle unter der Sonne einherwandelt!

Sollten die „Ahnen" die Geschichte des deutschen Volkes in den Geschicken einer einzelnen Familie schildern, so wird man allerdings sagen müssen, daß dieser Victor König nun und nimmer das treue Abbild oder Ideal des deutschen Mannes der neuen Zeit darstellt, dieser Victor König, von dem wir keine anderen Heldenthaten sehen als das Abenteuer mit einer Schauspielerin, eine studentische Paukerei und die Gründung eines Journals! Da waren Ingo und Ingraban, Ivo und Imo doch ganz andere wettersichere, stahlharte Gesellen, die keinem Sturm des Lebens wichen und die auch in ihrem Glück und ihrer Liebe uns ungleich besser gefielen als ihr moderner Urenkel! Kommt noch dazu, daß Alles in dieser „kleinen Stadt" klar und deutlich auf die Heimath des Dichters, auf seine eigene Familie und seinen eigenen Lebensgang hinweist, so wird man diese Selbstbespiegelung auch von einem so bedeutenden Manne und Schriftsteller nicht als das, was sie eigentlich vielleicht beabsichtigte: ein Stück Autobiographie zu geben, ansehen können, sondern man wird es vielmehr bedauern, daß das groß angelegte Werk einen so kleinlichen Ausgang — kleinlich im Verhältniß zum Ganzen — gefunden hat.

Dieses Bedauern und die gleiche Enttäuschung wird nur durch die Thatsache gemildert, daß die erste Abtheilung des Romans „Aus einer kleinen Stadt" eine der anmuthigsten Familiengeschichten aus jener großen Zeit ist. Freytag ist ein Genremaler ersten Ranges, und das Genrebild, das er hier geschaffen, athmet den Hauch der idyllisch-epischen Schöpfungen der Düsseldorfer Malerschule. Selten noch ist unseres Volkes tiefste Erniedrigung und größte Erhebung liebenswürdiger und einfacher geschildert worden; in dem engen Rahmen einer kleinen Stadt, einer philiströsen Gesellschaft und engbürgerlicher Familienverhältnisse entfaltet sich vor unseren Augen das Bild der Größe, des Falles und der Erhebung des deutschen Volkes. Und die Männer und Frauen, denen wir in dieser kleinen Stadt begegnen, sind alle tüchtige und gute Menschen, der Pastor wie der Steuererheber und vor Allem Ernst König, der Vater von Victor König, und seine Henriette, die anmuthigste Pfarrerstochter seit Friederike von Sesenheim! Das Idyll der Liebe zwischen dem Doctor König und Henriette hat ein gut Theil Wahlverwandtschaft mit „Hermann und Dorothea" aufzuweisen, und die Schilderung des Besuches, den Henriette bei ihrem Bräutigam macht, ist in ihrer Frische und Natürlichkeit eine der entzückendsten Illustrationen zur Culturgeschichte jener merkwürdigen Zeit, in der das Genre neben der Historie unerschrocken einherwandelt und schließlich den Sieg davonträgt.

Die Enttäuschung des Lesers beginnt erst mit der zweiten Abtheilung — ungefähr zugleich mit der Enttäuschung des deutschen Volkes nach den Befreiungskriegen. Victor König, der den Epilog der „Ahnen" zu sprechen hat, ist — wie bereits bemerkt — Journalist, Dramatiker, Schriftsteller. Er ist ein Vertreter jener nationalen Romantik, die in den dreißiger Jahren ihre Blüthen getrieben, ein sittlichtüchtiger und zweifellos sehr begabter Mensch, dem wir es nicht einmal übel nehmen werden, daß er an der Revolution von 1848 sich nicht betheiligt, weil er glaubt, daß diese von russischen und polnischen Emissären angestiftet worden sei — aber als ein Enkel aus dem Geschlechte der wackeren thüringischen Häuptlinge, eines Ingo und Ivo, will er uns nie und nimmer imponiren!

Wir haben nicht das Recht, dem Dichter vorzuschreiben, wie er den Schluß seines Werkes hätte ausführen sollen —, aber wir haben als aufmerksame Leser wohl das Recht, zu sagen, daß uns sein Schluß nicht einleuchten will, zumal wenn wir nach allem Vorhergegangenen berechtigt waren, auf eine andere Lösung zu hoffen. Der Epilog der „Ahnen" mußte nach unserer Ansicht nicht auf dem Schloßberg zu Koburg, sondern auf einer Anhöhe vor Paris oder in Versailles gesprochen werden, und in den Schluß der großen Familienchronik des deutschen Volkes mußten die Donner von Gravelotte und Sedan hereinrollen! Dort kämpften und fielen und siegten die Enkel von Ingo und Ingraban, indeß Victor König zu Hause patriotische Artikel schrieb...

Denn eine Familienchronik der deutschen Nation bleiben die „Ahnen" auch trotz dieses Schlusses. Es hat immer etwas Mißliches, die Entwickelung eines großen Werkes kritisch zu begleiten. Vielleicht werden jene glücklichen Enkel, denen die ganze Arbeit der Gegenwart als reife Ernte in den Schoß fallen wird, das Werk als Gesammtbild aus anderen Gesichtspunkten prüfen und dann auch jenen Schlußaccord besser und natürlicher beurtheilen als wir, die Mitlebenden. Aber darin werden auch

sie gewiß mit uns übereinstimmen, daß der ganze Cyklus der „Ahnen" ein Werk von nationaler Bedeutung, von heroischem Wurf und künstlerischer Ausführung bleiben wird, das nicht nur dem Dichter zur höchsten Ehre gereicht, der es geschaffen, sondern auch dem Volke, aus dessen Geiste es hervorgegangen ist!

Literarische Notizen.

Culturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts. Von Karl Grün. (Leipzig, Barth.) Es ist eine sehr wichtige und zeitgemäße Aufgabe, welche der Verfasser sich gestellt hat. Das siebzehnte Jahrhundert ist erheblich vernachlässigt worden in seiner culturgeschichtlichen Bedeutung; in ihm entstehen nicht wenige derjenigen Gedanken, die man dem achtzehnten zuzuschreiben pflegt. Der vorliegende erste Band enthält eine Würdigung der culturgeschichtlichen Bedeutung des großen Pädagogen Comenius. Nicht minder erfreulich ist, daß hier Pascal's Bedeutung in den großen Zusammenhang der Culturgeschichte eintritt. Doch hätte an beiden Punkten tiefer gegraben werden müssen. Der Zusammenhang des Comenius mit der großen philosophischen Bewegung ist nicht ganz zur Darlegung gelangt. Das Buch ist geistreich geschrieben und edel gedacht wie alle Arbeiten des trefflichen Verfassers.

Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart. Von O. Jäger. (Berlin, Seehagen.) Das Buch erscheint in zweiter Auflage. Die Absicht ist, Schlosser's Weltgeschichte bis auf die Gegenwart zu führen, welche 1815 abbricht. Der vorliegende Band ist in etwa 60000 Exemplaren verbreitet. Dies beweist am besten, daß der kräftige und offene Ton der Darstellung, in welchem Jäger dem Vorbild des herrlichen Schlosser sich ebenfalls anschließt, die Art ist, wie unser Volk diese jüngst vergangenen Dinge dargestellt sehen will. Wenn das Ganze in der neuen Auflage vorliegt, denken wir eingehend auf das Werk zurückzukommen, welches hier nur dem Leser empfohlen werden soll.

Einen anderen Zweck populärer Darstellung verfolgt: **Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks.** Von Willibald Koch. (Leipzig, Schlömp.) In unserer Zeit, wo man sich lebhaft mit der Reorganisation des deutschen Handwerks beschäftigt und die Discussion über die Innungsfrage aller Orten auf der Tagesordnung der Gewerbevereine und gewerblichen Fachverbände steht, wird häufig auf die Geschichte des deutschen Handwerks in den verflossenen Jahrhunderten hingewiesen. Und in der That bietet dieselbe neben einer Fülle interessanter Daten auch eine reichhaltige Fundgrube ernster Mahnungen und weiser Lehren für jeden Gewerbtreibenden, der in diesem Buche der Vergangenheit mit Verständniß zu lesen versteht. Aber leider bildet die Zahl solcher Leser in den gewerblichen Kreisen noch immer die Minderheit. Mancher intelligente Handwerker besitzt über die Geschichte seines eigenen Standes nur geringe Kenntnisse und bildet sich infolge dessen über das Wesen des Zunftthums oft unklare, auf irrige Meinungen gegründete Vorstellungen, die ihn bei der Betrachtung der Mißstände im Gewerbeleben der Gegenwart gar oft in seinem Urtheile beeinflussen und zu falschen Schlußfolgerungen verleiten. Die vorliegende Arbeit will nun den Leser über den Entwickelungsgang des deutschen Gewerbewesens der Vergangenheit belehren und aufklären und ist in einer populären und klaren Sprache geschrieben.

Hervorragende Förderungsstätten des deutschen Handwerks. Von C. Schröder. (Dresden, Gilbers.) Ein langjähriger Leiter deutscher Gewerbeschulen theilt hier seine Erfahrungen von Studienreisen durch die verschiedenen deutschen Länder mit und knüpft daran beachtenswerthe Vorschläge.

* * *

Die Hühnervögel, mit besonderer Rücksicht auf ihre Pflege und Zucht in der Gefangenschaft. Von C. Cronau. 1. Band. 1. Abtheilung. Hierbei ein Atlas mit 25 Tafeln Volièrezeichnungen. Berlin, Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung.

Der Verfasser entspricht mit diesem Werk einem Zeitbedürfniß. Nicht bloß die weitverbreitete Liebhaberei muß es willkommen heißen, vielmehr wurzelt die Ursache seiner Entstehung tiefer, nämlich in der unbestreitbaren Wahrheit, daß die in anderen Ländern, namentlich England und Frankreich, mit weit mehr Eifer und Hingebung als in Deutschland gepflegte Zucht der Hühnervögel bedeutenden lucrativen Vortheil verspricht, wenn Anstalten in großartigem Maßstabe sie betreiben werden. Es wird mit Recht als Mangel unserer zoologischen Gärten bezeichnet, daß diesem Zuchtzweige noch nicht die wünschenswerthe Rücksicht und Mühewaltung zugewendet wird.

Mit sicherem, richtig abwägendem Blick giebt der Autor die Mängel der Bezugsquellen der Hühnervögel an und hebt die Thierhandlungen,

die sich durch Solidität auszeichnen, gebührend hervor. Wohlgeordnet und übersichtlich ist das Material behandelt, mit klarem Verständniß, reicher Erfahrung und überzeugender Begründung wird das Zweckwidrige verurtheilt, das Angemessene empfohlen, mit geübter Hand die Spreu vom Weizen geschieden.

Das Buch enthält auch eine richtige Würdigung der ungenügenden Bestimmungen hinsichtlich des Transports der Vögel im Post- und Eisenbahnverkehr; daran reihen sich Rathschläge über Art und Weise der Verpackung und des Transports, Angaben über Einrichtung der Transportkörbe. Alle nöthigen Vorsichtsmaßregeln sind erwogen.

In dem Capitel von der Ernährung und Pflege geht der Verfasser von wissenschaftlicher Darlegung der Bestandtheile des thierischen Organismus aus und empfiehlt überall ein denselben entsprechendes vielartiges Futter, dabei Rücksicht nehmend auf Vermeidung schwer verdaulicher Stoffe und andererseits die Ausscheidung nothwendiger Nährstoffe tadelnd.

Nach einer Uebersicht und sachkundigen Beurtheilung der zoologischen Gärten der Gegenwart bezüglich des fraglichen Gegenstandes werden Einrichtungen zur Abwehr von Feinden empfohlen und die Volièren und Schutzräume besprochen, sowie Vogelhäuser in ihrer Ausführung und in Projecten geschildert. Der beigegebene Atlas giebt in schön ausgeführten Zeichnungen anschauliche Erklärungen.

Die Ausstattung des Werkes ist in jeder Beziehung eine vorzügliche.

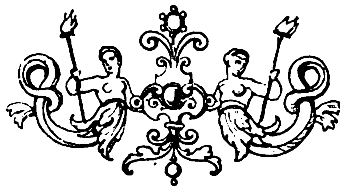
Mit Freuden begrüße ich das rühmenswerthe Unternehmen von sehr praktischem Werthe. Klarer Stil, solide, auf Wissenschaftlichkeit und exacte Beobachtung gestützte Anschauung, gewissenhafte, ernste und sorgfältige Behandlung und Ausführung — das Alles sind Vorzüge, welche Anerkennung verdienen.

Karl Müller.

Wald- und Jagdstudien. Von V. Coßmann. (Wien, Hartleben) Heiter und mit feinem freudigen Naturblick erlebt, mit sichtbarem Behagen und mit anmuthiger Anschaulichkeit niedergeschrieben, in musterhaft zierlichem Druck vorgelegt: so wird das kleine Buch seine Freunde finden unter Jägern und Solchen, die gern dem Jäger folgen, die Natur mit ihm zu belauschen. Es verfolgt das Leben der Natur und des Waldes von dem ersten Hervortreten der Frühlingssonne ab das Jahr hindurch.

Ueber Spiritismus. Von H. Ulrici. (Halle, Pfeffer.) Es muß zu denken geben, Männer wie Zöllner, Weber, Fechner, Naturforscher von hoher Bedeutung, dem Spiritismus ein gläubiges Ohr leihen zu sehen. Dahin sind wir mit dem platten Cultus einer Weltansicht, die in dem System von Molecularvorstellungen schwelgt, gelangt, daß tiefere Gemüther solche Auswege suchen! Wie vor Kurzem der nun verstorbene Fichte, so folgt hier Ulrici, ein verdienter philosophischer Forscher, solchen Irrwegen. Unser Verstand ist bei denen, welche diesen Schwindel durchschauen; unser Herz muß bei denen sein, deren tiefere Bedürfnisse durch den Amerikaner mystificirt sind.

Tafel zur Erziehung des Farbensinnes. Von Hugo Magnus. (Breslau, Kern.) Die Untersuchungen über Farbenblindheit haben ergeben, daß in viel weiteren Kreisen, als in der Regel angenommen wird, die normale Entwickelung des Gesichtssinnes nicht vorhanden ist. Dies hat den bekannten Ophthalmologen, den Vertheidiger der Lehre von der allmäligen Entwickelung des Farbensinnes in der Menschheit, veranlaßt, die vorliegenden Tafeln für den Schulunterricht anfertigen zu lassen. Die Nüancen der Farben treten hier in einer großen Mannigfaltigkeit hervor, und wenn nach dem Wunsche des Verfassers diese Tafeln in den Anschauungsunterricht der Schulen aufgenommen werden, für welchen sie sehr wohl geeignet sind, so wird sicher eine feinere Ausbildung des Farbensinnes hiervon die Folge sein.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Louison.

Novelle

von

Heinrich Laube.

II.



Louison hatte geschlafen und immerfort geträumt. Das war ihr nichts Neues, denn sie träumte stets, sobald ihr die Augen zufielen. Aber beim Erwachen wußte sie absolut nicht, wie es in ihr aussähe. Ob sie wie Tags vorher nur traurig sein oder ob sie hoffen dürfte. Diese neue Bekanntschaft mit dem Doctor Zech rumorte wunderlich in ihr. Seine nüchternen Aeußerungen über das Theater hatten etwas so Befremdliches für sie. Aber was er ihr übrigens zugesprochen über ihre Lage, das war so einfach und tüchtig, daß es ihre Hoffnung belebte.

Er wird Rambert sprechen, er wird ihn durch seinen ehrlichen, wahrhaften Ton bewegen — es kann noch Alles gut werden! dachte sie, und beim Frühstück wie beim Frisirtwerden sprach sie heute behaglicher als seit langer Zeit mit Rose und Nanette, obschon ihr Beide entgegengesetzte Rathschläge gaben.

Rose war für ungeheure Sparsamkeit, um nach und nach abzahlen zu können. Wenn die Gläubiger ihre Sparsamkeit und ihren Ernst sähen, so würden sie sich gedulden.

Das fand Nanette lächerlich. Eine Künstlerin dürfe sich nicht mit Geldsorgen quälen, das verderbe ihr Talent. Tag für Tag in Gunst der Oeffentlichkeit könne sie Tag für Tag ein unvorhergesehenes Glück erwarten. Der so ungemein reizenden Louison könne jeden Augenblick die Million eines Enthusiasten in den Schoß fallen. Gefalle ihr nach einiger Zeit dieser Millionenmann nicht, so könne sie Scheidung und das Heirathsgut verlangen, welches sie sich natürlich vor der Trauung ausbedungen habe.

Bei diesen Worten trat Narciß ein und sagte: „Ich weiß nicht, Mademoiselle, wie ich verfahren soll. Sie haben gestern lange mit Herrn O'Brien gesprochen, soll ich ihn ferner abweisen? Er ist im Vorzimmer."

„Abweisen!" flüsterte Rose.

„Natürlich annehmen!" sagte Nanette laut — „ich bin fertig; Mademoiselle Louison sieht heute brillant aus."

Louison sagte nicht Ja, nicht Nein. Narciß nahm das für Ja und öffnete O'Brien die Thür.

Dieser erkundigte sich zunächst nach dem Befinden der Mama, er war voll Höflichkeit und Zurückhaltung, und als die Dienerinnen fortgegangen, sagte er plötzlich: „Warum, schönes Fräulein, vergiften Sie sich das Leben mit kleinlicher Sorge. Ich seh's, daß die unbedeutende Schuldenlast Sie zu Boden drückt. Das ist ja Thorheit! Für ausgezeichnete Menschen ist das Geld eine Nebensache, die früher oder später sich einstellt. Was hindert Sie, die Schuldscheine dort aus dem Schubfache zu nehmen und mir zu übergeben? Die Angst, daß Sie dadurch mir verpflichtet würden. Aber das ist ja eine thörichte Angst! Was thäte ich denn mit einer Zuneigung, welche ich nur einer Geldzahlung verdankte? Es ist niederdrückend, daß Sie mir solch eine Gemeinheit zutrauen. Ja, ich hoffe, daß Sie wieder fröhlich werden, wenn Ihnen die Last abgenommen ist, und daß Sie dann in Ihrer neu erwachten Fröhlichkeit auch mich freundlicher ansehen als bisher. Aber das ist auch Alles. Ihre Gunst kann ich doch nur langsam erwerben; denn ich habe zu viel gesündigt. Aber dies Sündigen ist vorbei, ich werde wie Jakob geduldig sieben Jahre um Sie werben und habe nur eine Bitte."

„Was für eine?"

„Sie sollen Ihr Talent schonen. Sie schädigen es durch diese Hingebung an Kummer und Sorge. Ich habe mich geprüft, und ich weiß jetzt, daß Sie mich nicht bloß durch Ihre Person, nein, daß Sie mich vorzugsweise durch Ihr Talent bezaubern. Wenn Sie mich später doch, von meiner Standhaftigkeit besiegt, heirathen wollten, so machte ich's zur Bedingung, daß Sie beim Theater blieben. Wir setzten es wörtlich in den Heirathsvertrag, daß unsere Ehe aufzuhören hätte, wenn Sie Ihren guten Humor verlören und das Theater verließen."

Da hätte ja doch Nanette Recht, dachte Louison, welcher O'Brien nichts Willkommeneres sagen konnte.

Sie lächelte und stand auf wie zur Verabschiedung. Er stand ebenfalls rasch auf und rief: „Sie geben mir also die Schuldscheine" — und dabei streckte er den Arm aus, um sie in Empfang zu nehmen.

Louison trat erschreckt einen Schritt zurück und sagte: „Das ist ja Ihr verwundeter Arm, welchen Sie ausstrecken. Er ist also geheilt. Warum tragen Sie ihn noch in der Binde?"

„Geheilt ist er nicht, und nun schmerzt er."

O'Brien's Antlitz zeigte einen plötzlich veränderten, schlimmen Ausdruck.

Louison entfuhr leise das Wort „Bilsac", und sie machte eine rasche Abschiedsbewegung mit ihrem Arme.

Er schob langsam und mit Vorsicht den Arm wieder in die Schleife; sein Antlitz suchte sichtlich die sanften Züge wiederzugewinnen, und nach einer Pause sagte er fast lächelnd: „Es werden wohl Jakob's sieben Jahre werden. Aber Sie geben mir doch jetzt die Schuldscheine?"

Louison schüttelte den Kopf und schellte mit der kleinen Glocke, welche in ihrer Nähe auf einem Tische stand. Rose trat rasch ein; O'Brien ging unter tiefer Verbeugung.

„Der meint's nicht gut. Ich traue ihm und auch dem Narciß nicht," flüsterte Rose.

Louison hörte nicht darauf. Sie ließ sich vollständig ankleiden und ihren Shawl geben. „Ich will Luft schöpfen," sagte sie; „du kannst mich begleiten, Rose."

Sie ging in die Champs Elysées hinaus, am Hause Rambert's vorüber. All' ihre Gedanken waren darauf gerichtet, ob der Doctor Zech dort oben im ersten Stock Erfolg haben werde. „Ach!" seufzte sie, „wie glücklich war ich hier! Könnt' ich's wieder werden!"

Abends nach dem Theater kam der Doctor Zech, wie er's versprochen.

Louison flog ihm entgegen, ergriff seine beiden Hände und rief: „Nun?"

„Im Grunde steht's ganz gut," sagte er in ruhigem Tone; „aber hier im Hause zeigen sich verdächtige Symptome. Herr Rambert hat ja gestern eine Karte an Sie hergesandt mit der Einladung, ihn um elf Uhr Vormittags zu besuchen — die haben Sie wohl nicht erhalten?"

„Nein."

„Er hat sie nicht durch die Post, sondern durch seinen Leibdiener hergeschickt. Er nannte Ihre richtige Adresse. Was heißt das?"

„Einerlei!" rief Louison; „erzählen, erzählen! Was sagt Herr Rambert?"

„O nein," erwiderte Zech, „erst klar machen, warum die Karte nicht abgegeben worden ist."

Rose, welche eben Bier und Thee brachte, sagte trocken: „Narciß."

Louison und Zech blickten staunend auf sie, und nun setzte sie rasch aus einander, wie sie an vielen Zeichen bemerkt habe, daß Narciß mit den Herren Ferval und O'Brien heimlich verkehre und gewiß ein Schelm sei.

„Rufen Sie ihn herein!" sagte Zech.

„Jetzt ist er nicht da; Abends geht er immer aus."

„Also morgen. Jetzt mein Bericht; er läßt sich hören. Herr Rambert ist im Theater gewesen, er hat Sie spielen sehen."

„Ah!"

„Sie haben ihm gefallen. Er mißbilligt Ihre Lebensweise, aber er ist bereit, Sie zu empfangen. Morgen Vormittag um Elf."

Louison fiel ihm um den Hals und war außer sich vor Freude.

„Ich hab' ihm auch gesagt, daß Sie von einer großen Schuldenlast bedrückt sind."

„O! das hätten Sie nicht thun sollen!"

„Alles muß man sagen. Wenn er sie nicht bezahlt, was haben Sie dann gewonnen?"

„Den besten Freund, ein reines Gewissen."

„Viel werth. Hoffentlich kommt das Andere von selbst; er ist ja jetzt unterrichtet, und wenn er nicht von selbst davon anfängt, dann bitten Sie ihn."

„Das kann ich nicht."

„Kann ich nicht! Konnten doch Schulden machen. Ich kann Ihnen zunächst nicht mehr förderlich sein, ich reise morgen mit dem Frühesten nach Straßburg zu einer ärztlichen Versammlung. Und vergessen Sie nicht, den Narciß vorzunehmen und eventuell fortzujagen. Sie müssen ohnedies diese theure Wohnung und diesen kostspieligen Hausstand aufgeben. Womöglich morgen schon. Beim Concierge hinterlassen Sie mir Ihre neue Adresse, wenn Sie mich wiedersehen wollen. Somit Gott befohlen! Gute Nacht!"

Louison hatte dies Alles kaum gehört; sie dachte nur an die Zusammenkunft mit dem guten Onkel, schlief kaum und war am anderen Morgen schon vor elf Uhr unterwegs nach den Champs Elysées.

An Narciß hatte sie nicht mehr gedacht, und als Rose hartnäckig daran erinnerte, sagte sie: „Später! später!"

Als sie in Rambert's Zimmer trat, saß er am Schreibtische auf seinem Lehnstuhl und wendete sich ihr zu, mit der Hand winkend. Sie stürzte ihm zu Füßen, küßte inbrünstig seine Hand und schluchzte.

Er hob sie auf und küßte sie auf die Stirn mit den Worten: „Thörichtes Kind, was hast du Alles angerichtet!"

„Verzeihung, lieber Onkel, Verzeihung!"

„Beichte Alles, damit ich dir verzeihen kann."

Und nun erzählte Louison ihr Leben, seit sie ihn verlassen, mit einer rührenden Aufrichtigkeit. Sie war mit einem Male wieder das kindlich naive Mädchen, welches aus St. Quentin zu ihm gekommen war. „Die Welt ist eben größer, als ich mir gedacht" — schloß sie — „ich verliere mich in den hundert Zudringlichkeiten."

„Du schaffst sie dir selbst. Wozu dies Heer von Courmachern? Hast du dich endlich doch in einen verliebt?"

„O nein!"

„Wozu also dies Heer täglich empfangen! Wozu die Luxuswohnung! Zieh' dich ins Enge und Einfache zurück!"

„Ja, ja, das will ich."

„Laß nur Leute zu dir kommen, welche für deinen Geist oder für dein Herz etwas bedeuten."

„Ja, ja, das will ich."

„Lerne Bücher lesen. Du hast gewiß gar nicht mehr gelesen?"

„Ich hab' keine Zeit."

„Verschaff' dir Zeit dadurch, daß du dich unzugänglich machst."

„Ja, ja, das will ich."

Und nun sprang mit der Beruhigung ihre ganze frühere Heiterkeit wieder in die Höhe; sie lachte wieder echt und trieb ihr ausgelassenes Wesen mit dem guten Onkel, welchem sie die Haare aus der Stirn strich und die Falte zwischen den Augenbrauen glättete, als ob gar keine Störung zwischen ihnen eingetreten wäre.

„Speise heute mit mir!" sagte er.

„Ja, ja! — Herr Gott nein, das geht ja nicht. Während deiner Speisestunde muß ich schon im Theater sein, ich spiel' ja alle Tage."

„Widerwärtig!"

„Aber zum Frühstück komme ich."

„Das geht nicht."

„Warum nicht?"

Rambert zögerte mit der Antwort. Juron kam seit einiger Zeit regelmäßig zum Dejeuner, und vor Juron scheute er sich einzugestehen, daß er die Sünderin wieder aufgenommen.

„Das paßt mir jetzt nicht," sagte er endlich, „und du mußt auch erst Juron beschwichtigt haben."

„Juron? Nein, Onkel; Juron ist kein guter Mann, der ist nicht wie du. Den will und kann ich nicht beschwichtigen!"

„Schon wieder der Trotzkopf! Das ist eine schöne Besserung!"

Da trat Jean ein, verdrießlichen Aussehens, und meldete einen Besuch — „von der Universität," setzte er nachdrücklich hinzu. Es war ihm offenbar darum zu thun, die Komödiantin wieder aus dem Hause zu treiben.

„Den muß ich empfangen," sagte Rambert; „also auf Wiedersehen! Wann? Wie? Zu dir kommen kann ich nicht, nachdem du mich compromittirt hast, und so lange du in deinem Saus und Braus lebst. Du zu mir? Wunderlich! Auch das ist schwer. Bis zum Frühstück arbeite ich, und da störst du mich. Dann kommt — Juron und bleibt oft lange."

„Nach dem Theater!"

„Ich geh' jetzt zeitiger zu Bett. Aber ich werd' dir's sagen lassen, wenn ich noch einmal in dein Theater komme, um dich wieder spielen zu sehen. Dann nehm' ich dich mit. Was ist dir?"

„Ich weiß nicht — eine Wolke — daß die Verhältnisse uns so aus einander halten, daß ich —"

Sie stockte. Ihn um Hülfe anzusprechen in ihrer Geldnoth, lag doch so nahe, da er ihr verziehen. Er hätte auch wahrscheinlich diese Hülfe gewährt — aber sie brachte eine solche Bitte nicht über die Lippen, jetzt gewiß nicht in solcher Eile

und mit dem letzten Worte. Es widerstand ihr, seine Verzeihung sogleich auszubeuten. Sie schwieg, umarmte ihn lebhaft und ging.

Gesenkten Hauptes kam sie die Stiege herunter, und Rose sah sie betroffen an.

Es war ein heller Wintertag; sie gingen zu Fuße nach Hause, völlig still schweigend.

Für die drängende Geldnoth war nichts errungen. Rose, ein kluges Mädchen, schien das zu errathen. Sie sagte plötzlich: „Liebes Fräulein, jagen Sie den Narciß fort! Ich hab's deutlich bemerkt: er hetzt Ihnen die Gläubiger auf den Hals, er stachelt sie zur Pfändung."

Louison schwieg. Es war aber richtig, was das Mädchen gesagt: sie fand ihr Vorzimmer voll von Gläubigern, und diese kündigten ihr rohen Tones die Pfändung an, wenn nicht bis morgen Vormittag Zahlung geleistet würde.

Ferval, welcher zum Besuche kam, erlöste sie. Er schickte die Gauner mit der Bemerkung fort: morgen Vormittag würden sie befriedigt werden.

„Womit denn?" sagte Louison trübselig, als sie allein waren.

„Folgendermaßen!" erwiderte Ferval leichten Tones; „‚Unglück in der Liebe, Glück im Spiele', ist ein wahres Wort; ich hab's zehnmal erlebt. Sie haben aber Unglück in der Liebe, denn Sie können nicht lieben, Sie werden also fabelhaftes Glück im Spiele haben. Spielen Sie!"

„Wo denn?"

„Bei mir. Es hat sich ein Cercle gebildet aus der Crême unseres Clubs. Großentheils Millionäre. Wir spielen hoch, sehr hoch. Ein Gewinn oder Verlust von hunderttausend Francs ist etwas Gewöhnliches, das kaum bemerkt wird. Ihr Schuldenconto wird sich kaum über fünfzigtausend Francs belaufen; in einer Viertelstunde können sie die gewonnen haben und also morgen die Gläubiger abfertigen. Verstehen Sie Faro?"

„Ein wenig."

„Haben Sie Karten da?"

„Ja. Mama legt Patiencen."

„Geben Sie ein Spiel her! Ich lehre Sie die Feinheiten des Faro."

„Aber ich allein unter lauter Männern!"

„O nein. Meine Schwester ist eine Spielratte, die nimmt immer Theil, und einige alte Herren bringen ebenfalls Damen mit. Sie werden gar nicht auffallen. Also das Spiel Karten!"

Es wurde gebracht, und er belehrte sie mit großer Sachkenntniß. Sie selbst hatte ja Passion fürs Spiel, und von dem leichten Tone Ferval's angesteckt, sagte sie endlich: „Was bleibt mir denn auch übrig? Aber der Einsatz! Ich hab' ihn nicht."

„Hier ist er!" sagte O'Brien, welcher soeben eingetreten war und eine Tausendfrancnote auf den Tisch legte. „Sie dürfen mich nicht abweisen," fuhr er fort, „denn es ist kein Geschenk; wir spielen Moitié von dem Momente an, wenn Ihre Schuldensumme —"

„Fünfzigtausend Francs," schob Ferval ein.

„Wenn also fünfzigtausend Francs gewonnen sind, beginnt unser Moitiéspiel. Ich selbst spiele eigentlich nicht mehr, aber solch eine Ausnahme gestatte ich mir, weil ich überzeugt bin: Sie gewinnen und werden eine lästige Sorge los, da Sie ja doch Niemand von uns überlassen, Ihre Gläubiger zu befriedigen."

Es kam mehr Besuch, und das Thema wurde so heiter und sicher besprochen, daß Louison gar nicht mehr in die Stimmung kam, nein zu sagen. „Ich hole Sie im Theater ab," sagte O'Brien, als man fortging, „und rechne auf Ihre glückliche Hand."

Die nie ruhende Phantasie ist ja die vorherrschende Eigenschaft der Künstler. Das Unglaubliche macht sie ihnen glaublich, das Unmögliche zeigt sie als möglich.

Louison schwelgte an diesem Nachmittage und Abende in der Aussicht, im Farospiel ihre ganze Geldmisère zu beseitigen. Mindestens! Sie hoffte, noch viel mehr zu gewinnen und dann wieder frei und lustig zu leben, unabhängig von Jedermann. O'Brien, gestand sie, hat sich hübsch benommen, wirklich liebenswürdig. Du kannst nun vertrauensvoller mit ihm verkehren.

Louison fuhr denn des Abends nach der Vorstellung in trefflicher Laune mit ihm nach der Wohnung Ferval's. Sie war sehr schön, diese Wohnung. Ferval, der einzige Sohn eines Bankiers, verwendete seine zahlreichen Coupons mit Geschick und Geschmack zu seiner Unterhaltung. Alles Andere dieser Welt war ihm gleichgültig. Interessante Unterhaltung für sich täglich und stündlich zu haben, das war sein Lebenszweck, das allein. Darin unterstützte ihn eine bombenfeste Gesundheit und in Folge derselben eine unversiegbare gute Laune. Die Dame, welche er bei Louison seine Schwester genannt, war eine alte Geliebte, welche er vor Jahren verlassen, welche aber ihn nicht verlassen hatte, was er sich lachend gefallen ließ. Sie hatte ihn gegen Louison gehetzt, welche sie für gefährlich erachtete. Das war kaum richtig. Es kam ihm nicht viel darauf an, Louison für sich zu gewinnen, aber es versprach ihm Unterhaltung, dies lieblose Mädchen in gespannte Situationen zu treiben. Wie wird sie sich benehmen? Wird sie nicht doch am Ende dir zufallen? dachte er. Auf Lug und Trug kam es ihm bei solchen Späßen nicht an, wie er's nannte, und deshalb hatte er ihr Narciß zugetheilt, welcher ihre Angelegenheiten zur Katastrophe treiben sollte. Daß Narciß sich auch von O'Brien bestechen ließ, wußte er nicht.

Er empfing sie mit der sogenannten Schwester unter ausgesuchter Höflichkeit in einem eleganten Salon, wo ein kaltes Souper servirt wurde, und stellte ihr ein Dutzend Herren vor, zuletzt auch eine alte Dame. Diese alte Dame war die wirkliche Ehefrau eines alten Herrn, und Beide waren Spieler von Profession. Nicht daß sie nöthig gehabt hätten, Geld zu gewinnen, nein, sie waren wohlhabend, aber sie hätten sich gelangweilt ohne Hazardspiel. Wie andere Leute jeden Abend ins Theater gehen, so gingen sie jeden Abend zu einem Hazardspiel. Und sie spielten correct und gewissenhaft, diese beiden Leute, welche Madame und Monsieur Legrand genannt wurden.

Das Souper wurde kurz abgefertigt, und die Gesellschaft verfügte sich in ein dunkel tapezirtes, aber durch Gasflammen blendend erleuchtetes Zimmer, wo ein grün überzogener Tisch stand, von etwa einem Dutzend Stühlen mit steifer Lehne umgeben.

Man setzte sich sogleich. Ferval kündigte sich als Bankier an. Ein Diener stellte eine Cassette vor ihn auf den Tisch; Ferval nahm daraus Goldrollen und Banknoten mit dem Bemerken: die Bank bestehe aus zweimalhunderttausend Francs und verpflichte sich, eine Stunde lang Stand zu halten, wenn sie nicht früher gesprengt werde. Eine prächtige Stutzuhr an der Wand schlug eben Mitternacht; also bis ein Uhr werde das Spiel dauern. „Ordnen Sie Ihr Spiel, das Spiel beginnt," schloß er.

Jedermann legte seine Barschaft vor sich hin. Louison bat den neben ihr sitzenden O'Brien, ihr die Tausendfrancnote in kleinere Noten umzuwechseln, was er bereitwillig that, und sie setzte hundert Francs aufs Aß.

Ferval schlug ab. Es dauerte lange, endlich kam das Aß. Louison hatte gewonnen. Sie bot flugs Paroli. Nach ein paar Secunden kam das Aß wieder, und sie hatte wieder gewonnen. Sie

blickte auf O'Brien; dieser nickte mit dem Haupte. Sie bot Sixleva und — gewann wieder. In großer Aufregung steigerte sie weiter und weiter — ihre Kühnheit machte Aufsehen — und gewann auch den höchsten Satz. Eine große Summe wurde ihr zugeschoben; sie hätte vor Vergnügen aufschreien mögen. O'Brien rieth ihr nun, eine neue Karte zu wählen. „Nein," sagte sie, „man muß treu sein im Glück," und setzte tausend Francs wieder aufs Aß. Nun verlor sie. Betroffen blickte sie auf O'Brien. Der lachte und wiederholte: „Eine andere Karte! Man muß auch bei Freunden die Ansprüche nicht überspannen." — Sie nahm den König und — gewann. — „Sehen Sie," flüsterte O'Brien, „immer mir folgen, ich bin Ihr guter Genius. Ich selbst verliere immerfort; nun rathen Sie auch mir! Soll ich auf die Dame setzen?" — „Ja." — Die Dame gewann. — „Eins nützt dem Anderen," fuhr er fort, „Sie sehen, daß wir verbunden leben sollen." — „O!" schrie sie halblaut; ihr König hatte verloren. „Zurück zum Aß!" Das hielt ihr wieder Stand, und in immer aufsteigendem Glücke wurde sie so erregt, daß sie unbedacht O'Brien's Hand faßte und drückte mit den Worten: „Dank Ihrem Darlehn, ich werde frei!" — Da schlug die Stutzuhr Eins, und Ferval schloß das Spiel.

Louison war davon sehr unangenehm überrascht, sie war so gut im Zuge. „Morgen wird's auch Mitternacht," sagte O'Brien; „wie viel haben Sie gewonnen?" — „Ich weiß es nicht; vielleicht fünfzigtausend!" — „Zählen wir!" — Es waren nur sechsundzwanzigtausend. „Wie schade!" rief Louison, setzte aber hastig hinzu: „Also morgen; Sie holen mich wieder ab."

Sie war in vollem Fieber und freundlich wie nie für O'Brien, der sie nach Hause brachte.

Triumphirend zeigte sie Rose, welche sie auskleidete, ihren Gewinn. Rose war ganz betroffen. „Morgen hol' ich mir die anderen sechsundzwanzigtausend, und dann sind wir die Blutsauger los."

„Das thät' ich nicht," sagte Rose.

„Warum nicht?"

„Beim Spiel herrscht der Teufel, sagte mein Vater, und der Teufel ist treulos. Morgen können Sie Alles wieder verlieren. Mit diesen sechsundzwanzigtausend aber können wir uns Ruhe verschaffen für lange Zeit."

„Du bist ein Hasenfuß. Wer nicht wagt, gewinnt nicht."

Das Morgen kam. O'Brien holte sie nach der Vorstellung wieder ab. Prächtig hatte sie diesmal gespielt in ihrer glücklich aufgeregten Stimmung, und er sagte es ihr mit überschwänglichen Ausdrücken. Denn natürlich hatte er wieder die ganze Vorstellung angesehen.

Um Mitternacht saßen sie wieder wie gestern, nur daß heute Herr Legrand die Bank hielt. Madame Legrand saß neben ihm und controlirte wie ein Thorschreiber. Sie pflegte eine kurze Lache aufzuschlagen, wenn ihr Gatte, der Bankier, eine gewinnende Karte aufgelegt hatte.

Louison gewann wieder und steigerte ihr Spiel verwegen. O'Brien warnte sie. Umsonst. Ihre sechsundzwanzigtausend Francs, welche sie vor sich liegen hatte, waren schon mit einem Hügel von Goldrollen und Bankscheinen bedeckt, da — sie war bei der höchsten Steigerung — schlug das Glück um; sie verlor.

In diesem Augenblicke war Juron eingetreten, ein Vertrauter im Hause Ferval. Louison bemerkte ihn nicht, sie bemerkte nur, daß die sogenannte Schwester Ferval's ihr dringend zunickte, Alles zu wagen. „Wer wagt, gewinnt," flüsterte sie, und Louison erwiderte: „Ja wohl!"

Hitzig setzte sie nun fünftausend Francs. Verloren! Zehntausend Francs. Verloren!

Kurz, drei Viertelstunden nach Mitternacht hatte sie all' ihr Gold verspielt, Alles, was sie gestern und was sie heute gewonnen. O'Brien desgleichen. Sie konnte nicht mehr setzen und sank an ihre Stuhllehne zurück.

Da sprach Herr Legrand lächelnd zu ihr: „Mademoiselle, die Bank creditirt vierundzwanzig Stunden lang auf Ehrenwort.“ — Madame Legrand äußerte sich mit ihrer kurzen Lache und zupfte ihren leichtfertigen Gatten am Aermel. Er ließ sich aber nicht stören, sondern fuhr fort: „Hier sind fünftausend Francs. Wollen Sie?“

Louison nickte. Er schob ihr fünf Goldrollen zu, jede zu tausend Francs, und Louison spielte weiter.

Als es ein Uhr schlug, waren auch diese fünf Rollen verloren.

* *
*

Man hatte sie beim Aufbruch bedauert, aber lachend bedauert. Dergleichen war bei diesen Leuten von keinem Belang. Ferval besonders sah dabei lachend auf O'Brien, welcher Louison den Arm bot, um sie zum Wagen und nach Hause zu geleiten. Sein Gesicht drückte eine unheimliche Befriedigung aus.

Louison sprach kein Wort, aber sie war todtenbleich. O'Brien tröstete sie in sanften Worten und setzte flüsternd hinzu: „Unglück im Spiel soll Glück in der Liebe bedeuten. Stünde zu hoffen, daß Ihr Herz erwacht wäre, für Ihren sichersten Freund erwacht wäre, dann begänne ein neues, glückliches Leben für uns Beide.“

Sie sah ihn an, als wollte sie ihn bis auf den Grund durchschauen, und sagte nach einer Weile: „Morgen fünftausend Francs auf Ehrenwort zu bezahlen und tausend Francs an Sie.“

„Ach!“ schob er wegwerfend ein.

„Und nun die Pfändung, welche nicht länger ausbleiben wird. Welche Schmach!“

„Das darf nicht eintreten bei einer Dame, welche mein Herz besitzt,“ sagte er fest, „bei einer Dame, welcher ich meine Hand anbiete. Ich komme morgen Vormittag, um abzuhelfen. Fassen Sie heute Nacht einen herzhaften Entschluß.“

„Ich kann's nicht ertragen, einem Manne anzugehören!“ rief sie schluchzend, als sie aus dem Wagen stieg.

„Angehören!“ sagte er nachdrucksvoll, „angehören! Das ist ja Uebertreibung. Ich respectire Ihre volle Freiheit und verlange nichts weiter, als daß ich wie Ihr rechtmäßiger Beschützer in Ihrer Nähe verweilen darf.“

Sie blieb einen Augenblick an der geöffneten Hausthür stehen und sagte halblaut: „Ihr Ehrenwort darauf?“

„Mein Ehrenwort.“

Narciß, welchem der Concierge geläutet, erscheint mit Licht im Hausflur, und als Louison an ihm vorübergeschritten, neigt er sich wie fragend zu O'Brien; dieser aber sagt leise: „Morgen früh Alle rufen!“

Als Rose sie auskleidete, weinte Louison still vor sich hin, und als diese theilnehmend fragte, erzählte sie ihr Alles, auch O'Brien's Anerbieten.

„Um Gotteswillen nichts von Dem!“

„Warum nicht Der, wenn's denn doch Einer sein muß. Wie soll ich denn morgen zahlen?“

„Ach, wenn nur Doctor Zech da wäre! Der könnte mit den Wucherern verhandeln. Sie müßten warten oder herunterlassen. Sie haben ja doch eigentlich nicht die Hälfte hergegeben.“

„Das hieße betrügen. Was ich versprochen, das muß ich als ehrliche Person zahlen, auch wenn ich zu Grunde gehe.“

„O Gott, o Gott! Doctor Zech hat einen vornehmen Freund, der reich ist und der jede Woche ein paar Mal zu ihm kommt. Der würde vielleicht — oder schreiben Sie das Unglück, das ganze

Unglück dem Herrn Professor Rambert. Schreiben Sie gleich. Morgen früh trage ich den Brief hinaus. Er hilft gewiß."

„Du hast Recht!" rief Louison und setzte sich im Nachthemd an den Schreibtisch, mit fliegender Feder schreibend. Das schöne Mädchen zitterte dabei wie Espenlaub und mußte zuweilen inne halten, weil die Buchstaben verzerrt wurden.

Aber der Brief wurde fertig, adressirt und Rose eingehändigt. Dann stürzte sich Louison, von einem Weinkrampfe ergriffen, ins Bett und winkte Rose zum Fortgehen.

Die frische Natur that ihre Schuldigkeit: nach einer Viertelstunde war Louison fest eingeschlafen.

Als sie aufwachte, stand die bleiche Wintersonne schon hoch am Himmel und schien auf ihr Bett. Vor demselben stand still wartend Rose und sagte, als Louison die Augen aufschlug: „Der Brief ist besorgt. Courage, Fräulein!"

Die war allerdings nöthig, denn Narciß hatte auch die Morgenstunden benutzt, und das Vorzimmer füllte sich nicht nur mit Gläubigern, sondern auch mit Gerichtsdienern. Zahlung oder Pfändung! war das Stichwort.

Rose wollte Niemand ins Zimmer lassen, mit Bestimmtheit versichernd, bis Mittag werde das Geld da sein und Alle würden bezahlt werden. Man lachte höhnisch.

Da kam Madame Miot herzu, schrie und rang die Hände und stürzte ins Zimmer zu ihrer Tochter. „Mach' ein Ende, Kind," rief sie, „und heirathe O'Brien, sonst sind wir verloren!"

„Was weißt du von O'Brien?"

„Narciß hat mir Alles gesagt. O'Brien hat gestern Abend, als du die Treppe heraufgestiegen, zu Narciß geäußert: wenn du heute nicht ja sagtest, so bringe er Mutter und Tochter um, das heißt mich und dich!"

„Das ist nicht wahr."

„Es ist wahr, und er thut's, wie er den unschuldigen Grafen Vilsac todtgeschossen hat."

Da trat O'Brien selber ein, ruhigen, freundlichen Wesens.

„Wiederhole in seiner Gegenwart, was du soeben gesagt, Mama!"

„Was denn?" fragte O'Brien.

„Wiederhole es, was du soeben von Herrn O'Brien gesagt!"

„Nun denn, ja! Sie wollten mich und meine Tochter ums Leben bringen, wenn meine Tochter nicht Ihre Frau würde."

„Sonst nichts?" sagte O'Brien lächelnd. „Liebe Mama, wir haben Dringenderes zu thun mit den Leuten draußen. Mit Umbringen fängt man nicht an."

Die letzten Worte sprach er mit einem bösen Blicke auf die Mama, welchen Louison nicht gesehen, mit einem so bösen Blicke, daß Mama Miot sich zu Louison flüchtete, sie mit beiden Händen anfaßte und mit erstickter Stimme sagte: „Er thut's! Sag' ja!"

„Hab' ich Vollmacht," sagte er mit freundlicher Stimme zu Louison, „hab' ich Vollmacht, als Ihr Bräutigam draußen mit den Leuten zu verhandeln?"

„Ich hoffe, bis Mittag sie bezahlen zu können."

„Ah! Um so besser. Dann werd' ich sie im Zaum halten bis Mittag." Und er ging hinaus.

Mama Miot redete weinend in ihre Tochter hinein: ja zu sagen und Beider Leben zu retten. Und was für ein Leben! O'Brien werde, wie Narciß sage, binnen wenigen Tagen ein veritabler Lord und ungeheuer reich sein!

Louison war auf den Stuhl gesunken und sprach kein Wort.

O'Brien kam zurück und berichtete: „Die Leute sind fort und werden erst um Mittag wiederkommen, also in einer Stunde."

Louison blickte auf ihre Mutter und sagte: „Das nennst du umbringen?“ und zu O'Brien gewendet, sagte sie: „Lassen Sie mich diese Stunde allein, lieber Freund, ich muß mich sammeln in Ihrem und in meinem Interesse.“

Er verbeugte sich höflich, küßte ihr zärtlich die Hand, flüsterte: „Vertrauen Sie mir getrost!“ und ging.

Louison saß todtenstill da bei allen Vorwürfen, welche die aufgeregte Mama über sie schüttete, und Mama fand reichliche Unterstützung in der eintretenden Nanette, welche ohne Weiteres die Morgenfrisur an der unbeweglich still haltenden Louison ins Werk setzte.

„Glauben Sie mir, Mademoiselle,“ sprach sie mit dem Tone tiefster Ueberzeugung, „glauben Sie mir, jedes weibliche Geschöpf bleibt ein halbes Geschöpf, wenn es keinen Mann hat, und für jedes weibliche Geschöpf giebt es nur einen Augenblick, in welchem es zugreifen muß. Ich habe diesen Augenblick leider verpaßt und ärgere mich darüber jeden Tag. Leider dachte ich auch, er paßte nicht für mich, der zuerst meine Hand begehrte. Ich fand ihn zu heftig, zu befehlshaberisch, weil ich jung und verwöhnt war durch meine Courmacher. Ich meinte, das Befehlen müßte von mir ausgehen, und wenn nicht, so könnte ich Brutalitäten ausgesetzt sein. Ach, wie albern war ich! Er war eben ein kräftiger Mann und sprach und handelte scharf. So aber muß der Mann sein, wenn wir glücklich werden sollen. Er heirathete dann die unausstehliche Fiammina, meine Cousine, eine arrogante Person, und wir Alle prophezeiten ihr Unheil und ewigen Zank und Streit, und siehe da — ach, daß ich's eingestehen muß! — es ist die glücklichste Ehe geworden; die Fiammina beherrscht ihn, und er läßt sich lachend Alles gefallen, ja, er sagt geradezu: sie hat mich gezähmt. So wird's auch Ihnen gehen mit Lord O'Brien. Der ist accurat so wie mein damaliger Bewerber, aber er hat die Passion für die Demoiselle, und die ändert Alles. Und dazu ist er vornehm und reich. Glauben Sie mir, das ist und bleibt eine Hauptsache für uns Frauen. Wir müssen was bedeuten, man muß auf uns sehen, wenn uns behaglich zu Muthe sein soll. Und wir müssen nicht genöthigt sein, zu rechnen, wir müssen das Geld ausgeben dürfen, ohne es anzusehen, wenn uns die Laune treibt. Dann erst sind wir guter Stimmung und lachen die Welt aus!“

Diese Standrede — Louison blickte einige Male in die Höhe zu der Rednerin — wurde unterbrochen durch Rose. Diese flog jauchzend ins Zimmer, einen Brief hoch haltend, einen Brief von Herrn Rambert, wie der Bote gesagt.

Louison sprang in die Höhe und riß zitternd das Couvert auf, ohne die Adresse zu lesen. — Furchtbare Enttäuschung! Der Brief war nicht von Rambert, sondern von Juron, und lautete also:

„Mademoiselle! Herr Professor Rambert beauftragt mich, auf den früh am Morgen von Ihnen erhaltenen Brief sogleich zu antworten, da ich in der Lage war, meinem Freunde nähere Auskunft über Sie mitzutheilen. Er ist empört über Ihr Erscheinen am Spieltische unter derartiger Männergesellschaft, empört über das Verspielen großer Summen, während Sie von Pfändung bedroht sind, über Anlehen auf Ehrenwort, die Sie gar nicht bezahlen können, wahrscheinlich auch nicht bezahlen wollen, empört über das ganze unqualificirbare Treiben einer grundsätzlichen Theaterprinzessin. Er verbietet Ihnen hiermit, sich jemals wieder seiner Bekanntschaft zu rühmen und sich ihm jemals wieder zu nähern. Er bedauert, Ihre Carrière unterstützt zu haben, da sie nur dazu dient, ein liederliches Leben zu führen und unwürdig zu enden. Denn

einem so entwertheten Geschöpfe werde nie ein Ehrenmann seine Hand reichen."

Der Brief fiel Louison aus der Hand auf den Boden; sie aber wies mit beiden wankenden Armen alle Anwesenden aus dem Zimmer. Sie stand lange still und sah auf den unten liegenden Brief. Endlich raffte sie sich zusammen, und mit den Worten: „Ich will das Gegentheil beweisen!" ging sie an ihren Schreibtisch und schrieb:

„Ich bin bereit, Ihre Ehefrau zu werden. Sorgen Sie dafür, daß die Trauung durch den Priester unverzüglich vollzogen wird. Unterhandeln Sie mit den Gläubigern, wie es Ihnen als Ehemann zusteht, und befriedigen Sie dieselben. Aber schonen Sie mich! Lassen Sie mich auch beim Theater. Sie waren gut und treu in aller Abscheulichkeit der letzten Tage. Ich hoffe, ich verspreche meinerseits, Alles zu thun, daß unsere Ehe zu einem Bande der Achtung, der Treue und auch der Neigung werde. Aber jetzt, für die nächste Zeit, seien Sie mir behülflich. Helfen Sie mir um Gottes willen über den Vorwurf hinweg, der mich quält, der jede beginnende Neigung in Haß und Abscheu verwandeln würde, wenn ich ihn zugeben müßte, über den Vorwurf, daß ich mich an Sie verkaufe. Fordern Sie von mir, auch wenn ich Ihre Gattin bin, kein Zeichen hingebender Liebe. Lassen Sie mir Zeit! Warten Sie, bis ich es Ihnen gestatte, bis mein Herz es mir selbst gestattet. Versprechen Sie mir das klar und bündig und ohne Umschweife auf Ihr Manneswort."

Dann saß sie, auf das beschriebene Blatt hinstarrend, unbeweglich, bis die angekündigte Stunde verlaufen war und O'Brien eintrat. Ohne ein Wort zu sagen, reichte sie ihm das Blatt. Er las es und sagte ruhig: „Ein Handkuß ist aber erlaubt?"

„Ja," antwortete sie.

Er küßte ihr die Hand, bat sie, aufzustehen, setzte sich an ihren Platz und schrieb auf ihren Brief dicht unter ihren Namen:

„Ich verspreche auf Ehre und Gewissen, dies Alles getreulich zu erfüllen. O'Brien."

Dann reichte er ihr das Papier, sie überflog es noch einmal und reichte ihm zum Dank die Hand.

„Verlassen Sie sich darauf wie aufs Evangelium!" rief er und setzte hinzu: „Binnen zwei Stunden sind Ihre Gläubiger und Herr Legrand befriedigt. Rüsten Sie während dieser zwei Stunden Ihre Koffer zur Abreise nach Irland. Dorthin geht ein Priester, Pater Patrik, mein würdiger Freund, zu Ihrem Schutze mit uns, und am Tage unserer Ankunft in Dublin celebrirt er unsere Trauung. Es ist ein Familiengesetz im Hause der O'Brien, daß ihre Ehen auf irischem Boden geschlossen werden müssen, um gültig zu sein. Sind wir einig?"

„Ja. Aber was fang' ich mit meinem Theater an? Dort muß ich heut' Abend spielen."

„Man wird was Anderes heute geben, wenn Sie dem Director ein Billet schreiben, daß Ihr Ehegatte den Contract mit dem Theater auflöse und Sie heute noch von Paris hinweg in seine Heimath führe. Dies Billet senden Sie erst ab, wenn wir in den Reisewagen steigen, damit uns nicht Hindernisse bereitet werden können durch den Director. Also auf Wiedersehen in zwei Stunden!"

„In zwei Stunden."

* *
*

Louison war von alle dem wie betäubt. Es kreisten in ihrem Kopfe die Gedanken: was ist wirkliche Welt? was ist deine Welt, die Welt der lustigen Komödie? Du weißt es nicht; du weißt nichts zu thun, du mußt Alles geschehen lassen.

Da trat Rose ein und die Mama. „Nun?" fragte die Mama.

„Uebers Meer werde ich nach Irland reisen in zwei Stunden und dort O'Brien's Frau werden."

Mama schrie zweimal auf. Beim Worte „Meer" erschrocken, beim Worte „Frau" zufrieden. „Endlich!" sagte sie. „Aber das Meer vertrag' ich nicht. Ihr kommt doch wieder?"

„Ja."

„Dann wart' ich in Brüssel. Jetzt muß ich aber packen!" und sie lief fort.

Rose schüttelte den Kopf und sagte: „Nein!"

„Aber was sonst?"

„Ich weiß es nicht. Wenn nur Herr Doctor Zech da wäre!"

„Aber er ist nicht da!"

„Haben Sie ihn denn wirklich lieb, den —?"

„Ich weiß es nicht. Aber er ist doch hülfreich und scheint mich zu lieben."

„Ich trau' ihm nicht."

„Da lies!"

Sie reichte ihr das Blatt; aber noch ehe Rose fertig war mit dem Lesen, wurden Stimmen hörbar aus dem Vorzimmer. Es waren die Gläubiger, und man hörte Narciß laut sagen: „Geduld! Lord O'Brien hat Alles übernommen und kommt sogleich." — Hierauf wurde es still.

„Nehmen Sie mich mit?" fragte Rose.

„Freilich! Und das Blatt hebe auf! Du bist ordentlicher als ich."

„Dann unterschreiben Sie noch geschwind!" Und sie reichte ihr einen Zettel und einen Bleistift.

Sitzend unterschrieb Louison ihren Namen.

„In zehn Minuten bin ich wieder da!" sagte Rose und ging fort.

Louison blieb regungslos sitzen. Da trat O'Brien ein mit der Frage: „Und das Billet an den Director?"

„Das habe ich noch nicht geschrieben," sagte Louison leise.

O'Brien setzte sich an den Schreibtisch und schrieb das Billet, ihr sodann die Feder reichend, damit sie es unterzeichne.

Sie stand auf, trat an den Schreibtisch, las das Billet und — zögerte. Sie blickte O'Brien, der neben ihr stand, in die Augen. O'Brien nickte freundlich, und — sie unterschrieb.

Er steckte es in ein Couvert, schrieb die Adresse und ging nach der Thür. Ehe er sie öffnete, sagte er noch: „Sie müssen sich ankleiden, liebe Louison, und fertig machen! Unser Geistlicher kommt sogleich. Und die Mama?"

„Die geht nach Brüssel zurück."

„Gut. So fahren wir über Brüssel nach Ostende. — Nun die Rechnungen!"

Louison öffnete das Schubfach. O'Brien nahm den ganzen Stoß von Papieren und ging ins Vorzimmer zu den Gläubigern. Dort verlas er die einzelnen Namen und Summen, und jeder Einzelne meldete sich zu seiner Rechnung. Er unterließ nicht, bei Diesem und Jenem zu sagen: „Hundert Procent!" und den Kopf zu schütteln. Dann sprach er mit einem gewissen Nachdruck: „Schlag sechs Uhr in meiner Wohnung zur Empfangnahme des Geldes. Narciß, du sagst den Leuten meine Adresse, du empfängst dort die Leute und wartest auf mich, wenn ich noch nicht da sein sollte."

Narciß sprach deutlich und genau die Adresse aus und öffnete die Ausgangsthür. Sie waren ein wenig unschlüssig, aber sie gingen. Als Narciß hinter dem Letzten die Thür schließen wollte, trat Ferval ein. Er betrachtete O'Brien und Narciß und fragte lachend: „Alles im Gange?"

O'Brien nickte und sagte halblaut: „Aber erst nach dreimal vierundzwanzig Stunden eincassiren! Es könnte in die Zeitungen kommen und mich stören. Du sendest mir den Betrag nach Dublin ins „Kleeblatt".

Da kam Rose zurück und fragte, was aus den Sachen würde, die man nicht mitnehmen könnte, und aus dem Logis?

„Herr Ferval übernimmt Alles. — Du willst wohl mit uns?“

„Ja, Herr.“

„So hilf Alles fertig machen!“

O'Brien, Ferval und Narciß gingen fort. Gegen zwei Uhr erfolgte die Abreise, und um fünf Uhr verkündeten Theateraffichen, daß Demoiselle Louison plötzlich erkrankt und daß deshalb „relâche“ im Theater nöthig sei.

Der irische Geistliche, welcher mitreiste, beschäftigte als neue Figur Louison und Rose angelegentlich. Auf Louison's Verlangen saß Rose in demselben Coupé. Dieser Geistliche war ein noch junger Mann mit kurz geschnittenem glattem Haar, glatt rasirt, schwarz gekleidet, ein schwarzes Seidenkäppchen auf dem Scheitel und ward vorgestellt als Pater Patrik. Er sprach schlecht französisch und sprach vielleicht deshalb wenig. Er schlief viel in seiner Ecke. Dasselbe that Mama Miot.

Als man nach Brüssel kam, blieb der Pater Patrik auf dem Bahnhof zurück, während Mama, Louison, Rose und O'Brien hinausfuhren zu Papa Miot. Rose hatte auch auf dem Bahnhof bleiben sollen, Louison hatte aber wiederum verlangt, daß sie mitführe.

Papa Miot war sehr erstaunt, als er die Neuigkeit erfuhr, daß ein Schwiegersohn vor ihm stünde — „Ein Lord!“ flüsterte ihm Mama ins Ohr —, erstaunt, ja betroffen. Der „Lord“ schien ihm nicht zu gefallen, und Louison ängstigte ihn auch. Sie war so ernsthaft, wie er sie nie gesehen, wenn auch sehr zärtlich gegen ihn.

Begrüßung und Abschied wurden auf O'Brien's Treiben kurz gehalten. Und doch hatte der Abschied des Vaters etwas Rührendes, da der alte Mann sein Kind noch einmal zurückrief, als sie schon im Hausflur war. Er umarmte sie noch einmal, heftiger als es sonst seine Art war, und sagte mit erstickter Stimme zu der dabei stehenden Rose: „Behüten, behüten!“ Dann ging er ins Zimmer.

Rose flüsterte Louison zu: „Reißen wir aus, Fräulein! Es geht. Dort ist eine Hinterthür. O'Brien und die Mama, welche ihm das Geleit giebt, sind auf der anderen Seite voraus; wir schlüpfen in die Stadt und verbergen uns. Geschwind! Der Mann macht Sie ja unglücklich.“

Louison folgte ihr wirklich einige Schritte. Dann blieb sie stehen, hielt Rose an der Hand fest und sagte: „Ich darf nicht; er hat Alles für mich gethan, und er hat meine schriftliche Zusage. So wie er mir Wort hält, so muß auch ich ihm Wort halten. Er meint's auch gut mit mir.“

„Nein!“ sagte Rose ärgerlich, folgte aber ihrer Herrin.

Und so ging die Reise weiter. Zunächst mit der Eisenbahn nach Ostende, dann mit dem Dampfschiff nach England, dann auf rasend schnell fahrenden Bahnzügen quer durch England, endlich wiederum mit einem Dampfboot nach Dublin.

Der Verkehr unterwegs blieb von Seiten O'Brien's sanft und freundlich gegen Louison. Erst als das Dampfboot in die Nähe von Dublin kam, wurde die Rede O'Brien's etwas lauter, seine Annäherung an Louison dreister.

„Ich hab's vorausgesagt!“ flüsterte Rose heimlich zu Louison und setzte hinzu: „Der duckmäuserische Pater gefällt mir auch nicht; er macht curiose Augen auf mich.“

Louison schwieg dazu, verlangte aber bei der Ankunft im Dubliner Hotel, daß Rose mit ihr in demselben Zimmer schlafen sollte.

Da brauste O'Brien zum ersten Male auf, dieses Verlangen zurückweisend.

Louison sah ihn betroffen an, erwiderte aber ruhig: „Ich bestehe darauf.“

Er zuckte, besann sich aber und machte eine zustimmende Bewegung mit der Hand. Louison und Rose erhielten ein gemeinschaftliches Zimmer.

Es war gegen Abend, als sie ins Hotel kamen. Sie speisten zusammen, und Pater Patrik war zum ersten Male gesprächig, offenbar weil er irisch reden konnte mit dem ernsthaften Wirthe, welcher aufmerksam zusah, ob seine Kellner die Bedienung prompt leisteten, namentlich in Betreff der schweigsamen Louison.

Als man sich trennte, kündigte O'Brien Louison an, daß am nächsten Tage um die Mittagsstunde die Trauung vollzogen werden sollte, und zwar auf ihrem Zimmer.

„Wo nehmen wir aber die Zeugen her?“ rief Rose.

O'Brien, unangenehm berührt durch die naseweise Frage, mochte doch nicht behaupten, daß Zeuginnen für die Braut unnöthig wären, sondern sagte: „Du selbst kannst Zeugin sein.

„Und die männlichen Zeugen? Nicht wahr, Herr Pater, es sind männliche Zeugen nöthig?“

Der Pater sagte: „Yes.“

„Was schwatzt die Närrin! Die männlichen Zeugen werden nicht fehlen, ich bin ja hier wie zu Hause. Also um die Mittagsstunde morgen. Gute Nacht!“

Rose war außer sich. Sie war voll von Mißtrauen. Eine rechtschaffene Natur mit gesundem Verstande, wehrte sie sich mit Hand und Fuß gegen diese Heirath und schlug beim Schlafengehen Louison nochmals dringend vor, sich diesem Ehebündnisse noch in dieser Nacht durch die Flucht zu entziehen.

Louison gestand ihr, daß sie bei dem Gedanken erzitterte, von einem Manne wie O'Brien gewaltsam umarmt zu werden.

„Nun also!“

„Aber er hat ja schriftlich zugesagt, dies nicht zu thun. Und so wie ich erwarte, daß er Wort halten werde, so muß auch ich Wort halten. Ich weiß ja ohnedies nicht mehr, was ich will, was ich werde, denn ich habe gar keinen Haltepunkt mehr in mir. Wenn ich nun selbst noch unehrlich würde, dann müßte ich vergehen, wie ein Nichts geradezu vergehen.“

Dennoch schlief sie keine Minute in dieser Nacht. — Rose dagegen schlief fest und ordnete am nächsten Vormittage — da es nun doch nicht mehr zu ändern war — Alles an zur Feierlichkeit, soweit diese ihre Herrin betraf. Sie packte den Koffer aus, sie machte das weiße Atlaskleid zurecht, sie verschaffte sich durch das Dienstmädchen einen Orangenzweig und flocht denselben ins Haar Louison's, sie putzte ihre blasse, schweigende Herrin sorgfältig.

Als es zwölf Uhr schlug, war sie fertig, und mit dem Glockenschlage traten die Herren auch ein: Pater Patrik, O'Brien und zwei elegant gekleidete Herren.

Der Pater trug einen schwarzen Priesterrock und zog die kirchliche Stola aus der Tasche. Diese legte er auf einen kleinen Tisch, welchen einer der Zeugen in die Mitte des Zimmers rückte. Der andere Zeuge zündete zwei Kerzen an und stellte sie auf den Tisch.

Vor diesen Tisch trat nun der Pater und winkte dem Brautpaare, ihm gegenüberzutreten. Als dies geschehen, nahm er ein Büchlein aus dem Gewande und las eine lateinische Litanei mit eintöniger Stimme ab. Hierauf fragte er kurz in französischer Sprache, ob Braut und Bräutigam aufrichtig das Ehebündniß wünschten. Man hörte nur das laute „Yes“ O'Brien's, und sofort verlangte er von den Zeugen, daß sie ihre Namen nannten. Sie nannten zwei irische Namen, und der Pater ergriff nun die Stola, schlang sie um die vereinigten Hände O'Brien's und Louison's — Louison's Hand zitterte heftig, O'Brien drückte seine Hand fest in die ihrige — und so sprach er lateinisch den Segen über das Paar, damit schließend, daß er französisch sagte: „So seid ihr ein Ehepaar!“

Die Zeugen und der Pater entfernten sich, und O'Brien umarmte Louison mit dem Ausrufe: „Nun bist du mein!"

Louison wich zurück und sagte heftig: „Das ist gegen unseren Vertrag!"

„Mein bist du, sag' ich. Und jetzt fahren wir spazieren; ich zeige dir unsere Hauptstadt Dublin. Kleide dich an, in einer halben Stunde hol' ich dich ab." Draußen auf dem Corridor rief er den Zeugen nach: „Warten, warten! Ihr müßt ein Telegramm unterschreiben, das ich nach Paris sende."

Louison sank auf einen Sessel, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Als Rose eintrat und sie umkleidete, sagte Louison: „Rose, es ist geschehen, und mir ist, als wäre ich jetzt noch unglücklicher."

„Ich bin immer der Meinung gewesen. Gebe Gott, daß wir uns irren."

„Er nennt mich du und hat mich umarmt, was der Vertrag untersagt."

„Vertrag!" rief Rose mit dem Tone der Geringschätzung. Weiter wurde aber nichts zwischen ihnen gesprochen, unter Stillschweigen geschah die Umkleidung, und sie war kaum beendet, da trat O'Brien ein, um sie in seinem Wagen abzuholen.

Es war ein Wintertag mit jeweiligen Sonnenblicken, welche durch ein feines Schneewehen hindurchschimmerten. Louison sah wenig von den Plätzen, Straßen und Häusern, welche ihr O'Brien preisend zeigte. Das schien ihn auch wenig zu kümmern, er war mehr darauf bedacht, ihr lustig in die Augen zu sehen und sie an sich zu ziehen.

Es wurde zeitig dunkel, und sie bat ihn, heimzukehren, es würde ihr kalt.

O'Brien befahl dem Kutscher, nach dem Hotel zu fahren.

Als Louison auf ihr Zimmer kam, fiel sie Rose um den Hals und weinte heftig.

„Führe mich in eine Kirche, Rose; Gott allein kann helfen, du hast Recht. Mir ist angst und bange. Er nennt mich du und drängt sich an mich. Sein Auge, sein Mund, sein ganzes Gesicht, seine Stimme sind verändert. Sie sind roh wie damals in Biarritz; der Mann hat sich verstellt — wird er wenigstens Wort halten?"

„Nein."

„Rose?! — Verlaß mich nicht, Rose! Mir ist zu Muthe, als sollte ich hingerichtet werden."

„Also thun wir jetzt, was ich immer vorgeschlagen habe: fliehen wir! Ich weiß den Weg zum Hafen, verbergen wir uns auf einem Schiffe!"

Sie standen vor einer kleinen Kirche. Die Thür war offen; es war eine katholische Kirche. Ein Lämpchen dämmerte vor einem Muttergottesbilde.

„Also, liebes Fräulein! Ach nein, Sie sind eine Frau —"

„Ich kann nicht entfliehen, Rose. Ich muß mein Wort halten, so lange er das seinige nicht bricht."

„Dann wird's zu spät sein."

„Das stell' ich der Mutter Gottes anheim."

Und mit diesen Worten eilte sie vor den Altar, kniete nieder und betete inbrünstig um Schutz.

Nach zehn Minuten erhob sie sich und schien gefaßt.

„Komm, Rose, er erwartet mich zur Tafel mit seinen Freunden. Halten wir unser Wort. Wer recht thut, dem geschieht recht, hat mein Pater in Brüssel gesagt."

Die Tafel war in O'Brien's Zimmer, und außer dem Pater Patrik nahmen die zwei Trauzeugen daran Theil. Es wurde lärmend getrunken, und Louison sah mit Schrecken, daß besonders der Pater übermäßig trank. Er hielt dazu lustige Reden in der für sie unverständlichen Landessprache, und der Champagner floß in

Strömen. Louison meinte unter Wilden zu sein. Sie erklärte endlich O'Brien, sich zurückziehen zu müssen, sie sei unwohl.

„Geh', Täubchen, und putze dein Gefieder!" rief er und wollte sie küssen.

Sie entfloh. Ein schallendes Gelächter der Tischgesellschaft begleitete ihre Flucht.

Eilig rannte sie nach ihrem Zimmer und rief nach Rose. Rose war nicht da — aber sie kam eben mit Schnee bedeckt.

„Wo bist du denn?! Hilf mich geschwind auskleiden, mir fliegen die Hände, ich will schleunigst ins Bett, um mich zu erwärmen."

Rose half eifrig, und Louison setzte hinzu: „Verlaß mich ja nicht, gute Rose!"

„Gewiß nicht." — Gleich darauf aber schrie Rose: „Himmlischer Vater, mein Bett ist fort! Das hat er fortschaffen lassen, er will Sie überfallen!"

Entsetzt richtete sich Louison auf und sagte nach kurzer Pause: „Er hat ja versprochen, er muß ja Wort halten —"

„Er wird es nicht —"

„Rose, was sagst du da?!"

„Eine Thorheit. Ich dachte an die Burschen in unserem Dorfe, die kümmerten sich den Kuckuck um ein Versprechen! Aber die vornehmen Leute sind ja anders —"

Da hörte man die jauchzende Stimme O'Brien's vor der Thür. Sie wurde aufgerissen, und lustig rief er: „Endlich, Täubchen, endlich sind Jakob's sieben Jahre um und die leere Komödie ist aus."

Auf Louison zuschreitend, erblickte er Rose, und nach ihr mit dem Arme greifend, schrie er: „Hinaus! Du hast hier nichts zu suchen. Gehe hinüber ins Dienerzimmer, wohin du gehörst."

Rose war seinem Arme behende entschlüpft; er aber ging, von Weinlaune erregt, auf Louison zu.

„Rose!" schrie Louison.

Rose bedurfte der Aufmunterung nicht. Sie hatte schon mit starker Hand den Glockenzug an der Thür ergriffen und läutete mit einer Kraft, daß es durchs ganze Haus schallte. Mit der anderen Hand hatte sie die Thür geöffnet und rief gellend in den Corridor hinaus: „Hülfe! Hülfe! Räuber und Mörder! Hülfe!"

O'Brien stürzte auf sie zu, faßte sie grimmig bei den Schultern und warf sie zur Thür hinaus; aber das starke Vogesenmädchen hielt außen die offene Thür fest und schrie unausgesetzt: „Hülfe! Hülfe! Räuber und Mörder!"

Kellner und Dienstmädchen flogen herbei mit: „Was ist? Um Gotteswillen, was geschieht?" Ja, der Wirth des Hauses selbst, ein stämmiger Walliser, kam den Corridor entlang und rief schon aus der Ferne: „Ruhe! Ruhe!"

Er hatte offenbar schon im Laufe des Tages O'Brien und Genossen mit Aufmerksamkeit angesehen und auch die niedergeschlagene junge Frau beobachtet. Er hielt auf die Ehre seines Hauses und trat ziemlich barsch an den tobenden O'Brien heran mit den Worten: „Donnerwetter, Mylord, mein Haus steht zwar in Irland, aber ich bin ein Walliser und halte auf Ruhe und Anstand in meinen vier Pfählen."

Und dabei wies er auf das offen stehende Zimmer, in dessen Mitte die arme Louison stand, mit flehender Miene auf ihn blickend.

„Was schwatzest du da!" polterte ihm O'Brien entgegen — „was schwatzest du, fremder Sachse, von Ruhe und Anstand, wenn ich eine Dienstmagd meiner Ehefrau aus dem Zimmer werfe, weil sie sich unverschämt aufführt! Fort mit euch Allen! Fort auf der Stelle!"

Und dabei ging er erhobenen Armes auf die Kellner und Dienstmädchen los, welche erschrocken zurückwichen.

Unterdessen schob der Wirth Rose ins Zimmer hinein, schlug die Thür hinter ihr zu und ging dann O'Brien nach,

welcher die Dienstleute vor sich her jagte. Er faßte O'Brien kräftig am Arme und sagte halblaut: „Geduld, Mylord, so werden wir die Leute nicht los. Nur wenn wir fortgehen, endigt der Scandal, und Sie kommen zu Ihrem Ziele. Folgen Sie mir, meinetwegen zankend, dort hinten in mein Zimmer. Dann ist die Sache zu Ende für das Volk, und die Leute verschwinden von selbst. In zehn Minuten ist Alles leer, und Sie kehren unbehelligt zurück."

Und nun nahm er O'Brien unter den Arm und ging mit ihm auf die Leute zu, ihnen sagend, es walte da ein bloßes Mißverständniß und er befehle ihnen, den Corridor zu räumen.

Sie wichen langsam zurück bis zur Treppe, neben welcher des Wirthes Zimmer lag. „Marsch!" rief er noch einmal und führte den noch halb widerwilligen O'Brien hinein, die Thür hinter sich schließend.

Das Mittel half. Die Leute hatten nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu hören und gingen kopfschüttelnd von dannen.

Rose aber hatte diese Zeit benutzt, ihre Herrin mit fliegender Hast angekleidet, ihr Mantel und Shawl umgehängt und ein am Ofen liegendes Packet ergriffen. „Jetzt ist's Zeit zur Flucht!" flüsterte sie.

„Ja," hauchte Louison, „er ist ein Schurke!"

Rose eilte nun an die Thür, öffnete sie nur eine Spalte weit, um hinausblicken zu können; dann sagte sie: „Leer! Alles fort. Kommen Sie! Rechts, rechts! Nicht umschauen! Dort ist eine Hintertreppe, die führt auf die Nebengasse. So begegnen wir Niemand."

Dabei hatte sie Louison an der Hand gefaßt, um sie zu führen, weil nach rechts hin die Beleuchtung des Corridors aufhörte.

Schweigend schlichen sie die dunkle Treppe hinab. — Da strauchelte Louison und fiel.

„Haben Sie sich weh gethan?"

„Ja."

„Die Zähne auf einander beißen und weiter, wir haben keinen Augenblick zu verlieren!"

„Was nützt es denn? Wohin? Wir wissen's nicht."

„Doch, doch, ich weiß es."

„Und wir haben kein Geld."

„Falsch, falsch! Wir haben auch Geld; nur auf und weiter!"

Sie kamen glücklich aus dem Hause hinaus.

„Wieder rechts!" sagte Rose, „und rasch!"

„Wohin denn?"

„Zum Hafen. Ich hab's ja lange kommen sehen! Während Sie speisten, bin ich am Hafen gewesen. Ein Dampfschiff geht in der Nacht nach England, und ich hab' ja Ihr Geld, Ihre Monatsgage. Sie haben mir ja noch im letzten Augenblicke in Paris die Quittung unterschrieben, und diese hab' ich damals eincassirt. Sie kümmerten sich ja um nichts. Ich hab's kommen sehen, und dies Packet ist schon lange fertig. 's ist unsere Wäsche drin, und auch etwas Schmuck von Ihnen. Wir kommen fort, wenn wir nur jetzt — können Sie nicht schneller gehen?"

„Ja, ja!"

„Sie sind also nicht mehr lahm?"

„Nein."

„Auch wenn Sie's wären, jetzt gilt's! wie unser Schulmeister sagte."

Der Schnee fiel in dicken Flocken. Aber Rose, kaum einen Moment unsicher, verirrte sich nicht. Sie kamen glücklich aufs Dampfschiff und erhielten eine Cabine mit zwei Lagerstätten, eine über der anderen.

„Kriechen wir unter die Decken," flüsterte Rose, „und rühren wir uns nicht, bis das Schiff in Bewegung kommt. Der Schurke könnte uns hierher verfolgen."

So war es auch. O'Brien hatte den Rath des Wirthes, den Abzug der Dienstleute abzuwarten, nicht lange befolgt; er hatte die Zimmerthür aufgerissen, und als er den Corridor leer gefunden, war er nach dem Zimmer Louison's gegangen, den noch immer dreinredenden Wirth zurückstoßend. Er kam dort an in dem Augenblicke, als Rose und Louison die dunkle Hintertreppe hinabschlüpften. Als er das Zimmer leer fand, stürzte er zum Wirth zurück und verlangte eine Durchsuchung des Hauses.

Der Wirth wurde grob, weil dies eine Erhöhung des Scandals mit sich brächte, und setzte wegwerfend hinzu: „Die geängstigte Frau ist auch gewiß nicht mehr im Hause, sondern auf der Flucht."

O'Brien verstummte einen Moment. Die Rede schien ihm einzuleuchten. Endlich fragte er barsch: „Wann geht das nächste Dampfboot nach England?"

„Um elf Uhr. Da schlägt's just elf."

Man hörte eine Uhr auf dem Corridor schlagen.

Unter wildem Fluchen stürzte O'Brien die Treppe hinab, aus dem Hause hinaus. Der letzte Wagen war eben fortgefahren. Er sah ihn noch, er lief ihm nach, besann sich aber, ob er nicht dabei Zeit verlöre, wenn er den Wagen doch nicht einholte, und wendete sich jählings, um zu Fuß nach dem Hafen zu laufen.

Der Hafen lag voll von Schiffen, und er verlor wieder einige Zeit, ehe er den richtigen Dampfer fand, an welchem gerade die Landungsbrücke ausgehoben wurde. Er sprang auf die schon in Bewegung gesetzte Brücke und schrie: „Sind soeben zwei Damen aufs Schiff gekommen?"

„Weiß nicht," antwortete ein Matrose und setzte sogleich hinzu: „Zurücktreten, wenn Sie nicht naß werden wollen."

„In drei Teufels Namen Antwort, ob zwei Damen —" schrie O'Brien in echt irischem Landesaccent.

„Brücke abheben!" klang gut englisch ein Commando hinter dem Matrosen.

Der Matrose hob, O'Brien flog zurück, fiel aber nicht ins Meer, sondern auf den steinernen Strand.

Der Dampfer stieß ab.

* *
*

Die Geschicke, welche uns treffen, bilden unseren Charakter — pflegt man zu sagen.

Louison wußte nichts von dieser Weisheit. Sie wußte nur, daß sie ein machtloses Geschöpf wäre, welches auf uferloser See dahingetrieben würde.

Rose hatte für Alles gesorgt bei ihrer Fahrt durch England, und sie waren eines Morgens in Calais angekommen.

Die Wintersonne schien hell, und die Meereswellen, auf welche Louison rathlos zurückblickte, schimmerten wie Silber.

„Gott sei Dank!" seufzte sie, „man spricht französisch um uns her. Aber was nun?"

„Wir müssen nach Paris mit dem nächsten Zuge, unser Geld reicht noch dazu."

„Und was sollen wir in Paris?"

„Den Doctor Zech fragen, den Herrn Rambert fragen."

Louison zuckte zusammen bei dem Worte „Rambert". Seine letzten Worte in Juron's Briefe waren zerschmetternd, waren entscheidend für sie gewesen.

„Vielleicht sollte ich nach Brüssel," sagte sie vor sich hin, „in die Heimath, die ich nie hätte verlassen sollen. Ich möchte das verunglückte Leben einer Künstlerin aufgeben, ein stilles bescheidenes Leben führen, den Vater trösten und von ihm wieder getröstet werden."

„Das bleibt uns ja noch übrig, wenn in Paris nichts anzufangen ist. Wär' ich so schön wie Sie und hätte solche Gaben, ich setzte meinen Kopf auf gegen die ganze Welt und wollte mich schon oben erhalten."

Sie fuhren nach Paris. Spät Abends kamen sie an und kehrten in einem kleinen Gasthofe ein, welchen Rose kannte. Oben auf der Höhe, dem Montmartre zu, lag er, wenn man durch die Rue des martyrs hinaufssteigt gegen die äußeren Boulevards hin. Er war von Elsässern gehalten, und Rose sprach deutsch mit den Wirthsleuten.

Sie bekamen im dritten Stock ein Zimmer mit einem Alkoven. Im Alkoven standen zwei Betten, und dort schliefen sie — gegen Erwarten — tief und fest.

Selbst Rose erwachte spät am Morgen, stand still auf, kleidete sich an und ging zur Wirthsfrau hinunter, Kaffee bestellend. Sie trug ihn selbst hinauf.

Louison war nun auch erwacht, richtete sich auf im Bette und besann sich, wo sie wäre.

„In Paris. Auf zum Frühstück! Dann schreiben Sie an Herrn Rambert, und ich suche den Herrn Doctor Zech auf. Zwischen elf und zwölf pflegt er auf einen Sprung nach Hause zu kommen, um zu sehen, ob ein Kranker auf ihn warte. Sie, Fräulein, lassen Ihren Brief durch das Dienstmädchen in den nächsten Postkasten werfen. Sie sehen, dort steht ein kleiner Schreibtisch mit Feder und Tinte und einigen Blättern Papier. Meine Landsleute halten ihr Haus hier in guter Ordnung."

Es war gegen elf, als sie fortging. Louison setzte sich an den Schreibtisch. Es schien ihr eine Erleichterung, Alles niederzuschreiben, was sie seit dem unseligen Spielabende bei Ferval erlebt, und ihr Bericht fing mit den Worten an: „Ich kann nicht mehr lachen."

Rose aber lachte munter, denn sie fand ihren Doctor Zech. Ein eleganter junger Mann saß bei ihm mit einem dunkelblonden Kopfe und schönem Vollbarte. Er sah sie aufmerksam an mit seinen milden blauen Augen, und als er ihren Namen hörte, stand er auf und schien sie ohne Worte zu fragen.

Zech freute sich herzlich, als er sie eintreten sah, und rief: „Glück auf, Rose! Ihr seid also wieder da? Ist's richtig? Ist Fräulein Louison wieder unten?"

„Nein," antwortete Rose, nun recht ernsthaft, „sie ist in der ‚Stadt Colmar'."

Jetzt erhob sich auch Zech von seinem Frühstück, blickte auf den anderen Herrn und sagte: „Das ist Herr Lauriston, ein alter Freund deiner Herrin; du kannst Alles ohne Rückhalt erzählen, es kommt an sichere Leute."

Herr Lauriston war derselbe Mann, dessen Zech einmal gegen Louison erwähnt hatte als eines jungen Dichters, welcher Theaterstücke schriebe, aber nicht zur Aufführung bringen könnte. Er sah ernst aus, mochte etwa dreißig Jahre alt sein, war schlank gewachsen und von feinem Wesen. Das leicht geröthete Antlitz mit einem kleinen geschlossenen Munde hatte einen sinnigen Ausdruck; er hörte Rose zu, als ob er ihr die Worte vom Munde nähme.

Rose erzählte Alles, Alles; aber dieser Herr Lauriston wollte immer noch Näheres, Ausführlicheres.

Als sie die Scene in Dublin schilderte, wo O'Brien auf die wehrlose Louison losstürmte mit den Worten: „Nun, Täubchen, Jakob's sieben Jahre sind endlich um und die leere Komödie ist aus," da machte dieser Herr Lauriston mit der Hand eine Bewegung, als ob er Jemand niederschlüge.

Er sprach auch zuerst, als Rose geendigt hatte.

„Du siehst, Zech, es ist ein Bubenstück unserer Jeunesse dorée. Es hängt Alles zusammen, es wird Alles klar. O'Brien hat im Club eine hohe Wette gemacht, er werde die schöne Louison erobern. Das Mädchen hat ihn rufen hören, es sollte ein Telegramm unterschrieben werden. Er hat gleich nach der Eheschließung an seine Consorten hierher telegraphirt,

daß die Wette gewonnen sei, und Ferval hat in die Zeitung gebracht, was wir gelesen, daß Louison nun O'Brien angehöre. Ferval ferner hat ihm die hohe Summe der gewonnenen Wette nach Dublin geschickt. Ich trat zufällig bei ihm ein, als er seinem Diener einen Geldbrief übergab mit dem Auftrage, das Porto nach England auszulegen. Jetzt ist der Augenblick da, diese frechen Sportsjäger einmal am Kragen zu fassen."

„Ach, was helfen Recriminationen! Wie helfen wir der mißhandelten Schauspielerin?" sagte Zech trockenen Tones.

„Sehr wahr. Aber just über diese Sportsjäger hinweg führt die Straße, um ihr zu helfen. Hast du heute Zeit?"

„Ein paar Stunden."

„So nimm mich mit zu ihr und stell' mich ihr vor. Bis jetzt hab' ich das absichtlich vermieden, nun aber ist's eine Pflicht. Wir wollen mit ihr berathen."

„So komm und führe uns!" sagte Zech und klopfte Rose auf die Wangen. Sie wurde roth und lachte verlegen, was doch sonst nicht ihre Art war, und als er, Lauriston anblickend, hinzusetzte: „Dies Mädchen aus den Vogesen hat sich kreuzbrav aufgeführt!" da schienen ihre Augen naß zu werden.

„Edel und tüchtig!" sprach Lauriston, und das erschütterte Rose völlig; sie wollte dem schönen neuen Bekannten, welcher ihr außerordentlich gefiel, die Hand küssen, was er jedoch nicht zuließ.

Lauriston hatte seinen Wagen vor der Thür, und sie waren bald vor der kleinen „Stadt Colmar" angekommen. Da bat aber Rose die beiden Herren, als sie bis in den dritten Stock hinaufgestiegen waren, eine kleine Weile auf dem Flur zu warten, Louison werde im Negligée sein, und man müßte ihr Zeit lassen, ihr einziges Kleid anzuziehen. „Denn wir haben in Dublin nur gerettet, was wir auf dem Leibe hatten."

„Nun, Lauriston," sagte Zech, als sie ins Zimmer geschlüpft war, „so lange hast du dich gewehrt vor der Bekanntschaft, und jetzt —"

„Jetzt heißt es, einem ausgezeichneten Talent Hülfe bringen."

Lauriston nämlich hatte bisher die persönliche Bekanntschaft Louison's absichtlich vermieden, obwohl er in Rambert's Hause schon einmal in ihrer Nähe gewesen. Aus dem Theater kannte er sie genau; er war sogar einer ihrer lebhaftesten Verehrer. Aber er war ein Poet und wünschte, ihr Verehrer zu bleiben. Persönliche Bekanntschaften mit Schauspielerinnen hatten ihn zu wiederholten Malen arg enttäuscht. Er wollte nicht in die Lage kommen, auch von der reizenden Louison enttäuscht zu werden. Noch mehr: er hatte sich für sein neuestes Drama ein Mädchen erfunden, welches alle Reize und Talente Louison's, aber einen ganz anderen Charakter besaß als den, welchen man an Louison kannte. Er hatte sich für sein Drama die lustige Louison in eine sentimentale, ja nahezu tragische Person umgewandelt.

Zech wußte davon und sagte jetzt: „Du bist am Ende schuld durch deine Vision, daß dies heitere Geschöpf ernsthaft geworden ist. Wirst du ihr helfen können durch deine Verbindungen?"

„Ich werd's versuchen."

Lauriston war der Sohn wohlhabender Eltern, welche ihn aus Grenoble im Dauphiné nach Paris geschickt hatten zur medicinischen Ausbildung. Sein Vater war Arzt gewesen, Alfred sollte auch Arzt werden. In dieser Schule war er mit Zech bekannt geworden. Sie waren grundverschieden, und gerade deshalb schienen sie sich für einander zu interessiren. Zech lachte über Lauriston's Idealismus, Lauriston spottete über Zech's Realismus, den er wohl auch Materialismus nannte. Nur Eins fand er richtig an Zech's Ent-

gegnungen: die oft wiederkehrende Bemerkung, daß solch ein idealer Phantast wie Lauriston nicht zum ärztlichen Beruf passe. Deshalb kehrte auch Lauriston diesem Berufe den Rücken, als sein Vater plötzlich starb, denn nur des Vaters wegen hatte er sich zu den medicinischen Versuchen herbeigelassen. Er widmete sich nun ganz schöngeistigen Studien und suchte seinen Verkehr in schriftstellerischen und eleganten Kreisen. Das Vermögen, welches er von seinem Vater geerbt, gestattete ihm die Mittel, wie ein kleiner Seigneur abzuwarten, ob sich ein hinreichend schöpferisches Talent in ihm entwickeln werde. Zech spottete lustig über seine dramatischen Versuche, welche es nicht bis zum Lampenlichte brachten, und nicht minder über seinen Umgang mit der sogenannten vergoldeten Jugend, jeunesse dorée, welche ja nur aus Nichtsthuern und angenehmen Taugenichtsen bestehe.

„Nun siehst du," sagte Zech auf dem Vorsaale, „daß sie nicht nur Nichtsthuer sind, sondern höchst nichtsnutzig, ja schlimmer noch —"

„Schlimmer noch!" erwiderte Lauriston.

Da kam Rose und führte sie ins Zimmer mit der Bitte: „Sanft, still! Sie erschrickt so leicht."

Zech stellte seinen Freund vor und führte das Wort. Lauriston verhielt sich zurückhaltend und nur zuhörend; Louison war einsilbig und saß traurig da.

„Sie ist eben krank!" flüsterte Rose Zech ins Ohr.

„Blaß sind Sie geworden über Gebühr," sagte endlich Zech, „und wir wollen trachten, Sie wieder roth zu machen. Ich schreib' Ihnen Recepte; erzählen Sie unterdessen meinem Freunde, was er zu wissen braucht von Ihren sauberen Cavalieren, die er alle kennt. Kommen Sie, Rose, zu mir und hören Sie meine Erklärung der Recepte. Ihr müßt euch jetzt zweckmäßig ernähren."

„Wir haben ja kein Geld," sagte Rose leise, als sie zu ihm an den Schreibtisch trat.

„Das findet sich," entgegnete er.

Lauriston fragte Louison nicht nach den Vorgängen. Er wußte, daß ihr das peinlich sein würde. Er sprach von ihrer Kunst, die so grell gestört worden; er sprach von den verzweifelnden Gedanken über Kunst und Leben, welche in ihr aufgetaucht sein müßten; er sprach vom Ausgleich zwischen Ideal und Wirklichkeit, der gesucht werden müsse und der auch zu finden sei.

Da erhob sich ihr Blick, zweifelnd, fragend. — Sie seufzte.

Lauriston fuhr aber unentwegt fort und schob geschickt kleine Fragen ein, welche sich auf ihre Gedanken und Stimmungen bezogen. Wie beiläufig beantwortete sie dieselben kurz und aufrichtig.

All' das unterbrach aber Zech in seiner kurzen Manier. Er habe nicht länger Zeit, und das Wichtigste wäre: festzustellen, was zunächst geschehen müsse. „Wollen Sie sich," schloß er, „noch einmal an Professor Rambert wenden?"

„Ich wollt' es, ja, und habe ihm Alles geschrieben, aber es widerstrebt mir, den Brief abzusenden."

„Das begreife ich," sagte Lauriston. „Einer von uns muß erst vorher mit ihm gesprochen haben. Sein letzter Brief war, wie ich höre —"

„Nicht sein Brief. Juron hat mir Herrn Rambert's Meinung geschrieben."

„Ah, ah! Das ändert Alles. Geduld, Mademoiselle, es wird sich Alles ordnen."

„Ruhig hier bleiben," sagte Zech im Fortgehen, „noch ein paar Tage ruhig hier bleiben! Rose soll heut' Abend zu mir kommen, um uns über Einzelheiten noch nähere Auskunft zu geben. Mademoiselle möge ihr, damit sie das könne, Alles erzählen, aber Alles. Wir kommen morgen wieder; bis dahin adieu!"

Beide gingen. Rose gab ihnen das

Geleit und nahm unbefangen eine Banknote, welche ihr Lauriston mit den Worten gab: „Ein Vorschuß, bis sie wieder ins Engagement getreten."

„Darf ich sagen —?"

„Nein; es kommt von Zech."

Zech lachte und — winkte Rose zutraulich mit der Hand seinen Abschied zu.

„Was wolltest du denn mit den Recepten?" fragte Lauriston unterwegs. „Ist sie denn körperlich krank?"

„Ja, Idealist. Meinst du denn, eure Ideen fallen euch vom Himmel herab? Sie wachsen aus eurem Körper empor, gewöhnlich krankhaft, und wenn sie zerstört werden, so wird auch der Körper gestört. Die Nerven dieses Mädchens sind zerrissen. Können wir sie nicht wieder verbinden, so wird sie schwachsinnig oder gar verrückt. Ich kann übrigens da nur wenig helfen; die Hauptsache mußt du leisten. Sie hat keinen Glauben mehr, und du bist ja gläubig, ästhetisch gläubig, — oder nicht?"

„Allerdings. Zunächst aber muß sie entdecken, daß es noch gute Menschen giebt. Das müssen wir bewerkstelligen. Ich gehe also gleich zu Ferval, den ich zufällig näher kenne. Er hat mitgethan, wie Rose's Aeußerungen andeuten; er soll's verantworten. Er ist kein Held; er wird mir weitere Wege eröffnen. Adieu!"

Als er in Ferval's Wohnhaus trat, begegnete ihm auf der Treppe Narciß. Lauriston kannte ihn nicht, sonst hätte er ihn sofort aufgehalten. Aber ein Diener Ferval's kam ihm zu Hülfe, indem er von oben eine Bemerkung nachrief und dabei den Namen nannte. Den Namen Narciß wußte Lauriston von Rose. Rose haßte gerade ihn und schob ihm Schlimmes zu.

„Sie heißen Narciß?" fragte Lauriston rasch.

„Zu dienen."

„Ich habe Aufträge für Sie. Ist Herr Ferval zu Hause?"

„Ja."

„Dann bitte ich, mit mir hinaufzusteigen und eine Viertelstunde im Vorzimmer zu warten. Sie werden dann gerufen werden."

Narciß folgte. Lauriston trat ein bei Ferval.

Lauriston stand in einem gewissen Ansehen bei diesen Sportsmännern, weil er ein literarischer Mann war und dabei doch „gentlemanlike" lebte. Die Journale hatten kleine Arbeiten von ihm gebracht, und man wußte, daß die Theaterdirectoren von seinen Manuscripten mit Achtung sprachen. Dazu kam, daß er mit diesen Jüngern des Sports gelegentlich verkehrte und doch ersichtlich ihre Gesellschaft nicht suchte, obwohl er mit Pferden und Waffen ganz besonders vertraut war. Die Waffen betreffend, galt er geradezu für eine der besten Klingen in Paris. Wenn solch ein Mann ihre Gesellschaft fast vermied und gewiß nicht suchte, so gab ihm das eine überlegene Stellung.

Ferval empfing ihn also sehr entgegenkommend.

„Ich bin beauftragt," sagte Lauriston, „einige ernste Fragen an Sie zu richten, Herr Ferval."

„O! ich höre."

„Sie gehören zu dem Club, dessen Mitglied ein Irländer ist, Namens O'Brien?"

„Ja."

„Die Journale haben erzählt, daß dieser O'Brien eine hohe Wette in Ihrem Club abgeschlossen: er werde Demoiselle Louison dahin bringen, daß sie sich ihm ergebe."

„Er hat sie geheirathet."

„Ich frage, ob die Wette bestanden hat?"

„Sie ist ganz loyal ausgezahlt worden, als O'Brien melden konnte, daß die Eheschließung stattgefunden. Ich selbst habe die Summe nach Dublin gesendet."

„Sie selbst. So? Die Wette hat also wirklich stattgefunden. Ein Sport um

Tugend, Ehre und Lebensglück einer unbescholtenen Künstlerin!"

„Wenn ich Ihnen sage, daß eine Heirath —"

„So sage ich Ihnen, daß es diesem Herrn O'Brien und Ihrem verehrlichen Club viel lieber gewesen wäre, wenn die Heirath hätte umgangen werden können. Hab' ich Recht?"

Ferval machte nur eine Bewegung mit der Hand.

„Ich bitte um Antwort."

„Und ich bitte um Auskunft, wohin Sie, Herr Lauriston, mit dieser Frage wollen?"

„Das werden Sie sogleich des Näheren erfahren. Herr O'Brien hatte Demoiselle Louison zur Einwilligung in Abreise und Eheschließung dadurch vermocht, daß er feierlich versprochen, ihre Schulden zu bezahlen. Hat er das gethan?"

„Das ist doch nicht meine Sache!"

„Einigermaßen doch; es ist eine Spielschuld auf Ehrenwort dabei, welche hier aus Ihrem Hause stammt, und Sie hatten die Dame hierher geladen. Ist diese Spielschuld bezahlt? Sind die übrigen Schulden bezahlt? Ich bitte um Antwort."

„Die Spielschuld — da haben Sie Recht, die ist unangenehm, da sie hier — sie ist wahrscheinlich nicht bezahlt, denn Madame Legrand hat sich neulich beklagt."

„Eine Ehrenschuld! Die Ehre der jungen Künstlerin verrathen! Wie nennt man das?"

„Ja, ja — aber das Alles ist doch nicht meine Sache, wenn O'Brien —"

„Wußten Sie, daß die Schulden nicht bezahlt seien, als Sie Herrn O'Brien die hohe Wettsumme nach Dublin schickten, mit welcher Summe ja die Schulden bezahlt werden konnten, — wußten Sie's?"

„Wie konnte ich —?"

„Sie konnten nicht? Wußten Sie's nicht von Ihrem früheren Diener Narciß, welchen Sie der Dame anempfohlen, welcher die Dame offenbar verrathen hat und welcher heute noch in Verbindung mit Ihnen ist?"

„Mit mir in Verbindung?"

„Er steht draußen im Vorzimmer."

Jetzt entstand eine Pause. Ferval konnte sich nicht mehr verleugnen, daß er sich solche Inquisition nicht länger mehr gefallen lassen durfte, sondern daß er sie durch ein herausforderndes Wort beendigen mußte. Sollte er?

Er war nicht gerade furchtsam, aber Lauriston war ein gefährlicher Duellgegner. Nun sollte gerade er für die ärgerlichen Unsauberkeiten des frechen O'Brien eintreten? Auch schämte er sich doch ein wenig der zu Tage tretenden unmoralischen Handlungsweise gegen eine wirklich unbescholtene Künstlerin. — Ach! — schloß er seinen Gedankengang — es ist gescheidter, hierbei nach Kräften auszugleichen, indem man das Unanständige von sich wegschiebt und ein bloßes Geldopfer nicht scheut. So sagte er denn, die Pause unterbrechend, Folgendes:

„Herr Lauriston, Ihr Standpunkt mir gegenüber ist nicht ganz richtig. Ich gebe zu: die Sache ist unsauber. Aber daran habe ich keinen Theil. Das ist O'Brien's Theil. Ich habe gedankenlos zugesehen, das mag wahr sein, und ich bin deshalb gern bereit, abzuhelfen. Die Spielschuld an Madame Legrand zum Beispiel, weil sie in meinem Hause contrahirt worden ist, übernehme ich gern."

„Positiv?"

„Positiv."

„Und die anderen Schulden? Bezahlen Sie die auch? Oder bezahlt sie der Club für sein wortbrüchiges Mitglied?"

Ferval zuckte die Achseln.

„Wenn nicht, dann wird die schmutzige Affaire bekannt gemacht durch die Zeitungen; es wird bekannt gemacht, welche Mitglieder Ihr Club in sich schließt, ein Club, der so viel Geld bereit hat für — pikante Wetten."

„Vielleicht aber sind die Schulden schon bezahlt.“

Lauriston maß den also sprechenden Ferval mit einem Blicke, welchen dieser denn doch übel nehmen mußte. Aber er kam nicht zur Aeußerung, denn Lauriston riß die Thür auf und rief Narciß ins Zimmer.

„Sie haben,“ sagte er, „damals im Vorzimmer der Demoiselle Louison den Auftrag übernommen, Abends sechs Uhr die Gläubiger der Dame auszuzahlen. Haben Sie das gethan?“

„Das hab' ich nicht gekonnt, denn Herr O'Brien hat kein Geld zurückgelassen.“

„Das wußten Sie vorher. Sie haben die Gläubiger wissentlich getäuscht und können zu gerichtlicher Verantwortung gezogen werden. Sie haben ferner Briefe unterschlagen an die Dame und von der Dame, Sie haben sich bestechen lassen gegen Ihre Herrschaft von O'Brien und von — Anderen. Ihre Verantwortung wird Ihnen schwere Noth bringen, und ich werde dafür sorgen, daß Ihre Unthaten öffentlich bekannt werden, damit Niemand mehr Sie in Dienst nehme.“

„Aber ich bitte, Herr Ferval, Sie selbst haben ja —“

„Hansnarr!“ schrie Ferval. „Wir haben Sie bloß gesagt, daß die Gläubiger Wucherer wären und daß sie volle Quittung leisten würden, wenn sie die Hälfte bekämen.“

„Ist dem so?“

„Ja.“

„Würden Sie, Herr Ferval, diese Hälfte bezahlen für O'Brien? Oder würden Sie Ihren Club bestimmen, daß er seinem Ruf zu Liebe diesen Betrug seines Mitgliedes ausgleiche?“

„Wie groß ist die Summe?“

„Sechsundzwanzigtausend Francs,“ sagte Narciß etwas kleinlaut.

„Vielleicht ist der Club dahin zu bestimmen,“ sagte Ferval, nicht viel weniger kleinlaut.

„Ich warte bis morgen früh zehn Uhr. Hier ist meine Adresse“ — er gab Narciß seine Karte —; „sind bis morgen früh zehn Uhr die Quittungen in meiner Hand, so unterlasse ich die öffentliche Besprechung dieser — Unsauberkeiten. Narciß hat sein nächstes Schicksal in seiner Hand. Adieu, Herr Ferval.“

Er ging. Aber an der Thür wendete er sich noch einmal und sagte: „A propos Zahlung, Herr Ferval! Sie ist mit Fug und Recht von dem Herrn O'Brien einzutreiben, denn er hat die pikante Wette nicht gewonnen; er muß also nicht nur die ihm so eilig zugesendete Summe zurückschicken, sondern hat den Verlust der Wette zu zahlen. Ihr Club ist also über und über gedeckt.“

„Nicht gewonnen?!“

„Nein. Er hat eine schriftliche Zusage, Demoiselle Louison nicht zu belästigen, in roher Weise brechen wollen, und Demoiselle Louison hat sich seiner vertragswidrigen Annäherung durch die Flucht entzogen. Sie hat sich also ihm nicht ergeben, wie die pikante Wettformel lautet, sondern ist nur seine leider angetraute Ehefrau geworden. Es ist ihm nur gelungen, durch solch ein unlösbares, weil katholisches Eheband eine große Künstlerin zu lähmen und vielleicht für immer ihrer Kunst zu entziehen, denn sie ist, obwohl aus seinem Bereiche, in einem Zustande der Verzweiflung, der Verzweiflung an allem Guten in der Welt, so daß für ihr Leben zu fürchten ist. Wer zu diesem Heldenstück beigesteuert hat, der ist um den Ruhm nicht zu beneiden. Adieu!“

Erregt, aber mit dem Resultate seines Schrittes wohl zufrieden, schritt Lauriston nach seiner Wohnung. Ferval, das wußte er, war leichtfertig, aber er war nicht ohne edle Wallungen. Er werde die Schuldenlast Louison's beseitigen, sei's

mit Hülfe des Clubs, sei's im Nothfalle aus seinen eigenen reichen Mitteln.

Lauriston's Wohnung lag in dem vornehmen Faubourg St. Honoré, welcher rückwärts über Gärten nach den Champs Elysées bis zur Seine schaut. Dort bewohnte er ein hohes Mezzanin, ein sehr behagliches Appartement. Im Hofe hatte er Stallung für drei Pferde und Remise für die einspännigen Wagen, welche man in Paris so gern hat.

In seinem Arbeitszimmer, welches eine ausgesuchte kleine Bibliothek enthielt, lag auf dem Schreibtische ein zierlich eingebundenes Manuscript. Er trat an denselben, nahm es in die Hand und blätterte darin.

Es war dies jenes Theaterstück, dessen Zech gegen Louison erwähnt hatte und welches von mehreren Theaterdirectoren zurückgewiesen worden war. Einer von ihnen hatte bei der Zurückweisung gesagt: es sei zwar in literarischer Form und Correctheit der Verse ganz ausgezeichnet, aber es fehle ihm die Actualität, welche für den Theatererfolg unerläßlich bleibe. Unter Actualität verstehe er die Eigenschaft des Inhaltes, welche das Publikum wie etwas Echtes anmuthe, wie etwas, was noch heutigen Tages jeden Augenblick sich ereignen könne. Dadurch allein werde die theatralische Handlung dem Interesse des großen Publikums nahe gerückt.

Nachdenklich hielt er das Manuscript eine Zeit lang in der Hand und sagte vor sich hin: „Die Actualität wäre da zur Umarbeitung." Dann legte er es zur Seite, sich niedersetzend, um an seine Mutter zu schreiben.

Seine Mutter lebte noch in Grenoble, und er hegte die tiefste Pietät für dieselbe. Ebenso hingebend, ja schwärmerisch liebte sie ihn. Bei Lebzeiten des Vaters hatte sie die Partie des Sohnes genommen, als er zum Studium der Medicin gezwungen wurde, und das literarische Talent ihres Sohnes war ihr Stolz. Poetischen Wesens, war es ihr Ideal, ihren Alfred zu einer literarischen Notabilität heranwachsen zu sehen. In diesem Sinne war nach dem Tode des Vaters ein reger Briefwechsel im Gange zwischen Sohn und Mutter. Er theilte ihr seine Pläne, seine Arbeiten mit, und es lag also nahe, daß er ihr jetzt sein entstehendes Verhältniß zu der unglücklich gewordenen Louison nicht vorenthielt.

Er hatte ihr schon früher einige Male über die neue Erscheinung dieses schönen und talentvollen Mädchens geschrieben. Louison hatte bei ihrem ersten Auftreten einen bezaubernden Eindruck auf ihn gemacht, aber als er sie öfter gesehen, hatte er der Mutter geschrieben: „Wie schade, daß dies Mädchen nichts weiter wird, als was sie ist, ein heiteres, ja lustiges Naturell mit der entsprechenden Gabe des Talents. Sie hat nichts, als was sie von Hause aus besitzt. Kein Gedanke anderer Regungen als derjenigen ihres Naturells ist ihr nahe getreten. So kann sie denn eigentlich nur lachen. Man muß aber lachen und weinen können, wenn man ein volles dramatisches Talent sein will. Schade! schade!" hatte er zu wiederholten Malen geschrieben.

„Und doch ist's gut," hatte die Mutter geantwortet, „daß es so ist. Denn in dies Mädchen würdest du dich verlieben, das les' ich aus deiner Beschreibung heraus. Ich wünsche aber ganz und gar nicht, daß du dich in eine Schauspielerin verliebst. Ihrem Berufe gemäß sind sie alle leichtsinnig und treulos. In einer Liaison — und die muß man vermeiden — reiben sie den Liebhaber auf, sei's nur durch Eifersucht, welche sie ihm nahe legen, und zu einer Ehe eignet sich ihr Beruf und ihr Charakter nicht, denn ihr Charakter bildet sich nach ihrem Berufe."

Louison war also in dem Briefwechsel zwischen Sohn und Mutter ein oft da-

gewesenes Thema, und es lag nahe, daß er ihr die neuesten Schicksale der Künstlerin, so wie er sie aus Rose's Erzählung genau kannte, ausführlich schilderte. Nachdem er auch die Unterredung mit Ferval mitgetheilt, schloß er den Brief mit den Worten: „Das Mädchen ist bleich wie der Tod, und Freund Zech spricht es wohl nicht aus, aber er scheint sie für lebensgefährdet zu halten. Moralisch erliegt sie einer vollständigen Apathie, und so bin ich wie Zech entschlossen, Alles zu thun, um sie zu erretten."

Abends ging er zu Zech. Dort fand er Rose schon, welche berichtete, daß sie keinen Rath mehr wüßte mit ihrer Herrin. Sie habe ein Kleid für sie gekauft, um ihr einen Ausgang ins Freie, etwa in den nahen Park von Monceau, möglich zu machen, aber Louison habe sich ruhig ankleiden lassen und dann sei sie absolut nicht aus dem Zimmer zu bringen gewesen. Sie schüttele den Kopf, setze sich immer wieder vor den Schreibtisch und lese immer wieder den Brief, welchen sie an den Professor Rambert geschrieben. „Was soll daraus werden?!" rief Rose und weinte.

Zech war zornig, zornig gegen sich selbst und seine Wissenschaft. „Solche Krankheiten bringen den ruhigsten Arzt aus dem Häuschen!" schrie er geradezu. „Wir wissen nicht nachzuweisen, wie und wo das Blut verdorben wird durch Traurigkeit des Patienten, wie und wo das verdorbene Blut die Nerven lähmt und die edlen Organe beschädigt. Solche Krankheiten gehören vor den Irrenarzt; ich bin aber keiner."

Lauriston suchte Beide zu trösten, indem er das Abkommen mit Ferval erzählte und darthat: Louison sei nun Niemandem mehr einen Sou schuldig und könne also ruhig in ihre frühere Wohnung zurückkehren. „Sie war doch praenumerando bezahlt?"

„Ja wohl!" sagte Rose, „und wir haben ja noch Vielerlei dort zurückgelassen, namentlich Kleidungsstücke. Aber das Fräulein wird nicht hinzubringen sein."

„Versuchen wir's! Ich komme morgen Mittag und werd' ihr zureden."

Lauriston kam am folgenden Mittage und erfuhr allerdings von Rose, daß all' ihr Zureden bis jetzt nichts geholfen. Namentlich in jene Wohnung, wo sie zu Grunde gegangen, wolle sie um keinen Preis zurück.

Sie saß, wie Rose erzählt hatte, vor dem Schreibtische und hatte die Hand auf den Brief an Rambert gelegt. Das Gesicht war überaus bleich, die Miene starr.

Als Lauriston sie begrüßte, blickte sie ihn lange schweigend an, und ein Hauch von Röthe flog über ihre Wangen. „Endlich!" sagte sie — zu großer Ueberraschung Lauriston's mit schwacher Stimme. — „Ich habe Sie schon im Theater gesehen. Nicht wahr?"

„Ich weiß nicht —"

„Sie saßen auf der ersten Bank und schauten ohne Glas auf mich."

„Ja."

„Und dann sind Sie noch zweimal wiedergekommen und haben auch einmal ganz allein in die Hände geklatscht — für mich."

„Ja, ja! Konnten Sie das von der Bühne herab mitten im Spiel bemerken?"

„Gewöhnlich nicht, aber das hab' ich bemerkt."

Lauriston war betroffen von dieser Bemerkung, sehr angenehm betroffen, und suchte nun ein Gespräch einzuleiten über den Eindruck einer Schauspielerin, welche die Welt von den Brettern herab anschaut — über die Alles verklärenden Lampen hinweg.

„Verklärend?" fragte sie. Sie folgte also doch dem Gedankengange, und leise setzte sie hinzu, indem sie mit dem Haupte nickte: „Sie täuschen, die Lampen, sie täuschen."

„Das sollen sie ja auch. Man ist in einer erhöhten Welt auf den Brettern, in der Welt der Poesie."

Sie nickte wieder, aber es zog ein schmerzliches Lächeln um ihren Mund.

Lauriston versuchte nun dies Thema auszuführen und auf ihren Zustand, auf ihr Schicksal anzuwenden: daß man sich als Künstlerin nicht stören lassen dürfe durch die gemeine Prosa des Lebens, welche Niemand so arge Täuschungen bringe als höheren Naturen. Das sei doch nur Schatten zum Lichte. Schatten sei überall nöthig, sonst geriethe man ins Verschwommene. Je härtere Schicksale der Künstler erlebe, desto mehr Inhalt gewinne er für seine Kunst, desto wahrhaftiger entwickele sich sein Talent.

Sie erwiderte nichts. Es war unklar, ob sie dem Sinne der Worte folge. Sie folgte vielleicht doch und widersprach im Inneren, denn ihre schneeweiße Hand krampfte den Brief an Rambert ein wenig zusammen.

„Schenken Sie mir den Brief!" sagte Lauriston.

„Wozu?"

„Sie haben darin ihren Schmerz ausgedrückt, ausgehaucht möchte ich sagen. Dies könnte mir ein Hülfsmittel werden für eine Aufgabe, welcher ich nicht recht gewachsen bin. Ich schreibe ein Stück."

„Ein Theaterstück?"

„Ja. Eine Künstlerin ist der Mittelpunkt, und ich bin bei einer Scene, welche den tiefen Schmerz meiner Heldin ausdrücken soll über Kränkungen, die sie erlitten, den Schmerz über die Zerstörung ihrer Ideale."

„Die Arme! Hat sie Talent?"

„Großes Talent. Es ist Vittoria Accorombona. Aber ich habe nicht Talent genug, sie über den Abgrund hinwegzuheben, welchen sie vor sich zu sehen glaubt."

„Glaubt?"

„In ihrer Einbildung. Sie ist eben sehr stark, ihre Einbildung, weil ihr Talent stark ist."

„Und darüber hinweg — ?"

„Und darüber hinweg wird mir Ihr Brief helfen."

„Da! da!" — und hastig reichte sie ihm den Brief.

Hocherfreut meinte er nun so weit zu sein, daß er ihr den Wechsel der Wohnung, das Beziehen ihrer früheren Wohnung vorschlagen dürfte.

Das war aber ein Irrthum. Bei diesem Vorschlage fuhr sie zusammen und machte eine scharf ablehnende Bewegung.

Er mußte es aufgeben, und erschüttert von der unberechenbaren Geistesabwesenheit, in welcher doch plötzlich wieder das Verständniß aufleuchtete, stand er auf.

Sie that desgleichen und machte ihm eine leichte Verbeugung, welche Verabschiedung bedeutete.

Da schoß ihm ein dreister Gedanke durch den Sinn, und er sagte getrost: „Das wird aber dem guten Professor sehr leid thun."

„Wem? Was?"

„Dem Professor Rambert."

„Sie kennen ihn?"

„O, ja wohl! Ich war früher ein Hörer seiner Vorträge, und da ich selbst Schriftsteller werden wollte, hab' ich seine persönliche Bekanntschaft gesucht. Ich war mehrmals in seinem Hause und habe auch Sie dort gesehen. Und heute bin ich ihm in der Akademie begegnet und habe ihm erzählt, daß Sie von einem Nichtswürdigen außer Landes gelockt und betrogen worden, vorgestern aber in verzweifelter Stimmung nach Paris zurückgekehrt seien. Da war er sehr erschrocken und fragte, ob er Sie sehen könnte."

„Ah!"

„Ja wohl, habe ich geantwortet. Sie sitzt traurig in ihrer früheren Wohnung am Boulevard."

„Der Onkel!“

„‚Morgen Mittag,‘ sagte er rasch, ‚werde ich sie aufsuchen und zu trösten versuchen.‘“

„Der Onkel! Der gute Onkel!“ und ihr starres Gesicht belebte sich, und ihre Hände zuckten.

„Der Onkel Rambert, ja! Da sollten Sie aber heute dort wieder einziehen, um morgen eingerichtet zu sein und ihn empfangen zu können.“

„Freilich! freilich! — Rose! Rose!“

Rose trat ein.

„Du hast Recht gehabt, Rose, wir müssen sogleich in unsere alte Wohnung, damit der gute Onkel nicht umsonst — aber — aber die schlimmen Leute, die Gläubiger und gar die Gerichtsdiener, vielleicht auch O'Brien, der Lügner, sie alle werden da —“

„Das ist Alles beseitigt, Alles geordnet.“

„Von wem?“

„Von Ihren Freunden, und der Lügner darf sich nicht mehr nach Paris wagen, man kennt ihn jetzt. Das Nähere morgen, wenn ich mit dem Onkel komme. Also auf Wiedersehen dort!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie mit gesunder Stimme.

Lauriston war über sich selbst erschrocken, über seine Lüge. Aber sie hatte doch günstig gewirkt, und vielleicht war sie wahr zu machen.

Es war richtig, daß er den Professor kannte, näher kannte, und mitunter über literarische Fragen mit ihm verkehrte.

Er fuhr also sofort zu ihm in die Champs Elysées und las unterwegs den Brief Louison's.

Es war Mittagszeit, und er fand Rambert beim Frühstück. Juron war bei ihm.

Sie hatten eben gespeist und zündeten ihre Cigarren an. Lauriston bat um ein Privatgespräch, und Juron ging.

Rambert bot Lauriston einen Sessel, und Letzterer begann mit den Worten:

„Ich komme im Interesse Ihres früheren Schützlings, der Demoiselle Louison.“

„Sie ist mein Schützling nicht mehr. Wie ich aus den heutigen Journalen ersehe, ist sie ihrem Director durchgegangen, und zwar in die weite Welt mit einem gewaltthätigen Irländer.“

Dabei reichte er Lauriston ein Journal. Dies enthielt die erste öffentliche Nachricht über Louison's Schicksal; sie lautete also:

„Die beliebte Künstlerin Dlle. Louison hat plötzlich ihr Theater im Stich gelassen und ist mit einem irländischen Cavalier von dannen gefahren. Selbiger Cavalier war eine große Wette eingegangen, daß er diese bisher männerscheue Dame für sich gewinnen werde, und er hat also seine Wette gewonnen. Die Theaterwelt hofft, die reizende Künstlerin werde nach einiger Zeit munter zurückkehren und in ihrem neuesten Stücke auftreten.“

„Diese unangenehme Notiz, welche ich nicht gekannt,“ sagte Lauriston, „ist nicht richtig; sie enthält aber Richtiges. Demoiselle Louison ist allerdings mit einem Irländer O'Brien abgereist —“

„Mit einem ruchlosen Manne!“

„Ja wohl — und ist mit ihm in Dublin vermählt worden.“

„Vermählt?!“

„Durch einen katholischen Priester. Sie ist O'Brien's angetraute Gattin.“

„Das arme Geschöpf!“

„Und Sie, verehrter Herr, sind die Veranlassung gewesen zu diesem unseligen Schritte.“

„Ich?!“

„Leider ja. Sie haben ihr einen Brief schreiben lassen, welcher die verhängnißvollen Zeilen enthielt: ‚Sie können nur noch eine Maitresse werden, nie aber eine Ehefrau.‘“

„Das hätte ich —?“

„In ihrer übrigens schon verzweifelten Lage hat sie wenigstens beweisen wollen, daß sie eine Ehefrau werden könne.“

„Das hätte ich —?“

„Das haben Sie ihr schreiben lassen durch Ihren Freund Juron.“

„Niemals! Er hat mir erzählt, daß er sie am Spieltische gefunden, daß sie mit dem nichtswürdigen O'Brien eine Liaison habe und ein abscheuliches Leben führe.“

„Darauf haben Sie auf das arme Mädchen bitterlich gescholten —“

„Allerdings.“

„Und er ist hingegangen und hat ihr in Ihrem Namen und Auftrage, wie in dem Briefe gesagt ist, vernichtende Worte und unter ihnen jene gefährlichen Worte geschrieben. Diese Worte allein haben Louison's trostlosen Entschluß veranlaßt, O'Brien's Ehefrau zu werden.“

Rambert hatte längst die Cigarre weggelegt und sah jetzt sprachlos auf Lauriston.

Dieser erzählte nun die Vorgänge von Louison's Abreise bis zu ihrer Wiederkehr und überreichte ihm dann den zerknitterten Brief derselben, welcher mit den Worten begann: „Ich kann nicht mehr lachen.“

Rambert las ihn, und als er ihn beendigt, sagte er mit bebender Stimme: „Junger Freund, das ist ja entsetzlich!“

„Das ist es. Da ich die Ehre hatte, Sie zu kennen, so war ich der Meinung, ein Brief wie jener Juron'sche könnte nicht von Ihnen ausgegangen sein —“

„Nein, nein! Und ich kündige dem boshaften Juron sofort meine Freundschaft auf.“

„Und ich rechnete auf Ihre Hülfe.“

„Mit Recht. Aber wie ist da zu helfen, wenn sie vermählt ist?!“

„Sie ist aber auch außerdem in Lebensgefahr durch stille Verzweiflung, welche sich ihrer bemächtigt hat. Nur ein Mensch ist vorhanden, der noch Einfluß auf sie übt und der sie trösten könnte. Dieser eine Mensch sind Sie!“

„Ich?“

„Ja. Ich komme soeben von ihr. Meine Trostsprüche waren ganz wirkungslos, als ich aber Ihren Namen nannte, da gerieth sie in zitternde Bewegung, und als ich ihr sagte: Sie würden zu ihr kommen, da war sie wie verwandelt und versprach sogleich, in ihre alte Wohnung zurückzukehren, was sie bis dahin hartnäckig verweigert hatte.“

„Gehen wir sogleich!“

„Wir müssen mit Vorsicht verfahren. Auf Ihr edles Herz vertrauend, verehrter Herr, hab' ich Sie für morgen Mittag angekündigt, und um den Erfolg zu sichern, müssen wir uns verständigen. Wir müssen gemeinsam eine Methode befolgen. Sie glaubt offenbar an nichts mehr, was ihre Persönlichkeit, was ihr Verhältniß zur Kunst, was die Kunst überhaupt betrifft; sie fühlt sich, mit einem trivialen Worte ausgedrückt: bankerott.“

Beide Männer beriethen nun eine Heilungsmethode, wie man einen Erziehungsplan beräth, und kamen darin überein, daß Lauriston am nächsten Tage den Professor abholen werde.

* *
*

Louison hatte sich gutwillig in ihre frühere Wohnung geleiten lassen. Rose hatte den Doctor Zech gerufen und dieser mit Vergnügen ausgesagt, der Puls habe Leben gewonnen. Sie sollte nur eine kräftige Mahlzeit zu sich nehmen und sich dann schlafen legen.

Auf der Reise hatte sie noch gegessen, in Paris nicht mehr.

Auch jetzt nach Zech's Vorschrift hatte sie nur wenig essen können, aber sie war bald eingeschlafen und hatte geschlafen, bis die Zimmeruhr elf schlug. Da war sie aufgewacht und hatte gesagt: „Jetzt wird mein Onkel kommen —“

Als er kam, stürzte sie ihm zu Füßen, umklammerte seine Kniee und schluchzte: „Verzeihung! Verzeihung!“

„Armes Kind, du hast mir zu verzeihen, hast mir den abscheulichen Brief zu verzeihen. Aber ich habe keinen Theil daran, Juron hat gelogen!“

„Ach! — ach!“ — Sie sprang auf, schüttelte ihre schwarzen Locken und stieß unarticulirte Töne der Freude aus. „Und du hast — du hast mich“ — langsam bildeten sich die Worte — „du hast mich nicht verstoßen?“

„Warum nicht gar! Helfen möcht' ich dir gern.“

„Du verachtest“ — ihre Stimme schrie — „du verachtest mich also nicht?“

„Ich liebe dich ja.“

Sie schrie noch lauter, während die Thränen stromweise über ihre Wangen liefen: „Und ich darf — ich darf dich wieder umarmen?“

„Komm an mein Herz!“

Sie umarmte ihn convulsivisch und küßte ihn zum Ersticken.

Die Apathie schien überwunden, und wenn auch nicht vollständig — denn heftige Ausbrüche in allerlei Fragen unterbrachen noch öfters die Unterhaltung — sie nahm doch Theil an den Vorschlägen Lauriston's und Rambert's, welche ihre nächste Lebensweise und ihre Zukunft betrafen.

Diese Vorschläge waren sorgfältig vorbereitet von den beiden Männern.

„Wie kannst du, schlimmes Kind,“ sagte Rambert, „von Verachtung sprechen wie von etwas Möglichem! Du bist ja jetzt ein besseres Geschöpf, als du warst, da du zu mir kamst und als du mich verließest.“

„Besser? Ich?“

„Allerdings. Damals behauptetest du mit dreister Stirn: Dankbarkeit sei nichts werth und dir fremd.“

„Leider!“

„Siehst du, jetzt sagst du ‚leider‘! Als das Schicksal an dein innerstes Wesen hart gegriffen hat, da ist zum Vorschein gekommen, daß auch die Dankbarkeit darin wohnt.“

„Du glaubst?“

„Ja, warum hat es denn einen wohlthätigen Eindruck auf dich gemacht, als es hieß: ich käme zu dir?“

„O!“

„Warum denn? Weil das edle Gefühl dankbarer Anhänglichkeit aufgeweckt wurde in deinem Herzen. Dein Herz war eben früher noch nicht aufgeschlossen; dein Herz und jedes feinere Gefühl in dir. So geht's uns Menschen. Wir wissen gar nicht, was und wie wir sind, bis die Schicksalsschläge unsere verborgenen Fähigkeiten entwickeln.“

„Ich, die ich so unbedacht hineingelebt ins Verderben, ich wäre —?“

„Besser als früher. Bist du nicht eine gläubige Katholikin.“

„Natürlich!“

„Nun, hat dein katholischer Glaube nicht das Fegefeuer? Wozu? Das Fegefeuer des Glaubens läutert die Seele von ihren Schlacken, um sie fähig zu machen für den Himmel. Du bist jetzt durch ein irdisch Fegefeuer hindurchgerissen worden, welches deine Seele auch geläutert hat.“

„Für einen Him—“

„Für einen Himmel auf Erden; das heißt für ein glückliches Leben.“

„Ach, lieber Onkel, ich bin ja verheirathet, verheirathet mit einem Manne —“

„Den du nicht liebst.“

„Den ich“ — sie sprach nicht weiter, aber ihr ganzer Körper spannte sich wie zum Widerstande — ein deutliches Zeichen, daß ihre moralischen Kräfte wiederkehrten.

„Den du nicht achtest,“ ergänzte Rambert. — „Recht; du hast dich ja auch frei gemacht von ihm.“

„Aber er kann kommen, kann mich peinigen; ich bin ihm ja angetraut!“

„Dafür sind wir da, um dich zu schützen, ich und dein neuer Freund hier, Herr Lauriston.“

Sie reichte Lauriston hastig die Hand, sah ihm in die Augen, während ihre eigenen naß wurden, und sagte: „Sind Sie mein Freund? Ach ja, seien Sie's!"

„Ich bin's, und es wird uns schon gelingen, Sie frei zu erhalten von dem Wüstling, in dessen Gewalt die Noth Sie getrieben. Es wird uns auch gelingen, Ihr Talent wieder aufzurichten und es in neue Bahnen zu führen, vielleicht sogar in höhere Bahnen."

„Ich soll wieder spielen?!" schrie sie fast.

„Gewiß. Ich bring' ein neues Stück für Sie."

„Wär's möglich?!"

„Geduldig! Geduldig!" unterbrach Rambert. „Nicht von heut' zu morgen. Das Fegefeuer soll Alles läutern, auch die Kunst."

„Ja, ja."

„Was du früher abgewiesen, das sollst du jetzt annehmen."

„Alles, Alles."

„Lernen sollst du, lernen. Auch Lesen lernen, wie ich dir so oft vergeblich gerathen."

„Alles, Alles. Herr Lauriston wird mir helfen, ja?"

„Ich werde nur die Hülfsmittel besorgen helfen. Ihr Talent braucht nichts weiter als neue Anhaltspunkte."

„O nein, nein! Ich brauche viel mehr. Aber ich werde fleißig sein und folgsam."

Bei diesen Worten trat Doctor Zech ein und war höchst erstaunt, als er seine Kranke leuchtenden Auges auf sich zukommen sah. Damit war aber auch der Höhepunkt überschritten für diese Kranke: sie sank ihm ohnmächtig an die Brust.

Der Uebergang war zu jäh gewesen für ihre erschütterten Nerven, und Zech erließ Rambert wie Lauriston nicht einige Worte des Tadels, während er Louison mit Beihülfe Rose's zum Sopha brachte.

„Ich bitte, uns allein zu lassen und achtundvierzig Stunden lang nicht mehr hier zu erscheinen," sagte er harten Tones zu Lauriston und Rambert.

Auf ihre bestürzten Fragen erwiderte er kurz: „Nein, Gefahr wird nicht eintreten; aber längere Ruhe ist nöthig."

Sie warteten nur, bis Rose winkte, daß sie wieder zu sich komme, und gingen dann still von dannen.

Auf der Treppe sagte Rambert: „Ich halte es für rathsam, Louison wieder hinaus in meine Wohnung zu nehmen; aber bei dieser Schwäche ist eine Uebersiedelung wohl voreilig."

„Und doch wäre sie wünschenswerth," sprach Lauriston, „denn ihr Hiersein in der bekannten früheren Wohnung bleibt kaum verschwiegen, und es drängt störende Neugier herbei."

„Also den Concierge vor Allem gewinnen!"

Rambert spendete diesem Concierge ein paar Goldstücke unter der Forderung, daß er die Anwesenheit der Demoiselle Louison Jedermann verschwiege und daß er jeden Anfragenden damit abweise: die Dame sei noch nicht zurückgekehrt.

Die Hand auf der Brust versprach es der Concierge.

Auf der Straße, ehe Jeder in seinen Wagen stieg, fuhr Lauriston fort: „Ihr Verborgensein ist sehr wichtig. Die Presse hat schon angefangen, von ihr zu sprechen; sie wird fortfahren, sie wird combiniren. Ferval und der Club werden erzählen, daß O'Brien nicht zum Ziele gekommen, daß Louison verschwunden sei. Dann wird man sie in Paris vermuthen, in ihrer alten Wohnung. Man wird einen Roman erfinden schlimmer Sorte, und O'Brien — Louison hat ganz Recht — wird sie verfolgen, wird sie hier finden, wird sein gesetzliches Gattenrecht geltend machen, welches die Frau zum Manne nöthigt."

„Alles richtig. Also so bald als möglich zu mir!" — So schloß Rambert und stieg in seinen Wagen.

Lauriston ging zu dem seinen. — Da stand der flanirende Ferval neben ihm. Höchst unerwünscht! Just vor der früheren Wohnung Louison's.

Mit einem Blicke auf das Haus rief denn auch Ferval hastig: „Sie ist also hier?"

„Wer?"

„Louison."

„Warum?"

„Warum? Sie haben mir ja doch gesagt, daß sie sich in Dublin der Eheschließung mit O'Brien entzogen hat. Da versteht es sich ja von selbst, daß sie entflohen sein wird, und wohin sollte sie denn entfliehen als hierher, wo ihre Wohnung und ihr Beruf auf sie warten. Also sie ist oben?"

„Das weiß ich nicht. Nach meinen Nachrichten, welche ich Ihnen mitgetheilt, scheint es vielmehr, daß sie nach Brüssel zu ihren Eltern geflüchtet ist. Sie mußte ja auch voraussetzen nach O'Brien's Wortbrüchigkeit, daß er ihre hiesigen Schulden nicht bezahlt habe, und sie wird sich wohl nicht beeilen, in diese Schlacht mit Gläubigern und Gerichtsdienern zurückzukehren. Was haben denn Sie übrigens und Ihr Club gethan in dieser Frage?"

„Wir haben Alles ausgeglichen. Sie ist keinen Sou mehr schuldig. Wir sind gentlemanlike verfahren."

„O'Brien muß es Ihnen ja doch ersetzen."

„Sie ist ihm durchgegangen. Daraus wird er folgern, daß auch er zu nichts mehr verpflichtet sei."

„Jedenfalls muß er die Wettsumme zurücksenden."

„Vielleicht. Wer weiß! Die Presse wird jetzt loszichen und ihm zu Hülfe kommen."

„Die Presse?"

„Ja wohl. Ich bin Juron soeben begegnet. Der ist voll Wuth gegen Louison. Sie hat sein Freundschaftsverhältniß mit Rambert zerstört, Rambert hat ihm die Freundschaft ihretwegen aufgekündigt. Dafür wird er sich rächen und Louison in den Zeitungen bloßstellen."

„Der Brave!"

„Was wollen Sie! Jeder Verletzte wehrt sich, und — die Welt will unterhalten sein."

„Möchten Sie wohl Herrn Juron sagen, daß man ihn dafür zur Rechenschaft ziehen werde?"

„Thäten Sie nicht besser, das selber zu thun? Woher stammt denn Ihr Eifer für diese Schauspielerin, und woher wissen Sie denn überhaupt —?"

„Ich bin ein Poet, Herr Ferval, und Poeten nehmen immer Partei für die verfolgte Unschuld sowie gegen freche Verfolger. Sagen Sie das Herrn Juron!"

Damit stieg er in seinen Wagen. Er unterließ aber nicht, rückwärts zu blicken, und so sah er denn, was er befürchtet: Ferval ging in das Haus Louison's.

„Er ist reich," sagte sich Lauriston; „er wird dem Concierge mehr geben als Rambert; er hatte dort regelmäßigen Zutritt, da er früher die Wohnung gleichsam übernommen; er wird Louison finden — das Geheimniß ist nicht zu halten, morgen werden die Zeitungen ihre Raketen steigen lassen, das Weitere wird nicht ausbleiben. Was thun? — Nichts ist zu thun; man ist ohnmächtig, und O'Brien wird voll Wuth zurückkehren und sein Recht als Ehegemahl geltend machen."

Das Letzte sagte er sich, als er wieder vor seinem Schreibtische stand und das Manuscript in seinen Händen hatte.

„In den Krieg eintreten, seine Truppen vorbereiten!" gab er sich dann selbst zur Antwort.

„Und sogleich ans Werk gehen!" fügte er hinzu und setzte sich zum Schreiben.

Zwei Tage lang durfte er ja, nach Zech's Befehl, nicht zu ihr; zwei Tage lang wollte er an die Arbeit gehen, welche

ihm vorschwebte, seit er Rose's Bericht über die Scene in Dublin angehört hatte. Er wollte sein Stück umarbeiten, und Louison's Schicksal sollte dessen Inhalt werden. Die Anlage seines Stückes bot dafür hinreichenden Anhalt. Es bewegte sich um die Katastrophe einer italienischen Dichterin, welche verleumdet und in den Tod getrieben worden. Sie sollte in Louison verwandelt werden, und — Louison sollte in diesem Stücke zum ersten Male wieder auftreten. Dies war sein Plan und seine Hoffnung, denn das schöne, talentvolle junge Mädchen erfüllte bereits sein Herz mit allem süßen Drangsal einer entstehenden tiefen Neigung. Solch eine Neigung schreckt nicht zurück vor den Schwierigkeiten und vor der Unwahrscheinlichkeit eines romantischen Planes.

Ob Louison zustimmen würde, ob sie seiner Neigung entgegenkommen werde? — diese Frage blieb im Hintergrunde, und er wagte es nicht, sie dreist in den Vordergrund zu ziehen, da er ja wußte, daß sie keiner innigen Liebe fähig zu sein schien. Dem äußeren Ziele, dem Wiederauftreten, stimmte sie gewiß zu, und ihrer Jugend durfte man wohl zutrauen, daß sie die nöthige Körperkraft unter Zech's Hülfe wiedergewinnen werde. Die Ohnmacht war ja rasch vorübergegangen, und sie hatte dann Zech versprochen, sich die nächsten zwei Tage streng nach seiner Vorschrift zu verhalten.

Die erste Störung trat schon ein, als Zech fortgehen wollte. Die Glocke im Vorzimmer läutete heftig. Ferval war in der That da.

„Du öffnest nicht!" sagte er leise zu Rose.

„Gewiß nicht."

Es läutete ungeduldig weiter. Umsonst. Endlich schrie er:

„Oeffnen!"

Umsonst. — Kurz, es blieb ihm nichts übrig, als wieder fortzugehen; allerdings mit der Ueberzeugung, daß der Flüchtling da wäre.

Louison wurde wieder heftig davon aufgeregt. Zech beschwichtigte sie mit der Aussage: es wäre seine Wirthschafterin gewesen, weil ein Kranker oben auf ihn wartete.

„Schlafen, so viel als möglich schlafen, und nach dem Aufwachen tapfer essen!" Mit diesem Bescheide ging er hinaus, nachdem er vorsichtig erforscht, daß der Störenfried fort wäre, und nachdem er Rose genau mitgetheilt, daß sie alle Nahrungsmittel und sonstigen Bedürfnisse oben von seiner Wirthschafterin zu holen hätte.

Die Jugend Louison's brachte es mit sich, daß der Schlaf zu finden war nach arger Aufregung. Auch jetzt kam er zu Hülfe, und erst gegen Abend erwachte sie wieder, verhältnißmäßig in ruhiger Gemüthsstimmung.

Rose brachte Licht und setzte sich zu ihr mit den Worten: „Eine sehr appetitliche Mahlzeit steht bereit."

„Ja, ja. Sind wir sicher vor Ueberfall?"

„Ganz sicher."

„Mir ist still zu Muth geworden, Rose, seit der Onkel Rambert mir verziehen hat und gar selbst hierher gekommen ist. Und auch der andere Herr, Herr —"

„Lauriston!"

„Meint es gut mit mir. Nicht wahr?"

„Sehr gut. Das ist ein prächtiger Mann! Dafür ist er auch ein Freund unseres Herrn Doctors. Der lobt ihn über den grünen Klee! Besonders weil er so zärtlich ist gegen seine alte Mutter. Wenn die Männer mit ihrer Mutter gut sind, dann sind sie selber gut. Gefällt er Ihnen?"

„Ja, ja!"

„Besser als Ihnen sonst die jungen Herren gefallen?"

„Ich glaube wohl; er ist so sanft."

„Bei dem würden Sie sich nicht fürchten, wenn er —"

„Laß das, Rose! Hast du denn eine Ahnung, was aus mir werden soll?"

„O ja!"

„Was denn? Du vergißt, daß ich verheirathet bin. Das ist das Schreckliche — und daß ich an Allem schuld bin."

„Das ist wahr. Und wissen Sie, warum Sie schuld sind?"

„Nun?"

„Weil Sie nicht rechnen können. Sie geben Geld aus wie Heu, das auf allen Wiesen wächst. Die Wiesen gehören Ihnen aber gar nicht. So sind die Schulden entstanden, die uns ruinirt und nach Dublin gebracht haben. Wenn Sie rechnen lernen, da wird's Ihnen noch ganz gut gehen."

„Lernen, lernen! So hat der Onkel immer gesagt. Das sollten wir doch versuchen, Rose! Lesen — sagt der Onkel — sei der Anfang dazu. Bring' mir ein Buch, Rose, wir wollen lesen."

Dabei sprang sie aus dem Bette und griff nach ihren Kleidern.

„Erst essen! hat der Doctor gesagt."

„Beides, Rose; ich esse und du liest mir vor."

Dabei sprang sie zum Tische, auf welchem Bücher lagen, und suchte eins aus, während sie mit der einen Hand das halb angelegte Kleid hielt, bis Rose das Ankleiden übernahm, indem sie lachend sagte: „Ich und Vorlesen! Da werden wir nicht weit kommen."

„Dies da!" rief Louison; „dies hat mir der Onkel schon in Brüssel empfohlen, eine Tragödie von Racine, ‚Phèdre' betitelt. Komm und lies; ich speise."

Rose las abscheulich, bis Louison sagte: „Ich muß ganz dumm geworden sein, ich versteh' nicht, was du liest."

„Ich auch nicht."

„Gieb her, ich muß es selbst versuchen."

Und nun las sie und las in einem Niedersitzen das ganze Trauerspiel, was ihr früher unerreichbar gewesen wäre. Die Scenen der Aricia las sie sogar laut, und da ließ sie zuweilen das Buch sinken, pausirte und schien tief gerührt.

Als sie fertig war mit der Lectüre und nachdenklich still sitzen blieb, kam der Doctor, fühlte ihr den Puls, sah ihr in die Augen und sagte: „Ich bin zufrieden. Sonst bin ich bei meinen Patienten gegen das Lesen, Ihnen aber scheint es gut zu thun. Lesen Sie also morgen wieder. Was ist's denn für ein Buch? — Himmlischer Vater, ein Trauerspiel! Was man nicht erlebt! Ihr überspanntes Volk habt eben andere Nerven als vernünftige Leute."

Morgen! Sie las am nächsten Tage Phèdre noch einmal, während in den Zeitungen — sie blieben ihr glücklicherweise unbekannt — die abenteuerlichsten Nachrichten über sie verbreitet wurden. Juron und Ferval waren die Quellen dafür.

Das Wichtigste für ihre augenblickliche Existenz war, daß bestimmt gesagt wurde: sie sei wieder in Paris, sitze in ihrer früheren Wohnung und sei, wie es den Anschein habe, ihres Verstandes beraubt.

Dadurch wurde Rambert veranlaßt, gegen die Verabredung noch am Vormittage zu ihr zu kommen und ihr freundlich anzukündigen, daß sie am besten sogleich diese Wohnung verlasse und ihre alte in seinem Hause wieder beziehen solle, um ungestört zu bleiben.

Das war ein beglückender Eindruck für Louison, und tief verschleiert nahm sie sofort seinen dargebotenen Arm und ließ sich hinabführen, um in die Champs Elysées hinauszufahren. Dem Concierge sagte Rambert: „Die Dame verreist."

Rose aber übernahm es, bei einbrechender Dunkelheit alle Habseligkeiten hinauszuschaffen unter aller möglichen Vorsicht, daß Niemand erfahre, wohin. Diese Aufgabe löste Rose dadurch, daß sie Alles zur Frau Messerschmied in die „Stadt Colmar" und von dort durch andere Dienstleute in die Champs Elysées führen ließ.

Lauriston erfuhr davon nichts. Zech, welchen Rose unterrichtet hatte, meinte, seinen Besuch abwarten zu dürfen; Lauriston aber kam nicht, weil er zwei Tage fern bleiben sollte und weil er, wie es Poeten ergeht, tief versenkt war in die neue Welt seines Dramas. Die Umarbeitung seiner Vittoria Accorombona in eine moderne Louison begnügte sich nicht mit einer Reform, sie forderte eine Revolution, und er hörte und sah zunächst nichts als diese Forderung. Er las auch keine Zeitung und lief nur des Abends in einsamen Straßen spazieren, um Luft zu schöpfen und erfrischt an den Schreibtisch zurückkehren zu können. Der Schluß! der Schluß war die schwere Sorge. Es fehlte eben der Schluß in Louison's Lage. Alles Uebrige war geordnet für das bisherige Lebensschicksal Louison's bis zur Katastrophe in Dublin — eine ganz neue Theaterscene! — und bis auf die Genesung und innere Umbildung der Künstlerin; aber der Schluß, der Schluß war unerreichbar unter den jetzigen Umständen. Da mußte gewartet werden.

Am Ende — er gestand es sich selbst — mußte auch gewartet werden auf ihn selbst. Wer sollte denn sonst der Liebhaber des Stückes werden? Und liebte er denn bereits das Mädchen — ach, sie war ja eine Frau! Liebte er sie bereits? „Nein, nein!" rief er, „es ist vorzugsweise ein artistisches Interesse, und es ist nur eine schriftstellerische Aufgabe, dem Helden der ‚Neuen Louison' — er hieß bereits Anatole — eine schwärmerische Liebe einzuflößen für die unglückliche Künstlerin. Ebenso ist es eine schriftstellerische Aufgabe, die schöne Louison zu bekehren, zur Liebe zu bekehren. Sie will ja keinem Manne angehören; die Liebe, welche der Sinne bedarf, ist ihr ja noch ein unbekanntes Etwas!"

Da mußte langsam vorgegangen werden, und wenn er sich auch resolut dafür entschied, die volle Liebe in ihr Herz einziehen und es dem Liebhaber an nichts fehlen zu lassen, so blieb der Schluß, der eigentliche Schluß doch immerhin noch ein Fragezeichen.

In diesen phantastischen Gedanken saß er früh am dritten Tage bei der Abschrift des ersten Actes, da kam ein Billet Zech's, welches ihn endlich vom Wohnungswechsel Louison's Nachricht gab; da kam aber auch ein Brief seiner Mutter aus Grenoble, welcher ihn erschreckte.

Er hatte ihr von Louison's Schicksal und von seiner Theilnahme an demselben geschrieben. Sie aber mißbilligte diese Theilnahme an einer abenteuerlichen Schauspielerin. Das könne nur zu Uebelständen führen. Er gehöre nicht zu den Gelegenheitsdichtern, welche ihre Stoffe hinter den Theatercoulissen suchen. Dadurch würde er ihre Achtung verlieren und dem strengen Vater im Grabe Recht geben, welcher ihn zu ernstem Studium und Lebenslaufe bestimmt gehabt.

Das war eine böse Stunde für ihn. Seiner guten Mutter Kummer zu bereiten, war ihm tief peinlich.

Sogleich wollte er ihr schreiben und ihre Ansichten berichtigen, wie er's nannte, da meldete sein Diener Herrn Ferval.

Der sonst immer behagliche Ferval erschien diesmal recht ernsthaft und beschwerte sich darüber, daß Lauriston ihn zu voreiligen Schritten gegen O'Brien veranlaßt habe.

„Da lesen Sie!" schloß er und reichte ihm ein langes Telegramm O'Brien's, welches so lautete:

„Nichts da von Verlust der Wette und von Rückzahlung. Die Affaire mit dem Backfische ist ja im besten Gange. Jetzt ist sie zwar, wie scheue Backfische thun, fortgelaufen, aber was bedeutet das! Scheu, die verschwinden wird und muß. Sie ist ja meine angetraute Frau und muß mir gehorchen, muß zu mir, im

Nothfalle kraft eures Gesetzes, welches ich in Anspruch nehmen werde. Sie wird in Brüssel oder Paris sein. Dort werden meine Leute, hier werde ich sie finden. Ich wäre schon unterwegs, wenn nicht mein Bruder im Sterben läge. Ich muß hin. Er ist von Erbschleichern umgeben, welche mich nach Möglichkeit verkürzen wollen. Das kann mich acht, höchstens vierzehn Tage aufhalten, aber dann komm' ich und werd' sie finden, wenn sie sich auch in ein Mauseloch verkrochen hätte. O'Brien."

„Sie haben die Zeitungen der letzten Tage gelesen?" fuhr Ferval fort.

„Nein."

„Ist das möglich! Es giebt also unter uns Menschen, welche mehrere Tage hindurch keine Zeitung lesen!"

„Ja. Und ich bin ein solcher Mensch."

„Allen Respect! Nun, die Zeitungen erörtern die Frage ‚Louison' in allen unbedenklichen und bedenklichen Richtungen. Sie erwähnen auch Ihre räthselhafte Beziehung zu dieser Frage — was haben Sie denn eigentlich für eine Beziehung zu der Gattin O'Brien's?"

„Die eines Poeten, Herr Ferval; ich bin ein Poet."

„Das heißt?"

„Ich nehme mich der verfolgten Unschuld an, und wer das bezweifelt oder nicht dulden will, der hat es mit mir persönlich zu thun. Das hab' ich Ihnen schon neulich angedeutet, wollen Sie also darauf zurückkommen, so —"

„Aber, lieber Lauriston, wozu diese leidenschaftliche Consequenzmacherei! Ich habe ja gar nichts gegen die verfolgte Unschuld und wäre bereit —"

„Ihr gelegentlich beizustehen?"

„Warum denn nicht! Das kann unterhaltend sein."

„Nun, dazu kann sich Gelegenheit finden. Sie erlauben, daß ich Sie im Nothfalle daran erinnere?"

„O ja."

„Also bis auf Weiteres. Ihre Nachricht über die Zeitungsstimmen und O'Brien's Telegramm macht Maßnahmen nöthig."

„Sie sprechen wie ein Held in Romanen."

„Das ist mein Amt; ich verfasse Romane. Helfen Sie ein gutes Ende finden! Das ist wirklich unterhaltend und kann Ihnen Ehre eintragen. Wollen Sie?"

„Ja wohl! ja wohl!"

„Also auf Wiedersehen, sobald der Moment eintritt."

„Der Moment —?"

„Auf Wiedersehen!"

Ein wenig verblüfft ging Ferval.

Nun eilte Lauriston in die Champs Elysées, um sich mit Rambert zu besprechen. Die angekündigte Rückkehr O'Brien's war eine Gefahr, und zwar eine dringende.

Er fand Rambert zu Allem bereit, was Louison schützen könnte. Die Zeitungsnachrichten alarmirten ihn, die nahe Rückkehr O'Brien's erschreckte ihn. Dieser werde bald entdecken, daß Louison in seinem Hause lebe; was dann thun? „Wohin mit ihr? Auf mein Landgut?"

Lauriston zögerte mit der Antwort. Sollte er selbst sie aus seiner Nähe entfernen?!

„Nein? Sie haben Recht. Auch dort würde sie entdeckt werden, und einsam wäre sie dort Allem ausgesetzt. Was also?"

„Sie hier behalten und Ihr Haus jedem Zudrange verschließen."

„Ja — aber mein Leibdiener könnte ein Hinderniß sein — deshalb —"

Er läutete. Jean erschien.

„Jean," sagte er streng, „Sie haben sich immer als Widersacher der Demoiselle Louison erwiesen —"

„Herr —"

„Keine Widerrede! Ich weiß es. Jede Nachfrage nach ihr wird von jetzt an mir gemeldet, jeder Besuch abgewiesen. Wird Jemand zugelassen, der Schaden bringt, so sind Sie mir verantwortlich, und die

Verantwortlichkeit heißt Ihre Entlassung. Danach richten Sie sich."

Jean war bestürzt und bat um ausführlichere Instruction. Soeben habe er, weil er von solcher Willensmeinung des Herrn nichts gewußt, einen Besuch eintreten lassen bei der jungen Dame.

„Was? wen?"

„Den sogenannten Signor Rosas aus dem Circus, der ja früher vorgelassen wurde."

„Zum Verzweifeln! — Kommen Sie mit, Lauriston! Der Mensch muß verpflichtet werden, kommen Sie!"

Beide gingen hinab. Jean folgte in unangenehmer Gemüthsverfassung.

In der That hatte er aus alter Malice den Clown bei Louison eingeführt. — Rosas hatte die Schicksale Louison's und ihre Rückkehr nach Paris in den Zeitungen gelesen. Die sehr verschiedenen Notizen stimmten darin überein, daß sie einem irländischen Lord als Ehegattin angetraut worden, und ein Blatt erzählte, daß sie einen Ringkampf mit dem Lord durchgefochten und mit Hülfe eines Revolverschusses sich befreit habe. Ein zweites Blatt theilte die Ehepacten mit, nach denen sie wirklich das Recht gehabt, den Lord zu tödten, sobald er sie berühre. Das dritte Blatt schilderte die Flucht Louison's mit ihrer Dienerin auf einer Strickleiter. Dabei wäre Louison einen Stock hoch hinabgestürzt, weil sie mit ihren hohen Schuhabsätzen in den Stricken hängen geblieben. Ihre Dienerin habe sie dann aufs Dampfboot tragen müssen. Sie sei von herkulischer Stärke, diese Dienerin. Die Herrin aber habe von dem Falle eine solche Erschütterung erlitten, daß sie verrückt geworden. Sie singe jetzt Tag und Nacht lustige Lieder.

Rosas war hoch aufgesprungen bei diesen Nachrichten und eiligst aufgebrochen. Er hatte nicht bezweifelt, daß sie dort wohnen werde, wo er sie früher besucht, und er hatte damit das Richtige getroffen.

Mit leidenschaftlicher Geberde war er bei ihr eingetreten und hatte vor Allem gefragt, ob sie wirklich verheirathet und dadurch für ihn, der hoffnungsvoll in vergangener Woche aus Spanien zurückgekehrt, verloren sei, und endlich — das hatte er leise gesprochen — ob sie am Ende doch verrückt sei?

„Beinahe Beides!" hatte Louison mit überraschender Fassung erwidert. „Ich bin leider verheirathet, lieber Herr Rosas, und mein Kopf hat sehr gelitten."

Darauf hatte Rosas eine Fluth von Flüchen ausgestoßen und gefragt: „Und das ist nicht einmal der damalige Liebste, der Graf Vilsac?"

„Nein. Der ist todt."

Nun war eine Pause eingetreten, während welcher Rosas laut schluchzte. Sein ganzer Körper war von Rührung geschüttelt, und endlich hatte er gesagt: „Santa cruz! ich hatte Sie so lieb und hätte Sie auf den Händen getragen, und wir hätten ein so lustiges Leben geführt!"

„Ich habe das Lachen verlernt, lieber Rosas."

„Dummes Zeug! Das Lachen verlernt sich nicht. Das brauchen wir ja wie Essen und Trinken."

Und dazu hatte er eine schnurrige Bewegung gemacht und gerufen: „Sehen Sie, sehen Sie, Sie haben gelacht!"

Louison hatte wirklich gelächelt. Es war klar geworden durch diese Scene, daß sie einen großen Fortschritt gemacht in ihrer Stimmung und Fassung. Sie stand über den Narrenspossen des Clown und hatte doch die stille Haltung gewonnen, das possenhafte Wesen zu belächeln.

In diesem Augenblicke traten Rambert und Lauriston ein. Sie sahen mit Erstaunen Louison's aufgeheitertes Antlitz, und Rose, ihnen entgegeneilend, flüsterte Lauriston zu: „Sie hat zum ersten Male wieder gelächelt."

Dadurch wurde der Zorn über Rosas' Eindrängen verscheucht, und Rambert wie Lauriston baten ihn nur nachdrücklich: er möge seinen Mund halten und um Gottes willen den Aufenthalt Louison's nicht verrathen.

„Das werd' ich nicht! Aber ich möchte wiederkommen; ich liebe die Dame sehr."

„Kommen Sie getrost, Signor Rosas," sagte Louison.

„Und das ist wohl der wieder lebendig gewordene Graf Vilsac?" rief Rosas plötzlich, indem er mit einer grellen Armbewegung auf Lauriston zeigte.

Louison erröthete; und Lauriston antwortete verlegen: „So heiß' ich nicht."

„O, o presto, jetzt erkenn' ich Sie erst! Neben Ihnen im Bois de Boulogne läuft der schönste Windhund von Paris, der silbergraue! Der gehört Ihnen?"

„Allerdings."

„Verkaufen Sie mir ihn für den Circus! Ja? Wohlfeil."

Lauriston schüttelte lachend den Kopf; Louison aber sagte rasch: „Davon wissen wir ja gar nichts; den müssen Sie mitbringen!"

„Sehr gern."

Nun fluchte Rosas plötzlich noch einmal sein „Santa cruz", ging auf Louison zu und nahm sie bei der Hand.

Sie blieb ganz ruhig dabei und sagte: „Auf Wiedersehen, Freund Rosas, und — Stillschweigen! Ich bin in Gefahr."

„Ach, wenn's sonst nichts gäb'! Aber, aber — na, kurzweg auf Wiedersehen! Dann lachen Sie, oder —"

Er schwenkte seinen ganzen Körper wie einen Kreisel und ging.

Rose machte ihm die Thür auf. Er blieb stehen und betrachtete sie aufmerksam, murmelnd: „Strickleiter gehalten, Herrin getragen und doch kein Herkules; aber hübsch, sehr hübsch!"

Dann klopfte er sie auf die Schulter und war mit einem Sprunge hinaus.

„Es hat dich gefreut, den komischen Patron wiederzusehen?" fragte Rambert.

„Ja, es hat mir wohl gethan, daß Heiterkeit bei einzelnen Menschen unversieglich sein kann."

Kurz, der Fortschritt in der Genesung des armen Mädchens war nicht mehr zu verkennen, und dieser Fortschritt erwies sich in den nächsten Tagen als beständig. Sie brachte es wohl nicht weiter als zu einer milden Heiterkeit, aber sie brachte es doch dahin. Nur Rose mußte noch jeden Abend den unglückseligen Ausruf „Ich bin verheirathet!" und „Er wird kommen, wird sein Recht verlangen!" anhören. Uebrigens gab sie sich ersichtlich gern der Leitung Rambert's hin, welcher glücklich war, sie endlich erziehen zu können, was er ja früher so vergeblich angestrebt.

Er sprach lehrsam zu ihr über allerlei ernste Dinge, und sie hörte zu mit voller Aufmerksamkeit; er gab ihr Bücher, zuerst leicht unterhaltende und dann schwerere, und sie las, las genau und konnte klar schildern, wie die Lectüre auf sie gewirkt habe.

„Täglich besser, täglich besser!" sagte er zu Lauriston, „und eine ausgesprochene Vorliebe für Sentimentales, für sanfte Gefühle, was ihr früher die Langeweile selber war. Jetzt gehen wir ans Vorlesen von ernsten Dramen mit vertheilten Rollen! Sie muß die Liebhaberin lesen, Sie den Liebhaber und Helden, ich die Väter. Und in Versen! Dabei gewinnt sie den Vortrag, welcher ihr früher wie Ziererei vorkam."

So geschah es; und sie traf den Ton der Aricia zum glücklichsten Genüge Lauriston's, welcher an seine „Neue Louison" dachte.

Hierbei kam es zu lebhaftem Streite zwischen Rambert und Lauriston. Rambert unterbrach öfters den Vortrag Louison's, weil er des classischen Schwunges, der

vorgeschriebenen Nachdrücklichkeit, kurz der französischen Correctheit entbehre, wie er es kurzweg nannte. Ganz so wie er in Brüssel die junge Novize getadelt hatte. Lauriston dagegen lobte den einfachen, ehrlichen Vortrag Louison's — natürlich zum Entzücken derselben. „Sie schätzen ja doch Molière sehr hoch," sagte er zu großer Ueberraschung Rambert's.

„Zum höchsten!"

„Nun dann — ist es Ihnen denn entgangen, was Molière begonnen hat, als er von Lyon nach Paris kam und eine tragische Rolle spielte?"

„Was denn?"

„Er sprach die tragische Rolle einfach und wurde vom Publikum abgewiesen, ja ausgelacht."

„Nun also!"

„Ist es Ihnen entgangen, daß er in seinen Komödien, zum Beispiel in ‚Impromptu de Versailles', zu wiederholten Malen seine Ansicht positiv aussprechen und lehren läßt: man solle den gespreizten, pathetisch übertreibenden Ton mit den sogenannten correcten Cadenzen fallen lassen? Er sei erkünstelt und geschmacklos, weil unwahr. Man solle einfach und natürlich reden, einfach wie das Gefühl, welches man auszudrücken habe, also auch innig und rührend, wie unsere junge Künstlerin Louison soeben gethan."

Louison, von rührender Glückseligkeit fortgerissen, küßte ihm die Hand — sie, welche sonst jede Berührung mit Männern vermied.

Es störte sie nicht, daß Rambert entgegnete: „Da hat auch Molière sich geirrt, und unsere Nation ist in ihrem classischen Rechte verblieben."

Zu ihrer Freude hatte er ihr auch seinen schönen Hund mitgebracht, und sie, welche sich früher um kein Thier gekümmert, fand den schönen Hector lieb und herzig und liebkoste ihn über die Maßen; ja, eines Tages sagte sie plötzlich: „Lieber Lauriston, schenken Sie mir den Hector!"

Hier also war Alles auf gutem Wege. Aber außen stand es nicht so. Lauriston war arg gepeinigt. Ein Journal hatte seinen Namen genannt — Ferval hatte natürlich geschwatzt — als den Namen des neuen Liebhabers der abenteuerlichen Schauspielerin, und seine Mutter hatte das gelesen. Sie war außer sich. Ihr Alfred, ihr Ideal in einer Liaison mit einer so gezeichneten Person, die obendrein verheirathet war! Sie schrieb täglich an den unglücklichen Sohn, welcher ihr verloren ginge.

Lauriston fand kein anderes Mittel mehr, als sein fertig gewordenes Stück abschreiben zu lassen und ihr zuzuschicken Darin war ja Louison geschildert als das liebenswürdigste Geschöpf — das mußte ja doch die Mutter erweichen.

Die Mutter aber antwortete sofort: „Und der Liebhaber in deinem Stücke, der bist du! So wird alle Welt sagen, und der Scandal wird nur um so größer werden."

Dennoch war Lauriston zum Director des Theaters gegangen, hatte das damalige Verschwinden Louison's mit der Gewalt der Umstände, der Gewaltsamkeit O'Brien's entschuldigt und sein Stück zur Annahme und Aufführung vorgelegt. Der Director, meinte er, wird schon dem Titel: „Die neue Louison" nicht widerstehen können, und für ihn ist ja der öffentliche Lärm über Louison's Schicksal eine unwiderstehliche Reclame.

Darin hatte er auch Recht; aber auf die Frage, ob Demoiselle Louison die Hauptrolle spielen wolle und könne, vermochte er nur zu sagen: „Hoffentlich."

Das ist zu vag für einen Theaterdirector, und es kam noch schlimmer. Nachdem er das Stück gelesen, sagte der Director: „Gut, gut und wirksam, sehr wirksam, aber in Versen! Wird Demoiselle Louison Verse sprechen können? Und was noch

wichtiger: wird der Schluß genügen? Kaum. Das drohende Schwert O'Brien's bleibt ja ausgehoben!"

Das war nur zu richtig. Lauriston wußte das wohl, und er war mehr als einmal zu Ferval gegangen, um zu fragen: ob Nachricht von O'Brien eingegangen. Die vierzehn Tage waren um, O'Brien konnte jede Stunde in Paris eintreffen.

Ferval hatte keine Nachricht. Sorgenvoll suchte Lauriston Abends seinen Freund Zech auf, welcher nur selten noch zu Louison hinauskam, weil sie wieder hergestellt sei und aufblühe wie eine in frischen Boden gepflanzte Blume.

Er fand ihn und theilte ihm die Sorgen mit, und wie es jetzt unerläßlich sei, sichere Nachricht über O'Brien zu erhalten. Denn wenn er komme, werde Louison am Ende doch außer Landes gebracht werden müssen.

„Holla!" rief Zech, „ich sehe Hülfe. Ein College von mir, ein junger Engländer, Mr. Forrest, ist vor einiger Zeit an die medicinische Facultät in Dublin berufen worden. Er macht dort großes Glück als moderner Arzt, er ist findig und kreuzbrav, an den können wir uns wenden."

„Auf der Stelle!" sagte Lauriston und setzte ein Telegramm auf, welches den Mr. Forrest vom Stande der Dinge in Kenntniß setzte und um genaue Auskunft bat, ob O'Brien noch in Irland oder schon unterwegs sei. Im „Kleeblatt" beim Walliser Wirthe möge er nachfragen.

Dies Telegramm, Zech unterzeichnet, trugen sie noch am späten Abend selbst aufs Telegraphenamt.

Am anderen Mittage brachte Zech die Antwort zu Lauriston. Sie lautete:

„Walliser sagt: O'Brien Lord geworden, Zimmer bestellt, jeden Tag in Dublin erwartet. Lord hat hier zu thun bei den Gerichten, also ein paar Tage Aufenthalt."

Diese letzten Worte versprachen eine Galgenfrist. Ach, nur eine Galgenfrist! Ein paar Tage!

Louison mußte sorgfältig verschwiegen werden, daß Gefahrvolles heranzog. Sie war so glücklich errettet aus ihrer Apathie und lähmenden Furcht, und doch wußte weder Lauriston noch Rambert, was im Nothfalle geschehen sollte zu ihrer Rettung. „Flucht ins Ausland!" meinte Lauriston. „In Ihrer Begleitung?" fragte Rambert, und Lauriston, seiner Mutter gedenkend, verstummte.

Er konnte das seiner Mutter nicht anthun. Und wie stand es denn überhaupt mit seinem Verhältnisse zu dem Mädchen? Wie stand es mit seinem Herzen? Er wagte es nicht, sich selbst eine offene Antwort zu geben. Er ging täglich hinaus zu ihr, er verkehrte auch zuweilen allein mit ihr, und sie war lieb und gut; und wenn sie seinen Hector streichelte und der Hund den Kopf nach seinem Herrn wendete, um auch von ihm gestreichelt zu werden, da begegneten sich wohl ihre Hände einen Augenblick lang. Louison fuhr nicht zurück oder doch nur langsam, und ihr Antlitz erröthete. Aber zu irgend einem Geständnisse von seiner Seite kam es nicht.

„Deine Mutter! deine Mutter!" sagte er sich beim Fortgehen.

Die Zurückhaltung wurde ihm täglich schwerer. Louison war ja allmälig ganz so geworden, wie er sie früher gewünscht hatte: sanft, innig, ernsthaft, auch auf tieferes Gespräch aufmerksam eingehend. Und wie war das liebe Gesicht verklärt durch alle die schweren Wandlungen, welche sie durchgemacht, wie still beredsam war ihr Auge geworden, wie fesselnd der wehmüthige Zug um den Mund, der früher gar nicht vorhanden gewesen!

Endlich eines Morgens kam die Zuversicht des Dichters über ihn, die Zuversicht, daß sein nach Grenoble gesendetes Stück doch endlich die Mutter rühren und gewinnen würde, nachdem sie es mehr denn einmal gelesen. Die Dichter glauben ja an Wunder, und besonders an diejenigen

Wunder, welche ihre eigenen Dichterwerke absolut hervorzaubern müßten.

So faßte er den Entschluß, Louison am Abend sein Stück vorzulesen. Da wird auch ein Wunder einkehren! Das lag in seiner Gedanken Hintergrunde.

Er hatte ihr bisher kein Wort davon gesagt; weder ihr noch Rambert. Auch seine Unterredung mit ihrem früheren Theaterdirector hatte er ihr verschwiegen.

Es gab also große Aufregung, als er nach Tisch hinauskam und sie leise fragte: ob sie sein Stück anhören wolle.

„Ein Stück? Ihr Stück?“ rief sie, „ein fertiges Stück? o, das ist ja prächtig!“

Sie rief dies leider sehr laut, so daß es Rambert hörte, und nun war der Plan vereitelt, es ihr allein vorzulesen.

Sie hörten also Beide zu. Leichter gemacht werden konnte der Erfolg wohl kaum einem Dichter. Es waren die letzten Vorgänge aus Louison's Leben, und Louison war die leidende Heldin; und das Alles klang in schönen Versen. Louison saß da wie unter einer elektrischen Strömung.

Er las einfach, aber warm. Als er zu Ende war, applaudirte Rambert. Louison aber regte sich nicht; ihr Antlitz war in Thränen gebadet.

„Nur der Schluß,“ sagte Rambert, „nur der eigentliche Schluß ist noch nicht stark genug, und“ — da wurde er durch Jean unterbrochen, welcher einen Besuch ankündigte. Rambert ging eilig hinaus, damit ja kein Störenfried eindringe.

Louison und Lauriston waren allein. Er saß vor seinem Manuscripte, auf welches er seine Hand gelegt, und blickte auf sie.

„Ich habe Sie traurig gemacht?“ sagte er.

Sie stand auf und ging zu ihm. Nur der kleine Tisch, auf welchem das Manuscript lag, trennte sie. Mit dem Taschentuche trocknete sie ihre Thränen, die andere Hand reichte sie ihm. Sie drückte seine Hand — das hatte sie nie gethan — und sagte halblaut:

„Bin ich so viel werth, mein lieber Freund?“

Lauriston konnte nicht antworten, denn Rambert trat ein. Er war erregt und sagte: „Man will Sie sprechen, kommen Sie!“

Louison blieb allein. Sie hatte nichts bemerkt von Rambert's Aufregung und setzte sich, um in dem Manuscripte zu lesen.

Draußen aber fand Lauriston seinen Freund Zech, welcher ihm ein Telegramm überreichte. Es war wieder von Forrest aus Dublin. Rambert kannte es schon. Lauriston las:

„Eile ist jetzt nöthig. O'Brien ist da und will nach Paris. Legate des verstorbenen Bruders halten ihn bei Gericht noch einige Tage auf, nur einige Tage. Reich geworden, wird er alle Hebel ansetzen, seiner Frau habhaft zu werden.“

„Was thun?“ fragten Rambert und Zech gleichzeitig.

Lauriston, in erhöhter Stimmung wie jeder Dichter, welcher eben seine Dichtung vorgetragen, schwieg nur einen Moment, dann führte er Rambert und Zech weiter ab von der Thür, hinter welcher Louison war, und sprach halblaut:

„Wir müssen handeln wie Soldaten in der Schlacht: ich gehe nach Dublin.“

„Ah!“

„Verbergen Sie's Louison. Sagen Sie, ich wäre nach Grenoble zu meiner Mutter gerufen worden. Jede Minute ist kostbar. Adieu!“

Rambert blieb betroffen stehen. Zech folgte ihm. Auf der Treppe begegnete ihnen Rose, und Zech redete sie an. Da rief Lauriston vom Flur unten: „Adieu, Zech; ich sehe, du bleibst noch.“

„Herr Gott, nein! — Adieu, Rose!“

Rose aber fragte hastig: „Was ist geschehen?"

„Nichts, nichts, Vogesenkind, was dich zu beunruhigen braucht!" — und dabei gab er ihr einen leisen Backenstreich, nun eiligst Lauriston folgend.

„Du sagt er, du, der Herr Doctor?" wiederholte die ihm nachblickende Elsasserin, und es schien ihr gar nicht unangenehm zu sein.

Sie fuhren nach dem Club, welchem O'Brien und Ferval angehörten; Lauriston wollte Ferval sprechen.

„Du willst eine Dummheit begehen!" sagte Zech im Wagen.

„Ja, was ihr Dummheit nennt, ihr Materialisten, die ihr alle nichts fühlt als den Eigennutz. Gieb mir eine Karte von dir und schreib' die Adresse des Forrest darauf; ich werde den Mann brauchen. Näheres kann ich dir nicht voraussagen, ich weiß es selbst noch nicht. Das hängt davon ab, wie ich die Dinge, welche mir vorschweben, in Dublin finde. Es schweben mir Dinge vor. Wir Schriftsteller, die wir erfinden und erzählen, wir sehen sorgfältiger zu als andere Leute, wenn Handlungen oder Begebenheiten sich ereignen, so wie ihr bei Krankheiten besser in die Falten des Körpers schaut als andere Leute. Und ich habe meine eigenen Gedanken über einzelne Falten der Dinge, welche in Dublin sich ereignet haben."

Vor dem Clublocale stiegen sie aus. Zech schrieb die Adresse auf seine Karte, drückte kopfschüttelnd Lauriston die Hand zum Abschiede und ging.

Lauriston trat ein und fragte den Diener, ob Herr Ferval da wäre.

„Ja." — „So bitten Sie ihn, einen Augenblick herauszukommen, und führen Sie mich und ihn in ein leeres Zimmer."

Das geschah. Nach einigen Minuten stand Ferval vor ihm.

„Sammeln Sie sich, Ferval, zu einem interessanten Entschlusse, den ich Ihnen vorschlage."

„Interessant? Dafür bin ich immer gesammelt."

„Sie sind ein leichtsinniger und leichtfertiger Mann."

„Herr Lauriston!"

„Geduld! Es kommt besser. Sie haben schon Manches gethan, was sich vor dem Standpunkte eines guten Menschen kaum verantworten läßt."

„Und das nennen Sie ‚besser'?"

„Es kommt. Dergleichen haben Sie gethan bloß zu Ihrer Unterhaltung. Ich will Ihnen nun vorschlagen, etwas zu thun, was moralisch gut ist und was doch auch zu Ihrer Unterhaltung dient, und zwar zu ganz interessanter Unterhaltung."

„Ah! Das wäre —?"

„Ich schlag' es Ihnen vor, weil ich zu wissen glaube, daß Sie doch im Grunde ein ganz guter Kerl sind, wie man gemeinhin zu sagen pflegt."

„Was Sie sagen!"

„Ein Mann, den eine gute Mutter zu erziehen versucht hat. Also: O'Brien hat euch nichtswürdig betrogen; er hat, was schlimmer in euren Augen ist, er hat euch Schande gemacht; er hat euch sogar, was am gemeinsten, um Geld betrogen, und euer guter Ruf leidet darunter — Sie verstehen, daß ich euren ganzen Club meine, den Club der Lebemänner, welche man Jeunesse dorée nennt?"

„Freilich verstehe ich. Nun?"

„Ich reise noch mit dem Nachtzuge nach Calais und von da eiligst nach Dublin, um O'Brien zur Rede zu stellen, und ich wünsche Ihre Begleitung."

„Ho! Wozu?"

„Wozu? Haben Sie mich nicht verstanden? Sie sollen mir helfen, euren Ruf reinzuwaschen, Sie sollen mir helfen, Gutes zu thun und dadurch das Andenken Ihrer Mutter zu ehren. Sie werden dabei die interessanteste Begebenheit Ihrer

ganzen bunten Laufbahn erleben, und die Welt wird beifällig rufen: Diable! wer hätte das dem Ferval zugetraut! Den haben wir doch nicht gekannt! Wollen Sie mich begleiten?"

„Vielleicht. Was wollen Sie O'Brien anthun?"

„Ich will mich mit ihm schlagen, und Sie sollen es dahin bringen, daß er mich beleidigt, damit ich ihn fordern kann. Dann hab' ich die Wahl der Waffen. Auf Pistolen ist man zu weit aus einander, man hat den Feind nicht unter den Händen, das ist abstract. Ich will ihn unter den Händen, unter meiner Klinge haben. Wollen Sie?"

„Das wohl. Aber —"

„Das ist nur ein Höhepunkt unserer Expedition. Das interessante Drum und Dran werd' ich Ihnen unterwegs vorhersagen, es ist so pikant, daß ich Ihres Jubels darüber im Voraus sicher bin. Also seien Sie einmal ein echter Lebemann, der das Leben entschlossen anpackt. Wollen Sie?"

„Mort de ma vie! ich will."

Zwei Stunden später saßen sie im Eilzuge nach Calais.

Lauriston hatte vorher noch zwei Briefe expedirt. Einen an den Theaterdirector:

„Lassen Sie die Rollen der ‚Neuen Louison' ausschreiben und vertheilen Sie dieselben sofort, damit sie rasch gelernt werden. Die Titelrolle besorg' ich selbst. Binnen höchstens acht Tagen liefere ich den wirksamen Schluß für die erste Probe. Das Manuscript erhalten Sie morgen."

Der zweite Brief ging an Rambert:

„Das Manuscript der ‚Neuen Louison' ist auf Ihrem Zimmer geblieben. Louison soll sich noch heute Nacht die Titelrolle ausschreiben und sie auswendig lernen. Das Manuscript bitte ich morgen Vormittag dem Theaterdirector zu senden. Adieu!"

* *
*

Eines Nachmittags kamen sie in Dublin an, Lauriston und Ferval, und stiegen im „Kleeblatt" ab.

Ferval war unterrichtet und voll Eifer. Er war's, welcher eiligst den Wirth, den Walliser, fragte, ob Lord O'Brien noch in Dublin sei.

„Ja," lautete die Antwort, „jetzt noch. Aber in der Nacht reist er nach Frankreich."

„Ist er auf seinem Zimmer?"

„Nein. Sein Advocat hat ihn abgeholt; er kommt aber um fünf zum Diner."

„Sagen Sie ihm, Herr Ferval aus Paris wünsche dringend, ihn zu sprechen, und erwarte ihn auf dem Zimmer, welches Sie mir anweisen werden."

„Werd's genau ausrichten."

Lauriston und Ferval waren sehr erbaut, daß sie just noch vor Thorschluß angekommen und nun noch ein paar Stunden frei hatten zur Vorbereitung. Lauriston fragte also nach dem Wege zu Mr. Forrest.

„Ah, zu dem!" sagte der Walliser. „Ja, dieser junge Arzt macht großes Glück in Dublin. Er behandelt auch Lord O'Brien."

„Ist der krank?"

„Es scheint so. Vor einigen Wochen ist er einmal rücklings aufs Steinpflaster gefallen, und Mr. Forrest spricht von einer Gehirnerschütterung."

„Spricht der Lord irre?" fragte Lauriston.

„Noch nicht."

„Er ist also zurechnungsfähig?"

„Das will ich meinen! Er ist ein scharfer Herr, und jetzt erst recht, seit er steinreich geworden!"

„Wissen Sie, ob ich Mr. Forrest jetzt daheim finde?"

„Ja, es ist seine Ordinationsstunde."

„Und wenn ich zurückkehre, haben Sie Zeit zu einer halbstündigen Unterredung mit mir?"

„O ja.“

„Sie sind mir als ein sehr rechtschaffener Mann genannt worden.“

„Sehr verbunden; schmeichle mir.“

Jetzt aber schien das Glück den so energisch vorschreitenden Lauriston zu verlassen: er fand Mr. Forrest nicht. Dieser war zu einem schwer Kranken über Land gefahren. Und doch bedurfte Lauriston dieses Mannes dringend. — Ferner entzog sich ihm der Wirth, der Walliser, während des ganzen Nachmittagsrestes. Er war nicht zu finden. Und doch bedurfte er dieses Mannes unerläßlich zu dem, was er die Hauptaction nannte.

Wenn nämlich der Zweikampf mit O'Brien unglücklich ausfiel für Lauriston, dann gab es kein Mittel mehr, O'Brien an der Abreise nach Paris zu hindern. Dies Mittel eben hoffte Lauriston mit Hülfe des Wallisers zu erlangen. Und unglücklich mußte er den Ausgang des Duells nennen, auch wenn er selbst nicht verwundet wurde, sondern auch, wenn O'Brien nur eine leichte Wunde davontrug. Denn mit einer solchen reiste er wahrscheinlich doch.

Endlich kamen sogar Anzeichen, daß O'Brien vielleicht gar nicht mehr in den Gasthof kommen werde vor seiner Abreise. Sein Diener packte Alles ein und bemerkte: Seine Lordschaft werde wohl mit seinem Advocaten auswärts speisen und von da direct nach dem Dampfschiff fahren.

Das wurden schwül hereinbrechende Abendstunden für Lauriston, und auch Ferval wurde ärgerlich. Wenn die interessanten Vorfälle ausblieben, wozu war er mitgereist?!

Es wurde wirklich dunkel, und O'Brien kam nicht. Das Wetter war mild, der Winter schien nachzulassen, es wehte gelinde vom nahen Meer herüber. Lauriston und Ferval gingen auf und ab vor dem „Kleeblatt“, in jedem Wagen O'Brien erwartend.

„Kommt er nicht, dann gehen wir aufs Dampfboot,“ sagte Lauriston.

„Dort wird er uns,“ erwiderte Ferval, „im günstigsten Falle nach Paris einladen zum Duell, und die originellste Affaire hier bleibt —“

Da hielt ein Wagen. Zwei Männer stiegen aus — der eine war O'Brien, der andere wahrscheinlich sein Advocat, welcher mit ihm speisen würde.

Sie gingen in den Speisesaal und nahmen Platz an einem kleinen runden Tische.

Lauriston und Ferval folgten ihnen auf dem Fuße. Lauriston setzte sich an den nächsten Tisch und verlangte Speisen. Ferval trat zu O'Brien.

„Ferval!“ rief O'Brien. „Sie in Dublin! Wie das?“

„Ihretwegen, Mylord.“

„Wie so?“

„Sie haben durch Telegramm die Wettsumme verlangt. Wir haben dieselbe gesandt. Sie haben sie in Empfang genommen.“

„Ja.“

„Und doch haben Sie die Wette nicht gewonnen.“

„Wer sagt das?!“

„Der ganze Club auf die Aussage dieses Herrn da am Nachbartische.“ Dabei zeigte er auf Lauriston und fuhr fort: „Dieser Herr hat in Paris erzählt, Louison habe Ihre Annäherung mit Entrüstung zurückgewiesen und sei entflohen.“

„Dieser Herr ist ein frecher Lügner!“ schrie O'Brien.

Wie elektrisirt sprang Lauriston auf, trat rasch herzu und sprach: „Sie beschimpfen mich, Mylord; ich verlange Genugthuung!“

„Wer ist der Mann?“ fragte O'Brien Ferval.

„Ein perfecter Gentleman, welchen Sie in der Geschwindigkeit beleidigt haben. Sein Name ist Lauriston.“

„Verweigert etwa der irische Lord auch Genugthuung?“ fragte Lauriston.

„Niemals! Binnen acht Tagen steh' ich in Paris zu Dienst.“

„Nichts da von Vorschrift und Verzögerung! Ich bin der Beleidigte, ich habe die Forderung zu stellen und zu normiren. Morgen früh verlang' ich hier in Dublin die Genugthuung auf Degen.“

„Was Degen! Ein Pistolenschuß steht Ihnen noch heute Abend bei Fackelschein zur Disposition.“

„Sie haben nicht zu bestimmen, Mylord,“ erwiderte scharfen Tones Ferval; „zu bestimmen hat der Beleidigte, das ist sein Recht. Ihr Betragen gegen unseren Club legt Ihnen ohnehin schon eine Verantwortung auf, welche höchst schwierig ist. Vernichten Sie nicht gänzlich Ihren Ruf als Gentleman, indem Sie einer regelrechten Forderung ausweichen.“

„Nun, zum Teufel! es soll mir auch darauf nicht ankommen, der Bagatelle halber einen Tag später abzureisen. Ich erwarte die Bestimmung von Zeit und Ort binnen einer Stunde. Jetzt will ich speisen.“

Und er setzte sich und speiste. Lauriston aber und Ferval gingen an ihren Tisch und speisten ebenfalls, höchst befriedigt von der raschen Erledigung.

Ein Glück kommt nie allein. Auch Mr. Forrest erschien und fragte nach Herrn Lauriston aus Paris.

Er war ein junger, frisch dreinschauender lichtblonder Engländer, welcher noch Studentencomment verstand trotz ärztlicher Gelehrsamkeit, und welcher heiter darauf einging, Zeuge und eventuell Paukarzt zu sein bei einem Zweikampfe. Er bezeichnete in demselben Athem den Ort für das Duell, ein poetisches Wäldchen, wie er's launig nannte, unweit der Stadt. Dies Wäldchen sei für derlei Zeitvertreib gebräuchlich, und um zehn Uhr habe er eine freie Stunde.

„Besten Dank!“ sagte Lauriston, „so ist's vortrefflich. Die Degen haben wir aus Paris mitgebracht; also, Ferval, ohne Zeitverlust, ich bitte.“

Ferval ging sogleich zu O'Brien und nannte ihm Ort und Stunde. O'Brien nickte mürrisch und speiste weiter.

Lauriston lud nun Mr. Forrest ein, an dem Diner theilzunehmen, da er, vom Lande zurückkehrend, wie wahrscheinlich, noch nüchtern wäre.

„Hungrig wenigstens,“ erwiderte er lachend und speiste mit ihnen, nach Zech und dessen Laune fragend.

Als sie beim Dessert angekommen waren, bat Lauriston den munteren Dr. Forrest um eine zweite Gefälligkeit. Er sollte ihm den Walliser herbeischaffen und aufs Zimmer bringen, wo er einige Fragen zu bestehen haben werde.

Mr. Forrest war eine Respectsperson für den Walliser. Gar oft wurde er zu vornehmen Gästen ins Hotel gerufen, welche Krankheits halber nach Dublin kamen, und der Wirth des Hotels mußte für den gesuchten Doctor zu finden sein.

Das war er auch, und er versprach, binnen einer halben Stunde auf Nummer drei zu erscheinen.

Als Lauriston, Ferval und Forrest auf Nummer drei waren und rauchend sich niedergelassen hatten, begann Lauriston:

„Ich schreibe Theaterstücke und Erzählungen, werther Herr Doctor Forrest, und bin deshalb gewohnt, die Vorgänge genau zu begründen, was man motiviren nennt. Daher kommt es, daß ich bei jeder Erzählung von Vorgängen besonders Acht gebe, ob die Motivirung der Handlungen genau oder doch wahrscheinlich ist. Nun hat mir das Mädchen der Demoiselle Louison, des Namens Rose, die Eheschließung hier in diesem Hause ausführlich erzählt, und sie hat mir deutlich geantwortet auf eine Menge kleiner Fragen, welche ich in ihren Bericht eingeschoben.

Daraus habe ich den Schluß gezogen: die Eheschließung O'Brien's und Louison's ist höchst verdächtig! Da ist, wie ich meine, ein täuschender Schleier in die Höhe zu heben, und das können wir vielleicht mit Hülfe des Wirths bewerkstelligen."

Ferval, welchem Lauriston bisher das Nähere dieser verwegenen Frage vorenthalten hatte, schrie laut auf. Das war allerdings nach seinem Sinne eine interessante Unterhaltung.

Doctor Forrest lachte und versicherte: „Das ist diesem O'Brien zuzutrauen nach dem Rufe, welchen er hier in Dublin genießt. Ueberlassen Sie mir's, den Wirth sicher zu machen. Das ist nöthig, denn er wird sich fürchten, die Kundschaft der lüderlichen Junker zu verlieren, wenn er hierüber Auskunft giebt."

Da trat der Wirth ins Zimmer. Forrest ging ihm entgegen und sagte: „Mr. Donald, setzen Sie sich zu uns, rauchen Sie behaglich eine Cigarre, und entwickeln Sie uns unbefangen Ihre Gedanken über die Eheschließung O'Brien's und einer Dame in Ihrem Hause. Erschrecken Sie nicht so sichtlich! Die Cigarre geht ja aus. Ich verspreche Ihnen — und Sie wissen, ich halte, was ich verspreche — ich verspreche Ihnen: Ihre Aussage fällt ins Grab, kein Mensch erfährt ein Wort davon. Sollten Sie sich aber trotzdem weigern, der Wahrheit die Ehre zu geben, dann könnte das Ihnen und dem ‚Kleeblatt' recht schädlich werden, denn ich würde die Angelegenheit und Ihre Vertuschung derselben öffentlich bekannt machen. Wir kennen den Hergang, wir sind unserer Sache sicher und wollen von Ihnen nur einige Details erfahren."

„Sie kennen den jungen Mann," nahm Lauriston das Wort, „welcher den Geistlichen gespielt?"

Mr. Donald hustete, er hatte Rauch verschluckt von seiner Cigarre.

„Schlucken Sie," rief Forrest, „schlucken Sie! Solcher Rauch macht Wirkung. Dann aber reden Sie! Ich wiederhole Ihnen: Sie thun klug, wenn Sie reden, Sie werden's aber bitter bereuen, wenn Sie den Klugen spielen wollen. Die Sache ist ein Sacrileg; verstehen Sie das Wort?"

„Ungefähr," stöhnte Donald.

„Und Sie müssen sie mit verantworten, wenn Sie nicht zur Klarmachung beitragen. Denn alsdann weist man Ihnen nach, daß Sie den sacrilegen Humbug sehr wohl bemerkt haben, ohne Anzeige davon zu machen, wie es Ihre Schuldigkeit erfordert hätte."

„Nun, in Gottes Namen!" ächzte Donald, „ich brauche selbst die Beruhigung für mein Gewissen. Ja denn, der junge Mann war kein Geistlicher, sondern ein Zechbruder O'Brien's, ein heruntergekommener Landjunker, welchen O'Brien erhält."

„Er heißt?"

„Warnell."

„Und ist hier in Dublin?"

„Gewöhnlich nicht, aber ich meine ihn gestern gesehen zu haben mit O'Brien."

„Können wir seiner habhaft werden?"

„Vielleicht. Er wohnt immer in demselben Wirthshause am Hafen, im ‚Meerschwein'."

„Und die beiden Trauzeugen?"

„Sind zwei Sänger von der hiesigen Oper."

„Ist der Friedensrichter ein Vollblut-Irländer?"

„Nein, seine Familie stammt aus England von der Cromwellzeit her."

„Also unbefangen wie Sie, der Sie aus Wales stammen?"

„Ja, aber eben deshalb muß sich Unsereiner doppelt in Acht nehmen —"

„Kurz, der Friedensrichter ist brav?"

„Sehr brav."

„Finden wir ihn jetzt?"

„Jetzt ist er in seiner Wohnung."

„Und die liegt im Stadthause?"

„Ja."

Alle diese Fragen stellte Lauriston, und nun bat er Dr. Forrest, mit zum Friedensrichter zu gehen.

„Mit Vergnügen. Bis zum Stadthause wird die Cigarre reichen und nicht weiter. Der Friedensrichter kennt mich, wie Sie ersichtlich voraussetzen."

„Allerdings. Verzeihen Sie, daß —"

„Vorwärts! vorwärts!"

Sie wurden ohne Aufenthalt vorgelassen und fanden einen alten Herrn mit schneeweißem Haar, welcher Herrn Forrest verbindlichst mit den Worten begrüßte, er könne Dublin gratuliren, daß ihm ein so trefflicher Arzt geschenkt worden sei in dem jungen Engländer.

Selbstverständlich führte also Forrest das Wort und machte den Friedensrichter mit dem Thatbestande und mit dem Wunsche bekannt, ein formelles Actenstück zu erhalten, welches die Ungültigkeit der Ehe ausspreche.

Der alte Herr hatte mit voller Aufmerksamkeit zugehört und sagte dann langsam:

„Das ist eigentlich eine schwerwiegende Gerichtsfrage, weil es ein Mißbrauch geistlicher Befugniß ist."

„Ja wohl," erwiderte Lauriston, „aber für die durch den Betrug gefährdete junge Dame wäre uns ein rasches Bekenntniß der Frevler höchst wünschenswerth. Es würde ja der nachfolgenden gerichtlichen Verhandlung keinen Eintrag thun, sondern sie sogar erleichtern."

„Das ist sehr richtig," sagte der alte Herr. „Morgen Mittag um zwölf Uhr werd' ich die Angelegenheit vornehmen. Die beiden Opernsänger schaff' ich mit Leichtigkeit herbei; schwieriger wird dies sein mit dem falschen Pater Patrik, dem Mr. Warnell — nun, auch das wird versucht werden. Ich bitte also die Herren, morgen Mittag um zwölf sich nochmals hierher zu bemühen."

Forrest nannte noch dem Friedensrichter das Wirthshaus, in welchem Warnell einzusprechen pflegte, und sie schieden sehr erbaut von einander.

Am anderen Morgen bald nach neun Uhr fand sich Forrest ein bei den beiden Franzosen, und nach einem gemeinschaftlichen Frühstück fuhr man hinaus ins Wäldchen. Ferval war höchst vergnügt über die unterhaltende Entwickelung der Dinge. Sogar das Wetter sei schön und der Boden leidlich trocken.

Der Platz des Rendezvous, welchen Forrest kannte, war ein runder Raum ohne Bäume und ohne Rasen, und ein Fahrweg führte dahin.

Der Wagen, ein großes geschlossenes Fuhrwerk, erschien pünktlich mit O'Brien und zwei Zeugen.

„Das Glück ist unverschämt!" rief Ferval mit gedämpfter Stimme.

„Wie so?" fragte Lauriston.

„Ich erkenne ihn genau," fuhr Ferval fort. „Der eine Secundant O'Brien's, der schwarzhaarige da, ist der junge Geistliche, welchen O'Brien in Paris bei sich hatte, das ist der Pater Patrik!"

„Vortrefflich!" sagte Lauriston. „Nach Beendigung des Duells wird er in Beschlag genommen und zum Friedensrichter gebracht. Wenn es sein muß, mit Gewalt."

O'Brien sah höchst wildschaffen aus, als es sofort ans Ablegen der Oberkleider ging und an die Aufstellung zum Gefecht. Man sah ihm an, daß er in wilder Wuth ausfallen würde nach erfolgtem Signale, vielleicht schon vorher.

So geschah's. Das Signal war kaum ausgesprochen, so stürzte er auch mit heftigen Stößen auf Lauriston ein.

Dieser parirte mit voller Kaltblütigkeit und drängte dann plötzlich mit gewandter Kraft die Klinge O'Brien's zur Seite — die frühere Kugelwunde vom Grafen Vilsac mochte den Gegendruck O'Brien's abschwächen —, einen vollen Stoß gegen die Brust des Gegners ausführend.

„Halt!“ rief Ferval. „Der Stoß hat gesessen!“

„Nein!“ schrie O'Brien. Aber der Ton dieses „Nein“ war heiser, und er wankte — er sank in den Arm Warnell's. Man sah das Blut fließen aus der rechten Brustseite — er war verwundet.

„Ein ‚Lungenfuchser‘ heißt das bei deutschen Studenten,“ sprach im Hinzutreten Forrest. Er nahm sich als Arzt sofort O'Brien's an und ließ ihn vorsichtig zum Wagen bringen. Dort mußte auf sein Geheiß Warnell zuerst einsteigen und seinen Schoß zum Kissen O'Brien's richten, damit der Verwundete die günstigste Lage finde.

Beim Abfahren — er fuhr mit — rief er Lauriston und Ferval mit einem Blick auf den verdächtigen Pater Patrik zu: „Wir kommen!“

Ferval war betroffen über den Ort der Wunde. „Die Lunge!“ sagte er zu Lauriston mit einem Tone der Besorgniß, als wollte er ausdrücken: Das geht über den Spaß der Unterhaltung!

Auch Lauriston war sehr ernst und sagte erst nach längerem Stillschweigen: „Sie müssen im Schritt fahren; steigen wir rasch ein, damit wir vor ihnen in den Gasthof kommen und Mr. Donald unterrichten können.“

Es gelang so ziemlich, jedes Aufsehen zu vermeiden, weil es eine geschlossene Kutsche war; und ohne daß im „Kleeblatt“ ein größerer Lärm verursacht wurde, konnte O'Brien auf sein Zimmer gebracht werden. Dort verband ihn Forrest. Als der Blutausfluß gestillt war, erholte sich O'Brien und hörte auf die Anordnungen, welche Forrest nachdrücklich aussprach.

Die Wunde sei nur gefährlich, wenn der Körper O'Brien's nicht acht Tage lang unbeweglich verbliebe. Jede Bewegung sei also auf das sorgfältigste zu vermeiden. Mr. Warnell sollte in der nächsten Stunde dafür einstehen. Innerhalb dieser Stunde würden kundige Krankenwärter aus dem Hospital gesendet werden. Desgleichen untersagte Forrest dem O'Brien, auch nur ein einziges Wort zu sprechen.

Dann kam Forrest zu Lauriston und Ferval. „Nun?“ fragten diese.

„Die rechte Lunge ist gestreift. Er kann am Leben erhalten werden, wenn sein Blut gesund ist und er sich folgsam einem strengen Regime unterwirft. Sein Leben wird unter solchen Umständen allerdings nicht viel werth sein, und nach Frankreich wird er nie wieder kommen, denn eine Stunde auf den Stößen der Meereswogen wäre sein Tod. — Jetzt hole ich die Krankenwärter, und dann komm' ich wieder, um Warnell hinüberzulocken ins Gemach des Friedensrichters. Ich werde dem verbrecherischen Pater Patrik sagen, daß eine vertrauliche Anzeige vom Duell beim Friedensrichter unerläßlich sei, denn ohne diese vertrauliche Anzeige könnte seine Verhaftung als eines Secundanten erfolgen, sobald eine bloß polizeiliche Anzeige ohne nähere Erklärung zum Friedensamte gelangte. Das werd' ich ihm, der kein großer Geist zu sein scheint, wohl einleuchtend machen. Gehen die Herren dann voraus zum Stadthause, ich muß allein mit dem Herrn Pater verkehren.“

Aus Allem, was dieser junge englische Arzt sagte und that, leuchtete ein frischer Muthwille hervor. Es wurde Alles genau ausgeführt und gelang: um zwölf Uhr waren Lauriston, die beiden Opernsänger, Warnell und Forrest im weiten Gemach des Friedensrichters.

Dieser saß im Lehnstuhl vor einem großen Tische, auf welchem eine brennende Kerze stand, und hatte die Hand auf einen großen Bogen Papier gelegt, welcher beschrieben war.

„Mister Warnell“ — sagte der alte Herr — „oder heißen Sie wirklich Pater Patrik?“

Warnell erbleichte.

„Gleichviel wie Sie heißen, lesen Sie diese Schrift und erklären Sie ohne Verzug, ob Sie dieselbe unterschreiben wollen.“

Er reichte ihm den großen Bogen. Auf demselben stand geschrieben, daß die Eheschließung zwischen O'Brien und Fräulein Louison ein Carnevalsscherz gewesen und absolut ungültig sei. Er, Mr. Warnell, sei niemals ein Priester gewesen, sondern ein leichtsinniger Privatmann. Die anderen beiden Herren, die sogenannten Trauzeugen, ihres Zeichens Opernsänger, bekannten ebenfalls reumüthig, daß sie sich leider zu solchem frevelhaften Spiel hätten verleiten lassen, was ihnen jetzt bitter leid thäte.

Als Warnell gelesen, sah er wie geistesabwesend auf den Friedensrichter.

„Lassen Sie nun,“ sagte dieser, „die beiden Trauzeugen auch lesen!“

Und während diese lasen — das Papier zitterte in ihren Händen —, fuhr der ehrwürdige Herr fort:

„Die Sache gehört vor ein peinliches Gericht. Diese Herren aus Frankreich, Vertreter des Fräuleins Louison, wollen von der gerichtlichen Anklage absehen, wenn diese Schrift unterzeichnet und von mir beglaubigt wird. Vielleicht kommt dann die schlimme Angelegenheit nicht mehr zur Sprache; vielleicht. Die Unterschrift muß aber auf der Stelle erfolgen.“

Warnell und die beiden Sänger liefen eiligst zum Tische und unterschrieben.

„Für jetzt genug, für jetzt. Sie sind entlassen.“

Schwer betroffen gingen die drei Helden, und während sie gingen, schrieb der Friedensrichter unter die Namen derselben die amtliche Beglaubigung und untersiegelte sie bedächtig mit dem Wappen der Stadt Dublin.

„Hier, meine Herren,“ schloß er, „was Sie brauchen, um den Frevel ungeschehen zu machen. Ich habe mich gefreut, Ihnen dienen zu können.“

* * *

So rasch waren die Ziele erreicht, um deren willen Lauriston und Ferval die Reise unternommen. Beide hätten also voller Freude sein können.

Aber Lauriston war es nicht. Er fühlte sich belastet von dem schweren Schicksal O'Brien's und wollte nicht abreisen, bis Forrest ihnen einen neuen, hoffentlich günstigeren Bericht über den Zustand O'Brien's gebracht hätte.

Gegen Abend kam Forrest von dem Verwundeten und bemerkte mit Erstaunen Lauriston's Stimmung. Als Mediciner viel gleichgültiger gegen körperliche Uebelstände, begriff er Lauriston kaum und sagte: „Ja, hat denn dieser Thunichtgut O'Brien ein besseres Schicksal verdient? Wahrhaftig nicht. Uebrigens trösten Sie sich wegen Ihres Degenstichs. Der ist nicht sein schlimmstes Uebel. Ich weiß schon von früher und bei der Verbandlegung hab' ich neuerdings Symptome bemerkt, und sie sind mir von dem Herrn Warnell erklärt worden, welche ihn ärger bedrohen als Ihr Stich. Hirn und Rückenmark haben eine Erschütterung erlitten von einem Falle nach rückwärts an der Landungsbrücke des Dampfbootes, welches ihm damals Louison vor der Nase entführt hat. Mehr um deswillen als um der Lungenstreifung, welche vielleicht heilt, ist sein Leben zur Enthaltsamkeit und Entbehrung genöthigt, so daß ihm der ererbte Reichthum wenig nützen kann.“

„Und dabei“ — sagte Ferval vergnügt zu Forrest — „dabei ist Freund Lauriston ein Poet, welcher seinen Beruf verleugnet! Ihr sprecht ja immer von poetischer Gerechtigkeit. Nun, ist das Schicksal O'Brien's nicht eine solche? Werden ihm nicht seine

Frevelthaten heimgezahlt? Nur ich habe noch eine Forderung einzucassiren von dem reich gewordenen Lord. Er hat ja noch nicht die Wettsumme zurückgezahlt — doppelt ist sie zu zahlen, denn er hat die Wette verloren, hat noch unser Geld und ist uns auch noch die Abzahlung der Louison'schen Gläubiger schuldig. Kann er seinen Namen unterschreiben, Herr Doctor Forrest, für eine Bankanweisung auf hunderttausend Francs?"

„O ja."

„Nehmen Sie mich also mit zu ihm. Dann reisen wir mit dem Nachtboote."

Lauriston mißfiel auch dies. Er konnte keine frohe Stimmung gewinnen. Es lag doch nun Alles plan vor ihm, was er wünschen konnte: Louison war befreit; seiner Neigung zu ihr war jegliche Bahn geöffnet; er hatte den Schluß für sein Stück, welches die junge Schauspielerin ihm zuneigen mußte — und dennoch athmete er nicht frei.

Seine Mutter stand wohl im Hintergrunde vor seinen Blicken. So wie Ferval entzückt war von der abenteuerlichen Lösung der Dinge und sie mit jeglicher Uebertreibung in die Zeitungen jagen wird, so wird — dachte er — die Mutter gerade über das Abenteuerliche entsetzt sein, entsetzt sein über das, was ihrem Sohne öffentlich nachgesagt wird, über den fast tödtlichen Degenstich, den ihr Sohn geführt, über die weiteren Folgen und den Verkehr mit einer compromittirten Schauspielerin, von welcher — ach! — ihr Alfred nicht wird lassen wollen — kurz, Lauriston sah trüb' vor sich hin und wandelte durch die Straßen von Dublin wie Einer, der Luft und Bewegung dringend braucht, um freier zu athmen.

Die Luft kam ihm zu statten, sie war rauh geworden und hatte den Frühlingshauch verscheucht; sie warf seine unruhigen Gedanken auf einen Hauptpunkt, und in diesem Hauptpunkte fand er einen Halt. Der Poet kann in die phantastische Welt flüchten, wenn die wirkliche Welt ihn ängstigt. Die Composition seines Schlußactes ergriff ihn und hielt bei ihm aus, bis sie feststand in allen Einzelheiten.

Das gab ihm Ruhe und Halt. Heimkehrend ins Hotel konnte er Forrest herzlich danken für die freundschaftlichen Dienste, welche er ihm geleistet, und es zufrieden anhören, als er sagte: „Nun, der Patron O'Brien, von welchem ich komme, kann noch hundert Jahre leben. Aber er wird Niemand mehr beißen. Und das ist was werth bei solchem Gallennaturell."

Ja, auch Ferval störte ihn nicht mehr besonders mit dem Vorweis des Wechsels auf hunderttausend Francs, welcher auf Kosten O'Brien's in Paris einzufordern sei. Er telegraphirte das sogleich nach Paris.

Man speiste noch zusammen und tröstete den Walliser Donald damit, daß er gar nicht mitgespielt habe im Stadthause. Bei dieser Gelegenheit versicherte übrigens der muthwillige Forrest noch, er werde sich's angelegen sein lassen, dem Buben, welcher so frech einen Pater Patrik gespielt, regelmäßig, wo er ihm begegne, die Angst einzujagen: jeden Tag könne sein Priesterthum im Gerichtshause zur Sprache kommen. „Strafe," schloß er, „ist eine gute Erfindung."

Zur selben Stunde und auf demselben Boote schifften sie sich Abends ein wie damals Louison, und auf der ganzen Reise bis Paris hatte Lauriston sein Taschenbuch und den Bleistift in der Hand, um bruchstückweise an seinem letzten Acte zu skizziren, wenn's auch oft nur kleine Reden wurden.

Ja, als sie in Paris ankamen, eilte er nicht sogleich nach Rambert's Hause, um Louison die gute Botschaft zu bringen, sondern er fuhr in seine Wohnung. Es drängte ihn eine Ahnung — und richtig, ein Brief seiner Mutter lag da, voll Schreck, Vorwürfen, ja Befehlen.

In seinem Telegramm hatte Ferval auch Notizen für die Zeitungen gespendet von seinen und Lauriston's Heldenthaten. Zunächst dunkel und geheimnißvoll, aber für Lauriston's Mutter tief erschreckend.

Nie hatte seine Mutter so zu ihm gesprochen wie in diesen Briefen.

Er liebte seine Mutter über Alles; er stand wie vor einem Abgrunde, denn im Grunde seiner Seele lag ja doch der Gedanke, daß er nicht mehr von Louison lassen möchte.

Wohl eine Stunde lang ging er im Zimmer umher, aufs ärgste beunruhigt. Endlich flüchtete er wie in Dublin zu seiner Kunst: er schrieb die ganze Nacht, bis der letzte Act fertig war.

Früh am Morgen schickte er das Manuscript an den Theaterdirector mit der Bitte, die Ergänzung der Rollen gleich ausschreiben und austheilen zu lassen, jetzt aber bestimmt hinzusetzend, nun die ganze Rolle an Demoiselle Louison beim Professor Rambert zu senden, und zwar mit Ansage der ersten Probe.

Hinweg mit jedem Gedanken an die Mutter! Und trotz der frühen Stunde hinaus, um Louison ihre Befreiung zu verkündigen.

Rose hatte ihn durchs Fenster kommen sehen; sie öffnete ihm weit die Thür des Vorzimmers und schlug die Hände vor Freude zusammen, daß er endlich wieder da wäre. Es sei die höchste Zeit, denn das Fräulein habe einen Rückfall erlitten.

„Sie ist neuerdings erkrankt?"

„O bewahre! nein, sie ist frischer als je, aber der Herr Professor sagt, sie sei zu frisch geworden, und nennt das einen Rückfall."

„Ich verstehe nicht —"

„Und doch sind Sie schuld daran!"

„Wie denn? Was denn?"

„Sie haben ihr gefehlt, und da ist sie ungeduldig geworden und hat allerlei Capricen losgelassen wie früher, ehe sie ins Malheur gerieth. Gewiß nur, weil Herr Lauriston nicht da war."

„Lauriston?!" hörte man Louison aus dem Schlafzimmer rufen. „Was sagst du, Rose, von Lauriston?"

„Er ist da!"

Ein Freudenschrei und der Zusatz: „Ich komme, ich komme sogleich, er soll ja warten!" und nach fünf Minuten flog sie im Negligé heraus, streckte ihm beide Hände entgegen und zog ihn ins Zimmer.

Rose ging lachend in den Hausflur hinaus.

„Wo waren Sie denn? Warum sind Sie so lang' ausgeblieben? Was will denn die garstige Mutter?"

„Ja wohl, meine Liebe, uns Beide betreffend ist sie garstig."

„Wie?!"

Schöner hatte er dies Mädchen nie gesehen. Das feine Antlitz war angehaucht von rosiger Röthe, das dunkle Auge glühte von Leben, der Mund war halb geöffnet, die kleinen Zähne schimmerten schneeweiß, der Unterhals, und was die Franzosen la gorge nennen, war frei und von den Armen fiel der Ueberwurf bei jeder Bewegung zurück. Was aber noch verführerischer: Alles an ihr athmete Wärme und Entgegenkommen — Entgegenkommen, ein unerhörtes Wort für Louison.

Jetzt gab's keine Frage mehr, ob und wie er sie liebe. In diesem Augenblicke liebte er sie mit allen Kräften von Leib und Seele. Und so nahm er, als sie auf dem Sopha neben einander saßen, ihre beiden Hände in die seinigen, küßte diese und blickte ihr mit ganzer Seelenkraft ins Auge. Er fühlte, daß sie seinen Händedruck erwiderte, und sagte endlich:

„Louison! Widerstrebt es Ihnen noch, daß ein Mann Sie so gefangen hält mit seinen Händen?"

Sie wurde glühroth, schlug die Augen nieder und sagte kaum hörbar: „Nein."

„Wirst du mich von dir stoßen, wenn ich dich in meine Arme schließe?"

„O nein, nein!"

Und damit sank sie ihm an die Brust.

„Louison, du weinst?"

„Es sind Freudenthränen, Alfred; ich liebe dich."

Dabei hob sie ihr kleines Haupt und bot ihm den Mund, welchen er herzlich küßte.

„Welch ein Glück!" flüsterte sie, „und davon hab' ich so lang' keine Ahnung gehabt! Aber ach —"

„Still! Kein Ach! Ich bringe dir die Freiheit!"

„Was heißt das?"

„Du bist nicht verheirathet."

Ein gellender Schrei der Freude, und sie flog hoch auf von ihrem Sitze.

„Nicht? — nicht, Alfred?!"

„Du bist nicht mehr verheirathet, du warst es nie."

Und nun zog er sie zu sich nieder und erzählte ihr den ganzen Hergang von Dublin.

Bei der Stelle, wo O'Brien, von Lauriston's Degen getroffen, zurücksank, rief sie unwillkürlich: „Blutiger Mann, was hast du gethan!"

„Er stirbt daran nicht, sagt der Arzt."

„Er war ein böser Mensch; aber bin ich so viel werth, daß —"

„Daß er gestraft werde? Ja. Jedes verrathene Menschenkind ist werth, daß der Verräther büße."

„Gestrenger Mensch, ich fürchte mich fast vor dir."

Aber die Vernichtung der Ehe, die voll hervortretende Erkenntniß von der Vernichtung derselben scheuchte all' das hinweg. Sie küßte ihm die Hände, sie streichelte ihm die Wangen, sie nannte ihn ihren Erretter und duldete einen langen, langen Kuß.

„Und nun?" fragte sie leise.

„Nun könntest du mein Weib werden, ja?"

„Ja," sagte sie noch leiser.

„Nun aber, mein liebster Schatz, nun kommt ein neues Hinderniß."

„Was? was?!"

„Meine Mutter."

„O!"

„Sie giebt's nicht zu. Soll ich dich zum Altar führen gegen ihr Verbot?"

„Das wär' nicht recht und — nicht gut."

Da wurden sie unterbrochen. Rambert hatte erfahren, daß Lauriston da sei, und eilte im Hausrock hinunter, ihn zu sehen, ihn zu hören.

Die Nachricht erfreute ihn so — er war ein guter Mensch —, daß er mit nassen Augen Louison und Lauriston umarmte und zustimmend auf Lauriston's weitere Vorschläge einging.

Diese Vorschläge betrafen die Aufführung der „Neuen Louison", seines nun fertigen Stückes. Der Schluß sei bereits im Theater, und die ganze Rolle werde binnen Kurzem ankommen, die Proben sollten in Eile begonnen werden.

„Ich kenne das ganze Stück auswendig, ich kann morgen auf die Probe kommen!" rief sie.

Und es ging nun auch Alles beim Theater den erwünschten raschen Gang, wie das immer der Fall ist, wenn Außerordentliches eintritt.

Louison war glücklich. Der Widerstand der Mutter berührte sie nicht dergestalt, daß er sie verstimmt hätte. „Ich hab' ihn ja doch, meinen Alfred, wenn auch —" rief sie und erzählte ihrer Rose Alles, nur plötzlich mit der Frage schließend: „Was sagst du, wird das Verbot der Mutter Alfred von mir abwenden?"

„Das weiß ich nicht, liebes Fräulein. Ich werde den Doctor Zech fragen, der kennt ihn genau. Noch heute Abend frag' ich."

Lauriston war nicht so durchaus glücklich wie Louison. Ihm lag der Widerstand der Mutter schwer auf der Seele.

Er ging denselben Abend zu Zech, ihm Alles mitzutheilen und die Frage der Zukunft mit diesem nüchternen Freunde zu erwägen.

Zech hatte wenig Verständniß für starke Liebesleidenschaft und sagte kalt und trocken: „Du darfst das deiner Mutter nicht anthun."

Nicht wenig betroffen von dieser positiven Meinung, ging Lauriston fort, als Rose eintrat.

„Ich weiß Alles!" rief ihr Zech entgegen.

„O nein!" erwiderte Rose, schloß die Thür hinter dem fortgehenden Lauriston und trat ganz nahe an Zech heran, ihn wie in Gedanken anblickend.

„Was weiß ich denn nicht?" sagte Zech.

„Daß meine Herrin unsicher ist, ob Herr Lauriston sich von ihr abwenden könnte, wenn dessen Mutter ihm nicht nur die Heirath, sondern auch den Umgang mit ihr verbietet."

„Ja, wer kann das sagen!"

„Sie können das sagen, Sie! Denn — meint mein Fräulein — Sie kennen das Gemüth Ihres Freundes."

„Kind! wer kennt den Anderen so genau! Man kennt sich selber kaum."

„O nein. Ich zum Beispiel kenne Sie und Sie kennen mich."

„So? Papperlapapp! Wenn ich nun jetzt du zu Ihnen sagte, wie würde Ihnen das gefallen? Ich zum Beispiel weiß es nicht."

„Ich aber weiß es: es würde mir ganz gut gefallen."

„Schau! Und wenn ich dich am Kinn faßte und spräche: Rose, du bist doch ein ganz hübsches Mädchen und könntest einem Manne willkommen sein und dessen Wirthschaft führen — was würdest du dazu sagen?"

Sie war purpurroth geworden und erwiderte barsch: „Was brauch' ich denn hübsch zu sein, um dem Manne die Wirthschaft zu führen?"

„Na, weil der Mann dich vielleicht auch heirathen würde!"

„Vielleicht? — Das ist nichts."

„Da hast du Recht. Also, würdest du den Doctor Zech — du kennst ihn doch — ?"

„'s kommt mir so vor," lachte sie.

„Würdest du diesen brummigen Zech heirathen, wenn er dich wollte?"

„Lieber heut' als morgen."

„Bravo! Also übermorgen."

„Das heißt: am Nimmermehrstage?"

„Durchaus nicht, sondern nächstens — ja?"

„Ja." — Sie küßte ihm die Hand, und er klopfte ihr nur, wie er oft gethan, die Wange. Sonst that er nichts, und sie ging mit dem Kopfe nickend fort.

Ferval hatte unterdessen, wie vorauszusehen war, die ganze Pariser Presse mit seinen Heldenthaten in Dublin alarmirt. Er hatte wohl gütig die eigentliche Heldenrolle dem tapferen Lauriston überlassen, als dem Achilles, aber Ulysses-Ferval war doch die wunderbare Triebfeder gewesen. Ganz Paris sprach denn auch von diesen merkwürdigen Ereignissen, und als die Kunde dazu kam, sie würden nächster Tage dramatisirt auf dem Theater erscheinen mit der erretteten Louison, da regnete es Vorbestellungen auf die Theaterplätze. Die als lachendes Genie bekannte Louison nun auch als tragische Muse auftreten zu sehen, das war eine erstaunliche Lockung. Das allgemeine Mitgefühl für die verfolgte Unschuld versprach der „Neuen Louison" — so sollte das Stück heißen — einen außerordentlichen Erfolg.

Freilich vergingen noch einige Wochen — in Paris ohnehin ein unerhört kurzer Zeitraum für eine neue Inscenesetzung —, und in großen Städten altern Sensationsnachrichten gar schnell Da wachsen die Widersprüche empor wie Unkraut. Jeder neu auftretende Autor insbesondere hat an und für sich eine große Schar von

Widersachern gegen sich. Es sind in erster Linie diejenigen, welche ihre Stücke nicht anbringen bei den Theatern, und welche den so glücklich zur Aufführung gelangenden Lauriston ingrimmig beneideten. Da hieß es denn und hieß es täglich lauter: Aeußerliche Abenteuer allein haben die Annahme des Stückes zu Wege gebracht! Und diese Widersacher hatten einen sehr geschickten Anführer, dessen Entrefilets in kleinen Journalen die Zweifelsucht sorgsam entzündet hatten. Dieser Anführer war Juron. Er schäumte in der Stille vor Grimm, daß diese ihm abgeneigte Louison wieder auf den Thron gehoben werden sollte. „Man kennt sie ja," schrieb er, „diese beim Theater künstlich gemachten Größen! Wenn sie abgewirthschaftet haben mit ihren Minauderien und Capriolen, dann spricht man preisend von ihren Umwandelungen. Weil Jugend und ein hübsches Lärvchen ausgereicht haben für Darstellung unbedeutender Mädchen, da soll nun eine kokette Heirathstravestie zureichen, um eine Tragödin erschaffen zu haben, welche Verse spricht. Lernt man französische Verse sprechen in Wirthshäusern und auf Dampfbooten?!"

Kurz, als die Aufführung der „Neuen Louison" für einen bestimmten Tag angekündigt wurde, da trat auch eine scharfe Opposition in Sicht, welche den Theaterdirector mit Besorgniß erfüllen mußte. Mit ernster Besorgniß, denn es zeigte sich, daß sich auch die Jeunesse dorée der ungünstigen Stimmung zugesellte. Ueber die freche Wette ihres Clubs waren doch herbe Aeußerungen laut geworden, und diese prüde Louison war ja schuld daran. Zeigen wir, hieß es, daß dies Persönchen als Künstlerin herzlich wenig bedeutet!

Lauriston entging nichts von diesen drohenden Anzeichen, und er sorgte mit Rambert nur aufmerksam dafür, daß Louison nichts erführe von dieser Gefahr, denn von ihrer gesammelten ruhigen Stimmung hing ja Alles ab. Es gelang dies auch, bis eines Vormittags der allezeit getreue Rosas bei einem Haare alle Vorsicht zu nichte machte. Er hatte die Errettung und Befreiung Louison's gelesen und stellte sich ein bei der Glücklichen mit der naiven Frage: „Nun, Geliebteste, der Irländer ist vom Pferde gefallen, die Freiheit ist da! Wie steht's jetzt mit uns? Ist meine ehrliche Hand nicht werth, daß Sennora einschlägt?"

„Gewiß, Rosas. Aber wir passen nicht mehr zusammen. Ich lache nur noch stellenweise und ich spreche Verse."

„Allmächtiger!"

„Ja, ich spreche Verse und spiele auch tragisch."

„Tragisch? das heißt ja ‚unangenehm'."

„Für Sie, Rosas, nicht für alle Leute, wie ich hoffe."

Sie war von glücklichster Laune. Nun aber meinte der hoffnungslose Liebhaber, sie warnen zu müssen, und er sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Sennora, ich kenne das! Wenn die Leute im Theater nicht mehr lachen können, dann werden sie leicht böse und fangen an zu zischen und zu pfeifen. Lassen Sie sich warnen! Ueberall hört man schon davon reden, daß —"

Da trat Lauriston glücklicherweise wie aufs Stichwort ein und ließ Rosas nicht weiter sprechen, sondern sagte: „Was hör' ich?! Ein Künstler wie Sennor Rosas könnte eine Künstlerin, könnte seine Collegin unmittelbar vor der Schlacht beunruhigen durch Mittheilung von Klatschereien und erfundenen Schwierigkeiten! Nimmermehr! Ein Mann wie Rosas muß der Collegin seinen Applaus zur Verfügung stellen."

„Versteht sich von selbst!" schrie Rosas, „sie weist mich zwar wieder ab, weil sie die Lustigkeit nicht mehr so hoch schätzt wie früher. Das ist ein beklagenswerther Irrthum; aber —"

„Ein Künstler bleibt Künstler!“ unterbrach Lauriston.

„Bleibt Künstler, ganz richtig. Betrachten Sie diese Hände, um nicht Fäuste zu sagen. Sie werden's erleben, was sie Abends vermögen, wenn's darauf ankommt. Ein Künstler rächt sich durch Wohlthaten, und Sie werden nie einen solchen Applaus gehört haben als — basta, ich sage kein Wort weiter. Ade, Ungetreue! Meine Leidenschaft bleibt, ich aber verschwinde.“

Und mit einem malerischen Sprunge war er hinaus.

Louison fragte nicht, was Rosas gemeint habe mit seiner unterbrochenen Rede — sie war arglos geblieben und ging zum gemeinschaftlichen Studium mit Lauriston über, wie dies jetzt täglich geschah. Sie wollte immer noch Verbesserungen von ihm hören, er aber versicherte ihr täglich: es sei nichts zu-, nichts wegzuthun. Die Auffassung und der Ausdruck seien vortrefflich, und namentlich die sentimentalen Accente gingen tief zum Herzen.

Auch in den Proben auf der Bühne waren die Schauspieler einig darin, daß Louison in ihrer Kunst außerordentlich gewachsen sei. Sie faßten ihr Lob in die Worte zusammen: sie hat weinen gelernt.

Ganz unter sich — angeregt durch die schlimmen Entrefilets Juron's — unterdrückten sie jedoch ihre Zweifel nicht, ob der gar so schlichte Vortrag der Verse nicht auffallen und der Opposition nicht den Anlaß geben werde, zischend loszubrechen. Außerdem — flüsterten sie — ist die Scene im Schlafzimmer zu Dublin, wo sie aus dem Bette springt, doch ein starkes Gewürz, welches überreizen und schlecht ausfallen kann.

Niemand wußte das Alles besser als Lauriston, und er war in arger Aufregung. Und nicht bloß diese Sorge lag auf ihm. Was seine Mutter betraf, da mußte er sich geradezu künstlich betäuben. Da hatte ihn ja auch Zech im Stiche gelassen, und täglich, täglich schrieb diese Mutter, wenn auch neuerdings nur wenige Worte, ihn beschwörend, das scandalöse Unternehmen solch einer Theateraufführung um Gottes willen aufzugeben, wenn er nicht die Theilnahme seiner Mutter für immer verlieren wollte.

Er wußte nichts mehr zu antworten, er verhärtete sich, wie's ein Verzweifelnder thut, und antwortete gar nicht mehr, das herkömmliche Stichwort der Franzosen: „Vogue la galère!“ zehnmal des Tages vor sich hinmurmelnd.

Aber es war hohe Zeit für ihn, daß es zur Entscheidung kam. Er fühlte, daß seine Nerven nicht länger Widerstand leisten könnten.

* *
*

Endlich war der Abend da. Um acht Uhr sollte die erste Vorstellung der „Neuen Louison“ beginnen.

Schon vor Eröffnung der Kasse war großer Zudrang vor dem Theaterhause, obwohl vor dem neuen Stücke eine alte bekannte Komödie abgespielt werden sollte. Es gab Lärm und Geschrei; insbesondere schalt man, daß Agioteure eine große Anzahl der Billette angekauft hatten, um sie nun für erhöhte Preise zu verkaufen. Man ging einigen Männern, welche man in diesem Verdachte hatte, unmittelbar zu Leibe, und es war nur einem starken Manne zu verdanken, daß ihnen nicht Gewalt angethan wurde. Dieser starke Mann schob die Angreifer links und rechts zur Seite, und zwar scheinbar mit solcher Leichtigkeit, als ob er es mit Puppen zu thun hätte. Dabei machte er Späße, welche belacht wurden.

Dieser starke Mann war Niemand anders als Sennor Rosas. Er behauptete, man habe kein Recht, die Agioteure

anzugreifen; Handel sei Handel im Kleinen wie im Großen. Diese Verkäufer riskirten ihr Geld wie jeder andere Kaufmann, und wenn sie für Donna Louison ihr Geld eingesetzt hätten, so beweise das obenein, daß sie guten Geschmack hätten, denn Donna Louison sei eine außerordentliche Künstlerin.

„Was solch ein Clown nicht Alles weiß!“ rief ein Herr, welcher vorüberging. – Es war Juron, von einer Gruppe begleitet, welche offenbar aus Malcontenten bestand, denn sie blickten sehr hochmüthig drein. Leider war auch Malevy darunter.

Rosas blieb die Antwort nicht schuldig, sondern schrie Juron nach: „Respectiren Sie den Clown, das rath' ich Ihnen. Der Clown ist ein Künstler. Er versteht die Kunst, Lachen zu erregen. Was versteht denn ihr? Das Gegentheil. Ihr verderbt ehrlichen Leuten den Spaß mit euren hochmüthigen Grimassen. Nehmt euch ja heute in Acht, wir werden die Spaßverderber curios auf die Finger klopfen.“

„Bravo!“ rief man um ihn her, und das ermunterte ihn fortzufahren:

„Ich sage, auch die Agioteure unterstützen die Kunst. Wenn die Preise steigen, so steigt die Waare. Das heizt ein, das heizt ein, wenn man die armen Teufel verkaufen sieht — ah, Madame, kann ich dienen?“

Das sagte er zu einer schwarz gekleideten älteren Dame, welche soeben aus einem Fiaker gestiegen war und sich rathlos umsah.

„Madame“ — fuhr er fort — „wünschen vielleicht eine Eintrittskarte?“

„Jawohl. Um jeden Preis.“

„Das wär' zu hoch bezahlt. Indessen heute haben Sie Recht. Einer solchen Enthusiastin für Demoiselle Louison muß geholfen werden. Ich habe zwei Karten, und mein Kamerad, für welchen die eine bestimmt war, läßt warten; er verdient sie nicht mehr. Sie werden für ihn applaudiren. Nicht wahr, Madame? Voilà! Ich stelle die Karte Madame zur Verfügung.“

Die schwarze Dame griff hastig danach und reichte ihm zwei Goldstücke dafür.

„Pardon, Madame, ich mache hier keine Geldgeschäfte. Ein Goldstück ist schon zu viel; ich bitte, es zurückzunehmen, und hier die Ausgleichsmünze, ich bitte! Darf ich Madame meinen Arm anbieten durch den Menschenknäuel hindurch?“

„Sehr dankbar, mein Herr.“

Und so führte er, triumphirend fast, indem er, von seiner eigenen Galanterie befriedigt, links und rechts blickte, die hochgewachsene, vornehm aussehende Dame mit Geschicklichkeit durch die Menge in das Haus und klappte ihr artig den Sperrsitz auf. Dann setzte er sich neben sie und machte sich so dünn wie möglich, um sie nicht zu belästigen.

„Madame kommen doch wohl nur, wie ich vorausgesetzt“ — so begann er das Gespräch — „um unseren glänzenden Stern, Donna Louison, zu bewundern?“

„Um sie zu sehen, allerdings.“

„Werden Sie auch bewundern. Santa cruz! die ist danach. Was sie jetzt spielen“ — der Vorhang war aufgezogen worden — „das wird allerdings Madame nicht interessiren. Das ist ein Lückenbüßer, ist Füllsel, so zu sagen. Die vornehmen Leute speisen spät und kommen erst um acht Uhr. Deshalb fängt das Stück mit dem Stern erst um acht Uhr an, und deshalb ist das Haus jetzt noch nicht voll.“

„Wissen Sie,“ fragte die schwarze Dame leise — man hatte neben ihnen gezischt — „wer der Verfasser des neuen Stückes ist?“

Er antwortete ebenso leise: „Ja und nein, Madame. Bestimmt erfahren wir es erst am Schlusse der ‚Neuen Louison‘

durch den Regisseur. Aber ich persönlich glaube es schon zu wissen, ich habe den Autor — er heißt Herr Lauriston und ist ein perfecter Cavalier – bei Demoiselle Louison getroffen."

„Sie kennen diese Schauspielerin?"

„Ob ich sie kenne! Intim, Madame, natürlich in allen Ehren. Unter uns gesagt: ich bin verliebt in sie bis über die Ohren."

„Wie alle Welt!"

„Mehr, Madame, viel mehr."

„Ist sie denn wirklich so liebenswürdig?"

„Ach, dafür giebt's keine Worte! Sie ist einfach ein Engel, und früher war sie geradezu ein Erzengel."

„Früher?"

„Ja, als sie noch lustig war."

„Und leichtsinnig."

„Nie! Das war sie nie! Im Gegentheil. Sie mochte ja von keinem Manne etwas wissen, das war ihr einziger Fehler. Aber lachen konnte sie, o Gott! Seit sie nun durch den irländischen Schuft — Gott verdamme ihn! — so unglücklich geworden, seitdem hat sie sich, ach! sehr verändert. Sentimental ist sie geworden, sogar tragisch."

„Zum Schein!"

„Ei bewahre! Stockernsthaft, und man sagt, daß der muthmaßliche Verfasser des Stücks, Herr Lauriston, ihr förmlichen Unterricht ertheilt hat im Sentimentalen und Tragischen, im Versesprechen, im edlen Ausdrucke, in der höheren Tugend überhaupt."

„Höhere Tugend? Das heißt?"

„Ja, Madame, ich bin kein Gelehrter; die Kammerjungfer, die hübsche Rose, sagt so. Nobel soll's wohl heißen, stocknobel. So geht's in dem Hause her, und Diva Louison ist die Tugendnoblesse selber."

Jetzt aber wurde das Zischen der Nachbarn stürmisch. Rosas war im Eifer gar zu laut geworden, und jetzt machte er der schwarzen Dame ein ausdrucksvolles Zeichen zum Stillschweigen, nur noch kaum hörbar flüsternd: „Die Leute haben Recht; wenn die Kunst spricht, darf man den Nachbar nicht stören."

Das Haus hatte sich allmälig bis zum Giebel gefüllt, und jetzt war auch Rambert gekommen, und auch Lauriston fand sich ein. Er hatte sich oben eine kleine Loge vorbehalten für sich und Zech. Noch war er allein; Zech, immer sparsam mit seiner Zeit, wollte erst Schlag acht Uhr kommen.

Ein Dichter, dessen Stück zum ersten Male aufgeführt wird, hat das Vorrecht, gründlich aufgeregt zu sein. Und Lauriston war ja noch von ganz anderen Sorgen bedrängt. Vielleicht deshalb war er ruhiger, eine Sorge schob die andere zur Seite. Es war die Ruhe stiller Verzweiflung. Er wußte nicht abzusehen, was entstehen würde Und doch wühlte in ihm wohl die Frage am tiefsten: liebst du Louison in solchem Maße, daß du ihretwegen die Mutter opfern willst? Er wußte es nicht oder wollte es nicht wissen. Wozu auch! Gefiel sein Stück nicht, dann war auch Louison's Leben und Zukunft geknickt, und dann wurde ja Alles unberechenbar anders. Sein Talent wie Louison's Talent versanken alsdann — also das Stück, das Stück und dessen Schicksal ist die Hauptsache!

Da trat Zech in die Loge, und das Signal von der Bühne verkündete, daß die Vorstellung des neuen Dramas beginne. Ein Geräusch im Publikum wie leichtes Meeresbrausen flog durch den Saal. Der Vorhang ging in die Höhe, das Geräusch verstummte.

Im ersten Acte war Louison die frühere heitere Louison, da war vorauszusehen, daß im Publikum kein Zweifel an ihrem Talente auftauchen werde. Sie wurde mit allgemeinem lebhaftem Beifalle empfangen und sah schön und liebreizend aus. Es war eine glänzende Gesellschaft bei ihr versammelt, in welcher sie sich als Wirthin sicher und heiter bewegte. Sie bemerkte

es nicht, daß ihr brutaler Courmacher, der Engländer Donegal, ihren edlen Verehrer, den Grafen Fronsac, zum Duell herausforderte, sie gab ihrem bescheidenen Freunde, des Namens Anatole, Recht, als er ihr vorstellte: die luxuriöse Lebensweise werde ihre Gage und mehr noch verschlingen, und antwortete lustig: Das ist schon geschehen, und ich werd' mich auch bessern, aber morgen erst, morgen erst! Das Leben ist so schön, und wenn man es gewaltsam ändert, setzt man die ganze Schönheit aufs Spiel. Also morgen erst und langsam ändern, unmerklich ändern und mit Ihrer Beihülfe, Anatole! Jetzt wollen wir noch lachen und singen. Und sie sang auf allgemeinen Wunsch ein Couplet mit ihrer früheren Nerve, und der Act schloß unter jubelndem Beifalle des Publikums.

„Es geht gut," sagte Zech.

„Die Gefahren kommen erst," erwiderte Lauriston.

Sie kamen schon im zweiten Acte. Mit den Gläubigern und Gerichtsdienern und mit dem heftig zudringenden Donegal mußte Louison ernst werden, die neue Louison mußte sich entwickeln, besonders als es zu dem eigenthümlichen, so seltsam verclausulirten Eheversprechen kam. Da mußte sie eine ganz neue Schauspielerin sein, wenn sie am Schlusse des Actes auf einen Sessel sinkt und ausruft: Rose, ich habe mein Leben verspielt!"

Das Publikum blieb still nach dem Fallen des Vorhangs. Und nun regte sich die Opposition durch einzelne mißbilligende Rufe und durch Zischen. Daraufhin stand aber in den Sperrsitzen ein starker Mann auf und rief mit Stentorstimme: „Brava! brava!" und klatschte schallend in die Hände. Dies war Rosas, und er gab damit das Signal zum ziemlich allgemeinen Beifall. Jetzt wird das Zischen stärker, bewirkt aber, daß sich der Beifall zu vollständiger Macht sammelt und den Sieg davonträgt.

„Auch gut," sagte Zech.

„Schon unter Kampf," erwiderte Lauriston.

Dritter Act. Trauung in Dublin. Wortbrüchiger Ueberfall Donegal's, Hülfe durch Rose's Glockenläuten — Flucht.

Todtenstille im Publikum bei diesen gefährlichen Scenen. Sichtbare Spannung, als Louison, welche flüchten soll, kraftlos zusammenbricht — die einst nur lustige Louison! — und, von Rose unterstützt, mühsam die Thür gewinnt. Nochmals zusammenknickend und einen schweren Seufzer ausstoßend, überschreitet sie die Thür, der Vorhang fällt, und im Publikum erhebt sich augenblicklich ein Sturm des Beifalls und ein heftiges Zischen der Opposition. Mitten aus dem Lärm hört man eine donnernde Stimme: „Sie kann's! sie kann's!" Natürlich des Signor Rosas Stimme. Und unter seiner leidenschaftlichen Anführung wird der Beifall so ungestüm und massenhaft, daß die Opposition geradezu niedergedonnert wird.

„Sieg!" spricht Zech.

„Durch sie, durch sie allein!" antwortet Lauriston.

Ganz gegen Lauriston's Erwarten entwickelt sich der vierte Act in seinem Stillleben ungemein günstig. Die gebrochene Louison, welche nur allmälig durch den echten Liebhaber Anatole, durch sein geistreiches Gespräch, durch Erlernen des Versevortrags und künstlerischer Grundsätze langsam aufgerichtet wird, Louison mit der innerlichen Kraft ihres Talentes trägt den ganzen Act. Man findet die bei ihr unerwarteten Seelentöne zauberhaft, die einzelnen leisen Bravorufe, die einzelnen halblauten Stimmen „Vortrefflich! vortrefflich!" verbreiten eine so allgemeine Rührung und sympathische Stimmung durch das ganze Haus, daß der Act ohne Widerspruch unter enthusiastischem Beifall schließt.

„Rührend," sagte Zech.

„Ueberwältigend," erwiderte Lauriston. Er selbst war überwältigt. In ihrer ganzen Macht des Talentes hatte er jetzt Louison gesehen, und urplötzlich stand es sonnenklar vor ihm: alle Opfer der Welt bringst du für ihren Besitz.

Das ist die Macht der Schauspielerin auf die Männerwelt, daß ihre schönen Eigenschaften verklärt erscheinen vom Schimmer dramatischer Poesie.

Auch unten, wo Rosas und die schwarze Dame saßen, war die Wirkung die tiefste. Der brave Clown, welcher das Tragische als das Unangenehme bezeichnet hatte, war gerührt wie ein Kind und weinte heiße Thränen. Schluchzend sagte er zur schwarzen Dame: „Sehen Sie, Sie weinen auch, weinen rechtschaffen. Nun haben Sie's erlebt, daß sie ein Engel ist, ein Engel vom Himmel. Ich aber war ein Esel, als ich sie vor dem Sentimentalwerden warnte. Entschuldigen Sie, daß ich Ihre Rührung störe! Weinen Sie zu, weinen Sie zu, das thut ganz gut, ich hätt's nicht gedacht."

Der letzte Act hatte nun leichtes Spiel. Die Bestrafung Donegal's, die Enthüllung der falschen Eheceremonie waren Jedermann erwünscht, und als nun in der Schlußscene Louison die Befreiung angekündigt wurde und ihr ganzes reiches Naturell in enthusiastischen Jubel, in jubelvolles Lachen ausbrach, da war auch die Wirkung ein voller Sieg. Dies Lachen war ja die richtige Steigerung der früheren fröhlichen Louison. Jetzt war ihre Fröhlichkeit noch viel stärker, weil sie aus vollem Inhalte entsprang und frei wurde — der Beifall wollte kein Ende nehmen, und der Regisseur konnte lange nicht zu Worte kommen, um den Namen Lauriston's als den Namen des Autors zu nennen.

Lauriston stürzte dann auf die Bühne und umarmte Louison vor aller Welt. Und Louison umarmte ihn wieder mit voller, glücklichster Hingebung.

Lauriston und Zech brachten sie nach Hause, wo Rambert sie erwartete. Er war ebenfalls tief gerührt und schloß seinen Pflegling mit den Worten in die Arme: „Mein liebes Kind, das war der schönste Abend meines Lebens."

„Dir dank' ich ihn, und du dankst ihn dir. Der Güte dankst du ihn, welche du Guter mir unerschöpflich angethan" — sagte sie leise und innig.

Was bleibt übrig als das banale Herkommen: Man setzt sich zur Tafel und der Champagner knallt wie Freudenruf.

So auch hier. Aber hier kamen doch noch Ueberraschungen. Eine Nachtmusik vor dem Hause drang herauf, und Rosas, welcher sie herbeigeführt, öffnete die Zimmerthür.

Er ließ die schwarze Dame eintreten.

„Meine Mutter!" rief Lauriston und flog ihr entgegen.

„Deine überzeugte Mutter, Alfred. Ich kam als Störenfried und kam glücklicherweise zu spät. Die Theaterzettel mit dem Titel deines Stückes ließen mir nichts mehr übrig als zuzusehen und zuzuhören."

Und nun ging sie zu Louison, schloß sie in ihre Arme, küßte sie auf die Stirn und sagte: „Der Himmel selbst hat Sie meinem Sohne geschenkt, ich danke dem Himmel, denn ein besseres Wesen konnte ihm nicht geschenkt werden."

Rosas an der Thürschwelle heulte.

Was ist weiter zu sagen? Die echte Trauung folgte in kurzer Zeit, und gleichzeitig wurden Zech und Rose getraut.

Zech und Rose waren ein kerngesundes Paar, und ihre Ehe wurde mit Kindern gesegnet.

Das war leider Louison versagt: sie ist kinderlos verblieben.



Abenteuerliche Gestalten.*

Von

Rudolf Lindau.

Es giebt Seevögel, welche man nur während des Sturmes erblickt: unheimlich schnelle Thiere mit langen und spitzigen Flügeln, eisenhartem Schnabel und rothbraunen, unruhigen Augen, erscheinen sie plötzlich, Hunderte von Meilen weit vom Festlande, wie aus der wetterschweren Luft hervorgezaubert. Sie schießen dicht über die schäumenden Wellenkämme dahin und stoßen durch den sprühenden Gischt, der nach ihnen hascht und von dem sie sich mit kurzem, mächtigem Flügelschlage losreißen. Die englischen Matrosen nennen sie „Mother Carey's chicken“ und erblicken in ihnen die sicheren Vorboten nahenden Unwetters. — Während des Sturmes umkreisen sie das Schiff oder sie lassen sich auf den Masten desselben nieder; und wenn sich das Wetter legt, verschwinden sie wieder: still, schnell, unheimlich, wie sie gekommen waren.

Es giebt Menschen, die diesen Seevögeln gleichen. Man weiß nicht, woher sie plötzlich kommen; — und wenn sie ebenso plötzlich wieder verschwunden sind, so kann Niemand sagen, wohin sie sich gewandt haben. Einsame, wortkarge Naturen, furchtlos, zu jeder wilden That bereit, kämpfen sie auf eigene Faust, wie ihre ersten Vorfahren, den harten Kampf um das Dasein. Sie achten ihr Leben nicht und setzen es jeden Augenblick aufs Spiel; aber sie vertheidigen es wie das Raubthier bis zum letzten Athemzuge, und sterbend noch versuchen sie, ihren Feind zu verletzen. — Wenn sie unterliegen, so verenden sie ohne Klage. — In geordneten, friedlichen Staaten können und dürfen sie nicht leben. Sie werden dort als gemeingefährlich unterdrückt. Die Unruhe, der wilde Sturm ist ihr Element. Da, wo der einzelne Mann etwas gilt, wo für Tapferkeit das Höchste feil, wo Gold zu erbeuten ist und Blut fließt, da, wo es heißt: dreinschlagen, zugreifen und festhalten, da erblickt man sie.

Ich habe ihresgleichen unter verschiedenen Himmelsstrichen angetroffen — aber immer nur zu unruhigen Zeiten. Es ist mir nie gelungen, einen von ihnen genau kennen zu lernen; auch habe ich nur einmal einen mittheilsamen Menschen unter ihnen angetroffen; was ich von ihnen weiß, weil ich es gesehen und erfahren habe, ist Stückwerk. Aber auch dies Wenige wage ich zu erzählen, weil es befremdlich ist und doch menschlich und wahr.

* Fortsetzung V der „Reise-Erinnerungen“.

Colonel Wood und General Bourquard.*

Im Jahre 1860 langte auf einem amerikanischen Theeklipper ein Reisender in Shanghai an, der sich in einem der wenigst besuchten, schlechten Wirthshäuser des Fremdenviertels niederließ, keinen Menschen in seiner Umgebung zu kennen schien und Niemandes Aufmerksamkeit auf sich zog. Er war ein unansehnlicher, stiller Mann von vielleicht dreißig Jahren, mittelgroß, mit einer gewissen Eleganz, wennschon durchaus nicht auffällig gekleidet. Er hielt beim Gehen die Ellenbogen fest an die Seiten gedrückt und bewegte sich leicht und schnell durch die belebtesten Straßen, ohne sich den Weg versperren zu lassen und ohne Anstoß zu erregen. Er hatte ein hageres, wettergebräuntes Gesicht, helle Augen und schlichtes, kastanienbraunes Haar. Die Oberlippe war durch einen feinen, röthlichbraunen Bart bedeckt, Kinn und Wangen waren frei. — Wenige Monate nach seiner Ankunft in Shanghai war jedoch sein Name schon in vieler Leute Munde, und als man mir eines Tages während eines Spazierganges auf dem „Bund“ sagte: „Der Mann dort ist Colonel Wood,“ da sah ich mir den Träger dieses Namens genau an und konnte nicht umhin, zu bemerken, daß sein Aeußeres nur beim ersten, oberflächlichen Anblick unscheinbar genannt werden durfte. Sobald man Wood genauer betrachtete, erkannte man, daß man einen ungewöhnlichen Menschen vor sich hatte. Seine Gliedmaßen waren von edler Symmetrie und verriethen physische Kraft und körperliche Gewandtheit. Er schritt nachlässig einher und trat dabei leise, doch sicher auf. Seine Bewegungen waren elastisch, abgerundet, geschmeidig wie die der großen Katzen; ich mußte dabei auch an das langsame, regelmäßige Functioniren einer guten, starken Maschine denken, die, wenn sie mit voller Kraft arbeitet, erstaunliche Schnelligkeit entwickeln kann. Wood, wie man ihn auf dem „Bund“ sah, ging so zu sagen unter halbem Dampf. — Er trug den Kopf etwas gesenkt und bewegte den Nacken nur sehr wenig; aber seine hellen, dreisten Augen, die von unten heraufblickten, schweiften wachsam nach rechts und nach links und musterten jeden Vorübergehenden mit ruhiger Aufmerksamkeit. Doch war nichts Herausforderndes in seinem Wesen, welches im Gegentheil bescheiden oder wenigstens rücksichtsvoll genannt werden konnte und Aufsehen vermeiden zu wollen schien. Er hatte einen großen Mund mit geraden, schmalen Lippen, ein breites Kinn und eine leicht gekrümmte, feine Nase.

Ich erfuhr, daß Wood jeden Abend auf der amerikanischen Kegelbahn anzutreffen sei, und begab mich, wenige Stunden nachdem ich ihm zum ersten Male begegnet war, dorthin, um ihn wiederzusehen. Der Blick, den er mir zuwarf, als ich in den Schuppen trat, zeigte mir, daß er mich sofort wiedererkannt habe. Ich setzte mich, ließ mir ein Glas Soda und Brandy bringen und sah dem Spiele zu. Wood's Gefährten schienen mir „suchende“, das heißt schiffslose Capitäne oder Steuermänner zu sein; wenigstens sahen sie mit ihren runden, breiten Schultern und harten, braunen Gesichtern wie seefahrende Leute aus. — Wood, der, wie ich gleich darauf bemerken konnte, gut kegelte und die großen, schweren Kugeln die lange Bahn hinunterwarf, als wären es leichte Bälle gewesen, drehte mir eine Zeit lang den Rücken, dann wandte er sich langsam zu mir und sah mich mit einem eigenthümlichen, fragenden Blicke an, gleichsam als erwarte er, von mir angeredet zu werden, und wolle mich aufmuntern, dies zu thun; dann stellte er einen Stuhl an denselben Tisch, an dem ich saß, nahm Platz und redete mich an:

„Wir trafen uns heut' Nachmittag auf dem ‚Bund‘,“ sagte er.

Ich bejahte dies. Er sah mich wieder forschend an und fuhr dann mit freundlicher Stimme fort:

„Wünschen Sie mich zu sprechen?“

Ich mußte dies verneinen, und ich that es in der höflichsten Form und nicht ganz frei von Verlegenheit; denn es kam mir plötzlich vor, daß es Herrn Wood einfallen könnte, mir sein Mißfallen darüber zu bezeugen, daß ich ihn auf der Straße und auch jetzt wieder verschiedene Male scharf angesehen hatte. Er sagte aber

* Aus Rücksicht für die Angehörigen der in den vorstehenden Aufzeichnungen genannten Persönlichkeiten habe ich mich für verpflichtet gehalten, deren wahre Namen durch angenommene zu verdecken.

kein Wort, stand gelassen auf und bekümmerte sich ferner gar nicht mehr um mich.

Als ich einem Bekannten, der seit langer Zeit in Shanghai wohnte und mit Allem, was dort vorging, vertraut war, von meinem Zusammentreffen mit Wood erzählte, lachte Jener und sagte:

„Das ist ganz klar! Der Colonel glaubte, Sie wollten sich von ihm anwerben lassen. Sie haben ihm Vertrauen eingeflößt. — Ich gratulire! — Er hätte Sie gleich zum Offizier, vielleicht zu seinem Adjutanten gemacht. — Da ist eine Carrière für Sie, wenn Sie rasch Geld verdienen wollen!"

Ich verspürte aber keine Lust, in des Obersten Dienste zu treten.

Colonel Wood — Niemand wußte, woher ihm dieser Titel kam; denn man hatte in der kosmopolitischen Fremdenniederlassung von Shanghai mit Leichtigkeit festgestellt, daß er sich denselben in keiner civilisirten Armee der Welt erworben haben konnte — war bald nach seiner Ankunft in Shanghai auf geheimnißvolle Weise in Verbindung mit dem Tau-tai, dem Präfecten der Stadt, getreten und hatte von diesem die Autorisation erhalten, ein Freiwilligencorps gegen die Taiping-Rebellen auszurüsten; — darauf war er während mehrerer Wochen verschwunden. Als er sich wiederum auf dem „Bund" zeigte, verlautete aus chinesischen Kreisen, daß Wood im Inneren von China, auf dem Wege nach Sutschau, Wunder der Tapferkeit verrichtet habe. Mit einem kleinen Haufen wüsten Gesindels, das er in den übelberüchtigtsten Schenken von Hongkong, Canton und Makao zusammengerafft und mit guten amerikanischen Schießwaffen versehen, hatte er starke Abtheilungen der Rebellenarmee angegriffen und Vernichtung und Verwirrung unter ihnen angerichtet. Gleichzeitig hatte er den Taiping einen Theil ihres Raubes abgejagt und war damit bis in die Nähe von Shanghai zurückgegangen, wo die Siegesbeute unter den Leuten, die tapfer unter seinem Befehl gefochten, in redlicher Weise vertheilt worden war. Einige Unzufriedene hatten zwar gemurrt und geklagt, daß der Colonel die kostbarsten Sachen für sich behalten habe; aber Wood hatte sich in seiner kleinen Armee schon „Getreue" zu machen gewußt und regierte seine Leute mit der gewaltsamen Autorität eines Räuberhauptmanns. Er hatte gedroht, Musterung zu halten, und die Unzufriedenen waren zum Schweigen gebracht worden oder davongelaufen.

Die Kunde von den Wood'schen Heldenthaten hatte sich schnell in allen Vertragshäfen der chinesischen Küste verbreitet, und als es hieß, der amerikanische Colonel sei wieder in Shanghai und werbe dort für seine Armee, da kamen die „Sturmvögel" von Norden und Süden geflogen, und auf allen Wegen in und um Shanghai konnte man einigen von „Mutter Carey's Küchlein" begegnen. Man sagte, es befänden sich darunter bestrafte und flüchtige Verbrecher, englische, amerikanische, französische, spanische Deserteure, fortgelaufene Matrosen, Piraten, denen das Meer in der Nähe der fremden Kriegsschiffe zu unsicher geworden war und die nun ihr Glück auf dem festen Lande probiren wollten, Goldsucher aus Californien, Kulihändler aus Makao und ähnliches Gesindel. — Es war eine wilde, gefährliche Gesellschaft, die man nicht lange in der ordentlichen, handeltreibenden Fremdenniederlassung geduldet haben würde, wenn der ganze Schwarm nicht bald nach seinem Auftauchen auch wieder verschwunden wäre.

Colonel Wood führte seine „Küchlein" von Neuem in die von den Taiping occupirten Landstriche, wo ihr Nahen Schrecken verbreitete und wo die chinesischen Rebellen vor ihnen flohen wie Schafe vor den Wölfen.

Bald darauf kamen unerfreuliche, aber nicht gerade überraschende Nachrichten aus dem Inneren. — Wood's Leute wütheten dort noch ärger als die Rebellen. Sie schlugen und vernichteten diese, wo sie sie antrafen; aber sie wollten um jeden Preis kämpfen, tödten, plündern, — und wenn die Taiping sich ihnen nicht stellten, so fielen sie über die friedlichen Land- und Stadtbewohner her, die von den Rebellen noch verschont geblieben waren.

Der Tau-tai von Shanghai konnte schlechterdings nicht umhin, über das ungebührliche Benehmen seines Alliirten Wood Mißbilligung zu äußern; aber er ergriff keine Maßregeln, um diesem und seiner Bande das Handwerk zu legen.

Er hatte kaum zu befürchten, daß die Kunde der Wood'schen Missethaten bis nach Peking dringen würde; dagegen gereichte es ihm zu nicht geringem Ruhme, dorthin berichten zu können, daß es seiner energischen und umsichtigen Verwaltung gelungen sei, die Rebellen in Respect zu halten und ihnen bei verschiedenen Gelegenheiten empfindliche — vom Tau-tai natürlich sehr übertriebene — Verluste beizubringen.

Die chinesischen Kaufleute munkelten unter sich, der Tau-tai theile mit Wood den Raub, den dieser von seinen Streifzügen nach Shanghai zurückbringe, und Beide, der Präfect und der Oberst, seien in kurzer Zeit reiche Leute geworden — aber diese und ähnliche Behauptungen waren nicht zu begründen.

Mit der Zeit verbreitete sich Wood's Ruf mehr und mehr. Er zeigte sich, so erzählte man, als ein hervorragender Feldherr. Es gelang ihm zu verschiedenen Malen, zahlreiche Rebellenhorden zu überraschen und zu überrumpeln. Er hielt eine gewisse Disciplin unter seiner wilden Rotte aufrecht und imponirte ihr durch die tollkühne Todesverachtung, mit der er bei jedem Kampfe den gefährlichsten Posten für sich und seine unmittelbare Umgebung wählte und von dort aus, immer vor der Front, dem Feinde entgegenging.

Wood's Ansprüche und wohl auch sein Ehrgeiz wuchsen jedoch mit seinen Erfolgen. Er erklärte die Rebellion, die bereits Millionen von Menschenleben verschlungen und unberechenbaren materiellen Schaden angerichtet hatte, für ein Kinderspiel, dem er — wenn man ihm nur die einfachen und verhältnißmäßig bescheidenen Mittel, die er zu dem Zweck beanspruchte, gewährte — im Handumdrehen ein Ende machen wollte. Die Ortsbehörde von Shanghai lieh solchen Reden ein williges Ohr. Der kleine Districtspräfect sah sich bereits zur Würde eines Vicekönigs der von der Rebellenplage befreiten Provinz Kiangsu erhoben! — Wood verlangte, daß man kaiserliche Soldaten zu seiner Verfügung stellen sollte, die er sodann durch seine eigenen Offiziere führen lassen würde. Ferner beanspruchte er Löhnung für die ihm anvertraute Armee, um nicht zu deren Unterhalt ausschließlich auf Raub und Plünderung angewiesen zu sein. — Der Tau-tai gewährte dies, und bald darauf stand Wood an der Spitze eines „gemischten" Corps von ungefähr viertausend Mann, von denen die Mehrzahl der gemeinen Soldaten Chinesen, der Unteroffiziere Eingeborene von Manilla (Tagals), die Offiziere aber ausschließlich Europäer oder Amerikaner waren.

Die Dienstleistungen dieser auserlesenen Truppe beschränkten sich zunächst darauf, die Umgegend von Shanghai und die wichtigsten Verkehrsstraßen und Canäle, die dorthin führten, von den Rebellen zu reinigen. Nachdem dies geschehen war, machte Wood sich daran, Städte, die von den Rebellen eingenommen worden waren, zurückzuerobern und dort die Autorität des Kaisers von China wiederherzustellen. Für solche Waffenthaten verlangte er aber, nachdem er sich nunmehr hinlänglich hatte erproben lassen, daß man ihm große Geldzahlungen im Voraus mache. Für die Wiedereroberung von Sung-kiang, einer Handelsstadt von fünfzigtausend Einwohnern, am Canal auf dem Wege von Shanghai nach Sutschau gelegen, wurden ihm, wie man mir von glaubwürdiger Seite mittheilte, hunderttausend Taels, ungefähr eine halbe Million Mark, im Voraus bezahlt.

Die Einnahme von Sung-kiang gelang. Aber Wood mußte diesen Erfolg theuer bezahlen. Als er, von seinen besten Leuten gefolgt, zuerst auf den Stadtwall sprang und von dort in eine Straße stürzte, in der eine Rotte verzweifelter Rebellen den Versuch machte, ihr Leben theuer zu verkaufen, verloren seine Getreuen, da der Kampf in der Nacht stattfand, ihren Führer plötzlich aus den Augen. Sie riefen besorgt nach ihm, aber seine laute, helle Stimme, die ihnen noch vor wenigen Minuten „Come on!" zugerufen hatte, war verstummt. — Man trug Laternen herbei, und nach einigem Suchen fand man Wood in einer Blutlache bewußtlos am Boden liegen. Er hatte zwei tiefe Wunden: eine in der Brust, eine im Schenkel. — Wood's „Leibarzt", ein wunderbarer Heiliger, der an seinem eigenen Körper Studien der Chirurgie gemacht zu haben schien — er hatte nur ein Auge, und sein Gesicht und seine Hände waren mit Narben bedeckt —, legte einfache Verbände an, wie ein Schiffscapitän oder ein Prairiejäger es wohl auch zu

thun vermocht hätte, und verordnete sodann kraft seiner unbestrittenen ärztlichen Autorität, daß der Verwundete sofort nach Shanghai geschafft und dort der Pflege eines ordentlichen Doctors übergeben werde. — Wood wurde darauf in ein Boot getragen, das man mit so viel Ruderern bemannte, als darin Platz finden konnten, und das den schwerverwundeten Mann in kurzer Zeit nach Shanghai brachte.

Während der langen Krankheit, die Wood's Verwundung folgte, übernahm dessen erster Lieutenant, der General Bourquard, den Befehl des Wood'schen Corps.

Dieser „General", der seit der Bildung der gemischten Armee dem Oberst Wood bei allen Kämpfen tapfer und treu zur Seite gestanden hatte, war ein würdiger Stellvertreter des Colonels. Daß er ein Recht habe, sich General nennen zu lassen, das glaubten nur die allereinfältigsten unter seinen Leuten; — aber daß er ein kaltblütiger Soldat sei, der vor keinem Wagniß zurückschrecke und dem der Oberst vertrauensvoll die Ausführung der gefährlichsten Aufgaben überlassen dürfte, daran zweifelte Niemand. — Bourquard war ein großer schwerer Mann von dreißig bis fünfunddreißig Jahren, mit buschigen Augenbrauen, schwarzem Haar und Vollbart, dunklen Augen und stark geröthetem, brutalem Gesicht. Man erzählte von ihm, er habe als Goldgräber in Californien ein großes Vermögen erworben und wieder verloren und sei wegen einer „unangenehmen" Geschichte aus den Staaten geflüchtet. Das Wort „unangenehm" deckte im Munde der Berichterstatter einen weiten Begriff. Die glimpflichste Deutung, die ich dafür finden konnte, war die, daß Bourquard Jemand über den Haufen geschossen hatte. Schließlich konnte es jedoch mit den Mittheilungen über Bourquard nur dieselbe Bewandtniß haben wie mit jenen über alle anderen „Küchlein". Es waren eben nur Vermuthungen. Etwas Bestimmtes wußte Niemand über die Vergangenheit des Generals. Wood, der nichts weniger als neugierig war, respectirte die Dunkelheit, die darüber lag; außer ihm hätte wohl Niemand gewagt, Bourquard darüber ausforschen zu wollen.

Der General bewährte sich musterhaft während des ihm anvertrauten Interims und hielt den guten Namen des Wood'schen Corps aufrecht, das unter seinem Befehl ein Schrecken der Provinz blieb. Auch verstand er beinahe noch besser als der Colonel, seine Leute in Ordnung zu halten; aber man hörte, daß diese über seine Strenge klagten, da er auch bei verhältnißmäßig geringen Versehen die Chinesen unbarmherzig peitschen, die Unteroffiziere und Offiziere standrechtlich erschießen ließ. Diese und ähnliche Berichte nahmen aber niemals eine Form an, welche die europäischen Behörden in Shanghai hätte veranlassen können, gegen den gestrengen General einzuschreiten. Bourquard hatte keine Rang- und Quartierliste aufzuweisen; man wußte nicht, wer mit ihm ins Feld zog; man wußte nur, daß seine Genossen schwer zu bändigende, wilde Gesellen seien; und wenn schließlich die chinesische Obrigkeit, in deren Sold Bourquard stand, mit seinen Leistungen zufrieden war, so konnten die europäischen Behörden über sein Gebahren in China die Augen zudrücken. — „Jeden, den der General erschießt," sagte man, „den rettet er vom Galgen."

Als Wood nach seiner Genesung den Oberbefehl wieder übernehmen wollte, zeigte Bourquard sich sofort bereit, auf seinen bescheidenen Platz zurückzutreten. Aber er verblieb nur wenige Tage auf demselben. Wood fiel in einem Nachtgefecht gegen eine kleine Truppe Taiping, die in einer offenen Stadt in der Nähe von Sung-kiang überrascht worden war.

Bourquard wollte am nächsten Morgen den Colonel mit allen militärischen Ehrenbezeigungen, die man dem ehemaligen Oberbefehlshaber der Armee schuldete, begraben lassen, aber der „Leibarzt" bestand darauf, daß die Leiche nach Shanghai zurückgeführt werde. Er sagte, er habe der Frau des Colonels versprochen, daß er ihren Gatten lebendig oder todt zurückbringen werde. Die Offiziere waren der Meinung, ein Mann müsse sein Wort halten, und Bourquard mußte von seinem Vorhaben, dem Colonel ein prachtvolles Begräbniß zu bereiten, abstehen, da eine kurze Berathung mit den Stabsoffizieren ihm zeigte, daß er bei diesem Plane seine ganze Umgebung gegen sich hatte. — Die trauernde Armee zog sich in ihre alten Quartiere auf chinesischem Territorium in der Nähe von Shanghai zurück, und von

dort wurde Wood's Leiche in das Haus gebracht, in dem des Obersten Frau lebte. — Diese war jedoch nicht etwa des Colonels ehelich angetrautes Weib, sondern eine hübsche, junge Chinesin, die Wood ihren Eltern vor sechs Monaten für theures Geld abgekauft hatte. — Sie stieß herzzerreißende Wehklagen aus, als ihr todter Herr ins Haus getragen wurde; aber sobald sie den Leichnam im Beisein der Leichenträger und mit Hülfe des „Leibarztes" entkleidet und die Schußwunde im Rücken des Gefallenen gesehen hatte, wurde sie plötzlich still und bedeutete den Doctor, mit ihr in ein Nebenzimmer zu treten, wo sie sich einige Minuten flüsternd mit dem Freunde des Verstorbenen unterhielt. Dieser entfernte sich gleich darauf und entsandte, als er in seinem Quartier angekommen war, einen Boten an mehrere der Offiziere, die er als die „Getreuen" des Dahingeschiedenen kannte, um sie zu bitten, sich ohne Säumen behufs einer wichtigen Berathung bei ihm zu versammeln. Als sich später ein Dutzend Offiziere etwa im Quartier des Doctors eingefunden hatte, theilte dieser ihnen mit, daß der Verdacht auf Bourquard ruhe, Wood meuchlings ermordet zu haben. Des Colonels letzte Worte, als er seine Frau verlassen habe, seien gewesen: „Wenn man mich mit einer Kugel im Rücken zu dir bringt, so kannst du sicher sein, daß der General mich erschossen hat."

Die Anwesenden beschlossen, Bourquard zu verhaften und zu verhören. Aber sie wußten, daß der General sich ihnen nicht gutwillig stellen und seiner Verhaftung kräftigen Widerstand entgegensetzen werde. Er trug stets einen guten Revolver bei sich und verstand es wie Wenige, damit umzugehen. Man sann deshalb auf eine Kriegslist. Man wollte sein Haus aus einer unverdächtigen Entfernung überwachen und ihn, wenn er auf dem gewöhnlichen Wege nach der Stadt ging, von hinten überfallen. Der Plan wurde sofort in Ausführung genommen; aber unter den Offizieren, die ihn gefaßt hatten, war ein Verräther. — Die Verschworenen verharrten während des ganzen Tages auf ihrem Posten; als die Nacht hereinbrach, näherten sie sich dem Hause, in dem sie den General Bourquard wähnten. Die oberen, von Bourquard bewohnten Räume blieben dunkel; nur im Erdgeschoß, das von der Dienerschaft eingenommen wurde, steckte man Licht an. — Die Verschworenen warteten noch lange; dann trat einer, von seinen Kameraden abgesandt, in das Haus und sagte, man möge ihn beim General anmelden. Er erhielt den Bescheid, der General sei vor mehreren Stunden in den Garten hinter dem Hause gegangen und werde sich von dort direct nach Shanghai begeben haben, denn er sei nicht zurückgekehrt; auch sei im Garten keine Spur von ihm zu entdecken. — Haus und Hof wurden sorgfältig durchsucht, aber ohne Resultat. Der General war gewarnt worden — man wußte nicht, von wem, und keiner der Verschworenen wagte es, den anderen anzuklagen oder zu verdächtigen — und der Gewarnte war entflohen. Er hatte sich dabei nicht übereilt, denn man fand, daß er vor seiner Flucht verschiedene Papiere verbrannt hatte, und man suchte vergeblich nach einer nicht unbedeutenden Summe in ungeprägtem Golde, die man in seinem Besitze wußte. Er hatte dieselbe also jedenfalls mit sich genommen oder an einem sicheren Orte verborgen.

Seitdem war Bourquard aus Shanghai verschwunden, und Niemand konnte sagen, wohin er sich gewandt habe. Zwei Monate später tauchte er in Yokohama auf, wo ihn ein junger englischer Kaufmann, der ihn früher in Shanghai gesehen hatte, wiedererkannte und die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. — Bourquard kümmerte sich nicht darum, daß die Leute auf der Straße stehen blieben, um ihm nachzusehen. Es existirte in Japan kein Gerichtshof, der das Recht gehabt oder beansprucht hätte, ihn als eines Verbrechens verdächtig festzunehmen. Das war für Bourquard die Hauptsache! Wenn man ihn hinter seinem Rücken als Wood's Mörder bezeichnete, so erfuhr er dies entweder nicht oder er achtete nicht darauf. — Er war in einem amerikanischen Wirthshause abgestiegen, wo er seine Zeche regelmäßig bezahlte, und trieb sich viel in den japanischen Stadttheilen umher, wo er einige kleine werthvolle Curiositäten einkaufte. Man sah ihn manchmal in Unterhaltung mit sogenannten „herrenlosen" Offizieren, „Lonien", die sich derzeit in Yokohama aufhielten und das

Leben dort unsicher machten; und man wunderte sich, wie er es anfange, um sich mit diesen Leuten zu verständigen, die sicherlich kein Wort englisch sprachen.

Eines Tages war Bourquard aus Yokohama verschwunden. Nach kurzer Abwesenheit erschien er jedoch wieder. Man nahm an, ohne es beweisen zu können, daß er den Versuch gemacht habe, bei einem der aufständischen Daimios eine Anstellung zu finden. — Sein zweiter Aufenthalt in Yokohama war von kurzer Dauer. Er schiffte sich an Bord einer holländischen Bark ein, die nach Hongkong segelte, um von dort eine Ladung chinesischer Producte nach Japan zurückzubringen. Capitän Voß, der die Bark auf der Hin- und Rückfahrt geführt hatte, erzählte, als er wieder in Yokohama war, der General habe sich während der ganzen Fahrt „sehr ordentlich" benommen, wennschon er etwas viel getrunken habe. Uebrigens sei er, Voß, der Meinung, daß Bourquard ein gelernter Seemann sei; denn als sie in der Höhe von Swatow schlechtes Wetter bekommen hätten, sei Bourquard aufs Deck gekommen und habe in so sachverständiger Weise zugefaßt, daß die Matrosen sofort einen der Ihrigen in ihm erkannt hätten. Der General sei nicht in Hongkong ans Land gegangen, sondern habe sich mit dem chinesischen Lootsen verständigt und mit diesem die Bark verlassen.

Niemand dachte daran, weitere Erkundigungen über den General einzuziehen. Die Fremden in Yokohama hatten damals an Vieles zu denken, was sie weit mehr interessirte als die Schicksale eines vaterlandslosen Abenteurers. — Nach langer Zeit, nach einem halben Jahre vielleicht, las ich zufällig in einer in Hongkong erscheinenden englischen Zeitung, der „berüchtigte General Bourquard", der sich in der Nähe von Amoy an die Spitze eines starken Rebellenhaufens gestellt und eine Zeit lang Schrecken bei den Kaiserlichen verbreitet habe, sei schließlich von diesen gefangen genommen und hingerichtet worden. Man sagte, sie hätten ihn gekreuzigt und er sei eines qualvollen Todes gestorben.

Es ist nie ermittelt worden, was diese Nachricht an Wahrheit enthielt. Bourquard war auf keinem der fremden Consulate in China officiell bekannt. Seinem Accent nach war er ein Amerikaner; er selbst hatte sich jedoch nie über seinen Ursprung geäußert. Einige Leute wollten wissen, er sei ein Deutscher gewesen, andere, ein Irländer; er führte einen französischen Namen. Eines stand fest: er war verschwunden. Auch durfte man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß er von den Kaiserlichen getödtet worden sei. Man konnte diese nicht verhindern, mit Rebellenführern, welche mit den Waffen in der Hand auf chinesischem Grund und Boden ergriffen wurden, nach chinesischem Gesetz zu verfahren. Der General Bourquard wurde vergessen, wie man den Colonel Wood vergessen hatte, und heute sind die Namen der beiden Abenteurer wohl nur noch den wenigen Fremden bekannt, die sich wie ich in den Jahren 1861 und 1862 in China oder Japan aufgehalten haben und den Bewegungen der Taiping-Rebellion mit einigem Interesse gefolgt sind.

Nachdem Wood und Bourquard beseitigt waren, wurden die einträglichen Stellungen, die sie bekleidet hatten, von verschiedenen anderen Abenteurern eingenommen. Keiner von ihnen zeigte hervorragende militärische Begabung. Es war ihnen allen dem Anschein nach nur daran gelegen, an der Spitze gemischter Corps gewissermaßen eine Licenz zum Mordbrennen und Plündern zu haben. Sie wurden in schneller Reihenfolge ihrer Stellungen enthoben und nach und nach durch bessere, zuletzt durch tüchtige und gute französische und englische Offiziere ersetzt, die sich gewissenhaft die Aufgabe stellten, China von der Plage der Rebellion zu befreien, und denen dies nach vielem Blutvergießen schließlich auch gelang. — Einige von ihnen stehen noch heute in chinesischen Diensten, wennschon nicht mehr in der Eigenschaft als Heerführer, und haben sich schwererkaufte, große Vermögen erworben.

Der Capitän der „Santa Junta".

Die „Santa Junta" war ein in Frankreich gebauter Schraubendampfer von vierzehnhundert Tonnen, der seit langen Jahren unter amerikanischer Flagge fuhr. Er war in den meisten chinesischen und japanischen Häfen ein oft gesehener Gast; aber bekannter noch und beliebter war sein Commandant. Dieser führte den

Namen José Closmaduec. — Wenn er mit einem Franzosen zusammentraf, der englisch verstand, so sagte er: „Wir sind halbe Landsleute; denn ich stamme aus der Bretagne. Mein Großvater lebte dort; er besaß in der Nähe von Rennes ein kleines Gut, aber er konnte sich mit den ‚Blauen‘ nicht vertragen und wanderte aus, als diese unwiderruflich gesiegt hatten und die Vendée sich unterwerfen mußte.“ — Engländern gegenüber äußerte er sich anders. Diesen wußte er von Caermarthen in Südwales zu erzählen, wo seine Familie zu Anfang des Jahrhunderts noch große Besitzungen gehabt haben sollte. — Den Großvater, Jesaias, stellte er Engländern sowohl wie Franzosen als den Gründer der südamerikanischen Linie der Closmaduec vor. Er war sehr stolz auf diesen Vorfahren, von dem er die abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen pflegte; und da seine zahlreichen Bekannten wußten, daß es ihm nicht darauf ankam, hier und da stark zu übertreiben, so entstand aus der Großvaterlegende ein geflügeltes Wort. — Wenn Jemand in Shanghai oder Yokohama eine gar zu absonderliche Geschichte vortrug, in der ein Mensch unerhörte Heldenthaten vollbracht hatte, so hieß es: „Aehnliches ist José's Großvater passirt.“

Der Capitän hielt es mit der Wahrheit nicht genau; aber er log nicht immer, weil er aus einer Unwahrheit persönlichen Vortheil ziehen wollte. Er erfand seine Geschichten, theilweise um die Zuhörer zu amüsiren und sodann auch aus Eitelkeit, weil er gern für etwas ganz Besonderes gehalten sein wollte. Dazu hätte er aber gar nicht zu lügen und zu übertreiben brauchen, denn er war in der That ein außergewöhnlicher Mensch.

Ich muß gestehen, daß ich weder an seine englische noch an seine französische Abkunft glaubte. Er war in Lima geboren und sah wie ein richtiger Peruaner aus. Er hatte eine entfernte Aehnlichkeit mit dem ersten Napoleon. Seine Züge waren massiver, unregelmäßiger als die des Corsen; aber die Stirn, das Gesichtsoval und das feste, wohlgeformte, glattrasirte Kinn erinnerten an den französischen Kaiser, wie er in den meistverbreiteten Bildern dargestellt wird. — Closmaduec hatte schöne, sehr dunkle Augen und ganz schwarzes, schlichtes, dickes Haar, das heißt jedes einzelne Haar war dick, wie man dies bei wilden und halbwilden Völkerschaften findet. Seine Zähne waren so stark, regelmäßig und groß, daß man beim ersten Anblick geneigt war, sie für falsch zu halten; — aber es waren kerngesunde, mächtige Zähne, mit denen er in schwere eichene Tische einbiß, um sie mit dem Munde in die Höhe zu heben, und auf die er beinahe ebenso stolz war wie auf den berühmten Großvater. — José's schmale Lippen waren blaßbläulich angehaucht, der Teint olivenfarbig, ohne eine Spur von Roth in dem ganzen Gesicht. — Wenn er aufgeregt war, so wurde er blaß, von unheimlicher, fahler Blässe, und die Augen, die er dann weit aufriß, rötheten sich; aber erröthen im gewöhnlichen Sinne des Wortes konnte er nicht, weder in Freude noch in Zorn. — Beschämt habe ich ihn nie gesehen. Ueber seinem ganzen Antlitz lag gewöhnlich ein Ausdruck breiter Jovialität, ruhigen Selbstbewußtseins. Er lachte gern und laut, und seine Stimme hatte den Klang eines Metallinstruments. Er war mittlerer Größe, aber ganz ungewöhnlich breit und schwer, und das Erste, was man sich sagte, wenn man ihn kennen lernte, war: Der Mann muß ein Riese an Kraft sein. — Er war es in der That, und es gab keine menschliche Kraftprobe, die er nicht mit Leichtigkeit bestanden hätte. Er zerbrach Hufeisen, verbog Silber- und Goldstücke, zog, hob und trug erstaunlich schwere Lasten, — kurz, er that Alles, was von starken Männern als charakteristisch erzählt wird. Was er in dieser Beziehung nicht auszuführen vermochte, das erklärte er für „menschenunmöglich“.

Ich bildete mir damals etwas auf meine Körperstärke ein und bat José eines Tages um die Erlaubniß, mit ihm zu ringen.

„Das Vergnügen können Sie haben,“ sagte er.

Er stellte sich darauf breitbeinig mit hoch gehobenen Armen hin, so daß ich ihn bequem um den Leib packen konnte; als ich ihn nun aber aufzuheben versuchte, fühlte ich plötzlich ein merkwürdig schweres Gewicht auf meinen Schultern. — Closmaduec hatte beide Hände darauf gelegt und drückte mich sanft, aber ganz unwiderstehlich zu Boden. Als ich beinahe

in den Knieen lag, hob er die Hände, so daß ich wieder gerade zu stehen kam; dann faßte er mich an die Ellenbogen, drückte mir die Arme gegen die Seiten, hob mich vom Boden auf, und mich hin- und herschwenkend, als spiele er mit einer Puppe, sagte er:

„In welcher Ecke oder auf welchem Stuhle befehlen Sie zu sitzen?"

Ich fühlte mich dem Manne gegenüber vollständig machtlos und bat ihn, sich nicht weiter zu bemühen und mich loszulassen. Dies that er denn auch. Ich war überrascht, denn ich hatte nicht gewußt, daß es Menschen von so zu sagen übermenschlicher Kraft gäbe, und ich betrachtete den vergnüglich lächelnden José wie etwa ein Wunderthier. Er bemerkte dies; er hatte ähnliche Triumphe wie den über mich schon oftmals in seinem Leben gefeiert, und da er immer gern von sich und besonders von seiner Kraft sprach, so vernahm ich an jenem Tage aus seinem Munde eine längere Abhandlung über „starke Männer", aus der ich nur hervorheben will, daß Capitän José der Ansicht war, starke Männer gehörten einer ganz besonderen, äußerst seltenen Species des Menschengeschlechts an und besäßen eben andere Muskeln und Sehnen als gewöhnliche Sterbliche. Um dies zu bekräftigen, erzählte er mir, er sei vor mehreren Jahren in London zu einem großen Arzt gegangen und habe sich von diesem untersuchen lassen.

„Ich mußte ihm von meinen Eltern berichten, ihm haarklein auseinandersetzen, was und wieviel ich äße und tränke, wie ich überhaupt lebte. — Der Mann schüttelte den Kopf. Nichts erschien ihm außergewöhnlich in meiner Constitution oder in meiner Diät und Lebensweise; aber das materielle Resultat — meine Kraft — das war außerordentlich. ‚Sie haben die Stärke von zehn normalen Menschen,' sagte er. ‚Das kann ich wohl constatiren, aber erklären kann ich es nicht.'"

Was an diesen Aeußerungen des Capitäns der „Santa Junta" wahr oder erfunden sein mag, muß ich dahingestellt sein lassen. Damals war ich geneigt, ihm zu glauben, denn ich hatte, als er Hand an mich legte, in der That das Gefühl gehabt, als habe ich es mit etwas Anderem, viel Stärkerem als mit einem Menschen zu thun. — Es giebt Wunderkinder, deren kleines Gehirn Unglaubliches, Unerklärliches leistet; — weshalb sollte es nicht Wundermänner von übermenschlicher physischer Kraft geben?

Die Mannschaft der „Santa Junta" war berüchtigt. Wenige Capitäne außer Closmaduec hätten mit ihr fahren wollen. Sie bestand aus wilden Gesellen aus aller Herren Ländern, die kein Unterkommen hatten finden können, bis Closmaduec sie in Hongkong, Makao oder Canton für die „Santa Junta" angeworben hatte. Es waren größtentheils Raufbolde von der schlimmsten Sorte, die zum Messer griffen wie ein Anderer zum Sacktuch, und für die eine Schlägerei, aus der Sieger und Besiegte mit blutenden Köpfen, wenn nicht mit gebrochenen Gliedmaßen davongetragen wurden, herrliche Festlichkeiten waren. — Von der Wildheit einer gewissen Classe von Seeleuten, die sich auf den Küsten halbcivilisirter und barbarischer Länder umhertreiben, macht man sich in civilisirten Staaten kaum einen Begriff. Die Leute, die zu dieser Classe von Menschen gehören, erkennen keine der gewöhnlichen Autoritäten an. Sie sind mit raubthierartigen Instincten ausgerüstet, dürsten stets nach Kampf und nichts schreckt sie. Wenn sie heute aus einem Gefängniß entlassen werden, in dem sie, freiheitsbedürftiger als die meisten Menschen, schwer gelitten haben, so findet man sie am nächsten Tage schon wieder bereit, ihre Freiheit auf das leichtfertigste zu verwirken. Sie wandern von Zuchthaus zu Zuchthaus und enden auf den Galeeren, wenn sie nicht in irgend einer Spelunke todtgeschlagen oder todtgestochen werden. Aber sie sind unverbesserlich — Gewohnheitsraufbolde, wie es Gewohnheitstrinker giebt.

Der Capitän der „Santa Junta" ließ die schlimmsten unter seinen Leuten niemals ans Land gehen. Sie lebten auf dem Schiffe wie in einem Gefängniß; aber er sagte ihnen, was ihnen bevorstand, wenn er sie anwarb, und es stand einem Jeden frei, das Schiff nach beendeter Reise zu verlassen. Er hatte eine kurze Anrede verfaßt, die er jedem Matrosen hielt, der unter seinem Befehl fahren wollte.

„Du willst auf der ‚Santa Junta' dienen? — Gute Löhnung, gute Verpfle-

gung, schwere Arbeit, keine Freiheit. Schlägereien werden nicht geduldet. Finden sie statt, so stifte ich Frieden, indem ich die Betheiligten bis zum Ende der Reise in Eisen lege. Und dazu bedarf ich keiner Hülfe. Das mache ich nämlich so: ..."

Und dann faßte Closmaduec den Angeredeten, und ohne ihm wehe zu thun, aber wie mit einer eisernen Schraube hielt er ihm mit einer Hand beide Hände zusammen und legte ihm Handschellen an, die er behaglich aus der Seitentasche seiner Monkyjacke gezogen hatte Die Leute waren gewöhnlich ganz verblüfft und sahen gleichsam beschämt zu ihrem neuen Herrn auf.

„Ich kann mehr ziehen und tragen als Zehn von euch," fuhr José sodann salbungsvoll und selbstbefriedigt fort. „Ich thue Niemand etwas zu Leide, der es nicht verdient; aber Respect vor mir muß sein! Willst du unter diesen Bedingungen bei mir dienen, so bring' deine Kiste an Bord, und Herr Westwood wird dir deine Schlafstelle zeigen. Gefallen dir solche Artikel nicht, so kannst du wieder gehen."

Vielen von den wilden Abenteurern behagten diese Bedingungen. Einen gewöhnlichen Menschen — ob Constabler, Richter oder Gefängnißwärter, Offizier oder Commandant — konnten sie nicht respectiren; Amt verlieh in ihren Augen keine Würde; — aber ein Mann, der wie José Closmaduec seine Leute eigenhändig und ohne jede Hülfe in Eisen legte, vor einem solchen Manne konnten sie sich beugen. — „Der hat es in sich!" sagten sie von ihm.

Der bereits genannte Herr Westwood, ein Engländer von Geburt, nahm die schwierige Stellung des ersten Offiziers an Bord der „Santa Junta" ein. Er stand in der Mitte der Dreißiger, war ein vorzüglicher Seemann und trug seit vielen Jahren bereits sein Capitänspatent in der Tasche. Er wurde von José rücksichtsvoll behandelt und vorzüglich bezahlt und hatte deshalb mehrere Anerbieten ausgeschlagen, selbst die Führung eines Schiffes zu übernehmen. — Herr Westwood war ein verschlossener Mann, der aus eigenem Antriebe eigentlich nur mit seiner großen Newfoundländer Hündin sprach, die selten von seiner Seite wich und ebenso ungesellig wie ihr Herr war. Sie zeigte Jedem, der sich ihr näherte, knurrend die Zähne, bis Westwood sie durch ein kurzes: „Nieder!" beruhigte.

Die Vergangenheit des Herrn Westwood war rein. Er hatte auf verschiedenen Theeklippern Dienste gethan, bis ihn der Zufall zum Capitän der „Santa Junta" geführt; und er besaß die besten Certificate und einen guten Leumund. — Vom Capitän José konnte nicht dasselbe gesagt werden. Er war in der That auch ein vorzüglicher Seemann und galt für einen der kundigsten Capitäne auf der chinesischen Küste; aber man wußte mit Bestimmtheit, daß er Jahre lang Kulihandel getrieben und Kulischiffe befehligt hatte. Dies allein galt schon als disreputirlich und schloß ihn von der achtbaren Gesellschaft der besten seiner Berufsgenossen aus. — Aber in seiner Vergangenheit war noch ein anderer dunklerer Punkt. Die „Carolina", ein gutes Schiff, war, während sie unter seinem Commando segelte, und zwar mit einer hochversicherten, werthvollen Ladung an Bord, an der José einen Antheil hatte, in nicht genügend aufgeklärter Weise leck geworden und zu Grunde gegangen. Closmaduec hatte bei diesem Unglücksfall große Kaltblütigkeit und Energie entwickelt. Sämmtliche Schiffsboote, die ganze Mannschaft, die Schiffspapiere und Instrumente, ja sogar die Effecten der Offiziere und Leute waren gerettet worden; aber das Schiff selbst und seine ganze kostbare Ladung lagen viele hundert Faden tief im blauen Wasser. — Der Versicherungsgesellschaft kam dieser Schiffbruch verdächtig vor. Die bei solchen Gelegenheiten üblichen Untersuchungen über den Thatbestand wurden mit außergewöhnlichem Mißtrauen angeordnet und geführt, und als die Nachforschungen beendet waren, weigerte sich die Compagnie, die versicherte Summe auszuzahlen, und behauptete, der Untergang der „Carolina" sei nicht den Gefahren der See zuzuschreiben, sondern durch böswillige Handlung ihres Commandanten verschuldet. — Es kam zu einem Proceß. Die Versicherungsgesellschaft verlor und mußte bezahlen, und José Closmaduec strich eine große Summe Geldes ein. Aber es war ihm trotz seiner geschickten Vertheidigung nicht gelungen, sich von jedem Verdachte zu reinigen. Während langer Zeit blieb

er „unter einer Wolke“ und konnte kein neues Schiff bekommen, bis endlich ein gänzlich vorurtheilsfreier Rheder mit ihm in Verbindung trat und ihm das Commando der „Santa Junta“ anvertraute. Es wurde jedoch in dem Contract, den José mit seinem Schiffsherrn abschloß, ausdrücklich stipulirt, daß es dem Capitän der „Santa Junta“ nicht gestattet sein sollte, Waaren für eigene Rechnung an Bord des von ihm commandirten Schiffes mitzunehmen.

Seitdem waren wieder einige Jahre vergangen, und mit der Zeit hatte sich das Verhältniß zwischen dem Capitän José und seinem Rheder zu einem freundschaftlichen und vertraulichen gestaltet. José brachte in Widerspruch mit der angeführten Contractsclausel so viel Waaren für eigene Rechnung an Bord der „Santa Junta“, wie er nur wollte — aber er durfte sie nicht versichern. Er machte dabei gute Geschäfte und bot dadurch gleichzeitig dem Rheder die stärksten Garantien dafür, daß er die „Santa Junta“ vorsichtig und gut führen werde. Die Agenten der verschiedenen Versicherungsgesellschaften wußten dies, und da keiner an der Tüchtigkeit des Capitäns José zweifelte, so galt die alte „Santa Junta“ unter seinem Befehl noch für „A 1“, das heißt für ein Schiff, auf das zu den billigsten Bedingungen versichert wurde. — Aus diesem Grunde konnte der Rheder auch damit einverstanden sein, daß José seine Leute außerordentlich gut bezahlte.

Closmaduec war keineswegs abgeneigt, von seiner Vergangenheit zu sprechen: er provocirte sogar Unterhaltungen darüber. Er schämte sich nicht, Kulihändler gewesen zu sein. Auf philanthropische Bedenken über die Zulässigkeit des von ihm betriebenen Gewerbes antwortete er mit jener grenzenlosen Verachtung in Wort und Geberde, mit der viele Südamerikaner von allen Schwarzen und Farbigen zu sprechen pflegen. — „Ein Chinese ist ein Nigger; ein Nigger ist kein Mensch,“ sagte er. — In Bezug auf die leidige Baratteriegeschichte drückte er mit einer gewissen salbungsvollen Herablassung sein Bedauern über die unglaubliche Bornirtheit und Bösartigkeit der Menschen aus und bewies per a + b, daß er durch den Untergang der „Carolina“ einen erheblichen Verlust erlitten hätte. — Wir, die ihm zuhörten, hatten kein Interesse, ihn auf einige gewagte Sprünge in seiner Beweisführung aufmerksam zu machen und ließen uns bereitwillig von seiner Unschuld überzeugen.

Bald nachdem ich Closmaduec kennen gelernt hatte, bot sich mir zufällig eine Gelegenheit, mit ihm in engeren Verkehr zu treten. — Ich wünschte von Shanghai nach Hakodate, der Hauptstadt von Yesso, zu gehen. Die Schiffsverbindung zwischen den beiden Häfen war eine unregelmäßige und seltene, da Hakodate als ein armer Platz bezeichnet wurde, der für die Russen ein gewisses politisches Interesse, für Kaufleute aber keine besondere Anziehungskraft habe. — Der Eigenthümer der „Santa Junta“, ein speculativer Mann, beschloß jedoch, Hakodate durch einen seiner Agenten besuchen zu lassen. Er hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er bei den Eingeborenen, den Ainos, noch nicht entdeckte Schätze auffinden werde. — José war etwas skeptisch in dieser Beziehung, aber gern bereit, einer Laune seines liebenswürdigen Rheders zu willfahren. — Ich erfuhr, daß die „Santa Junta“ nach Hakodate segeln würde. Sie sollte eigentlich keine Passagiere mitnehmen, da der Schiffseigenthümer alle Vortheile der Expedition für sich allein haben wollte. Als dieser aber in Erfahrung brachte, daß ich nicht die Absicht habe und auch nicht in der Lage sei, ihm Concurrenz zu machen, autorisirte er den Capitän, mich gegen die übliche Vergütung für Transport und Beköstigung mit nach Hakodate zu nehmen. — Außer mir befand sich nur noch der Agent des Eigenthümers als Passagier an Bord der „Santa Junta“.

Während der Reise ereignete sich ein Zwischenfall, der dem Capitän José damals in meinen Augen den Nimbus eines Helden gab.

Im japanischen Meere, zwischen Korea und der Insel Nippon, wurden wir von einem Taifun überfallen. Es nahm dabei Alles den gewöhnlichen, furchtbaren Verlauf. Das Barometer fiel schnell und erheblich, die Luft wurde schwül und dunkel, der ganze Himmel überzog sich mit schwarzem Gewölk — und der Orkan brach los: wüthende See, klatschender Regen, heulende, pfeifende Windstöße,

unheimliche Stille und dann wieder erneute und verstärkte Wuthausbrüche der Elemente. — Die kleine Maschine der „Santa Junta“, eigentlich nur dazu bestimmt, bei schönem Wetter und leichten Winden die Fahrt zu beschleunigen, war seit Beginn des Taifun nutzlos geworden und hatte außer Thätigkeit gesetzt werden müssen. — Die „Santa Junta“ hielt sich eine Zeit lang vortrefflich. Es war ein gut gebautes, starkes Schiff, und ihr Commandant regierte es mit olympischer Ruhe und gründlicher Sachkenntniß. Aber dann wurde ein Boot fortgerissen; gleich darauf brach der Besanmast und mußte gekappt werden, und endlich, um die Verwirrung zu vollenden, gerieth etwas am Großmast in Unordnung. Das eine von den beiden Tauen, welche die Marsraa tragen, war gebrochen, und diese Raa, mit dem einen Ende nun nach unten hängend, glich einer kolossalen Ramme, deren gewaltige Stöße das Deck zu durchstampfen drohten.

Ich saß mit dem Agenten sehr kleinlaut in der Kajüte, denn auf dem Verdeck war kaum Bleibens für uns, als plötzlich Capitän José hereinstürzte. Er sah blaß aus, von jener fahlen Bläſſe, die in den Augenblicken tiefster Erregung sein Gesicht überzog. Ohne uns eines Blickes oder eines Wortes zu würdigen, riß er eine Commode auf und zog einen Revolver hervor, dessen Ladung er schnell prüfte. In demselben Augenblick hörte ich Jemand die Treppe herunterpoltern und sah Westwood in seine Kajüte treten. Er erschien gleich darauf wieder und hatte sich einen Gürtel umgeschnallt, in dem ein Revolver steckte, und in der Hand hielt er eine Laterne. — Es herrschte nämlich beinah vollständige Dunkelheit, obgleich es erst vier Uhr Nachmittags war und wir uns im Monat August befanden. — Der Capitän und der Lieutenant waren wieder verschwunden. — Der Agent und ich sahen uns bedenklich an und kletterten dann die steile schmale Treppe empor auf das Deck.

Dort sah es böse aus. Der Sturm war so stark, daß wir Mühe hatten, das Steuer zu erreichen; und als wir dort angelangt waren, erblickten wir vor uns ein Bild der Verwüstung und Verwirrung. Geradezu unheimlich wirkte es, daß außer den beiden Leuten am Ruder nirgends ein menschliches Wesen zu sehen war. Es hatte den Anschein, als sei die „Santa Junta“ hülflos der Wuth der Elemente preisgegeben worden. — Wo war der Capitän, der erste Offizier — und wo waren die Matrosen? — Die Männer am Steuer, ein paar lange, hagere, hellrothhaarige Schweden, zwei Brüder, die mir der Capitän José einmal gesprächsweise als die einzigen ganz zuverlässigen Matrosen an Bord der „Santa Junta“ bezeichnet hatte, gaben in lakonischer Weise Bescheid darüber. Ich konnte mir aus ihren Reden zusammensetzen, daß ein Matrose, der am Bugspriet gearbeitet hatte, über Bord gefallen sei, daß zwei oder drei andere Matrosen von herumfliegenden Splittern und Spänen mehr oder weniger schwer verwundet worden seien und daß die ganze Mannschaft sich darauf in den verdeckten Schlafraum im Vorschiff geflüchtet habe und zu arbeiten verweigere.

„Meuterei?“ fragte ich besorgt.

„O nein,“ sagte der eine Schwede. „Die Leute haben Furcht; der Capitän wird sie schon beruhigen.“

Der Sprecher und sein Bruder, deren sehnige, mit gelben Härchen und braunen Sommersprossen bedeckten Hände das Steuerrad hielten, sahen nicht aus, als ob sie je Furcht haben könnten. Ihre kleinen, klaren blauen Augen wanderten scharf beobachtend zwischen dem Compaß und der wüthenden See; und jeder von den Zweien hatte um den großen, fest zusammengekniffenen Mund einen Zug von beruhigender Festigkeit.

Wenige Minuten, nachdem ich mich auf das Verdeck begeben hatte, vernahm ich durch den Sturm die schmetternde Stimme des Capitäns, und gleich darauf belebte sich das Schiff wieder. Matrosen erschienen im Tauwerk des Großmastes, andere machten sich an der beschädigten Raa zu schaffen, und ich erkannte bald, daß die Leute unter der sachverständigen Leitung des Capitäns damit beschäftigt seien, die Taue zu lösen oder zu durchhauen, an denen die Raa hing, und diese auf das Verdeck zu lagern. Ueber die Details dieses Manövers konnte ich mir bei der an Bord herrschenden Dunkelheit nicht genau Rechenschaft ablegen; aber das dröhnende, das ganze Schiff erschüt-

ternde Stampfen hatte plötzlich aufgehört, und eine große Gefahr wenigstens war damit beseitigt. Bald darauf erschien Capitän José am Steuer, um den beiden Brüdern neue Instructionen zu geben. Ehe er wieder nach vorn ging, wandte er sich an mich und meinen Begleiter und sagte kurz:

„Sie sind unten besser aufgehoben als hier!"

Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, vom Regen sowohl wie von der See, die unausgesetzt über das Verdeck fortwusch; wir waren oben nicht sicherer als in der Kajüte und folgten dem Rath des Capitäns. — Wir verbrachten nun eine Stunde ungefähr in herzbeklemmender, ohnmächtiger Bangigkeit; dann schien es uns, als ob der Regen und der Sturm an Heftigkeit nachgelassen hätten. Wir sahen nach dem Barometer und bemerkten, daß das Instrument wieder etwas gestiegen war. Wir hatten Beide oft genug vom Taifun sprechen hören, um zu wissen, daß dies ein sicheres Zeichen sei, daß wir das Schlimmste überstanden hätten.

An Essen war während des ganzen Tages nicht zu denken gewesen; aber nun wurden wir Beide hungrig. Wir wußten, wo die Vorräthe des Capitäns standen, und fanden dort Cognac und Zwieback. Während wir davon zu uns nahmen, trat der Capitän in die Kajüte. Er sah aus wie aus dem Wasser gezogen; aber sein Gesicht hatte den jovialen Ausdruck, der gewöhnlich darauf lag. Er zog den Revolver aus einer inneren Tasche seiner Monkyjacke und legte die Waffe auf ihren alten Platz in der Commode; dann füllte er ein großes Glas mit Cognac, das er schnell austrank, und verließ uns wieder. Aber auf der ersten Stufe der Treppe wandte er sich noch einmal zu uns und sagte gutmüthig beruhigend: „Die ‚Santa Junta' ist so sicher wie im Hafen."

Ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich bei dieser Mittheilung zum ersten Mal seit mehreren Stunden wieder frei aufathmete und mich beträchtlich erleichtert fühlte. Bald darauf kam eine schwere Müdigkeit über mich. Ich legte mich nieder und schlief fest ein. Als ich nach mehreren Stunden erwachte, herrschte tiefe Nacht. Das Schiff rollte stark. Die kleine Hängelampe, die in der Kajüte brannte, schwang in großen Bogen hin und her und zeigte, daß die See noch immer sehr hoch gehen müsse; aber die Bewegungen, die ich beobachtete, waren nicht mehr ungestüm und unregelmäßig, und ich konnte mit dem beruhigenden Bewußtsein wieder einschlafen, daß der Sturm sich ausgetobt habe.

Im Laufe des nächsten Tages entnahm ich sodann aus einer selbstgefälligen, längeren Rede des Capitäns José und aus einigen abgebrochenen, kurzen Bemerkungen des Herrn Westwood, wie es zu deuten war, daß der Commandant und der erste Offizier der „Santa Junta" sich während des Sturmes plötzlich bewaffnet hatten.

„Die Sache verlief nämlich folgendermaßen," erzählte José. „Als ich sah, daß die Leute nicht mehr arbeiten wollten, bat ich Herrn Westwood, die Musterrolle, eine Laterne und seinen Revolver zu holen und mit mir nach vorn zu gehen. Es war keine Zeit zu verlieren, und wir beeilten uns. Ich fand meine Leute damit beschäftigt, die Thür zum Logis zu verbarricadiren. Ich rannte die verschlossene Thür mit der Schulter ein, schob die paar Bänke bei Seite, die davorgestellt waren, und sah mich um. Die Strikenden, ihrer zwanzig an der Zahl, saßen auf der langen Bank, die rings um den Raum läuft, dicht neben einander gekauert, wie Hühner, die zur Rüste gegangen sind. Sie sahen so elend und erschreckt aus, daß ich es für gut erachtete, ihnen zunächst eine kleine Rede zur Aufmunterung zu halten:

„‚Leute,' sagte ich, ‚das Schiff ist in Gefahr; aber Alles kann gerettet werden, wenn ihr euch wie ordentliche Matrosen benehmen und arbeiten wollt. — Wenn ihr dagegen die Hände in den Schoß legt, so werden wir mit Mann und Maus ertrinken. — Es ist meine Pflicht, dies zu verhindern, und deshalb fordere ich euch auf, herauszukommen und zu arbeiten!'

„Ich wartete eine kleine Weile, um den Leuten Zeit zu geben, freiwillig zur Vernunft zu kommen. Sie hielten die Augen zu Boden geschlagen und keiner von ihnen rührte sich. Da mußte ich also andere Saiten aufziehen. — In der linken Hand hielt ich die Laterne; nun zog ich den Revolver aus der Tasche und nahm ihn in die Rechte:

„‚Herr Westwood,‘ fuhr ich fort, ‚nehmen Sie gefälligst die Musterrolle und verlesen Sie einen nach dem anderen die Namen der Leute, die sich hier verkrochen haben.‘

„Herr Westwood that, wie ihm geheißen war. Darauf bat ich ihn, seine Uhr in die Hand zu nehmen, und dann wandte ich mich wieder an die Leute:

„‚Sehr wohl! — Nun achtet auf das, was ich euch sage. Ich werde jetzt einen von euch aufrufen; ich gebe ihm nach Herrn Westwood's Uhr, der die Zeit markiren wird, eine Viertelminute, um sich an seine Arbeit zu begeben. Thut er dies, so soll ihm verziehen werden, daß er vorhin davongelaufen ist; weigert er sich aber jetzt noch, mir zu gehorchen, so schieße ich ihn über den Haufen. Nach Nummer eins kommt Nummer zwei und so fort, bis ich die Meuterer beseitigt habe und die ordentlichen Leute an ihre Arbeit gegangen sind.‘

„Darauf leuchtete ich mit der Laterne im Kreise herum, bis ich den Wildesten von der Bande gefunden hatte.

„‚James Huxley!‘ rief ich.

„‚Zeit!‘ sagte Herr Westwood.

„Ich richtete den Revolver auf James. Er saß drei Schritte vor mir, und ich sah deutlich, wie er nach dem Revolverrohr schielte. Er zauderte aus Anstandsgefühl fünf oder sechs Secunden; dann stand er ganz langsam auf und ging behäbig an Herrn Westwood und mir vorbei zur Thür hinaus auf das Verdeck. — Den zweiten und dritten Namen brauchte ich nur zu rufen, die Leute gehorchten sofort; und als erst drei von der Mannschaft auf dem Deck waren, da folgten die Anderen unaufgefordert, und die ganze Gesellschaft machte sich sodann unter Herrn Westwood's und meinen Befehlen an die Arbeit, daß es eine Lust war, es zu sehen. — Die ‚Santa Junta‘ ist das bestbemannte Schiff an der Küste — aber man muß mit ihren Leuten umzugehen wissen. — Das verstehe ich!“

Capitän José Closmaduec bemühte sich, die Sache wie eine alltägliche zu behandeln. Er sprach gelassen, mit einem behäbigen Schmunzeln auf dem breiten Gesicht. Ich fühlte wohl, daß er sich bewußt sei, etwas Außerordentliches gethan zu haben, und daß er einmal wieder Komödie spielte; aber ich wollte mir dadurch meine Freude an dem Muth und an der Energie des Mannes nicht verleiden lassen. Er hatte Grund, auf das, was er gethan, stolz zu sein. — Zwanzig verwegener, wilder, widerspenstiger Burschen, von denen ein jeder ein großes Messer im Gürtel trug, mit dem er vortrefflich umzugehen verstand — zwanzig solcher Männer durch Entschlossenheit gebändigt zu haben, erschien mir eine um so größere Heldenthat, als ich nicht umhin konnte, daran zu denken, daß ich diesem Aufwand von Entschlossenheit wahrscheinlich mein Leben zu verdanken hatte.

Drei Tage später langte die „Santa Junta“ in traurigem Zustande in Hakodate an. Ich stieg dort mit dem Agenten ans Land, während Capitän José an Bord seines Schiffes blieb, um die erlittene schwere Havarie auszubessern. — Nach drei Wochen segelte die „Santa Junta“ sodann mit einer Ladung Algen und getrockneter Fische nach Shanghai zurück, und ich verlor das Schiff und seinen Capitän für lange Zeit aus den Augen.

Das nächste Mal, zwei Jahre später, traf ich Closmaduec in Yokohama an. Er forderte mich auf, ihn an Bord zu besuchen. Er wünschte, so sagte er, mich seiner Tochter vorzustellen, die er sich nach dem Tode ihrer Mutter aus Lima habe herüberkommen lassen. Ich folgte der Einladung und lernte in Candelaria Closmaduec eine der anmuthigsten Erscheinungen kennen, die ich in meinem Leben erblickt habe. Sie war siebzehn oder achtzehn Jahre alt, klein, zierlich, wohl gebaut, mit den schönsten dunklen, sanften Augen, blauschwarzem, üppigem Haar und nußweißen, strahlenden Zähnchen. Sie sah ihrem Vater ähnlich, nur daß Alles, was in dessen Gesicht stark und massiv war, bei ihr bis auf das äußerste verfeinert und verschönert erschien. Sie sprach fertig englisch, und ich versuchte, mich mit ihr zu unterhalten; aber es gelang mir nicht, irgend etwas Vernünftiges oder Interessantes aus ihr herauszulocken. Sie war schüchtern, einsilbig und machte auf mich den Eindruck einer bildhübschen untergeordneten Creatur. — Die Augen des Vaters ruhten mit Wohlgefallen und Stolz auf ihr.

Als José und ich wieder allein waren, fragte er mich, wie ich seine Tochter fände. Ich sagte ihm, sie sei das hübscheste Mädchen in ganz China.

„Und das beste!“ setzte José mit überzeugender Rührung hinzu. „Ein Engel, Herr, an Herzensgüte wie an Schönheit! Sie ist scheu gegen Fremde; aber Sie sollten sehen, wie herzlich und aufgeweckt sie im Kreise von Freunden und Bekannten wird. Fragen Sie Herrn Westwood, was er von ihr hält. Er kennt sie jetzt seit drei Monaten, und sie fürchtet sich nun nicht mehr vor ihm.“

Herr Westwood war unverändert kalt und reservirt. Er gab mir die Hand, als hätten wir uns gestern gesehen, und ich fühlte keine Veranlassung, mich bei ihm nach den guten Eigenschaften der Tochter seines Capitäns zu erkundigen.

Sechs Monate später las ich in der „China Mail“, Herr Westwood, der erste Offizier der „Santa Junta“, sei von seinem Capitän Closmaduec in Makao erschlagen worden.

Ich war begierig, etwas Näheres über diese Angelegenheit zu erfahren, und wandte mich an mehrere gut informirte Bekannte in Hongkong, um mir Aufklärung über die Ermordung Westwood's zu erbitten. Ich empfing darauf verschiedene Briefe, die schließlich den ganzen Sachverhalt klarlegten.

Westwood hatte an Bord der „Santa Junta“ ein Liebesverhältniß mit der Tochter seines Capitäns angeknüpft. Die Sache war mehrere Monate lang verborgen geblieben; dann hatte sich aber wohl herausgestellt, daß dieselbe nicht mehr länger geheim gehalten werden konnte. Candelaria war eines Tages unter dem nicht ungewöhnlichen Vorwande, daß sie Einkäufe machen wolle, ans Land gegangen und nicht wieder auf das Schiff ihres Vaters zurückgekehrt. — Dieser hatte anfänglich angenommen, daß seiner Tochter ein Unfall zugestoßen sei. Die Nachforschungen, die er mit Hülfe der englischen Polizei angestellt, hatten jedoch den Verdacht erweckt, daß Candelaria geflohen oder daß sie entführt worden sei. Ein Brief des jungen Mädchens an ihren Vater, den dieser bald darauf empfangen, hatte den Verdacht zur Gewißheit gemacht. — Candelaria war mit Westwood entflohen. Sie bat ihren Vater, sie nicht zu verfolgen, und versprach, in wenigen Wochen mit ihrem angetrauten Gatten an Bord der „Santa Junta“ zurückzukehren.

José Closmaduec machte nichts weniger als gute Miene zum bösen Spiel. — Er sah im Gegentheil unheimlich und gefährlich aus. Wenn er mit seinem blutlosen Gesicht in den Club trat und seine rothen, wilden Augen die dort Anwesenden argwöhnisch musterten, als vermuthe er in ihnen Mitschuldige an seinem Unglück, so wurde es im Bar-room so still wie in einem Leichenzimmer. — Alle bedauerten den armen verrathenen Mann, und Westwood fand nirgends einen Vertheidiger. Auf der anderen Seite verdachte diesem Niemand, daß er sich verborgen hielt; denn es war vorauszusehen, daß ein Unglück geschehen würde, wenn die beiden Männer zusammentrafen.

José war Tag und Nacht auf der Suche nach seiner verlorenen Tochter. Er hatte mit Unterstützung der Hafenpolizei Maßregeln getroffen, um ihre Flucht auf einem fremden Schiffe zu verhindern. Wenn sie sich auf einer Dschunke eingeschifft hatte, so konnte sie die chinesische Küste nicht verlassen haben. Früher oder später, und zwar in nicht zu langer Frist, mußte sie in einem der Vertragshäfen auftauchen, denn es war nicht denkbar, daß sie im Inneren von China eine sichere und erträgliche Zufluchtsstätte gefunden habe.

José war in den übelberüchtigtsten Spelunken von Hongkong, Kanton und Makao eine bekannte und gefürchtete Persönlichkeit. Mehr als einer der wilden Vögel, die dort nisteten, hatte auf der „Santa Junta“ unter seinem Befehl gestanden und kannte ihn als einen Herrn, der seine Leute freundlich behandelte und für gute Leistungen reichlich bezahlte. José fand in den Matrosenschenken zahlreiche Verbündete. Man war dort bereit, dem alten Commandanten zu seiner Rache zu verhelfen; — und man fand Mittel, dies zu thun.

Eines Nachmittags, zehn Tage nach der Entführung Candelaria's, wurde ihrem Vater gemeldet, Herr Westwood halte sich in einem entlegenen Viertel von Makao in einem Hause auf, das außer ihm und der Tochter des Commandanten nur noch von einem steinalten portugiesischen Ehepaar bewohnt werde.

Closmaduec ließ das große Schiffsboot bemannen; Fluth und Wind waren ihm günstig, und am nächsten Morgen langte

er vor Tagesanbruch in Makao an. Der Angeber, der ihn begleitet hatte, führte ihn vor ein kleines, in einem Garten vereinzelt stehendes Haus und entfernte sich sodann, dem ausdrücklichen Befehl des Capitäns gehorchend.

Dieser, wie er später vor Gericht aussagte, drang ohne Schwierigkeit in das Haus ein. Er wurde dort durch das wüthende Bellen der großen Newfoundländer Hündin des Herrn Westwood begrüßt. Das Thier beruhigte sich zwar einigermaßen, als es in dem Eindringling einen alten und guten Bekannten gewittert hatte; aber das ganze Haus war wach geworden, und ehe Closmaduec sich in den halbdunklen Räumen hatte zurechtfinden können, hörte er, daß am Ende eines Ganges eine Thür geöffnet wurde; gleich darauf traf ihn das grelle Licht einer jener Blendlaternen, die auf Schiffen gebräuchlich sind, und in demselben Augenblick ertönte Westwood's ruhige, feste Stimme:

„Wenn Sie einen Schritt weiter gehen, so schieße ich!“

Westwood war nicht annähernd so stark wie Closmaduec, aber an kaltblütiger, furchtloser Entschlossenheit war er ihm vielleicht sogar überlegen. Er hatte auch etwas von jener Raubthiernatur der wilden Abenteurer Wood und Bourquard. Die Gefahr war das Element, in dem er zu Hause, in dem ihm wohl war. Er gehörte nicht zu denen, die die Waffen strecken und sich einem Feinde auf Gnade und Ungnade ergeben. Sollte er fallen, so wollte er kämpfend fallen und sein Leben bis zum letzten Athemzuge vertheidigen. Mit einem sechsläufigen Revolver in der Hand hätten ihm sechs Männer wie der Commandant keine Furcht eingeflößt. — Closmaduec wußte dies. Westwood's Furchtlosigkeit mehr noch als seine Tüchtigkeit als Seemann war es gewesen, die ihn dem Commandanten José lieb gemacht hatte. Aber Closmaduec war kein Mann, der sich eingeschüchtert fühlt, weil er weiß, daß wenige Schritte vor ihm ein sicherer Schütze auf ihn anlegt. — Er sprang zur Seite, aus dem Lichtkegel, den die Laterne warf, in die Dunkelheit und stürzte vorwärts. Er hörte den hellen, wilden Schrei einer weiblichen Stimme, ein Schuß krachte, er empfand einen eigenthümlichen, aber nicht sehr heftigen Schmerz im linken Oberarm, und in demselben Augenblicke schlug er die Laterne zu Boden und packte in der Dunkelheit nach dem, der sie gehalten hatte. Ein zweiter Schuß donnerte dicht an seinem Ohre vorbei, ohne ihn jedoch zu verletzen. Dann hatte er seinen Feind gepackt, rang eine Secunde mit ihm und schleuderte ihn mit furchtbarer Gewalt auf den Rücken zu Boden. Darauf wurde es ruhig — kein Aechzen, kein Stöhnen — unheimliche, todte Stille! — Plötzlich fühlte Closmaduec sich ganz leise und kurz berührt. Er bückte sich schnell und ergriff einen nackten Fuß, der sich in seiner Hand zu strecken und zu dehnen schien und der mit einem trockenen, matten Klang auf den Boden schlug, als Closmaduec ihn wieder fallen ließ. — Nun hörte er in einem anderen Theile des Hauses leises Flüstern und Murmeln von Stimmen. Er rief auf portugiesisch, man solle Licht bringen, und als keine Antwort erfolgte, trat er durch eine offene Thür in ein Zimmer, aus dem ein schwacher Lichtstrahl drang. Auf der Schwelle stolperte er über einen großen weißen Körper. — In dem Zimmer brannte eine kleine chinesische Oellampe und daneben stand eine Wachskerze. Er zündete diese an und begab sich wieder auf den Gang, wo der Kampf zwischen ihm und Westwood stattgefunden hatte. Das Erste, was er erblickte, war seine Tochter, die anscheinend leblos vor der Kammerthür lag. Er hob sie in die Höhe, fühlte ihr Herz schlagen und sagte sich, daß das unglückliche Wesen ohnmächtig geworden sei. Er legte sie auf das Bett, das in dem Zimmer stand; dann kehrte er nach dem Flur zurück. Dort lag Westwood, die Arme von sich gestreckt, gebrochenen Auges; vor dem halbgeöffneten Munde stand ein hellrother leichter Schaum. — Er war mit dem Rücken auf den harten Steinboden, mit dem Kopfe gegen eine massive Wand geschleudert worden und war todt. — Die Newfoundländer Hündin lag neben ihm, das Haupt auf der Brust ihres Herrn. Sie blickte von unten seitwärts nach dem Capitän, knurrte leise und zeigte die weißen Zähne, aber sie rührte sich nicht von der Stelle.

Der Commandant bemühte sich nun, seine Tochter wieder ins Leben zurückzurufen. Als ihm dies nach einiger Zeit

gelungen war, nahm er sie auf den Arm und trug sie durch halb Makao bis nach dem Hafen, wo sein Boot auf ihn wartete. Er legte die elende Frau dort nieder, ohne ein Wort mit ihr gewechselt zu haben, setzte sich ans Steuer und segelte nach Hongkong zurück. Die Strömung war ihm diesmal nicht günstig. Zwei Dampfschiffe fuhren an ihm vorbei, und er erreichte den Hafen von Hongkong erst zu später Stunde. – An der Treppe der „Santa Junta“ traten ihm zwei Polizeibeamte entgegen, die ihm höflich mittheilten, sie hätten einen Verhaftsbefehl gegen ihn, und die ihn baten, er möge ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht nicht erschweren.

„Thun Sie Ihre Schuldigkeit,“ sagte José Closmaduec. „Ich will Sie nicht daran hindern. Ich habe auch nur gethan, was meine Pflicht war, und mir bangt vor der Gerechtigkeit nicht.“

Er bat um die Erlaubniß, einige Anordnungen treffen zu dürfen, um seiner Tochter ein erträgliches Unterkommen an Bord der „Santa Junta“ zu sichern, und nachdem man dies bereitwillig zugestanden und er sich darauf längere Zeit mit dem ersten Offizier, dem Nachfolger Westwood's, unterhalten hatte, legte er seinen Revolver ab, packte einige Kleidungsstücke in einen kleinen Koffer und erklärte sich bereit, den Polizeibeamten zu folgen.

Bei seinem Verhör gestand Closmaduec sofort ein, daß er Westwood getödtet habe. Er erzählte mit allen Einzelheiten, unter welchen Umständen dies geschehen sei. – Westwood, der Räuber seiner Tochter, habe ihn angegriffen und ihm eine Schußwunde beigebracht. Er, Closmaduec, habe sich im Zustande der Selbstvertheidigung befunden, von keiner Waffe Gebrauch gemacht und das Unglück gehabt, seinen Gegner im ehrlichen Kampf in der Dunkelheit zu tödten. Er versicherte, er sei mit den friedlichsten Absichten nach Makao gegangen. Sein einziger Wunsch sei gewesen, Westwood möge seine Tochter heirathen und dann wieder an Bord der „Santa Junta“ zurückkehren. Er legte mehrere Zeitungen vor, in denen er unmittelbar nach dem Verschwinden seiner Tochter „W. und C. C.“ (Westwood und Candelaria Closmaduec) verschiedene Male aufgefordert hatte, „zu ihrem trauernden Verwandten zurückzukehren, der alle Unbill vergessen und verzeihen werde.“ Man fand auf der Post einen Brief an Herrn Westwood, der als unbestellbar dort zurückbehalten war und in dem Closmaduec schrieb, Westwood möge mit seiner Frau zu ihm, dem Vater, zurückkehren, er könne Alles ertragen, nur nicht, von seiner Tochter getrennt zu bleiben.

Die öffentliche Meinung sympathisirte mit José Closmaduec. Der öffentliche Ankläger sogar trat milde gegen ihn auf. Die Geschworenen sprachen ihn einstimmig frei. Unmittelbar darauf segelte der alte Commandant mit seiner Tochter auf seinem Schiffe nach San Francisco; aber dort gab er das Commando der „Santa Junta“ auf, die von Westwood's Nachfolger nach Hongkong zurückgeführt wurde. Seitdem war der Capitän José Closmaduec auf der chinesischen Küste verschollen.

* *
*

Zehn Jahre später befand ich mich in London. Als ich dort an einem warmen Sommertage in dem stillsten und schönsten Theile von Kensington-Gardens spazieren ging, hörte ich mich bei Namen rufen. Ich wandte mich um und erblickte eine sonderbare Gruppe. — Auf einem Rollstuhl saß ein unförmlich dicker Mann mit aufgedunsenem, bleichem Gesicht, dunklen Augen und schwarzem, glänzendem Haar. Neben ihm stand eine junge, elegante Dame in Trauerkleidern; und vor dem Rollstuhl, auf dem Rasen lag ein hübscher, blonder Knabe von vielleicht zehn Jahren. — Ich näherte mich, und an den schwarzen Augen, den großen, weißen Zähnen und der Stimme erkannte ich den alten Commandanten der „Santa Junta“, José Closmaduec. Er reichte mir eine fette, weiche weiße Hand — früher waren seine mächtigen Hände hart, braun und trocken gewesen — und begann sofort mit großer Volubilität zu sprechen. Er war über alle Maßen erfreut — so versicherte er unter wiederholten, energischen Händedrücken —, endlich wieder einmal Jemand von „da drüben“ zu sehen.

„Meine Tochter!“ unterbrach er sich plötzlich. „Sie erkennen sie doch wieder? — Frau Candelaria Calderon. — Und dort, der kleine Schlingel im Grase, nach seinem Großvater getauft: José Calderon!“

Die junge Frau war beinahe ebenso schön wie das junge Mädchen, das ich vor elf Jahren in Yokohama kennen gelernt hatte, wennschon sie jetzt abgehärmt und traurig resignirt aussah. — Das blauäugige, blondhaarige Kind der südländischen brünetten Mutter hatte in seinen scharf gezeichneten angelsächsischen Zügen etwas, das mich unwillkürlich und sofort an den ehemaligen ersten Offizier der „Santa Junta“ erinnerte.

Ich begrüßte Frau Candelaria, die mir die Hand reichte, aber die Augen zu Boden schlug, und trat dann wieder zu ihrem Vater. Für diesen mochte es wohl ein seltenes Vergnügen geworden sein, sich mit fremden Leuten unterhalten zu können, denn er nutzte meine Geduld vollständig aus, indem er eine gute halbe Stunde lang, ohne sich unterbrechen zu lassen, mit einer Lebhaftigkeit schwatzte, die wahrhaft verwirrend war. — Ich entnahm aus dem Wortschwall, daß seine Tochter sich unmittelbar nach ihrer Ankunft in Amerika mit einem reichen Peruaner verheirathet habe, der bald nach der Hochzeit, noch vor der Geburt seines Sohnes und Erben gestorben sei und den seine Wittwe noch heute beweine. — Er, Closmaduec, habe das Unglück gehabt, sich vor sechs Jahren eine heftige Erkältung zuzuziehen, die ihn lange Zeit bettlägerig und schließlich, bis zum Ende seiner Tage, zum Krüppel gemacht habe. Er sei auf beiden Beinen vollständig gelähmt und könne sich nur im Rollstuhle bewegen. Seine Tochter pflege ihn mit himmlischer Güte, wie ein Engel.

„Aber ich bin ein geduldiger Invalide! Nicht wahr, Candelaria, du bist zufrieden mit mir? Gieb mir ein gutes Zeugniß, mein Kind. Sage dem Herrn, daß du über deinen alten Vater nicht zu klagen hast!“

„Vater ist sehr gut,“ murmelte Candelaria.

Der Commandant heftete einen rührend liebevollen Blick auf seine Pflegerin und schwatzte dann weiter.

„Ich bin noch immer so stark wie in meinen besten Jahren,“ erzählte er. „Alles, was ich mit diesen Händen erreichen kann, das kann ich auch zerdrücken und zermalmen — aber ohne meine Tochter wäre ich ein hülfloser, elender Mensch und könnte nicht leben. Sie ist mein Alles auf der Welt! Sie weiß es und harrt treu bei mir aus. Gott wird es ihr lohnen! Sie hätte sich schon zweimal glänzend verheirathen können; aber sie will ihren kranken Vater nicht verlassen. — Wir suchen so glücklich zu leben, wie es eben möglich ist. Ich habe ein freundliches Haus in Bayswater gekauft; bei schönem Wetter fahren wir spazieren oder gehen in den Park; ist es naß oder kalt, so besuchen wir die Museen; die Abende verbringen wir im Theater oder im Concert, oder wir bleiben ruhig zu Hause und dann lese ich vor. Es ist ein ganz angenehmes Leben, glauben Sie mir! Besuchen Sie uns doch einmal und lernen Sie es kennen. — Hier haben Sie meine Adresse.“

Er reichte mir seine Karte. Während ich sie las, bemerkte ich, daß er mich aufmerksam und, wie es mir vorkam, argwöhnisch betrachtete. Er schwieg eine Weile und blickte nachdenklich zu Boden, und dann sagte er langsam, zögernd, in ganz verändertem, klagendem Tone:

„Ich wage nicht zu drängen, daß Sie kommen. Alles in Allem ist mein Haus ein freudenloses... Ein hülfloser, einsamer Krüppel und eine trauernde Wittwe... Es wird Ihnen anderswo besser gefallen als bei uns — aber ich habe mich wirklich sehr gefreut, einen alten Bekannten von ‚da drüben‘ einmal wieder anzutreffen. — Leben Sie recht wohl!“

Ich drückte ihm die Hand und dann auch der Tochter und dem Kinde und entfernte mich, entschlossen, der Einladung, die so schnell zurückgenommen worden war, nicht Folge zu leisten. Ich hatte nicht im entferntesten die Absicht, dem armen, kranken Mann seine Pflegerin abspenstig zu machen; aber es war mir plötzlich klar geworden, daß der Vater seine Tochter mit eifersüchtiger Liebe überwache und wahrscheinlich in Jedem, der sich ihr näherte, einen gefährlichen Rivalen erblickte. Ich wollte den traurigen Frieden des alten Commandanten in keiner Weise beunruhigen und habe ihn seit jenem zufälligen Zusammentreffen in Kensington-Gardens nicht wiedergesehen.



Turgot.

Zur Erinnerung an die 100. Wiederkehr seines Todestages.

Von

Hans v. Scheel.

er 21. März dieses Jahres ist der hundertste Erinnerungstag an den Tod eines der edelsten und bedeutendsten aus dem Kreise jener französischen Denker von internationaler, weltgeschichtlicher Bedeutung, welche den politischen und socialen Ideen der Neuzeit ihre Formulirung gaben, des Staatsmannes und Philosophen Turgot.

Die Kürze seiner, in ihren Erfolgen durch die späteren Ereignisse vereitelten Wirksamkeit als Finanzminister Frankreichs (vom 24. August 1774 bis 12. Mai 1776) und der Umstand, daß er zwar zahlreiche, von Fachmännern hochgeschätzte Schriften schrieb, aber keine größeren, für einen weiten Leserkreis berechnete Werke schuf, haben verhindert, daß seinem Namen jener Ruhm zu Theil wurde, den andere minderwerthige französische Reformatoren aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geerntet haben. Wenn man auch darüber zweifelhaft sein mag, ob man Turgot einen Platz neben Voltaire, Montesquieu und Rousseau einräumen darf, die ihn an Einfluß auf das Denken der Mit- und Nachwelt ja weit überragen, so ist es doch unstreitig, daß er nächst ihnen zu den tiefsten, vielseitigsten, edelsten Geistern jener mächtigen Bewegung gehörte, welche die „Weltwende" der großen Revolution vorbereitete.

Turgot ist bei uns wohl fast ausschließlich als einer aus der Reihe der Minister Ludwig's XVI. bekannt, welche den Untergang der Monarchie und der Herrschaft der privilegirten Stände vergeblich aufzuhalten gesucht haben. Man weiß, daß er durch wirthschaftliche Reformen im Sinne der liberalen Oekonomisten oder sogenannten Physiokraten, welche Verkehrsfreiheit und eine allgemeine einfache Besteuerung anstrebten, durch sparsame Finanzwirthschaft, durch Schaffung eines Systems von Volksvertretungen in Gemeinde, Arrondissement, Provinz und Staat die drängenden Forderungen des mächtig gewordenen Bürgerthums, des „dritten Standes", zu befriedigen und die alte Gesellschafts- und Regierungsform friedlich in eine neue hinüberzuleiten suchte, daß aber dem König Ludwig XVI. sowohl die Einsicht fehlte, in Turgot Jemand gefunden zu haben, der energisch und weitsichtig genug war, seinen wankenden Thron zu sichern, als die Kraft, seinen reformatorischen Minister gegen die verletzten Interessenten zu halten.

Diese Thätigkeit Turgot's hat seinen Namen mit der Geschichte der großen französischen Revolution und so mit der Weltgeschichte verknüpft; aber weder seine sonstigen staatsmännischen Leistungen noch seine hervorragenden Verdienste als Gelehrter, insbesondere als Nationalökonom,

dürften außerhalb seines Vaterlandes gebührend gewürdigt sein.

In Frankreich selbst hat es ihm allerdings an Anerkennung nicht gefehlt, weder bei Lebzeiten bei der liberalen Schriftsteller- und Gelehrtenwelt noch nach seinem Tode. Von Dupont de Nemours und von Daire existiren Ausgaben seiner gesammelten Werke; Condorcet, Batbie, Mastier, Tissot haben der Beschreibung seines Lebens selbständige Bücher gewidmet, und mannigfache Betrachtungen über sein Wirken finden sich anderwärts zerstreut. Aus aller dieser Literatur geht hervor, daß Turgot's Thätigkeit außer der von ihm als Finanzminister entfalteten noch nach einer anderen Seite hin von weitergehendem Interesse ist, als solches einem edlen und geistreichen Menschen und einem fruchtbaren und vorzüglichen Schriftsteller im Allgemeinen zukommt, nämlich nach der Seite der volkswirthschaftlichen Wissenschaft hin, und daß er an deren Begründung entschieden einen bedeutenderen Antheil hat, als gemeinhin angenommen wird.

Dieses ist auch die Seite seiner Thätigkeit, die wir in diesem der Erinnerung an Turgot gewidmeten Aufsatz, als die weniger bekannte, besonders hervorheben möchten, während es an die andere, jedem Gebildeten bekannte erinnert zu haben genügt. Indessen mögen, um nicht ein allzu unvollständiges Bild zu geben, die zur Skizzirung seines Lebens wichtigsten Züge hier zuvor hergesetzt werden.

Turgot — Anne-Robert-Jacques, Baron de l'Aulne, geboren den 10. Mai 1727 zu Paris — stammte aus einer alten normännischen Adelsfamilie, und mehrere seiner Vorfahren hatten hohe Beamtenposten bekleidet. Er war für die Theologie bestimmt und studirte dieselbe auch in den Jahren 1748 bis 1750 an der Sorbonne, der theologischen Facultät in Paris, zu deren „Prior" er sogar gewählt worden war; eine Ehrenstelle, die von den Studenten an einen Mitschüler aus angesehenem Hause vergeben zu werden pflegte. Hier begannen bereits seine schriftstellerischen Leistungen, die sich auf philosophische, naturwissenschaftliche und nationalökonomische Gegenstände erstreckten und in denen sich bereits jener großartig concipirende und ideale Geist kund giebt, der im Wesen jener geistigen Epoche überhaupt lag und sich speciell im ganzen Leben und Denken Turgot's offenbarte. Sein Charakter als Mensch wird durch jene Worte gekennzeichnet, die er seinen Mitschülern erwiderte, als sie, die nicht minder wie er die Ideen von Voltaire und Montesquieu in sich aufgenommen hatten, ihn seinem Entschlusse, die Theologie zu verlassen, abwendig machen wollten: „Jamais je ne pourrai me résoudre à porter une masque toute la vie," — seinen Charakter als Philosoph bezeichnet ein Ausspruch, den der junge Prior der Sorbonne in einer am 11. Juli 1750 über „Les progrès successifs de l'esprit humain" gehaltenen Rede that: „La masse totale du genre humain, par des alternatives de calme et d'agitation, marche toujours, quoique à pas lents, à une perfection plus grande." Er ging von der Theologie zur Verwaltung über und widmete sich zugleich den umfassendsten wissenschaftlichen Studien auf den verschiedensten Gebieten. Er trieb fremde Sprachen und übersetzte dichterische und wissenschaftliche Werke aus denselben, beschäftigte sich mit geschichtlichen und geographischen Studien. Ueber die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit giebt man am besten Auskunft, wenn man die fünf Artikel nennt, welche er für die berühmte Diderot'sche „Encyklopädie" geliefert hat: Etymologie, Existence, Expansibilité, Foires et Marchés, Fondation, und einige der anderen Artikel, welche er zu liefern beabsichtigte, ehe die Fortsetzung jenes freigeistigen Werkes verboten wurde: Origine des langues, Immatérialisme, Sensation, Individu, Humidité, Hôpital, Mendicité. Die von ihm vollendeten Artikel zeigen, daß er eine solche Vielheit von Stoffen wirklich beherrschte. In der Mitte der fünfziger Jahre hatte Turgot auch Verbindungen mit dem unter dem Namen der Physiokraten oder Oekonomisten bekannten Kreise von Gelehrten angeknüpft, welche als die Ersten die Grundlagen einer Wissenschaft vom Volkswohlstande gelegt haben und denen auch Adam Smith die wichtigsten Ideen seines berühmten Werkes über den Reichthum der Nationen verdankt. Quesnay, der Leibarzt Ludwig's XV., der auf dem Gedanken: daß der Reinertrag des Bodens die Quelle

allen Reichthums sei, ein wirthschafts-politisches System aufgebaut hatte, und Gournay, dem man das geflügelte Wort „Laissez faire et laissez passer“ verdankt, wurden seine Freunde und regten ihn zu Arbeiten auf dem Gebiete der neu gegründeten Wissenschaft an, ohne daß er sich von dem eigenthümlichen Sectengeist hätte anstecken lassen, in welchem sich die Theilnehmer dieser Schule gefielen. Im Jahre 1761 wurde Turgot zum Intendanten der Provinz (Généralité) Limoges ernannt, deren Verwaltung er sich dreizehn Jahre lang widmete, ohne sich durch Anerbietung lohnenderer Posten in wohlhabenderen Landestheilen von ihr abziehen zu lassen. Er suchte hier vor Allem Steuererleichterungen und eine gerechtere Vertheilung der Steuerlast durchzuführen, legte einen Kataster an, verwandelte die Wegefrohnden in Geldabgaben, regelte die Leistungen und Aushebungen für das Heer und entfaltete eine höchst energische reformatorische Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen, ohne jedoch der Ungunst der politischen, socialen und natürlichen Verhältnisse gegenüber zu durchgreifenden Erfolgen gelangen zu können. Seine zweijährige Wirksamkeit als Finanzminister (controleur général) gab dann seinem Reformeifer noch freieren Spielraum, und er entfaltete ihn im Bewußtsein, daß für friedliches Wirken die letzte Stunde da sei, mit stürmischer Energie. Er setzte gegen den Widerstand der Stände die Befreiung des Getreide- und des Weinhandels von den ihnen im Innern Frankreichs auferlegten Schranken, die Abschaffung der Frohnden und Aufhebung der Zünfte durch, bereitete weitere liberale Maßregeln vor und begründete sie in lichtvollen Auseinandersetzungen. Ueberall zeigte sich bei ihm Klarheit mit Uneigennützigkeit, ideales Streben mit Thatkraft verbunden. Der König würdigte eine Zeit lang diese Eigenschaften, ja er ließ sich noch im Jahre 1776 zu dem Ausspruch hinreißen: „Il n'y a que M. Turgot et moi qui aimions le peuple“; aber zwei Monate darauf gab er doch seinen Minister und damit seine eigene Rettung auf. Nach seinem Sturze nahm Turgot seine wissenschaftliche Beschäftigung mit erneutem Eifer auf und begann mehrere literarische Arbeiten, aber schon am 21. März 1781, also noch nicht vierundfünfzig Jahre alt, erlag er einem gichtischen Leiden, das ihm schon während seiner Beamtenlaufbahn Monate lang die Arbeitsfähigkeit geraubt hatte. Die Urtheile über ihn stimmen dahin überein, daß Turgot mehr als irgend ein Zeitgenosse die Fähigkeit besessen habe, den Stürmen der Revolution durch staatsmännische Reformen vorzubeugen, wenn ihm redlicherer und willigerer Beistand vom Könige und von den maßgebenden Kreisen geworden wäre.

Dem Staatsmanne Turgot kann also die Geschichte nur das Zeugniß eines großartigen, aber in seinen Zielen vereitelten Strebens geben; anders muß ihr Urtheil über den Gelehrten Turgot lauten, und man könnte sagen, sie hat dasselbe in dieser Richtung noch heute zu verbessern oder wenigstens zu vervollständigen. Bei Denjenigen allerdings, welche sich mit Turgot und seiner Stellung in der Geschichte der nationalökonomischen Wissenschaft näher beschäftigt haben, steht es fest, daß ihm ein guter Theil des Ruhmes gebührt, der dem „Schöpfer der Volkswirthschaftslehre“ Adam Smith zu Theil geworden ist, und daß Batbie nicht Unrecht habe, wenn er in seinem Werke über Turgot sagt: „L'Economie politique lui doit plus d'une impulsion; il en fut le véritable fondateur dans ses Reflexions sur la formation et la distribution des Richesses, le premier traité qui ait été fait, car il parut neuf ans avant la Richesse des Nations d'Adam Smith.“ In den üblichen Darstellungen der Entwickelung der Volkswirthschaftslehre ist diese Thatsache nicht genügend hervorgehoben. Hier hält man immer noch, beeinflußt durch die geschichtlich-kritische Betrachtung, welche Adam Smith selbst über seine Vorgänger angestellt hat, daran fest, daß vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts das „Mercantilsystem“, welches im Gelde den einzigen Reichthum gesehen habe, von da bis auf Adam Smith das „physiokratische System“, das nur den Grund und Boden als Reichthumsquelle gelten lassen wollte, für die Gestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse maßgebend gewesen sei, und daß dann Adam Smith endlich diesen Irrthümern ein Ende gemacht habe, indem er die Arbeit als die Quelle des Reich-

thums und die Freiheit als die Norm für das wirthschaftliche Handeln proclamirt habe.

Das „Mercantilsystem" hat als ein System, als ein auf bestimmten Grundprincipien aufgebautes Lehrgebäude und Ganzes von Verwaltungsmaßregeln überhaupt nicht existirt. Von einem „physiokratischen System" kann man allerdings insofern sprechen, als es sich hier um eine Summe von Grundsätzen, und zwar wirthschaftlichen und politischen, handelt, die als ein zusammenhängendes Ganzes wissenschaftlich formulirt waren und deren Uebertragung in die Praxis verlangt wurde. Es ist aber durchaus falsch und aus dem Inhalt der diesem Ideenkreise angehörigen Schriften nicht zu rechtfertigen, wenn man den Physiokratismus mit dem Ausdruck „Agricultursystem" genügend bezeichnet zu haben glaubt. Allerdings findet sich bei Quesnay und einer Anzahl seiner Anhänger eine einseitige Hervorhebung des Gedankens, daß der Grundbesitz und der aus demselben zu erzielende Ueberschuß über die Bewirthschaftungskosten für die ganze volkswirthschaftliche, gesellschaftliche, ja auch politische Gestaltung maßgebend sein und werden müsse; die Grundgedanken des Physiokratismus sind jedoch durch diese Formeln bei weitem nicht erschöpft, sie lassen sich vielmehr folgendermaßen kennzeichnen.



Turgot.

Gegenüber den wirthschaftlichen und politischen Zuständen und Regierungsmaßnahmen in Frankreich und den ähn-

lichen bei den anderen continentalen Culturnationen, wo die Landwirthschaft durch die Fortdauer der feudalen Fesseln an der Entwickelung gehemmt wurde, die Industrie den fürsorglichen Maßregeln der Regierung zu entwachsen strebte, die ganze Erwerbsthätigkeit nach neuen, freieren Formen rang, stellten die Physiokraten den Satz auf, daß man die Volkswirthschaft auf ihre „natürlichen" Grundlagen stellen müsse, die ökonomischen Gesetze sollten keine anderen sein als die „Naturgesetze" der Volkswirthschaft; die Natur (φύσις) sollte herrschen (κρατεῖν), daher der für diese Richtung durchaus bezeichnende Name der Physiokraten, der unseren heutigen „Freihändlern" eigentlich mit noch mehr Recht zukommen würde, da jene älteren französischen „Freihändler" der Thätigkeit der Regierung, die sie als eine monarchische festhalten wollten, weil eine starke Monarchie die für sociale Reformen geeignetste Regierungsform ist, mehr Spielraum einzuräumen bereit waren, als die durch die englische Schule gegangenen Volkswirthschaftler zu thun geneigt sind. Die „natürliche" Ordnung — folgerten sie dann — habe vor Allem dem Landbau, als dem unentbehrlichsten und wichtigsten Gewerbe, die ihm zukommende Stellung und Möglichkeit der Entwickelung einzuräumen, bei diesem wie bei allen anderen Erwerbszweigen der Arbeit freie Entfaltung und den Arbeitern den freien Gebrauch ihrer Kräfte zu sichern, jedem die Verfolgung seines wirthschaftlichen Interesses nach eigenem Ermessen und im freien Mitwerben mit den anderen anheim zu stellen. Daß zu diesem Zwecke vor Allem die entgegenstehenden Schranken, als da waren: Hörigkeit, Frohnden, Zunftzwang, Handelsverbote, politische und wirthschaftliche Vorrechte bestimmter Classen fortgeräumt werden mußten, war selbstverständlich.

In diesem physiokratischen Sinne haben wir Turgot's praktisches Wirken sich äußern sehen, in demselben bewegte sich auch seine schriftstellerische Thätigkeit. So schrieb er für die Freiheit des Getreidehandels, des Bergbaues, des Zinsfußes, und in den seinen Erlassen und Gesetzen vorausgeschickten Motiven athmet derselbe Geist; derselbe, den sich Adam Smith aus dem persönlichen Umgange mit den Physiokraten und aus dem Studium ihrer Schriften aneignete und in seinem epochemachenden Werke über den Reichthum der Nationen verwerthete. Aber natürlich nicht die Thatsache, daß Turgot die neuen und zeitgemäßen Lehren des Physiokratismus in der Praxis und Theorie vertrat, verschafft ihm eine besondere Stellung in der Geschichte der Staatswissenschaften, sondern diese kommt ihm zu durch seine im Jahre 1766 verfaßte Schrift: „Reflexions sur la formation et la distribution des Richesses", ein Werk, das unzweifelhaft auf die 1776 erschienenen „Untersuchungen über Natur und Ursachen des Nationalreichthums" von Smith von bedeutendem Einfluß war und sogar für den Titel, den dieser seinem Werke gab, vorbildlich gewesen zu sein scheint. Zum Vorbild in der äußeren Anlage hat Smith allerdings Turgot's „Betrachtungen über Bildung und Vertheilung der Reichthümer" nicht genommen, denn die „Reflexions" sind eine mit seltener Klarheit und Präcision des Stils und der Gedanken geschriebene, in sich geschlossene Darstellung der Grundprincipien der Volkswirthschaftslehre von geringem Umfange, während Smith bekanntlich in breiter und systemloser Behaglichkeit jene Ideen des Physiokratismus erläutert, ohne sich, was auch Turgot nicht gethan hatte, die Einseitigkeiten der Quesnay'schen Schule anzueignen. Während Turgot's Arbeit als ein Muster systematischer Behandlung hingestellt werden darf, ist Adam Smith's „Wealth of Nations" das Muster einer sogenannten populär-wissenschaftlichen Darstellung, die sich in breiten Ausführungen ihres Themas, abschweifenden Betrachtungen, Exemplificirungen aus der Geschichte und dem praktischen Leben ergeht, scharfe Definitionen vermeidet, sich vor Unsicherheiten und Widersprüchen nicht scheut — wie denn in der That auch Adam Smith's Buch die Dienste einer nationalökonomischen Bibel in dem Sinne erfüllt, daß sich die verschiedensten Parteien auf seinen Inhalt berufen können, zugleich aber jeder Leser Belehrung und Anregung aus ihm empfängt. Die „Reflexions" von Turgot hingegen verlangen Empfänglichkeit für systematische Auseinandersetzung, indem sie in zugleich logischer und chronologischer Ordnung eine Analyse der Volkswirthschaft, eine Entwickelung

der wirthschaftlichen Einrichtungen und Begriffe aufstellen. Der hier zugemessene Raum erlaubt es nicht, eine ausführliche Inhaltsangabe dieser Schrift zu liefern, die in nuce das Wesentliche der durch Adam Smith und seine Nachfolger entwickelten „Freihandelslehre“ enthält, und es genüge hier, Folgendes hervorzuheben: Turgot zeigt die Entstehung der Arbeitstheilung aus der Ungleichheit der Arbeitsfähigkeit und des Besitzes, leitet aus derselben die Nothwendigkeit des Austausches von Gütern und Leistungen, aus diesem die Bildung der Werthe her; auch die durch Smith so gebräuchlich gewordene Unterscheidung des Gebrauchswerthes und Tauschwerthes ist von ihm schon entwickelt und selbstverständlich auch der Begriff des Geldes als des allgemeinen Maßstabes der Werthe. Er erläutert dann, wie durch die Ersparung und Anhäufung von Werthen neben den beiden Productionsfactoren Natur und Arbeit der dritte, das Capital, entstehe, und wie die Anwendungsarten des Capitals Anlaß zur Bildung besonderer Beschäftigungszweige und Gesellschaftsclassen werden, wobei bemerkenswerth seine Untersuchungen über das Geld als Kaufkraft und Productionsmittel, als Waare und Capital, über den Zinsfuß, der nicht von der Menge, sondern von der Disponibilität der Capitalien abhänge, u. s. w. angestellt werden. Für die hervorragende Stellung des Werkes in der Geschichte der Nationalökonomie ist aber schließlich der Umstand entscheidend, daß Turgot mit dieser Arbeit der Erste ist, welcher die Grundzüge eines in sich abgeschlossenen Systems derjenigen Disciplin zieht, die man als reine oder theoretische Nationalökonomie bezeichnen darf. Während die anderen Oekonomisten vor ihm zwar die wirthschaftlichen Gesichtspunkte aus den Staatswissenschaften mit Energie und Schärfe hervorhoben, hatten sie doch die Grenzen der Wirthschaftswissenschaft noch nicht gezogen. Turgot hat zuerst das rein Wirthschaftliche, das, was wir heute als Nationalökonomie bezeichnen, aus den physiokratischen Anschauungen heraus zu einem systematischen Ganzen verbunden und wurde so der erste Systematiker der Volkswirthschaft, ein Verdienst, das nicht nur den Ansprüchen der Engländer gegenüber, die es ihrem Adam Smith vindiciren, sondern auch den Italienern gegenüber für Turgot aufrecht erhalten werden muß, welche meinen, daß ihrem Landsmann Genovesi wegen seiner ein Jahr vor Turgot's Buch erschienenen „Lezioni d'Economia civile“ dieser Titel gebühre; bei aller Anerkennung für das genannte Werk, welches voll lichtvoller Gedanken und umfassender Gelehrsamkeit sich in der Fülle der Detailausführung dem von Adam Smith an die Seite stellt.

Merkwürdig — aber aus dem Gange der ganzen politischen, wirthschaftlichen und literarischen Entwickelung der Zeit nach dem Erscheinen dieser Werke wohl zu erklären — ist es, daß die grundlegenden feinen Arbeiten, wie Genovesi's so auch Turgot's, sich nicht entfernt die Wirkung nach außen hin zu verschaffen mochten, welche der Schrift von Adam Smith, der mit seinem grobkörnigen common sense jene physiokratischen Ideen weiter verarbeitete, zu Theil geworden ist. Daß gerade erst durch englische Vermittelung der mächtige Anstoß zur Ausbreitung der neuen Wissenschaft und ihrer Anwendung in der Praxis gegeben wurde, ist in mancher Hinsicht zu bedauern, namentlich deshalb, weil die Beziehungen von Landwirthschaft und Volkswirthschaft von den Engländern, bei denen der Handel alle anderen Interessen überwiegt und bei denen von den continentalen ganz verschiedene, durchaus ungesunde und traurige landwirthschaftliche Verhältnisse bestehen, in der Ausbildung der Volkswirthschaftslehre durchaus vernachlässigt wurden. Eine mehr unmittelbare Fortsetzung der Arbeiten der eigentlichen Schöpfer der nationalökonomischen Wissenschaft, der französischen und italienischen Oekonomisten, hätte wohl auch die deutsche Volkswirthschaftslehre davor bewahrt, Jahrzehnte hindurch auf dem Standpunkte einer Philosophie für Handelskammersecretäre zu bleiben.

Indessen diesen Gedankengang weiter zu verfolgen, liegt hier keine Veranlassung vor. Wir glauben die Bedeutung Turgot's als Nationalökonom genügend gekennzeichnet zu haben; wie weit er auch unter den Philosophen den hervorragenden Platz beanspruchen darf, den ihm Batbie, Mastier u. A. zusprechen, wagen wir nicht zu entscheiden; daß er als Staatsmann unter die hervorragendsten der

liberalen Epoche gehört, ist allgemein anerkannt.

Nach allen drei Seiten hin war Turgot einer der vorzüglichsten Träger und Mitschöpfer jener politischen und socialen Anschauungsweise, die wir heute als Liberalismus zu bezeichnen gewohnt sind. Dieselbe hat ihr Charakteristisches darin, daß sie, von der geschichtlichen Entwickelung absehend, Staat und Gesellschaft auf „natürlichen" oder „naturgemäßen" Grundlagen aufzubauen sucht. Als naturgemäßer oder, was hier dasselbe ist, „vernunftgemäßer" Zustand wird derjenige gedacht, in welchem der Einzelne so viel Unabhängigkeit im Handeln hat, als ihm ohne Verletzung der für den Schutz des Eigenthums und der Sittlichkeit gegebenen Gesetze nur immer zugestanden werden kann; und es läuft dabei die stillschweigende Voraussetzung unter, daß alle Einzelnen dadurch auch in eine gleich günstige Lage im Concurrenzkampfe des Lebens, dem heute sogenannten „Kampf ums Dasein", kommen werden, so daß es nur von ihrer Tüchtigkeit und Sittlichkeit abhänge, sich wirthschaftlich, social, politisch geltend zu machen. Hiermit verbunden ist eine gewisse, dem Liberalismus eigenthümliche optimistische Anschauung, welche jene gewünschte Gleichheit der Menschheit als zum guten Theil schon wirklich vorhanden annimmt, einem Jeden die denkbar vernünftigste Wahrnehmung seiner Interessen zutraut, eine Collision des Einzelinteresses mit den Interessen der Gesammtheit nicht gern zugiebt und es hauptsächlich verfehlten Staatseinrichtungen zuschreibt, wenn der Einzelne nicht zur wünschenswerthen Entfaltung seiner Kräfte und zum Wohlstande komme. — Aus diesen seinen Eigenthümlichkeiten hat der Liberalismus die Kraft gewonnen, sehr stark gegen unzeitgemäße politische und wirthschaftliche Fesseln zu reagiren, dem geistigen und materiellen Fortschritt eine breite Bahn zu eröffnen; — für die unvermeidlich aus ihm sich entwickelnde Consequenz, welche auf die wirkliche allgemeine Durchführung der Freiheit und Gleichheit geht, reichen seine theoretischen Constructionen nicht mehr aus.

Heutzutage befinden wir uns scheinbar in einer Zeit, wo die liberalen Ideen der Revolutionsepoche, welche man auf wirthschaftlichem Gebiete als freihändlerische bezeichnet, ihre Aufgabe erfüllt haben und anderen Platz machen müssen. Indessen ist dies doch nur insofern wahr, als nur derjenige Theil jenes Ideenkreises als nicht mehr anwendbar gelten kann, der eine Reaction gegen veraltete politische und wirthschaftliche Anschauungen und Einrichtungen darstellte, der die „Freiheit" nur als eine Befreiung von weltlichen Schranken auffaßte und so eine negative, zerstörende Tendenz hatte. Der andere Theil des Ideenkreises der französischen Revolution, welcher die Gleichheit und Freiheit im Sinne der wirklich gleichen politischen und wirthschaftlichen Stärke und Bewegungsfähigkeit durchführen will, ist noch in voller Wirksamkeit, und zwar der Art, daß Staatsmänner und Gelehrte seinen Fortschritten staunend und fast rathlos gegenüberstehen. In solcher Zeit ist es gewiß von besonderem Werth und Interesse, sich der kraftvollen Denker jener ideal angeregten Zeit zu erinnern, welche mit kühnem Geiste eine Weltwende vorbereiteten und unter denen Turgot einer der ersten und edelsten war.





Ueber den Nestbau heimischer Vögel.

Von

Adolf Müller.



Schlägt man die Werke unserer zoologischen resp. ornithologischen Literatur nach zur Belehrung über die Frage, wie und auf welche Weise der Vogel sein Nest baue, so finden wir in dem ganzen Schriftthum bis in die neueste Zeit keine nur einigermaßen befriedigende Antwort. Denn die Naturbeobachtung vernachlässigte diesen so interessanten Gegenstand im Ganzen vollständig. Höchst selten begegnet man einmal einer meist rudimentären Untersuchung über die Art und Weise, wie irgend ein Vogel beim Bau seines Nestes verfährt. Der Einzige, welcher diesem Gegenstande Aufmerksamkeit geschenkt, ist James Rennie in seinem Werke: „Die Baukunst der Vögel.“ Aber auch dieses Buch — so anregend es ist, oder vielmehr so anregend es für unsere Ornithologen hätte sein sollen — betrachtet den Kunsttrieb der Vögel mehr nach der Structur des Nestbaues, ordnet hauptsächlich nur unter diesen Gesichtspunkt die Baukünstler, ohne das Wesen ihrer lebendigen Bethätigung einer eingehenden Beobachtung unterworfen zu haben. Auch Wood in seinem Werke „Homes without hands“ berührt diese Materie, doch nur in höchst dürftiger Weise und ohne alle Fertigkeit in der Naturbeobachtung.

Wir finden zumeist nur die bloße Beschreibung der äußeren Form oder höchstens des Gefüges der Nester; über die Kunst der gefiederten Wesen bei ihrer Arbeit aber schweigen die Ornithologen. Viele schrieben in dieser Richtung von einander ab, und so entstand ein schablonenhafter Gang der Behandlung dieses Gegenstandes, der nachgerade ermüdet. — Es ist freilich keine leichte Beschäftigung, den bauenden Vogel in der Natur zu beobachten. Hier heißt's Ausdauer, einen ernsten, festen Willen und warmes Interesse entfalten; hier gilt's, das Fernrohr zu gebrauchen, nachdem man sich mittelst mühselig gebahnter Durchsichten durch das verwachsene Terrain die Schaubühne öfters offen legen mußte, bis man nach Tagen, ja Wochen

langem Ausharren in freier Natur, jedem Witterungswechsel ausgesetzt, ein kleines Stück Geheimniß ihrer Kunst den mißtrauischen und scheuen „Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser" abgesehen. Solche Beobachtungen sind aber — wie bemerkt — von fast keinem Forscher bis jetzt geübt; daher die Lücken gerade in der Kenntniß dieser Arbeit der Vögel.

Wir wollen nun einen anderen zwar mühevollen, aber bei ausdauernder Forschung außerordentlich lohnenden und sicheren Weg einschlagen. Diesen Weg der Beobachtung sind wir Brüder nun schon fast von unserer frühesten Jugendzeit an gegangen, und wir fügen in den Rahmen unserer Betrachtungen die treue Wiedergabe eines Gesammtbildes unserer Erfahrungen. Freilich können wir dem beschränkten Raume gemäß alle die verschiedenartigen Bethätigungen dieses Kunsttriebes der Vögel kaum nur andeuten und demgemäß bloß — unter bestimmt ausgeprägter Gruppirung, in die wir die Künstler bringen werden — in einem Beispiele für je eine Gruppe illustriren, um das Wesentliche lebendig zur Anschauung zu bringen.

Während man in der Classe der Säugethiere selten, häufiger schon bei den Insecten einem Kunsttriebe begegnet, der sich im Bilden von Nestern und Wohnungen kundgiebt und der sich hin und wieder sogar zu einer augenscheinlichen Vollkommenheit erhebt, so macht sich doch eine eigentliche Kunstfertigkeit als Regel erst unter den Vögeln geltend. Schon der Sprachgebrauch hat Vogel und Nest in lebendige Beziehung gebracht, ebenso wie Biene und Zelle, Spinne und Netz.

Dieser Kunsttrieb, verbunden mit einem gewissen Ordnungs- und Schönheitssinn, einer lebhaften Neigung für zierliche Formen, ist bei den Vögeln in hohem Grade vorhanden. Ihre schönen, netten Nester, sowie die freudige Sorgfalt, welche sie bei der Bereitung derselben entwickeln, beweisen uns dies. Aber obwohl sich in diesem Bautriebe eine allgemeine in der Vogelwelt verbreitete Naturgabe erblicken läßt, gewahrt der Forscher doch, daß dieselbe sich innerhalb gewisser Grenzen und Grundregeln unveränderlich bewegt, also gewissermaßen stabil bleibt. Der Vogel baut sein Nest heute im Wesentlichen noch gerade so wie zu Adam's Zeiten. So gewiß dies die wahre Naturkunde zugiebt, ebenso gewiß sieht sie in der Geschicklichkeit des Vogels keinen blinden Trieb, den man von gewisser Seite stets mit dem Worte „Instinct" zu bezeichnen bereit ist. Es entdecken sich gewisse Stufen der Vervollkommnung hier bei einzelnen Arten, dort bei ganzen Sippen und Familien, welche sich oft zu einer ausgebildeten Kunstfertigkeit erheben. Erfahrung und Uebung halfen weiter ausbilden, und die Ueberlegung sehen wir ebenfalls in nicht wenigen Fällen fördernd und bildend walten. Alte Vögel bauen vollkommenere Nester als junge; sie wissen ihre Kunst den Umständen anzupassen, ihre Nester außer dem Bereich von gewöhnlichen Nachstellungen anzubringen und gehen hierin über die Grenzen der Nistweise ihrer Art hinaus. Manche Individuen bringen es unter ihresgleichen sogar zu hervorragender Meisterschaft, ja zu Erfindungen in der Technik ihrer Bauart, ein Beweis, daß der Kunsttrieb sich im Einzelwesen steigert. Dennoch berechtigt uns nichts zu der Annahme, daß diese Kunstfertigkeit etwa von dem jungen Vogel erlernt sei. Denn niemals hat ein Beobachter eine Unterweisung des jungen Vogels seitens der Eltern bestätigt. Die erste Brut hat selbstverständlich den Bau ihrer Wiege nicht entstehen sehen. Ebenso wenig findet eine Unterweisung der ersten Brut von Seiten der Alten statt bei einem zweiten Nestbau. Und dennoch geht der einjährige Vogel im nächsten Sommer an den Bau seines Nestes, als hätte er ihn schon längst betrieben. Es bewährt sich also der Bautrieb des Vogels so zu sagen als eine Mitgift der Natur, etwa wie der eigenthümliche Bau der primitiven, immer sich gleichbleibenden Hütten und Wohnungen wilder Völkerstämme. Dieser Vergleich ist berechtigt, trotzdem sich der menschliche Kunstsinn, vermittelt und gefördert durch die Berührung und das Zusammenleben verschiedener Völkerschaften und durch die überwiegende Geisteskraft, allmälig unendlich höher herangebildet hat.

Der Vogel verwendet zwar thatsächlich

eine außerordentliche Sorgfalt auf den Bau seines Nestes; trotzdem aber dient dasselbe in der Regel nur zur einmaligen Stätte des Familienlebens. Jedoch auch hier lassen sich Abstufungen in der Dauerhaftigkeit und Kunstvollendung bemerken, je nachdem die junge Brut kürzere oder längere Zeit im Neste verweilt. Die von Oken sobenannten „Nestflüchter“ finden wir gewöhnlich in einer bloßen Bodenvertiefung oder in ganz roh bereiteten Brutplätzen. Erst bei denjenigen Vögelgruppen, deren Brut die Oken'schen „Nesthocker“ umfaßt, macht sich das eigentliche Nest bemerklich. Dies ist die Wiege des Vogels. Sobald dieser flügge geworden, verläßt er dasselbe. Nur ausnahmsweise benutzt er das Nest nach dem Ausfluge noch eine Zeit lang als Schlaf- und Zufluchtsstätte. Der leichtbeschwingte Vogel ist eben ein Ueberall und Nirgends, ein launiges, flüchtiges Kind des Augenblickes, das bald hier, bald dort sein Unterkommen sucht und findet. Aber neben dieser herrschenden allgemeinen Regel der einmaligen Benutzung des Nestes zur Brut ist noch eine besondere Thatsache bemerkbar. Alle Nester nämlich, welche sich durch Dauerhaftigkeit an und für sich besonders auszeichnen, alle Wohnungen, die durch obdachliche Vorrichtung dem Vogel hier eine natürliche Zuflucht oder Schutz, dort eine künstliche Förderung oder Hülfe zu seinem Nestbau gewähren — alle diese Nester werden gewöhnlich ständig oder mindestens öfters zur Brut benutzt.

Zur Bestätigung dieser Thatsache erinnern wir an unsere Schwalben neben vielen Ausländern, welche dauerhafte Nester mauern; an unsere Höhlenbrüter, wie die Spechte, die sich in Bäume Höhlen meißeln; an die Eisvögel und die Uferschwalbe, die sich solche in die Erdwände hacken; an die schon vorhandene Höhlen und Löcher benutzenden Dohlen, Staare, Spechtmeisen, Meisen, Rothschwänze u. a.; ferner an alle diejenigen Vögel, deren colonienweises Nisten sie schon an ihre alten Brutstätten zurückführt, wie Saatkrähen, Reiher, Cormorane u. a. m.; sowie endlich an unseren Storch mit seinem Neste, zu welchem ihm von Menschenhand ein Rad oder eine sonstige Unterlage dargeboten wird.



Eichelheher, sein Nest ausfütternd.

Nach unseren langjährigen Erfahrungen

bekundet sich der weibliche Vogel vorherrschend als der künstlerische Theil beim Nestbau. Schon bei der Wahl des Nistplatzes giebt meist das Weibchen den Ausschlag. Mögen auch hin und wieder die Männchen der Grasmücken, der Zaunkönige und anderer Sänger kleine Anfänge zum Nestbau unter Minnegesang bereiten, der weibliche Vogel bestimmt nichtsdestoweniger den Ort, wo das Nest stehen soll. Auch sind die Weibchen regelmäßig die thätigsten bei der Nestbereitung, ja bei überwiegend vielen Arten, wie z. B. den Finken und manchen Meisen, die alleinigen Baukünstler, während die Männchen die Baustoffe sammelnde Gattin nur begleiten und bei dem Baugeschäfte mit ihrem Gesange unterhalten. Andere unterstützen das Nestbaugeschäft anfänglich schwach oder nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte, viele aber bringen es über die Handlangerschaft nicht hinaus.

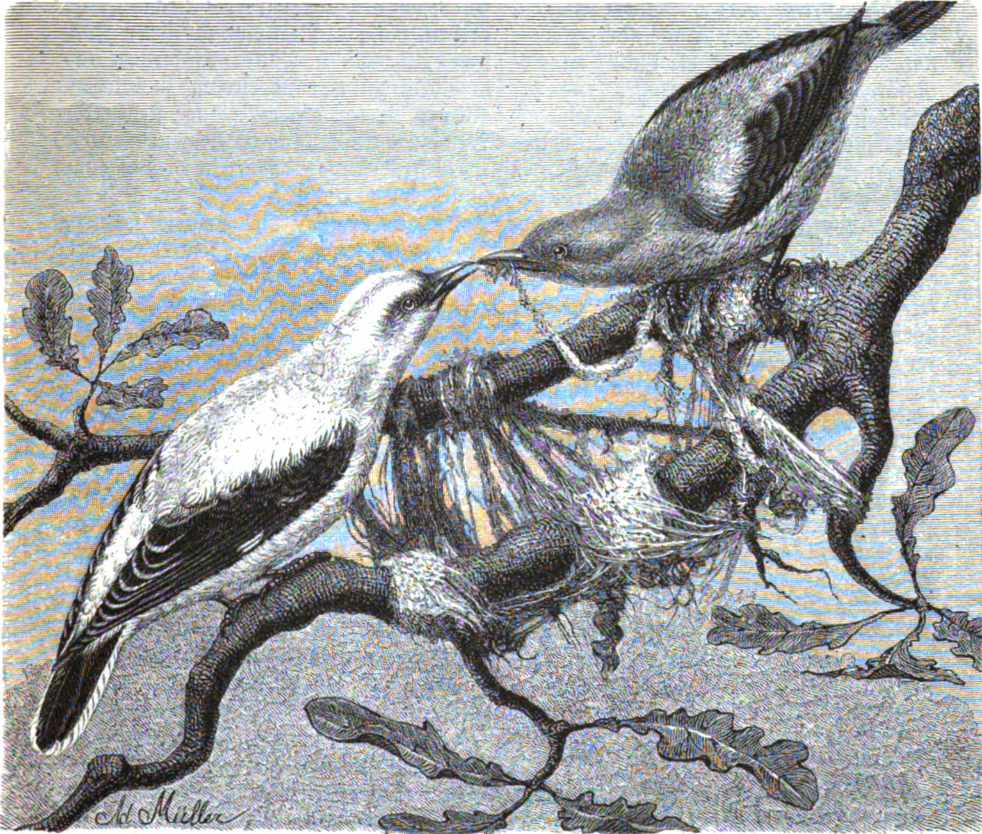
Betrachten wir die Stoffe, aus welchen die vielseitigen Gebilde der Vogelnester zusammengesetzt sind, so erstaunen wir über die Aneignung alles möglichen Materials seitens dieser flüchtigen, emsigen Naturkinder. Das ganze Pflanzenreich muß seinen Tribut geben, und auch das Mineral- und Thierreich spenden das Baumaterial. Der Baum bis herab zur Staude und dem Grasstengel in allen Theilen und Gebilden bietet in Form von Rinde- und Baststreifen, in Holzspänen und Splittern, in Wurzelfasern, in Knospen, Blättern und Theilen derselben, in der Blüthe, in der Samenwolle, selbst in Theilen von Früchten dem Vogel die reichste Auswahl zur Verwendung. Nicht minder der Moos- und Flechtenüberzug der Erde, Felsen und Gewächse, ja der klebrige Baumsaft, wie Harz und Gummi, und ebenso sehen wir Bestandtheile und Gebilde von Fischen und Kerbthieren in Form von Gräten, Insectenflügeln, Spinnenweben, seine eigenen und fremde Federn, Haare und Wolle von Thieren und Menschen, seinen ausgewürgten Speichel — als bindenden Kitt — und selbst den Abfall von Thieren verwendet. Ja sogar Steine, Muscheln, Knochen, Glas und andere glänzende Gegenstände dienen der beweglichen Schar unter dem Himmel zum Schmucke und zur Verzierung ihrer Spiel- und Minneplätze, wie dies die Atlas- und Laubenvögel Australiens in ihren laubhüttenartigen Gebilden bekunden.

In allgemeinen Umrissen wäre nun der Gestaltung oder Formgebung des Vogelnestes zu gedenken. Die Grundgestalt ist die Kugelform, und am meisten vertreten ist die Halbhohlkugel; auch findet sich die Viertelkugel. Das halbkugelige Nest steht stets nach oben offen und geht von der unvollständigen Halbkugelform in die Viertelkugel über, wie die Nestchen vieler Colibris, des Schneidervogels und unserer Hausschwalben darthun, die entweder an ein zusammengefaltetes Blatt oder an eine rechtwinkelige Wand geheftet oder gekittet sind. Neben dieser gewöhnlichen Nestform kommt die elliptische Gestalt und die vollkommene Hohlkugel vor; an diese reihen sich die beutel- und röhrenförmigen Nester vieler Webervögel, der Beutelmeisen und Beutelstaare, sowie die gezimmerten Höhlen der Spechte in halb röhren-, halb beutelförmiger Form. Viele Uebergangs- und Zwischenformen treten zwischen diesen angedeuteten Nestgestaltungen auf, deren Anführung jedoch hier zu weit gehen würde. Von manchen Seiten hat man nach diesen äußeren Formen die Nestbaukunst der Vögel betrachtet und die Künstler als platten-, halbkugel-, röhren-, kugelförmig ꝛc. bauende unterschieden. Die Betrachtung nach dem Gefüge des Nestbaues bringt aber die Eigenheit der jeweiligen Künstler, die Art und Weise ihrer Nestbereitung viel deutlicher zum Ausdruck.

Indem wir die allgemeine Betrachtung über diesen Gegenstand verlassen, lenken wir in den Kern unseres Themas ein mit der Frage: Wie und auf welche Weise baut der Vogel sein Nest, insbesondere welcher natürlichen Mittel und Werkzeuge bedient er sich hierzu?

Schon die Beobachtung des Vogels beim einfachsten Nestbau lehrt das Grundsätzliche der Baukunst der Vögel kennen. Es lassen sich daraus folgende Fundamentalregeln ableiten. Der Vogel gebraucht seine Gliedmaßen als Werkzeuge bei der Anfertigung seines Nestes. Zuerst bethätigen sich der Schnabel und die Füße in der Gewinnung, dem Zerkleinern und

überhaupt in der Verarbeitung der Baustoffe: sie bereiten die Baustoffe also vor. Den Schnabel sehen wir bald thätig mit seiner Spitze als Pfriemen oder Nadel, bald wieder im Verein mit Ober- und Unterkinnlade als Greifzange, endlich als ordnendes oder glättendes Werkzeug wie Spatel und Kelle. Die Flügel erweisen



Pirol-Paar am Nestbau.

sich in ihrer nach außen bogigen, nach innen muldigen Gestaltung dienstbar zur Ausbauchung der Nestwandung. Ganz besonders aber bewirken diese formgebende Ausbuchtung Brust, Hals und Schnabelwurzel dadurch, daß das zuerst mit dem Schnabel zurechtgelegte Material zwischen die beiden ersteren und die letztere gedrückt wird, wodurch nach und nach die kugelige Mulde des Nestes entsteht. Hierbei jedoch ist der ganze Körper thätig. Zu dem Ende dreht sich der Vogel auf seinen Fersen im Kreise um sich selbst. Aus dieser Bethätigung construirt sich sichtlich folgende Mechanik: die Fersen stellen den Stützpunkt für den ersten Schenkel eines Zirkels dar, während das Vordertheil, in der Schnabelwurzel endend, den anderen Schenkel des Zirkels bildet. Alle Gliedmaßen, wie Schnabel, Flügel, Füße, Schwanz, werden bei der Nestbereitung — wie später näher erörtert wird — verwendet. So entfaltet sich dem beobachtenden Blicke ein natürliches Mittel oder Werkzeug nach dem anderen an unseren gefiederten Künstlern, und wir werden bei der Betrachtung dieser Arbeit unwillkürlich zum Vergleich mit Werkzeugen der Technik menschlicher Handwerke und Gewerbe hinge-

führt. Wir begegnen in dem vielgestaltigen Gliede des Vogelkörpers, dem Schnabel, gleichsam einem Factotum. Hier ist es die löffelförmige, innen bezahnte, dort die hakig übergebogene, die spieß-, messer- und lanzettförmige Form dieses Gliedes, welches ersprießliche Dienste leistet; hier entwickelt der Pfriemen und Meißel, der Spitzhammer, die Kelle und das Falzbein seine bewundernswürdige Arbeit, während dort wieder der Spaten, die Schaufel, ja die Hacke, der Rechen und der Kamm, sowie die Hechel en miniature in den vielbeweglichen und gestaltigen Füßen thätig sind.

Befinden wir uns hier nicht mitten in unserer Betrachtung auf dem natürlichsten Wege der Vergleichung der Vogelnester mit Producten menschlicher Kunstfertigkeit? Dieser Vergleich liegt nahe, und die Betrachtung und Unterscheidung unserer Künstler der Natur als Flechtende, Webende, Filzende, Schaufler und Minirer, Meißelnde oder Zimmernde, Mauernde und Kittende ergiebt sich gleichsam von selbst und ist auch wissenschaftlich vollkommen gerechtfertigt. So gut der Mensch seine ersten Werkzeuge nach Gebilden seines Körpers, namentlich der Hand, geformt hat, ebenso gut förderte ihn die Nachahmung von sprechenden Gliedmaßen des Vogels, wie z. B. des Schnabels. Unser Vergleich bringt also Gegenstände in Verbindung, welche an und für sich in einem Causalnexus stehen.

Die Anfänge, die erste Stufe zum Flechtwerk.

Diejenigen Vögel, welche ihren Nestbau durch ein Geflecht vollziehen, stehen im Allgemeinen auf der untersten Stufe der Baukunst. In ihren Reihen erblicken wir die Anfänger mit geringem Geschick. Von diesen Anfängen aus lassen sich aber verschiedene Stufen der Vervollkommnung bemerken. Die Geschicklichkeit der ausgebildeten Flechtwerkkunst ist mit der Korbmacherei zu vergleichen.

Das ganze Contingent der Schwimm-, Stelz- und Hühnervögel zählt hierher, wie die Schwäne, Wildgänse, Enten, Seeraben, Taucher, Wasserhühner, Kraniche, Reiher, Störche, Trappen, die Wald- und Feldhühner; mehr oder weniger eine Mittelstufe nehmen unsere Rabenvögel, Staare, Würger und unzählige kleinere Sänger ein, während viele der angeführten noch in der Kindheit der Nestbereitung stehen, wie z. B. die Taucher, die Wald- und Feldhühner, die Schnepfen, Trappen, Regenpfeifer, Strandläufer, Kibitze u. a. m. Bei diesen heißt ein Nest fertigen: mit Füßen und Schnabel eine Vertiefung in den Boden kratzen oder hacken, sich dann wiederholt im Kreise drehen, um schließlich eine für ihren Körper entsprechende Mulde zu formen und höchstens mit Genist dürftig zu belegen. An der Grenze dieser Anfänge stehen die Wildtauben mit ihren platten, noch formlosen Nestern von dünnen und quer ohne Plan über einander gelegten Reisern. Ihnen reihen sich die meisten Höhlenbrüter an, das heißt hier diejenigen Vögel, welche in Ritzen, Spalten und Höhlen von Bäumen, Felsen, Gemäuer und Gebäuden kunstlose, flachwandige Nester bauen.

Die Flechtenden.

Unser Storch, der Kranich, die Reiher, einige Wasserhühner, sowie die Tagraubvögel sind schon bessere Flechter, während unter den Rabenvögeln der Eichelheher (Corvus glandarius) den Gipfelpunkt der Flechtkunst erreicht.

Scheu, wie dieser mißtrauische Vogel ist, geht er auch äußerst vorsichtig und wachsam an den Nestbau. Ehe er den Nistplatz wählt, kundschaftet er mit Sorgfalt dessen Umgebung aus. Ob der weibliche oder männliche Vogel die Stelle zum Nestbau zuerst bestimmt, konnte bei der Uebereinstimmung der Geschlechter im Aeußeren nicht ganz genau ermittelt werden, doch spricht die Wahrscheinlichkeit für die Präponderanz des Weibchens. Die Niststelle wird gewöhnlich von einer Seite durch einen Baumschaft, von der anderen durch Geäste gut gedeckt und meist in einer Höhe von 2 bis 4 m über der Erde gewählt. Der Heher beginnt mit dem Einsammeln von Birken- oder Buchenreisern auf dem Erdboden, wobei sich der aufmerksame Vogel zeitweilig umschaut. Streng und sorgsam in der Wahl des Reisigs, prüft er dies durch Picken und Aufstoßen auf dem Boden, durch Um-

wenden und Ziehen durch den Schnabel. Nicht zweckdienlich befundene Stücke schnickt er weg, haltbare nimmt er auf und trägt sie zur erwählten Baustelle, um sie da nicht selten nochmals zu prüfen. In einer Gabel von mehreren Aesten oder starkem Gezweig formt er mit solchem Material eine rostartige Unterlage für das Nest. Dieselbe ist eine Anhäufung von kreuz und quer über einander gelegten Reisern, welch letztere der Heher aber schon beim Auflegen hier und da mit Zweigen und Blattwerk geschickt durch den Schnabel verflicht. Um den Reisern mehr Halt und Zusammenhang zu geben, werden ansehnliche Bündel Wurzeln und Stengel von der gemeinen Haide- und anderen Zaserwurzeln herbeigebracht, welche die Vögel mittelst der Füße auskratzen und durch den Schnabel losreißen, um dieselben in das Untergestell einzuflechten, und diesem Flechtwerk durch Beistopfung von Moos und frischen Rasenstücken noch mehr Festigkeit zu geben. Dieses Einstopfen der Stoffe geschieht mittelst des Schnabels ruckweise. Das Flechten bewirkt der Vogel, indem er die Enden der gröberen Wurzeln und Stengel mit dem Schnabel in die Reisiglage einstößt, um sodann die Verzweigung des Wurzel- und Stengelwerks in die Zwischenräume der Reiserlagen einzuflechten. So entsteht um den im Mittelpunkte des Nistplatzes sitzenden Heher allmälig eine Mulde derberen Baustoffes durch häufiges Ineinanderbiegen der eben beschriebenen Wurzel-, Rasen- und Moosbündel in die Reiser. Durch heftiges Eindrücken des Körpers in die rundum aufgeführten Stoffe gestaltet der Vogel nach und nach eine 6 bis 7 cm tiefe muldige Wandung, worauf der Innenbau des Nestes beginnt. Zu dieser Bekleidung des Inneren wird feineres Wurzelwerk, vornehmlich der Haide, gewählt, geglättet und diese Stoffe werden wieder biegsam gemacht, indem sie der Vogel am einen Ende mit den Füßen festhält und das freie Material quer durch den Schnabel zieht. Die so zweckdienlich geformten Stoffe bringt der emsige Schnabel in die Fugen der Wand zuerst durch Einstoßen oder Einklemmen der Enden, sodann durch Verschlingen der Wurzelverzweigungen mit dem gröberen Geflecht der Außenwand, durch Umwinden starrer Stengel mit weicheren, biegsameren Halmen nach allen Richtungen hin. Nach jedesmaligem Einflechten der Stoffe beginnt der Vogel sich tiefer in die Nestmulde mit Brust und Hals einzudrücken, unter Kreiswendungen seines Körpers die Flügel seitwärts an die Wand zu drücken und ebenso mit Schwanz und Füßen der ganzen Nestmulde die ausgebauchte Form zu geben. Besondere Sorgfalt wendet er dem Nestrande zu, wobei der Schnabel das Einbringen und die innige Verbindung des feineren Wurzelwerks, der Stengel und Halme in Verbindung mit Moos und Rasenstückchen, besorgt und Hals und Schnabelwurzel durch geschicktes Ueberbiegen und Zusammenpressen der Stoffe dem Rande ebensowohl die abgerundete Form als Dichtigkeit verleihen. — Das in sechs bis sieben Tagen vollendete Nest hat in seiner inneren Mulde eine Tiefe von 5 bis 6 cm bei einer Breite von 10 bis 12 cm, während der äußere Durchmesser oft beträchtlich größer ist und der Rost je nach der Unterlage von Aesten und Zweigen sich mehr oder weniger ausbreitet.

Die webenden Vögel.

Die Wissenschaft hat schon längst einer ganzen Gruppe von Vögeln in den verschiedensten Erdtheilen und Länderstrichen diese Bezeichnung gegeben wegen ihrer hervorragenden, dem gleichnamigen menschlichen Gewerbe ähnlichen Geschicklichkeit in der Nestbereitung. Aber trotzdem viele Vertreter dieser Vogelgruppen in Volièren der zoologischen Gärten gehalten werden und sogar im Gefangenleben ihre Geschicklichkeit vielfach bethätigen, hat man sich einer eingehenden Beobachtung dieser Kunstfertigkeit nicht hingegeben, geschweige denn die Vögel in ihrem Freileben bei ihrem Nestbau erforscht. Es findet sich in unserer heimischen Vogelwelt aber ein Angehöriger dieser Kategorie mit hervorragender Gabe der Weberkunst: der Pirol (Oriolus galbula), dessen Nestbau wir eingehenden Beobachtungen unterworfen haben.

Nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen, ein Paar Pirole beim Nestbau zu beobachten, gelang uns dies im Jahre 1870 vollständig. Ein Paar hatte sich nach mehrtägigem Jagen und Kämpfen

mehrerer Männchen in dem ziemlich dichten Oberstande eines Eichenmittelwaldes endlich abgesondert, und es glückte uns, am Morgen des dritten Tages in der Nähe der Waldgruppe die Vögel bei den ersten Anfängen ihres Nestbaues zu beobachten.

In einer Zweiggabel eines ca. sechzigjährigen Eichenraidels zeigte der männliche Pirol durch öfteres Ab- und Zustreichen von und zu einer gewissen Stelle, sowie durch Verweilen auf diesen Gabelzweigen unter kurzen melodischen Rufen mit darauf folgendem Krähen an, daß er den Nistplatz gefunden habe. Das Weibchen gesellte sich alsbald zu dem Männchen, das im Affect dann desto eifriger seine tiefflötenden Recitativstrophen erschallen ließ und, gefolgt von der Gattin, sich endlich entfernte.

Gut im Unterholze verborgen, sahen wir durchs Fernrohr nach einem Zeitraum von einigen Minuten das Pirolpaar wieder auf der Eiche hocken, das Männchen mit einem Büschel Schafwolle im Schnabel. Beide Vögel setzen sich gegenüber auf zwei unmittelbar an einem Aste herausgewachsene Zweige. Das Männchen faßt die Wolle zwischen die Zehen und wickelt mittelst derselben und des Schnabels den Baustoff um den Zweig, zieht alsdann mit dem Schnabel die Wolle zu einem Strange aus einander und reicht diesen dem gegenübersitzenden Weibchen, das dann seinerseits das Ende des Stranges um den Zweig, worauf es fußt, wickelt, um sodann wieder das noch weiter aus einander gezerrte Material dem Gatten zur Anheftung zu reichen, bis der Wollstrang auf diese Weise verbraucht ist. Also werden in den Morgenstunden drei bis vier Wollbüschel um die Zweiggabel verwoben. Darauf verschlingen beide Gatten Holzspäne (Hobelspäne) und Bast von abgestandenen Eichen und Aspen mit den Wollsträngen. — Mit der Arbeit des ersten Verschlingens der Wolle verbrachte das Paar den Theil eines Vormittags von sechs bis neun Uhr und etwa noch eine halbe Stunde des folgenden Morgens, an welchem es außerdem mit dem Befestigen der Hobelspäne und des Bastes bis gegen zehn Uhr beschäftigt war. Es entstanden zuweilen Pausen von zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten, welche das Paar mit dem Herbeitragen gedachten Materials zubrachte. — Nach dem Verwickeln der Wollfäden mit Bast ꝛc. gewahrten wir am dritten Morgen das Weibchen zuerst auf den flachmuldig verbundenen Wolllagen, diese mit Leib und Beinen niederdrückend, wodurch die wenig oder gar nicht angespannte elastische Wolle nachgab und die Nesthülle immer muldenförmiger ward. Beide Gatten wechselten in diesem Gestalten der Nesthülle durch Herabdrücken ab. Zuweilen kam es vor, daß die Vögel eine Schnur mit dem Ende herunterhängen ließen. Nicht lange blieb dies aber unbemerkt, und eins ums andere des Paares faßte halb schwebend von der Gabel herab das Ende des herabhängenden Stranges, um es gegenüber am Zweige oder in die Nestwand zu verweben. Den vierten Morgen bemerkten wir bei unserer Ankunft am Nistorte durchs Fernrohr, daß der Bau des Nestes inzwischen ein wenig vorgeschritten war; — es mußten also die seither nur einige Stunden des Morgens bauenden Vögel entweder außerdem noch den Tag über weiter in der Nestbereitung fortgefahren oder aber mit derselben früh vor unserer Ankunft begonnen haben. Wir gewahrten nämlich unterhalb der bereits muldenförmig herabgedrückten Stränge einige andere von Wolle, welche von zwischen den vorhandenen Strängen befindlichen Knotenpunkten aus über die früheren Webungen kreuzweise von Zweig zu Zweig gezogen waren. Alsbald sahen wir, daß die Vögel dies Geschäft bewirkten, indem sie sich an der Zweiggabel herunterließen und die Stoffe gegenseitig darreichten. Hierdurch wird offenbar eine größere Festigkeit des Nestnapfes erzielt; nach Bildung solcher Kreuzstränge oder Schnüre betreibt das Paar abwechselnd das Geschäft des Herabdrückens und Weiterspannens des Napfes. Am fünften Tage begannen die Pirole zur Erzielung größerer Dichtigkeit Spinnengewebe mit der Wolle an den Haftstellen der Gabel zu verbinden, auch ward durch fortwährendes Zutragen von Baustoffen der genannten Art ein Rand aufgebaut, namentlich an der Stelle, wo die Gabel aus einander steht. Hier wird der Nestrand durch Verschlingung von Baustoffen an dem äußersten Strange, der noch horizontal gespannt ist, gebildet. Von dem Geschäfte der Wandverdichtung und

dem Aufbau des Randes zwischen den Gabelzweigen an sind fortwährend sowohl an Vormittags- als auch an Nachmittagsstunden beide Gatten emsig beschäftigt. Sobald aber die äußere Nestmulde, gehörig verdichtet, hergestellt ist — hier war dies in das äußere Gewebe mit der Spitze des Schnabels eingesteckt und in der schon bekannten Weise gefügig gemacht worden sind. Das Männchen betheiligte sich nur hin und wieder mit Zutragen von Baustoffen.

Bei dem Abrundungsgeschäft der inneren



Schwanzmeisen und ihr Nest.

zu Anfang des sechsten Tages bewirkt —, beginnt das alleinige Baugeschäft des Weibchens. Dieses vollendet in der schon oben ausführlich beschriebenen Weise die innere Auslegung der Nestmulde mit Grashalmen, die in wagerechten, schön kranzförmigen Lagen geführt werden, nachdem die Enden der Stengel und Halme Mulde biegt der weibliche Pirol durch starkes Andrängen mit der Brust nach und nach den anfänglich noch horizontal und flach gespannten Nestrand zwischen dem divergenten Theile der Gabel etwas bauchig herab und giebt durch öfteres Drehen und allseitiges starkes Andrängen mit Brust, Hals und Flügeln der Nestmulde,

selbst in dem Winkel der Gabel, die regelmäßige, fast kreisrunde Wölbung. Beim Verweben des Nestrandes drückt der Vogel den weitgeöffneten Schnabel heftig an die Stoffe, um durch Anwendung von Speichel denselben mehr Halt, Glätte und Biegsamkeit zu geben. Die Bildung des Inneren hatte einen Tag Arbeit beansprucht, wonach sich der Vogel nur noch dem Ausbau des Nestrandes, wie beschrieben, widmete.

In einem halben Tage, also von den ersten Anfängen der Nestbereitung an gerechnet, am Vormittage des siebenten Tages, hat die zukünftige Mutter die luftige Wiege für ihre Nachkommenschaft vollendet, das oft beschriebene, tiefnapfförmige Ampelnest mit seiner am Rande nach innen überbauten Gestaltung. Es mißt in seiner Tiefe etwa 12,5 cm bei einem Durchmesser seines Inneren von 8 cm.

Vergleichen wir diese Nestbereitungsart mit derjenigen, welche wir in unseren „Charakterzeichnungen deutscher Singvögel“ zuerst niedergelegt haben, so ergiebt sich, daß die Pirole beim Baugeschäft verschieden verfahren. Das eben beschriebene Paar ließ höchst selten einmal Schnürenden unverflochten an der Gabel herabhängen, sondern befestigte auf die erwähnte Art die Schnüre sogleich durch gegenseitig bewirktes Darreichen, während die in dem angeführten Werke beschriebenen Vögel sich einander nicht unterstützten, das Anheften der herabhängenden Stränge vielmehr hauptsächlich mittelst schwebenden Fluges vollzogen. Nur hin und wieder gebrauchten die Vögel im erstbeschriebenen Falle ihre Flügel, um sich in der hängenden Lage an Gabel und Nest bisweilen zu unterstützen. Es ist diese Abweichung in der Art und Weise der Baubethätigung sehr bemerkenswerth und liefert den Beweis, wie der Vogel beim Nestbau nicht immer nach der starren Schablone des „Instincts“ verfährt, sondern in seinem Thun und Treiben nach gegebenen Umständen und seiner Individualität gemäß lebendig und anstellig zu handeln weiß.

Die Filzenden.

Wir beschränken uns unter den vielen wahrhaften Kunstbauten dieser Vogelgruppe auf die specielle Schilderung des Nestbaues unserer **Schwanzmeise**. Wir heben von nun an nur ganz besonders Charakteristisches bei unseren Betrachtungen hervor und erwähnen zur Vermeidung von Wiederholungen das schon näher erläuterte Verfahren der Vögel, wo es sich bei den folgenden Arten gleichbleibt, nur andeutungsweise oder in allgemeinen Umrissen.

Die Schwanzmeisen beginnen bei uns gewöhnlich in der ersten Hälfte des April zu nisten. Es gewährt ein wahres Vergnügen, die lieblichen, anmuthigen Vögelchen zu belauschen. Mit sichtlichem Behagen, wir möchten sagen mit schwungvollem Wesen gehen die beiden Gatten an ihre Nestbereitung. Vorzüglich in der Frühe zeigen sie sich rührig und betreiben eifrig ihre Beschäftigung bis gegen elf Uhr. Eins um das andere des Pärchens erscheint gewöhnlich in Zwischenräumen von fünf bis acht Minuten mit Baustoffen an der Niststelle, welche in der Regel in einem Zweigquirl oder einer Astgabel ausgewählt wird an der Stelle, wo sich an Garten- und anderen Bäumen oder in Dorn- und Wachholdersträuchern der Stamm in Aeste theilt. Stets hat das Nest seinen Standpunkt auf Aesten oder Gezweig, niemals wird es hängend gebaut wie das des Pirols oder des Goldhähnchens. Die kurzen Schnäbelchen des Schwanzmeisenpaares setzen die Bündel von Moos und Flechten für den Rost des Nestes sehr geschickt auf und in die Zwischenräume der natürlichen Astbekleidung, indem sie zur größeren Befestigung Spinnenweben, Thier- und Pflanzenwolle in die Stoffe einweben. Soll das Nest jedoch im Gebüsch angebracht werden, woselbst in dem dünneren, glatten Gezweig es an Anheftepunkten rauher Bekleidung fehlt, so schreiten die der Oertlichkeit sich bequemenden Thierchen zu dem Mittel, die Grundlage für den Bau mittelst feiner Wollfädchen, Spinnengewebe und Halme durch Anwendung ihres Speichels fest mit den umgebenden Zweigen zu verbinden. Diese Heftfäden sind sehr fest wie mit Leim aufgekittet. Die Festigkeit bewirken die Meisen einzig und allein durch Bestreichen des gefügig gemachten Materials mit ihrem zähen Speichel, der, trocken geworden, als ein natürlicher Kitt das Gefüge dauerhaft verbindet. Außer

den schon bezeichneten Stoffen verfilzen die Vögel auch noch öfters in reichlichem Maße Puppengehäuse, welche in Verbindung mit den aufgekitteten, von Spinnenwebefäden gefällig durchkreuzten Flechtenpartien von verschiedener Farbe einen sehr wohlthuenden Anblick gewähren.

Das Aufbauen der Nestwände bis zu einer gewissen Höhe, ebenso die Wölbung der Kuppe des Nestes wird anfangs von innen heraus bewirkt, nur ausnahmsweise hilft das Pärchen hier und da auch von der Außenseite nach. Da aber das Nest elliptisch und viel höher wird, als der kleine Vogel selbst reichen kann, so ist er genöthigt, seinen Standpunkt beim höheren Aufbau der Nestwand aufzugeben und abwechselnd von außen und dadurch fortzubauen, daß er sich an der Innenseite anhängt.

Nur von der Außenseite werden feine lange Grashalme durch die äußere Lage des Wandfilzwerkes geführt, wodurch demselben nicht wenig Haltbarkeit gegeben wird; ebenso geschieht dies durch das Verkitten des Aeußeren mittelst eines Ueberzuges von Flechten, Insectengehäusen und Spinnenweben unter Anwendung von Speichel, sowie endlich durch das zirkelrunde, die niedlichen Baumeister nur gerade durchlassende Flugloch. An mehreren Zweigen empor sehen wir die Außenwand mit den beim Bau der Grundlage erwähnten feinen Fäden verbunden.

An das so aufgeschichtete Außengerüst filzt das Paar nunmehr ein feines Gebilde, bestehend aus zarterem Moos, worauf die Auspolsterung des Inneren erfolgt. Die Meisen haben eine außerordentliche Vorliebe zu Federn, besonders der Haushühner, die sie oft aus großen Entfernungen her sich zu verschaffen wissen. Anmuthend ist's, wie die flinken Thierchen sich in einer Art Spiel dieser Beschäftigung hingeben, mit so leidenschaftlicher Lust, so eifrig und so verschwenderisch tragen sie die Federn herzu, reicht sodann eins dem anderen dieselben durchs Flugloch und schmückt das Männchen selbst noch während der Brutzeit des Weibchens mit dem Lieblingsstoff die fertige Wohnung aus.

Zur Vollendung dieses herrlichen Kunstbaues gebraucht das Meisenpaar volle drei Wochen, wonach es immer wieder aufs Neue, meist mit Federn, am Aeußeren und Inneren des Nestes nachhilft. Es ist ebenso nett und gefällig in der ganzen Gestaltung als zierlich im Gefüge und gewöhnlich eiförmig. Je nach der Beschaffenheit seiner Grundlage wird die Form jedoch modificirt. Steht es, wie nicht selten, auf der Grundfläche von stärkeren Aesten, so erscheint es im unteren Theile, soweit es an Seitenästen angefilzt ist, breit und verjüngt sich nach seiner oberen Wölbung hin ebenso sichtlich, wie es sich vom Flugloche an stark nach vorn neigt. Regelmäßig schlanker und länger erscheint es, wenn es im Gezweig angeheftet ist. Der Bau schwankt in seiner Höhe von 15 bis 18 cm, in seinem Umfange von 8,5 bis 10 cm, und das Flugloch mißt kaum 23 mm im Durchmesser. Sein ganzes Filzgebilde besitzt eine ungemeine Dehnbarkeit.

Die Schaufler und Minirer.

Als Schaufler im wahren Sinne des Wortes macht sich nicht ein einziger einheimischer Vogel bemerklich; diese besitzt vielmehr das sogenannte Land der Wunder, Neuholland, in seinen Wallfertigern, hühnerartigen Vögeln aus der Gruppe der Großfüßer (Megapodiden). Die Betrachtung dieses eigenthümlichen Nestbaues oder vielmehr dieser Nistweise liegt außerhalb der Grenzen unserer Aufgabe, welche sich nur mit der Wiedergabe eigener Beobachtungen an heimischen Vögeln befaßt.

Wir wenden uns zu einer merkwürdigen Vertreterin der Minirkunst, der Uferschwalbe (Hirundo riparia), bei der auch in gewissem Grade die Eigenschaft des Schaufelns sich bemerklich macht.

Durch kurze Bogenflüge oder ein Hin- und Herrücken an der Lehmwand eines Ufers, eines Hohlweges oder Engpasses hat die Uferschwalbe bald eine passende Stelle gefunden, woselbst sie ein trichterförmiges Loch auszuhöhlen beginnt, an dessen Rand sie nunmehr bequemer fußen kann. Es dauert nicht lange, so fördert das emsig schanzende Vögelchen sich in die Wand hinein, so daß wir seine fernere Beschäftigung vor dem Objectiv der Fernröhre betrachten müssen. Wir erblicken die Schwalbe nunmehr abwechselnd bald oben, neben und unten in der etwas er-

weiterten Peripherie der Höhlung hängend, ihre Arbeit mit dem Schnabel eifrig und ausdauernd fortsetzend. Die hierdurch in dem Loche sich anhäufende Erde wird zeitweilig an den Rand geschoben und über Bord geworfen. Die Scharrarbeit der kleinen Füßchen steigert sich beim Vorrücken in die Tiefe der Wand, aber die unermüdliche Schwalbe weiß sie zu bewältigen, indem sie bald feineren Schutt mit den Füßen herausschafft, größere Brocken jedoch mittelst angedrücktem Leibe bis zum Rande schiebt und durch plötzliches Anstemmen herunterwirft. Auf diese Weise entsteht allmälig ein runder, sanft nach oben steigender Gang, der sich am Ende etwas erweitert zu einem Raume für das kunstlose Nest aus Genist und Federn, und welcher gewöhnlich einen halben Meter, zuweilen bis zu dreiviertel Meter in die Erde ragt. In der Regel geht der Gang geradeaus, nur Steinen und Wurzeln weicht der Vogel bei seinem Miniren aus.

Die sorgliche Schwalbe legt die Wohnung immer so an, daß weder von oben noch von unten ein Raubthier sie erreichen kann, weshalb die Höhlungen erst hoch vom Fuße des Ufers oder der Klippenwand beginnen und gewöhnlich 1 m lang vom oberen Ueberhange entfernt bleiben. Die colonienweise lebenden Uferschwalben durchlöchern ihre Nistplätze manchmal wie ein Sieb, indem sie, oft wählerisch, verschiedene Stellen anhacken und wieder verlassen. Alle diese Löcher sind trichterförmig, ein Beweis, daß der Vogel stets, seinem Bauplan getreu, von einem Mittelpunkte, nicht vom Umfange aus, sein Miniren beginnt. Nicht allein Lehmwände, sondern auch solche von weichem, verwittertem Sandstein wählen sich die rastlosen Uferschwalben zu ihren Nistplätzen. An einer Sandsteinbrüstung unweit des Mains bei Höchst besteht eine solche, und die Wand zeigt die charakteristische siebartige Durchlöcherung.

Ueberblickt man die Arbeit und daneben das niedliche, schmächtige Vögelchen, so erscheint es fast unmöglich, daß dieses Zwerglein einen solchen Riesenbau zu fertigen vermag. Die genauere Untersuchung seines Schnabels und seiner Füße zeigt aber, welche schneidige Kantung, welche harte und scharfe Spitze der erstere besitzt und wie auffallend scharfe Krallen die stämmigen Füßchen haben, in welchen wir natürliche Steigeisen zum Anklammern und feste Stützen bei der Arbeit des als Spitzhammer thätigen Schnabels entdecken.

Meißelnde oder zimmernde Vögel.

Haben wir bei dem Baugeschäft in dem feinen, harten Schnäbelchen der Uferschwalbe den verkörperten Spitzhammer thätig gesehen, so gewahren wir in der Geschicklichkeit unserer Spechte förmlich den Meißel oder die schmale Axt des Zimmermanns. Für die Betrachtung aus der Reihe unserer Erfahrungen wollen wir die Arbeit des großen Rothspechtes (Picus major) wählen.

Im Frühling kann man diesen eifrigen Zimmerer während seiner Höhlenfertigung öfters beobachten, denn er verräth dem Aufmerksamen seine Arbeit in den anbrüchigen Stämmen ebenso durch vernehmliches Pochen und Hämmern als auch durch das Herauswerfen von Holzspänen unmittelbar unter dem Stamme, in dem er seine Nisthöhle anlegt. Der Specht hackt mit seinem derben, meißelartigen Schnabel ein kreisrundes Flugloch in einer Weise, die seine schlanken Achseln nur gerade so durchläßt. Die Anfertigung dieses Eingangs geschieht nach ähnlichem Plane wie bei der Uferschwalbe vom Mittelpunkte aus nach der Peripherie, nur daß der Specht das Hauptmeißelgeschäft von einer Stelle unterhalb des Flugloches besorgt, höchstens einmal von beiden Seiten arbeitet. Die Arbeit geht ungemein schnell, sobald der unruhige und oft launige Vogel nur einmal mit Entschiedenheit den Plan zur Bereitung seiner Wohnung gefaßt hat. Sonst verläßt er öfters, wie die Uferschwalbe, die kaum begonnene Arbeit an dem Flugloche, bisweilen an demselben Stamme oder Baume. Wir haben das geräuschvolle Meißeln des Vogels schon Stunden lang belauscht, indem wir — zum Niststamme schleichend — das Ohr an den Baum dicht anhielten. Die Thiere wirthschaften abwechselnd sehr eifrig und beharrlich; von Zeit zu Zeit entsteht aber eine Pause, in welcher der vorsichtige und scheue Vogel die Umgebung auskundschaftet. Interessant war es uns, zu prüfen, ob

ein lautloses Anschlagen an den Baum mit der flachen Hand von dem Spechte während seiner Arbeit vernommen würde. und gestärkt durch die Resonanz der Holzfaser, die leisen Schläge vermerkt oder, was wahrscheinlicher, die Fortpflanzung



Uferschwalben im Bereiten ihrer Nisthöhlen.

Nach einem oder dem anderen Schlage erschien sogleich die Holle des Spechtes am Flugloch, ein Beweis, daß der Vogel entweder durch sein Gehör, vermittelt der Schallwellen im Holze durch ein sehr feines Gefühl gewahrt. Sobald das Paar einmal im Holze sich Raum verschafft hat, was sich an den gröberen, stärkeren

Spänen verräth, welche aus dem Inneren zur Erde geworfen werden, so geht das Meißeln verstärkt und schneller vor sich. Die Beendigung des Zimmergeschäfts zeigen immer feinere Späne an, die aus der Höhle gefördert werden, wie schließlich sehr zerkleinertes holzmehlartiges Splitterwerk das vollständige Ausräumen und Glätten des Hohlganges ankündigt.

Die Abtrennung des Astes vom Baume bringt jenen mit der Höhlung in unseren Besitz, und durch einen vorsichtigen Längsschnitt in das trockenfaule oder abgestorbene Holz ist die neugezimmerte Wohnung aufgedeckt. Sie zeigt einen bis 30 cm langen Hohlgang, dessen regelmäßig kreisrunder Eingang sich in einem sanften Bogen abwärts senkt, um sich sodann in der Mitte seiner Länge senkrecht nach unten in einen beutelförmigen Raum zu erweitern. Die Wände werden nicht allein mit der Spitze des Schnabels, sondern auch wahrscheinlich mit den Schnabelkanten geglättet. Das ganze Gebäude ist in zehn bis vierzehn Tagen von dem Spechtpaare vollendet. Es findet sich gewöhnlich das Flugloch in einer mäßigen Höhe von 2 bis 4 m an Weiden, Pappeln, Nadelstämmen, Ahornen, an Kirschen und sonstigen Obstbäumen, gewöhnlich auf der Ostseite und so angebracht, daß kein Regen eindringen kann. Nur auf Eichen ist der Buntspecht bisweilen genöthigt, höher in dem Geäste zu nisten, wenn er weiter unten keine anbrüchigen Stellen findet. Diese wählt er nach unseren öfteren Erfahrungen an Eichen gern da, wo trockenfaule Plätze bereits schon natürliche kleinere Anfänge von Löchern hergestellt, wie z. B. an Stellen, wo Pilze sich gebildet haben. Niemals in unserer langen Beobachtungspraxis aber haben wir gefunden, daß ein Specht seine Höhle in gesundes Holz gemeißelt hätte.

Mauernde und kittende Nestbereiter.

Kaum sollte es noch nöthig sein, über die Nestbereitung unserer Hausschwalbe (Hirundo urbica) Näheres zu berichten. Und doch — wie Viele haben sich wohl die Mühe gegeben, der allbekannten Hausgenossin einmal bei ihrem interessanten Maurergeschäfte aufmerksam zuzusehen?

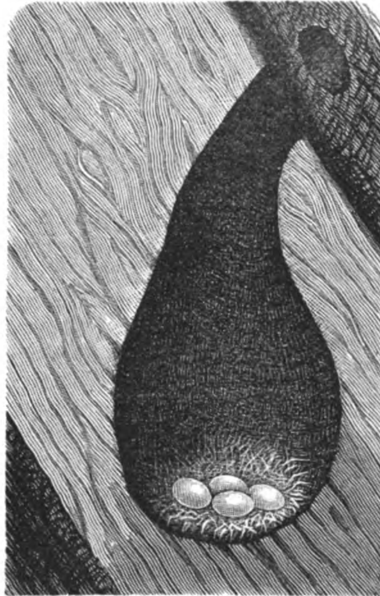
Das wiedergefundene alte Erdhaus vom vorigen Jahre dient dem vom Zuge zurückgekehrten Schwalbenpaare stets wieder zur Niststätte. Es wird alsbald vom alten Geniste im Inneren befreit und mit einer neuen Innenbekleidung von Halmen, Wolle und Federn versehen; ebenso werden die defecten Stellen seiner Lehmmauer ausgebessert.

Das neue Nest fangen die Schwalben kranzweise zu bauen an, indem sie sich anklammern und noch besonders auf das etwas ausgebreitete Steuer stützen, um die mit Speichel vermischten Erdklümpchen an der Wand nach und nach an einander zu reihen. Ist die erste Kranzlage — der Grundriß des Nestes — gefertigt, was bei heißem sonnigem Wetter an einem Morgen geschehen kann, so wird zum weiteren An- und Aufbau geschritten, sobald die erste Erdlage trocken geworden. Auf der etwa zwei fingerdick vorangeschrittenen unteren Grundlage fußen die Vögel alsdann, indem sie sich mit hochaufgerichtetem Hintertheil an die Hauswand drücken, um das unter ihnen befindliche Fundament allmälig je nach der Beschaffenheit der Hausbekleidung aufwärts in Viertel- bis Halbkugelform zu wölben. In Zwischenräumen sehen wir die Thierchen Halme, Stroh und Geniste mit der Erde mengen, ein sprechendes Beispiel, wie die Erfahrung zur Erkenntniß der besseren Haltbarkeit und Dauer des Mauerwerks geführt hat. Die Schwalbe verändert, abweichend von so vielen anderen Vögeln beim Nestbau, öfters ihren Standpunkt. Zumeist zu Anfang bei Gründung des bogigen Grundrisses an der Wand oder dem Gesimse, bei Errichtung des Fundamentes und der Wölbung der Nestwand bis zu einer gewissen Höhe, sitzt die Schwalbe inmitten der unteren Grundlage. Bei weiter vorschreitendem Bau aber verfügt sie sich bald auf den Nestrand, bald hängt sie an der Nestwandung, um aufzutragen, zu kleben und auszubessern. So wird das Mauernest ganz der Umgebung angepaßt.

Nur an heiteren warmen Vormittagen bauen in der Regel die Thierchen, und ihre Arbeit geschieht mit sichtlicher Anstrengung, denn sie verwenden neben der feuchten Erde und Geniste, wie angedeutet, auch Speichel als Bindungsmittel, welchen

sie unter tremulirenden Bewegungen auswürgen und mittelst der weitgeöffneten Kiefern fest aufdrücken. Dies Mauern dauert nur eine gewisse Zeit lang, bis die zu dieser Zeit besonders aufgetriebenen Speicheldrüsen den Speichel nicht mehr in ergiebigem Maße abzusondern pflegen. Nach Auftrag eines etwa fingerdicken Aufsatzes entsteht eine Ruhepause für die Vögel, welche auf dem inzwischen getrockneten Fundament am anderen Morgen weiterbauen. So verstreichen bei günstiger Witterung acht bis zehn Tage, bei feuchtem und regnerischem Wetter indeß wohl auch zwei Wochen, bis die Wohnung vollendet ist.

Die Nestwand ist wie eine grobkörnige, mit Speiß „berappte" Hauswand anzusehen, weil sie durch An- und Aufeinanderfügen von Erdklümpchen entstanden. Die ebenfalls nicht geglättete Innenwand findet sich verklebt mit mancherlei Geniste, Strohstückchen, Heu, Federn und Wolle. Wo die Nestwand die obere Bekleidung des Hauses berührt, bleibt ein kleines Flugloch.



Nisthöhle des großen Buntspechtes (Rothspechtes) im Längsschnitt.

Eine kittende Nestbaukünstlerin haben wir in unserer Singdrossel (Turdus musicus).

Entweder in die Verzweigung eines jungen Nadel- oder Laubholzstämmchens, auf das niedere Gerüst einer Eiche oder Buche oder die Zweiggabeln eines Busches legt bald das Weibchen allein, bald das Paar einen Rost von dürrem Reiserwerk. Auf diese Grundlage wird nun eine Schicht von Ast- und Laubmoosen, Flechten und Haidewurzeln bündelweise getragen und theils in dünnen Lagen aufgedrückt, theils mit der Umgebung verflochten. So entsteht eine etwa 4 bis 5 cm dicke Schicht, auf welcher nunmehr eine 9 bis 10 cm hohe Nestwand von Moosen, Haidewurzeln, Gras- und Strohhalmen durch ein Filzwerk errichtet wird, welches Außengerüst in einigen Tagen gebaut ist.

Nunmehr vollendet zumeist die weibliche Singdrossel die innere Auskleidung des Nestes mittelst eines bemerkenswerthen Kittwerkes. Man gewahrt zu dieser Zeit, daß die Speicheldrüsen des Vogels reichlichen Schleim absondern, der sich beim Baugeschäft öfters aus der Mundschleimhaut in Fäden abzieht. Die Verkittung geschieht von dem Mittelpunkte der tiefsten Stelle der Nestmulde aus. Hier klebt die Drossel eine Kittmasse jedesmal in kleinen Partien auf, die von dem Schnabel aus altem trockenem Kuh- und Pferdemist nebst feinen Blättchen faulen Holzes mittelst des Speichels verarbeitet und in einer nur einige Millimeter breiten Lage ausgebreitet wird. Die erste Kittlage geht allmälig bis zu dem Rande des Außengerüstes hinauf. Dieser Rand wird nun etwas breiter als die Wandung und nach innen eingebogen mit Moos, Flechten und Halmen sehr dicht verfilzt und mit dem Speichel zierlich geglättet und verklebt. Hier sowohl als bei der Kittlage des Inneren gebraucht der Vogel hauptsächlich seinen Schnabel unter fortwährender Verwendung seines Speichels, den er mit zitternden Bewegungen, ähnlich wie die Schwalbe, auswürgt, worauf ein öfteres Bestreichen und Andrücken vermittelst der Kiefern wie mit einer Kelle erfolgt. Jede Fuge zwischen den verwendeten Holzstückchen und dem Pferdemist wird mit Speichel bestrichen, sodann diese Masse auf die innere Seite des Nestgerüstes stark aufgedrückt, so daß eine überall gleichmäßig verarbeitete dünne Lage innerhalb der ganzen Nestmulde entsteht.

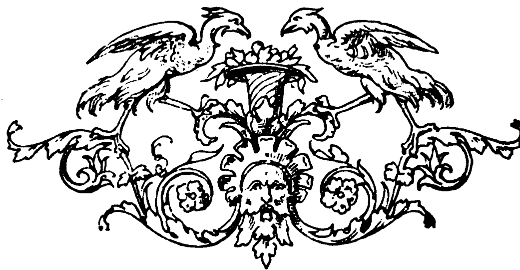
In vielen Fällen, namentlich auch bei dem Nestbau der zweiten Brut im Sommer, verwendet die Drossel aber auch zur Ueberkleidung des Inneren eine sehr dünne Lage feuchten Lehms, welchem sie feine kurze Halme und Blätterrippengewebe zur größeren Haltbarkeit beimengt. Diese Lehmlage überkittet der Vogel alsdann mit einer zweiten dünnen Schicht des schon beschriebenen Kittes. Die innere verkittete Wand stellt in dem Falle, in welchem sie bloß aus faulem Holze und Kuh- oder Pferdemist besteht, eine kaum 3 mm starke, im anderen Falle hingegen eine 4 bis 5 mm dicke glatte, pappdeckelähnliche Lage dar.

Diese der jungen Brut Schutz bietende Wohnung ist bei anhaltend trockener Witterung in wenigen Tagen vollendet, indem, wie angedeutet, der Außenbau höchstens anderthalb bis zwei Tage in Anspruch nimmt; zur Förderung oder Verzögerung der Verkittung des Inneren hingegen macht günstiges oder ungünstiges Wetter seinen Einfluß geltend. An warmen Tagen trocknen natürlich die Kittlagen schnell, und das Baugeschäft erleidet wenig oder gar keine Unterbrechung. Nasses und kaltes Wetter halten die ununterbrochene Fortsetzung des Baues oft mehrere Tage auf.

Das Nest ist ein wahrer Kunstbau, dessen regelmäßige, gefällige Form ebenso sehr das Auge erfreut, als seine Festigkeit und Dauer die solide Arbeit der Vögel bewundern läßt. Die Außenwand des Nestes hat im Durchmesser 12 bis 15 cm, seine innere Mulde 6 bis 8 cm bei einer Tiefe von 5 bis 6 cm.

* * *

Das Vorgetragene hat gewiß überzeugende Beweise geliefert, daß die Baukunst der Vögel nicht bloß als eine instinctive Bethätigung betrachtet werden kann, sondern sich vielmehr auch als eine Handlung der Ueberlegung, als ein Act freier, nach einem gewissen Plane und Zwecke handelnder Wesen erweist. Gerade die Erkenntniß der einfachen Grundregeln dieser Kunst setzt uns in Erstaunen über die Leistungen, welche mit so unscheinbaren Mitteln solche schöne Erzeugnisse liefern. Aber die Natur vollbringt ja das Größte und Herrlichste stets mit einfachen Mitteln, und das ist an ihr das ewig Bewundernswürdige. Die Worte Goethe's werden vor unseren forschenden Augen wahr, wir erblicken in den herrlichen Naturkindern keine nach höherem Commando gleichsam schablonenmäßig sich bewegende Maschinen der Teleologie, sondern unsere arbeitsamen „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“.





Graham Bell's Photophon.

Von

Wilhelm Rollmann.



Die ans Wunderbare grenzenden Leistungen des Spectroskops sind schon oft, aber nicht zu oft, rühmend hervorgehoben. Kirchhoff und Bunsen haben uns mit diesem Instrument ein neues Sinnesorgan geschenkt, das uns zeigt, woraus die Sterne gemacht sind, das uns in einem Momente Bewegungen von Fixsternen sehen läßt, die wir messend erst nach Jahrhunderten erkennen würden.

Wie wäre es nun, wenn zu diesem Blick ins Unendliche auch das Hören des Allerfernsten sich gesellte? wenn wir vielleicht das Flackern der Riesenflammen behorchen könnten, die aus der Sonne hervorbrechen? Auf der Erde hat ja das Fernhören keine Schwierigkeit. Das Telephon vermittelt schon die Unterhaltung auf weite Strecken. Wir sprechen und schreiben durch die metallenen Adern, welche wie ein Netz die Erde umspannen, mit Gedankenschnelle. Nur schade, daß, wie der zeitige Rector magnificus zu Berlin in seiner Antrittsrede sagte, wir nicht auch schneller denken können wie früher!

Der Draht ist das Medium des Telegraphen; ohne ihn, ohne den Leiter des galvanischen Stromes ist das Fernschreiben und Fernsprechen eine Unmöglichkeit. So war es wenigstens bis jetzt. Da kommen die Herren Graham Bell und Sumner Tainter mit ihren Erfindungen, sie verschmähen die metallenen Adern, nehmen die „Flügel der Morgenröthe“ und lassen auf ihnen das gesprochene Wort durch die Luft, durch den Raum tragen. Das unmöglich Scheinende ist wahr geworden. Der Sonnenstrahl singt und spricht, und kein Sterblicher kann sagen, wohin uns diese Entdeckung noch führen wird; ist sie doch, wie jede Erfindung oder Entdeckung, „dem Kinde zu vergleichen, dessen Zukunft Niemand kennt.“

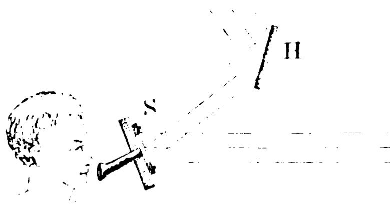
Graham Bell hat das Photophon, den Lichtsprecher, in zwei wesentlich verschiedenen Formen beschrieben. Der eine Apparat übermittelt durch die Lichtstrahlen gesprochene Worte, der andere verwandelt eine lautlose rhythmische Unterbrechung der Sonnenstrahlen in musikalische Töne.

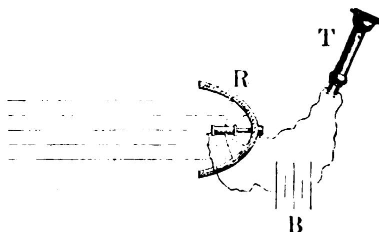
Bei dem ersten Apparate spielt ein sehr seltenes Element, das Selen, die wichtigste Rolle. Berzelius entdeckte diesen Körper 1817 im Schlamm der Bleikammern der Schwefelsäurefabrik zu Gripsholm. Er nannte ihn Selen, von σελήνη, Mond, wegen seiner Aehnlichkeit mit einem anderen Elemente, dem Tellur, dessen Name von tellus, Erde, abgeleitet ist. Das Selen hat eine dunkelbleigraue Farbe. Es steht seinen Eigenschaften nach zwischen den Metallen und Nichtmetallen. Im amorphen Zustande ist es in dünnen Blättchen mit rother Farbe durchscheinend. Wird es nun auf etwa 100° C. erhitzt, so geht es in den krystallinischen Zustand über, ist jetzt in dünnen Blättchen undurchsichtig und leitet Elektricität und Wärme, was das amorphe Selen nicht thut.

Durch Beobachtungen des Superintendent May der Valentia-Kabelstation wurde gefunden, daß die Leitungsfähigkeit des Selens für den elektrischen Strom durch Beleuchtung vergrößert wird, so daß W. Siemens auf diese Eigenschaft hin ein Selenphotometer construirte. Er schaltete in den Kreis einer galvanischen Kette ein Selenpräparat und ein empfindliches Galvanometer zum Messen der Stromstärke ein. Wurde nun das Selenpräparat beleuchtet, so wuchs die Ablenkung der Galvanometernadel, und Siemens konnte aus der Größe ihrer Ablenkung einen Schluß auf die Intensität des auf das Selen fallenden Lichtes machen.

Die genannte Eigenthümlichkeit des Selens, mit wachsender und abnehmender Belichtung in gleicher Weise seine Leitungsfähigkeit für Elektricität zu ändern, ermöglichte G. Bell die Construction des Photophons.

Fig. 1.





Es ist bekannt, daß das Telephon wie auch das Mikrophon die Ab- und Zunahme elektrischer Ströme hörbar machen, dagegen wird nichts gehört, wenn ein Strom von gleichbleibender Stärke durch diese Apparate geleitet wird. Graham Bell kam nun auf die Idee, die Wirkung, welche der Wechsel von Licht und Dunkel auf das Selen ausübt, nicht wie Siemens an den Schwingungen einer Magnetnadel, sondern durch das Telephon zu beobachten. Das Telephon ertönt, sobald die Stärke eines hindurchgeleiteten Stromes ab- oder zunimmt, was bewirkt werden kann, wenn ein eingeschaltetes Selenpräparat abwechselnd hell und dunkel wird.

Kann also die menschliche Stimme in einem parallelen Lichtbündel Aenderungen der Helligkeit hervorrufen, die den Schwingungen, welche der Ton in der Luft erzeugt, entsprechen, und läßt man dies Lichtbündel selbst in großer Entfernung auf das Selen fallen, so werden auch in diesem Aenderungen der Leitungsfähigkeit hervorgerufen, die den Schallwellen der Luft isochron sind.

Diesen Gedanken verwirklichte Bell nach zahlreichen mehr oder weniger mißlungenen Versuchen auf folgende Weise.

In der schematischen Fig. 1 bedeutet H einen Heliostaten, das heißt einen Spiegel, der durch ein Uhrwerk so gedreht wird, daß er die Sonnenstrahlen stets nach derselben Richtung, hier auf den Spiegel S reflectirt. Dieser Spiegel S ist sehr dünn und elastisch-biegsam, ein versilbertes Glimmerblatt oder auch ein Metallspiegel. Er schickt die vom Heliostaten empfangenen Strahlen dem parabolischen Hohlspiegel R zu, in dessen Brennpunkte sich das lichtempfindliche Selenpräparat befindet. In dasselbe sind zwei Drähte eingelassen, welche den Strom der galvanischen Kette B hindurchleiten. Im Kreise dieser Kette befindet sich zugleich das Telephon T. Führt man letzteres ans Ohr, so wird so lange nichts gehört, als keine Aenderung in der Intensität des auf das Selen fallenden Lichtes eintritt. Die Sprache soll diese Aenderung hervorrufen. Zu dem Zwecke ist der Rahmen des Spiegels S durchbohrt und trägt einen Schlauch, in den hineingesprochen wird. Die Schwingungen der Luft theilen sich dem elastischen Spiegel mit, er biegt sich wie das Trommelfell des Ohres nach außen und innen, wird convex und concav. Nur wenn der Spiegel eben ist, sind die von ihm reflectirten Strahlen parallel; bei jeder Krümmung hören sie auf, es zu sein, werden divergent und convergent und können dann

den entfernt stehenden Reflector nicht mehr treffen. Nur dann, wenn der vibrirende Spiegel von einer Krümmung in die andere übergeht, ist er einen Moment eben und sendet dann seine Strahlen auf das Selen. Dasselbe empfängt also Licht und Dunkel in derselben raschen Folge, welche die Schallschwingungen haben. Ebenso rasch ändert sich seine Leitungsfähigkeit für Elektricität. Der von der Batterie B ausgehende, das Selen durchlaufende Strom wird schwächer und stärker, und dieser den Schallschwingungen der gesprochenen Worte adäquate Wechsel wird durch das Telephon in hörbare Laute übersetzt.

Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß die in der Figur durch eine kleine Lücke getrennten Apparate weit von einander aufgestellt waren. Bell sprach durch die Sonnenstrahlen auf eine Entfernung von 213 m, und dieser Abstand läßt sich ohne Zweifel bedeutend vergrößern. Auch können die Sonnenstrahlen durch elektrisches Licht ersetzt werden.

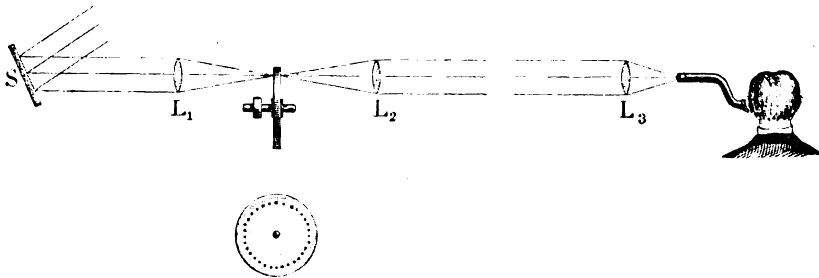
Bei seiner Anwesenheit in Paris, im October 1880, besuchte Bell auch die Sternwarte von Meudon. Mit großem Interesse sah er die mächtigen Photographien, die man dort zum Studium der Sonnenoberfläche anfertigt. Janssen sprach im Laufe der Unterhaltung von den sehr raschen Bewegungen, welche in der Photosphäre der Sonne vor sich gehen, und Bell meinte, man müsse das Photophon anwenden, um das Getöse, welches mit diesen rapiden Bewegungen unzweifelhaft verbunden sei, zu hören. Ein überraschender Gedanke! Schweigend durcheilt der Lichtstrahl Millionen von Meilen weit den Weltraum und soll uns hier auf der Erde das Geprassel der Sonnenprotuberanz wiederholen, von welcher er ausging.

Ein Versuch ist in Meudon sofort angestellt worden. Man projicirte ein großes Sonnenbild von 0,63 m Durchmesser und durchforschte dasselbe mit dem Selencylinder. Das Resultat war nicht genügend markirt, um den Erfolg als sicher bezeichnen zu können; aber Bell zweifelt nicht, daß neue Studien auch gelingen werden.

* * *

Um bei kurzer Entfernung der in Fig. 1 skizzirten Apparate beider Endstationen nicht durch das direct gehörte Sprechen der Aufgabestation gestört zu werden, ersannen und bewirkten die beiden Experimentatoren eine andere lautlose Unterbrechung des Lichtbündels. Die vom Spiegel S in Fig. 2 reflectirten Strahlen wurden durch eine Linse L_1 convergent gemacht. Im Brennpunkte der Linse war eine runde Scheibe A aufgestellt, welche, wie die darunter gezeichnete Ansicht zeigt, einen Kreis runder Löcher hat, auf den die Strahlen concentrirt sind. Die Scheibe kann rasch und lautlos um ihre Achse rotiren und unterbricht bei jeder Umdrehung den Durchgang der Lichtstrahlen so oft, als Löcher im Kreise vorhanden sind. Die nach dem Durchgange divergent austretenden Lichtstrahlen werden durch eine zweite Linse wieder parallel gemacht und verfolgen dann ihren Gang wie in Fig. 1 bis zum Selen. Die lautlose Unterbrechung der Lichtstrahlen wird nun im Telephon als musikalischer Ton gehört, dessen Höhe der Anzahl der Unterbrechungen in der

Fig. 2.



Secunde entspricht. Hält man die Hand in den Gang der Lichtstrahlen, so schweigt sofort der Ton. Man könnte auch mit diesem Apparate sprechen, wenn man sich des Morse'schen Alphabets bediente, das heißt mit einem Schirme das Lichtbündel so durchschnitte, daß kurze und lange Töne entständen, die wie Morse's Punkte und Striche zu deuten wären.

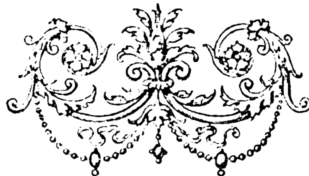
Die Natur der Sonnenstrahlen ist keineswegs so einfach, wie das Wort „Licht“ es ausspricht. Allerdings leuchtet der Strahl, aber er erwärmt auch und wirkt chemisch. Im Spectrum lassen sich, diesen Wirkungen entsprechend, drei Strahlengattungen unterscheiden. Welche von ihnen ist nun im Selen thätig? Um das zu erforschen, wurde in den Weg des Lichtbündels eine Schicht von Alaunlösung gebracht, welche die Wärmestrahlen absorbirt. Der Schall wurde dadurch sehr wenig vermindert. Ein Gefäß mit Lösung von Jod in Schwefelkohlenstoff, die undurchsichtig ist, aber die Wärmestrahlen durchläßt, schnitt die meiste, wenn nicht alle Gehörswirkung ab. Danach schienen die leuchtenden Strahlen die wirksamen zu sein. Als aber eine Platte von Hartgummi (Ebonit), die kein Licht durchläßt, die Bahn der Strahlen kreuzte, wurde ein schwacher, aber vollkommen deutlicher Ton gehört. Dieser Versuch brachte also neue Räthsel, keine Klarheit.

Ebenso fraglich wie die Natur der wirksamen Strahlen ist die Art und Weise, in der sie das Selen verändern. Denn die Erhöhung seiner Leitungsfähigkeit ist sicher erst secundärer Natur. Herr Bell gedachte der Erscheinung, auf welcher das Telephon von Reis beruht, daß nämlich ein Eisenstäbchen im Momente des Magnetisirens und Entmagnetisirens einen Ton hören läßt. In dem Eisenstäbchen geht während dieses Ertönens eine moleculare Veränderung vor sich, die wir zwar nicht genauer kennen, welche sich aber auch dadurch zeigt, daß beim Magnetisiren der Eisenstab sich verlängert. Vielleicht ist auch beim Selen die infolge der intermittirenden Beleuchtung eintretende moleculare Veränderung hörbar. Viele dahin zielende Versuche waren aber nur von negativem Erfolge. Ohne Batterie und Telephon war am Selen nichts zu hören.

Das abnorme Verhalten eben erwähnter Hartgummiplatte führte auf den Gedanken, diese zu untersuchen und zu behorchen, und das hatte einen ganz außerordentlichen Erfolg. Hielt man die Platte ans Ohr, während das intermittirende Lichtbündel auf dieselbe fiel, so hörte man sofort einen zwar leisen, aber doch deutlichen musikalischen Ton. Zur besseren Beobachtung richtete Bell den Apparat nun so ein, wie Fig. 2 ihn zeigt. Die durch die zweite Linse L_2 parallel gemachten Strahlen fielen auf eine dritte Linse L_3, durch welche sie wieder in einem Punkte vereinigt wurden. Im Focus dieser Linse befand sich, in das eine Ende eines Hörrohres eingefügt, ein dünnes Plättchen von Hartgummi, das andere Ende des Rohres führte man zum Behorchen ans Ohr und konnte so den Ton deutlich vernehmen.

In derselben Weise untersuchte Bell nun auch an Stelle des Hartgummi eine lange Reihe anderer Körper. Die meisten gaben ein positives Resultat. Sehr gut wirkte Antimon. Bei Glas blieb die Wirkung ganz aus.

So weit sind die akustischen Lichtwirkungen untersucht, respective veröffentlicht. Die Lösung der Räthsel, welche sie bieten, verspricht, wenn sie gegeben wird, genug des Interessanten und Wichtigen.





Die musikalisch-ästhetische Literatur seit 1850.

Von

Heinrich Ehrlich.

II.

Die Hauptschriften Richard Wagner's, in welchen er seine Kunstanschauungen am entschiedensten ausspricht, sind: „Das Kunstwerk der Zukunft", „Oper und Drama", „Staat und Religion", „Die Bestimmung der Oper", „Beethoven".* Da er in denselben sehr oft vom Willen und der Unwillkür und von der Bestimmtheit der Tonsprache redet, da er besonders in der Broschüre „Staat und Religion" in den Partien, welche sein Hauptwerk „Ring der Nibelungen" betreffen, geradezu den Schopenhauer'schen Hauptgrundsatz ausspricht, daß der „Wille, der eine Welt bilden wollte, zu nichts Befriedigenderem gelangen kann, als durch einen würdigen Untergang sich selbst zu brechen", da er endlich in der Festschrift „Beethoven" Schopenhauer's Lehre von dem Wesen der Musik voranstellt und aus dieser Lehre die Wesenheit Beethoven's erklärt, so ist es wohl angemessen, gleich hier der Schopenhauer'schen „Metaphysik der Musik" einige Betrachtungen zu widmen. Was dieser höchst geistvolle Denker über Musik geschrieben hat, ist vorzüglich durch Wagner's Anregung das Evangelium einer großen Partei geworden. Liest man nun die Aeußerungen mit gutem Willen, aber mit der unbefangenen Voraussetzung, daß philosophische Darlegungen zu einem folgerichtigen und mit dem ganzen System zusammenhängenden Schlusse führen müssen, so kann man sich manchmal eines verwunderten Lächelns nicht enthalten. Um manche Aeußerungen Schopenhauer's erklärlich zu finden, darf man nicht außer Acht lassen, daß dieser geniale Mann einerseits die tiefsinnigsten Forschungen angestellt, andererseits aber sich mit Tischrücken u. dgl. beschäftigt und den Marktschreiereien vagirender Magnetiseure vollen Glauben geschenkt hat.

Nur im Hinblick auf solche Widersprüche wird man einigermaßen verstehen, wie ein Philosoph die Worte schreiben konnte: „Der Componist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus in einer Sprache, die seine Vernunft nicht versteht; wie eine magnetische Somnambule Aufschlüsse giebt über Dinge, von denen sie wachend keinen Begriff hat." („Welt als Wille und Vorstellung." 5. Aufl. Band I, S. 307.)

Unwillkürlich taucht im Geiste des unbefangen Lesenden die Frage auf: Wie war es möglich, daß die musikalischen

---

* „Das Judenthum in der Musik" und andere polemische Schriften werde ich nicht in Betracht ziehen; ein für alle Mal sei es hier auch ausgesprochen, daß ich für den Componisten Wagner große Bewunderung, gegen die Polemik, die er führt und anführt (Baireuther Blätter), jedoch Widerwillen hege und begreiflich finde, daß es ehrenwerthe Männer giebt, welche nichts wissen wollen von einer Kunst, die solche literarische Früchte trägt, und sich zu einer Trennung des Künstlers vom Menschen nicht herbeilassen.

Theorien eines Philosophen, der ein Urtheil fällte wie das eben angeführte, solche Verbreitung und Verehrung fanden? Und es läßt sich hierauf nur antworten: Diese Theorien sind durch Wagner's Schriften zu solcher Bedeutung gelangt, sowie andererseits Wagner's Schriften durch die ungemeine Verbreitung der Schopenhauer'schen Philosophie den großen Anhang gewonnen haben; in Beiden fand die vorherrschende Stimmung der Zeitperiode nach 1848 ihren Ausdruck. Die Enttäuschungen aller Art, welche die Revolutionsjahre dem deutschen Volke brachten, die vielen verschiedenartigen und nach den meisten Richtungen ganz verfehlten Unternehmungen politischer Neugestaltung, die dabei immer mehr und mehr hervortretende Schwäche und Rathlosigkeit, endlich der vollständige und leichte Sieg früherer Gewalten hatten in vielen geistreichen und durchaus nicht gemüthlosen jüngeren Männern eine dumpfe Apathie, eine Trostlosigkeit erzeugt, welche fast bis zur Selbstverachtung ausartete. Jeder Glaube war ihnen geschwunden, das Dasein erschien ihnen als ein nichtiges, und nur Eins betrachteten sie als sicher: daß bedeutendes Talent und rücksichtsloseste Energie Alles unternehmen dürften, Alles durchzusetzen vermöchten. In Schwarzenberg, Louis Napoleon u. A. erblickten sie die Verwirklichung ihres Ideals von politischen Thatmenschen, in Schopenhauer den Philosophen, in Wagner den Erfüller der Mission der erlösenden Künste.* Der Leser möge sich hüten, auf diese Anschauungen mit Hohn oder Geringschätzung zu blicken.

Wer jene Zeit mitthätig erlebt hat, wer sich erinnert, wie nach und nach jede Hoffnungsblüthe verwelkte oder zerstört ward, wie jede Partei sich gleich unfähig erwies, wie die Freiheitsbestrebungen in lächerliche Maskeraden ausarteten, wie die Reaction nicht einmal durch eigene Kraft gesiegt hatte, sondern nur durch die jämmerlichste Unterwerfung unter fremde Kraft, wie Oesterreich durch Rußland aus der Vernichtung drohenden ungarischen Revolution gerettet ward, wie Preußen sich dem Machtworte Oesterreichs fügte, nachdem es sich in Dresden und Baden als politischer Executor hatte brauchen lassen, wie Deutschland 1851 zerrissen, schwächer und verspotteter dastand als vorher, wie in Frankreich ein Abenteurer eine neue Dynastie gründete, aber das Land doch wieder zu Ansehen brachte — wer dies Alles miterlebt hat oder im Gegenfalle wenigstens genau erwägen will, der muß begreifen, wie in jener Zeit fast kein anderer Enthusiasmus möglich war als der für Gewaltsames in der Politik wie in der Kunst. Und was bot die Kunst? was bot die Philosophie? Weder Rethel's „Todtentanz“, noch Oskar v. Redwitz' „Amaranth“, noch Meyerbeer's „Prophet“ oder Auber's „Verlorener Sohn“, oder die Concerte von X. X. und die alten Rouladen der alten Henriette Sontag konnten den jungen Künstlern besonderes Interesse abgewinnen; der Hegel'sche optimistische Standpunkt des absoluten Idealismus bot jungen feurigen, vorwärts strebenden, enttäuschten und erbitterten Gemüthern keinen Anhalt gegenüber der damaligen deutschen Politik, die sich nicht einmal bis zum Hoffenswerthen erhob. Für die Stimmung, welche solche Zustände erzeugen mußten, waren Schopenhauer's symbolisch-pessimistische Philosophie und Wagner's „Kunstwerk der Zukunft“ und „Oper und Drama“ die rechten Erscheinungen. Wir haben uns hier nicht mit den Grundlagen jener Philosophie, sondern nur mit ihren musikalisch-ästhetischen Theorien zu beschäftigen.

Nach Schopenhauer ist die Musik keineswegs gleich den anderen Künsten Abbild der Ideen, sondern Abbild des Willens selbst, dessen Objectivität die Ideen sind; deshalb eben ist die Wirkung der Musik so viel mächtiger und eindringlicher als die der anderen Künste, denn diese reden nur vom Schatten, sie aber vom Wesen. „Ich erkenne in den tiefsten Tönen der Harmonie, im Grundbaß, die niedrigsten Stufen der Objectivation des Willens wieder, die unorganische Natur, die Masse des Planeten.“ Auch Schopenhauer ist die Musik die Sprache des Gefühls und der Leidenschaften; und Rossini's Musik ist ihm diejenige, welche so deutlich und

* Der Verfasser hat in den sechziger Jahren aus dem Munde eines berühmten geistvollen und edel fühlenden Künstlers zu wiederholten Malen die Aeußerung vernommen: daß Louis Napoleon und Bismarck, Schopenhauer und Wagner die einzigen Menschen wären, welche ihm das Dasein erträglich machten und ihn an eine Zukunft glauben ließen.

rein ihre eigene Sprache spricht, daß sie der Worte gar nicht bedarf und daher auch, mit Blasinstrumenten ausgeführt, ihre volle Wirkung thut! „Die vier Stimmen aller Harmonie, also Baß, Tenor, Alt und Sopran oder Grundbaß, Terz, Quint und Octav entsprechen den vier Abstufungen in der Reihe der Natur, also dem Mineralreich, Pflanzenreich, Thierreich und dem Menschen.“ Dies die Hauptzüge der musikalischen Aesthetik in „Welt als Wille und Vorstellung“.

In den „Parerga und Paralipomena“, die viele Jahre später erschienen sind, befindet sich ein Abschnitt „Zur Metaphysik des Schönen und Aesthetischen“; dort spricht Schopenhauer von „großen Meistern wie Mozart und Rossini“, lobt „die höhnende Verachtung, mit welcher der große Rossini den Text behandelt hat“, tadelt die neue Oper, findet, daß die Messe (nicht die protestantische Musik!) so schön sei, weil die Worte eigentlich nichts besagten u. s. w., und bezeichnet die Harmonie als Sauce, die Melodie als den Braten.

Ich habe diese Sätze alle angeführt, weil sie einen Beweis liefern, daß der geniale Denker nicht das geringste Verständniß für Musik besaß. Und dennoch sind seine Schriften das Evangelium vieler Musiker, selbst Richard Wagner weist auf sie hin! Warum? Weil Schopenhauer gesagt hat, die Musik sei das directe Abbild des Willens, des Dinges in sich, die Welt, während die anderen Künste nur Abbilder von Ideen sind. Daß er also die Tonkunst als eine Art von tönender, die Räthsel des Daseins lösender Philosophie bezeichnet und über alle anderen Künste gestellt hat, das gewann ihm das Herz vieler Musiker, die dafür über alle anderen sonderbaren Ansichten hinwegsahen. Und sind denn die Anhänger Schopenhauer's und Wagner's allein von solchen Ansichten erfüllt? Man lese doch Gervinus' ästhetische Darlegungen in seinem Buche „Händel und Shakespeare“, dort finden sich in Bezug auf Musik dieselben Anschauungen. Daß sie hier zu Händel, dort zu Wagner führen, ändert nichts an dem Grundprincip, aus dem sie hervorgegangen. Den besten Beweis für unsere obige Behauptung giebt Richard Wagner, der Schopenhauer's Satz citirt: „Der Componist offenbart das innerste Wesen der Welt und spricht die tiefste Weisheit aus, in einer Weise, die seine Vernunft nicht versteht“, den unmittelbar folgenden Nachsatz von der Somnambule aber wegläßt. (S. oben.)

Ich werde nun einige Hauptansichten Wagner's anführen und unterhalb des Textes Stellen aus den Werken der Romantiker, die beweisen, welche merkwürdige unbewußte Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Schriften vorwaltet.

„Die Kunst wird nicht eher das sein, was sie wirklich sein kann und sein soll, bis sie das treues Bewußtsein verkündende Abbild des wirklichen Menschen und des wahrhaften, naturnothwendigen Lebens des Menschen ist oder sein kann, bis sie also nicht mehr von den Irrthümern, Verkehrtheiten oder unnatürlichen Entstellungen unseres modernen Lebens die Bedingungen ihres Daseins erborgen muß.“ *

„Wahr und lebendig ist nur, was sinnlich ist und den Bedingungen der Sinnlichkeit gehorcht. Die höchste Steigerung des Irrthums ist der Hochmuth der Wissenschaft in der Verleugnung und Verachtung der Sinnlichkeit, ihr höchster Sieg der von ihr selbst herbeigeführte Untergang dieses Hochmuths in der Anerkennung der Sinnlichkeit. Das Ende der Wissenschaft ist der gerechtfertigte Uebermuth, das sich bewußte Leben, die als sinnig erkannte Sinnlichkeit, der Untergang der Willkür in den Wellen des Nothwendigen.“

„Die Befreiung des Gedankens in der Sinnlichkeit, die Befriedigung des Lebensbedürfnisses im Leben.“ **

„Das Meer trennt und verbindet die Länder, so trennt und verbindet die Tonkunst die zwei äußersten Gegensätze menschlicher Kunst: Dicht- und Tonkunst. — Sie ist das Herz des Menschen.“

„Rhythmus und Melodie, die Ufer, an denen die Tonkunst die beiden Continente der ihr urverwandten Künste erfaßt und befruchtend berührt, so ist der Ton selbst ihr flüssiges ureigenes Element, die unermeßliche Ausdehnung dieser Flüssigkeit,

---

* „Die Decenz unseres gemeinen prosaischen Lebens ist in der Kunst unerlaubt, — sie ist unter uns selbst das Document unserer Gemeinheit und Unsittlichkeit.“ (Tieck, „Sternbald“.)

** „Die Wiege des Lebens, die Blüthe der Empfindung, die geistige Wollust, die sinnliche Seligkeit.“ (Schlegel, „Lucinde“, S. 7.)

wie die Harmonie das Auge erkennt, wird die Oberfläche dieses Meeres: nur die Tiefe des Herzens erfaßt seine Tiefe. Aus seinem nächtlichen Grunde herauf dehnt es sich zum sonnighellen Meeresspiegel aus u. s. w. In dieses Meer taucht sich der Mensch, um erfrischt und schön dem Tageslicht sich wiederzugeben, sein Herz fühlt sich wunderbar erweitert, wenn er in diese aller unerdenkbarsten Möglichkeiten fähige Tiefe hinabblickt, deren Grund sein Auge nie ermessen soll. — Es ist die Tiefe und Unendlichkeit der Natur selbst, die dem forschenden Menschenauge den unermeßlichen Grund ihres ewigen Keimens, Zeugens und Sehnens verhüllt. Diese Natur ist aber wiederum keine andere als die Natur des menschlichen Herzens selbst, das die Gefühle des Lebens und Sehnens nach ihrem unendlichsten Wesen in sich schließt, das die Liebe und Sehnen selbst ist und, wie es in seiner Unersättlichkeit sich selbst nur will, sich selbst auch nur erfaßt und begreift."*

Die merkwürdigste Aehnlichkeit zwischen manchen Sätzen von Wagner und Friedrich Schlegel oder Adam Müller findet sich dort, wo sie vom Weibe und von der Liebe des Weibes sprechen. Was Jener in „Oper und Drama" darüber sagt (Gesammelte Schriften, III. Band, Seite 390 und 393), das klingt ganz so wie jene Anspielung Friedrich Schlegel's auf „Romeo und Julie", „wo zarte Liebe kühner wird und nichts als Unschuld sieht" u. s. w. Und was dieser von der ältesten, einfachsten, kindlichsten Religion behauptet, das sagt auch Wagner mit wenig anderen Worten.

Ich deute das hier an, nicht etwa um Richard Wagner auch nur des geringsten Plagiats zu zeihen; er hat vollstes Anrecht des Eigenthums auf Alles, was er schrieb; wohl aber um darzuthun, wie eben gewisse Ideen zu gewissen Zeiten von selbst wieder auftauchen und die Gemüther einnehmen, und wie Wagner's Schriften oft eine Wiederbelebung des Romanticismus des verflossenen Jahrhunderts sind.

* „Julius. O ewige Sehnsucht! Doch endlich wird des Tages fruchtlos Sehnen, eitles Blenden sinken und erlöschen und eine große Liebesnacht sich ewig ruhig fühlen.

Lucinde. So fühlt sich, wenn ich sein darf, wie ich bin, das weibliche Gemüth in liebeswarmer Brust, es sehnt sich nach deinem Sehnen, ist ruhig, wo du Ruhe findest." (S. 293.)

Nur Eines, was ihm ganz allein gehört, muß hier festgestellt werden. Er war der erste Künstler, welcher die Kunstzustände aus den politischen Verhältnissen herleitete, und während die Romantiker sich mit der Politik sehr gut vertrugen und sogar später, wie A. Müller und Fr. Schlegel, sich als österreichische Hofräthe zurechtfanden, war Wagner immer ein entschieden unabhängiger Mann.

Wir haben von nun ab uns nicht mehr mit den ethischen und socialen Ansichten Wagner's, sondern nur mit dem zu beschäftigen, was er unmittelbar in Bezug auf Musik sagt. Sein Buch „Oper und Drama" ist voll geistreichster Anregungen und hat entschieden in vieler Hinsicht geschmackläuternd gewirkt; die darin ausgesprochenen Hauptgrundsätze haben freilich viele Anfechtungen erfahren und sind auch oft nicht haltbar. Sie blenden durch das poetische Gewand, in das sie gekleidet sind, aber nur wenige können vor ruhiger Prüfung bestehen, und Wagner's eigene tonkünstlerische Schöpfungen sind beredte Zeugen gegen seine schriftstellerischen Theorien. So sagt er im Hinblick auf die Vereinigung des Dichters mit dem Musiker: „Erklären wir dem Musiker, daß jedes, auch das geringste Moment seines Ausdrucks, in welchem die dichterische Absicht nicht enthalten und welches zu ihrer Verwirklichung nicht nothwendig ist, überflüssig, störend, schlecht ist; daß jede seiner Kundgebungen eine eindruckslose ist, wenn sie unverständlich bleibt, und daß sie verständlich nur dadurch wird, wenn sie die dichterische Absicht in sich schließt. ... Dem Dichter erklären wir, daß seine Absicht, wenn sie im Ausdruck des von ihr bedingten (?) Musikers — soweit sie eine an das Gehör kundzugebende ist — nicht vollständig verwirklicht werden könnte, auch keine höchste dichterische Absicht überhaupt ist — daß er seine Absicht als eine höchst dichterische nur danach bemessen kann, daß sie im musikalischen Ausdruck vollkommen zu verwirklichen ist." — Er endet diese Darlegung mit der Umkehrung des bekannten Voltaire'schen Satzes und sagt: „Was nicht werth ist, gesungen zu werden, ist auch nicht der Dichtung werth." *

* Allerdings kann man dergleichen Grundsätze dem Sinne nach auch in Gervinus' Schriften finden.

In einer später erschienenen Broschüre, „Zukunftsmusik“ betitelt, an einen französischen Freund vor der Aufführung des „Tannhäuser“ in Paris geschrieben, erklärt Wagner, er habe jenen „Intimen Meditationen“ (die ersten Schriften) einen theilweise polemischen Charakter gegeben, und meint: „An der großen Abneigung, die mich jetzt selbst nur von der Wiederdurchlesung meiner theoretischen Schriften abhält, darf ich erkennen, daß ich mich damals, als ich jene Arbeiten verfaßte, in einem durchaus abnormen Zustande befand, wie er sich im Leben eines Künstlers wohl einmal einstellen, nicht aber wiederholen kann.“ — Aber die Grundtendenz der Schriften, die er in jenem abnormen Zustande verfaßte, hat er dennoch beibehalten, denn er sagt später in derselben Schrift: „Wenn also der Symphoniker noch mit Befangenheit zur ursprünglichen Tanzform zurückgriff und nie selbst für den Ausdruck deren Grenzen zu verlassen wagte, da wird ihm nun der Dichter zurufen: Stürze dich zaglos in das volle Wogen des Meeres der Musik; Hand in Hand mit mir kannst du nie den Zusammenhang mit dem jedem Menschen Allerbegreiflichsten verlieren. — Spanne deine Melodie kühn aus, daß sie wie ein ununterbrochener Strom sich durch das ganze Werk ergießt, in ihr sage du, was ich verschweige, weil nur du es sagen kannst, und schweigend werde ich Alles sagen, weil ich dich an der Hand führe.“ „In Wahrheit (so sagt Wagner weiter) ist die Größe des Dichters am meisten danach zu ermessen, was er verschweigt, um uns das Unaussprechliche selbst schweigend sagen zu lassen; der Musiker ist es nun, der dieses Verschwiegene zum hellen Ertönen bringt, und die untrügliche Form seines laut erklingenden Schweigens ist die unendliche Melodie.“

Trotz der Ueberschwänglichkeit im Ausdruck ist auch diese Schrift eine sehr anregende, namentlich enthält sie eine vortreffliche Beschreibung der Entwickelung der Oper in Deutschland, wo diese erst als ein exotisches Gewächs eingeführt und auch lange nur als Hofbelustigung betrieben ward, ohne Wurzeln im nationalen Boden fassen zu können. Vielleicht noch entschiedener als in „Oper und Drama“ hat Wagner seine Principien in der Festschrift „Beethoven“ (1870 zur hundertjährigen Geburtsfeier) ausgesprochen. Er citirt daselbst auch Schopenhauer als den Philosophen, der das Wesen der Musik am tiefsten erfaßt hätte. Er nennt die Musik „eine Schallwelt neben der Lichtwelt“, die sich zu einander verhalten wie Traum zum Wachen. Er sagt von der Tonkunst: „Hier spricht die äußere Welt so unvergleichlich verständlich zu uns, weil sie durch das Gehör vermöge der Klangwirkung uns ganz dasselbe mittheilt, was wir im tiefsten Inneren selbst ihr zurufen. — Die Musik, welche einzig dadurch zu uns spricht, daß sie den allerallgemeinsten Begriff des an sich dunklen Gefühls in den erdenklichsten Abstufungen mit bestimmtester Deutlichkeit uns belebt“ u. s. w.

Was Wagner hier vorbringt, war mehr oder weniger schon früher von manchen Aesthetikern gesagt worden; diese sprachen aber nach Systemen, nicht nach der Erfahrung. Wagner als Tonkünstler und als Mann, dem wissenschaftliche Bildung zu eigen, mußte die Unklarheit der Begriffe nicht noch vermehren.

Von der unermeßlichen Wirkung der Wagner'schen Schriften bei ihrem Erscheinen hat man heute fast gar keinen Begriff mehr, denn seither sind seine großen Tonwerke bekannt geworden und haben allgemeine Aufmerksamkeit erregt; im Jahre 1850 aber kannte man ja kaum den „Tannhäuser“ und auch diesen nur in den kleineren Städten. Erst nachdem Liszt durch seine begeisterte Schrift über „Lohengrin“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses Werk geleitet und demselben durch die Aufführung des Ganzen in Weimar und einzelner Theile auf dem Karlsruher Musikfeste auch Verehrer und Freunde gewonnen hatte, begann das Publikum auch für den Componisten Partei zu nehmen. Im Anfange der fünfziger Jahre aber war es allein der Schriftsteller Wagner, der die große Wirkung erzeugte. Die unerhörte Kühnheit, mit welcher ein Musiker es wagte, in jener politisch gedrückten, apathischen Zeit die ganze staatliche Ordnung anzugreifen und der Schuld an den schlechten Kunstverhältnissen zu zeihen, der herausfordernde und begeisterte Ton, in welchem er die seltsamsten Behauptungen aufstellte, und bei jeder Ge-

legenheit diejenigen, welche mit seinen Ansichten nicht übereinstimmten, in allen möglichen Umschreibungen als Unverständige oder egoistische Philister bezeichnete, endlich die unleugbare Richtigkeit mancher seiner Ansichten mußten ihm Anhänger, Freunde, Bewunderer gewinnen. Brendel, der Redacteur der „Neuen Zeitschrift für Musik", erklärte 1852 und 1853 in seinem Programm ausdrücklich, daß er nunmehr Wagner'sche Principien und Wagner'sche Kunst auf das entschiedenste vertreten werde; Richard Pohl, der eben durch seine „Akustischen Briefe" Beweise von ausgezeichneten Studien gegeben, und Uhlig traten als Bannerträger zu Brendel, der geniale Hans v. Bülow und Joachim Raff, welche damals ihre glänzende Künstlerlaufbahn begannen, ergriffen die Feder, kämpften für Wagner und rissen viele junge Künstler mit sich. Daß es an Gegnern nicht fehlen würde, war vorauszusehen; sie hatten aber fast alle einen sehr schweren Stand. Sie konnten und wollten — mit wenigen Ausnahmen — das Grundprincip Wagner's nicht bekämpfen. Denn die Ansicht, daß die Musik die höchste Kunst sei, welche die Menschen veredle und welche allein eine Besserung der gesammten künstlerischen Verhältnisse herbeizuführen im Stande sei, war und ist ja der übergroßen Mehrzahl der Musiker, Musikgelehrten und Dilettanten genehm; die Gegner konnten also im Ganzen nur die Richtung der Wagner'schen Musik angreifen; und diese gewann täglich neue und größere Erfolge. Der Brennpunkt des Kampfes für und wider war damals Leipzig, das sowohl durch sein Conservatorium wie durch den Einfluß seiner Musikzeitungen den ersten Rang in der Musikwelt einnahm; und nichts ist bezeichnender für den Standpunkt der Gegner Wagner's als die Kritiken Otto Jahn's in den „Grenzboten" 1853 und 1854 über „Tannhäuser" und „Lohengrin". Jahn war kein Tagesschriftsteller, der gegenüber jedem Ereignisse in der Musikwelt gleich am nächsten Morgen mit dem Urtheil bei der Hand sein mußte, um das Verlangen der Leser zu befriedigen; er konnte sein Urtheil mit Ruhe und Ueberlegung feststellen. Er war auch ein im Ganzen wohlwollender, dem Fortschritt nicht feindlich gesinnter Mann. Allerdings haftete ihm etwas von der Einseitigkeit des gelehrten Biographen an, der sich zuletzt mit der Richtung des Künstlers, dessen Leben und Werke er nach vieljährigen mühsamen Studien beschreibt, derart verwebt, daß er jede andere Richtung als Gegnerin seines geliebten Helden betrachtet; aber er hatte nichts von dem absprechenden Hochmuth mancher anderer Musikgelehrter, die Alles, Lebende und lange Verstorbene, welche eine andere Meinung ausgesprochen haben, mit Hohn und wenig würdigen Angriffen überschütten. Und dennoch wie urtheilte Jahn über die beiden Opern?! Wie blickt aus jedem Satze die große Erregtheit nicht bloß gegen den Componisten, sondern gegen den Dichter und Schriftsteller heraus! Er sucht auch das Unbedeutendste hervor, um einen Tadel auszusprechen; er wundert sich über das „Und" im Titel „Tannhäuser und der Sängerkrieg". Es erscheint ihm „ganz unbegreiflich", wie „der Ausdruck sinnlicher Gluth das Herz der keuschen Jungfrau gewann", wie „der Tannhäuser, ein übermüthiger, glühend sinnlicher Mann, die Liebe der Elisabeth gewinnen konnte". Er findet in Wagner nur „den Repräsentanten des auf unserer heutigen Bildung ruhenden Dilettantismus". — Zwar muß er anerkennen, daß Vieles im „Tannhäuser" sehr wirksam ist, aber das Ganze verwirft er entschieden. Noch härter verfährt er mit „Lohengrin". Jahn geht zuerst den Zukunftsmusikern zu Leibe, zu welchen er auch Joh. Brahms rechnet, und läßt dann auch nicht ein gutes Haar an „Lohengrin"; seine Angriffe tragen manchmal das Gepräge gereiztester und rücksichtslosester Journalpolemik. Sein Urtheil gipfelt in dem Satze: „Wenn ein Künstler die Mittel seiner Kunst dazu mißbraucht, triviale Dinge, die an sich keinen Werth haben, damit aufzuputzen und das Publikum durch raffinirten Sinnenkitzel zu verführen, sie für künstlerisch bedeutend zu halten, so ist er nicht bloß ein Betrüger, der sein Flittergold für echtes anzubringen sucht, sondern er handelt, vom Standpunkt der künstlerischen Sittlichkeit betrachtet, nicht besser, als wer sein Geld in Luxus verthut, anstatt seine Schulden zu bezahlen." So schrieb Jahn, ein tüchtiger Mann, ein Gelehrter — und ich citire nur die ernsten

Sätze, nicht die höhnischen, nicht immer feinen Witze. Man kann aus dieser Probe auf den Ton schließen, welchen solche Gegner anschlugen, die einen weniger wissenschaftlich hohen Rang einnahmen und sich auf Tagespolemik verlegten. Selbstverständlich blieben die Anhänger Wagner's auch nicht still. Sie riefen den Anderen zu: Wenn ihr die ethische Bedeutung Bach's, Händel's und Beethoven's anerkennt, dürft ihr Wagner nicht bekämpfen, denn auch er gewährt gleich jenen hohen Meistern dem herrschenden Modegeschmack nicht das mindeste Zugeständniß; seine Verehrung für Beethoven ist unbegrenzt, und dieser ist ihm Leitstern für sein Wirken; ihr bekämpft nicht Wagner, sondern den Fortschritt überhaupt, ihr müßt schon Schumann, ja in mancher Hinsicht selbst Schubert, Beethoven's neunte Symphonie und die letzten Quartette und Sonaten verwerfen und bei Mendelssohn stehen bleiben! Dieses Argument wurde in allen Tonarten gewissermaßen mit Recht, jedenfalls mit Erfolg angeführt; der Conservatismus herrschte in der Politik, hier durfte man sich an ihn nicht wagen, desto entschiedener aber in der Kunst. Die Verhältnisse waren in jener Zeit thatsächlich so gestaltet, daß die Anhänger Wagner's die Gegner ihres Meisters als Reactionäre im Leben bezeichnen und die Behauptung aufstellen konnten, diese wollte den Componisten entgelten lassen, was der Politiker etwa verschuldet hatte, und auch in der Kunst den Stahl'schen Grundsatz: „Wissenschaft ist Umkehr" zur Geltung bringen. So sprach z. B. die „Neue Zeitschrift für Musik" in ihren Artikeln gegen das Buch von Riehl: „Musikalische Charakterköpfe". Fast alle Schriften für oder gegen Wagner behandeln dasselbe Thema, ob der Fortschritt in der Musik durch ihn gefördert wurde oder nicht, und ob überhaupt eine Weiterentwickelung der Musik auf Grundlage der Beethoven'schen Werke möglich sei oder nicht. Das Grundprincip — die Wesenheit der Musik, die Peripherie und die Grenzen ihres Wirkens — war nicht in Betracht gezogen, bis Hanslick mit seiner epochemachenden Schrift „Vom Musikalisch-Schönen" hervortrat. Da dieselbe in manchen Punkten von Herbart'schen Grundsätzen ausgeht, die vielfach als „Formalismus" bezeichnet werden, so ist wohl hier der beste Platz, denselben einige Betrachtungen zu widmen.

Herbart hat eine Aesthetik als für sich bestehend nicht geschrieben, dagegen in seinen Werken eine große Summe anregendster Bemerkungen über ästhetische Fragen zerstreut angebracht. Am meisten zusammengedrängt und übersichtlich erscheinen dieselben im „Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" (Königsberg 1821) §§ 72 bis 94 und in der „Kurzen Encyklopädie der Philosophie aus praktischen Gesichtspunkten" (Halle 1831) vom fünften bis zehnten Capitel. Wir haben uns hier eigentlich nur mit den musikalisch-ästhetischen Lehrsätzen zu beschäftigen, müssen aber dennoch den allgemeinen von Herbart aufgestellten Principien einige Worte widmen. Lotze hat, unserer Meinung nach, sehr richtig angedeutet, daß sie mehr zutreffende Negationen des Mißbrauches enthielten, welcher mit dem absoluten Idealismus getrieben wurde, als daß sie Positives feststellten. (Geschichte der Aesthetik, S. 245.) Man kann aus jeder Zeile der Herbart'schen Betrachtungen lernen, was zu vermeiden sei; aber den rechten geraden Weg, auf welchem man bei ästhetischen Urtheilen zum richtigen Ziele gelangt, hat er noch nicht mit Bestimmtheit angegeben. Hören wir ihn selbst: „Die ursprünglichen ästhetischen Urtheile, wodurch die ästhetischen Elemente (nach dem Sprachgebrauch des Verfassers) bestimmt werden, sind nichts weniger als die von Jedem nach seiner Weise gefällten Geschmacksurtheile über Werke der Natur und Kunst. Die ursprünglichen ästhetischen Urtheile, obschon keineswegs neu, müssen auch in der Wissenschaft nicht als bekannte Thatsachen, auf die man sich beruft (da würden sie mit tausend Verfälschungen zum Vorschein kommen), behandelt werden, sondern man muß sie gleichsam wie von Neuem in sich erzeugen, indem man auf bestimmt vorgelegte Verhältnisse sein Augenmerk richtet. Hierbei wird nun Niemand erwärmt, ergriffen, begeistert werden, wie man das, gleichsam als ein Recht, zu fordern pflegt, wo von Aesthetik die Rede ist. ‚Diese Erwärmung bleibt vielmehr den Kunstwerken eigenthümlich, welche aus tausend unsichtbaren Quellen auf einmal das Schöne hervorgehen lassen

und dadurch tausende von ästhetischen Urtheilen, deren keines zur Reife kommt, in ein unbestimmtes Gefühl verschmelzen ꝛc.'"

Die gesperrt gedruckten Worte der eben angeführten Sätze sind von Herbart selbst in dieser Weise hervorgehoben, den mit doppelten Anführungszeichen (,') versehenen Satz haben wir in dieser Weise dem Leser vor die Augen geführt, weil uns dünkt, daß der Ursprung der „tausend unsichtbaren Quellen" des Schönen eben von jedem Philosophen auf seine Weise explicirt wird und daß bei Jedem irgend ein Urtheil nicht zur ganzen Reife gelangen dürfte, weil ästhetische Urtheile immer weiter zu entwickeln sind.

Ueber Musik hatte Herbart schon vor dem Erscheinen seiner bedeutenderen Werke eine Schrift veröffentlicht: „Psychologische Bemerkungen über die Tonlehre." Er sagt darin, daß psychologische Forschungen der Tonlehre weniger Schwierigkeiten bieten als die anderer Künste, weil alle Musik sich in einfache Töne rein auflösen läßt, deren Distanz und Dauer im voraus festgestellt war — und weil „alle Elemente des Vorstellens von denen der Gemüthszustände des Zuhörers abhängen, eine genaue Angabe gestatten". Nichtsdestoweniger sei gerade die Tonlehre von der Psychologie nie recht ins Auge gefaßt worden. Auf das musikalische Denken lassen sich freilich keine Kategorien anwenden; und von einem musikalischen Verstande zu sprechen, würde man sich schwerlich verziehen haben, obgleich der Unterschied dessen, was in der Musik einen Sinn hat oder keinen, viel ursprünglicher ist als irgend eine Aufregung von Lust oder Unlust, vollends als irgend eine mögliche Verknüpfung mit einem poetischen Text oder mit irgend etwas, das nicht Musik wäre. Er weist auf den Umstand hin, daß „das musikalische Ohr nicht so genau ist wie die Rechnung, und daß dort, wo der geübte Musiker schon falsche Töne wahrnimmt, der mindergeübte noch den Eindruck der Musik deutlich empfindet". Herbart charakterisirt die verschiedenen Intervalle auf Grundlage der Berechnung der Verhältnisse in den Schwingungen, sagt aber ausdrücklich, daß es ein Traum sei, wenn man glaubte, mit der Kenntniß der Principien auch schon alle Aufschlüsse gewonnen zu haben.

Noch entschiedener spricht er sich in dem Lehrbuche zur Einleitung und besonders in der Encyklopädie aus. Dort sagt er unter Anderem, daß die „harmonischen und disharmonischen Verhältnisse zugleich und anhaltend klingender reiner Töne" die einzigen mit beinahe vollkommener Sicherheit seit Jahrhunderten bestimmten und anerkannten ästhetischen Elemente sind. Und er fügt gleich in einem Nachsatz die herbe Bemerkung hinzu: „Zu den Einwendungen, deren Gewicht in ihrer Dreistigkeit besteht, gehört auch die kecke Behauptung, die Zahlenverhältnisse, welche den Unterschied der harmonischen und disharmonischen Intervalle bestimmen und zwar einzig und allein bestimmen, seien nicht die Elemente des positiven Schönen in der Musik und aus ihnen könnte bloß lästige Einförmigkeit entstehen, wenn nicht der schaffende Geist des Künstlers ihnen Leben und Bedeutung zu geben wüßte. So muß also wohl gar die Harmonie sich aus dem Gebiete der Aesthetik vertreiben lassen. So muß der Choral, der freilich beinahe einzig auf der Harmonie beruht, wenigstens durch sie erst schön wird, sammt der darauf gewendeten Kunst eines Sebastian Bach und seiner Geistesverwandten wohl dem Vorwurfe lästiger Einförmigkeit unterliegen! Und weil der Rhythmus ebenfalls das Unglück hat, durch Zahlen bestimmt zu sein, muß er vermuthlich mit der Harmonie in die Verbannung gehen." Was Herbart „dreist" und „keck" nennt, wird jeder Kenner, auch der sonst mit ihm übereinstimmt, als vollkommen berechtigt anerkennen. Die Harmonie wird durchaus nicht aus der Aesthetik verbannt, wenn auch die Behauptung feststehen bleibt, daß erst der schaffende Geist ihr Bedeutung giebt, indem er die Zahlenverhältnisse der Intervalle durch sein eigenthümliches Schaffen zu einem Tonkunstwerke zusammenfaßt. Der Choral, und besonders der von Sebastian Bach harmonisirte, ist solch ein Werk des schaffenden Künstlergeistes. Nach Herbart sollte man fast glauben, daß ohne die genaue Kenntniß jener Zahlenverhältnisse ein ästhetisches Urtheil über Musikwerke nicht möglich sei! Er hat das gewiß nicht sagen wollen, aber aus seinen oben angeführten Worten könnte man eine solche Behauptung deduciren.

Den entschiedensten Lehrsatz musikalischer Aesthetik, der so zu sagen als die Grundlage einer neuen Behandlung dieses Faches zu betrachten und in neuester Zeit weiter entwickelt worden ist, hat Herbart im neunten Capitel der „Encyklopädie“ aufgestellt. Nachdem er sich gegen die „Deuteley“ von Kunstwerken erklärt hat, sagt er: „Die Traumdeuter und Astrologen haben sich Jahrtausende nicht wollen sagen lassen, daß ein Mensch träume, weil er schläft, und daß die Gestirne sich bald da bald dort zeigen, weil sie sich bewegen. So wiederholen, bis auf den heutigen Tag, selbst gute Musikkenner den Satz, die Musik drücke Gefühle aus, als ob das Gefühl, das etwa durch sie erregt wird und zu dessen Ausdruck sie eben deshalb, wenn man will, sich gebrauchen läßt, den allgemeinen Regeln des einfachen und doppelten Contrapunktes zum Grunde läge, auf denen ihr wahres Wesen beruht. Was mögen doch die alten Künstler, welche die möglichen Formen der Fuge entwickelten, auszudrücken beabsichtigt haben? Gar nichts wollten sie ausdrücken; ihre Gedanken gingen nicht hinaus, sondern in das innere Wesen der Kunst hinein; diejenigen aber, die sich auf Bedeutungen legen, verrathen ihre Scheu vor dem Inneren und ihre Vorliebe für den äußeren Schein. — Der gründliche Musiklehrer übt seinen Schüler im Contrapunkt, d. h. er lehrt ihn mehrere Stimmen so gleichzeitig verbinden, daß jede derselben dem Hörer eine besondere in sich zusammenhängende Vorstellungsreihe darbieten möge. Dafür, daß die Reihen, möglichst unabhängig wie sie sind, doch zusammenpassen, muß Harmonie und Rhythmus sorgen.“ Eigentlich kommt Herbart bei seiner musikalischen Aesthetik über den Contrapunkt gar nicht hinaus; das ganze unermeßliche Reich des Liedes, der Oper,* der Symphonie und Sonate bleibt von ihm unberührt, und es würde demnach sehr schwer sein, die von ihm aufgestellten auf den Contrapunkt sich stützenden Einzelbemerkungen auf alle Zweige der Tonkunst anzuwenden. Aber er hat zwei Lehrsätze für die Methode bei der ästhetischen Beurtheilung der Musik als Kunst aufgestellt, welche als die Grundpfeiler einer neuen Schule zu betrachten sind. Erstens den bereits oben angeführten, daß die Musik Gefühle nicht ausdrücke; zweitens, daß die Musik leichter als jede andere Kunst rein ästhetisch zu beurtheilen sei, weil die Vorstellungsreihen, welche jedes Kunstwerk in einander verwoben hat, in dem musikalischen Kunstwerke vermöge des Lesens der Partitur leichter und bestimmter aus einander zu nehmen sind. Allerdings müssen genaue „psychologische Analysen“ vorhergehen; aber nach meiner Ueberzeugung ist Herbart im vollsten Rechte, wenn er verlangt, daß die Beurtheilung der Kunstwerke und des Eindruckes, den sie erzeugen — also das Verhältniß des ästhetischen Menschen zur Kunst — vor Allem aus der Kenntniß der Elemente der Kunst einerseits und der Seelenbewegungen andererseits hervorgehen soll. Die Elemente sind durch gründliches Studium zu erlernen, die Seelenbewegungen durch fleißige Beobachtung erkennbar. Diese Art der Kunstbeurtheilung ist also eine zu gleicher Zeit auf Erfahrung und Studium gegründete. Wenn metaphysische Speculationen als erste Grundlage solcher Beurtheilung aufgestellt werden, so geräth diese in Regionen, deren Wesenheit immer unerkennbar bleiben wird. Allerdings hat eine metaphysische Auffassung der Kunst ihre Berechtigung, aber in letzter Reihe als Resultat der ästhetischen Forschung, nicht als Grundlage.

Die Herbart'sche Aesthetik ist in der Musik am entschiedensten durch Eduard Hanslick vertreten worden. Hiermit soll nicht etwa gesagt sein, daß dieser seine Sätze der Herbart'schen Aesthetik allein entnommen habe, nur daß er die Richtung einhält, welche der Nachfolger Kant's in Königsberg zuerst gezeigt hat. Hanslick's Buch ist das erste, in welchem die Grundlage der streitigen Frage beleuchtet wird. Bisher hatte man sich darüber gestritten, ob Wagner's Darstellung der Gefühle die richtige sei, oder die der Großmeister der Tonkunst, die er nicht unbedingt gelten lassen wollte. Von den Gegnern Wagner's

* Im Lehrbuche „Zur Einleitung in die Philosophie“ befindet sich eine kurze sehr geistreiche Bemerkung über die Oper, mit der Behauptung, die Vereinigung der Künste in der Oper sei gar nicht ästhetischer Art, weil die Musik ungleich schneller wirkte als die Poesie. Eine weitere Ausführung dieses höchst anregenden Satzes fehlt.

behauptete nicht einer, daß die Grundprincipien in „Oper und Drama“ unrichtig seien; ein jeder wollte nur beweisen, daß „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ — die einzigen damals bekannten Opern Wagner's — wahre Gefühle nicht darstellten und daß diese in einem Haydn'schen oder Mozart'schen Andante mehr zu finden wären als in den sämmtlichen Stücken der oben genannten zwei Werke. Hanslick war der Erste, der die Frage aufwarf: ob denn überhaupt eine Darstellung der Gefühle, über welche man sich stritt, in der Weise möglich sei, wie dies bei allen Streitschriften von vornherein als quasi selbstverständlich angenommen ward? Und er beleuchtet diese Frage mit logischer Klarheit und in meisterhaftem Stile. Er weist zuerst darauf hin, daß man immer anstatt zu prüfen, was in der Musik schön sei, sich mit den Gefühlen, die sie anregt, beschäftigte; er unterscheidet Empfindung und Gefühl und legt dar, wie zwischen „Verstand“ und „Gefühl“ das richtige ästhetische Begreifen liege; er zeigt, daß jedes wahre Kunstwerk sich in irgend eine Beziehung zu unserem Gefühle setze, aber keines in eine ausschließliche, und daß sehr oft der Eindruck eines Werkes mehr ein conventioneller, d. h. mehr aus der allgemeinen Zeitstimmung als aus dem ästhetischen Werthe herzuleitender sei. Er führt aus, daß nicht die Gefühle selbst, sondern nur das Dynamische, die Bewegungen des psychischen Vorganges dargestellt werden können und daß die Musik hauptsächlich symbolisch wirke. Er weist darauf hin, daß, wenn ein ganz bestimmter Ausdruck bestimmter Gefühle möglich wäre, Händel nicht das ganze Motiv eines leichten Liebesliedes in Tonart und Melodie für einen tief-ernsten Chor im Messias verwenden konnte. Er zeigt, daß das Schöne in der Musik ein specifisch Musikalisches ist — „der Inhalt der Musik sind tönend bewegte Formen“ — und protestirt gegen die beliebte Manier, die „Weltanschauung“ eines Componisten aus dessen Werken herauszuhören. Mit großer Schärfe und Klarheit prüft er, inwiefern die Wirkungen der Musik als „ethische“ oder als rein physische, oder als wirklich ästhetische, den reinen Genuß des Schönen erzeugende zu betrachten sind. Endlich, nachdem er noch das Verhältniß der Musik zur Natur und zum Naturschönen einer genauen Prüfung unterzieht, gelangt er zu dem Schlusse, daß die Musik nicht Inhalt, sondern (künstlerischen musikalischen) Gehalt besitzt, der je nach dem Talente und der Arbeit größer oder kleiner sein kann.

Diese kurze Darlegung wird wohl zur Genüge beweisen, daß Hanslick, von einem in der Musikästhetik ganz neuen Standpunkte ausgehend, seine Ansichten systematisch und folgerichtig entwickelt hat. Allerdings ist er hier und da in Widersprüche verfallen, uns dünkt aber, dieselben sind wahrscheinlich mehr aus seinem Streben, die herrschenden Anschauungen nicht gar zu sehr zu verletzen, entstanden als aus dem System selbst. Wenn er z. B. fast unmittelbar, nachdem er der Musik, Gefühle selbst nur zu erwecken, abspricht, dennoch eingesteht: „Die starken Gefühle selbst, die Musik aus ihrem Schlummer wachsingt, und all' die finsteren wie schmerzlichen Stimmungen, in die uns halbträumende einlullt, wir möchten sie um Alles nicht unterschätzen“, so ist dies nur aus dem oben angeführten muthmaßlichen Grunde zu erklären. Unmittelbar nach diesem Passus meint er, daß die Musik Lust und Trauer in hohem Grade erwecken könne — daß dies aber vielleicht noch in höherem Grade geschehen könne durch einen hohen Lotteriegewinnst oder durch den Tod eines Freundes, und behauptet, man dürfe factisch erzeugte Affecte so lange nicht als ästhetische Speculation der Tonkunst behandeln, als man ein Lotterielos nicht den Symphonien oder ein ärztliches Bülletin den Ouvertüren beizählte. Hier ist der kleine Trugschluß vorhanden, daß der Stimmung, welche durch ein Musikstück erweckt wurde, also der ganz interesselosen ästhetischen die Stimmung gleichgestellt wird, welche durch einen äußerlichen mit den Interessen der Lebensbeziehungen verbundenen Anlaß entstand; diese kann aber für jenen nicht inductiv angeführt werden, da jeder innere Zusammenhang fehlt. — Auch in den Musikbeispielen, welche Hanslick anführt, ist ein kleiner Hinterhalt zu entdecken. Er sagt zwar selbst, das Motiv der Prometheus-Ouvertüre sei ganz zufällig gewählt, bei der Arie des Orpheus sei der Componist nicht ganz freizusprechen, indem

die Musik für den Ausdruck schmerzlicher Traurigkeit gewiß weit bestimmtere Töne besitzt. Aber warum sind dann diese Beispiele in fünf Auflagen beibehalten worden? Gegenüber dem Anfange der Coriolan-Ouvertüre Beethoven's und dem Gesange Orest's in „Le calme renait en mon cœur" hätte eine gründliche Analyse andere Deutungen vorbringen müssen. Und wenn Hanslick die Frage aufwirft: „Hat der Leser nie das fugirte Allegro aus der Ouvertüre zur ‚Zauberflöte' als Vocalquartett sich zankender Handelsjuden gehört? Mozart's Musik, an der nicht eine Note geändert ist, paßt zum Entsetzen gut auf den niedrigkomischen Text" — so liegt die Antwort sehr nahe, daß noch kein Leser dieses fugirte Allegro als ein ernstes oder erhabenes Motiv betrachtet hat, daß es eigentlich klingt wie ein Papageno-Geplapper und daß daher das Unterlegen eines niedrigkomischen Textes im vorliegenden Falle durchaus nichts „Entsetzen"-Erregendes bietet. Ich habe diese kleinen Schwächen der Hanslick'schen Schrift nur aus dem Grunde hervorgehoben, weil gerade derartige nicht richtige, aber in geistreicher Wendung angebrachte Bemerkungen auf sehr viele, selbst gebildete Leser* größere Wirkung üben als die wirklich philosophischen, aus tiefen Forschungen und ernstestem Nachdenken hervorgehende Darlegungen. Zu diesen gehören das Capitel „Das Musikalisch-Schöne" und „Form und Inhalt" der Musik, welche beide unschätzbare Grundlagen für jede künftige musikalische Aesthetik enthalten, die vom Vorhandenen, vom historisch Entwickelten, von der sichtbaren Erscheinung auf die Grundursachen zu schließen versucht und nicht von vornherein eine nur im Geiste, nicht in der Thatsache bewiesene Grundursache aufstellt, nach welcher alle Erscheinungen sich zu richten haben, wobei denjenigen, welche dies nicht thun, einfach die Existenzberechtigung abgesprochen wird — wenn sie auch nichtsdestoweniger nach wie vor existiren. Obwohl Hanslick's Schrift bereits in fünf Auflagen große Verbreitung gefunden hat, so ist ihr dennoch die wahre Würdigung noch nicht ganz zu Theil geworden. Man hat aus ihr viel mehr den Stoff zur Polemik gegen die Wagner'schen Theorien geschöpft als die Anweisung zum richtigen Studium der Tonformen. Sie hat also mehr negativ gewirkt, während sie einen großen Reichthum von Anregungen zu positiver Erkenntniß bot. Diese ist allerdings nur durch jenes emsige Studium und Nachdenken zu erlangen, welches von vielen Musikern und Musikfreunden als gefühlsgefährlich betrachtet wird.

Die Schrift erregte bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen, aber, wie eben angedeutet, noch mehr in ihrer Bedeutung als Gegnerin der Zukunftsmusikpartei, als in ihrer ästhetischen, in welcher sie von den Gelehrten allerdings sofort erkannt ward. Vischer, der eine andere Richtung verfolgt, nennt sie § 749 seiner Aesthetik eine gedankenreiche, durchaus anregende Schrift. Daß es an Entgegnungen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Daß wir von diesen nur den auf rein wissenschaftlichem, nicht auf einem Parteistandpunkte befindlichen eine Betrachtung widmen, wird dem Leser einleuchten; so haben wir uns denn, die Zeitungsartikel ganz bei Seite lassend, vorzugsweise mit zwei Schriften zu beschäftigen: „Die Grenzen der Musik und Poesie. Von A. W. Ambros" und „Dr. Eduard Hanslick's Lehre vom Musikalisch-Schönen. Eine Abwehr von Dr. F. P. Graf Laurencin".

Ambros war nicht bloß ein tiefer und gelehrter Kenner und Forscher der Musik, wie seine leider unvollendet gebliebene „Geschichte der Musik" beweist, sondern auch ein außerordentlich vielseitiger und gründlich gebildeter Mann, der als Jüngling sich viel mit Malerei beschäftigt hatte und im Historischen dieser Kunst fast ebenso viel Kenntniß besaß als in dem der Musik; hiervon geben nach dem Urtheile competenter Richter seine als „Bunte Blätter" gesammelten Aufsätze über bildende Kunst Zeugniß. Er war auch nicht Anhänger der Gefühlstheorie und wußte

* Hier ein Beispiel. Der Verfasser hat die Broschüre einem sehr bekannten, ernsten und die Musik hoch verehrenden Schriftsteller geliehen. Als er sie zurückerhielt, fand er hier und da kleine Fragezeichen, die ernstesten Capitel zeigten noch glatte, also wenig gelesene Blätter. Aber neben einer Stelle stand mit Doppelstrichen und Ausrufungszeichen: „Famos!" Es war die Stelle: „Das Thier, dem die Musik am meisten verdankt, ist nicht die Nachtigall, sondern das Schaf." Ganz richtig. Man könnte noch weiter gehen und sagen: Nicht die Nachtigall singt nach, was ihr der Mensch vorpfeift, sondern der Gimpel.

genau das ästhetische Wohlgefallen vom rein unbewußten Genießen zu unterscheiden. Aber als Musiktheoretiker durfte er doch nicht gelten lassen, daß die „Kunst der Seele" Gefühle nicht darstelle, und so schrieb er denn das oben erwähnte Schriftchen, in welchem die richtigsten Bemerkungen mit unhaltbaren abwechseln. Vortrefflich ist (gleich in der Vorrede) die Beschreibung des modernen Musikers gegenüber dem alten: wie dieser Alles genau kannte, was zu seiner Kunst gehörte, sich aber um Anderes wenig kümmerte und in Italien nur Gesang hörte und die Theater sah, weiter nichts, während jener alte und neue Classiker in der Ursprache liest, Geschichte studirt, Operationen des (Hegel'schen) dialektischen Processes noch genauer kennt als die richtige Art der Beantwortung eines Fugenthemas, in Italien alle plastischen Werke studirt, die Natur bewundert, — und wenn er in seiner Kunst bedenkliche Fehler macht, auf „die Freiheit des Genius" pocht, „es stecken hinter den Donatschnitzern wohl gar tiefsinnige Gedanken." Ebenso richtig sind die Bemerkungen über das Streben der Componisten, die ihren „außermusikalischen Ideenreichthum in die Musik hineintragen" wollen, „über den denkbarsten Grad der Durchbildung und Verfeinerung", auf welchen alle Zweige der Tonsetzkunst „emporgetrieben" sind, „so daß ein naives naturfrisches Schaffen mitten in diesem Raffinement kaum noch zu denken ist, wogegen die Speculation in musikalischen Effecten (wie in Börsenpapieren) möglich geworden ist" u. s. w. Auch was er bezüglich der von ihm angeführten schönen Worte von Julian Schmidt über die Beethoven'schen Symphonien* bemerkt, ist in hohem Grade zutreffend, denn sobald man, von der musikalischen Schönheit absehend, eine andere Grundlage als die tönende Stimmung sucht, da „quält" man sich eben „um das Verständniß". Ambros geht von der Ueberzeugung aus, daß die Persönlichkeit des Künstlers sich nur durch sein Kunstwerk offenbart, „man könnte Cimabue's, Fiesole's, Rafael's, Michel Angelo's geistiges Porträt — ja beinahe ihr leibliches dazu — nach dem Anblicke ihrer Werke mit großer Bestimmtheit zeichnen". Das „geistige" Porträt vielleicht, insofern wir auf die Art des Schaffens, auf die Richtung der Phantasie des Künstlers schließen können; aber auf die ethische? Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, wie Rafael und Mozart, die Schöpfer der reinsten Werke, sinnlichen Regungen viel zugänglicher waren (namentlich der Maler!) als Michel Angelo und Beethoven, welche düsteren Gedanken nachhingen, der Welt in vielen Dingen entgegentraten und in ihren Werken die Form nach ihrem Gutdünken behandelten — nur angedeutet sei es, damit man nicht zu rasch nach dem Werke den „Charakter" beurtheile. Und wenn Ambros sagt, die Musik sei „eine künstlerische Erweiterung der Persönlichkeit ihres Schöpfers, daher sein geistiges Ebenbild", so ist das eine etwas gewagte Behauptung, welche durch die Erfahrung nicht bestätigt ist. Wer etwa in dem sehr behäbig aussehenden Marschner den Componisten des „Hans Heiling" und des „Vampyr", aus dem dicken Gesichte Schumann's den Componisten des „Manfred", aus dem kleinen Manne mit den scharfen Zügen und dem so stark hervortretenden sächsischen Dialekte den Dichter-Componisten des „Lohengrin" herauserkannte, dem mußte eine Divinationsgabe ganz besonderer Art beschieden sein. Einen großen Irrthum begeht Ambros, wenn er zuerst die Behauptung aufstellt, „die Musik bringt ganz fertige Stimmungen, sie octroyirt sie gleichsam dem Hörer" — was bis zu einem gewissen Grade annehmbar wäre — und dann weitergehend gar den Satz aufstellt: „Die Musik kann bis zu Stimmungen von sehr bestimmter Physiognomie gehen", und weiter deducirt: „Wenn gewisse Vorstellungsreihen Stimmungen von ganz bestimmt eigenthümlicher Färbung hervorzurufen pflegen, und der Musik gelingt es gerade, diese Stimmungen hervorzurufen, so schließen wir nun von der Stimmung auf diese ganz bestimmten Vorstellungsreihen, und wir gehen aus demselben Grunde, aus welchem wir unsere Empfin-

* „Bei Beethoven's Symphonien haben wir das Gefühl, es handle sich um etwas ganz Anderes als um den gewöhnlichen Wechsel von Lust und Schmerz, in welchem sich die wortlose Musik sonst bewegt. Wir ahnen den geheimnißvollen Abgrund einer geistigen Welt und quälen uns um das Verständniß. Man hat häufig versucht, sich diese Empfindungen deutlich zu machen, sich die Töne in Worte zu übersetzen."

dung in die Musik hinübertrugen, so weit, daß wir sogar auch jene ganz bestimmten Vorstellungsreihen in die Musik hinübertragen." Diese Beweisführung hat etwas von dem, was in der Schullogik mutatio elenchi genannt wird. Ein nicht fest bestimmter, sehr weiter Begriff wird als Vordersatz aufgestellt, dann wird ein besonderer Fall mit jenem Vordersatz in Verbindung gebracht und daraus der Schluß gezogen: Bestimmte Stimmungen entstehen aus gewissen Vorstellungsreihen; diese Musik erregt eine bestimmte Stimmung; also enthält diese Musik eine „gewisse" Vorstellungsreihe. — Mit dieser Beweisführung käme man ja auf das Paradoxon von Eduard Hanslick, daß ein Lotteriegewinnst und eine heitere Musik gleichständen, weil sie ja beide eine freudige Stimmung erregen. Jene „gewissen Vorstellungsreihen" können bei hundert Zuhörern sich auf fünfzig ganz verschiedene Objecte beziehen und doch zur selben Stimmung führen. Nur bei der Programmmusik, welcher die Stimmung durch die Titel quasi vorgeschrieben wird, ist die Vorstellungsreihe derart vorausbestimmt, daß für die Beurtheilung des eigentlich Musikalischen fast kein Raum bleibt. — Seite 65 findet sich der merkwürdige Passus: „Etwas von dieser glückseligen naiven Ungenirtheit des Volksliedes lebte auch in Mozart, dem größten Vertreter der ‚Musik der Seele'. Es ist vergebliche Arbeit, wenn man in seinen Symphonien nach einem psychologischen Entwickelungsgang sucht. — Die ‚Musik des Geistes', welche sich — wie Beethoven — psychologische Probleme stellt und sich einen festen, innerlich begründeten Plan der zu entwickelnden Stimmungen vorzeichnet, wirkt selbstverständlich mit denselben Mitteln, nur daß sie sich über ihr eigenes Wirken volle Rechenschaft ablegen können will."

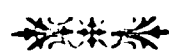
Unmittelbar nach diesen Worten beschäftigt sich Ambros mit Berlioz' „Romeo und Julie", um seine Darlegung zu bekräftigen. Es ist also deutlich ausgesprochen, daß Mozart, der „größte" Musiker der „Seele", nicht zu erreichen vermochte, was ein viel geringerer Musiker des „Geistes" Berlioz erreichen konnte. Interessant ist es, bei Ambros die Beschreibung der A-moll-Symphonie Mendelssohn's zu lesen, wie der geistreiche gemüthvolle Gelehrte sich dreht und wendet, um in dem „chromatisch brausenden Sturm", in den „sanfttraurigen feierlichen Marschsätzen", im „heftigen Kampfe der Finale", wo Stellen klingen „wie das Gebrüll eines jungen Löwen, mit dem ein Ritter kämpft", etwas herauszufinden „recht altdeutsch dreinschauend, so etwas wie Dornröschen, Aschenputtel oder Schneewittchen" — und wie er all' die englischen und schottischen Anklänge im ersten, dritten und vierten Satze nicht erkennt! Und wie er nun gar die Sonate „les adieux, l'absence et le retour" mit den Briefen an Julia Guicciardi in Verbindung bringt — während der jetzt aufgefundene Originaltitel der Sonate ausdrücklich von der Abreise des Erzherzogs Rudolf, des Schülers und Freundes Beethoven's, spricht? Welch ein schlagender Beweis gegen die Theorie von gewissen „Vorstellungsreihen" und „bestimmten Stimmungen"! Wie genau und schön beschreibt Ambros das Scheiden der beiden Liebenden, die Trauer, das Entzücken bei der unvermutheten Heimkehr, wie anscheinend unwiderleglich beweist er das Alles aus der Musik — und wie falsch ist dies Alles! Wir haben absichtlich viele Stellen aus dem Büchlein genau angeführt, weil es uns darum zu thun war, dem Leser klar darzulegen, wie ein vielseitig gelehrter, gemüthvoller und wohlwollender Mann auf Abwege gerathen kann, wenn er durchaus eine Ansicht vertritt, welche sich nur mit dem Gemüth glauben, nicht aber mit der Wissenschaft feststellen läßt.

Mit der „Abwehr" des Grafen Dr. Laurencin dürfen wir schon etwas weniger genau zu Werke gehen, denn sie ist weniger wissenschaftlich als polemisch gehalten. Der Graf ist ein feinfühlender und wahrhaft begeisterter Musikfreund, ein geistreicher Schriftsteller, der in vielen Zeitschriften anregende Aufsätze über Musik veröffentlicht hat und — wie der Verfasser aus persönlicher Bekanntschaft versichern darf — eine ungemein liebenswürdige, wohlwollende Natur. Nichtsdestoweniger wirft er in seiner „Abwehr" mit wenig feinen und der Wissenschaft recht fernstehenden Ausdrücken um sich. „Unmündiger Jüngling, analytischer Quälgeist, nichtswürdiges Princip, unwürdiges Zeug, Geisteswüste, Trübsal, Pseudo-Reformer, rastlose Mord-

sucht am Höchsten und Heiligsten" u. s. w. Erklärte der Graf nicht selbst, daß er dem Centrum der Althegel'schen Partei angehörte, man könnte glauben, er sei bei dem Todfeinde Hegel's, bei Schopenhauer, in die Schule gegangen. Aber Hegel ist dem Grafen „der größte neue Prophet deutscher Wissenschaft", sein System „ein unerschöpfliches Meer geistiger Anregungen". Dagegen ist nun nichts einzuwenden. Jeder Ueberzeugte schwört auf seinen Meister. Wenn aber ein Mann „vom Centrum der Althegel'schen Partei", welchem Denken, Fühlen, Sein Eins, alle einzelnen Vermögen nur phänomenologische Stufen für verstandesmäßiges Erkennen sind, plötzlich mit Phrasen hervortritt, wie „der Verstand, dieser selbstsüchtigste Dämon des Menschen" und „das im Gefühl wurzelnde Leben der Psyche", so darf man wohl solche Ausdrücke mehr den schöngeistigen als den philosophischen beizählen. Doch wir wollen uns zu den rein musikalischen Dingen und deren Behandlung wenden. Laurencin ist die Meisterouvertüre zu Spohr's „Jessonda" eine spiegelbildliche Darstellung der in der Oper „theils angedeuteten, theils durchgeführten Gefühlsstimmungen". Sehr viele Musiker und die wärmsten Anhänger der Theorie von der Gefühlsdarstellung werden in dem Allegro der Ouvertüre und besonders in dem Mittelthema nur ein ziemlich unbedeutendes, leicht geformtes Tonstück finden, besser gearbeitet, aber weder in Rhythmus noch in Melodie viel bedeutender als manche Rossini'sche Ouvertüre. Spohr ist aber dem Autor „gerade nach dem subjectivsten Momente alles Tönens hin" (nämlich nach dem der Gefühlsdarstellung) „wohl der überschwänglichste Bildner, den es je gegeben". Ihm sind ferner schöne Recitative „die höchste, vollkommenste Musik, weil ebenso spiegelbildlich wahr als schön für den ganzen inneren und äußeren Menschen", und er kann nicht umhin, diese Tonform für das Ideal ihrer Genossinnen, für die Stätte ursprünglichster und vollkommenster Musik zu erklären. Die großen Componisten charakterisirt Graf Laurencin folgendermaßen: „Wer aus den Spohr'schen Klängen im Ganzen wie im Einzelnen nicht den von tiefem Seelenschmerze und von sehnsüchtigem Drängen nach Linderung desselben erfüllten Tonmenschen (?!!) erkannt hat" — u. s. w.

Nun lese Jemand Spohr's Selbstbiographie, erfreue sich an der wahrhaft großartig einfachen Gestalt dieses Kernmenschen, der so durch und durch mit sich eins war, und dann suche er den von Seelenschmerz erfüllten „Tonmenschen", der wieder ein paar Seiten später ein „tönender Tibull oder Ernst Schulze" genannt wird! Schumann ist der „feuertrunkene Herold des seelenhaften Tönens". In Mendelssohn waltet eine geistige Doppelnatur, die „tiefreligiöse" und „die romantisch-mystische Tonseele" (so spricht der Todfeind der Seelentheorie). Das Stärkste jedoch ist, wenn Beethoven, der Mann, der das Violinconcert und das Clavierconcert in Es, die Sonaten Op. 53 und 106, die Eroica, die C-moll- und die neunte Symphonie, das Cis-moll- und A-moll-Quartett, die Missa solemnis geschaffen hat, ein „in Töne übersetzter Jean Paul" genannt wird! — Man muß sich erinnern, daß unser Autor ein wahrhaft tiefgebildeter und begeisterter Musikfreund ist, um gegenüber solchen Ueberschwänglichkeiten ernsthaft zu bleiben.

Aus den Gegenschriften von Ambros und Laurencin wird der Leser beiläufig die Grundlagen der Polemik gegen Hanslick ermessen können. Daß fast alle Musikgelehrten, besonders aber Biographen wie Marx, Chrysander, Gervinus in seinem Buche „Händel und Shakespeare" die formalistisch geheißene Grundanschauung heftig angriffen und die Gefühlstheorie festhielten, ist leicht begreiflich. Wir gehen jetzt zur selbständigen Literatur über, die sich in mehrere Abschnitte theilt: Aesthetik, Biographie, Musikgeschichte, Belletristik und Kritik.





Karl Friedrich Schinkel.

Von

Robert Dohme.

Am 13. März dieses Jahres ist ein Jahrhundert verflossen seit dem Tage, an welchem Karl Friedrich Schinkel in dem märkischen Städtchen Neu-Ruppin geboren wurde. Etwa vierzig Jahre sind es, daß er wieder von uns schied; und schon hat eine außerordentlich reiche Literatur sich über ihn angesammelt. Den größeren Biographien von Kugler, Waagen und namentlich Wolzogen reihen sich die vier Bände seines Nachlasses an; bald nach seinem Tode schuf pietätvolle Verehrung der Berliner Architektenwelt die jährliche Erinnerungsfeier des 13. März, das „Schinkelfest", welches im Jahre 1846 zuerst von einer später im Druck erschienenen Festrede begleitet wurde; 1848 folgte die zweite und seit 1853 wurden diese dem Meister gewidmeten Lobreden zu einer auch heute noch fortdauernden jährlichen Einrichtung an seinem Gedenkfeste. Schon 1855 beginnt Kugler seine Ansprache bei dieser Gelegenheit mit dem Hinweis, es sei über Schinkel bereits so viel beigebracht, daß es ihm schwer werde, Neues, der Würde des Gegenstandes Entsprechendes zu sagen. Seitdem ist die Zahl jener officiellen Festreden um fünfundzwanzig weitere gewachsen und in kunstgeschichtlichen Hand- und Lehrbüchern sowie verstreuten Aufsätzen außerdem eine Fülle von Material erstanden. Man sollte deshalb glauben, das Endurtheil über Schinkel's Bedeutung müsse längst festgestellt sein. Und doch wie verschieden lautet es noch!

Die Berliner Fachgenossen setzen ihren verehrten Meister gleichberechtigt neben Brunellesco und Bramante, neben die größten Künstler aller Zeiten; süddeutsche Kunsthistoriker dagegen haben allen Ernstes Schinkel und Leo v. Klenze gleichstellen zu sollen gemeint. Verwirrte hier unbewußt ein gewisser Localpatriotismus das objective Urtheil, so läuft Aehnliches auch bei den Berliner Festreden mit unter, wie man denn in Berlin auch noch immer etwas unter den Nachwirkungen des bezaubernden Einflusses steht, den die allerdings selten harmonische und wohlthuende Persönlichkeit des Mannes, sein völlig in idealste Zielstrebigkeit aufgegangenes Wesen auf Alle, die ihm nahe standen, geübt hat. „An die Spitze der zahlreichen Vorzüge dieses reich begabten Naturells stelle ich seine hohe sittliche Würde, seine seltene moralische Kraft, seine noch seltenere Selbstverleugnung und außerordentliche Herzensgüte," schreibt Waagen im Jahre 1844, und das Wort des nahestehenden Freundes wird bestätigt von Allen, welche das Glück des persönlichen Umganges mit Schinkel genossen haben, mögen es Untergebene, Gleichgestellte oder Vorgesetzte gewesen sein. Man braucht nur in seinem Nachlasse zu blättern, allerorten finden sich Spuren edelsten Strebens, reinster Begeisterung für sein Fach, des Durchdrungenseins von der sittlichen Nothwendigkeit der Kunst und von der läuternden Kraft, welche sie auszuüben vermag — und die sie in der That auf Schinkel selbst aus-

geübt hat. Wo aber im modernen Leben das, was dem Griechenthum naives Empfinden war, uns heute als bewußt empfundener sittlicher Drang entgegentritt, stark genug, um das ganze Dasein zu erfüllen, wo diese Anschauungsweise zugleich mit reichen Gaben des Talentes verbunden ist, die sich ganz dem Dienste des hohen Zieles widmen, da können wir unsere Bewunderung, unsere Sympathie nicht versagen. Das ist es auch, was immer wieder die eingehende Beschäftigung mit Schinkel zum erhebenden Genuß macht. Es ist, als ob etwas von der sonnig heiteren Schöne der hellenischen Kunst, zu der sein Streben ging, auch aus seinem Wesen — wie es uns überliefert worden — auf die späteren Geschlechter herabstrahlte. „Charakter und Genie standen bei ihm in seltener, hoher Harmonie und bildeten seine Seele zu einer Reinheit und Schönheit aus, wie sie nur in sehr wenigen Fällen von den Menschen erreicht werden,“ sagt derselbe Waagen, dessen sonst so trockener Stil, wo es dem Andenken des verstorbenen Freundes gilt, eine ungewohnte Schwungkraft gewinnt. Der unermüdliche Schaffensdrang des seltenen Mannes, seine erstaunlich gesteigerte Arbeitskraft und daneben die opferfreudige Bereitschaft, mit seiner Kunst Allen, die ihn darum angingen, dienstbar zu sein, finden in A. v. Wolzogen einen beredten Schilderer. Die Summe aber seines Strebens als Mensch und Künstler läßt sich zusammenfassen in die Worte: Dem Schönen und Guten.

Es ist jedoch ein ander Ding um die Intentionen unseres Strebens und um die Leistungen, die wir zeitigen. Der Biograph hat das Recht und die Pflicht, sich in den Ideenkreis der zu schildernden Persönlichkeit zu versenken, mit liebevollem Auge ihn in seinem Wollen und Kraftaufwande aufzusuchen. Die allgemeine Geschichte fragt rein objectiv nach den Werken und prüft sie an der Scala der gesammten vorangehenden und nachfolgenden Entwickelung. Der Frage nach dem Gut oder Schlecht des Aesthetikers stellt sie die andere nach dem Zusammenhange mit der vorangehenden Zeit und der Weiterführung der Entwickelung entgegen. — In diesem Sinne wollen sich die folgenden Zeilen mit Schinkel beschäftigen.

Als Sohn eines Geistlichen wurde Schinkel am 13. März 1781 geboren; in seinem sechsten Lebensjahre verlor er bereits den Vater. 1795 siedelte die um die Erziehung ihrer Söhne besorgte Mutter nach Berlin über, wo sie im Predigerwittwenhause, Papenstraße 10, eine Wohnung erhielt. Die Söhne besuchten das Gymnasium „Zum grauen Kloster“. Wie so vielen vorwiegend künstlerisch begabten Knaben wurde auch Schinkel die Schulzeit schwer genug. Endlich im Jahre 1798 verließ er als Primaner das Gymnasium, um, dem inneren Triebe folgend, sich dem Studium der Architektur zuzuwenden, während die Vormünder ihn zum Bierbrauer oder Branntweinbrenner bestimmt hatten.

Ausgestellte Arbeiten Friedrich Gilly's hatten Schinkel's Aufmerksamkeit schon früher auf diesen Künstler gelenkt; ihn hatte er sich zum Lehrer ersehnt und schon als Gymnasiast, während Gilly auf einer längeren Studienreise durch Italien und Frankreich abwesend war, die Bekanntschaft seines Vaters, des Geh. Ober-Bauraths Gilly, gemacht, auch unter dessen Leitung bereits architektonische Zeichenübungen begonnen. Jetzt trat er, siebzehnjährig, in das Atelier des von seiner Reise zurückgekehrten Friedrich ein.

Man hat mit Recht Gilly als eine Art Vorläufer Schinkel's gerühmt. Seine Stellung in der Entwickelungsgeschichte charakterisirt bereits Levezow in seiner Gedächtnißschrift auf den eben Verstorbenen, wo er sagt, Gilly habe anfänglich dem „herrschenden Geschmack an neuer französischer Baukunst“ gehuldigt, bis er plötzlich sich die Frage vorgelegt, was denn eigentlich die Antike, die man doch stets im Munde führe, sei; das habe ihn zum Studium der Alten und zu einem engen Anschluß an die antiken Bauvorbilder geführt. — Der Aufsatz ist 1801 geschrieben; wenn man sich vergegenwärtigt, was in jener Zeit „antik“ hieß, so ergiebt dies in unsere Ausdrucksweise übertragen: Gilly verließ den damals in Berlin durch Gontard's und Erdmannsdorf's Bauten in Mode gebrachten Stil Ludwig's XVI., um sich jener aus altägyptischen und altdorischen Elementen zusammengebauten Urantike zuzuwenden, die um die Wende des Jahrhunderts beliebt wird und an einzelnen Orten trotz

ihrer Leerheit längere Zeit wach bleibt. Entscheidende Bedeutung im Gesammtbilde eines ganzen Stadttheiles hat dieser Stil bekanntlich in Karlsruhe, Dank der Thätigkeit Weinbrenner's und seiner Schule, gewonnen. Gilly's gefeierter Entwurf zu einem Denkmal Friedrich's des Großen, die bedeutendste Leistung seiner kurzen Künstlerlaufbahn, steht ganz auf diesem Boden: Ueber einem breit gelagerten Unterbau mit Säulengängen ragt ein dorischer Peripteros auf; die Substructionen öffnen sich in jenen weiten Halbkreiswölbungen, welche charakteristisch für die vermeintlich auf die Urformen zurückgehende Zeit sind. Die Verhältnisse des Ganzen, auch viele Einzelheiten zeigen eine Reinheit, die für jene Frühzeit besonders beachtenswerth ist. Denselben Geist, wennschon noch nicht dieselbe künstlerische Durchbildung, athmen Schinkel's erste Entwürfe: so ganz besonders der für ein Schloß in Koburg vom Jahre 1802 mit seinen übertrieben geböschten Thüren, seinen Säulen, die an die protodorische Form erinnern, den zwei Pavillons in Form ägyptischer Pylonen, den wie Medaillons unter das Hauptgesims geklebten großen Löwenköpfen und Anderem. Aehnlich erscheint er in zwei interessanten Entwürfen zum Bau eines Museums aus der gleichen Zeit, mit einer in weiter halbkreisförmiger Nische sich öffnenden Eintrittshalle. Dem Biographen sind diese idealen Compositionen besonders deshalb



Karl Friedrich Schinkel.

wichtig, weil sich in ihnen bereits die Grundzüge der Anlage finden, welche Schinkel zwanzig Jahre später beim Bau des Berliner Museums wirklich zur Ausführung brachte: die große Rotunde inmitten eines umschriebenen Rechtecks. Die Blätter sind heute im Besitz der Familie v. Quast.

Schinkel's weitere praktische Thätigkeit wurde in jenen Jahren bekanntlich durch längere Zeit unterbrochen; vorerst durch die Reise, welche er 1803 bis 1805 zusammen mit dem Architekten Steinmeyer nach Italien und Frankreich machte, und dann durch das Elend der politischen Verhältnisse, welches die Entwickelung irgend welcher namhaften Bauthätigkeit bis zum Jahre 1815 in Berlin nicht zuließ. Kein Wunder, daß wir den gereiften Mann in den seit 1815 ausgeführten Bauten auf wesentlich anderem Boden finden als beim Eintritt in die praktische Thätigkeit, wennschon einige Nachwirkung der ersten künstlerischen Anschauungen, die er in sich aufnahm, bis zuletzt nachweisbar bleibt. Eine gewisse Härte und Nüchternheit in der Zeichnung aller reicheren Decoration, die bei Schinkel unverkennbar ist, vielleicht auch seine wenig entwickelte Farbenscala stammen daher.

Es ist müßig und doch lockend, sich auszumalen, welche Richtung ein Mann von Schinkel's Begabung eingeschlagen hätte, wenn er statt Gilly den Freiherrn v. Erdmannsdorf zum ersten Lehrer gehabt hätte. Schinkel selbst erkannte die Eigenart seiner Kunst wohl; so verstand er, Dank der Schule, aus der er kam, den Geist des Hellenismus. Die griechische Kunst ist ihm ein „erhaben einfacher Stil, der durch eine ungestörte Entwickelung jedes fremde Element von sich abwies und dadurch im Gegensatz mit moderner Kunst, für uns den Charakter der Unschuld bewahrend, sämmtliche geistige Kraft und Talent auf die innerste Ausbildung der Einzelheiten in jeglichem Theile der Kunst verwendet.“ Die für uns etwas absonderliche Anschauung, dem griechischen Stil den Charakter der Unschuld zu vindiciren, ist doch ungemein charakteristisch für Schinkel. Darf man überhaupt in diesem Sinne von Bauformen reden, so kommt eine solche Bezeichnung seinem Stile ganz besonders zu. Eine keusche, knappe, bescheidene Grazie liegt in seinen Arbeiten.

Den ganz in der puristisch-archaistischen Richtung Befangenen brachte zunächst die Reise zu freierer Entwickelung, und zwar nach einer Richtung hin, die ihm scheinbar am fernsten lag. Nicht die antiken Reste Italiens nehmen sein Interesse sonderlich in Anspruch, sie sind dem Architekten von früh auf geläufig — schreibt er —; auch die Renaissance läßt ihn ziemlich kühl; ihre beste Zeit sei mit Bramante vorüber. Die Hochrenaissance entlockt ihm kaum eine beifällige Aeußerung. Dagegen fesselt ihn mit ganzer Macht das Mittelalter. Des begeisterten Lobes ist er für die romanischen und gothischen Bauten Venedigs und Siciliens voll. Der Mailänder Dom reizt ihn zu einer Reihe künstlerischer Phantasien, darunter das oft citirte Blatt, auf dem er das mächtige Werk auf steiler Felsenklippe am Meeresrande gezeichnet. Der Einfluß der romantischen Weltanschauung, deren Herrschaft in jenen Jahren beginnt, macht sich auch auf ihn geltend. Noch aber steht die Zeit in den Jugendjahren der historischen Erkenntniß: vorerst reizt in der Architektur das Malerische die Phantasie zumeist an; eine ruhige historische Kritik des Werthes und der Bedeutung der Bauformen konnte erst bei ausreichender Kenntniß des gesammten Materials durch die damit ermöglichten Vergleiche gewonnen werden. Die Tage, welche dies brachten, hat Schinkel nicht mehr erlebt. Soweit er sich als Architekt in mittelalterlichen Bauformen bewegt, sind es deshalb mehr die Aeußerlichkeiten der späteren Gothik, welche ihm als Vorbilder gelten, das Fialen- und Leistenwerk derselben, welches er mehr oder weniger mit seinem an der Antike entwickelten Raumgefühl zu vereinigen strebt. So sehr aber Schinkel auch in der ersten Zeit seiner praktischen Thätigkeit noch für das Mittelalter begeistert ist — man denke an den Plan einer Nationalkirche auf dem Leipzigerplatz und die bei dieser Gelegenheit verfaßte Denkschrift, an so mannigfache gothische Entwürfe und Bauausführungen von ihm —, die romantische Periode ist im Gesammtbilde seines Kunstcharakters doch nur eine Episode; das Schwergewicht seiner Bedeutung liegt auf anderem Gebiete.

Es ist seit Carstens' Vorgang eine oft wiederholte Behauptung, daß am Ende

des vorigen Jahrhunderts die Kunstzustände zu verrottet waren, um anders als durch völlige Abkehr von den bisher betretenen Bahnen Hülfe und Besserung zu erlauben. Ob Carstens mit dieser seiner Ansicht und ihrer Durchführung seiner besonderen Kunst neben allem Nutzen, den er ihr geschaffen, nicht doch auch schwer und unnöthig geschadet habe, mag hier auf sich beruhen. In der Plastik führt — um innerhalb der Berliner Schule zu bleiben — ohne diese Opposition allmälig und glänzend Gottfried Schadow in seinen Werken vom Rococo und Zopf zur Classicität hinüber; auf dem Gebiet der Architektur nähert sich Schinkel mehr der Carstens'schen Anschauungsweise. Innerhalb der auf hellenischen Studien beruhenden classischen Periode der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts ist er der bedeutendste Meister nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen Welt. Nicht Er hat diese Periode heraufgeführt, ihre Ursprünge liegen vielmehr weiter rückwärts, im achtzehnten Jahrhundert; das Erscheinen von Stuart's und Revett's Aufnahmen griechischer Bauten schon könnte man als die Geburtsstunde der neuen Zeit bezeichnen; aber er hat sie zur höchsten Entwickelung geführt. Seine Bauten zeigen — es ist ja oft hervorgehoben worden — eine Schönheit der Verhältnisse, eine Reinheit der Details, überhaupt eine künstlerische Feinsinnigkeit, die hoher Bewunderung werth ist; aber sie zeigen auch die Grenzen jeder auf Reflexion beruhenden Kunst. „Aus dem Geiste des Griechenthums heraus die neuen anderen Aufgaben, welche unsere Zeit stellt, zu lösen", das war das Programm der Schinkel'schen Kunst. Die bloße Nachahmung verschmähte er durchaus. Aber ihm und denen, die sein Programm so oft begeistert nachgesprochen, ist nicht zum Bewußtsein gekommen, daß jeder Baustil nur das Resultat der gesammten Cultur seiner Zeit ist; wäre die Cultur eine andere, so würde auch der Stil ein anderer sein. Die Frage: Wie würden die Griechen eine Bahnhofsanlage gezeichnet haben? ist im Grunde verkehrt; hätten sie Maschinen, Telegraphen, Eisenbahnen, hätten sie Pulver und Buchdruckerkunst gekannt, so wäre auch ihr Baustil ein anderer gewesen. Der Beweis des geschichtsphilosophisch unbezweifelbaren Satzes läßt sich selbst historisch führen. Als die Frage: Wie soll man eine christliche Kirche bauen? an die Griechen herantrat (das heißt, als die antike Cultur durch das Christenthum eine neue Wendung nahm), da baute man — die altchristlichen Basiliken, also etwas ganz Neues, bisher Beispielloses, und nicht — wie die Neugriechen des neunzehnten Jahrhunderts — Zwittergebäude nach Art der Madelaine in Paris. — —

Von der Reise zurückgekehrt, lernte Schinkel bald einsehen, daß es ihm bei den damaligen Zeitverhältnissen nicht möglich sei, seinen Unterhalt als Architekt zu verdienen. Von den bildenden Künsten hält sich am ehesten noch unter widrigen äußeren Umständen die Malerei wach. Da er auch für sie von Haus aus begabt war, so ist es kein Wunder, daß wir ihn in den Jahren 1806 bis 1815 vornehmlich als Landschafts- und Architekturmaler thätig finden. Seine Biographen sind des Lobes auch nach dieser Richtung hin voll. Die Nationalgalerie besitzt von ihm zehn zum Theil sehr große Originale und sieben Copien; sie gewährt so allein schon allen Kunstfreunden die Möglichkeit, ihr Urtheil zu bilden. Dies wird dahin lauten, daß Schinkel's Technik nur wenig entwickelt, seine Farbe meist trübe und schwer ist; eigentlich malerische Qualitäten besitzen seine Bilder nicht und sind deshalb nur mit Mühe von den Arbeiten seines sorgfältigen, aber doch nur mäßig begabten Copisten Ahlborn zu unterscheiden. Im Entwickelungsgange der Kunstgeschichte nehmen sie mithin keine erhebliche Stelle ein; es sei denn, daß man betone, wie sie eine Lücke in der Zeitfolge füllen, in der auch sonst nichts Erhebliches auf diesem Gebiete geleistet worden. Dagegen spricht aus seinen Compositionen die liebenswürdige Märchenwelt, die phantasievolle Gestaltungskraft der Romantik in ihrer vollen Eigenart. Die mittelalterliche und die antike Welt bald einzeln schildernd, bald mit einander vermischend, zaubert er uns eine phantastisch schöne Welt vor, in der das Menschengeschlecht, losgelöst von den drückenden Sorgen des Alltagslebens, ein besseres, seliges Dasein zu führen scheint, gleich Goethe's schöner Menschenwelt im Tasso. Es ist die Sinnesweise Claude's, die freilich, nach der verschiedenen Art des

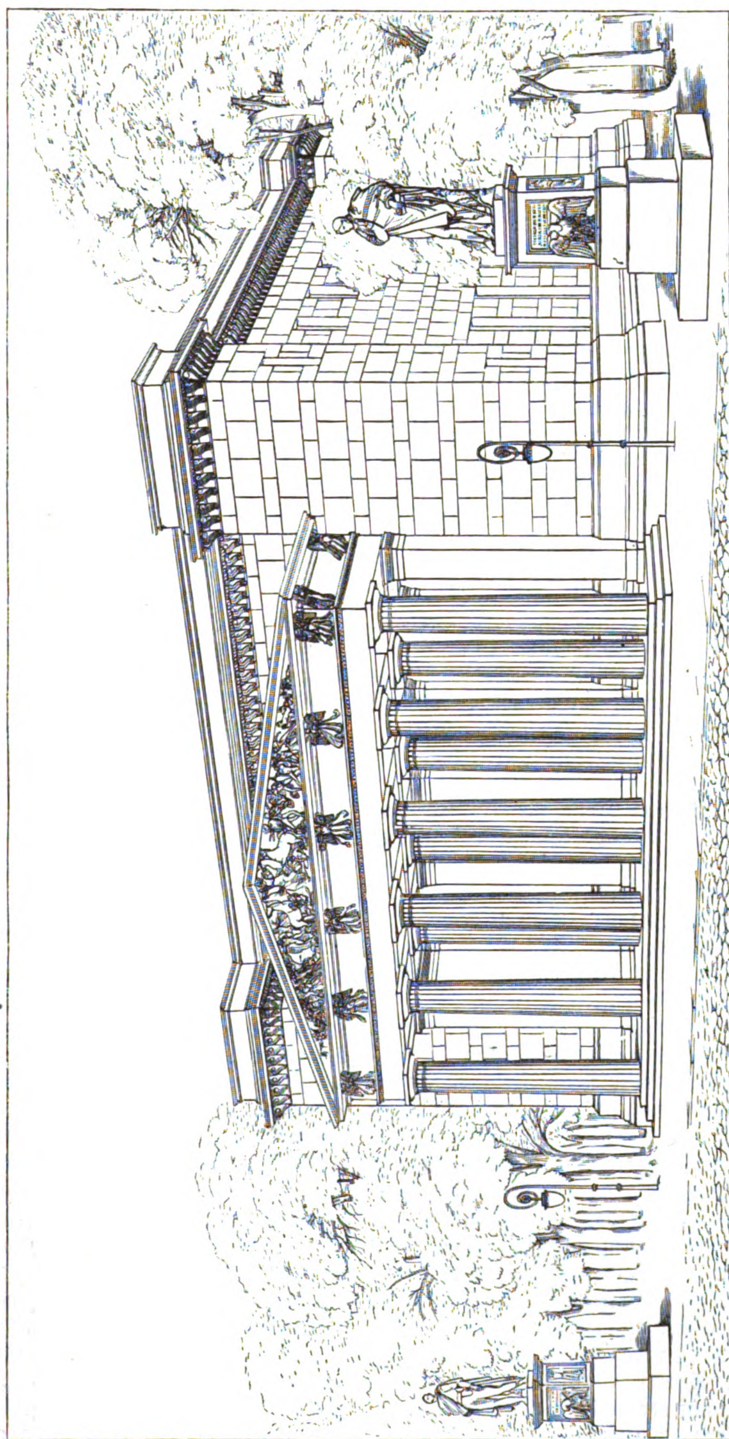
Talentes beider Männer, bei Schinkel einen neuen Ausdruck findet. Auch er denkt seine Compositionen durchaus malerisch, die Stimmung des Lichtes spielt bei ihm ebenfalls — wenigstens der Intention nach — eine große Rolle; als Resultat aber fesselt er immer doch nur durch das gegenständliche Interesse.

Aehnlich wie er als Maler in dieser Frühzeit empfand noch Jahrzehnte später sein hoher Schüler König Friedrich Wilhelm IV.; auch er hat eine Fülle von Compositionen hinterlassen, die in gleichem Geiste gedacht sind, gleichen Reiz auf den für poetische Gestaltungen empfänglichen Beschauer ausüben, aber trotzdem stets dilettantisch bleiben. Und etwas Dilettantenhaftes wohnt auch den Schinkel'schen Arbeiten inne: es ist der phantasiebegabte, glänzend zeichnende Architekt, ein Mann mit warmem, empfänglichem Herzen für alle Erscheinungen der Natur, sei es die eigenartige Stimmung der nordischen Landschaft, sei es die lachende Pracht oder die heroische Größe des Südens, — ein Dichter, der unsere Stimmung lebhaft durch seine Darstellung beeinflußt, aber dessen eigentlich malerische Mittel uns kalt lassen. Seine Gemälde sind in erster Linie Dichtungen. Wem fiele als bezeichnendes Beispiel hierfür nicht das durch den Stich weitverbreitete Bild „Die Blüthe Griechenlands" (im Besitz der Prinzeß Marianne der Niederlande) ein! Charakteristisch für diese seine Auffassung ist auch die oft wiederholte Anekdote von Schinkel's Wettstreit mit Clemens Brentano: ob die Malerei ebenso lebendig schildern könne wie die Dichtung. Die Streitfrage sollte durch einen Versuch entschieden werden. Eines Abends begann der Dichter die Erzählung einer Novelle, während der bildende Künstler gleichzeitig zum Bleistift griff und die einzelnen Phasen der fortschreitenden Darstellung auf ein und demselben Blatte fixirte. So entstand der erste Entwurf zu dem Bilde Nr. 292 der Nationalgalerie. Kaum irgend Jemand wird, wenn überhaupt dem Scherze im Freundeskreise tiefere Bedeutung beigelegt werden darf, heute auf Seiten Schinkel's stehen; jede Kunst hat ihre bestimmten Gebiete, in denen sie den geeignetsten Ausdruck für den künstlerischen Gedanken bietet. Das Nacheinander der geschichtlichen Entwickelung, namentlich der Novelle, wird sich nie vollgültig durch das Nebeneinander im Bilde ersetzen lassen.

Dichtungen voller Liebreiz, voll reiner hoher Begeisterung für die Götter- und Sagenwelt Griechenlands, voll poetischer Gestaltungskraft sind auch seine großen Compositionen für die Wandmalereien in der Vorhalle seines Museums. Etwas von der sonnigen Heiterkeit, in der seinem Auge die Griechenwelt erschien, ist in dieses Werk übergegangen; aber Zeichnung und Colorit des von seiner Hand herrührenden Entwurfes im Schinkel-Museum lassen trotz aller Vorzüge den Dilettanten auf diesen Gebieten erkennen. — —

Gleich das erste Bauwerk, welches Schinkel nach wiederhergestelltem Frieden im Jahre 1816 für den Staat ausführte, die neue Wache (s. Illustr. S. 805), hat das Zopfige der früheren Arbeiten so gut wie ganz abgeworfen. Nur ganz leise Spuren der Reminiscenz an die alte Zeit findet das kundige Auge in dem Grundgedanken eines zwischen zwei schweren Pfeilern angeordneten dorischen Giebels. Wie glücklich aber wirkt hier dies Motiv in seiner kräftigen Gliederung der Massen und den damit erreichten starken Gegensätzen von Licht und Schatten; wie musterhaft sind die Verhältnisse, wie fein und doch frisch die Details! Kunstgeschichtlich ist das kleine Bauwerk von Bedeutung als das erste sichtbare Zeichen einer neuen Zeit in Deutschland. Ein weiter Sprung liegt zwischen ihm und den letzten Schöpfungen der vorigen Periode in Berlin — man nehme etwa die alte Münze von Heinrich Gentz am Werder'schen Markt. Hier noch ein unklares Suchen auf Grund mißverstandener Vorbilder, mehr nur die Negation aller früheren architektonischen Ideale, dort die Abklärung einer neuen, entwickelungsfähigen Formbehandlung.

Ganz frei, ganz der Führer der neuen Zeit erscheint Schinkel dann im Neubau des 1817 abgebrannten Schauspielhauses. Es war der epochemachende Bau, der Berlin zum Vorort der hellenistischen Schule unseres Jahrhunderts erhob. Die Silhouette des Ganzen ist reich und lebendig gegliedert und dabei der architektonische Gedanke doch klar und einfach. Ein Theater, ein Festsaal und allerlei Requisiten- und Geschäftsräume sollten in demselben Hause vereinigt werden. Schinkel



Die Neue Wache.

zeichnete ein großes Rechteck, dessen Mittelkörper er für das in der Façade am höchsten aufsteigende Theater bestimmte, während der linke Abschnitt für den Festsaal, der rechte für die übrigen Anforderungen des Programms Raum bot. Auf schwer gequadertem Unterbau erhebt sich eine Pilasterstellung mit vollem jonischen Gebälk über sich. Zwischen die großen Pilaster schieben sich, durch ein Gurtgesims getrennt, zwei Reihen kleinerer ähnlicher Stützen; die Intervalle zwischen je zweien derselben dienen als Lichtöffnungen. Der mittlere Haupttheil steigt noch in einem weiteren, ähnlich gegliederten Halbgeschoß über das Hauptgesims hinaus, um in einem Giebel zu schließen. An der Hauptfront ist vor diesen Mitteltheil eine sechssäulige jonische Vorhalle gelegt, zu der eine breite Freitreppe hinanführt. — Ist es nöthig, die großen, oft betonten Schönheiten dieses Werkes noch einmal im Einzelnen hervorzuheben, noch einmal auf die glänzende architektonische Erscheinung des Berliner Gendarmenmarktes hinzuweisen mit seinen drei monumentalen Bauten, die sich so trefflich gruppiren und gerade durch ihre stilistischen Gegensätze zu einander so lebendig wirken? Freilich, so effectvoll die Freitreppe als Façadenmotiv ist, benutzbar ist sie bei ihrer Höhe für ein Theater, welches man Abends besucht, in unserem Klima nicht; das haben wiederholte Versuche praktisch ausreichend erwiesen. Wenn deshalb die Zugänge heute in dem durchaus untergeordneten Erdgeschosse liegen müssen, so ist dies ein Mißstand, der dem Architekten zur Last fällt.

Die Decoration des Zuschauerraumes — wer hätte dies nicht empfunden! — bleibt hinter dem Aeußeren zurück. Es fehlt dem Raum die festliche Pracht; er hat eher etwas Trübes, Nüchternes, wozu freilich moderne Zuthaten, wie die grüne Färbung der Wände, der heutige Kronenleuchter, endlich der — allerdings nach einer Schinkel'schen Skizze gezeichnete — Vorhang, das Ihre thun. Ein monumentaler Theaterraum verlangt malerisch lebendige Pracht, Farben- und Formenreichthum; er soll den Zuschauer bereits in eine Stimmung hinüberleiten, welche sich den auf der Bühne gebotenen Sinnestäuschungen williger hingiebt. Deshalb wird es uns in den noch erhaltenen Rococotheatern so wohl, deshalb ist in gewissem Sinne noch immer das reizvollste aller deutschen Theater jener herrliche kleine Bau Bibiena's, das alte Opernhaus in Bayreuth.

Wohlthuende, behagliche Innendecorationen zu schaffen, war Schinkel überhaupt versagt; selbst in den Fällen, wo es recht eigentlich auf wohnliche Pracht ankam, bei der Ausstattung fürstlicher Gemächer, behält er etwas Kaltes und Frostiges. Und man darf nicht als Rechtfertigung den Zeitgeschmack überhaupt anführen; freilich trifft ihn der Vorwurf nicht allein, er theilt diesen Mangel mit allen Zeitgenossen; aber während er sonst so vielfach Bahnbrecher neuer Gedanken wird, bleibt er hier nicht nur in der allgemeinen Anschauung stecken, sondern treibt sie sogar hier und da bis ins Extrem.

Sind wir aber nicht ungerecht, wenn wir die Anforderungen unserer Zeit als Maßstab an eine andere Periode legen? Könnten *wir* nicht in den Augen der Nachwelt die Irrenden, die Zeit Schinkel's die recht handelnde sein? In diesem Falle gewiß nicht! denn unser Urtheil befindet sich da in Uebereinstimmung mit den Anschauungen fast aller vergangenen Perioden. Die gebrochenen Farben sind vielfach erst Erfindungen unserer Zeit, die Farbenfreude selbst aber ist so alt wie die Menschheit und ebenso die Lust an weichen bequemen Ruhelagern und -sitzen. Schinkel aber hat die am Ende des vorigen Jahrhunderts Mode gewordene Negation dieser beiden Forderungen im großen Ganzen bis ans Ende seiner Wirksamkeit wachgehalten. —

Seit der Errichtung des Schauspielhauses wuchs die Thätigkeit Schinkel's bald ins Riesenhafte. Wenn wir heute das Werk seines Lebens — ausgeführte und geplante Bauten, Gemälde, Entwürfe für tausenderlei kunstgewerbliche Gegenstände, mannigfache Publicationen, Dienstgeschäfte und Dienstreisen ohne Ende — übersehen, so erscheint es erstaunlich, daß er das Aufreibende einer solchen Existenz überhaupt nur so lange, wie es geschehen, ohne ernsteren Schaden für seine Gesundheit ertragen hat, die endliche schwere Erkrankung wird fast zum naturgemäßen Ausgang einer solchen beständigen Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte. Daß die oft unter den schwierigsten Verhältnissen entstandenen

Arbeiten dem späteren Betrachter mannigfach ungleich erscheinen, liegt auf der Hand. Und auch noch Manches von dem, was heute die Bewunderung seiner Biographen erregt, wird im Verlaufe der Zeit an Interesse verlieren; seine Hauptwerke aber werden stets in erster Linie genannt werden, wenn von der Architektur der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Rede ist: Schauspielhaus, Museum, Bauakademie (die Wiederaufnahme des mittelalterlichen Ziegelrohbaues) sind epochemachende Werke, seine landschaftlichen Architekturen, wie sie die Schlösser bei Potsdam zeigen, finden in ihrem liebenswürdigen Zusammenstimmen von Kunst und Natur nur in den besten Werken der Renaissance Verwandtes. Was kann es Anmuthigeres in dieser Art geben als das architektonische Idyll Charlottenhof für den damaligen Kronprinzen (s. Illustr. S. 808) wie alle Schinkel'schen Bauten bei außerordentlich geringen Mitteln geschaffen, mit seinen schön gruppirten Gebäuden, den Pergolen und Terrassen, der Fülle malerischer Durchblicke, der reizvollen Verwerthung antiker Sculpturreste und der geschickten Hereinziehung des Wassers in die architektonische Landschaft!

Der großartigeren Umgebung mit der breiten Wasserfläche im Vorgrunde entsprechend, ist dem gegenüber Casino und Schloß Glienicke etwas strenger in den architektonischen Linien gehalten. Wie einfach und bescheiden, aber doch wie vornehm erscheint die Anlage gegenüber den mit so viel reicheren Mitteln errichteten modernen Villenbauten! Wer endlich hätte nicht den Zauber des lieblichen sich ihm bietenden Architekturbildes empfunden, der, mit dem Schiffe sich der Glienicker Brücke nähernd, in einen Blick zusammenfaßt: das Casino mit seinem Hintergrunde von Baumriesen und daneben, durch das Grün schimmernd, das Schloß von Glienicke, dann die Brücke selbst mit jener reizvollen Variante des Lysikrates-Denkmals, dem „Antikentempel", zu ihrer Linken, und endlich auf der Berghöhe des Hintergrundes Schloß Babelsberg. All' dies Werke Schinkel's!*

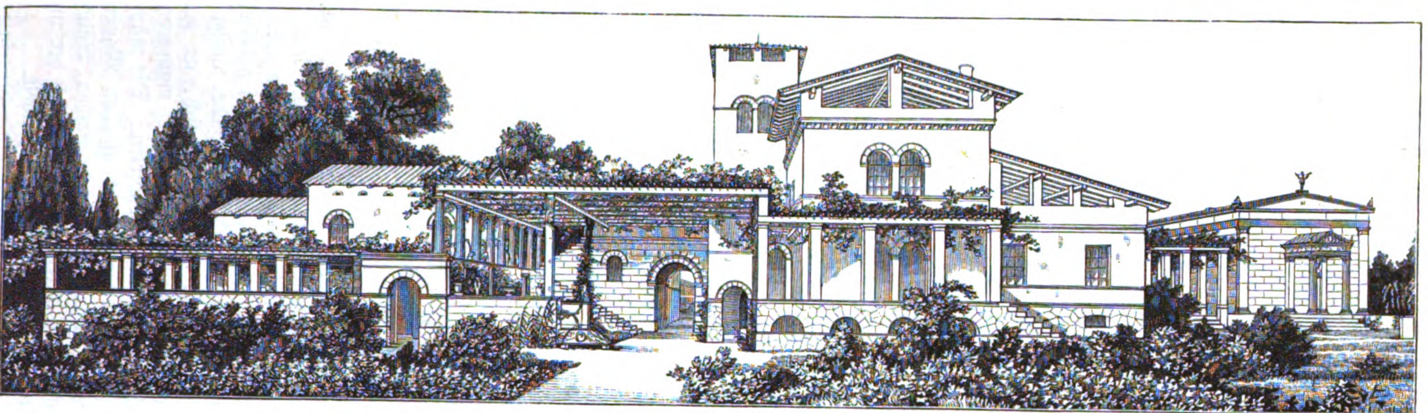
Seine Meisterleistung aber unter den ausgeführten Werken ist das Museum mit seiner festlich-prächtigen, den Vorübergehenden gewissermaßen zum Eintritt anlockenden Front, der verkörperten Idee eines der Oeffentlichkeit zu weihevollem Genuß bestimmten Baues. Auch über dies Werk ist so viel geschrieben worden, daß sich dieser kurze Ueberblick auf wenige Hindeutungen beschränken muß. So sei vor Allem der glückliche Raumsinn, den die Anlage offenbart, hervorgehoben: von der hohen Säulenhalle tritt man durch die mittlere wirkungsvolle Vertiefung und die mächtige, den oberen Treppenabsatz tragende Thür in die Rotunde. Es ist das eine allmälige Steigerung der Wirkung, deren mächtigen Eindruck jeder aufmerksame Besucher, der zum ersten Male oder nach längerer Pause wieder diese Räume betritt, empfunden haben wird. Monumentale Raumgliederung aber gehört wie zu den bedeutendsten so zu den in consequenter Durchführung seltensten architektonischen Mitteln. Selbst Schlüter's prachtvolle „Wendeltreppe" läßt sie vermissen; die Ueberführung des eigentlichen Treppenhauses zum Schweizersaal ist gewiß keine glückliche, wenn vielleicht auch unter den gegebenen Verhältnissen die einzig mögliche Lösung.

Daß die innere Einrichtung der Bildergalerie den heutigen Anforderungen nicht genügt, wird man Schinkel im Ernst nicht zum Vorwurf machen können, da erst seit seinem Bau die Erfahrungen gesammelt worden sind, auf denen wir heute fußen, und trotzdem in Bezug auf Raumeintheilung und Raumausnutzung sein Museum, als Ganzes genommen, die späteren Berliner Anlagen (Neues Museum, Nationalgalerie) weit übertrifft.

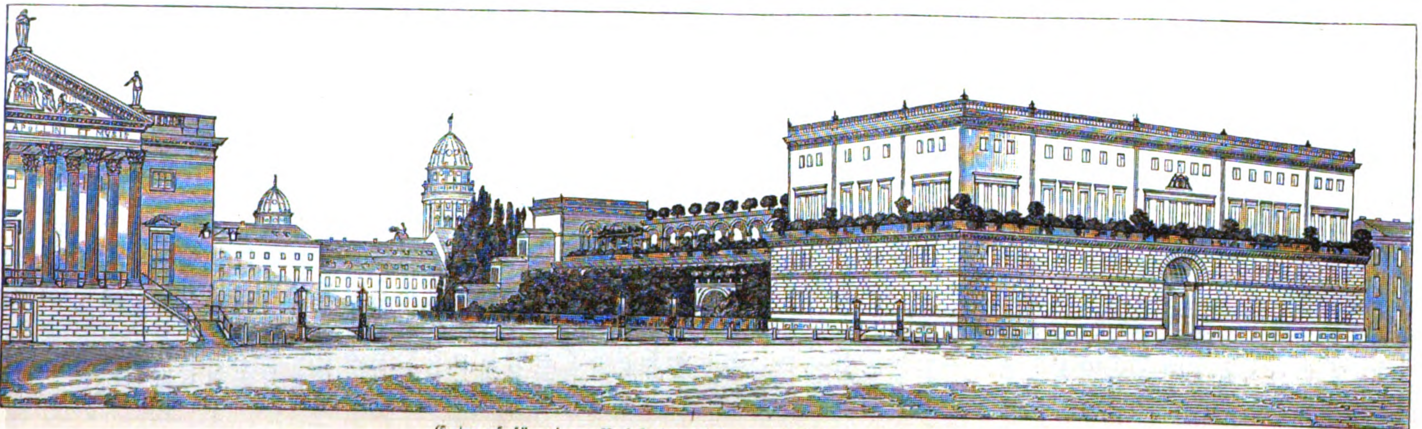
Ebenso ist der namentlich neuerdings laut gewordene Vorwurf, daß die Nebenfaçaden zu untergeordnet seien, ungerecht. Die Mittel, mit denen Schinkel arbeiten mußte, waren auch hier wieder äußerst beschränkt; so begnügte er sich, an den Nebenseiten allein durch die monumentalen Verhältnisse zu wirken. Die mächtigen Fenster aber und gleichen Mauerpfeiler lassen trotz der einfachen Wandgliederung erkennen, daß es sich her um ein bedeutsames Bauwerk handelt.

Doch nicht um die Analyse der einzelnen Bauten ist es uns zu thun, ebenso

* Schloß Babelsberg wenigstens in einem ersten, in der Ausführung stark benutzten Entwurfe.



Perspective von dem Gartenhaus in Charlottenhof bei Potsdam.



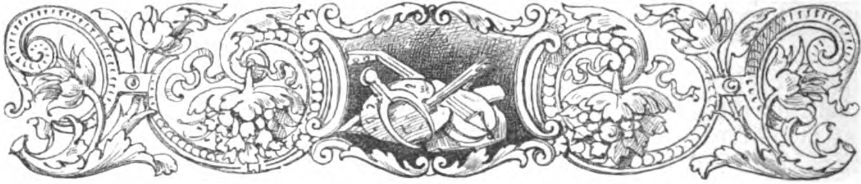
Entwurf für einen Palast des Prinzen Wilhelm von Preußen.

wenig um ein Hervorheben dessen, was in Schinkel's Mappen als Entwurf geblieben ist — darunter, wie so häufig bei Architekten, seine bedeutendsten Schöpfungen, vor Allem Schloß Orianda in der Krim. So sei auch nur mit ein paar Worten auf die Illustration der Seite 808 hingewiesen. Sie giebt einen der Schinkel-schen Entwürfe für einen Palast des Prinzen Wilhelm, Sr. Majestät des jetzigen Kaisers, bei dem er die in der späteren Langhans'schen Ausführung erhaltene Bibliothek mit einbeziehen wollte. Ein phantasievolles, imposantes Werk wäre es geworden mit seinen Terrassen und hängenden Gärten. Wieder aber reichten die Mittel nicht. Die Architektur lehnt sich sichtbar an die florentinischen Paläste des Quattrocento an, wie dies gleichfalls sein Palais für den Grafen Redern, Unter den Linden 1, und eine Reihe nicht ausgeführter Entwürfe thun. Man vergleiche aber die vorzugsweise auf den guten Verhältnissen beruhende vornehme Eigenart dieser Schinkel'schen Arbeiten mit Klenze's der gleichen Richtung angehörendem Neuen Königsbau, um den Abstand in der künstlerischen Kraft beider Männer zu ermessen. — —

Ziehen wir heute vom Standpunkt der allgemeinen Kunstgeschichte die Summe der künstlerischen Thätigkeit Schinkel's, so werden wir, wie im Obigen angedeutet wurde, einer stattlichen Anzahl seiner Werke eine hervorragende Stellung anweisen müssen, einmal als Etappen der Entwickelung, dann als Schöpfungen, reich an allgemeingültiger künstlerischer Schöne. Daneben freilich wird man nicht verkennen können, daß er seiner künstlerischen Richtung als solcher eine Kraft beigemessen, welche ihr nicht innewohnt. Der Versuch, aus hellenischem Geiste heraus die Aufgaben unserer Zeit lösen zu wollen, bleibt ein interessantes, von Schinkel glänzend inscenirtes Experiment, dem aber rechtes Gelingen fehlt. Die Gründe, weshalb die streng hellenische Renaissance in neuerer Zeit keine andauernde Lebenskraft gewinnen konnte, sind im Obigen dargelegt. Die nächste Folgerung ist die, daß von allen Stilen der Vergangenheit die Renaissance uns der adäquateste ist, da sie so ziemlich auf derselben Culturbasis steht wie unsere Zeit; wenigstens ist das sociale Leben und seine Sitten — bei aller Verschiedenheit im Einzelnen — im großen Ganzen das gleiche, gleich daher etwa die Anforderungen, welche wir an Kirche, Palast, Wohnhaus und ihre Ausstattung stellen. Freilich wo specifisch der Gegenwart angehörende Aufgaben an die Architektur unserer Zeit herantreten, da reichen auch die Formen der Renaissance nicht aus; wir fühlen dies Alle, aber das erlösende Wort, die rechte Form in diesem Falle zu finden, bleibt doch noch der Zukunft überlassen. Unzweifelhaft aber wird das nächste Jahrhundert bereits in den Werken unserer Zeit eine Fülle von Ansätzen der neuen Stilentwickelung* erkennen, welche uns, die wir das Ziel noch nicht vor Augen haben, verborgen bleiben.

Wenn aber Schinkel's Richtung aus inneren Gründen nicht zu dauernder Herrschaft gelangen konnte, so darf doch daneben ihre kunstgeschichtliche Bedeutung als Uebergangsstil, als Läuterungsproceß nicht verkannt werden; in seinem vollen Umfange können wir denselben vielleicht heute noch gar nicht übersehen. Schinkel's stetes Betonen des Anspruchslosen, des Naiven und Natürlichen der griechischen Kunst, verbunden mit dem Hinweis auf die Reinheit ihrer Verhältnisse, die sorgfältige Durchbildung aller Einzelheiten seiner Werke, die diesem Geiste entsprachen, bilden einen durchaus reformatorischen Gegensatz zu den pathetischen Architekturen der vorangehenden Zeit. Auch sie stehen bereits auf classischer Grundlage, aber sie sind vorwiegend malerisch gedacht, gehen auf große Effecte aus; vielfach sind die classischen Formen bei ihnen leere Phrase. Hierzu bot Schinkel und seine Schule die Antithese. Will es uns heute bedünken, daß ihn sein Streben selbst wieder in Einseitigkeit trieb, so ist es unsere Aufgabe, aus These und Antithese die Synthese zu gewinnen.

* Hiermit ist nicht zu verwechseln, daß trotz des ewigen Klagens über die Stillosigkeit unserer Zeit — man meint dabei den Eklekticismus derselben — allen modernen Werken, welche historische Bauformen sie auch nachahmen, ein ganz bestimmter individueller Stil gemeinsam ist, den spätere Geschlechter ebenso leicht erkennen werden, wie wir etwa die verschiedenen Schulen innerhalb der französisch-romanischen Baukunst, den wir aber natürlich nicht sehen, weil wir hier naiv handeln.



Literarische Mittheilungen.

Nicolai's griechische Literaturgeschichte.

Griechische Literaturgeschichte. In neuer Bearbeitung von Dr. Rudolf Nicolai. Zwei Bände in fünf Abtheilungen. Magdeburg, Heinrichshofen'sche Verlagshdlg.

Keine Nation besitzt einen solchen Reichthum literarhistorischer Untersuchungen über das Schriftenthum der alten Welt als die deutsche, wie denn überhaupt die Geschichte des Studiums der geistigen Welt seit der Epoche Winckelmann's unsere Stärke ausmacht. Das Studium der Alten ist verwoben mit der dichterischen Production wie mit der Kritik von Lessing und Herder bis in die Epoche der Romantiker. Wir haben deshalb keinen Mangel an bedeutenden Darstellungen dieses Gegenstandes. Otfried Müller gab einen Abriß, welcher eines der schönsten Denkmäler schöpferischer geschichtlicher Anschauung und glänzender Darstellung in unserer Sprache ist. Zugleich mit ihm trat Bernhardy's Werk hervor, in welchem eine sehr weitschichtige, wenn auch in der Tiefe weitaus Otfried Müller nicht gewachsene Gelehrsamkeit sich mit einem geistvollen, obzwar nicht selten nach willkürlichen philosophischen Gesichtspunkten arbeitenden Durchdringen des Stoffes verband. Schließlich begann Theodor Bergk, ein bedeutender, der Lösung der Aufgabe im höchsten Sinne gewachsener Philologe, eine griechische Literaturgeschichte im größten Stil, von welcher aber nur der erste Band erschienen, der, wie es scheint, dazu bestimmt ist, der einzige zu bleiben.

Bei so mannigfacher Behandlung des Stoffes blieb es doch ein Bedürfniß, für die Zwecke der Benutzung einzelner Partien, des Nachschlagens, des Handgebrauchs ein Werk zu besitzen, welches die Angaben der Literatur mit einer Zusammenfassung des sicher Erworbenen verknüpfte. Dies ist die Aufgabe, welche das vorliegende Buch in glücklicher Weise gelöst hat.

Sonach ist von demselben zweierlei ausgeschlossen. Es giebt nicht wie das von Bernhardy über den Stand der einzelnen einen Schriftsteller betreffenden Fragen ausführliche Auskunft; es entwirft auch nicht wie das von Otfried Müller ein glänzendes, zusammenfassendes Bild der Thätigkeit großer Schriftsteller; dagegen enthält es die Mittheilung von allem Erheblichen in Bezug auf den gesammten Schriftencomplex aus dem Alterthum, sofern er nicht nur für kleine fachwissenschaftliche Kreise zugänglich und von Interesse ist, denn die Literatur der Mathematik und Astronomie oder der Physik und Medicin, sowie auch die der Jurisprudenz ist von dem Verfasser ausgeschlossen worden. Findet man in den hervorragenden Literaturgeschichten die Entwickelung der Poesie in den Vordergrund gerückt, so ist hier die für das Verständniß des antiken Geistes nicht minder wichtige Entwickelung der Prosa und der Wissenschaft mitbehandelt. Und dies ist ein Verdienst des vorliegenden Werkes, welches wir nicht gering anschlagen. Wie die Geschichte der antiken Prosa hier vorliegt, ist es die erste Darstellung in dieser Art, welche wir von dem unermeßlich wichtigen Ganzen besitzen. Läßt man den Plato und den Demosthenes hinter sich, so schwindet freilich der Glanz der Sprache und der darstellerischen Kunst, aber es beginnt doch erst die innere Entwickelung des wissenschaftlichen Geistes. Das Denken wird allmälig freier von speculativen Voraussetzungen, und gerade in den Zeiten des tiefsten politischen Verfalls erhebt sich die Blüthe der empirischen Wissenschaften, an deren Entwickelung unsere eigene geistige nur wieder angeknüpft hat. Das Verdienst der Arbeit des Verfassers bezieht sich auf diese große Epoche in erster Linie. Wohl wäre die Frage, ob eine solche Darstellung das Recht hat, den Gang der

Entwickelung der Specialwissenschaften auszuschließen. Wird, wie hier geschieht, die Geschichte literarischer und grammatischer Forschung ausführlich dargelegt, aus welchem Grunde soll dann von einem Studium die Geschichte der Entwickelung des astronomischen Weltbildes oder der Kenntniß des menschlichen Organismus ausgeschlossen werden? Gewiß kann nur der Specialforscher diese Studien vorbereiten; aber ist erst der Ertrag gewonnen, wird er seine Würdigung nur in dem gesammten Bilde der alten Welt erhalten. Sieht man also auf das Ideal einer griechischen Literaturgeschichte, so ist uns auch diese Einschränkung, welche in dem Werke Nicolai's vorliegt, nicht zulässig erschienen. Aber freilich man kann nicht umhin, sie nach dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Forschung zu verstehen und begreiflich zu finden, denn noch harrt so Vieles aus dem Schriftencomplex dieser positiven Wissenschaften fachwissenschaftlicher Bearbeitung, daß von keinem einzelnen Manne die Lösung einer so umfassenden Aufgabe heute schon erwartet werden kann.

Doch sollen solche Wünsche in Bezug auf eine künftige Geschichte der intellectuellen Cultur der alten Welt uns nicht hindern, das vorliegende Unternehmen mit Freude zu begrüßen, welches zum Theil nun schon in zweiter Auflage vor uns liegt.

Wie es für ein solches Werk das Richtige, ist die Darstellung rein sachlich und die Angaben der Literatur sorgsam. Es ist ein ebenso lesbares als angemessenes Handbuch, das in diesen Bänden vorliegt.

Neue philosophische Schriften.

Die Aufhellung der Entwickelung Kant's und des Verständnisses seiner Schriften beschäftigt immer noch eine Anzahl von Gelehrten. Benno Erdmann fährt in seiner verdienstlichen Arbeit der Feststellung der Texte in den Hauptwerken dieses großen Philosophen fort: **Immanuel Kant's Kritik der Urtheilskraft.** Von Benno Erdmann. (Leipzig, Verlag von Leopold Voß.) Es ist nicht leicht, den Text dieser Schrift festzustellen. Die erste Ausgabe war sehr rasch, und ohne daß Kant ihr eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätte, besorgt worden. Auch die dritte zeigt die eigene bessernde Hand Kant's nirgends. Dagegen die zweite bekundet Kant's eigene Thätigkeit durch zahlreiche Präcisirungen des Ausdrucks, durch nicht seltene Einfügungen sowie durch gelegentlich eingestreute eigene Zusätze. Unter diesen Umständen hat Erdmann mit Recht diese Ausgabe seinem sehr sorgsamen Abdruck zu Grunde gelegt. Die Lesarten sind sorgfältig eingefügt, und eine vortreffliche Einleitung handelt von der Entstehung des Werkes. Wir bemerken ausdrücklich, daß das Werk im Gegensatze zu so mancher Kantausgabe von der Verlagshandlung ganz mustergültig ausgestattet ist.

Eine einzelne Untersuchung über Kant bietet: **Immanuel Kant's Erkenntnißtheorie.** Nach ihren Grundprincipien analysirt von Johannes Volkelt. (Leipzig, Verlag von Leopold Voß.) Diese Arbeit verknüpft historische Darstellung und Kritik. Ihre Methode ist, die fundamentalen Triebfedern des Kantischen Denkens oder die Principien, die dasselbe constituiren, nach einander darzulegen und zu zeigen, wie aus deren Zusammenwirken das eigenthümliche Gefüge seiner Philosophie entspringt.

Von den gesammelten Werken John Stuart Mill's, in der Uebersetzung von Theodor Gomperz, ist ein zwölfter Band erschienen: **Ueber Frauenemancipation. Plato. Arbeiterfrage, Socialismus.** Von John Stuart Mill. Uebersetzt von Siegmund Freund. (Leipzig, Fues's Verlag [R. Reisland].) Auch diese Abhandlungen zeigen die eigenthümliche Verbindung scharfer Dialektik mit einer auf die realen Probleme der Gesellschaft gerichteten edlen, vorwärtsschreitenden Tendenz des Gemüthes, wie sie diesen hervorragenden Denker charakterisirt. Die Abhandlung über Plato ist bemerkenswerth durch die Bedeutung, welche sie Plato auch für das gegenwärtige Studium der Philosophie zuertheilt. Die Abhandlung über Frauenemancipation wird viele Leser interessiren, da Mill bekanntlich ihr hervorragendster Vertheidiger war. Die beiden anderen Abhandlungen enthalten die letzte abschließende Auffassung dieses großen Problems bei Mill. Es ist bekannt und die Abhandlung über den Socialismus bestätigt es, daß Mill in der späteren Zeit seines Lebens sich immer mehr der Anerkennung gewisser Grundgedanken des Socialismus näherte.

Einen anderen interessanten Rückblick auf einen englischen Forscher enthält: **Erasmus Darwin.** Von Ernst Krause. (Leipzig, Verlag von Ernst Julius Günther.) Die Abhandlung enthält zunächst ein Lebens- und Charakterbild des berühmten Forschers von seinem Nachkommen, dem Erben seines Geistes und seiner Richtung, Charles Darwin. Alsdann eine Darstellung der Stellung desselben in der Geschichte der Descendenztheorie von Ernst Krause. Insbesondere das, was Charles Darwin aus seinen Materialien gegeben hat, ist in der Darstellung außerordentlich fesselnd und voll

von neuen Aufschlüssen. Schon Erasmus Darwin spricht den Grundgedanken aus: Die stärkeren schnellen Thiere verschlingen die schwächeren ohne Gnade und Barmherzigkeit. Solcher Art ist die Lage der organischen Natur, deren erstes Gesetz in den Worten ausgedrückt werden könnte: Friß oder werde gefressen, wodurch sie einem großen Schlachthause oder einem ungeheuren, Alles umfassenden Schauplatz von Gefräßigkeit und Ungerechtigkeit ähnlich erscheint. Er fährt sodann weiter fort: „Wo finden wir eine wohlwollende Idee, die uns inmitten so vieles anscheinenden Elendes trösten könnte?“ Er argumentirt darauf so: „Raubthiere überfallen und fangen viel leichter die Alten und Schwachen, die Jungen werden durch ihre Eltern vertheidigt . . . durch diese Einrichtung wächst das Lustgefühl in der Welt . . . alte Organisationen werden in junge umgewandelt . . . der Tod kann nicht so eigentlich ein Uebel genannt werden als das Aufhören des Guten.“

An der Spitze selbständiger philosophischer Arbeiten heben wir hervor: **Essays** von Max Müller. Erster Band. Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft. Zweite vermehrte Auflage. (Leipzig, Verlag von Wilh. Engelmann.) Mit allem Nachdruck haben wir schon wiederholt unsere Leser auf die Arbeiten dieses großen Gelehrten hingewiesen, welcher es wie Wenige versteht, die wichtigsten Resultate seiner Forschungen dem ganzen Kreise der Gebildeten zugänglich zu machen. Wie Helmholtz hat er einige seiner weittragendsten Gedanken in Aufsätzen niedergelegt, welche für einen solchen weiteren Leserkreis bestimmt waren. Es ist bekannt, daß die Beschäftigung mit den Veden den Mittelpunkt der Lebensarbeit von Max Müller seit frühen Jahren ausgemacht hat. Besitzen wir nun in diesen die Haupturkunde der ältesten Religion unserer indogermanischen Voreltern, so mußte bei einem so bedeutenden und philosophisch denkenden Kopf diese Beschäftigung naturgemäß vergleichende religionsgeschichtliche Forschungen anregen. Max Müller darf als der Führer auf diesem Gebiete betrachtet werden. Eine tiefe religiöse Innerlichkeit befähigt ihn in vorzüglichem Grade zum Aufbau der Grundzüge dieser Wissenschaft, während ihm andererseits die Fülle positiver Kenntniß von Sprache und Literatur in einem Umfange zu Gebote steht wie kaum einem zweiten Lebenden. So erstreckt sich die vorliegende Arbeit über die Veden, Zend-Avesta, die Genesis und den semitischen Monotheismus, den Buddhismus und die Religion des Confucius, und auf alle diese Gebiete werden unsere Leser ihm mit demselben gespannten Interesse folgen.

Die Grundprobleme der Erkenntnißthätigkeit, beleuchtet von psychologischen und kritischen Gesichtspunkten von Otto Caspari. Zweiter Theil: Die Natur des Intellects im Hinblick auf die Grundantinomie des wissenschaftlichen Denkens. Zweite Ausgabe. (Berlin, Verlag von Theodor Hofmann.) Die Richtung dieses Schriftstellers ist die des Darwinismus. Die vorliegende Abhandlung geht von Kant aus und hat den Causalbegriff zu ihrem Mittelpunkt. Sie giebt eine brauchbare Geschichte dieses Begriffs bis zu den Schriften der gegenwärtigen Forscher.

Denkrichtungen der neueren Zeit. Von M. J. Monrad. Deutsche, vom Verfasser selbst besorgte Bearbeitung. (Bonn, Ed. Weber's Verlag.) Es ist eine in Christiania entstandene Schrift, welche hier geboten wird. Sie charakterisirt mit freiem und edlem Geist die gegenwärtig herrschenden Richtungen, und diejenigen Partien sind von wirklich hervorragendem Interesse, welche die uns sonst so wenig bekannten Philosophen des skandinavischen Nordens behandeln.



Unter Verantwortung von Friedrich Westermann in Braunschweig. — Redacteur: Dr. Gustav Karpeles.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.